Princeton University Library
32101 067921039

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 1. 1. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

1) England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer, Parlamentsglied und Verfasser des Pelham ꝛc. Uebersezt von Louis Lax. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Wie von einem unsichtbaren Magnet fortgezogen, läuft alles jezt der Politik nach. Die Schusterjungen verlangen Reform und der alte Seekönig muß über diese „sehr jungen Rathgeber" nicht nur lächeln, sondern ihnen sogar nachgeben. Daß einem so gewaltigen Zuge der Zeit auch die Poeten folgen, ist nicht zu verwundern, denn die Poeten waren immer etwas elastisch, für alle Eindrücke empfänglich und ehrgeizig genug, um da mitzusprechen, wo man nicht mitsingen konnte. Walter Scott hielt gewiß viel auf seinen Dichterruhm, doch schien es ihm noch mehr zu schmeicheln, wenn man ihn für einen Aristokraten hielt. Bulwer ahmt ihn nach, obgleich in entgegengesezter Richtung. Der berühmte Romandichter tritt als Parlamentsglied auf, liest allen Partheien den Text und gibt nicht undeutlich zu verstehn, daß er es für möglich halte, wenn man sich seiner Führung überlassen wolle, der Thiers von England zu werden. Nichts kann liebenswürdiger seyn, als die Art, mit welcher Bulwer sich über die Tiefe und Klarheit seiner politischen Ansichten selbst zu verwundern scheint.

Man sollte meinen, Herr Bulwer sey ein Deutscher, denn er rühmt sich, keiner Parthei anzugehören. Inzwischen ist dies — was in Deutschland so äußerst unbedenklich wäre — in England originell und keineswegs unwichtig. Sehr richtig sagt Bulwer, bisher sey kein Plebejer in England aufgekommen, ohne sogleich ein Renegat seines Standes und wüthender Patricier zu werden. „Die höchsten Aemter stehen jezt Jedermann, ohne Rücksicht auf Stammbaum und Ahnen, offen, aber Einflüsse, welche stärker als Gesetze sind, haben es dahin gebracht, daß diese Aemter nur mit Hülfe eines oder des andern Theils der Aristokratie erworben werden können. Daher sehen wir täglich Männer, die aus dem Volke hervorgegangen sind, in hohen Würden, ohne daß diese die erlangte Gewalt zu Gunsten des Volkes verwendeten. Ja es muß bemerkt werden, daß selbst unter den Juristen, welche doch meistens die ersten Schritte zu ihrer Beförderung ihren eigenen Talenten und ihrer Ausdauer verdanken, obgleich sie für den Gipfel der Ehren sich nach oligarchischer Begünstigung umsehen müssen, daß selbst bei ihnen, wie dies bei einem Scott oder Sugden der Fall ist, der niedrigste Plebejer von Geburt, sobald er zu einiger Wichtigkeit gelangt, sogleich in der Politik der bitterste Aristokrat wird. — So hat die englische Aristokratie, weil sie keine strenge Abgränzung, wie der deutsche Adel, um ihren Stand aufgeführt hat

600094

Digitized by Google

ihren moralischen Einfluß durch die ganze Gesellschaft ausgedehnt und man kann so ihren Stand, wie die Stadt der Lacedämonier, um so sicherer durch innere Kraft nennen, weil sie alle gewöhnlichen Befestigungen verschmäht hat. Aus dieser Vermischung der höchsten Aristokratie mit den untergeordneten Klassen der Gesellschaft entspringen in diesem Lande bei weitem schärfere und zahlreichere Grade des Rangs, als in irgend einem andern Lande. Sie sehen die beiden Herren dort — an Geburt, Vermögen, Gütern sind sie ganz gleich — und doch haben sie keineswegs gleichen Rang; der eine blickt auf den andern, als ob er unbestreitbar unter ihm stände. Wollen Sie wissen warum? Er hat vornehmere Konnexionen. Auch haben Konnexionen nicht etwa nur einen idealen, sondern einen sehr positiven Werth. Das Bekanntschaftswesen bringt auch seine Ehren; nächst dem Glück mit Großen verwandt zu seyn, kommt das, die Großen zu kennen: und selbst die Frau eines Bürgersmannes, welche ihr Haus voller anständiger Leute hat, hält sich, und wird von Andern stillschweigend höhern Rangs gehalten, als die, welche, wenn schon von besserer Geburt und größerem Vermögen, dem Vermögen und der Geburt Anderer nicht so fleißig den Hof macht; die eine Frau hat nur ihren eigenen achtbaren Rang anszuzeigen, aber die andere reflektirt den höhern Rang jeder Herzogin, welche in ihrem Visitenkartenrahmen glänzt. Diese mystischen, in einander spielenden und mannichfaltigen Schattirungen der Abstufungen; diese schillernden Färdungen der Gesellschaft bringen die Wirkung hervor, daß die Leute keine genaue und bestimmte Stellung haben; daß sie durch bloße Bekanntschaften steigen und auf Bessere herabsehen können; daß während der durch Verstand oder Einfluß gewonnene Rang nur wenigen offen ist, der Rang, welcher durch die vornehme Welt erlangt werden kann, irrig allen offen scheint. Daher zuerst jenes ewige Wetteifern unter einander, daher jene Prunklust, jene Nachahmungssucht, welche unsere Landsleute beiderlei Geschlechts bezeichnet. Diese von Fremden so gleichmäßig beobachteten Eigenschaften sind noch nie auf ihren wahren Ursprung zurückgeführt worden. Es ist mir, denke ich, gelungen, ihre Ursache als nationnelle Charakteristik der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres aristokratischen Einflusses aufzustellen. Da Reichthum die Verbindung mit Adeligen und ihre Achtung erwirbt, so wird Reichthum selbst da erheuchelt, wo er nicht ist; und da Modeton, welcher eine Schöpfung der Aristokratie ist, nur durch Nachahmung der Modewelt erlangt werden kann, so sucht einer dem andern ähnlich zu werden und hofft die gute Meinung anderer zu gewinnen, indem er auf eigene Meinungs-Unabhängigkeit verzichtet. Und daher entspringt auch der vorstechende Zug in unserm Nationalcharakter, unsere Zurückhaltung, jener Stolz, bei weitem mehr der Ausdruck von Mißvergnügen, als von Würde, der von unseren Gästen vom Kontinent mit Verdruß und Verwunderung betrachtet wird, und sprichwörtlich geworden ist. Da Niemand in der Gesellschaft einen festen Standpunkt, außer dem ganz Großen besitzt, (in dem meistentheils diese Charakterzüge verschwinden) so wird man bei jeder Annäherung zu einem, der scheindar unseres Gleichen ist, sich entweder durch eine Bekanntschaft herabsetzen, die durchaus der fingirten, einmal für ehrenwerth gehaltenen Vorzüge entbehrt, oder man wird andererseits seinen Stolz der Kränkung oder Zurückstoßung eines Mannes Preis geben, der aus Gründen, die man unmöglich zu entdecken vermag, seine Stellung bei weitem unzweideutiger findet, als unsere eigene. La Bruyere bemerkt, daß, da der Rang der ledigen Leute weniger feststehe, als der der Verheiratheten, da jene sich noch durch eine Verbindung aufschwingen können, dieselben in der Gesellschaft gewöhnlich einen Grad höher gestellt würden, als sie von Rechtswegen verlangen können. Ein anderer französischer Schriftsteller hat bei einem Kommentar über diese Stelle bemerkt, daß dies Ein Grund sey, warum die ledigen Personen in der feinen Gesellschaft gewöhnlich weniger wahre Würde und mehr künstliche Anmaßung besäßen, als die Verheiratheten: sie affektiren einen eingebildeten Standpunkt. Bei uns sind alle Klassen wie die Junggesellen La Bruyeres: alle streben nach irgend einem ideellen Standpunkte, eine Stufe über der ihrigen, und handeln gemäß der Würde dieses chimärischen Barataria. Der geistreiche Verfasser des Opium-Essers sagt, daß die Familie eines Bischofs sich meist durch ihren Stolz auszeichne. Das rührt daher, weil die Familie eines Bischofs eine zweideutige Stellung hat und immer fürchten muß, daß man sie nicht hoch genug anschlägt: ein Bischof gehört zur Aristokratie, aber seine Familie zur Gentry. So auch sind natürliche Söhne bekannt wegen ihrer Anmaßung und ihres Hochmuths — die Ursache ist dieselbe."

Bulwer kämpft gegen diesen aristokratischen Einfluß und Geist, und will ihn aus den Sitten, aus der Gesellschaft verbannen. Das ist ganz etwas Anderes, als die Opposition radikaler Plebejer gegen die politische Aristokratie, und eben das macht das Buch merkwürdig und zu einem Zeichen der Zeit. Bulwer hat nichts mit den Hunts oder Cobbets gemein, er gehört der Gentry an, er ist einer der feinsten Köpfe, einer der zartsinnigsten Dichter Englands. Auch ist seine Opposition keine bloß poetische, weltverachtende, göttliche oder diabolische oder Beides zugleich, wie die des Lord Byron, sondern es ist eine ganz verständige bürgerliche Opposition eines Parlamentsglieds. Die poetische Opposition kennt und definirt er sehr gut: „Aus dem Ton der Gesellschaft,

Digitized by Google

welchen ich zu beschreiben versucht habe, entspringt eines unserer tiefsten Nationalgefühle, jene vage, unbestimmte Melancholie, welche zum Theil philosophisch, zum Theil poetisch ist, jenes trübe und tiefe Gefühl, welches sich nur im englischen und deutschen Charakter findet, und in beiden Nationen aus denselben Ursachen hervorgeht; es ist das Resultat eines regen, in einen schalen, geistlosen Kreis gebannten Sinnes. (In den kleinen Städten Deutschlands bietet die Gesellschaft, wenn sie auch unterrichteter ist, als in England, doch auch nicht mehr Reiz.) Eine Geistesermattung überschleicht uns, und die Flachheit der Welt bringt fast dasselbe moralische Ergebniß hervor, als die Nichtigkeit des Wissens. Daher kömmt bei den Geistvollern unserer Gentry jene rastlose und flüchtige Reiselust. Unbefriedigte Sehnsucht, welche sie nicht ergründen, drängt sie, dem nüchternen und unerquicklichen Leben ihrer Heimath zu entrinnen. Bei keinem Volke findet man so viele Beispiele von unzufriedenen Reichen. Diese, für den, der sie besizt, so unglückliche Gemüthsstimmung ist der Poesie nicht ungünstig, und gibt, wenn auch aus den kleinlichsten Gründen entspringend, doch oft dem Charakter etwas Interessantes und Edles. Aber sie beschränkt sich hauptsächlich auf die Jugend; nach einem gewissen Alter entwachsen wir ihr; die Seele gewöhnt sich an diese Tretmühle und geht mechanisch ihren Gang fort, den sie mit Widerwillen begonnen hat."

Bulwers Ansicht über den Einfluß der englischen Aristokratie ist in folgenden Auseinandersetzungen am klarsten ausgesprochen: „In allen Staaten ist irgend ein vorherrschender Einfluß, entweder ein monarchischer, oder priesterlicher, oder populärer, oder aristokratischer. Was ist es aber für ein Einfluß, dessen Vorherrschen ich in den vorigen Abschnitten dieses Werkes nachgewiesen habe; der den Nationalcharakter färbt, jede Abstufung unseres socialen Systems durchdringt, unser Unterrichtswesen beherrscht, unsere Religion leitet, auf unsere Literatur, unsere Philosophie, unsere Wissenschaft, und Künste wirkt? Ihr antwortet schnell, der aristokratische. Und so ist es auch. Nun aber seht, wie einige eurer (vielleicht) unüberlegten Freunde auf die Nachtheile einer Monarchie und die Fehler einer Staatsreligion hindeuten — hier, sagen sie, liege der Einfluß, der eurem Wohle im Wege stehe. Ihr erkennt aber aus der Untersuchung, welche wir vorgenommen haben, daß dies nicht der Fall ist; welcher Art auch die Fehler in einem Theile unseres moralischen, socialen, oder intellektuellen Systems seyn mögen, so haben wir die Ursachen dieser Fehler nicht in dem monarchischen Einflusse gefunden. Ich gebe zu, daß wir in gewisser Beziehung (aber auch hierin nur als Folge einer schlechten Anordnung) uns in etwas über gewisse Einflüße der gesetzlichen Kirche zu beklagen haben. Zehnten sind schlimme Liebesboten zwischen unsern Hirten und uns; aber da wir in Begriff sind, statt derselben eine bessere Einrichtung zu treffen, so wollen wir kein Wort mehr über diesen alten Beschwerdepunkt verlieren: wir wollen, nach gut englischer Weise, sobald das Uebel abgeschafft ist, vergeben und vergessen. Die Sitten des gutsherrlichen Patronats in der Kirche, welche die Seelensorge zu einer Versorgung für jüngere Söhne macht, gibt uns, wie ich bereits zu beweisen gesucht habe, eine Menge fauler und nutzloser Priester. Aber man sieht, daß dies nicht die nothwendige Folge der gesetzlichen Kirche selbst, sondern nur des aristokratischen Einflusses ist, welcher auf die Kirche wirkt: eben so wie an den großen Ausgaben, welche wir uns aufgeladen haben, nicht das Repräsentativsystem, sondern die Aristokratie Schuld ist, welche das System verdorben hat. Darin, daß in jeden Winkel der Insel eingedrungen, jedes Dorf von den Werkzeugen der Civilisation kolonisirt wird, Schulen gegründet, die Gutsherren aufgeklärt, der moralische Charakter und die geistige Tendenz der Dissenters unbewußt geleitet, die düsteren Exzesse des Fanatismus bis zu einer gewissen Ausdehnung niedergehalten werden, darin erkennt man die wiedergutmachenden Wirkungen einer gesetzlichen Kirche, welche, wie wir gestehen müssen, deren Mißbräuche zehnfach ersetzen, und welche selbst die aristokratischen Verschlechterungen nicht zu vernichten vermocht haben. Nicht also gegen eine Monarchie, oder eine Staatsreligion ziemt es uns, meine Freunde, als denkenden und unbefangenen Männern, den Liberalismus unserer Zeit zu richten, sondern vielmehr gegen die eigenthümliche, alles durchdringende Organisation des aristokratischen Geistes. Es ist von Wichtigkeit für uns, daß wir dies gehörig einsehen, und vollständig anerkennen. Das ist der erste Grundsatz, den wir fest halten müssen, wenn wir nicht im Dunkeln uns mit eingebildeten Dieben herumschlagen wollen, während die wahren Schelme uns ungestraft ausplündern. Unter uns, ich finde, daß ein großer Theil der Aristokraten selbst bereit ist, bei jeder Gelegenheit den Vorwurf wegen ihren eigenen Uebelthaten auf den König oder die armen Bischöfe abzuwälzen; hütet euch vor ihnen! — Wenn wir den Nationalcharakter und unser vielseitiges sociales System untersuchen, finden wir nicht, daß der monarchische Einfluß verderblich ist; ja ich möchte weiter gehen und sagen, daß der Monarch der wirksamste Rückhalt gegen die antipopulären Interessen ist. Blicken wir auf unsere neuere Geschichte! Hat nicht bei allen politischen Maßregeln der König des Volkes Parthei genommen? Die Uebereinstimmung zweier gesetzgebender Zweige — des exekutorischen und des repräsentativen — hat die widerstrebende Einwilligung der erblichen Kammer gezwungen. Welches Interesse hat auch ein Monarch an der Fortdauer von Mißbräuchen? Er

3007
.587
1834

Digitized by Google

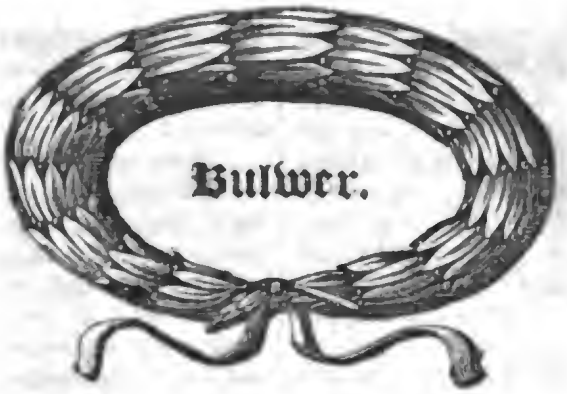
hat nicht, wie die Aristokratie, bei Konzessionen zum Vortheil des Volkes etwas zu verlieren. Was liegt ihm an Beibehaltung der Jagd- und Korngesetze — der Korporationen und Monopole, oder der ausgedehnten und komplizirten Verzweigungen, aus welchen der aristokratische Nepotismus einen Wald von Unheil vermittelst einer einzigen Banyane gezogen hat? Ein glückliches Volk gibt einen mächtigen König, aber einen schwachen Adel. Nein, meine Freunde, nein — ein König gewinnt nichts, wenn er das Volk arm macht; wohl aber hat jeder Lord eine Hypotheke einzulösen, oder einen jüngern Sohn zu versorgen, und der Aristokratie also, nicht dem Könige, bringt das verdorbene System Gewinn. — In Wahrheit, meine Freunde, alle diese alten Beweise für die Nothwendigkeit einer mächtigen Aristokratie, die den König auf der einen und das Volk auf der andern Seite beschränke, sind jezt nicht mehr anzuwenden. Die beschränkende Macht ist nicht mehr damit zufrieden, bloß eine Schranke zu bilden; sie ist wie die See, die überall weiterdringt, wo sie nicht zurückgeht; wir haben bereits gesehen, wie sie jeden Einfluß, der sich ihr hätte entgegenstellen sollen, durchdrungen und überschwemmt hat. — Ihr könnt, wenn ihr wollt, das Oberhaus wegjagen, ihr könnt die Titel abschaffen, ein Freudenfeuer aus Grafenkronen und Hermelinmänteln machen, aber trotz eurer Mühe würde die Aristokratie eben so stark bleiben, als früher. Denn ihre Macht liegt nicht in den Gobelins des Oberhauses, nicht in einem scharlachenen Wollsack, nicht in Bändern und Sternen, Goldreifen und Titeln: ihre Macht, meine Freunde, liegt in euch selbst, liegt in dem aristokratischen Geiste, und der Sympathie, von der ihr alle durchdrungen seyd. In eurer Brust liegt, während ihr nach populären Maßregeln strebt, doch eine ehrfurchtsvolle Meinung von der Trefflichkeit aristokratischer Geschäftsführer; ihr haltet nur die reichern Leute für „respektabel;“ ihr habt einen hohen Begriff von dem Stande; ihr haltet den Mann für vorzüglich, der nicht in Tugend und Verstand, sondern in den Lebensgütern über seinen Nebenmenschen steht. Der ausgezeichnetste eurer Repräsentanten rühmt sich gewöhnlich, „daß er seinen Stand nur seines Vaters Industrie als Wollspinner zu danken habe; ihr bewundert ihn, wenn er das sagt; vor wenigen Wochen noch, als er jene Ruhmrede äußerte, erscholl euer Beifallsgeschrei durch die Luft, ihr glaubtet, die Rede sey demokratisch und aus Liebe zur Wahrheit gemeint. Gerade das Gegentheil war sie, sie war aristokratisch (obgleich in einem gemeinen Style der Aristokratie) und ganz falsch. Er verdankt seinen Stand der Wollspinnerei! Seht ihr denn nicht, daß dieß einen Geldstolz in sich schließt, eine Aristokratie, die noch viel schlimmer ist, als der Geburtsstolz. Er verdankt seinen Stolz der Wollspinnerei! Wenn Jemand das bloß so hinsagt, so sehe ich nicht, was man sich dessen zu rühmen habe, was im Geschäft des Wollspinnens so Edles liegt! Aber euer Repräsentant meinte es anders, nämlich, daß die Industrie seines Vaters, ein ungeheures Vermögen zusammenzubringen, lobenswerth, und daß er deßhalb stolz darauf sey; und ihr, meine Freunde, die ihr größtentheils beschäftigt seyd, Geld zu verdienen, seyd sehr geeignet, über das Kompliment entzückt zu seyn. Aber Erfolg im Geldsammeln ist eine armselige Tugend in den Augen derer, welche höhere Begriffe von Moralität haben; es verträgt sich mit den gemeinsten Lastern, mit knechtischem Sinn, mit Geiz, Hinterlist und Uebervortheilung. Ja, es verträgt sich nicht bloß mit diesen Eigenschaften, sie sind es eben, vermittelst deren gewöhnlich das große Vermögen erworben wird. Ohne Zweifel waren dieß nicht die Fehler des Vaters jenes Repräsentanten. Ich weiß nichts über diesen jezt verstorbenen Herrn; er stand in großem Rufe; er mag jede mögliche Tugend gehabt haben, ich will das Alles gerne zugeben, aber ich halte mich nur an den Punkt, daß Sir R. Peel nur mit der Einen Tugend prahlte, nämlich der, Geld zu erwerben. Wenn dies ein aristokratischer Stolz war, wenn dies einen armseligen Begriff von Moralität verrieth, so ist es auch auf der andern Seite gar nicht einmal wahr. Und euer Repräsentant muß es gewußt haben, als er es aussprach. Es ist nicht wahr, daß dieser ausgezeichnete Mann seine Stellung in der Welt seines Vaters Industrie verdankt; es ist nicht wahr, daß Wollspinnen etwas damit zu schaffen hat: er verdankt seine Stellung seinen eigenen Talenten, seiner eigenen Beredtsamkeit, seiner eigenen Ausdauer. Das sind Eigenschaften, auf die man stolz seyn kann, auf sie kann ein großer Mann mit edler Bescheidenheit hinweisen, aber euch zu Gefallen, meine theuern Freunde, spricht der verschlagene Redner nur von dem το καλον des Wollspinnens, von dem το πρεπον des Gelderwerbes. Glaubt mir also, daß, wenn ihr morgen eine Republik einrichtet, es eine aristokratische Republik werden wird; und obgleich es eben so schlimm seyn würde; wenn es eine Aristokratie von Krämern, als wenn es eine Aristokratie von Adeligen wäre, so glaube ich doch, daß im Ganzen es eine Aristokratie seyn würde, die der jetzigen bedeutend gleichen dürfte (nur ohne die Beschränkungen, welche jezt die königliche Prärogative ausübt.)“

Dies sind inhaltschwere Worte. Aber durch welche Mittel will der Verfasser diesen bösen Dämon der Geldehre bannen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 2. 3. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

1) England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer, Parlamentsglied und Verfasser des Pelham ꝛc. Uebersezt von Louis Lar. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

(Beschluß.)

Es klingt fast komisch, wenn Bulwer einige Hoffnung auf eine moralische Emancipation des Parlaments, etwa unter den Auspicien seines eignen poetischen Geistes durchblicken läßt. „Es ist kein Wunder, meine Freunde, daß ihr über das Schweigen und den Mangel an Energie bei euren unabhängigen Mitgliedern klagt; es müßten in der That trozige Geister, wahre Molochs seyn, die so großen Hindernissen widerstehen könnten. Verlaßt euch darauf, entschließen sich die unabhängigen Mitglieder einmal, zusammenzuhalten, so werden sie, was Energie und Sprache betrifft, euch nicht mehr mißfallen. Was mich angeht, so habe ich, ist diese Parthei erst gehörig gebildet, große Hoffnung, daß der Strom sich klar genug aus der schlammigen Quelle herausarbeiten, und daß euer reformirtes Parlament, welches jezt euch nicht genügt, in ein paar Jahren euch hinreichend befriedigen wird."

Inzwischen vergißt er nicht, daß durch Erziehung viel geschehn kann, und darum legt er großen Werth auf eine Reform des Unterrichts in England. Die gelehrten Schulen schildert er als die entartetesten Institute der Aristokratie. „Der größere Theil der Knaben in einem Gymnasien besteht nämlich aus den Söhnen der — was man sagen kann — kleinern Aristokratie, aus Söhnen von Landedelleuten, reichen Kaufleuten, wohlhabenden Advokaten, von Leuten, die zu den bürgerlichen Eigenthümern des Landes gehören; der geringste Theil sind die Söhne von Staatsmännern und Pairs. Nun aber denkt jeder Vater von den ersteren Klassen innerlich an die Vortheile der Bekanntschaften und Konnexionen, welche sein Sohn durch sein Zusammenleben mit denen der leztern Klassen erringen wird. Er blickt über den Nutzen des Unterrichts hinaus — auf die Aussichten in der Welt vorwärts zu kommen. Der Vater des jungen Howard hat zehn Pfründen zu vergeben, der junge Johnsohn kann ein guter Freund des jungen Howard werden, und eine dieser Pfründen erhalten. So denkt der alte Johnson, wenn er für das Griechische bezahlt, das sein Sohn nie lernen wird. Der junge Cavendish ist der Sohn eines Ministers, wenn der junge Smith sich hervorthut, kann er zu der herrlichsten Konnexion kommen! So sagt der alte Smith, wenn er findet, daß sein Sohn prächtige lateinische Verse macht, obgleich er den Lucian nicht ohne ein Lexikon übersetzen kann! Weniger beschränkt, obwohl gleich aristokratisch, sind die Ansichten der Mutter. Mein Sohn ist sehr

Digitized by Google

intim mit dem kleinen Lord John: er wird, wenn er das Alter hat, in die beste Gesellschaft kommen! Wer weiß, ob er nicht einmal die kleine Lady Maria heirathet!“ — Noch schlimmer steht es mit den Universitäten. „Nirgends sind die Abgränzungen der Geburt und des Vermögens so schwach gezeichnet, wie in einer Schule, nirgends so scharf und tief wie auf einer Universität. Der junge Adlige wird mit einem Male von der Seite des jungen Bürgerlichen entrückt: wenn er ausgeht, hat er ein ausgezeichnetes Kostüm an, wenn er speist, sizt er an einem höhern Tische mit den Vorstehern seines Kollegiums, in der Kapelle wendet er sich an seinen Schöpfer, oder liest den Rennkalender in einem besondern Kirchenstuhle. In den meisten Kollegien ist die Disciplin, der er unterworfen ist, verhältnißmäßig schlaff und gelind. Pünktlichkeit bei Vorlesungen und Gebeten ist nicht so durchaus wichtig bei einem „jungen Manne von solchen Hoffnungen.“ Was das erste betrifft, so haben erdliche Gesetzgeber keinen Unterricht nöthig, was das leztere angeht, so hat die Religion eines Kollegiums keine Verdammung für einen Lord. Ja, in Cambeidge sind die Abgränzungen der Stände so scharf, daß der Sohn eines Baronets etwas Eigenthümliches in seiner Kleidung hat, um sich von dem jüngern Sohne eines andern zu unterscheiden, und daß er vermuthlich ein größerer Mann im Kollegium ist, als später sein ganzes Leben lang. Und diese abergläubische Beachtung der socialen Abstufungen hält sich nicht bloß an den Rang; im Kollegium schwingt sich der älteste Sohn plötzlich zu der Wichtigkeit, der Erhebung über seine Brüder auf, welche er später für das Leben beibehält. Es geschieht gewöhnlich, daß der älteste Sohn eines Gentleman von etwa fünf tausend Pfund Einkommen als Mit-Kolleglat und seine Brüder als Pensionär eintreten. Eine bestimmte Auszeichnung in Kleidung, Essen, Bequemlichkeiten, und in einigen Universitäten auch in der Disciplin, zeigt bei Zeiten, welcher Werth auf Reichthum, und nur auf Reichthum gelegt wird; und der jüngere Sohn lernt bis auf den Grund, daß er so und so viel tausend Pfund weniger werth ist, als sein älterer Bruder.“ — Sodann beklagt sich Bulwer über die einseitige Klassicität des Unterrichts. Latein und Griechisch wird abgehaspelt, ohne die mindeste Berücksichtigung eines höhern Realunterrichts oder wahrer humaner Bildung. „Die aristokratische Welt liebt weder die Geistlichen, noch die Weiber, wenn sie zu viel Lärm machen. Von einem populären Prediger, der auf der Kanzel sich durch seinen Feuereifer für die Seelen seiner Heerde hinreißen ließe, der eine unerwartete Redefigur oder eine zu heftige Gestikulation gebraucht, würde man glauben, daß er die Würde seines Standes schände. — Der Pastor wird seine Predigt beginnen; es ist ein sehr gelehrter Mann; die Leute sagen, er werde in diesen Tagen Bischof werden, denn er hat ein griechisches Trauerspiel herausgegeben, und ist der Erzieher des Lord Glanzreich gewesen. Haben Sie jezt Acht auf ihn; wie eintönig ist seine Stimme, wie kalt sein Wesen, wie gelassen seine Miene!“

Neben diesen jämmerlichen Unterrichtsanstalten für die Aristokratie bestehn noch viel ärmlichere für das gemeine Volk, wenn anders das dafür bestimmte Geld zu keinem der Aristokratie gelegenern Zweck verwendet wird. „Welcher Ueberfluß von Stiftungen! Welche Masse von Ungerechtigkeiten! Es sey mir erlaubt, noch einmal das traurige und gespenstische Beispiel der Pocklington-Schule aus seiner unverdienten Vergessenheit hervorzurufen. Ein Beispiel, das viel erörtert, nie bestritten worden ist! Diese Schule ist reich fundirt; sie ist in Verfall gerathen und ihr Vorsteher hat ein Einkommen von 900 Pfund jährlich! Wie viel Schüler glauben Sie, daß für dies Gehalt unterrichtet wurden? Einer! Nicht mehr als Einer. Wo ist die Schule selbst? Die Schule, Sir? Man hat eine Sägegrube daraus gemacht. Und der Schulmeister? Daß sich's Gott erbarme, er versteckt sich vor seinen Gläubigern! Gerechter Himmel, und ist denn Niemand, der nach diesen schreienden Mißbräuchen sieht? Doch, Sir; die Schulvisitatoren sind der Rektor und die Beamten von St. Johns Kollegium in Cambridge. Wir wollen uns einmal nach Berkhamstead wenden; diese Schule ist reich fundirt; der Schulmeister unterrichtet nur ein Kind und der Unterlehrer wohnt in Hampshire!“

Daher denn die Noth und Verwahrlosung der Armen, die Erziehung vieler Tausende zu Bettlern und Dieben, und die Unmenschlichkeiten in den Fabriken. Dieses Kapitel hat der Verfasser durch Urkunden belegt, die Staunen erregen. Es werden mehrere gerichtliche Aussagen von Knaben vorgelegt, die man im zartesten Alter fast ohne Schlaf zu ununterbrochener harter Arbeit verdammte. Es wird bewiesen, daß der fleißige Arbeiter, bei der großen Ueberhandnahme der Maschinen, weniger verdient, als den gröbsten Verbrecher im Gefängniß zu beköstigen hinreicht daher der Kerker für so viele Engländer eine Freistätte ist, wo sie wenigstens einen relativen Ueberfluß finden. Die Armengesetze, welche sich vorzugsweise der armen Kinder annehmen, haben zu neuen Mißbräuchen geführt, denn die Erwachsenen spekuliren nun auf das Almosen, das ihre Kinder erhalten, und das vermehrt die Pupulation auf eine unglaubliche Weise. „Auf dem Lande haben die Mädchen erst ein Kind, und dann erst einen Mann. Eine Frau in Swaffham, Norfolk, hatte sieben unehliche Kindee; sie erhielt zwei Sch. für jedes; wäre sie eine Wittwe mit sieben rechtmäßigen Kindern gewesen, hätte sie vier bis fünf Sch. weniger erhalten. Ein unehliches Kind ist also für eine Mutter fünf und zwanzig Prozent mehr werth als ein ehliches. Es wird für eine sehr gute Spekulation gehalten, eine

Digitized by Google

Person zu heirathen, die als Vermögen eins oder zwei Liebespfänder hat.“

Gleichwohl rühmt der Verfasser, wie die so sehr verwahrlosten Arbeiter aus eigner guter Natur, aus einem Instinkt des Bessern sich selbst moralisch und intellektuell zu emancipiren trachten. „Die gemeinschaftliche Charakteristik der Werkleute, trotz ihrem Elend und den häufig ihnen anklebenden Ausschweifungen, ist die, daß sie nach Höherem begehren, als ihre Lage ihnen bietet. Sie wünschen sich sämmtlich Kenntnisse. Sie gehen in den Branntweinladen, und diskutiren dort über die Elemente der Tugend! In den strengsten Prüfungen des Lebens aufgewachsen, steigt in ihnen eine allgemeine Theilnahme für die Unterdrückten auf. „Ihr Vaterland ist die Welt.“ Man findet diese Tendenz in allen ihren politischen Theorien; aus der Nacht ihres Elendes stoßen sie das laute Geschrei hervor, welches die Ungerechtigkeit erschreckt. Ihre Stimme gegen das Unrecht in jedem Winkel der Erde erhebt sich zum ersten, und stirbt am lezten; sie machen allein gemeinschaftliche Sache mit dem beraubten Polen — mit Irland, das im Verborgenen unter Dragonaden blutet — mit den Sklaven Jamaikas — mit den Menschenopfern Indostans; wo es Leiden gibt, zieht ihre Erfahrung sie an; und oft tragen ihre, für sie selbst fruchtlosen Anstrengungen dazu bei, die Wage der Welt zu berichtigen. Wie (in dem rührenden arabischen Sprichwort) der Barbier seine Kunst am Gesicht der Waise erlernt, so erwirbt zuweilen die Gesetzgebung ihre Weisheit aus Versuchen mit dem Elend. Gegen den demoralisirten gesellschaftlichen Zustand, welchen ich einem großen Theil der Werkleute zugeschrieben habe, gibt es zwei Mittel, ein physisches und ein moralisches. Wenn man den Körper durch übermäßige, frühzeitige Arbeit niederbeugt, so müssen die Dulder vor der Zeit zu den künstlichen Hülfsmitteln gegen Schwäche ihre Zuflucht nehmen. Opium und Branntwein sind die wohlfeilsten Waaren; sie verderben den Geist, und rauben den Arbeitern ihren Lohn. Was nüzt hohe Bezahlung, wenn sie in einer einzigen Nacht durchgebracht wird? Kinder sollten daher nicht zu früh, noch zu stark zur Arbeit angehalten werden. Frauen in der lezten Periode der Schwangerschaft sollten nicht zur Arbeit in den Fabriken zugelassen werden, sie haben kein Recht, einen Fluch auf den Ungebornen zu übertragen. Die Gesetzgebung muß allerdings nicht übermäßig einschreiten, aber sie muß nicht bloß vollstrecken, sondern auch wachen; wenn sie einschreitet zur Strafe, kann sie es auch zum Verhüten. Das wäre das physische Heilmittel; das moralische ist Erziehung. Nationalschulen, nach einem weiten und umfassenden Plane, begreifen mehr als die Elemente des Wissens in sich (ich werde mich über diesen Punkt in der nächsten Abtheilung dieses Werkes weiter auslassen); sie sollten der Klasse angepaßt werden, für welche sie bestimmt sind; sie sollten nicht sowohl Arbeit, als die Gewohnheiten der Arbeit lehren, und den jugendlichen Sinn, besonders den weiblichen, zu der Nothwendigkeit häuslicher Oekonomie bilden. Arbeitsschulen müßten mit intellektuellen verbunden seyn.“ Ueber die Kapacität der Arbeiter heißt es an einer andern Stelle: „Eine Kenntniß der Handelsprincipe und der Wahrheiten politischer Oekonomie ist für den Armen von solcher Lebenswichtigkeit, daß diese Principien und Wahrheiten das Hauptthema der ihrem Bedarf gewidmeten Journale seyn werden. Da sie nicht, wie die Reichen, den Weg des bloßen Vergnügens einschlagen können, so haben Frivolität, Skandal, und der unfruchtbare, aus leeren Deklamationen gezogene Genuß keinen Reiz für sie. Alle große Principien der Staatsmoral und der Staatspolitik sind aus der Einen Grundidee, der richtigen Leitung der Arbeit, entlehnt; welches Thema ist noch so interessant und unerschöpflich für die, welche von Arbeit leben? Wir können schon aus dem Penny-Magazin ersehen, was die wahrscheinliche Tendenz der wohlfeilen, für die arbeitende Klasse bestimmten Zeitungen seyn wird. Die Werkleute finden das Penny-Magazin belustigend; für den reichen Mann ist es die langweiligste aller periodischen Schriften. Damit wäre das anmaßende Geschrei der Aristokraten abgefunden, daß die Journale, welche dem gemeinen Haufen gefallen wollten, sich herablassen müßten, ihren gemeinen Leidenschaften zu schmeicheln. Nein! dies ist der Fehler aristokratischer Journale, welche nur durch die Auswüchse der Aristokratie, durch Spielhäuser, Courtisanen und Laketen erhalten werden. Die arbeitsamen Armen kaufen den „Age“ nicht. Der Diener eines Pairs hatte seinen Bruder, einen Arbeiter aus Sheffield, zum Besuch bei sich. Als der Pair eines Sonntags an einem Zeitungs-Bureau am Strande vorbeiging, sah er die beiden Brüder, welche die anlockenden Anzeigen an dem Ladenfenster lasen, die den Inhalt verschiedener Journale mittheilten; das Gedränge hielt ihn einen Augenblick auf, und er hörte folgendes Gespräch an: „Du, Tom,“ sagte der Diener, „sieh nur, was für eine Menge Neuigkeiten in diesem Blatte sind! Außerordentlicher verbrecherischer Umgang zwischen einem Lord und einer Pastorsfrau. — Jack ***'s (Jack, mußt Du wissen, ist einer von unsern Fashionablen) Abenteuer mit der Wittwe ** — Auftritt bei Crocky. O, welcher Spaß! Tom, hast Du keine sieben Pence? Ich habe nur Gold bei mir; wir wollen das Ding hier kaufen.“ — „Menge Neuigkeiten,“ sagte Tom grämlich. „Nennst Du das Neuigkeiten? Was kümmre ich mich um eure Lords und eure Modeleute? Crocky! Was zum Teufel geht mich Crocky an! Da hab ich mehr für mein Geld in dem großen Blatte hier: Rath für die Arbeiter. — Vollständiger Bericht der Debatten über die Vermögenssteuer. — Brief eines Auswanderers von Neu-Süd-

Digitized by Google

Wales. Das nenne ich Neuigkeiten.“ — „Bettel!“ rief der erstaunte Bediente. Der Lord entfernt sich, einigermaßen erbaut von dem, was er gehört hatte. Der Salonskandal ist Neuigkeit für die Bedientenstube, die legislativen Verfügungen geben den Stoff zu Neuigkeiten am Weberstuhle her.“

Als den Hauptcharakterzug der Engländer hat der Verfasser schon gleich im Eingangange seines Buchs den Egoismus bezeichnet: „Die Eitelkeit des Franzosen besteht, wie ich irgendwo gelesen habe, darin, daß er einem so großen Lande angehört; aber die Eitelkeit des Engländers stolzirt in dem Gedanken, daß ein so großes Land ihm angehört. Die Wurzel aller unserer Begriffe, wie aller unserer Gesetze, entspringt aus dem Gefühl des Eigenthums. Es ist mein Weib, das ihr nicht beleidigen sollt; es ist mein Haus, in das ihr nicht treten sollt; es ist mein Land, das ihr nicht verläumden sollt; und — in Folge einer gewissen überirdischen Zueignung — es ist mein Gott, den ihr nicht lästern sollt.“ Wenn dieser Egoismus sich nicht durch Selbstbeschränkung nach allgemeinen nationalökonomischen Grundsätzen ungefähr eben so mäßigt, als der ungemeßne Drang nach Freiheit sich in demselben England gemeinnützlichen Gesetzen unterworfen hat, so würde freilich nicht nur alles Reden, sondern sogar alles Umwälzen umsonst seyn, weil die von oben gestürzte Aristokratie von unten nur immer wieder emporwachsen würde. Es ist daher bedeutungsvoll, daß sich das englische Volk mit Nationalökonomie beschäftigt, eine Wissenschaft, die ganz geeignet ist, den Völkern den Kopf zurecht zu setzen, und die einzige, durch die Revolutionen vermieden oder zu Verstand gebracht werden können.

Das Werk von Bulwer enthält noch schätzbare Nachrichten über englische Sitten, englische Literatur und Kunst, kurz über Alles, was sich in jener wunderbaren Insel über das Niveau des Meers erhebt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über Lord Grey, die nicht aus der Luft gegriffen ist. „Da der König (in der Reformsache) eingewilligt hatte, im Nothfalle Pairs zu ernennen, sollte er ein so viel vernünftigeres Eingeständniß verweigert haben, wenn es mit gleicher Kraft verlangt werden wäre? Nein. Lord Grey hatte die Macht, aber er mochte sie nicht benutzen. Er hätte bedenken sollen, daß seinem Souverän, welcher der einen Parthei verhaßt geworden, die Dankbarkeit der andern gebührt hätte; er hätte seine eigene pomphafte Popularität edel zurücksetzen und bedenken sollen, daß der König bei diesem großen Akte der Gnade zuerst, und vor Allen vortreten müsse; er hätte wissen sollen, daß der Schein einer so lauen Sanktion ein Zeichen von Schwäche der Krone sey; der Schein einer warmen Zustimmung dagegen ein Zeichen ihres Edelsinns und ihrer Macht gewesen wäre. Aber Lord Grey wollte sich als den Hauptagenten des Guten zeigen; der Vorhang sollte vor dem Throne vorgezogen werden, damit er auf dem Vordergrund unverdrängt und allein in aller Steifheit prunkhafter Herablassung dastände; er wollte die Ehre der Reform monopolisiren und den Schein annehmen, als habe er einen Sieg über den König selbst erkämpft. Seht ihr, meine Freunde, das ist die Loyalität eines Aristokraten!“ Diese Aeußerung, obgleich sie etwas sehr Wahrscheinliches enthält, ist gleichwohl ungerecht. Grey ist ein geborner und erzogner Aristokrat, und wenn er es nicht so ausschließlich ist, um zugleich für das Beste des Volks zu sorgen, so verdient dies nur Anerkennung und Dank. Jedem klebt etwas von seiner Geburt an, und es hieße der Natur Gewalt anthun und wäre eine historische Unmöglichkeit, wenn jeder englische Lord ein Mirabeau werden sollte. Wenn man gerecht und vorzüglich, wenn man empirisch seyn, wenn man die Dinge und Menschen ansehn will, wie sie sind, so kann man nicht mehr verlangen, als daß ein englischer Lord ein Whig sey.

Was würde Herr Bulwer seyn, wenn er, was wir zunächst nicht erwarten, in die Verwaltung einträte? Ein Unpartheiischer, ein Unabhängiger, so sagt er selbst. Aber wozu hat ihn diese Einbildung im Parlament verdammt? Zu der schweigsamen Rolle, über die er klagt und die er zu entschuldigen nicht für unnöthig erachtet. Ich denke, der elegante Bulwer würde nicht eher ins Conseil gelangen, bis Hunt und Cobbet darin Platz genommen, und seine Unabhängigkeit würde dort eben so auf die stille Bank gesetzt werden, wie im Parlament. Zu spät würde er begreifen, daß er bei der besten Absicht, seinem Ideal moralischer Reform und nebenbei sich selbst zu dienen, doch ohne es zu wollen, nur dem Radikalismus gedient habe. Während er die Verhältnisse zu durchschauen und zu beherrschen wähnte, haben sie ihn selbst ans Schlepptau genommen. Mit einem Wort, Herr Bulwer ist eine unwillkührliche Concession der Aristokratie an den Radikalismus. Gegen solche unwillkührliche Concessionen ist aber die Parthei allezeit undankbar, und wenn Herr Bulwer sich von dem Erstaunen über die Neuheit seiner Ideen erholt haben wird, so bleibt ihm nichts weiter übrig, als sich ehrlich für Cobbet zu erklären, oder in die Comforts der literarischen Gentry zu verschanzen, wie Walter Scott in seine alterthümlichen Mauern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 3. 6. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

2) Tyrol und ein Blick auf Baiern. Von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1833.

Seit Yorik ist wohl kein Engländer wieder so gereist, doch ist Inglis Sentimentalität und Naivetät eine absichtslose. Er freut sich oft wie ein Kind und äußert sich wie ein Kind.

Eine Menge alte Dinge sind ihm in Deutschland ganz neu und er beschreibt sie mit einer solchen Kraft der Illusion, daß wir selbst über die alten bekannten Dinge lächeln müssen, z. B.: „Das unaufhörliche Rauchen eines deutschen Fuhrmanns ist unterhaltend und lästig zugleich: unterhaltend ist es zu beobachten, wie er seine Pfeife zum Gegenstande seiner Hauptsorge macht, und sich den ganzen, lieben, langen Tag mit den verschiedenen Theilen seiner Favoritin beschäftigt; wie er sie mit beständigem Vergnügen auseinanderschraubt, und wieder zusammensezt, die einzelnen Theile reinigt, seinen Feuerstein besieht, Feuer anschlägt, und die Pfeife bald in, bald aus dem Munde nimmt. Es ist aber auch lästig; denn unmöglich kann ein Mensch auf seine Pfeife und seine Pferde zu gleicher Zeit aufmerksam seyn. Bei dieser wie bei andern Reisen, welche ich in Deutschland zu Wagen gemacht habe, war ich daher auch in beständiger Gefahr, umgeworfen zu werden. Die Zügel werden oft mit Stein und Stahl vertauscht, und nur die Gelehrigkeit der Pferde erspart den Reisenden einen Sturz in den Graben, oder einen Stoß gegen ein andres Fuhrwerk.“ So gefährlich ist es nun wohl nicht.

Da der Reisende nur das Oberland passirte, so irrt er sich in manchen seiner Urtheile über Deutschland und trägt die nur dem Oberlande eigenthümlichen Vorzüge größerer Reinlichkeit, schönern Putzes, kräftigerer Volksthümlichkeit und Gemüthlichkeit auch auf das untere Deutschland über. Unter andern sagt er: „Es ist kaum möglich, nach Baiern zu kommen, ohne an die bairischen Besenmädchen und das „Kauft Besen“ der Madam Vestris zu denken. Natürlich erwartet man, in Baiern die Erinnerung daran aufgefricht zu sehn; allein von dem Augenblicke, wo ich dies Land betrat, bis zu dem, wo ich es verließ, kam mir auch nicht ein weibliches Wesen zu Gesicht, dessen Kleidung, noch weniger dessen Besen, mich an die auf allen Straßen Englands zu findenden Besenbinderinnen erinnert hätte. Ich zweifle sehr, daß dieselben aus Baiern sind, viel wahrscheinlicher kommt der größere Theil aus Holland und Belgien. Baiern ist zu weit entfernt von England, und ich habe keinen

Digitized by Google

Grund bei seinen Bewohnern gefunden, der zu dem Glauben bewegen könnte, sie würden von der Noth aus ihrer Heimath vertrieben.“ Wenn er sich näher erkundigt hätte, würde er in London selbst haben erfahren können, daß die gedachten armen Besenverkäuferinnen aus dem Odenwalde sind.

Es ist sehr hübsch von ihm, daß er seine Landsleute wegen ihres ungeselligen Benehmens auf Reisen tadelt. Er versteht den Genuß des Reisens, die Vergnüglichkeit kleiner Abentheuer und Ueberraschungen besser. „Meines Theils, gesteh' ich, ist mir etwas Sprachseligkeit an einer Wirthstafel nicht zuwider, und ich ziehe sie dem Schweigen bei Weitem vor, welches an einer Tafel voll zufällig zusammengetroffener Engländer herrscht. Kleine Fragen und Gegenfragen führen zu einem Austausch von Höflichkeiten; einige höflich angebrachte, von lächelnden Mienen und Verbeugungen begleitete Ungezogenheiten — wie z. B. die Erkundigung nach den Geschäften eines Andern — bringt eine Masse Artigkeiten zur Welt und eine zufällig vereinte, gemischte Gesellschaft, entgeht mittelst einiger einleitender Unarten, dem weit größeren Uebelstande, grämlich und stumm beisammen zu sitzen.“

In seinen politischen Urtheilen ist der Verfasser sehr leichtsinnig; in Baiern findet er Alles in Jubel und Himmel und Erde voller Geigen, in Tyrol Alles voll Mißmuth. Er ist sehr geneigt, ein Land weiß oder schwarz anzusehn, je nachdem er es des Sonntags im Putz oder des Werkeltags bei der Arbeit, in Sonnenschein oder Koth gesehn hat. Wenn er aber im Ernst die Tyroler bemitleidet, warum übt er nicht mehr Diskretion gegen die, mit denen er sich unterhalten hat? Er erzählt, wie ein Tyroler dadurch, daß er einem Fremden seinen Mißmuth anvertraut habe, verrathen worden sey, und er selbst ist so naiv, alle die namhaft zu machen, die sich ihm auf ähnliche Weise vertraut. Man sollte meinen, dieser Engländer sey ein Deutscher, so einfältig ist er oft, und doch auch wieder sehr geistreich.

Ueber Tyrol sagt er unter anderem: „Schwer ist es zu begreifen, warum Tyrol so wenig besucht wird. Das Land wird häufig genannt, die Idee romantischer Gegenden und wackerer Bewohner ist mit wenigen so nahe verknüpft, und dennoch, obgleich die Schweiz so zu sagen vor der Thür desselben liegt, und von Reiselustigen überschwemmt ist, weicht selten einer von der breitgetretenen Straße ab, um diesen Boden romantischer Ideen und patriotischer Erinnerungen zu betreten. Freilich ist es schwer, Touristen von der großen Straße abzubringen, noch schwerer, wenn dadurch auf Bequemlichkeiten verzichtet werden soll, und doch bin ich überzeugt, daß die Wenigen, welche sich zu einer Tour durch Tyrol entschließen, keine Ursache haben werden, zu bedauern, daß ihm seine angestammten Sitten und einfältigen Herkommen gelassen worden sind. — Im Bereiche des rein Großartigen und Erhabenen, abgesehen vom Malerischen und Schönen, kann sich Tyrol mit der Schweiz nicht messen. Die öden Herrlichkeiten der Jungfrau, des Schreckhorns und ihrer gewaltigen Verwandten, ihre unbetretenen Schneegefilde und unnahbaren Gipfel, ihre weitausgreifenden Gletscher und Zinnen von Eis, werden in Tyrol kaum angetroffen. Es gibt zwar auch Gegenden, welche Erhabenes besitzen, wie z. B. in der Nähe der Salzwerke, oberhalb des Lago di Garda, und in der Umgebung des Großglockner, aber es ist eine Erhabenheit im Kleinen gegen die umfassende Großartigkeit des Berner Oberlandes. Die Gebirge Tyrols erheben sich nicht zu hinreichender Höhe, um die hehren Schrecknisse der Jungfrau und ihrer erhabenen Umgebung zu erzeugen. Die um zwei oder drei tausend Fuß größere Höhe einer Gebirgsgegend, übt einen unberechenbaren Einfluß auf ihre Darstellung aus, denn grade innerhalb dieser drei tausend Fuß sind die Erfordernisse zum Erhabenen vereinigt. Dort liegen die nie betretenen Schneegefilde, die unzugänglichen Gipfel und nur dieser drei tausend Fuß wegen bildet sich der Gletscher nicht und stürzt keine Lavine herab. Die Höhe der Gebirge des Berner Oberlandes wechselt im Allgemeinen zwischen acht und vierzehn tausend Fuß, und jener Gebirgsast insbesondere, zu dem die Jungfrau, der Eiger, der Mönch, die Silberhörner und Schreckhörner, das Wetterhorn und das Finsteraarhorn gehören, erhebt sich bis zu zehn und dreizehntausend Fuß. Nun sind die Hauptgebirge Tyrols die, welche es gegen Baiern begrenzen, die Markscheide des nördlichen und südlichen Tyrols, und die Grenzgebirge gegen Graubünden und das Veltlin. Die lezteren sind jedoch kaum zu Tyrol zu rechnen, und die höchste Spitze derselben, der Ortles, liegt eben so viel außerhalb wie innerhalb seiner Grenzen. Die Bergkette an der baierischen Grenze übersteigt gewiß nicht eine Höhe von sieben, oder wenn man viel annimmt, von acht tausend Fuß, und das quer durchs Land ziehende Gebirge, zu welchem auch der Brenner gehört, erhebt sich vielleicht um tausend Fuß höher. Bedeutender zwar sind die Berge, welche Tyrol vom Veltlin scheiden, allein sie sind ihrer Lage wegen nicht füglich zu Tyrol zu rechnen. Demnach sind die Tyroler Gebirge zwar hinlänglich hoch, um die meisten Reize eines Hochlandes zu besitzen, aber doch nicht hoch genug, um auch die höchsten, auf das Erhabene gegründeten, aufweisen zu können. — Ich komme jezt zum Malerischen und der Vereinigung desselben mit dem Schönen, und hier sind die Ansprüche Tyrols größer. In Allem, was das Gebiet der Felsen, Wälder und Gewässer Reizendes

Digitized by Google

aufzuweisen hat, kann Tyrol mit der Schweiz bequem wetteifern. Den malerischen Schönheiten von Lauterbrunnen, des Reuß-Thales, der Umgegend von Thun oder Brienz, halten die Ufer der Eisack und Etsch vollkommen die Wage, und die über Tyrol zerstreuten zahlreichen Schlösser und Burgruinen verleihen offenbar dem Malerischen einen Reiz, welcher ihm in der Schweiz abgeht. Allein mehr wie aufgewogen wird dies durch den Reichthum an Seen, denn Nichts kann meiner Ansicht nach für die malerische Schönheit des Vierwaldstädtersees, Züricher, Brienzer oder Genfer Sees entschädigen. Reicher dagegen wie die Schweiz, ist Tyrol an reizender Fruchtbarkeit mit malerischer Schönheit gepaart. Die Ueppigkeit des untern Etsch-Thales, oder der Ebene von Riva, hat in der Schweiz nicht ihres Gleichen. Die Erzeugnisse des Bodens sind mannichfaltiger und vollkommener, und ein weit größerer Theil des Bodens ist der Kultur unterworfen. Die Thäler in der Schweiz sind zahlreicher wie in Tyrol, allein sie sind beschränkter. Wo gäbe es dort ein Inn- oder Etsch-Thal, siebzig bis achtzig englische Meilen lang und an mancher Stelle acht bis zehn breit? Das Thal der Reuß, vielleicht das berühmteste der Schweiz, ist wenig mehr wie eine Schlucht, und Interlaken mit seiner bezaubernden Fruchtbarkeit, hat einen sehr beschränkten Umfang. Somit wäre denn, glaub' ich, ein billiger Ueberblick der beiderseitigen Ansprüche der Schweiz und Tyrols auf den Preis der Naturschönheiten, gegeben. Diese Schönheiten sind nicht nur dem Range, sondern auch der Art nach von einander verschieden. Den Freund der erhabenen Natur wird ein Besuch der Schweiz mehr befriedigen; der Bewunderer des Malerischen und Schönen wird im Zweifel stehen, welchem der beiden Länder er die Palme zugestehen soll."

Ueber die Thäler insbesondere heißt es: „Mir ist kein Thal in Europa bekannt, welches, bei forwährender Behauptung dieses Charakters, mit dem Inn-Thale verglichen werden könnte. Ich rede hier natürlich nur von Thälern, wie man sie in Gebirgsländern findet, und die nie in Ebenen ausarten. Auch das Rhein-Thal hält in der Beziehung, in der ich es hier vergleiche, dem Inn-Thale nicht die Wage. Das Rhein-Thal ist wenig mehr wie ein Wasserdette, enthält zwar einige Dörfer und Städte, bildet aber nicht, wie das Inn-Thal, ein fruchtbares und volkreiches Gebiet. Die Schweizer Thäler sind, was Umfang und Bevölkerung anlangt, sämmtlich klein. Das Reuß-Thal, sein unterstes Ende ausgenommen, ist nur eine Schlucht, und das Rhone-Thal (Wallis) ist grade das Gegentheil von fruchtbar und volkreich. In Frankreich gibt es nur in den Pyrenäen sogenannte Thäler, und die Garonne und Gave sind wenig mehr wie Engpäße, bis diese Flüsse in die Ebenen von Languedoc und Bearn heraustreten. Spanien hat im eigentlichen Sinne auch keine großen Thäler. Sobald seine Flüsse von den Sierras herabgekommen sind, fließen sie durch Ebenen. Die Donau und Elbe bilden, in der Nähe der Quellen ausgenommen, keine Thäler, sondern durchfluthen Schluchten oder flaches Land. Das Glommen-Thal in Norwegen hat zwar einen großen Umfang, allein es ist weder volkreich noch fruchtbar. Die Ufer der Maas, obgleich sie sich zuweilen amphitheatralisch öffnen, wie bei Namür, behaupten doch den Charakter der Schlucht, bis der Fluß in die Ebene von Lüttich kommt. In England fehlen die zur Bildung von Thälern unerläßlichen großen Bergketten, und in Schottland bilden die Flüsse nur tiefe Betten, den Tweed, Clyde und Tay etwa ausgenommen. Die beiden ersteren sind aber da, wo fruchtbare und volkreiche Landschaften sie umgeben, keineswegs von Bergen eingeschlossen, und der Clyde, dessen Ufer oberhalb Hamilton nur fruchtbare Streifen sind, tritt dort in die Ebene hinaus. Allen diesen Thälern will ich das Inn-Thal gegenüber stellen. Bevor noch der Inn Tyrol erreicht, bildet er die beiden Engadins, ein Thal von sechzig englische Meilen Länge mit drei und zwanzig Städten, dessen Bewohner von seinen Produkten leben. Dieses Thal wechselt in der Breite von einer zu fünf Meilen, und wird auf beiden Seiten von hohen Alpen begrenzt. Als den Anfang des Tyroler Inn-Thales kann der Einfluß der Oetz in den Inn, etwas oberhalb Miemingen, angesehen werden, und von da bis Kufstein mißt es nicht weniger wie hundert und zwanzig Meilen in die Länge, und verläugnet in dieser Ausdehnung nicht einmal den Charakter eines Thales. Hohe Berge schließen es zu beiden Seiten ein, treten aber nie so weit zusammen, um Schluchten zu bilden, noch entfernen sie sich so sehr von einander, daß zwischen ihnen eine Ebene entstünde. Ihre Entfernung wechselt von zwei zu sechs Meilen, nimmt man die Grenze der Felder, welche sich zu beiden Seiten etwas an den Abhängen hinaufziehen, als die des Thalgrundes an. Dieser leztere steht durchgängig unter der höchsten Kultur. Mais wird zwar hauptsächlich erbaut, daneben aber auch alle andere Getreidearten, Flachs und Gartenfrüchte. Außer sieben ansehnlichen Städten liegen über vierzig kleine Städte und Dorfer, beinahe zweihundert Weiler und viele einzelne Höfe, Schlösser und Hütten im Inn-Thal, welches über 150,000 Bewohner zählt, und so viel ich glaube, damit Bevölkerung und Größe jedes andern Thales in Europa übertrifft. Eben so merkwürdig ist es wegen seiner Fruchtbarkeit, welche allen Bedürfnissen seiner Bewohner genügt, ausgenommen denen, welche der Luxus zu ihnen übergesiedelt hat. Merkwürdig ist, daß Tyrol noch ein anderes, nur dem Inn-Thal nachstehendes Thal besizt, nämlich das der Etsch, welches den größten Theil von Süd-Tyrol bildet."

„Doch Naturschönheiten sind es nicht allein, welche

Digitized by Google

einem Lande die verdiente Aufmerksamkeit Reisender zuwenden, und in Allem, was die Bevölkerung anlangt, scheint Tyrol mehr Interessantes darzubieten, wie die Schweiz. In unsern Tagen, wo der europäische Kontinent fast zur Heerstraße geworden ist, wird nicht leicht ein Volk gefunden, dem ausländische Sitten fremd geblieben sind, und bei dem man ein nationales Leben und nationale Tracht wahrnimmt. Mit Ausnahme von Spanien, glaub' ich, ist Tyrol allein zu dieser Auszeichnung berechtigt, und besitzt demnach ein ihm ganz besonders angehörendes Interesse. — Im Inn-Thale gibt es, wie schon erwähnt, viele kleine Grundeigenthümer, und sein Hauptprodukt ist Mais. Die Eigenthumsrechte der Landleute sind im Allgemeinen aber sehr beschränkt. Das große Inn-Thal ist nicht, wie die kleinen Schweizerthäler, im Besitze ausgedehnter Hutgerechtigkeiten auf den benachbarten Bergen, deren sich alle Bewohner, gegen einen kleinen Theil des Ertrages ihrer Milchwirthschaft, bedienen können. Daher besitzen die Bauern hier nicht solche Viehheerden, wie sie in der Schweiz mit wenig Kosten gehalten werden, und die ihrem Eigenthümer, durch den gewonnenen Käse, reichen Gewinn bringen. Selten hat ein Landwirth im oberen Tyrol mehr Vieh, als er zum Bedarf seiner Familie braucht; eine Kuh, ein paar Schweine sind sein ganzer Viehstand. Alle Ländereien, die nicht zur Ernährung desselben gebraucht werden, bestellt er mit Mais, mit wenigem Gemüse, zuweilen mit etwas Flachs, und die Ernte reicht nicht weiter, als der Unterhalt seiner Familie erfordert. Der Tyroler, zwar in gewisser Hinsicht unabhängig, auf eigenem Grund und Boden lebend und die Erzeugnisse seines eigenen Feldes und Fleißes genießend, ist dennoch arm, und lebt geringer wie ein Taglöhner in andern Ländern. — Sobald man Botzen hinter sich hat, und gegen Trient zureist, wird eine ganz veränderte Gestaltung der Dinge bemerklich. Verschwunden ist der edle Schlag der Landbewohner; Armuth und Dürftigkeit treten hervor, und das behagliche Ansehn der Wohnungen, das Selbstständige ihrer Insassen, erfreut nicht mehr das Auge. Im südlichen Tyrol ist alles Land in den Händen großer Besitzer, und die Landleute haben hier kein eigenes Interesse mehr an dem Boden, welchen sie bearbeiten." — Vom edlen Anstand der deutschen Tyroler heißt es: „Haben die Tyroler überhaupt kaum nöthig, die Kleider zu wechseln, um festlich zu erscheinen, so ist dies doch bei den Pusterthaler Landleuten am allerwenigsten erforderlich. Vielleicht waren einige grüne Schleifen mehr zu dem gewöhnlichen Aufputz des Hutes gesellt, oder ein paar neue grünseidene Quasten zum ersten Mal angethan worden, allein im Uebrigen erschien die Tracht der Landleute ganz der alltäglichen gleich. Doch es gibt Etwas der Art, wie es unter Feiertags- oder Sonntagsgesicht verstanden wird, so gut wie Sonntagskleider, und im Mangel desselben liegt der Unterschied zwischen einem ländlichen Fest in Frankreich und in Tyrol. Es sind nicht bloß die Bandschleifen, oder die Blumen im Knopfloche der Franzosen, welche den Festtag verkünden, sondern auch sein Gesicht. Vive la gaieté! vive la bagatelle! steht dort auf jedem Antlitz und spricht sich in jeder Bewegung aus. Sogar John Bull bringt eine Art Feiertagsgesicht mit, wenn er aufs Dorf zum Jahrmarkt geht, das zwar etwas linkisch und plump aussieht, sich aber doch von seinem Werkeltagsantlitz unterscheidet; nicht so der Tyroler. Begegnet man ihm mit dem Spaten auf der Schulter, oder richtet er sich von der Arbeit auf, dem Vorübergehenden nachzuschauen, er ist immer ernst und gemessen; sieht man ihn fröhlich und galant beim Feste, er ist doch derselbe. Sein Anzug ist tausendmal muntrer, wie der eines Franzosen, aber seine Haltung, sein Anstand ist feierlich, sein ganzes Wesen ernst und würdevoll." Von den Teachten überhaupt wird gesagt: „Den meisten Gebirgsländern scheint Verschiedenheit der Trachten ihrer Bewohner eigen zu seyn. Für die Schweiz, für Tyrol und Norwegen, die drei bergigsten Ländern Europas, gilt diese Bemerkung insbesondere. In allen hat jedes Thal sein unterscheidendes Merkmal, und da diese Kennzeichen von klimatischen Einflüssen in einem hohen Grade frei scheinen, ist es wahrscheinlich, daß sie aus jenen frühen Zeiten herstammen, wo ein Thal das andere befehdete, und die Bewohner eines jeden Dienstmannen eines andern Herrn waren. Unterscheidungszeichen wurden damals nothwendig, und individuelle Eitelkeit, unterstützt von ein wenig Eifersucht, haben fortgepflanzt, was die Feudalzeit gründete. Indessen ist Verschiedenheit der Trachten keineswegs auf Berggegenden beschränkt, und ich bin veranlaßt zu glauben, daß in allen Ländern, wo die Dienstbarkeit bei Zeit aufhörte, und die Macht des Adels zuerst in Verfall kam, die wenigsten Spuren einer Nationaltracht gefunden werden. In Deutschland haben sich deren viel erhalten, und in manchen Gegenden existiren dergleichen fast in so hohem Grade, wie in der Schweiz, welche — darf man nicht vergessen — so viele kleine Gebiete zählt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Im Literaturblatt vom vorigen Jahre Nr. 99 heißt es: der ehrwürdige Verfasser der Tunisias, Pyrker, sey in seinen frühern Jahren selbst einmal Sklave in Tunis gewesen. Das Gerücht aber, worauf diese Behauptung sich gründete, und das uns von mehrern Seiten zugekommen war, hat uns getäuscht. So eben wird uns aus zuverlässiger Quelle gemeldet, daß Pyrker niemals in Tunis war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 4. 10. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

2) Tyrol und ein Blick auf Baiern. Von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann, 1833.

(Beschluß.)

„Auch in Frankreich besteht noch Mannichfaltigkeit der Trachten, obgleich weit weniger wie in Deutschland; allein sie ist dennoch nicht zu verkennen. Jedermann weiß, wie verschieden der Anzug eines Normannen von dem anderer Bewohner Frankreichs ist. Gehen wir vollends in die Pyrenäen, so begegnen wir derselben Verschiedenheit, welche in andern Gebirgsländern herrscht. Unter den großen europäischen Reichen haben sich unterscheidende Nationaltrachten am meisten in Spanien erhalten, welches lange unter verschiedene Gebieter getheilt war, und wo die Großen lange außerordentliche Macht besaßen. Die Biscayer, Kastilier, Andalusier, Valenzier, die Bewohner von Murcia und Katalonien, sind sämmtlich an ihrer Kleidung zu erkennen. In England wird unter allen Ländern das wenigste von einer Nationaltracht gefunden, und seine Provinzen bieten die geringste Verschiedenheit der Anzüge. Es scheint demnach, als ob Nationaltrachten und Abzeichen am schnellsten aus Ländern verschwinden, welche zu den civilisirtesten gehören. Spanien steht unstreitig unter allen europäischen Reichen auf der niedrigsten Bildungsstufe. Frankreich, wo nach England nationale Trachten und Unterscheidungszeichen am seltensten vorkommen, befindet sich, was Civilisation anlangt, an der Spitze des Kontinents, und vielleicht erscheint es nicht zu national, wenn ich England das civilisirteste Land in Europa nenne.“

Eine ausführliche Beschreibung des Tyrolerkriegs von 1809 erhöht das Interesse für dieses Land und Volk. Sie ist den besten deutschen Quellen entlehnt und sorgfältiger, als wir erwartet hätten. Am liebenswürdigsten erscheint der Reisende in den Schilderungen kleiner Naturscenen, ländlicher Gemälde und dessen, worauf nur ein sentimentaler Reisender achtet, z. B.: „Während ich am Bache lustwandelte, kam ein Mädchen, um ihre kleine Kuh zu melken. Sie war schlank und gut gewachsen, und gerade ins jungfräuliche Alter getreten; ihre etwas groben Züge waren weder unregelmäßig, noch unangenehm. Sie kniete nieder, melkte ihre Kuh und als sie damit bald fertig war, kam ein junger Bursch, wenig Jahre älter, und sezte sich zu ihr. Sobald sie ihre Arbeit geendigt hatte, hob er sich den Milch-Eimer auf den Kopf, und indem beide nach dem Dörfchen zurückkehrten, hielt er denselben mit der einen Hand, während er mit der andern seine Begleiterin wiederholt

Digitized by Google

umfing. Nachher fand ich das Pärchen in derselben Hütte wieder, wo ich mich einquartirt hatte, und trotz der schwierigen Verständigung erfuhr ich, daß sie noch vor dem Winter Mann und Frau werden sollten. Also feeit man und wird gefeeit in diesem kleinen Dörfchen am Rande des ewigen Winters. Wie verschieden sind die Aussichten und das Loos dieses Paares von denen Mylords und Myladys Soundso, vermählt kraft specieller Erlaubniß, die in ihrer herrlichen Kaerosse davon fahren, die Flitterwochen auf des Beäutigams prächtigem Landsitze verbringeu!" Oder: „Ich kann nicht umhin, ein übeeeaschendes Bild zu schildern, welches mir hier in die Augen fiel, nachdem ich die der Straße zur Einfassung dienende Mauer übeespeungen hatte, um über den Abhang zum Rande des Flusses zu gelangen. Unvergeßlich wied mir der Anblick bleiben, dessen ich damals genoß. Ein junges Weib saß einige Klaftern vom Uferrande auf einem kleinen Damm; ihr Haupt war unbedeckt, das Haar geflochten. Sie strickte und sang dabei Strophen einer seltsamen, eintönigen Gebirgsweise vor sich hin; eine Kuh und fünf Ziegen weideten um sie her So gab sie mit ihrer kleinen Heerde ein reizendes und vollkommenes Bild der Ruhe, welches mit dem wild vorüberbeausenden Flusse auffallend konteastirte. Woedsworth hätte dieses Anblicks genießen sollen, er hätte ihn unsterblich machen können. Ich fühlte, daß es eine Aet Frevel gewesen wäre, eine so vollkommene Ruhe zu stören, und kehrte nach der Landstraße zurück, um meinen Weg fortzusetzen."

3) Das Oktoberfest im Jahre 1832. Skizzen aus München von August Lewald. München, Mich. Lindauer, 1832.

Der Verfasser, dessen Schilderungstaleut durch sein Album aus Paris sich glänzend bewährt hat, entwieft hier ein sehr lebendiges Gemälde des heitern Volksfestes, das jährlich bei München gefeiert zu werden pflegt und das im Jahr 1832 durch die Anwesenheit der griechischen Gesandtschaft insbesondere verherrlicht wurde. Er versteht die Landschafts- und Sittenmalerei, wie nur wenige und dies kleine Tadleau gehört zu den besten in seiner Art.

4) Drei Reisen nach Italien. Eriunerungen von C. F. v. Rumohr. Leipzig, Brockhaus, 1832.

5) Römisches Leben von Friederike Brun, geb. Münter. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Ein sonderbares Pärchen, diese Beiden zusammen, beide aus der guten alten Zeit, beides Leute, die einmal Mode waren, beide noch immer im altmodischen Hofkleide prunkend und widerstrahiend von genossenen Gnaden, und beide dennoch uneudlich von einander verschieden; er ein liebenswürdiger Verstandes- und Genußmensch, einer von jenen feinen Geistern des vorigen Jahrhunderts, die noch mit Grazie Egoisten zu seyn verstunden, während es die unsern ohne alle Grazie sind; und sie, eine prude, altkluge, sentimentale, mit einem Wort eine deutsche Schriftstellerin, welche die Caprice hat, die Engländerin spielen zu wollen, d. h. nobel und einfach groß, wie die Morgan zu erscheinen, wobei ihe aber die deutsche Natur, so zu sagen, durch den Steumpf guckt.

Seyn wir ungalant und stellen diese seidne, gefeieete Dame, wie einen Regenschirm, wenn die Sonne scheint, einstweilen in den Winkel, um uns mit dem heiteen Werk des Herrn von Rumohr zu beschäftigen. Dasselbe hat mancherlei Veranlassungen und Zwecke. Bald scheint es bloß unbefangene Erinnerung an froh verlebte Stunden, bald überläßt es sich dem Strom beredter Kunstlehre, bald nimmt es einen entschieden polemischen Ton an und spricht zulezt, als ob dies die eigentliche Absicht wäre, ausschließlich gegen Hirt in Berlin. In den unbefangenen Erinneeungen stellt sich der Verfasser von der angenehmsten Seite dar. Wir folgen ihm mit Vergnügen in die schöne Zeit in Rom, da aus der Fernowschen Schule nur noch der Ausgezeichnetste, Carstens, übrig war, und die neue Generation, Thorwaldsen, Koch, Schick, Friedrich Tieck, in der Blüthe stand, da eben Alexander von Humboldt von seinen südamerikanischen Reisen zurückgekehet war, und alle diese genialen Männer, in Rom vereinigt, sich einem schönen Enthusiasmus überließen. Wir hören ferner mit Vergnügen, wie Herr von Rumohr in der Fülle des poetischen und materiellen Lebensgenusses der komischen Lanne Audienz gibt, wie er auf der Reise seinen jungen Freund Horny, ein echt norddeutsches blondes Original, zärtlich zugleich und ungeschliffen, für einen Jeokesen ausgibt, dessen Erziehung er leite; wie er in seiner Wohnung von Räubern überfallen wied, und wie er dieselben zu prellen weiß ꝛc.

Was er sodann über Kunst sagt, das veedient größtentheils wohl beherzigt zu werden. Trotz seiner Erfahenngen, teotz seiner Kennerschaft fehlt auch ihm die theoeetisirende Einseitigkeit seiner Generation nicht; auch erscheint sein Urtheil deßwegen unsicher, weil er nicht verbergen kann, daß es beste Nich ist, allein das hindert nicht, daß ihm geoße Wahrheiten entschlüpfen. Einseitig ist die Ansicht, die er mit Goethe, der Schlegel'schen und Solger'schen Schule theilt, daß das Schöne duechaus nur „Resultat einer glücklichen Behandlung," mit einem Wort bloß Schöpfung des Künstlees sey, und daß es dabei auf den Gegenstand nicht automme. Es rare

Digitized by Google

nicht weniger einseitig, wenn man umgekehrt behaupten wollte, das Schöne liege bloß im Gegenstande und der Künstler könne nichts hinzuthun. Aber klar ist, daß bei solchen Einseitigkeiten nichts herauskommt. Der Künstler leistet gewiß mehr, als was er aus der Natur entnehmen kann, wie schon die Musik beweist, die in der Natur kein Vorbild hat. Aber wenn die Kunst sich darauf pikirt, ihre Meisterschaft an unbedeutenden, ja selbst an widrigen Gegenständen zu üben, so ist das gewiß geschmacklos. Die Aufgabe der Kunst ist, daß man die Kunst über dem Gegenstande vergesse. Die Einseitigkeit der Goethe'schen Kunstschule besteht aber grade umgekehrt darin, daß sie über dem Künstler und seiner Bewunderung den Gegenstand vergessen macht.

Wenn ich übrigens das Urtheil des Herrn von Rumohr ein unsicheres, weil ein bestechliches, nenne, so rechtfertige ich dies durch die ganz sonderbare ästhetische Logik, mit der er behauptet, daß ein Kunsturtheil, dem irgend eine hohe oder höchste Person ihre Zustimmung ertheilt, sofort nothwendig infallibel seyn müsse.

Vortrefflich ist, was er über die unnützen Kunstverschwendungen des vorigen Jahrhunderts sagt. Er spricht von den neuerrichteten Akademien: „Von 1700 bis 1800 darf man wohl annehmen, daß sie, von Neapel nach Stockholm, von Petersburg bis Lissabon im Ganzen jährlich an Gehalten, Unterstützungen, Zinsen vom Gebäudekapital und anderen Anschaffungen, an Feuerung Licht und Modellen wenigstens dreimalhunderttausend Thaler jährlich gekostet haben. Das macht in jenen hundert Jahren dreißig Millionen Thaler; und, wenn die Summe zu groß scheint, doch wenigstens zwanzig. Was ist aber daraus hervorgekommen? Welchen Künstlern dieser Zeit gestattet man, in Gallerien sich neben anderen hinzustellen? — Kaum dem Denner, Ditrich und Mengs, welche alle drei, als Schüler ihrer Väter, den Akademien nun auch gar nichts zu verdanken haben. Will man sehn, was herausgekommen ist, so suche man auf den Treppen und Hausböden und anderen Magazinen älterer Lehranstalten dieser Art, nach den Preis- und Aufnahmestücken, welche von 1700 bis 1800 dort allmählich sich aufgesammt haben. Es ist ein niederschlagender Anblick, welcher auf die Vermuthung leiten könnte, daß so großer Aufwand zu nichts geführt habe, als falsche Richtungen zu perpetuiren, welche wahrscheinlich, aus Mangel an Abnehmern, sonst ungleich früher in sich selbst würden erloschen seyn. — Was ist denn überhaupt in Dingen der Kunst, publice und klassenweis zu lehren? Ich denke, doch nur Anatomie, Perspektive, etwa noch die Art von Literatur, von welcher der Künstler Gebrauch machen, Belehrung und Begeisterung entlehnen kann. Doch: Malen, sein Werkzeug gebrauchen, Modelliren, in Bronze, in Marmor und jedem anderen Stoffe arbeiten, kann nur gezeigt, vorgemacht, unter den Augen des Meisters eingeübt werden. — Man wird mir sagen: das geschieht auch zu seiner Zeit. Jawohl, erwidere ich, doch wenn's bei weitem zu spät ist. Nein, nein, mein werthes Zeitalter, das Technische in der Kunst ist für das Knabenalter die rechte, und diesem auch eine leichte Aufgabe, ganz wie in den lateinischen Schulen die dürren Sprachformen. Sie aber stellen die Sache auf den Kopf und theoretisiren mit dem Knaben, um ihn sodann, an demselben Tage, in die Barbierstube und in die specielle Meisterschule zu senden. Als wenn es die Aufgabe wäre, das Bischen Talent, was die Natur dem Jünglinge verliehen, so lange hin und herzustoßen, bis aller Lebenskeim darin erstickt worden ist. — Jezt, da er lebhaft empfinden, gründlich verstehen, ja schon sich begeistern, mit ganzer Seele vorandringen sollte in diejenige Region des Geisteslebens, welche seine Natur und sein Verhängniß ihm vorausbestimmen, in dieser kostbaren unwiederbringlichen Zeit muß der arme Jüngling nach Gyps, dann nach Gefärbtem, erst schmieren, dann auf gewisse Weise malen lernen; und dieses, weil der Knabe schon alt ist, mühsam und jahrelang. Grausendaft! — Wenn nun auch den Leuten die Kunst selbst völlig gleichgültig ist, so mögen sie doch die Menschlichkeit haben, ihren lieben Nächsten zurückzuhalten, wenn sie ihn hineilen sehn zu jenem Abgrunde unerschöpflichen Ungemachs, zu welchem eine falsch eingerichtete Künstlerbildung die Mißleiteten unwiderruflich verdammt. — Nicht nachholen, sondern hinzubringen sollte der Knabe oder Jüngling, den man auf akademischen Anstalten zuläßt, die nöthige Anstelligkeit und Geschicklichkeit, mit seinen Werkzeugen und Materialien richtig und mit Sicherheit umzugehn. Verschiedentlich habe ich bei Anstreichergesellen das rein Technische sehr entwickelt gefunden; auch sind einige der ausgezeichnetsten Bildhauer unserer Tage bei handwerkmäßigen Steinmetzen und Bildschnitzern technisch vorgebildet worden, ehe sie übergegangen sind zu wissenschaftlichen und anderen Gegenständen einer allgemeineren Bildung. Ich schließe aus diesen Erfahrungen, daß kein Lehrmeister dem Knaben zu gering ist, wenn er nur reichliche Arbeit hat und praktisch dazu anweisen kann. Wie wäre es nun, wenn man als Bedingung der Aufnahme in den öffentlichen Kunstschulen aufstellte: es müsse der Aufzunehmende in der Kunstart, welche er zu betreiben sich vorgesezt, ein bemerkliches technisches Geschicke entwickelt haben? Würde hiedurch nicht auch, von Anderem abgesehn, der Uebermehrung ganz hülfloser Individuen vorgebeugt werden, in welcher die europäischen Akademien so fruchtbar sind. Was nun aber können die öffentlichen Kunstschulen dem schon Aufgenommenen gewähren? Nur Wissenschaftliches. Denn im Poetischen

Digitized by Google

drohet ihm, bei nothwendiger Verschiedenheit und Durchkreuzung in den Richtungen verschiedener Lehrer, in den Akademien statt begeisternder Anregung, vielmehr nur Verwirrung und Zerrissenheit. Und in Ansehung des rein Technischen haben wir uns bereits verständigt. Nun frage ich sämmtliche Akademien Europas auf ihr Gewissen hin: ob irgendwo in diesen Anstalten die Anatomie mit derjenigen Strenge und Beharrlichkeit getrieben werde, welche dieser Wissenschaft zukommt? Ich frage sie: ob irgendwo dem Erforschen der Theile an den Leichnamen, die Beobachtung ihrer Bestimmung und Handlung bei verschiedener Bewegung unmittelbar zugesellt werde; wie sich's gehört, wenn das anatomische Studium dem Maler nützen, ihm zu Anderem dienen soll, als zu jener pedantischen Ruhmredigkeit, in welche ihrerzeit die Schüler des Michel-Angelo sich verloren haben. — Allein auch in der Perspektive ist man lau; und die Vorlesungen über die Künstlerliteratur sind, wo sie überhaupt sind, pedantisch, zerstreulich und von aller Anschauung ihres eigentlichen Zieles entblößt."

Der Verfasser hat sich, um diesen akademischen Schleudrian zu vermeiden, einen Schüler nach seinen eigenen Grundsätzen erzogen, Herrn Nerly, dessen Erziehungsgeschichte er sehr ausführlich beschreibt.

In die Polemik gegen den alten Hirt wollen wir uns nicht einlassen, weil wir vom Materiellen des Streits nichts verstehn. Nur in Bezug auf das Formelle können wir nicht umhin, Herrn von Rumohr zu bemerken, daß er sich in den Augen aller Männer von Ehre eine gewaltige Blöße gibt, indem er auch hier wieder Gründe durch Autoritäten ersezt und von der Zustimmung hoher und höchster Personen spricht, wo nur von dem Werth der Sache an sich gesprochen werden sollte.

Bei wissenschaftlichen und Kunststreitigkeiten kann und darf nur die Einsicht, nicht der Rang der Streitenden entscheiden. Hier kann David, ja ein Pariser Maurergeselle mehr Recht haben, als der große Napoleon. Es ist daher niedrig, sich bei einem solchen Streit der Musen hinter die Macht zu flüchten, und den Gegner eines Majestätsverbrechens zu zeihen, weil er sich erlaubt, anders über Kunstgegenstände zu urtheilen, als eine Person von Rang. —

Das römische Leben der Frau Friederike Brun versezt uns mitten in die Fernow'sche Zeit, denn mit ihrem Fernow ist sie viel herumgelaufen und mit ihrer schönen Seele, und da rührt sie uns nun Colosseen, Capitole, Peterskirchen, Aquädukte, Triumphbogen, Paläste, Villen, Albanerberge, Seen, italienischen Himmel, Nacht und Mondschein, sixtinische Kapellen, Marmorstatuen, englische Lords, deutsche Kunstfreunde, deutsche Töchter, Alles in einen süßen rührenden Brei durcheinander. Wir kriegen da nichts zu sehn, woran nicht eine Thräne der Empfindung hinge und doch läßt uns die Verfasserin in Zweifel, ob sie mehr zur Sorte der Denkenden oder der Fühlenden gehöre. Sie gibt uns bei jeder Gelegenheit zu verstehn, daß sie troz der Staël und Morgan in Begleitung der Männer die Dinge, ja die Männer dazu zu beurtheilen wisse, aber als eine echte deutsche Frau schiebt sie immer ihre lieben Kinder vor sich her und verbirgt ihre klugen Gedanken unter dem sentimentalen Mutterblick. Worauf diese Dame eigentlich ihren Beruf zum Ruhme gründet, ist mir bis jezt nicht klar geworden. Was sie da schreibt, ist so abgedroschenes, hundertmal gehörtes Gesalbader über die Alterthümer und Kunstschäze und Umgebungen Roms, daß man es nicht ohne Widerstreben lesen kann. Toujours perdrix, das ewige Rom, ewig, weil auch dann noch, wenn es aufgehört hätte, man von ihm nicht aufhören würde. Italien ist vor lauter Schönheit wieder häßlich geworden. Es geht uns mit Italien wie dem chinesischen Liebespaar, das nicht von einander lassen wollte, bis die klugen Eltern, die andre Absichten mit ihren Kindern hatten, auf den Einfall geriethen, beiden den hölzernen Kragen anlegen, d. h. beiden ihre Köpfe durch ein Brett dergestalt stecken zu lassen, daß sie einander unverwandt ansehen mußten. Nachdem sie das eine Zeitlang getrieben hatten, fingen sie an, sich nicht mehr für so schön zu halten und am Ende hielten sie sich gar für häßlich.

6) Malerische Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Nach dem Italienischen übersezt. Mit Original-Ansichten. Nach Zeichnungen von G. Pezolt auf Stahl gestochen. Erstes Heft. London, Tombleson, Schloß. Verona, Pollidi. Karlsruhe, Creuzbauer, 1833. gr. 4.

Dieses erste Heft enthält die Ansicht der Stadt Verona und der Kirche von S. Fermio Maggiore daselbst. Da diese Stahlstiche nach derselben bewundernswürdigen Vollendung streben, welche die in dem gleichen Verlag erschienenen Rheinansichten auszeichnet, so werden sie, wenn das Werk sich rasch fördert, allen Reisenden und Freunden Italiens eine willkommene Gabe seyn.

7) Costumes et moeurs des Italiens d'après Pinelli en cinquante feuilles. Daselbst.

Diese bekannten allerliebsten Sittengemälde Italiens sind hier in sehr verjüngtem Maaßstabe aufs artigste ausgeführt.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

GESELLSCHAFT IN BONN

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 5. 13. Januar 1834.

Rechtsgeschichte.

Antrag, die Regierung um ein Gesetz zu bitten, wodurch der Nachdruck als ein, das Eigenthum beeinträchtigendes, der öffentlichen Moral schädliches, und die Ehre des würtembergischen Namens vor dem Auslande verunglimpfendes Institut unbedingt aufgehoben würde, vorgetragen in der Sitzung der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vom 2. Juli von Dr. Wolfgang Menzel, Abgeordneten von Balingen. Stuttgart, Metzler, 1833.

Nicht gewohnt, seine eignen Schriften in diesen Blättern anzuzeigen, glaubt der Redakteur derselben doch in Bezug auf diese kleine Schrift eine Ausnahme machen zu müssen, weil es ihm am Herzen liegt, diese Sache zur Sprache zu bringen, nicht seiner- sondern der Sache wegen. Er fühlt sich jezt um so mehr dazu aufgefordert, als das Lese-Publikum erfahren haben wird, daß der Nachdruck im Würtembergischen noch immer im Flor ist und so eben erst die Gedichte Uhlands, die von einem Würtemberger verfaßt und in Würtemberg verlegt sind, gleichwohl von einem Würtemberger, in Kannstadt bei Stuttgart, also gewissermaaßen unter den Augen des Autors und rechtmäßigen Verlegers nachgedruckt und öffentlich feil geboten worden sind.

Der Antragsteller sagte: „Meine Herren! Schon am 23. Mai 1821 brachte Herr Weber, damaliger Abgeordneter von Künzelsau, eine Motion, welche das Verbot des Nachdrucks verlangte, an die Kammer. Sie begann mit den Worten:

„Deutschland, das mit Wohlgefallen auf das konstitutionelle Würtemberg blickt, und vorzugsweise dem Schwaben das Lob der Biederkeit und Redlichkeit beilegt, — Deutschland kann nicht begreifen, wie gerade bei diesem biedern Volke, und unter einer, durch Humanität so ausgezeichneten Regierung, das Gewerbe des Büchernachdrucks könne geduldet werden. Es ist wohl ein Ueberrest der verfassungslosen Zeit, und die Regierung hatte seit ihrem segensvollen Wirken wichtigere Aufgaben zu lösen und auch gelöst, als daß sie ihre Aufmerksamkeit einem so untergeordneten Gegenstande der Gesetzgebung hätte schenken können, als der Nachdruck ist.“

Noch bis auf den heutigen Tag ist die alte Buchbinder-Ordnung des Herzogs Eberhard Ludwig von 1719 in Kraft, in welcher das später erst sich ausbildende Verhältniß einer Verlagshandlung im Gegensatz gegen Speditionshandlungen, Buchdrucker, Buchbinder

Digitized by Google

und Antiquare, noch nicht erkannt und unterschieden ist. Daher kommt es denn, daß noch heute jeder erste beste Buchbinder, Buchtrödler oder Buchdrucker verlegen darf, was er will, ohne Rücksicht darauf, ob es Original oder Nachdruck ist.

In dieser unumschränkten Willkühr sind die würtembergischen Verleger nun einerseits durch Censur, und andererseits durch das königliche Reskript vom 25. Febr. 1813 beschränkt. Dieses Reskript nämlich untersagt den Nachdruck einer Original-Ausgabe, sofern der rechtmäßige Verleger gegen eine Taxe von 15 fl. und 2 Frei-Exemplaren ein Privilegium darauf gelöst hat. Ein solches Privilegium gilt aber nur auf sechs Jahre, wenn es nicht unter besondern Umständen auf einige Jahre mehr ausgedehnt wird, und gilt nur de dato für noch nicht gedruckte Werke. Es kann nicht auf bereits erschienene Werke, oder frühere Theile eines Werkes zurückdatirt werden.

So verhält es sich bei uns. In allen andern gebildeten Staaten verhält es sich anders. In England und Frankreich, die eine so große Literatur und ein so durchgebildetes politisches Leben besitzen, und seit einiger Zeit auch in Rußland, ist der Nachdruck unbedingt verboten. Auch der deutsche Bund hat im achtzehnten Artikel der Bundesakte ein ähnliches Verbot versprochen, und durch den Bundesbeschluß vom 6. September 1832 sich noch bestimmter in diesem Sinne erklärt. Auch haben alle Bundesstaaten, mit Ausnahme Würtembergs, bereits dem Nachdruck entsagt, da selbst Oesterreich in jüngster Zeit nachgedruckten Werken das Imprimatur versagt. In Würtemberg aber ist jener Bundesbeschluß nicht nur nicht publicirt worden, noch könnte es auch irgend etwas helfen, wenn er publicirt wäre; denn er verlangt nur Gleichstellung der auswärtigen Bundesangehörigen mit den Einheimischen. In Würtemberg ist aber der einheimische Verleger, wenn er kein Privilegium löst, oder lösen kann, so wenig vor Nachdruck geschützt, als ein auswärtiger.

Alle jene gebildeten Staaten, welche den Nachdruck verboten haben, gingen von dem Grundsatz aus, daß er ein Eingriff in das Eigenthum sey. Sofern aber, wie sehr häufig der Fall ist, der Nachdrucker dem rechtmäßigen Verleger, noch vor dem Erscheinen der Originalausgabe, die Aushängebogen aus der Druckerei buchstäblich stehlen läßt, um sie sogleich nachzudrucken, oder sofern der Nachdrucker sich sogar heimlich eine Abschrift des Manuscripts, z. B. Kollegienhefte eines Universitäts-Professors verschafft, und dieselben druckt, ehe der Verfasser selbst an eine öffentliche Herausgabe gedacht hat, insofern ist der Eingriff in das Eigenthum zugleich ein wirklicher Diebstahl.

Ich will zuerst die Eigenthumsrechte des Schriftstellers vertheidigen, und kann deßfalls nicht umhin, die Worte des formaligen Vice-Präsidenten dieser Kammer, des Frhrn. v. Cotta, die derselbe bei Gelegenheit der erwähnten Weber'schen Motion in der Debatte äußerte, hier zu wiederholen. Er leitete das Eigenthumsrecht aus dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft her:

> „Nur deßwegen sey man aus dem Naturstand in den bürgerlichen Verband getreten, um das Eigenthum zu sichern, und durch Gesetze jeden Eingriff in dasselbe zu verhindern, und wo noch keine Gesetze für die einzelnen Fälle vorhanden seyen, werden sie, wie hier bei'm literarischen Eigenthum, vom Gesetzgeber verlangt. Die Engländer seyen uns hier vorangegangen, und nicht nur gegen den Nachdruck haben sie durch das Gesetz die Schriftsteller in ihrem Eigenthum gesichert; auch die Erfinder jeder Erfindung, jeder nützlichen Einrichtung, von Instrumenten und Maschinen, werden durch Patente in diesem ihrem Eigenthum als Erzeugnisse des Geistes gesichert, und diesen gedoppelten Vorgang müsse man nachahmen, denn nur wenigen erfinderischen Köpfen sey es möglich, 10—20 Jahre ihres Nachdenkens, Fleißes und Aufopferung einem Gegenstande zu widmen, und den Nutzen, der daraus hervorgehe, Andern zu überlassen, und nichts für sich als Ersatz zu erhalten. Nur durch solche Patente, nur durch Gesetze gegen den Nachdruck, sichere man die Erfinder und ihre Wittwen und Waisen, daß sie nicht darben dürfen, während die Gesellschaft den größten Vortheil von den Erzeugnissen ihres Geistes genieße. Er glaube daher, daß die Nothwendigkeit, das literarische Eigenthum den Schriftstellern und deren Vertretern durch ein Gesetz gegen den Nachdruck zu sichern, in dem Zweck des geselligen Verbandes liege, und nicht bezweifet werden könne."

Die Vertheidiger des Nachdrucks nöthigen mich, noch bestimmter das Eigenthumsrecht des Schriftstellers zu bezeichnen. Sie sagen: es gebe kein geistiges Eigenthum; Geist und Wahrheit, wie sie in guten Büchern enthalten seyn mögen, seyen ein Gemeingut der Menschheit, wie das Licht, und Jeder könne sein Licht beliebig bei'm Andern anzünden, Niemand könne ein ausschließliches Monopol darauf besitzen. Ich würde dies unbedenklich zugeben, wenn der Schriftsteller ein ätherisches Lichtwesen wäre, das weiter nichts zur Existenz bedürfte, als sein Licht. Er bedarf aber neben der himmlischen, auch der irdischen Speise; auch der unsterbliche Shakespeare hat essen und die Mahlzeit, die er in einer Londoner Taverne zu sich nahm, bezahlen müssen. Seine

Digitized by Google

Feder hat uns Werke von so hoher Schönheit hingezaubert, daß wir dabei an etwas Gemeines nicht denken mögen; aber so gewiß diese Feder von einer gemeinen Gans war, so gewiß hat der, welcher sie führte, auch von ihr leben, durch sie seinen täglichen Unterhalt verdienen müssen.

In diesem Sinne muß der Schriftsteller doch wenigstens eben so viel Eigenthumsrecht an die Erzeugnisse seiner Feder haben, als der Krämer an das, was er mit seiner Elle, der Bauer an das, was er mit seinem Pfluge verdient.

Dieses Eigenthumsrecht kann ihm aber auf keine andere Weise gesichert werden, als wenn die Verbreitung seiner Geistesprodukte von ihm selbst abhängig gemacht wird, wenn Niemand sie verbreiten darf, als der rechtmäßige Verleger, mit dem er darüber kontrahirt hat.

Es ist gewiß, daß jedes gute Buch, nach Abzug der Druck- und Speditionskosten, noch einen bedeutenden Gewinn abwirft. Wem gebührt von Gott und Rechtswegen dieser Gewinn? Gewiß nur dem Urheber des Buchs, oder dem, welchem er das Buch gegen ein Honorar auf dem Wege des Vertrags überlassen hat. Kein Dritter hat ein Recht auf diesen Gewinn, am wenigsten aber der, welcher sich ihn schon anmaßt, noch ehe der Schriftsteller und der rechtmäßige Verleger des Ihrigen gewiß sind.

Der Schriftsteller wird aber durch den Nachdruck offenbar in seinem Honorare verkürzt. Gesezt, das Publikum konsumirt 10,000 Exemplare, und der Nachdrucker verkauft die Hälfte daron, so erhält der Verfasser auch nur für die Hälfte vom rechtmäßigen Verleger Honorar, und würde es für das Ganze erhalten haben, wenn das Publikum die andere Hälfte ebenfalls vom rechtmäßigen Verleger, der alsdann um so viel mehr Exemplare hätte drucken können, gekauft haben würde. Oft weigern sich die rechtmäßigen Verleger ausdrücklich, dem Verfasser ein, seinen Leistungen angemessenes Honorar zu zahlen, weil sie den Nachdruck fürchten. Dies geschieht in allen Fällen, wo von Werken die Rede ist, die man nicht mehr privilegiren lassen kann. Ich will einen bestimmen Fall anführen, der sehr merkwürdig ist.

Vor einigen Jahren besuchte mich der unter dem Namen Tromlitz als Unterhaltungs-Schriftsteller bekannte Oberst v. Witzleben und klagte mir mit gerechter Entrüstung, er habe hundert Meilen weit mit Extrapost hieher reisen müssen, um den Nachdrucker Richter in Kannstadt vom Nachdruck seiner ältern Romane und Novellen abzuhalten; denn würden diese nachgedruckt, so könne er für die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften vom rechtmäßigen Verleger nur ein verhältnißmäßig sehr geringes Honorar bekommen. Er sey zu obgedachtem Richter gegangen, und dieser habe sich endlich durch seine dringenden Bitten zu dem edelmüthigen Entschlusse bewegen lassen, vom Nachdrucke der betreffenden Schriften abzustehen, wofern ihm Tromlitz eine Entschädigung von — ich weiß nicht mehr wie vielen — hundert Gulden baar auf den Tisch lege. Diese Summe hat der arme Dichter, wie er sagte, in seiner Noth, um die weite Reise nicht ganz umsonst gemacht zu haben, obgedachtem Richter wirklich ausbezahlt.

Aehnliche Beispiele waren bisher nur von Tunis, Tripolis und Algier bekannt. Zu diesen Raubnestern mußten die Hanseestädte und die kleinen italienischen Staaten schicken, um ihnen die Gunst, nicht beraubt zu werden, mit schwerem Gelde abzukaufen.

Uebrigens wird der Schriftsteller durch den Nachdruck nicht bloß in seinem Honorar verkürzt. Er muß es sich auch gefallen lassen, daß der Nachdrucker den Inhalt seiner Schriften durch fehlerhaften Abdruck, durch willkührliche Auslassungen entstellt.

Endlich wird durch den Nachdruck der ersten Auflage das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage zuweilen ganz verhindert, zuweilen wenigstens verzögert, wodurch der Schriftsteller eines wichtigen Rechtes und Vortheils verlustig geht, denn es ist ihm oft sehr daran gelegen, in der zweiten Auflage zweckmäßige Verbesserungen oder Nachträge anzubringen. —

Ich gehe zu dem Eigenthumsrechte des Verlegers über. Er besizt dieses Recht in zweiter Hand durch Uebertragung von Seiten des Verfassers. Er erlangt dasselbe gegen eine vertragsmäßige Gegenleistung, das Honorar.

Schon Weber sagt in seiner Motion: „Ist das Honorar ein Recht, so ist der Nachdruck ein Unrecht.“ Sobald der Verleger ein Honorar zahlt, muß er die Garantie haben, daß er allein das Werk in Verlag bekommt. Es wäre schlechterdings unmöglich, ohne diese Garantie ein Honorar festzusetzen. Das Honorar ist die Pflicht des Verlegers; jene Garantie, das Monopol auf das Buch, ist sein Recht. Eins kann ohne das andere nicht bestehen. Wenn der Verleger dem Verfasser einen Theil des erst zu hoffenden Gewinns als Honorar vorauszahlen soll, muß er wenigstens versichert seyn, daß er diesen Gewinn nicht noch mit einem Nachdrucker werde theilen müssen. Er übernimmt schon ein Risiko, indem er das Honorar bezahlt und das Buch auf seine Kosten drucken läßt, ehe er noch weiß, ob das Buch auch hinlänglich Käufer finden werde, die ihm seinen Verlust decken.

Dies ist die Rechtsbasis alles literarischen Verkehrs.

Digitized by Google

Es ist allgemein und auch in Würtemberg anerkannt, daß der Schriftsteller nicht dasselbe Buch an zwei verschiedene Verleger verkaufen, und sich von jedem derselben Honorar zahlen lassen dürfe. Wenn ich den Einfall hätte, ein Manuscript zugleich an die Cotta'sche und Metzler'sche Verlagshandlung zu verkaufen, so würden sie sowohl untereinander, als gegen mich prozessiren, nur einer von Beiden würde die Erlaubniß des Drucks und die Leistung des Honorars an mich zugesprochen werden, ich aber würde mit Fug und Recht verurtheilt werden, der andern dafür, daß sie das ihr angetragene Buch nun nicht drucken darf, eine Entschädigung zu geben. Nach demselben Rechtsgrundsatz aber, der zwei verschiedenen Verlegern nicht gestattet, ein und dasselbe Buch gegen Honorar zu verlegen, darf es noch viel weniger einem zweiten Verleger gestattet seyn, dasselbe Buch unhonorirt im Nachdruck zu verlegen, nachdem ein erster Verleger es schon honorirt hat. Es wäre das non plus ultra gesetzlicher Inkonsequenz, wenn mir verboten seyn sollte, doppeltes Honorar zu empfangen, ohne daß es zugleich den Verlagshandlungen verboten wäre, eine doppelte Auflage meines Werks zu veranstalten. Gleichwohl besteht diese Inkonsequenz in Würtemberg wirklich.

Wenn die Gesetze den Zweck und die Pflicht haben, das Eigenthumsrecht zu schützen, so ist der rechtmäßige Verleger eines solchen Schutzes vollkommen bedürftig und würdig, denn er setzt einen bedeutenden Einsatz gegen einen ungewissen Gewinn, und wenn es zum Besten der Gesellschaft überhaupt einen literarischen Handel geben soll, so muß das Gesetz, welches dem Verleger seinen, von dem Bedürfniß oder der Laune des Publikums abhängigen Gewinn nicht sichern kann, ihn wenigstens vor dem offenbaren Verlust durch den Nachdruck schützen, denn dies kann das Gesetz.

Es streitet gegen alle gesetzliche Vernunft, daß Jemand ein Risiko übernehmen und, wenn er glücklicher Weise statt Verlust Gewinn hat, diesen Gewinn mit einem Unberufenen, der kein Risiko übernommen hat, theilen soll. Sagt man auch, der rechtmäßige Verleger gewinne genug, er theile mit dem Nachdrucker nur den Ueberfluß, so ist dies doch ein schlechtes Argument, denn der rechtmäßige Verleger muß sich durch den Gewinn eines glücklich abgesetzten Buches für die Verluste entschädigen, die er bei so manchem leidet, das ihm als sogenannter Ladenhüter sitzen bleibt.

Dem Muthe der rechtmäßigen Verleger, unbekannte Werke von Neulingen auf ihr Risiko zu drucken, verdanken wir die trefflichsten Werke unserer Literatur. Es ist natürlich, daß sich die Verleger oft über den Werth eines Buches täuschen; aber ohne den Muth, sich an den Druck neuer Bücher zu wagen, würde auch das Bessere nicht bekannt werden. Für die vielen Verluste, die aus diesem Risiko entspringen, gebührt den rechtmäßigen Verlegern die volle Entschädigung durch die verhältnißmäßig wenigen Bücher, welche Glück machen.

Wie aber die Schmarotzer-Pflanze den Baum, so saugt der Nachdruck dem rechtmäßigen Buchhandel die gesunden Säfte aus. Ein Haufe Unberufener, der keine Pflichten, kein Risiko übernimmt, der Nichts wagt, mustert die Bücher durch, läßt alle die liegen, bei denen die rechtmäßigen Verleger Verluste erlitten haben, und nimmt ihnen durch den Nachdruck der besten Werke auch den besten Theil ihres Gewinnes weg. Sie theilen immer nur den Gewinn, nie den Verlust. Nur der aber hat einen rechtlichen Anspruch auf Gewinn, der auch am Verluste seinen Theil trägt.

Man pflegt gern einzuwenden, daß, wenn auch in der That Schriftsteller und Verleger durch den Nachdruck Einbuße leiden, doch das gesammte Publikum dabei gewinne, indem es gute Bücher zu wohlfeilern Preisen erhalte, wodurch überhaupt gute Bücher mehr verbreitet würden. Hierauf kann ich nur erwidern, daß es ein jesuitisch-Grundsatz ist, wenn der Zweck das Mittel heiligen soll, daß es dem Crispinus mit nichten erlaubt war, Leder zu stehlen, wenn er auch den Armen Schuhe daraus machte, und daß es überhaupt kein öffentliches Wohl auf Kosten des Rechts gibt. Ueberdies thut man aber dem Nachdruck viel zu viel Ehre an, wenn man ihm allein oder auch nur vorzugsweise die Wohlfeilheit guter Bücher zuschreibt. Nirgends sind die guten Bücher verhältnißmäßig wohlfeiler, als in England und Frankreich, wo kein Nachdruck existirt, und selbst in Deutschland hat die Wohlfeilheit guter Bücher in dem Maaß zugenommen, in welchem der Nachdruck außerhalb Würtemberg abgenommen hat. Gerade je weniger der rechtmäßige Verleger die Konkurrenz des Nachdruckers zu besorgen hat, um so eher kann er zu seinem Gewinne kommen, ohne den Preis des Buchs auf eine schamlose Höhe zu treiben. Das Publikum sorgt schon dafür, daß geizige Verleger sich bekehren, und so verblendet ist keiner, daß er nicht begreifen sollte, er verkaufe eher viele wohlfeile Exemplare, als wenige theure, und gewinne von jenen mehr als von diesen. Sollte dennoch hie und da ein Verleger dem Publikum Gewalt anthun, und nützliche, vielleicht unentbehrliche Bücher zu kaum erschwinglichen Preisen verkaufen wollen, so braucht eine erleuchtete Gesetzgebung doch keineswegs zum Nachdruck ihre Zuflucht zu nehmen, um jene Preise herabzudrücken."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 6. 15. Januar 1834.

Rechtsgeschichte.

Antrag, die Regierung um ein Gesetz zu bitten, wodurch der Nachdruck unbedingt aufgehoben würde, vorgetragen in der Sitzung der würtembergischen Kammer der Abgeordneten vom 2. Juli von Dr. Wolfgang Menzel, Abgeordneten von Balingen. Stuttgart, Metzler, 1833.

(Beschluß.)

„Es steht ihr alsdann immer noch der Weg offen, nach Beschaffenheit des Papiers, des Drucks und der Bogenzahl ein Maximum des Preises festzusetzen. Ein solches Gesetz ließe sich vollkommen durch die Nothwehr rechtfertigen, in welcher sich die Gesellschaft gegenüber einem wucherischen Kaufmann befinden würde, und wenn jenes Maximum nur den Gradationen des Werthes einen billigen Spielraum ließe, würde der Verleger nicht dabei verlieren, denn es ist und bleibt eine unläugbare Erfahrung, daß die Zahl der konsumirten Exemplare mit dem Preise des Buchs in umgekehrtem Verhältniß steht, daß der Verleger eher eine Million Exemplare, jedes zu 9 kr. verkaufen kann, als ein Exemplar zu 1000 fl., und daß er bei verhältnißmäßiger Wohlfeilheit allezeit mehr gewinnt, als bei Uebertheurung. So lange es nun im eigenen Vortheile des Verlegers liegt, wohlfeile Preise zu machen, und so lange es der Gesetzgebung möglich ist, den Mißbrauch übertriebener Preise auf eine schonende Weise zu verhüten, so lange bedarf es keines Nachdrucks.

Man sezt bei einer Hungersnoth wohl das Maximum des Getreidepreises fest, aber man duldet keine Aufpasser, welche die Bauernwagen anfallen und zu plündern drohen, damit die Bauern nur so schnell und wohlfeil als möglich ihr Getreide verkaufen.

So viel über die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks. Ueber seine Moralität will ich mich nicht ausführlich ausbreiten. Ich begnüge mich, Ihnen einige Beispiele von der Handlungsweise unserer Nachdrucker vorzutragen.

Sie kennen bereits die merkwürdige Verhandlung zwischen dem Nachdrucker Richter von Kannstadt und dem Obersten v. Witzleben. Ich füge ein zweites Beispiel hinzu. Derselbe Richter hatte vor einigen Jahren kaum in Erfahrung gebracht, daß Herr Spindler, ein bekannter Liedlingsschriftsteller der Deutschen, bei der Frank-Halberger'schen Verlagshandlung die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke beabsichtige, als auch er die nämlichen sämmtlichen Werke in seinem Verlag als Nachdruck ankündigte. Der rechtmäßige Verleger hatte an Herrn Spindler bereits kontraktmäßig ein beträchtliches Honorar bezahlt und wandte Alles an, sich des Nachdrucks zu erwehren. Er konnte jedoch von der

Digitized by Google

betreffenden Behörde, welche dem Reskript vom 25. Febr. 1815 gemäß handeln mußte, nichts weiter als ein Privilegium auf die noch nicht erschienenen Werke Spindlers erlangen, Richter aber durfte ungehindert alle früher erschienenen Werke dieses Schriftstellers nachdrucken und fügte seiner Anzeige derselben die höhnende Bemerkung zu: nur diese früheren Schriften Spindlers taugten etwas und er habe seitdem nichts Gescheidtes mehr geschrieben. Spindler mußte sich diesen Schimpf und Hallberger den Verlust gefallen lassen, hätten sie aber den Kontrakt nicht schon vorher abgeschlossen gehabt, so würde Spindler des Nachdrucks wegen ein viel geringereres Honorar erhalten haben, und hätte nach einem langen Kampfe mit der Noth des Lebens die Genugthuung entbehren müssen, endlich einmal die wohlverdienten Früchte seines Talentes zu ernten.

Ein dritter Fall.

Der Nachdrucker Wolters in Stuttgart druckte das chirurgische Handbuch von Chelius nach, und als der rechtmäßige Verleger, Groß in Heidelberg, sich darüber beschwerte und ihm nachwies, daß Wolters den Buchdrucker-Gesellen Wagner bestochen habe, ihm die Aushängebogen des genannten Werks aus der Druckerei wegzustehlen, höhnte ihn Wolters unterm 1. Mai 1829 öffentlich im Schwäbischen Merkur aus und sagte unter Anderem:

„Der Streit gehöre nicht vor das Publikum, das sich um dergleichen Gegenstände des Privatinteresses wenig bekümmere."

Ein vierter Fall.

Der Buchdrucker Macklot in Stuttgart druckte Rottecks Weltgeschichte nach. Als sich der rechtmäßige Verleger, Herder in Freiburg, darüber beschwerte, rückte Macklot unterm 13. Juni 1831 Folgendes in den Schwäbischen Merkur ein:

„Glücklicherweise für ihn und seine Abnehmer stehe Macklot nicht unter der Machtvollkommenheit des Freiburger Bibliopolen, sondern er habe sich des Schutzes unserer gerechten Würtembergischen Regierung zu erfreuen, sein Unternehmen sey ein gesetzlich erlaubtes und werde unfehlbar vollendet, wie es begonnen worden."

Ein fünfter Fall.

Im Schwäbischen Merkur vom 18. Juli 1832 rückte der Nachdrucker Enslin von Reutlingen eine Annonce ein, die er ausdrücklich dem gebildeten Stande, den Herrn Erziehern und Lehrern zur Beachtung empfahl, und worin er seinen Nachdruck der „Moral von Ammon" gegenüber der Göschen'schen Originalausgabe nicht nur auf jede Weise herausstrich, sondern auch diese höhnenden Worte gegen den rechtmäßigen Verleger hinzufügte:

„Die tollen, keineswegs uns beleidigenden, noch im geringsten Schaden bringenden Ausfälle des Herrn Göschen tragen vielmehr dazu bei, daß unsere Ausgabe, von welcher bereits 1500 Exempl. verkauft sind, demnächst vergriffen seyn wird, und daß wir dann nicht säumen werden, eine zweite Nachdrucksausgabe folgen zu lassen. Domine Gooschen, ut placeat?"

Genug! Diese Beispiele mögen hinreichen, einen Maßstab für die moralische Würdigung des Nachdrucks zu geben. In der That, man glaubt sich auf einer englischen Landstraße zu befinden, wo uns ein Ritter der Industrie den Rock auszieht, und uns noch lachend zuruft: Was beklagst du dich? dein Rock steht mir viel besser als dir.

Verschiedene Buchhandlungen klagen, daß sie selbst ein erkauftes Privilegium vor Nachdruck nicht schütze. Die v. Seidl'sche Verlagshandlung in Sulzbach führt die Beschwerde, daß sie seit zwölf und mehr Jahren für jede neue Originalauflage der Morgen- und Abendopfer von Witschel ein neues Privilegium in Würtemberg gelöst habe, und daß die Reutlinger dieses Werk dennoch unaufhörlich nachdrucken, wobei sie bloß die kleine Schlauheit anwenden, statt ihrer eigenen die Firma: „Wien bei Bauer" unter den Titel zu setzen. Im Juli 1832 kaufte der Buchhändler Markus in Bonn ein würtembergisches Privilegium auf Walters Kirchenrecht, und am 19. März 1833 kündigte der Nachdrucker Rapp in Rottweil dasselbe Buch im Schwäbischen Merkur an. So werden auch die längst privilegirten Stunden der Andacht und das Conversations-Lexikon fortwährend nachgedruckt. Auf dem Reutlinger Nachdruck von Bröders lateinischer Grammatik wurde sogar das würtembergische Privilegium der Originalausgabe auf dem Titel mit abgedruckt.

Zu bedauern ist, daß selbst Schulbehörden in Würtemberg nachgedruckte Werke in Schulen einführen, z. B. den Rochow'schen Kinderfreund und Tillichs Lesebuch. Dies stimmt wenigstens nicht mit den Aeußerungen unsers Bundestags-Gesandten überein, der am 15. Februar 1823 (vergl. die Allg. Zeit. von diesem Jahr, Beil. 55) den Nachdruck zwar nicht für unrechtlich, aber doch für unedel und unbillig erklärte.

Die Vorsteher der deutschen Buchhändler-Börse in Leipzig haben eine Petition verfaßt, welche Hr. Dekan Münch heute ins Diarium eintragen läßt. Sie bitten im Namen aller Buchhändler Deutschlands um die Verwendung dieser hohen Kammer für ein endliches Verbot des Nachdrucks. Sie klagen einstimmig, was ich Ihnen vorgetragen: alle Staaten der gebildeten Welt, und insbesondere die deutschen Bundesstaaten haben den

Digitized by Google

Nachdruck verboten, nur Würtemberg allein nicht, nur hier ist den Piraten des Buchhandels noch eine sichere Zufluchtsstätte gewährt. Vernehmen Sie diese Klagen eines ehrenwerthen Standes! Klagen, in welche ganz Deutschland einstimmt.

Gerechtigkeit ist die Basis des konstitutionellen Staats. Ohne Gerechtigkeit ist die Verfassung nichts werth, sind ihre Vertreter in dieser Kammer Nullen oder noch etwas Schlimmeres. Ueben Sie daher Gerechtigkeit und thun Sie, was in Ihrer verfassungsmäßigen Gewalt liegt, um endlich diese Schmach alter Ungerechtigkeit aus den würtembergischen Gesetzen, diesen Flecken vom würtembergischen Namen wegzuwischen!

Ich erlaube mir zum Schluß nur noch darauf aufmerksam zu machen, was daraus entstehen müßte, wenn alle deutschen Staaten auf dieselbe Weise verfahren wollten, wie es Würtemberg bisher gethan hat. Wäre der Nachdruck überall freigegeben, so müßte der Buchhandel zu Grunde gehen, denn kein vernünftiger Mensch würde ferner ein Honorar für Bücher zahlen wollen, die ihm Jedermann sogleich nachdrucken könnte. Eben so wäre der Buchhandel ruinirt, wenn alle deutschen Bundesstaaten sich ein Privilegium gegen den Nachdruck mit 15 fl. und zwei Frei-Exemplaren, größere Staaten wohl gar nach Verhältniß mit noch mehr bezahlen ließen; denn die Privilegienkosten würden dann, nach den 38 Bundesstaaten verachtunddreißigfacht, die Druck- und Honorarkosten übersteigen, und kein vernünftiger Mensch würde mehr ein Buch verlegen wollen.

Nun haben wir zwar, indem die übrigen Bundesstaaten gerechter und billiger sind, als wir, einen Vortheil vor ihnen voraus. Durch den Nachdruck strömt manche Summe Geldes in unser Land, die sonst ausbleiben würde; ist es aber gerecht, ist es dem allgemeinen Völkerrecht und ist es der Bundespflicht angemessen, auf nachbarliche Kosten uns wohlzuthun, des Nachbars Schafe zu scheeren?

Und wie? wenn es den Bundesstaaten, deren literarisches Eigenthum unsere Nachdrucker so oft und lange sich zugeeignet haben, einmal einfiele, Repressalien zu gebrauchen? Dann wären unsere rechtmäßigen Verleger ruinirt. Ja noch mehr! Würtemberg, das an geistigen Produkten verhältnißmäßig reicher ist, als fast alle andern deutschen Staaten, würde die Früchte dieses Vorzuges nicht mehr einsammeln. In irgend einem geistesarmen Winkel Deutschlands würde sich ein Nachdrucker niedersetzen, und z. B. Schillers Werke zu 100,000 unter das Publikum werfen. Was würtembergische Gelehrsamkeit, würtembergisches Dichtergenie, würtembergische Industrie im literarischen Gebiete hervorbrächte, würde der erste beste Plattländer als gute Prise für sich ansprechen. Können wir nun aber eine Regel gelten lassen, die, wenn sie gegen uns selbst angewendet würde, uns den größten Schaden brächte? „Was du nicht willst, das dir geschicht, das thu' auch keinem Andern nicht!"

Es könnte auch der Fall eintreten, daß von Seiten des deutschen Bundes eine Mahnung an Würtemberg erginge, den bereits in den europäischen Bann verurtheilten Nachdruck nicht ferner innerhalb seiner Gränzen zu hegen. Einer solchen Mahnung aber aus eigenem Antrieb, aus eigenem Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl zuvorzukommen, würde der anerkannt hohen Stellung angemessen seyn, welche Würtemberg unter den civilisirten, und namentlich unter den literarischgebildeten Staaten einnimmt.

Dem gemäß, meine Herrn, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen den Antrag zu stellen:

> Sie möchten die Regierung um ein Gesetz bitten, durch welches die Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck unbedingt und für immer sichergestellt würden,

und ich kann hiebei aus dem zuletzt angeführten Grunde den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein solches Gesetz wo möglich noch auf diesem Landtage zur Verabschiedung gebracht werden möchte."

Dem theilnehmenden Publikum diene zur Nachricht, daß wegen anderen wichtigen Landtagsarbeiten die Berichterstattung über diese Motion bis auf die Wiederzusammenkunft der Stände verschoben werden mußte. Inzwischen ist zu hoffen, daß die Abschaffung des Nachdrucks vielleicht noch eher erfolgt, als dieser Wiederzusammentritt.

Humoristische Literatur.

Leben und Treiben der feinen Welt. Von A. Glaßbrenner. Leipzig, Wigands Verlagsexpedition, 1834.

Glückliche Seelen, die ihr noch lachen könnt! Der Scherz, die unberechnete Laune des Augenblicks, die unschädliche Satire sind in unsrer Literatur Geheimnisse geworden, die wir zwar in den Paragraphen der Kompendien definirt finden, die aber Niemand mehr offen geben will. Es ist eine langweilige Zeit; man lacht nicht mehr, man findet den Scherz seicht, verspottet die Liebenswürdigkeit unsrer ältern Autoren, und verdammt die Laune einiger Jüngern, die ohne Befangenheit, Absicht und versteckte Zwecke leicht, heiter, gewandt ihre muntre Feder rühren.

Glaßbrenner ist noch sehr jung, und es kann daher nicht auffallen, daß sich unter seine leichten Scherze Stellen mischen, wo er ernst und nachdenkend spricht. Nichts kann aber für den heitern Humor eine bessere Probe abgeben, als der ernste. Glaßbrenner verräth hier

Digitized by Google

und dort einen scharfen und feinen Blick. Ich greife ohne Wahl einige Stellen aus seinem Buche heraus. „Die Geburt des Menschen ist das Redezeichen; die Jugend das Ausrufungszeichen; die Ehe das Bindezeichen; das Alter der Gedankenstrich; der Tod der Punkt; und die Hoffnung auf Jenseits — das Fragezeichen.“ — „Im tiefsten Felsen findet man Gold und Diamanten, aber keine Sonne scheint hinein, keine Blume duftet in ihm. So sammelt der Geiz seine Schätze, aber er genießt sie nicht; er kennt kein Mitleid und die Freude erquickt ihn nicht.“ — „Wenn das Leben ein Traum ist, kann da Gott Rechenschaft von uns fordern?“ — „Das Verbrechen ist entsetzlich; der Verbrecher bemitleidenswerth.“ — „Die Uebertreibungen fremder Fehler haben denselben Grund, warum der Elephant, ehe er sich badet, das Wasser trübe macht. Er will sein Bild nicht sehen.“

Der heitern Richtung des Buches sind folgende witzige Definitionen verwandter: „Das Pfandhaus ist ein Ort, wohin mancher Bürger sein Bett bringt, um im eignen Hause ruhig schlafen zu können.“ — „Im Spinnhause leben Leute, welche das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen bereits kennen gelernt haben.“ — „Das Vaterhaus ist ein solches, von dem sich wenigstens mit Bestimmtheit sagen läßt, daß die Mutter darin gewohnt hat.“ Ja zuweilen nimmt die Satire einen höhern Flug; wie z. B. ein Redner in der Sylvesternacht ausruft: „Ich bin so überselig, daß ich ohne Weiteres den sternbesäeten Himmel da oben an mein Herz drücken könnte, wenn ich nicht fürchtete, daß ein Stern davon an meiner Brust sitzen bliebe.“

Obschon in den kleinern Erzählungen die Motive der italienischen Novellistik, und namentlich die geprellten Ehemänner zu häufig benuzt sind, so empfehlen sie sich doch durch ihren leichten Ton. Die Liebe wird hier nicht zu Empfindeleien, die Verzweiflung zu keinen Tiraden benuzt. Die Heirathen werden nicht weit verschoben, die Geprellten reiben sich den Buckel und die Getäuschten sind um den Trost nicht verlegen, dessen sie nicht bedürfen.

G.

Theodor Hell als Uebersetzer.

Mit welcher Unverschämtheit jezt Uebersetzungen ohne die geringste Sprach- und Sachkenntniß in den Tag hineingemacht werden, dafür ist die von dem Uebersetzer französischer Melodramen, Theodor Hell, angefertigte Uebersetzung des „Paris ou le livre des Cent-et-un“ ein sprechendes Beispiel. Man sollte es fast für unmöglich halten, daß in einer, so wie die französische bei uns von hunderttausenden gekannten Sprache ein sogenannter Gelehrter stellenweise so wie folgt übersetzen kann; und doch gibt sein Buch auf jeder Seite einen schlagenden Beweis von Unwissenheit jeder Art.

1) (Tome 1r, Edit. de Bruxelles, pag. 16. Le Palais-royal.) En cet endroit, une multitude de guéridons verts supportent, pour les convives des deux sexes assis à l'entour, des plateaux couverts de glaces pyramidales diversement colorées et sur lesquelles la cuiller de vermeil façonne sans cesse de nouveaux angles qu'elle déforme aussitôt, jusqu'à ce que la base elle même soit prête à disparaitre etc.

(Zu Deutsch.) An diesem Orte tragen, für die umhersitzenden Gäste beiderlei Geschlechts, eine Menge grüner Gestelle, Aufsätze mit verschiedenfarbigen Eispyramiden, in welche der Löffel von vergoldetem Silber unaufhörlich neue Winkel einschneidet und sogleich wieder ausgleicht, bis die Grundlage dem Verschwinden nahe ist.

(Nach Theodor Hell.) Dort tragen eine Menge grüner hoher Gueridons, zur Bequemlichkeit der Umhersitzenden beiderlei Geschlechts, mit pyramidalischen, verschiedenartig gefärbten Spiegeln bedeckte Dächer, auf welchen der vergoldete Hohlspiegel oben immer neue Winkel bildet, und sie auch sogleich wieder zerstört, bis die Basis selbst endlich zu verschwinden anfängt.

2) p. 138. La conciergerie.) — — Rousseau, fabriquant les rouages de son père — — —

(zu Deutsch) — Rousseau (dessen Vater bekanntlich Uhrmacher war) macht für seinen Vater Räder — — —

(bei Theodor Hell) — Rousseau, Wagenbauer für seinen Vater —

3) (p. 139.) Cette salle de jeu m'occupoit beaucoup; le je voyais entrer de vieilles femmes, avec un ridicule vert, à trois heures du soir, et je les voyais en sortir le lendemain à dix heures du matin; elles y avoient passé la nuit. Un coup de pistolet s'y fit entendre certain jour, sur le midi; j'apercois encore la chambre au tapis vert — — — —

(zu Deutsch) Dieses Spielzimmer beschäftigte mich viel; ich sah in dasselbe alte Frauen, mit einem grünen Arbeitsbeutel, in der dritten Abendstunde gehen, und des andern Morgens um zehn Uhr wieder herauskommen; sie hatten die Nacht darin zugebracht. Eines Tages gegen Mittag ließ ein Pistolenschuß darin sich hören; ich sehe das Zimmer mit dem grünen Tuche noch — — — —

(bei Theodor Hell) Dieses Spielzimmer beschäftigte mich sehr. Ich sah in dasselbe bejahrte Frauen mit lächerlicher Jugendlichkeit um 3 Uhr des Nachmittags gehen, und am andern Morgen um 10 Uhr erst wieder herauskommen. Sie hatten also die ganze Nacht dort zugebracht. Eines Tages gegen Mittag hörte ich darin einen Pistolenschuß. Ich sehe noch das grün tapezirte Zimmer vor mir. — — — —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 7. 17. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienbarg. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Mit sehr guter Laune geschrieben. So muß man in Holland reisen, um sich nicht zu langweilen, mit viel Einbildungskraft und einem guten Vorrath Witz. Die einzelnen Schilderungen sind sehr lebendig. „Es war in Holland Alles so, wie ich es mir gedacht hatte. Diese Städte mit ihren stumpfen Thürmen und Glockenspielen, ihren Grachten — man sieht in eine Gracht hinein, wie in einen Guckkasten, in der Mitte einen dunkelgrünen Kanal mit Torf- und Kartoffelschiffen, eine perspektivische Reihe von Brücken, Bäumen, Krahnen, Häusern, schlafenden verschlossenen Häusern mit hohen verhängten Fenstern, Winkelspiegeln, Klingelzügen, hohen Schornsteinen, den einen noch wunderlicher gebaut, wie den andern, so daß man sagen kann, die Phantasie der Holländer hat sich an ihren Schornsteinen erschöpft. — Diese Dörfer mit ihren schmalen Gassen, ihren kleinen bunten Häusern, diese Bauer- und Milchwirthschaften mit ihren blanken Kesseln und Heuschobern, diese Landschaften, verhaßt der Diana, der Göttin des Wildes und Waldes, weil sie weder Wild noch Wald enthalten, verhaßt dem Apoll, weil sie sein poetisches Gefühl durch Schnupftabaksmühlen beleidigen, verhaßt selbst dem Pan und den Feldgöttern, sonst Liebhabern von Vieh, weil ihnen keine Hirtenflöte oder auch nur ein Kuhhorn entgegenschallt, aus gänzlichem Mangel an Hirten; diese Landschaften, die immer und ewig dasselbe Gesicht behalten, und unveränderlich mit Gras, Kühen, Kanälen und Windmühlen abwechseln. — Gottlob! rief ich, als ich wieder Gottes freie Luft schöpfte; Gottlob! daß ich nicht im Butter- und Käselande geboren bin; Gottlob! daß ich ein Deutscher bin. Nein, diese Holländer sind keine Deutsche mehr, sie haben aufgehört es zu seyn, seit sie, aus unsern Urwäldern vertrieben, in diesem nassen Jammerthal sich niederließen. Feuer, Wasser, Luft und Erde haben sie zu Holländern verarbeitet, ihre Sprache ist versumpft und in Gurgellaute ausgeartet, ihr Geist ist nur der feuchte Niederschlag des Deutschen, beraubt des himmlischen Funkens der Begeisterung, baar und ledig der Phantasie und des Gemüths. Begeisterung — wer wollte das trübe und neidische Feuer, was ihnen jetzt aus den Augen sieht, Begeisterung nennen.“

Doch nimmt der Verfasser von dieser harten Aeußerung wieder einen guten Theil zurück und läßt dem holländischen Volk, abgesehn von seinen kaufmännischen und

Digitized by Google

politischen Leidenschaften, hinsichtlich seiner Treuherzigkeit und ehrlichen Naivetät alle Gerechtigkeit widerfahren.

Vortrefflich ist folgendes Bild der alten holländischen Patrioten: „In sehr alten Zeiten trugen die Holländer gar keine Hüte, auch keine Mützen. Sie gingen, was wir nennen, im bloßen Kopf, aber die Menschen hatten damals außerordentlich viel Haare auf dem bloßen Kopf. Damals nannten sie sich Bataver, Kaninefaten oder Kaninchenfresser, Marsen u. s. w. Später, unter ihren Grafen, trugen die Holländer eine Zeit lang rothe und graue Mützen. Die mit den rothen Mützen nannten sich die Huks, die mit den grauen die Kabeljauer; wenn sie sich begegneten, schlugen sie sich todt und daher waren diese Mützen sehr gefährlich zu tragen. Dann kamen die burgundischen und spanischen Hüte in die Mode. Mit diesen Hüten sieht man sie noch auf den Bildern von Rembrand, Franz Mieris und der andern Maler jener Zeit. Darunter sahen die Holländer kecker und listiger aus, waren es auch vielleicht. Eine besondere Abart des spanischen Huts, war der Hut der Wassergeusen, darauf war ein Halbmond genäht mit der Umschrift, lieber türkisch als papistisch. Er muß die zerhackten sturmdurchwehten Gesichter dieser einarmigten und einbeinigten Seepanduren Wilhelms des Ersten sehr malerisch beschattet haben. Weniger malerisch, aber desto ehrbarer saßen die dreikantigen Hüte auf den Köpfen der Holländer. Gott weiß, wie das Ungethüm des dreikantigen Huts aus dem schönen spanischen Hut entsprossen ist. Ganz Europa trug im 18ten Jahrhundert das Joch dieses Tyrannen, er sezte sich auf einen Thron von Haarpuder, nahm den Zopf als königliches Scepter in die Hand und übte einen unausstehlichen Druck auf alle Köpfe aus. Darauf bekam er die Jakobinermützen in Paris zu seinen Todtfeinden, und ward in den Sturz der Bourbonen mit verwickelt. Da es aber früher revolutionäre Köpfe, als revolutionäre Mützen gab, so muß man ihm die Fähigkeit zugestehen, revolutionäre Ideen bis auf einen gewissen Grad der Reife ausbrüten zu können. In Holland kam sogar die kurze Revolution vom Jahr 1785 ausschließlich unter diesen Hüten zu Stande; die Patrioten, welche den Statthalter verjagten, der Statthalter, welcher sich von den Patrioten verjagen ließ, hatten dreikantige Hüte auf dem Kopf — die Preußen, welche den Statthalter an der Spitze ihrer Bajonette wieder zurückführten, ebenfalls. Man kann sogar nicht ohne Schein die Behauptung aufstellen, daß für Holland die dreikantigen Hüte ihrer demagogischen Natur nach dasselbe sind, was die rothen Mützen für Frankreich, die schwarzen Kappen für Deutschland und die weißen Hüte für Polen. Der dreikantige Hut hat die batavische Republik gekannt, und so lange es noch einen dreikantigen Hut in Holland gibt, stirbt die republikanische Erinnerung nicht. Wenn ein dreikantiger Hut auf dem Kopf eines der alten stämmigen Leute aus jener Zeit über die Straße wandelt, so scheint er mit stiller Verachtung auf seine entarteten Brüder, die runden Königsdiener herabzublicken."

Ueber die Nordsee und den holländischen Wasserstaat äußert sich der Reisende also: „Beim Anblick der Nordsee fühle ich theetrinkendes, civilisirtes Geschöpf, daß ich noch einige Blutstropfen meiner normännischen Ahnen in mir rinnen habe. Ich kam vom königlichen Antikenkabinet, mir war so klassisch ruhig zu Muth, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen, ich ging nach Scheveningen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee und verweht waren meine griechischen Ideale und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ganz ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Athem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen, wie an ihrem Ufer. Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Ueber seiner jonischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Fluth, glückliche Inseln, goldene Aepfel, Hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürme, Strudel, Gefahren, Abentheuer. Im jonischen Meer sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirthlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im jonischen Meer ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Fluth, in der Nordsee kreisen sie wie Möven mit flatternden Flügeln am Horizont. In beiden lebt die Seele der Menschen und die Seele des Nordens ist, wie ihre See, wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig, sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie ein Grieche trotz Winckelmann und Goethe. — Der größte und beste Theil Hollands liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwischen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder auf's Trockene gesezt werden, ohne das Vorhandenseyn jenes natürlichen Bollwerks der Dünen und andererseits der künstlichen Dämme und Deiche, womit die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse, der Südersee u. s. w. beschirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos versinken und in sein altes morastiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Wassers herauszuschaffen, welche sich täglich von innen sammelt aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchsinterung des Bodens u. s. w. Für diesen Zweck benuzt man auf die einfachste und sicherste Weise das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der

Digitized by Google

hydrotechnischen Anstalten dieses Landes wesentlich basirt ist. Die Polder, so nennt man die tiefliegenden Wiesen, welche einer künstlichen Entwässerung bedürfen, verdanken diesen Akt und ihre Erhaltung Schleußen, welche eingerichtet sind, wie Ventile an Pumpwerken. Sie öffnen sich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, sobald der Wasserdruck von innen erfolgt und das Strom- oder Meerwasser diesen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, also zur Zeit der Ebbe. Das andringende Wasser der Fluth hingegen schließt die beweglichen Thore der Auswässerungsschleußen, so daß kein Seewasser in die Polder tritt, und das Binnenwasser Zeit erhält, sich während dem Verlauf der Fluth in den gezogenen Gräben und Kanälen zu sammeln. Ein nicht geringer Theil der holländischen Polder hat sogar eine noch tiefere Lage als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe, sie sind entstanden aus alten ausgetrockneten Mooren, Sümpfen, Seen u. s. w. und ihr Wasser läßt sich nur durch Windmühlen in die Kanäle auswässern, aus welchen es durch Auswässerungs-Schleußen ins Meer ausgestoßen wird.

Alle Gewässer der Seeprovinzen, eingeschlossen von der Maas, dem Leck und dem Y bilden eine Zahl von Bewässerungs- und Entwässerungssystemen, deren Centralpunkt das sogenannte Harlemmer Meer ist, ein großer Binnensee, der vormals im offenen Zusammenhang mit dem Y und der Südersee stand und daher dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgesezt war, jezt aber durch die großen Schleußen und Sparendam und Halfweg abgeschlossen und von Ebbe und Fluth gänzlich befreit ist. Vermöge dieser Schleußen, welche zur Ebbezeit geöffnet und hinterher sogleich geschlossen werden, ist der Wasserstand des Harlemmer Meeres gefestigt und um ein Beträchtliches niedriger gelegt worden. — Jede dahin auswässernde Landschaft, als Rheinland, Delfland, Schieland u. s. w. (uitwatering) bildet sein eigenes Wasserreich, dessen Wasserbürger alle dahin gehörigen Grundbesitzer sind. Diese erwählen einen Rath sachverständiger und starkbetheiligter Männer, Hemradschapi genannt, welchem sie ihre hydrotechnischen Interessen mit großen Vollmachten anvertrauen. Er wacht für die Dauer und Sicherheit der Dämme und Schleußen, und läßt alle beobachteten Mängel und Gebrechen ohne Zeitverlust in Stand setzen. In die Kosten theilen sich alle Grundbesitzer. Soll etwas von Bedeutung unternommen werden, so wendet sich der Rath an den Waterstaat, welcher ein besonderes Ministerium bildet, und die Hemdrathschaften centralisirt. Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für diese wichtigste Angelegenheit des Landes, dieses kleinen Landes, das so große Dinge durchgesezt hat. Die Noth hält sie beständig in Athem. Sie gleichen Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unterzugehen."

Von den holländischen Städten und insbesondere Harlem, macht der Verfasser eine höchst artige Schilderung. „Die holländischen Städte unterscheiden sich weniger durch ihren Anblick, als durch ihren Geruch. Schiedam und Gouda (Gauda) z. B. sehn sich ähnlich, wie ein Holländer dem Andern; allein Gouda riecht nach Käse und gebrannten Pfeifen, Schiedam nach gebranntem Wachholder. Es ist nämlich mit den holländischen Städten nicht so, wie mit den deutschen, daß man an einem Orte eine mannichfache, für Stadt und Umgegend hinreichende Industrie treibt; hier hat vielmehr jede Stadt ihr ausschließliches Getriebe, das sie sich untereinander nicht streitig machen. So ist Gouda die einzige Stadt in Holland, welche die bekannten, weit verführten holländischen Pfeifen backt, wozu sie den Thon, wenn ich nicht irre, aus dem nördlichen Brabant erhält. So Schiedam die einzige Stadt, welche Genever brennt und nicht allein Holland und die Holländer, sondern auswärtige Liebhaber in großer Anzahl mit diesem Getränke versorgt: Thurm und Häuser sind schwarz vom ewigen Dampfe, selbst die weißen Mützen und Schürzen der Weiber sehn nicht so reinlich aus, wie anderswo. So kann man sagen, daß Amsterdam vorzugsweise nach Pfeffer, Delft nach Töpfen, der Haag nach Orangen und vor Allen Harlem nach Blumen und Blumenzwiebeln riecht. Ich zog im Frühling in dieses Reich der Flora ein, ward vor den Thoren wie ein König begrüßt, hundert und aber hundert Blumenbatterien bewillkommten mich und schossen aus Millionen Kelchen und Duftschlündchen das feine Pulver ihrer Wohlgerüche ab. Ja, hier hat die Göttin ihre Residenz aufgeschlagen, hier, wo die Winde, wie anderswo über Kartoffelfelder, über Hiazynthenfelder, Rosenfelder, Tulpenfelder wehn, hier hat sie ihren Sitz, ich will sagen, hier schwebt sie nicht, wie in unsern Gärten eilfertig und mit nachlässiger Hand aus ihrem Füllhorn Blumen streuend vorüber, hier weilt sie, hier sizt sie, hier verrichtet sie, um holländisch naiv zu sprechen, ihre Blumennothdurft. — Harlem ist das holländische Schiras, das Harem der Blumen. Seine Gärtner sind reiche Sklavenhändler, welche die rosigen und tulipanischen Schönheiten für die Harems der Vornehmen und Reichen auferziehen. In früherer Zeit ging der Handel mit den süßen Geschöpfen beinah ins Unglaubliche, es kostete eine schöne Hiazinthe, eine schöne Tulpe in der That nicht viel weniger, als eine schöne Georgierin oder Tschirkassierin. Die Bildnisse der reizendsten Blumen wurden, sauber gemalt, an verliebte und verrückte Blumenprinzen in Europa umherversandt. Noch jezt sind aus den Registern der Harlemer Blumenhändler die erstaunlichen Preise zu ersehen, wofür diese und jene Blume verhandelt worden. So kostete die Tulpe, genannt

Digitized by Google

Admiral Liefkees, ihrem Liebhaber 5200 Gulden, und eine andere, der Semper Augustus ward mit 4500 Gulden bezahlt. Es gab Jahre, in welchen die Stadt Harlem ein Kapital von 10 Millionen im Blumenhandel stecken hatte."

Von Leiden erzählt der Reisende. „Die erste Frage, die ich bei meinem Besuch in Leiden that, war: „wo habt ihr Schills Kopf." Der Leser muß wissen, daß der Kopf des unglücklichen Mannes, schändlich zerhauen, wie er ihn in seiner Todesstunde sinken ließ, von Stralsund durch die holländischen Truppen nach Holland kam, wo er zu Leiden in eine Spiritusflasche gesezt, unter Mißgeburten aufbewahrt wurde. Auf der Anatomie von Leiden hat er gestanden noch im Jahr 1817, und der König, für den dieser Tollkopf fiel, hatte ihn bis dahin noch nicht abgefordert. Wo habt ihr Schills Kopf, fragte ich also den Famulus. „Er ist seit einigen Jahren aus der Anatomie verschwunden, man weiß nicht wie, durch wen und wohin; vermuthlich hat ihn Jemand gestohlen." Es ist immerhin merkwürdig, und für den deutschen Nationalstolz tief beschämend, daß Schills Kopf ein solches Schicksal haben konnte. Man kann nur fragen: sind die deutschen Köpfe nicht mehr werth, als von Holländern in Spiritus gelegt zu werden, oder ist Deutschland keines Kopfes werth, da die Nation auf diese schmachvolle Weise mit ihren Köpfen umgehn läßt? Das hätte einem französischen oder englischen Kopf begegnen sollen!

Die gegenwärtige Begeisterung in Holland sieht der Verfasser nicht als eine natürliche Bewegung des Volks, sondern als ein künstliches Machwerk der Regierung und der mit ihr verbündeten altrepublikanischen Aristokratie an. „Ueberdies besteht die zweite Kammer dem größten Theil nach aus dem aristokratischen Element reicher Mijnheers, auf deren Wahl, nach den bestehenden Wahlgesetzen, die Regierung bedeutenden Einfluß übt. So lange die jetzigen Wahlgesetze fortbestehen, wird nicht leicht irgend eine Absicht des Ministeriums in den Kammern scheitern und die Konstitution wird hier, wie anderswo, nur das geduldige Saiteninstrument seyn, worauf die souveräne Gewalt ihre Volkslieder sezt und spielt. Selbst die Staaten-General des vorigen Jahrhunderts, unter den lezten Statthaltern, gewährten kein freieres und stolzeres Bild, sie hatten den starren und unabhängigen Selbstwillen der alten Aristokratie der Laune des Hofes zum Opfer gebracht, waren Thon in der Hand des Töpfers, oder mit einem holländischen Bilde zu sprechen, fetter Käse, worauf die Sonne scheint." Den Reden in den Generalstaaten hat der Verfasser keinen Geschmack abgewinnen können: „Der holländische Deputirte hat den großen Vortheil, daß er lange sprechen kann, ohne zu langweilen, und eben so lange zu hören, ohne daß ihm langweilig zu Muthe wird. Langeweile ist nämlich eine Pein, die der Holländer selten ausstehn, gerade nicht, weil er beschäftigter ist, als andere Leute: es gibt im Gegentheil in keinem Lande so viele Nichtsthuer, Leute, die von ihren Renten leben u. s. w.; sondern weil es gar nicht in seiner Natur liegt, sich zu langweilen, weil er eher die Leere im Magen, als die Leere im Kopfe fühlt, und keine Phantasie hat, die eine laufende Beschäftigung verlangt."

Interessant ist folgende Bemerkung. Nachdem er die Dünen geschildert, fährt er fort: „Man könnte außerdem die lange Sandbank, welche sich an der Küste von Holland hinzieht und größeren Schiffen das Anlanden bei Schevelingen, Katwyk u. s. w. unmöglich oder gefährlich macht, als vierte Dünenreihe hinzufügen. Sie ist vermuthlich die große Streusanddüchse, welche der holländischen Küste mit jeder neuen Fluth frischen Sand zuführt und dieselbe von Jahr zu Jahr höher legt. Feindin der holländischen Schifffahrt, hat sie den Terel und die Mündungen der Maas und des Rheins versandet und außerordentliche Kosten zur Anlegung großer und tiefer Kanäle nothwendig gemacht. Die Mündungen der Schelde sind dagegen von diesem Uebel weit mehr verschont und für die größten Schiffe offen und fahrbar geblieben. Ein beneidenswerther Umstand für Antwerpen, der in Verbindung mit der vortheilhaften Handelslage der Stadt und deren geräumigem und schönem Hafen Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt machen wird, sobald es nämlich den eifersüchtigen Holländern nicht zum zweiten Mal gelingt, durch die Schließung der Schelde ein unerhörtes Verbrechen zugleich an der Natur und an der Gesellschaft zu erneuen, oder auch durch übertriebene Ansprüche, durch ihre Tonnen- und Lootsenrechte und andere ungebührliche Beschränkungen der freien Stromfahrt der Stadt Antwerpen die natürlichen und rechtmäßigen Vortheile ihrer Lage zu schmälern."

Am Schluß des ersten Theils gibt der Vers. noch eine große historische Abhandlung über die tolle Eitelkeit der holländischen Gelehrten zum Besten, die sich durch die lächerlichste Sophistik bemüht haben, die Ehre der Erfindung des Drucks Mainz zu entreißen und auf Harlem überzutragen. Der Verf. stellt alle die Absurditäten und Widersprüche zusammen, die sich die Holländer dabei haben zu Schulden kommen lassen. Dieser ganze literarische Prozeß ist, obwohl sehr langweilig, doch nicht uninteressant und nimmt in der Geschichte der gelehrten Narrheiten eine nicht unbedeutende Stelle ein. Erst soll Faust, dann Guttenberg den Druckapparat einem gewissen Koster in Harlem gestohlen und nach Mainz gebracht haben, so daß Koster nicht mehr fortdrucken konnte. Als ob ein armer Gesell so unbemerkt Lettern, Preßbengel und Zubehör gleichsam in der Tasche hätte bis Mainz forttragen können, und als ob Koster nicht auf der Stelle sich neue Lettern hätte machen können! Ueberdies ist auf einem Grabstein in Holland der Name dessen zu lesen, der, wie es ausdrücklich dabei heißt, die Buchdruckerkunst aus Deutschland einführte.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 8. 20. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

8) Holland in den Jahren 1831 und 1832, von Ludolf Wienbarg. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

(Beschluß.)

Der zweite Theil breitet sich vorzüglich über den Handel und über die Malerei der Holländer aus. Zuerst schildert der Verfasser die wohlthätige Einrichtung der Maatschapijen. „Nichts beweiset mehr für den aristokratisch-republikanischen Geist der Holländer, als die auffallende Menge der von ihnen zur Erreichung verschiedener Zwecke gestifteten Vereine. Wer den Holländer von einer seiner besten Seiten kennen lernen will, muß auf diesen Gegenstand seine Aufmerksamkeit richten. Er wird aus der Anzahl, Stärke, Einrichtung, Verzweigung und Wirksamkeit der maatschapijen in Holland einen sehr vortheilhaften Schluß auf den regsamen öffentlichen Geist machen, der in diesem Lande herrscht. Ich will nur einige dieser Gesellschaften namhaft machen und zwar solche, die entweder ihren Hauptsitz oder wenigstens eine bedeutende Mitbesteurung im Haag gefestigt haben. Zunächst führe ich an: Die maatschapij tot nut van't algemeen.“

Ihre Früchte sind eine Leihbibliothek von nützlichen Volks- und Jugendschriften, eine Schule, eine Zeichenschule, eine Sparbank.

Maatschapij van weldadigheid. Aus ihr gingen die berühmten holländischen Armenkolonien hervor. Der Fleiß findet dort Mittel und Wege, etwas vor sich zu bringen, der tüchtige Arbeiter kann mit der Zeit freier Eigenthümer werden, kann den Besitz, den er mit seinem Schweiße gedüngt hat, beim Tode seinen glücklicheren Kindern überlassen. Das lasse ich mir gefallen. Sonst, ich hasse diese Hungergaben, diese Haide-Sibirien, diese Zuchthäuser in freier Natur, diese Armen-Kolonien mit ihren todtblassen Gesichtern, die muthlos auf den Boden starren, mit ihren gespenstischen Weibern, die, ihre Säuglinge an der welken Brust, die langen dürren Hände zum Betteln ausstrecken, mit ihren Hütten, die das menschliche Elend selbst gebaut und aufgezimmert zu haben scheint, um sie von ihrer leibeigenen Tochter, der Hoffnungslosigkeit, bewohnen zu lassen; ich hasse diese Kolonien, wo das Land kein Wasser, die Mutter keine Milch, der Vater keinen Muth in der Seele und kein Mark in den Knochen hat. Dagegen bin ich überzeugt, daß die meisten von den 2200 Menschen, die in den holländischen Kolonien einen Grund von 1100 Bundern Land ur- und fruchtbar machen, Schullehrer, Prediger

Digitized by Google

und Bücher haben, die Wohlthat der Gesellschaft dankbar anerkennen und segnen. Sie haben nicht viel, aber sie haben die Hoffnung, sie sind arm, aber sie sind keine Bettler, sie wohnen einsam, aber sie sind nicht ausgestoßen von der Gesellschaft, sie werden von ihren Nachbarn vielleicht nicht beneidet, aber auch nicht bemitleidet, sie haben einen Weg hinter sich, einen Weg vor sich und niemals, wenn sie nur wollen, Noth und Kummer an ihrer Seite. Da läßt es sich leben. Und selbst jene zwei andern Kolonien, welche die Gesellschaft außerdem errichtet hat, um eine wohlthätige Scheidewand zu ziehn, zwischen dem Fleiß der Armuth und der in Faulheit versunkenen Bettelei, selbst diese beiden Kolonien sind menschlich, sind mit menschlichem Sinne auf menschliche Bedürfnisse berechnet, lassen der Furcht und der Hoffnung eine Thür offen, und gewähren dem Bettler, der arbeitet, die nahe und gewisse Aussicht, kein Bettelkolonist zu bleiben, sondern in die achtbare Gesellschaft der drei oberen Landbaukolonien einzutreten. Das eine dieser Stifte befindet sich an der Ommerschans in der Provinz Overyssel, das andere zu Veenhuizen in der Provinz Drenthe. Ersteres zählt 1100 Seelen mit 800 Bundern Grund, lezteres 1100 Seelen, mit einem mir unbekannten Inhalt von Moor und Ländereien. — Zu Veenhuizen hat die Gesellschaft noch zwei andere wohlthätige Einrichtungen getroffen. Sie hat 2 — 3000 Bunder Landes bestimmt für Waisen, Findlinge, verlassene Kinder, alte Soldaten, nothdürftige Leute, welche sie auf eine ihrem Alter, ihrem Geschlecht, ihren Kräften angemessene Art auf dessen Raum in Thätigkeit sezt. — Endlich hat die Gesellschaft eine Landbauschule zu Vaderen errichtet, wo sie einer Zahl von 60 jungen Leuten Gelegenheit gibt, durch die dort erworbenen Kenntnisse sich einmal zu Beamten in den verschiedenen Kolonien der Gesellschaft aufzuschwingen. Vortrefflicher konnte die Maatschapij van weldadigheid den Kreis ihrer Kolonisationsthätigkeit nicht schließen.

Maatschapij tot onderwijs van dooven en stommen. Eine Gesellschaft für Taubstummen-Unterricht. Dann folgen ähnliche für Blindenunterricht, für Verbesserung der Gefangenen, eine haushälterische Gesellschaft, eine für Beförderung der Tonkunst, für Naturkunde, Künste und Wissenschaften, für Beförderung des Wohlstands, Verbreitung des Christenthums unter den Sklaven, eine Bibelgesellschaft und ein Bibelverein, eine Gesellschaft von Missionären, eine andere zur Vertheidigung des Christenthums (Genootschap tot verdediging van de christelijke Godsdienst, tegen derzelver hedendaagsche Bestrijders.)

Ueber den Handel der Holländer in älterer und neuerer Zeit theilt der Verfasser eine interessante Uebersicht aus den 1828 in Haag erschienenen recherches sur le commerce de la Hollande mit. Ferner spricht sich der Verfasser über die holländischen Kolonien aus und tadelt bitter das unpolitische System von Grausamkeit, welches die Holländer in Java befolgen, und das sie früher oder später um diese herrliche Kolonie bringen muß. Er erzählt unter anderem. „Im Jahr 1816 machte sich ein zahlreicher Haufe Javaneser, welcher sich über die Bedrückungen eines holländischen Beamten zu beklagen hatte, nach landüblicher Sitte auf den Weg, um einer entfernten höheren Behörde ihre Klagepunkte vorzulegen und um Abstellung der Mißbräuche zu bitten. Sie vergriffen sich unterwegs an keines Menschen Eigenthum und führten sich tadellos auf, wurden aber dennoch als Empörer angesehen, auf ihre Weigerung, sich ruhig zu zerstreuen, angegriffen, besiegt und in ein Kaffeevorrathshaus zu Indramayo eingesperrt, das nach der Versicherung eines englischen Reisenden, gleich der berüchtigten schwarzen Höhle zu Calcutta, für die eingesperrte Menschenmenge viel zu eng war. Die Gefangenen suchten sich Luft zu machen, durch die Latten des Dachs und die Lehmmauer zu entkommen, wurden aber bei diesem Bestreben von den wachthabenden Soldaten in Gegenwart und auf Befehl der Offiziere wie Sperlinge niedergeschossen und nach Beendigung dieser Blutscene, die 300 Gefangenen das Leben kostete, nach Sambong eingeschifft, auf welcher Fahrt der zweite Akt des Trauerspiels vorfiel und noch viele in die andere Welt befördert wurden, so daß zulezt von 594 wehrlosen Gefangenen nur 113 am Orte ihrer Bestimmung eintrafen. — Lebt ein Gott im Himmel!“

Was Herr Wienbarg über die holländische Malerei sagt, ist zwar im Wesentlichen nichts Neues, aber mit so guter Laune vorgetragen, daß wir es mit Vergnügen lesen. Insbesondere ist die Episode von Jan Steen, dem pittoresken holländischen Eulenspiegel, vortrefflich.

Zum Schluß gibt der Verfasser einige sehr artige Volkslieder, die aber alle schon bekannt sind durch die Sammlungen von Wolff in Jena und Hoffmann von Fallersleben in Breslau.

9) Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Daniel Leßmann. Erster Theil. Süd-Frankreich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831.

Die tiefe Schwermuth des Verfassers, der bald nach Vollendung dieses Werks sich selbst auf eine elende Weise ums Leben brachte, verräth sich durch den ganzen Ton des Buchs. Gleich im Anfang tritt ein Selbstmörder auf, den er mit folgendem Humor anredet: „Theuerster Verbrecher, welch eine betrunkene Parze hat Ihnen den vermaledeiten Pistolengedanken eingegeben? Oder sollte es Ihr eigener gewesen seyn? Kaum kann ich es glauben. Wie möchte ein junger hoffnungsvoller Dichter

Digitized by Google

durch eine sündliche Bleikugel die Welt um all die schönen Erzeugnisse bringen wollen, deren Keime in seinem fruchtbaren Geiste lauschen? Ich bitte Sie, schonen Sie sich; man lebt gewöhnlich nur ein Mal, und bekanntlich gibt es nur zwei Dinge, die durch den Tod schöner werden, ein Krebs nämlich und ein reicher Schwiegervater — Sie aber scheinen mir keins von Beiden zu seyn. Lesen Sie Mendelssohns Phädon oder Hufelands Makrobiotik, ein Buch, welches man Delinquenten nicht genug empfehlen kann. Suchen Sie sich überhaupt zu zerstreuen — an Mitteln fehlt es nicht; wir haben gegenwärtig in unsrer Stadt sechs poetische Gesellschaften, wo man recht gut ißt; fünf belletristische Blätter; jedes in seiner Unart das Beste und lassen sich alle mehrmals lesen, weil man schwerlich behält, was darin steht; vier berühmte Sängerinnen, die, größtentheils ohne Ehemänner, dennoch auf einander eifersüchtig; drei Reitschulen, wo die Damen sich im Zügelführen üben; zwei Theater, welche die Sehnsucht nach einem dritten lebendig erhalten, und ein anatomisches Museum. — Nie habe ich einen Selbstmörder aus vollerem Halse lachen hören. — Wo wollen Sie hin, geehrter Herr? rief er. Ich will ja lieber in der ersten besten Buchdruckerei bis an mein selig Ende die Romane meines Todfeindes setzen, als einen frevelhaften Teufelsfinger an meinen Körper legen. Außer dem Thoren, der sich entseelt, gibt es, auf Ehre, keinen größeren Narren als Einen, der sich entleibt."

Doch ist nicht Alles in diesem herzdurchschneidenden Ton geschrieben. Die Melancholie äußert sich größtentheils sanft; doch immer sucht sie das Düstere auf. Unter den Schilderungen aus Südfrankreich heben wir folgende hervor: „Im Schimmer der Abendsonne lag Blayes (das nach des Verfassers Tode noch berühmter werden sollte), wo Roland, der Enkel Karls des Großen, geherrscht. Er soll in der Stadt geboren und begraben worden seyn, seine Streitrüstung wird dem Fremden noch gezeigt. Hinter Blayes, im Nebelgewoge des Horizontes nur mit Mühe zu unterscheiden, erhob sich auf einem Felsen der Thurm von Cordouan, der an der Mündung der Gironde stehend, des Nachts eine flammende Laterne trägt und die Schiffe vor den Sandbänken der Mündung warnt. — Wellen und Sagen murmeln um den Thurm. Ein alter Feldherr, der unter jenem Roland als Knabe zum ersten Mal in die Schlacht gezogen, hatte drei Töchter. Die Mädchen prangten, wie das in so grauen Zeiten sich von selbst versteht, mit seltener Schönheit; wer eine Jede allein betrachtete, fühlte sich geneigt, den Kranz des Sieges ihr hinzureichen, wer sie bei einander sah, stand verlegen und wußte nicht zu entscheiden. Wackere Krieger bewarben sich um die holden Jungfrauen; doch waren sie dem stolzen Vater nicht herrlich genug, und mußten unbefriedigten Herzens wieder davon schleichen. Ein Ritter aber, der längs der Meeresküste hin das Raubhandwerk trieb, behagte dem Alten, und unwiderruflich beschloß er, in ihm seinen Eidam zu sehen. Der Ritter war häßlichen Angesichts, aber er rühmte sich, aus dem Geschlechte der alten Merovinger zu stammen, und hatte seinen Namen durch glänzende Heldenthaten vergoldet; rohe Leidenschaften verunstalteten sein Leben, aber er war reich an Dörfern und Knechten, die Wellen des Meeres bedeckten seine Fahrzeuge, und wo er erschien, neigte sich weit umher jedes Knie; er hielt es heimlich noch mit den Heiden und pflegte den Götzen in schweigender Nacht zu opfern, aber er schmeichelte dem Alten und schenkte ihm die stattlichen Rosse, die er erbeutet. — Die Mädchen verbargen ihren Widerwillen nicht; sie flohen, so oft er sich ihnen näherte. Doch der Vater drohte mit Gewalt, und der Unhold versicherte, es könne ihm ein Mädchen, so wenig als ein Feind, lange widerstehen; der Feldherr möchte seine Töchter ihm übergeben und bald würde er hören, daß eine derselben ihm ihre Liebe gestanden; die andern Beiden sollten dann unverzüglich zurück gesandt werden. Der schwachköpfige Greis ließ sich beschwatzen, und der Ritter sperrte die unglücklichen Mädchen in den Thurm von Cordouan. — Hier sollte sie der Hunger zum Geständniß der Liebe bringen. Fünf Mal des Tages erschien der Wütherich an der Thür ihres Kerkers und erwartete, welches Schlachtopfer zuerst sich ihm nähern würde. Aber die Mädchen hatten einander das Wort gegeben, gemeinschaftlich in die Arme des Todes lieber, als ihres Tyrannen, zu sinken. Die Waffe, die er für sich streiten ließ, entkräftete allmählich den Entschluß; am Morgen des dritten Tages wankte die Jüngste auf ihn zu und umfaßte sein Knie. Er hob sie auf und winkte dem Diener, der hinter ihm mit voller Speiseschüssel stand. Zu spät — kaum vom Boden erstanden, sank sie zurück und gab den Geist auf. Am Abend endigte die Aelteste auf die nämliche Weise. — Ein Knecht des Ritters, welcher der unglücklichen Mädchen sich erbarmte, brachte heimlich des Nachts dem Vater von dem Ereigniß Kunde. — Mögen sie Beide im Grabe ruhen! gab der unmenschliche Alte zur Antwort, die Dritte wird ein Beispiel daran nehmen, wird seine Gattin werden und mir ihre Schwestern ersetzen. — Betrübt ging der Knecht zurück, und als er durch die Vorhalle schritt, langte er das Schlachtschwerdt des Feldherrn von der Wand und nahm es mit sich. — Dein Schwäher, sagte er zurückgekehrt zu seinem Herrn, hat Nachricht erhalten von dem, was hier geschehen. Sein Grimm schnaubt nach Rache. Dieses sein Schwerdt sendet er Dir, damit Du Dich hinein stürzest, und wenn Du seinem Gebote nicht Gehorsam leistest, so wird er mit Heeresmacht herbei ziehen und Dich zu finden wissen. — Entrüstet beschloß

Digitized by Google

der Ritter, dem Alten zuvor zu kommen. Er ließ seine Reiter aufsitzen und eilte nach dem Schlosse des Feldherrn. Ehe Beide sich in Worten einander erklären konnten, flogen sie schon im Zweikampfe zusammen; des Ritters Lanze verwundete den Alten am Schenkel, die Waffe seines Gegners aber drang ihm durch den Hals. Sein Blut rann zur Erde und vergebens bejammerte der Alte neben der Leiche seines Schwiegersohnes das Mißverständniß. — Der Knecht indessen brachte den Thurmwächtern die Zeitung, daß der Ritter besiegt fliehen müsse und der Sieger daher eile, seine Tochter zu holen. Die Söldlinge übergaben ihm das Mädchen, damit er in einem andern Schlupfwinkel sie verbärge; er führte sie hinweg, und Beide erschienen nicht wieder. Ein Mönch, heißt es, nahm an einer öden Insel sie auf; der Knecht machte die Wildniß urbar, und das Mädchen, die Gattin ihres Retters geworden, leistete ihm hülfreiche Hand.

10) Skizzen aus Spanien. Dritter Theil. Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Von V. A. Huber. Erste Abtheilung. Manuel. Bremen, Schünemann, 1833.

Seit geraumer Zeit hat mir keine Lektüre eine solche Marter verursacht, als die des vorliegenden Buchs. Man höre nur eine einzige Schilderung eines liberalen spanischen Paares. Das Mädchen vereinigt Frömmigkeit mit Liberalismus. „Wie diese auffallende Mischung scheinbar so heterogener Elemente entstanden war, brauchen wir für's erste nicht weiter zu untersuchen, und wenn wir dem Leser versichern, daß solche und ähnliche Erscheinungen in Spanien nicht ganz selten waren, so wird er in seiner Weisheit wohl von selbst dahin kommen, zu zweifeln, ob diese Elemente wirklich so unbedingt und wesentlich feindselig sind, wie man gewöhnlich annimmt. Genug — hier begegneten und verstanden sich Rafaela und Manuel vollkommen, denn auch er war, wenn auch auf anderem Wege, auf demselben Punkte politischer Ansichten angelangt, so daß die Besorgnisse des alten Nuñez in dieser Hinsicht, mehr als dieser selbst ahnte, begründet waren. Natürlicher Weise aber unterschied sich Manuels Liberalismus von dem des Mädchens nicht nur dadurch, daß er auch auf dem Gebiete religiöser Ansichten konsequenter durchgeführt war, und dort so viel Früchte und Verwirrung hervorgebracht hatte wie nöthig, sondern auch dadurch, daß er mehr den Charakter leidenschaftlich thatkräftigen Ehrgeizes annahm, wie denn in solchen Zeiten der politischen Aufregung dem fähigen, geistig und körperlich seiner Kräfte bewußten Jüngling nicht zu verargen war. — Von vorne herein aber müssen wir den geneigten Leser warnen, sich von seiner voreiligen Phantasie nicht etwa auf eine falsche Spur verlocken lassen und zu glauben, er werde hier die herzbrechende Geschichte einer eben so zärtlichen als unglücklichen Liebe zwischen diesen Beiden vernehmen. Diesen Weg und diese Form nahmen ihre Gefühle nicht; sondern es blieb bei dem aufrichtigen Wohlwollen und vollen Vertrauen der Freundschaft — aber dem Wie und Warum in solchen Dingen nachzuspüren hat bekanntlich noch nie zu erheblichen Resultaten geführt, und statt dessen wollen wir lieber mittheilen was wir von den frühern Verhältnissen des jungen Mannes wissen, den wir, in Ermanglung eines Bessern, zum Helden dieser Geschichte gemacht haben. Lieber hätten wir freilich eines solchen Luxusartikels ganz entbehrt; aber da wir aus Erfahrung wissen, daß der Leser sich doch nicht eher beruhigt als bis er ihn in einem oder andern der dramatis personae herausgefunden hat, so wollen wir ihm die Sache erleichtern und etwanigen Meinungsverschiedenheiten zuvorkommen, indem wir, da wir doch unsre Leute am besten kennen dürften, dem Würdigsten diese undankbare Rolle zutheilen.“ Und in diesem Tone der gräßlichsten Langenweile ist das ganze Buch geschrieben. Man glaubt einen redseligen, geistlosen, schwachen Greis zu hören, der sich immer wiederholt, nicht fertig werden kann und dabei noch die abgeschmacktesten Abschweifungen und Entschuldigungen über seine Geschwätzigkeit macht. Ich vermochte nur, bis zu der angeführten Stelle S. 95 zu lesen. Mein Kopf drohte zu zerspringen, wenn ich weiter gelesen hätte, denn nichts strengt so übermäßig an, als ein geistloser und noch dazu verworrener und endlos gedehnter Styl. So gern ich etwas über den ganzen Inhalt des Buchs sagen möchte, ich gestehe, daß ich in diesem Style wie in einem zähen Teige stecken geblieben bin und nicht weiter kann. Wollt ihr gelesen werden, Autoren, so lernt erst schreiben.

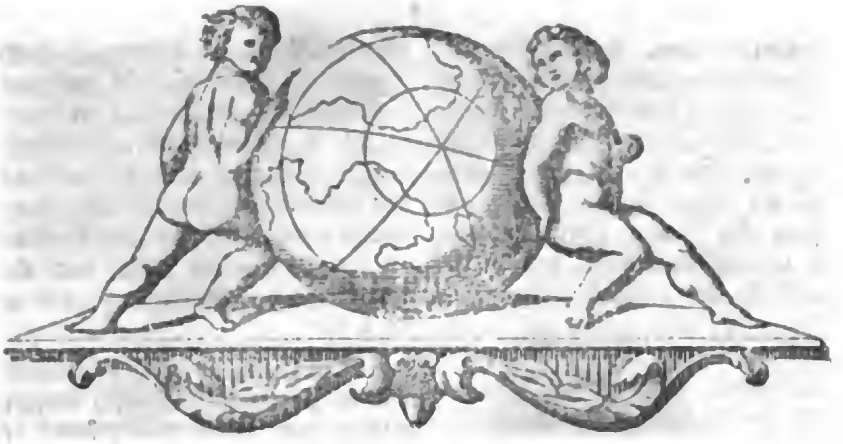
11) Bruchstücke aus dem Leben des als Opfer seiner Wissenschaft gefallenen Dr. A. Fr. Schweigger. Halle, Expedition des Vereins zu Ausführung des Leibnitzischen Missionsplans, bei Ed. Anton.

In dieser kleinen Schrift ist den Verdiensten des Prof. Schweigger das gebührende Lob gezollt und dessen unglückliches Ende, dem unsres großen Winckelmann so ähnlich, genau erzählt. Er wurde bekanntlich auf Sicilien durch einen Vetturino, der Geld bei ihm gesehen hatte, ermordet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 9. 24. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

12) Der Deutsche in Spanien, oder Schicksale eines Würtembergers während seines Aufenthalts in Italien, Spanien und Frankreich. Von R. M. Felder, chemal. Adjudanten der berühmten Generale Porlier und Mina. Zweiter und dritter Theil. Stuttgart, 1832.

Nachdem Herr Felder im ersten Theil (Literaturblatt von 1832. Nr. 117) erzählt, wie er mit der französischen Armee nach Spanien gekommen, dort von den Spaniern gefangen worden sey und bei denselben Dienste genommen habe, gibt er nun ein nicht uninteressantes Gemälde seiner Abentheuer im Gefolge des tapfern Porlier und später Minas. Zwar ist schon außerordentlich viel über den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel geschrieben worden; schon viele Deutsche haben ihre dortigen Kriegsabentheuer erzählt und in Druck gegeben, und noch unlängst hat der Oberst Schepeler in Aachen das detaillirteste Bild davon entworfen, das, wenn auch nicht so poetisch als der Roman Don Alonso, doch an wahren Thatsachen ungleich reicher ist. Auch können wir uns bei allem Interesse für den Gegenstand nicht verhehlen, daß die Schilderungen des kleinen Kriegs in Spanien viel Wiederholungen enthalten, daß die ewigen Hin- und Herzüge den Blick verwirren, und daß insofern die zuerst in englischen Taschenbüchern aufgekommene Manier der kleinen Tableaux, worin nur einzelne ergreifende Züge gezeichnet werden, den Vorzug vor den ausgedehnteren Schilderungen verdienen. Wenn nun Herr Felder den angedeuteten Uebelstand nicht ganz hat umgehn können, so unterbricht er doch die gehäuften Darstellungen von Märschen und Gegenmärschen, nächtlichen Aufbrüchen, kleinen Scharmützeln, Hinterhalten und dergleichen mit nicht wenig Scenen, die ein originelles Gepräge haben. Dahin gehört das Zusammentreffen mit einer jungen Frau aus Hildesheim, die von dort einem zu Romanas Korps gehörigen spanischen Offizier gefolgt war, und die jezt in einer elenden Hütte ihren schwerverwundeten Gatten mit der Pistole vertheidigte. Ferner die Geschichte des deutschen Maiers Busch, der sich in spanischem Dienst auszeichnete, die Liebe eines edlen Mädchens gewann, aber sein Leben verlor, indem er das ihrige rettete. Höchst ergreifend erzählt der Verfasser, wie er selbst einst mit mehreren Gefährten von den Franzosen überfallen und in einem spanischen Hause durch dessen treue Bewohner versteckt worden sey, aber so, daß er in einem engen Behältniß unmittelbar über dem Zimmer zubringen mußte, in welchem französische Soldaten

Digitized by Google

sechs Wochen lang einquartirt lagen. Er wurde krank, aber durch die Sorgfalt der Hauswirthin gerettet. Eine noch weit größere Gefahr bereitete ihm aber einer seiner Gefährten, ein Schweizer, Namens Dolder, der es in dem Versteck nicht mehr aushalten mochte, sich herausschlich und heimlich in der Stadt seinem Vergnügen nachging. Die Bewohner des Hauses baten ihn um Gotteswillen, sie nicht zu kompromittiren, denn wenn er entdeckt wurde, waren sie alle verloren. Er drohte ihnen aber, sie selber anzugeben, wenn sie ihn nicht gehn ließen und in dieser Noth entschloß sich der Hausherr, ihn zu ermorden und vollbrachte die That eben so heimlich, als er den Lebenden bedient hatte. Gräßliche Mordscenen kommen viele vor, mit deren Wiederholung wir die Phantasie unsrer Leserinnen nicht beunruhigen wollen. Wenn der Erzähler solcher kriegerischen Abentheuer freilich immer den guten Glauben für sich haben muß, so ist doch in diesen Erzählungen nichts, was nicht vollkommen dem Charakter jenes Landes und jenes mörderischen Krieges angemessen wäre.

Ueber das traurige Schicksal seiner spanischen Waffengefährten nach der Restauration äußert sich der Verfasser mit männlichem Unwillen. „Calvo de Rosas, der Gefährte des edlen Palafox bei der Vertheidigung Saragossas wurde im Jahr 1817 als Theilhaber einer Verschwörung, um das von der Camarilla tyrannisirte Vaterland, in Verbindung mit andern ausgezeichneten Männern der spanischen Nation, eines Lacy ꝛc. zu befreien, angeklagt und eingezogen. Er litt sechs Stunden lang Folterqual; durch schwere eiserne Gewichte wurden ihm an Händen und Füßen die Gelenke auseinander gezerrt; er blieb für seine übrige Lebenszeit Krüppel, auf der Folter selbst aber standhaft wie ein Mann.“ Auch Porlier, der so viel für die Sache Ferdinands VII. gethan, wurde später in eine Verschwörung verwickelt und am 4. Oktober 1815 an den Galgen gebracht.

Von Land und Leuten gibt Herr Felder manches anziehende Bild. Sehr charakteristisch ist die Schilderung der Gebirge von Cangas und Tineo: „Von hier aus bewunderte ich höchst erstaunt alle die kolossalen Spuren einer frühern Naturrevolution in diesen Gegenden, durch welche uns ein ihrer sehr kundiger, rüstiger Führer geleitete. Diese tiefen, breiten Ströme zwischen den höchsten Gebirgen, man kann sagen Erdstrichen von 18 — 20 Stunden im Umkreis; diese schmalen, nur für zweirädrige, mit Kühen oder Ochsen bespannte, schrillende Karren fahrbaren Felsenwege, und die auf rechter oder linker Seite den Wanderer angähnenden Klüfte und Abgründe haben mich überzeugt, daß wenige Länder solche gewaltige Ueberreste einer frühern Erderschütterung aufzuweisen haben mögen. — Der Schweiz steile, schroffe Granitabhänge, der Abruzzen Wildnisse gewähren solch' imposantes Naturschauspiel nicht, erregen nicht jenes unheimliche Grauen, welches der Mensch empfindet, wenn er sich in diesem ungeheuern Chaos von Bergen, Wäldern und Ebenen größter Ausdehnung, deren Höhen, von welchen aus der Wanderer den unbegrenzten Ocean erblickt, nur nach drei- bis vierstündigem Niedersteigen an die Ufer irgend eines dem Stir ähnlichen Stromes ermessen werden können, wie auf einer wüsten Insel sieht.“

Vom Volk sagt er: „Der spanischen Soldaten Mäßigkeit ist außerordentlich, ihre Geduld hält die härtesten Proben aus; diese Eigenschaften, dazu geeignet einen guten Soldaten zu bilden, hat der Spanier von der Natur erhalten; er ist auch religiös und die Religion, welche des Menschen Gedanken erhebt, macht ihn vor allen andern Nationen tauglicher zu jener Verläugnung seiner selbst, zu welcher der Krieg alle Tage Veranlassung gibt. Ruhig und voll Resignation ist er von Natur gehorsam, wenn der Befehl nicht aldern ist; des Enthusiasmus für einen kühnen, ihm wohlwollenden Chef äußerst fähig, opfert er gerne für ihn sein Leben, hat sich jener einmal seine Liebe erworben. Gerne theilt er sein Stück Maisbrod, seine Sardellen oder seinen Knoblauch (ajos) mit den hungernden Kameraden, das Bett ist ein Ueberfluß für ihn, er schläft auf dem harten Boden oder unter freiem Himmel, ist ausdauernd während langer Märsche und im Erklettern der Berge, nicht widerspenstig noch ein Schwätzer, weder Zänker noch liederlich, und berauscht sich selten; — er liebt sein Vaterland über Alles und spricht mit hoher Begeisterung von demselben, er kennt nur ein für den Soldaten häßliches Laster, die Unreinlichkeit. — Das spanische Volk hat einen hohen Ruhm behauptet, ohne der fortlaufenden Civilisation gehuldigt zu haben! es hat sich nicht mit andern Völkern vermischt, es blieb bei seinen ursprünglichen Gewohnheiten und Tugenden. Dieses Volk gleicht einem entthronten König, welcher das Andenken an seine frühere Macht nicht verloren, und den sein Schicksal gestürzt hat, ohne ihn zu erniedrigen!“

Folgende Schilderung des Fandango verräth den Augenzeugen: „Obgleich alle südlichen Nationen eine besondere Neigung zum Tanze zeigen, so wird doch hierin keine die Spanier übertreffen, wenn auch ihr Charakter sie mehr zu stillem Ernst als lauter Freude zu stimmen scheint; — sobald sich eine Saite hören läßt, oder ein Mund zum Gesang sich öffnet, verwandelt sich der finsterste Ernst in die heiterste Fröhlichkeit. In Hinsicht auf Anmuth und Gewandtheit hat jedoch der Andaluse unstreitig den Vorzug; der erste freie Platz genügt den jungen Burschen und Mädchen, ihren Fandango oder

Digitized by Google

Bolero aufzuführen, Gesang und das Spiel der Castañetas macht ihre ganze Musik aus. Der Fandango ist der beliebteste Tanz, eine Abart von diesem der Bolero, aber gewöhnlicher als jener, weil er die Sinne weniger ergreift, auch die Moralität nicht so sehr gefährdet; man sieht ihn bald zu einem, bald zu zwei Paaren tanzen, der Fandango wird immer nur von zwei Personen aufgeführt; die Seguidillas sind noch häufiger, doch nicht so anziehend, weil der Zuschauer Aufmerksamkeit durch der tanzenden Gruppen vermehrte Zahl getheilt ist. Solche sinnenberauschende Tänze sollten heute im großen, mit Schönheit und Pracht nach modernem Geschmack dekorirten Saal des berühmten Kaffeehauses St. Fernando aufgeführt werden, alle Plätze waren gedrängtvoll, Männer verschiedener Nationen, jeden Grades, auch Damen, abgesondert jedoch von diesen, hatten sich eingefunden. — Bald war unser Orchester vollständig. — Zuerst spielte der Nationalgarde gut besezte Musik eine spanische Freiheitshymne, in vollen Akkorden fiel die große Versammlung ein. — Aber auf einen durchdringenden Pfiff verstummt die hundertfache Melodie in der ganzen weiten Halle, der Vorhang rauscht auf. Jezt erscheint eine unbeschreiblich schöne Gruppe auf der brillant erleuchteten Bühne, man glaubt überirdische, in Menschen verwandelte Wesen zu sehen, durch Kunst und Körperwuchs gleich stark anziehend, und des höchsten Wunsches Streben genügend. — Dort schwebt sie hin, die herrliche, höchstens 14 — 15 Jahre alte Spanierin, in des Reizes üppigster Fülle an des schönen Tänzers Seite, der in jugendlicher Vollkraft blüht, Beide in der lockendsten Landestracht, die keine Form verhüllt. Der junge Andaluse besonders zeichnet sich durch Kühnheit seiner Sprünge aus, die er jedoch vor Uebergefühl der Zärtlichkeit gegen seine schöne Mittänzerin vergessen zu haben scheint, und nun verdoppelt. Sein Geberdenspiel ist gleich ausdrucksvoll und gefällig, dagegen haben der Tänzerin Manieren einen unbeschreiblichen Zauber: Füße und Arme in steter Bewegung, spricht sich in dem übrigen Körper äußerst reges Leben aus, und verräth des Herzens heiße Gluth, während ihr flammend Augenpaar nichts als Seele ist. Entzücken die Füße durch schnelle Abwechslung, durch Mannichfaltigkeit der Sprünge, so reizt das Spiel der schön-gewölbten Arme nicht weniger; bald stüzt sie diese in die Hüften, oder streckt sie sehnend nach dem Gegenstand ihrer Liebe aus, hebt sie bald in die Höhe, oder läßt sie wieder sinken. „Arriba! arriba!“ (in die Höhe! in die Höhe!) ruft jezt die Versammlung. — Nun scheint neues Leben in die Tanzenden zu kommen, volltöniger rauscht die Musik und in raschern Akkorden, stärker klappern die Castañetas zwischen den Fingern! die Liebe- und Wonneberauschten waren sich noch nicht nahe genug, schüchterne Schaam hat bisher das fühlende, leidenschaftserfüllte Mädchen zurückgehalten, und der bescheidene, sich selbst bekämpfende Mann wagte noch nicht, der Heißgeliebten in die Arme zu sinken. Jezt aber können Beide der Sehnsucht nach Umarmung nicht länger widerstehen, der Liebe Genius beflügelt ihre Schritte, er stellt sie tanzend einander dicht gegenüber, krampfhaft ist jede Muskel angezogen, verzehrend scheint ihr Blick Flammen zu sprühen, auch die Lippe bebt dem Kusse entgegen, in lauten sichtbaren Schlägen pochen die Pulse nur Wollust, eine lang verhaltene Leidenschaft übersteigt jezt in wilden Strömen des Anstands und der Sittlichkeit Schranken, Beider Hüften und Lenden zittern, der Athem steckt, die Augen brechen, und eben sind sie im Begriff, von heißer Liebe hingerissen, einander in die Arme zu stürzen, als irgend Etwas, einem unsichtbaren Dämon gleich, sie in diesem seligsten Augenblick des Sinnentaumels auseinander zu reißen scheint, — die ganze Länge der Bühne trennt nun die Tanzenden wieder. Unwille scheint sich der harrenden Zuschauer bemächtigt zu haben, rascher und feuriger rauscht die Musik, und mit diesen belebenden Tönen strömt frische Gluth in ihre verlangenden Seelen über, sie eilen sich in ungehemmtem Fluge entgegen, unvermögend, dem heftigsten Drang heißer Liebe länger zu widerstreben, die Gegenstände entschwinden ihren Sinnen, glühende Begierde hat alle Schaam unterdrückt, die vorher so wilde Musik wird matt und leise, ist kaum mehr hörbar, noch einmal lächeln sich ihre ersterbenden Blicke entgegen, aber der Vorhang fällt im nämlichen Augenblicke, als sich beide Liebetrunkenen in die ausgebreiteten Arme stürzen, um nach dem Wiederaufrollen desselben in einer unbeschreiblich schönen Gruppe den Triumph befriedigter Sehnsucht zu feiern!“

Herr Felder verließ Spanien 1815 und reiste durch Frankreich zurück, als eben Napoleon von der Insel Elba entflohen war.

13) Die Alhambra. Aus dem Englischen des Washington Irving, von Johann Sporschil. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg, 1832.

14) Dasselbe Werk. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

Washington Irving behandelt historische Stoffe, und zumal solche, wobei es zugleich die Natur zu schildern gilt, mit großem Glück. Seinem Columbus tritt die Alhambra würdig zur Seite. Jenes sonnenhelle Granada, jene schönen Alterthümer der Mauren, die längst im Munde der Dichter leben, sind hier höchst malerisch geschildert. Nur weil diese Gegenstände schon zu bekannt sind, enthalten wir uns, Tableaux, wie sie

Digitized by Google

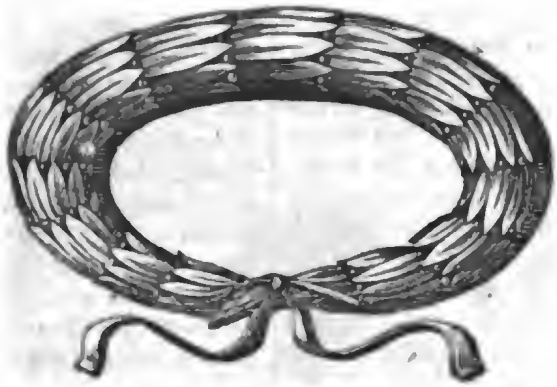
der Verfasser vom Löwenhof, von der Alhambra im Mondschein ꝛc. entwirft, hier auszuheben. Dagegen dürfte es manchem unsrer Leser interessant seyn, zu vernehmen, was der Verfasser über die zahlreichen modernen Dichtungen sagt, welche den Untergang des maurischen Granada zu ihrem Gegenstand gemacht haben. „Diese Mährchen kann man sämmtlich auf ein Werk unter dem Titel: „die Bürgerkriege von Granada“ zurückführen, welches eine vorgebliche Geschichte der Fehden zwischen den Zegris und Abencerragen während des lezten Kampfes des maurischen Reiches enthält. Es ist ursprünglich in spanischer Sprache erschienen, und von einem gewissen Ginez Perez de Hita aus Murcia angeblich aus dem Arabischen übersezt worden. Seitdem ist es in mehrere Sprachen übergegangen; Florian hat daraus den größten Theil seines „Gonsalvo von Cordova“ genommen, und es erlangte das Ansehen einer wirklichen Geschichte, die von dem Volke, insbesondere den Bewohnern von Granada, allgemein geglaubt wird. Das Ganze ist jedoch ein Gewebe von Dichtung, untermischt mit einigen entstellten Thatsachen, die demselben den Schein der Wahrhaftigkeit geben. Es trägt das innere Gepräge der Falschheit; die Sitten und Gebräuche der Mauren sind darin außerordentlich entstellt, und Scenen geschildert, welche mit ihrer Lebensweise und Religion gänzlich unvereinbar sind, und nie von einem mohamedanischen Schriftsteller beschrieben werden konnten. Ich gestehe, daß ich die geflissentlichen Entstellungen dieses Werkes für verbrecherisch halte. Wohl ist der romantischen Dichtung ein großer Raum gewährt, aber es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten darf, und es ist eben so wenig erlaubt, die Namen berühmter Todten, die der Geschichte angehören, als jene erlauchter Lebenden zu verunglimpfen. Man sollte glauben, daß der unglückliche Boabdil seine gerechte Feindschaft gegen Spanien durch den Verlust seines Reiches hinlänglich gebüßt hätte, ohne daß es nothwendig gewesen wäre, seinen Namen muthwillig zu schmähen und zu einem Schimpfworte in seinem Vaterlande, ja sogar in dem Stammsitze seiner Väter zu machen!“

Sehr anmuthig ist die Sage von dem Berge, auf welchem die Alhambra gebaut ist. Sie ist eine äußerst artige Satire auf die menschliche Thorheit im Styl eines arabischen Mährchens. Der König Aben Habuz war alt geworden und suchte Hülfe bei den Aerzten. Da kam ein uralter arabischer Arzt, Ibrahim Ebu Abu Hajeb, dem der Ruf erstaunenswürdiger magischer Künste vorausging. Unter anderm sollte er die Gabe besitzen, das Leben zu verlängern, und sein Aeußeres zeigte, daß er sie an sich selbst erprobt habe. So ein Mann hatte dem alten König gerade gefehlt, und es währte nicht lange, so war Ibrahim sein vertrautester Rathgeber. Einst klagte der König, daß er vor seinen unruhigen Nachbarn in beständiger Besorgniß schwebe. Da verfertigte ihm der Arzt einen ehernen Ritter, der, auf einen hohen Thurm gestellt, jedesmal, wenn eine Gefahr drohte, sich umkehrte und mit der Spitze seiner Lanze den Ort der Gefahr bezeichnete. Nun geschah es, daß ein feindliches Heer ins Land fiel, plötzlich drehte sich der Ritter nach jener Gegend hin, und schon wollte der König seine Truppen marschiren lassen, als Ibrahim ihm sagte: laß dich nicht aus deiner Ruhe stören! und ihn zu einem magischen Tisch führte, auf welchem in verjüngtem Maaßstabe in Holz geschnizt dasselbe feindliche Heer zu sehn war, das eben die Grenzen überschritten hatte. Die kleinen Figuren bewegten sich förmlich und machten einen kriegerischen Lärm. Jezt, sagte Ibrahim zum König: nimm diese Lanze und berühre diese Figuren mit dem Schaft, dann werden sie in Unordnung gerathen und unter einander selbst uneins werden; willst du aber, daß sie in tödtlichen Kampf gerathen, so berühre sie mit der Spitze. Die Augen des alten Königs leuchteten. „Wir wollen etwas Blut haben,“ sagte er, berührte die Figuren mit der Spitze, und siehe da, sie tobten durch einander und erwürgten sich. Ganz dasselbe aber, was auf diesem kleinen Zaubertische, geschah auch bei der wirklichen Armee des Feindes. Der König vernahm, daß dieselbe sich plötzlich bekriegt und vernichtet habe. Der glückliche König war darauf bedacht, seinen alten Rathgeber zu belohnen, wunderte sich aber nicht wenig, als dieser fromme Greis, der bisher ein ascetisches Leben geführt hatte, seine Höhle in einen glänzenden unterirdischen Pallast verwandelte und sich darin Tänzerinnen hielt. Die großen Kosten, welche dies Sr. Majestät verursachte, stimmten Höchstihre Neigung für den bisherigen Günstling etwas herab, und Sie konnten es ihm nicht verzeihen, daß er in seinem Alter noch so unmoralische Neigungen blicken ließ. Inzwischen that der eherne Ritter seine Schuldigkeit, alle gothische Fürsten in der Runde, welche den maurischen König angriffen, verloren ihre Heere, zulezt wollte sich kein Feind mehr sehen lassen, bis auf einmal der Ritter seine Lanze ausstreckte und doch der Zaubertisch vollkommen leer blieb. Der König schickte Boten aus, und diese brachten eine gothische Prinzessin, deren Vater mit seinem Heer durch des Königs Zauberkunst zu Grunde gegangen war, und die jezt allein umherirrte. Sie war die von dem Ritter bezeichnete Feindin, Ibrahim warnte den König und bat sich selbst die Prinzessin aus. Der verliebte alte Fürst aber ließ sie sich um keinen Preis nehmen. Nun hatte die Prinzessin eine Laute, auf der sie spielte, und ihr Lied hatte die Kraft, die Menschen einzuschläfern. Der alte König schlief jezt fast immer, seine eignen Unterthanen wurden darüber rebellisch, und er verlor wieder die kostbare Ruhe. Da wandte er sich noch einmal an den alten Ibrahim, und dieser zauberte ihm ein Paradies vor, dessen Eingang gefeit war, und wo er in ungestörter Ruhe leben könne. Er verlangte jedoch zum Lohn das, was das erste Lastthier tragen würde, welches durchs Thor käme, und zum größten Aerger des Königs war es die gothische Prinzessin, die zuerst durchs Thor ritt. Doch er war Herr, er wollte sein Wort nicht halten. Ibrahim bestand darauf, und die Prinzessin sah mit spöttischem Lächeln zu, wie die beiden Greise sich um sie zankten. Endlich bediente sich Ibrahim seiner Zaubergewalt, und verschwand mit der Prinzessin unter die Erde. Vergeblich ließ der König nachgraben und der Ort behielt den Namen: „das Paradies der Thoren.“

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 10. 27. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

15) Preußen und Frankreich. Staatswirthschaftlich und politisch, unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz, von David Hansemann. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Rein, 1834.

Schnell sind die beiden Auflagen auf einander gefolgt, und wahrlich, wenn irgend ein Produkt der neuern politischen Literatur Deutschlands, so verdient dieses Anerkennung und Verbreitung. Die Männer, die ohne Theorienſucht und ohne Illusionen den trocknen Weg der Erfahrung wandeln, die Männer, die ohne Leidenschaft nur mit der Kälte des Arztes der leidenschaftlichen Zeit den Puls fühlen, die Männer endlich, die zwar vieles sagen, aber noch mehr denken, solche Männer sind selten. Ich sehe dies Buch als das Kennzeichen eines bedeutenden Fortschritts unsrer politischen Begriffe an. Dummheit und Lüge auf der einen, falsche Begriffe und Illusionen bei mancherlei gutem Willen und sogar echter Tugend auf der andern Seite, endlich eine breite, beide Theile mit Liebe umfassende Altklugheit in der Mitte, das hatten wir bisher zur Genüge, aber an Verstand, dem echten Verstande, der doch allein helfen kann, litten wir fast überflüssigen Mangel.

Der Verfasser vergleicht ganz einfach die Staatskräfte und den sie bedingenden Staatsorganismus Frankreichs und Preußens. Einige seiner Resultate führen wir hier an: „Daß die Staatsmacht und die Staatskräfte Frankreichs viel größer als diejenigen Preußens sind, nicht nur nach der Bevölkerung und den Staatsrevenüen, sondern auch wegen der geographischen Gestalt beider Länder, ist höchst bekannt; ich will daher nur auf einige andere Verhältnisse aufmerksam machen. Zu solchen Verhältnissen gehört vor allen Dingen, daß das Haupt-Nationalvermögen Frankreichs nach meiner Ermittelung fünfmal so groß als das von Preußen ist, während das Bevölkerungs-Verhältniß sich wie 2½ zu 1 stellt. Indessen wünsche ich, daß in jener Ermittelung das Verhältniß unrichtig dargestellt, und daß dasselbe günstiger für Preußen seyn möge; ein einsichtsvoller Staatswirth kann keine dem Patrioten erfreulichere Abhandlung schreiben; als eine solche Berichtigung. Für den Bewohner der Rheinprovinz würde dieselbe zugleich in anderer Hinsicht erfreulich seyn. Denn das Verhältniß wäre nur dann günstiger für Preußen, wenn erwiesen würde, daß das Haupt-Nationalvermögen Frankreichs zu hoch, oder das von Preußen zu niedrig veranschlagt worden ist, oder daß, — was am leichtesten möglich seyn

Digitized by Google

könnte, — beides zusammen Statt gefunden hat; wäre aber das Haupt-Nationalvermögen Preußens zu niedrig veranschlagt worden, so müßte die größte Differenz nicht bei der Rheinprovinz, sondern bei den übrigen Provinzen sich ergeben und dann hätte die erstere so viel Grund mehr, von der Billigkeit und Gerechtigkeit der preußischen Staatsregierung eine Steuer-Verminderung zu erwarten. — Ein andrer zu berücksichtigender Umstand ist das Kosten-Verhältniß der Armee und der Marine. Frankreich besitzt nämlich beides gegen einen Kosten-Aufwand, welcher 24,[13] Prozent der sämmtlichen Staatsrevenüen, oder 14,[06] Prozent von dem Reinertrage der Grundgüter beträgt; Preußen dagegen besitzt keine Marine, und die Armee-Verwaltung allein kostet 27,[17] Prozent der sämmtlichen Staatsrevenüen, oder 26,[13] Prozent von dem Reinertrage der Grundgüter. Ueber einige andere auf das Verhältniß der Staatskräfte einwirkende Umstände werde ich an andern Stellen mich zu äußern Veranlassung finden. Hier will ich aber schon darauf aufmerksam machen, daß die angeführten Verhältnisse keineswegs allein den Maaßstab der relativen Staatsmacht Preußens und Frankreichs bilden können, sondern daß insbesondere auch folgende dabei zu erwägen sind: 1) ein zweckmäßiger Staats-Organismus, durch welchen die Ausbildung der Staatskräfte gefördert, und die leichte Benutzung derselben für höhere Staatszwecke möglich gemacht wird; 2) ein so eingerichteter Staats-Organismus, daß die so seltenen Fähigkeiten zum höhern Staatsdienste, oder zum vollendeten Staatsmanne, gleichsam von selbst in die Höhe getrieben werden, so daß die Landeshoheit die höchsten Staatsstellen auch mit den fähigsten Männern zu besetzen im Stande ist; 3) Nationalgefühl; Anhänglichkeit der Nation an die Dynastie und an die Staatsinstitutionen; Einheit und Gleichartigkeit der National-Gesinnung und -Interessen in den verschiedenen Theilen des Staates. Daraus folgt, daß Preußen, wenn es nicht nur allein zu Frankreich, sondern auch zu den übrigen europäischen Großmächten in keinem untergeordneten Verhältniß der Staatsmacht stehen soll, die besten und zweckmäßigsten Staatsinstitutionen, die einfachste und beste Verwaltung, die beste Gesetzgebung und die größten Staatsmänner am Ruder, und überhaupt die höchste moralische Kraft besitzen muß. Mit einem Worte, die moralischen Kräfte müssen zum großen Theile die Inferiorität der materiellen ausgleichen. — Es folgt ferner hieraus, daß die relative Staatsmacht Preußens sinkt, wenn eine der andern europäischen Großmächte ihre Institutionen, oder die Verwaltung, oder die Gesetzgebung verbessert, oder auf andere Weise die moralischen und materiellen Kräfte erhöhet, insofern Preußen nicht wenigstens in gleichem Maaße und auf ähnliche Weise die Staatsmacht und die Staatskräfte vermehrt; denn jede Macht eines Staates ist groß oder klein nur in dem Verhältniß zu der Macht der andern Staaten. — Würde aber auch Preußen die materiellen und moralischen Staatskräfte stets auf dem Punkte der angemessensten Entwickelung halten, so ist doch unverkennbar, daß es hinsichtlich der nämlichen Kräfte den andern europäischen Großmächten, welche auch die Ausbildung derselben nicht verabsäumen, untergeordnet bleibt, und daß, wenn dies durch einen großen Armee-Etat einigermaaßen ausgeglichen werden soll, ein zu starker Verbrauch von Staatskräften herbeigeführt wird, welcher der Vermehrung der letztern wesentlich schadet. Es entsteht daher die höchst wichtige Frage, ob überhaupt Preußen für sich allein eine nützliche und angemessene Stellung als fünftr europäische Großmacht einnimmt, und ob es nicht als Schutzmacht der kleinern mitteleuropäischen Staaten eine die Staatskräfte weniger verzehrende, angemessenere und mächtigere Stellung in Europa einnehmen würde. Auf diese scheint in der That Preußen durch geographische Lage, durch die Zerstückelung und Weitläuftigkeit der Gebietstheile, durch eignes Interesse und durch das der kleinern Staaten naturgemäß angewiesen zu seyn. Ohne diese Ansicht, welche die reiflichste Prüfung der Staatsmänner verdient, hier völlig ausführen zu wollen, mache ich nur auf einige Umstände, welche dieselbe unterstützen, aufmerksam. a) Preußen liegt ziemlich im Zentrum der kleinen mittel-europäischen Staaten. b) Sobald Preußens höhere Staatspolitik völlig die Tendenz des Schutzes und der Unabhängigkeit der kleinen mittel-europäischen Staaten annimmt, entsteht durch die Homogenität der Interessen der letztern mit dem preußischen Interesse eine viel selbstständigere und größere Macht, als wenn Preußen sich isolirt mehr oder weniger an eine oder mehrere der andern europäischen Großmächte besonders anschließt. c) Das Bedürfniß eines völlig freien Verkehrs unter den kleinern mittel-europäischen Staaten tritt immer stärker hervor, und nur Preußen kann, vermöge seiner Lage und seines Zollsystemes, welches mehr als dasjenige der andern europäischen Großmächte den freisinnigern und richtigern staatswirthschaftlichen Grundsätzen entspricht, und sehr leicht noch mehr nach denselben modifizirt werden kann, die Idee ausführbar machen, einen solchen freien Verkehr mit der Zeit herzustellen. Man denke sich die großen Vortheile, welche für Preußen und die kleinern germanischen Staaten, zu welchen auch Dänemark, Holland und Belgien gehören, aus einem gegenseitig völlig freien Verkehr zwischen 34½ Millionen Menschen auf 11,700 Quadratmeilen entspringen würden: Zunahme des Wohlstandes und der Zufriedenheit der Menschen, Homogenität der Interessen und die daraus entstehende größere Sorge für innere und äußere Sicherheit, Parität der kleinern

Digitized by Google

Staaten in den Vortheilen, welche die größern europäischen Staaten vermittelst des freien Verkehrs im Innern besitzen. Ich werde im 73sten Kapitel über diese Vortheile mehr reden. d) Ein mehr gesicherter Friedenszustand für die andern europäischen Großmächte, und die höchste Wahrscheinlichkeit für Preußen und die kleinern mittel-europäischen Staaten, daß sie fortan nicht mehr der Tummelplatz für alle europäische Fehden seyn würden; denn die Folge der Homogenität der Interessen würde ein vereinigtes Defensivsystem, den andern Staaten gegenüber, seyn. — Könnte oder möchte Preußen sich auf diesen politischen Standpunkt stellen, und wäre überhaupt diese, vorstehend nur in den allgemeinsten Umrissen hingeworfene Idee ausführbar, so hätte der preußische Patriot keine Veranlassung, die im Vergleiche gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich und Großbritannien untergeordnete Staatsmacht Preußens zu bedauern, und es würden die großen und erheblichen Bedenklichkeiten wegfallen, welche der denkende Staatsmann über die jetzige, offenbar für die Staatskräfte unverhältnißmäßige, und wirklich künstliche politische Stellung Preußens schwerlich unterdrücken kann."

Hier folgen noch weitere nur abgerissene Gedanken, die aber in den Geist des Ganzen blicken lassen: „Wäre wirklich die Schwerkraft der Staatsgewalt in Frankreich so stark, wie sie mir zu seyn scheint, so würde daraus zu folgern seyn: daß die Besorgnisse, welche Preußen seit länger als zwei Jahren wegen Frankreichs Ultra-Liberalen und Bonapartisten hegt, zum größten Theil völlig ungegründet gewesen sind; daß die beträchtlichen Kosten für Rüstungen oder für die Erlangung eines schlagfertigen Zustandes des Heeres meistens hätten erspart werden können; daß Preußens Politik im Wesentlichen darin hätte bestehen müssen, den nämlichen Weg wie England einzuschlagen, welches solche Besorgnisse nicht gehegt, wenigstens deshalb keine Rüstungen angeordnet hat, ungeachtet Englands Interessen ohne Zweifel einen Krieg gegen Frankreich hervorrufen würden, wenn dieses Miene machte, seine Grenzen nach dem Rhein und nach der Nordsee hin ausdehnen zu wollen; endlich, da die noch in diesem Augenblicke schwebende holländisch-belgische Frage wenigstens eben so vortheilhaft entschieden werden würde, wie dies bei der von Preußen befolgten Politik nun geschehen wird. Ich meine natürlich damit: vortheilhaft für Preußen. Dahin gehört z. B. die völlig freie Schelde-Schiffahrt; die Vereinigung der ganzen Provinz Limburg mit Belgien, (da für den nördlichen Theil der Rheinprovinz und für die Provinz Westphalen sehr nachtheilig ist, auf dem direktesten und bequemsten Wege nach Antwerpen holländisches Gebiet berühren zu müssen, wo, aller Traktaten ungeachtet, ohne Zweifel Erschwerungen des Verkehrs Statt finden werden,) wogegen das Verbleiben des ganzen Großherzogthums Luxemburg bei der Dynastie Oranien für Preußen und Deutschland vortheilhaft seyn dürfte; Konkurrenz Preußens bei dem in Belgien seit der Revolution von Frankreich und England ausgeübten Einfluß, und dies um so mehr, als die Interessen eines unabhängigen Belgiens sich viel näher zu Preußen als zu Frankreich hinneigen, und als Preußen das Interesse hat, Belgien nicht dem vorherrschenden französischen Einflusse zu überlassen."

„Beachtungswerth hinsichtlich der Tendenz der preußischen Staatsregierung ist auch die Theilung der Staats-Interessen in provinzielle. In dieser Beziehung herrschen völlig entgegengesetzte Ansichten bei den französischen und preußischen Staatsmännern. Bei jenen galt die Einheit des Staates und der Staatszwecke allezeit als höchste Tendenz. Deshalb wurden die Provinzen in kleinere Theile, Departemente getheilt, und alle Bande, welche die erstern vereinigt, zerrissen; deshalb war man so sehr behutsam bei Bestimmung der Funktionen der Departementalräthe, beschränkte dieselben strenge auf bloße Departementalinteressen, und ertheilte ihnen das Besteuerungsrecht nur unter Genehmigung der gesetzgebenden Staatsgewalten; deshalb wurde die Gleichförmigkeit aller Staatseinrichtungen konsequent durchgesetzt. In Preußen geschieht von allem dem fast das gerade Gegentheil. Kleinere administrative Theile wurden zu größern in Provinzen vereinigt; jede Provinz erhielt eine eigene landständische Einrichtung, und die Stände können alle Angelegenheiten, die provinziellen wie die höchsten und allgemeinsten des Staates, vorbringen; mit dem Besteuerungsrechte wurde es weniger scharf genommen, da den Ministern und Provinzialstaatsbehörden ein Theil desselben übertragen worden ist; Gleichförmigkeit der Staatseinrichtungen besteht nur: im Verwaltungsfache hinsichtlich der Provinzial- und Bezirksstaatsbehörden; in der allgemeinen Volksbewaffnung; in der Gewerbe-, Klassen-, Zoll- und Verbrauchssteuern. Im Uebrigen herrscht meistens Ungleichförmigkeit, und zwar zum Theil sehr große, und jede Provinz entwickelt und bildet die Verhältnisse und Einrichtungen eben fort, wie es gehen will. Solchergestalt stellt Preußen in mehrerer Beziehung sich einigermaaßen in einen homogenen Zustand mit den kleinern deutschen Staaten, dergestalt, daß wenn diese ein mit Preußen gleichförmiges System der Zoll- und Verbrauchssteuern besitzen, die Verschiedenheiten nicht viel größer sind, als die zwischen der Rheinprovinz und den östlichen preußischen Provinzen bestehenden. Uebrigens beginnen die politischen Wirkungen des Provinzialtrennungssystems schon hervorzutreten; denn in der Rheinprovinz faßt die Idee einer eigenthümlichen Verfassung, oder eines Vicekönigreichs der westlichen Provinzen bei einigen klugen und einflußreichen Männern Wurzel. — In Frankreich ist bisher, trotz der widerstreitenden Bemühungen der

Digitized by Google

Oppositionspartei, stets der Grundsatz festgehalten worden, daß die Ernennung aller Staatsverwaltungsbeamten vom Könige ausgeht; nach diesem Grundsatze werden die Unterpräfekten und Bürgermeister (Maires) wie die Präfekten vom Könige ernannt, und nur hinsichtlich der Bürgermeister findet die Beschränkung Statt, daß dieselben zum Gemeinderathe gehört haben müssen, welcher von den Höherbesteuerten gewählt wird. Auf diese Weise ist die doppelte Funktion der Bürgermeister, als Organ der Staatsgewalt und als Kommunalbeamte, berücksichtigt worden. — In Preußen werden andre Grundsätze befolgt. Die Landräthe, deren Funktionen fast ganz denen der französischen Unterpräfekten gleich sind, werden gewählt, so auch nach der Städteordnung die Bürgermeister. Herr von Lancizolle, der als Mitglied des Ober-Censur-Kollegiums ein angesehener Staatsbeamte und einsichtsvoller Mann seyn muß, und Professor der Geschichte in Berlin ist, meint sogar, man möge von der frühern städtischen Verfassung des Mittelalters soviel nur irgend thunlich wieder herstellen. — Wenn durch Schwächung der aristokratischen Kraft, durch die vorzugsweise Ausbildung der Kraft der untern Volksklassen, durch einen sehr niedrigen Wahl-Census bei Wahlen zu politischen Funktionen, durch Volksbewaffnung, durch die Trennung der Staats-Einrichtungen in verschiedene provinzielle, durch die Einführung des Erwählungssystems zur Anstellung von Beamten, die theilweise oder gänzlich Organ der Staatsgewalt sind, und zwar durch alles dies vereinigt, das demokratische Element, und insbesondere die Tendenz zum demokratischen Föderativsystem, nicht genährt und gestärkt, das monarchische Princip hingegen nicht geschwächt wird, so haben anti-monarchische und anti-aristokratische Liberale sehr Unrecht, alles das zu verlangen und zu befördern. Nach den Regeln der Ausbildung der politischen Kräfte, und nach den Lehren der Geschichte haben aber jene Liberalen nicht Unrecht, sind vielmehr höchst konsequent in ihren eben angeführten Bemühungen; denn jede Kraft im Staate, sobald sie stark genug geworden, wird bei irgend einer Veranlassung eine ihrer Stärke angemessene politische Wirksamkeit äußern. Da in Preußen nun, wie in den vorstehenden §§ gezeigt worden ist, die angeführten Einrichtungen alle vereinigt bestehen, so scheint die demokratische Tendenz der Staatsregierung nicht bezweifelt werden zu können, und die Liberalen machen derselben einen höchst ungerechten Vorwurf, indem sie sich über eine entgegengesetzte Tendenz häufig beklagen."

„Fast alle Beamte in Preußen haben eine eben so sichere Stellung wie die Richter, und unter Beamten versteht man fast jeden Angestellten. Auf diese Weise ist die preußische Beamtenwelt beinahe eine Macht geworden. Sie ist, der großen Mehrzahl nach, demokratischer Natur, und demokratisch sind auch meistens die politischen Ansichten der preußischen Beamten; sie wollen, insofern politische Rechte ertheilt würden, daß Jedermann, der Bildung hat, dieselbe besitze, und der hohe Wahlcensus in Frankreich ist ihnen eine schlechte Geldherrschaft; gegen eine mächtige Aristokratie sind sie sehr eingenommen. So sind wenigstens sehr viele preußische Beamte gesinnt, und ihre Antipathie gegen ein unabhängiges Polen hatte zum Theil Abneigung gegen die Aristokratie zum Grunde, wie dies auch aus den gegen die Polen gedichteten Liedern eines berühmten preußischen Staatsmannes hervorgeht."

„So wie Preußen durch eine ausgezeichnete Ausbildung des Princips, welches im vorigen Jahrhundert geherrscht hat, durch die Stärke des stehenden Heeres, sich vergrößert hat, so muß es sich auch durch die gehörige Würdigung und Ausbildung des Princips, das nun begonnen hat und die Staaten groß machen soll, auszeichnen, durch die Vergrößerung der innern Staatskräfte. So wenig unter der Bourbonischen Regierung in Frankreich für die materiellen Interessen gesorgt ist, so emsig wird dies jezt geschehen. So wenig mehrere kleinere benachbarte deutsche Staaten in dem Geiste fortschritten, der den preußischen Gesetzen von 1807 bis 1820 innewohnt, so groß sind jezt die Fortschritte dieser Art in jenen Staaten. Nicht nur des relativen Machtverhältnisses wegen, sondern auch, weil jede Regierung nur gut oder vorzüglich genannt oder erachtet wird, insofern die benachbarten nicht besser oder nicht so gut sind, ist nothwendig, daß für die materiellen Interessen in Preußen alles nur mögliche geschehe. Um so nothwendiger ist, für dieselben zu sorgen, als die Staatsregierung sich auf die Macht der Gewohnheit des Gehorsams, auf Liebe zum König und besonders auf die untern Volksklassen stüzt, und ein solches Regierungssystem wohl natürlich voraussezt, daß die Unterthanen im Vergleiche gegen die in andern Staaten an materiellem Wohlseyn voraus haben, was sie an politischen Rechten entbehren; eine besonders in Beziehung auf die Rheinprovinz zu nehmende Rücksicht, weil nun allem Anschein nach die Franzosen nicht mehr durch das konstitutionelle parlamentarische System „gemartert," sondern dasselbe als „eine Wahrheit" besitzen werden, und weil dieses System im leztern Falle, nach allen Erfahrungen, doch für die Menschen etwas anziehendes haben muß, was auch sehr gescheite Männer immerhin dagegen einwenden mögen."

Welche Kommentare sich zu diesen Ansichten machen lassen, ist wohl jedem klar. Referent begnügt sich, sie als die verständigsten anzuerkennen, die ihm in Betreff der nämlichen Objekte noch vorgekommen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 11. 31. Januar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

16) Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristisch-artistischen Fresken und humoristisch-satirischen Briefen eines Reisenden von August Trarel. Zwei Theile. Köln, Arnd, 1833.

Briefe, nichts als Briefe! und immer aus Paris. Ich schlage unsern sämmtlichen Schriftstellern vor, nach Paris auszuwandern und das gute deutsche Publikum von dort aus zu unterhalten. Wenn auch das Publikum nicht viel dabei gewönne, würde doch dieser oder jener Autor zum erstenmal in seinem Leben erfahren, daß er kein Kompliment zu machen versteht, daß er eine lächerliche Tournure hat, kurz, daß er ein Tölpel ist. Herr von Raumer fing diese Pariser Briefliteratur zugleich vornehm, gelehrt und patriotisch an und gab sich den Parisern gegenüber ein kleines nordisches Air, daß man unwillkührlich an die Gesandten der alten Friesen im alten Rom erinnert wurde, die von den prachtvollsten römischen Schauspielen bloß insofern Notiz machen, als sie dabei den ersten Platz usurpirten. Es ist unendlich zu bedauern, daß Herr August Wilhelm von Schlegel nicht auch Briefe aus Paris geschrieben hat, da er dorthin gereist war, um durch den Kanal des Herzogs von Broglio, des Schwiegersohns seiner großen „Gönnerin und Beschützerin," der Frau von Staël, eins von den vielen Ehrenlegionskreuzen in Empfang zu nehmen, in welche sich damals die Pariser Polizei und Gelehrtenwelt theilte. Er hat keine Briefe aus Paris geschrieben, oder wenigstens nicht drucken lassen. Schade dafür. Herr Depping, ein Deutscher, der sich in Paris niedergelassen, ließ auf Raumers Briefe seine „Erinnerungen aus Paris" folgen, ein reichhaltiges Gemälde, dessen leidenschaftslose Objektivität es sehr vortheilhaft vor den übrigen Schriften über Paris auszeichnet. Dann folgt die wildeste Explosion deutscher Subjektivität in Börnes glühenden Briefen. Dicht hinter ihm folgte Seybold mit seinen Briefen, deren eiskalte Ironie Börnes Zorn beschämte. Dann Heine mit seinen so brillant geschriebenen „Zuständen," die ihm hauptsächlich darum zur Ehre gereichen, weil er darin gern die Rolle des Humoristen mit dem des Geschichtschreibers verwechselt, und, vom Interesse des Gegenstandes hingerissen, diesen selbst, nicht mehr nur sich in ihm darstellt. Da alle diese Herrn mehr den handelnden Personen als dem Schauplatz, mehr den

Digitized by Google

Staffagen als der Landschaft ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten, gab Lewald in seinem „Album", ausgezeichnet malerische Ansichten der Stadt Paris und ihres Treibens.

Nun kommt noch Herr Trarel — wahrscheinlich der nämliche, von dem kürzlich in den preußischen Zeitungen so viel die Rede war. Er schreibt nicht so patriotisch, wie Herr von Raumer, nicht so zornig, wie Herr Börne, nicht so sarkastisch, wie Herr Seybold, nicht so erfahren, wie Herr Depping, nicht so phantasiereich wie Herr Lewald, und doch auch geistreich. Aber jezt darf keiner mehr Briefe aus Paris schreiben, sonst müssen sie nothwendig aufhören, geistreich zu seyn. Wenn hinter Napoleon wieder ein Napoleon, hinter diesem wieder einer kommt u. s. f., so ist schon der siebente kein Napoleon mehr, so gelten alle folgende nur noch als gemeine Soldaten in grüner Uniform.

Die Rücksicht auf Belgien unterscheidet diese Briefe von den übrigen. Ueber Paris aber bieten sie nicht viel Neues dar. Wir kennen diesen Louis-Philippe, diesen Lasayette, diesen Odillon-Barrot, wir kennen diese Malibran, diese Noblet, diese Taglioni, und wir bedauern nur, daß die gewinnsüchtigen Künstlerinnen nicht schon ein Mittel ersonnen haben, die Beschreibungen zu besteuern, die unsre Reisenden von ihnen machen. Indeß, so lange wir in Deutschland kein London und Paris haben, werden diese Städte immer unsre Neugier beschäftigen und befriedigen, und so oft sie uns beschrieben werden, wir werden es immer lesen, und mit Vergnügen lesen. Es liegt ein Zauber in den großen Städten, in dem öffentlichen Leben, das sich hier zusammendrängt und all seine Talente, Tugenden und Laster, all seine Reichthümer und sein Elend auslegt. Ganz abgesehen davon, ob das Franzosen, Engländer, oder was sonst sind, uns interessirt eben das große öffentliche Leben.

Schade, daß sich Herr Trarel durch die Eitelkeit lächerlich macht, mit der er von seinen Pariser wichtigen Bekanntschaften spricht. Er prahlt mit ein Paar Billetchen, die ihm Lasayette geschrieben hat, Lasayette, der gegen Jedermann freundlich ist, täglich hundert Billette schreibt und dem bei allen seinen großen Tugenden doch Niemand die Entscheidung über den größern oder geringern Werth eines Deutschen anvertrauen wird, weil er niemals Menschenkenntniß besessen hat und für uns Deutsche kein besonderes Vorurtheil hegt, was ein Franzose allemal erst haben muß, ehe er nur den kleinsten unsrer Vorzüge großmüthig anzuerkennen sich entschließt. Eine solche Manier, die kleinsten, bedeutungslosesten Einladungskarten eines großen Mannes abdrucken zu lassen, ist eines Matthissons, ist eines der altmodischen literarischen Antichambrirers würdig, aber keines jungen Mannes der neuen Generation. Allein es ist eine bekannte Sache, daß der Deutsche keinen Nationalstolz hat, und daß ihn die servile Gesinnung auch dann nicht verläßt, wenn er sich in seinem vermeintlichen Liberalismus so recht kannibalisch wohl fühlt; denn bücken muß er sich, bückt er sich nicht mehr vor den Aristokraten, so bückt er sich desto tiefer vor den Demagogen.

Doch nein — es gibt noch Deutsche, die den Franzosen fühlen lassen, daß ein Deutscher nicht nur mehr sey, sondern sich sogar für mehr halten kann, als einen Franzosen, wie folgendes Werk beweist:

16) Paris. Fragmente aus seinem Theater-Leben, von Eduard Jerrmann. München, Jaquet, 1833.

Mit edler Dreistigkeit tritt der Verfasser mitten in alle Pariser Soiréen und Theater, schlägt auf die Brust und sagt: ich bin der Mann, der den Karl und Franz Moor an einem Abend spielt. Dies Bewußtseyn gibt allen seinen Ansichten und Urtheilen eine Sicherheit, wie sie der große Hegel kaum in sich fühlte, als einer seiner Schüler ihn den verständigen Christus und Christus nur den gemüthlichen Hegel nannte. Aber, Scherz bei Seite, ist diese Sicherheit nicht eine angenehmere Erscheinung, als das schwankende und höfliche Dafürhalten so vieler andrer deutscher Reisender, und wird nicht selbst der Blick, der nicht blinzelt, sondern keck dreinschaut, klarer und schärfer? Ich mag diese dreiste Manier wohl leiden, wenn sie über Andre spricht, nur über sich selbst sollte sie zurückhaltender seyn. So kann und wird man Herrn Jerrmann immer bewundern, wenn er in einem Abend den Karl und Franz zugleich, und überraschend gut spielt, aber man wird es immer tadeln, wenn er selbst so viel davon spricht: „Die Aufgabe ist, zwei ganz heterogene Charakter, dicht neben einander gestellt, zu gleicher Zeit zu schildern. Sie zerfällt in zwei Theile: in moralische und physische Lösung des Problems. Nun habe ich selbst von meinen leidenschaftlichsten Gegnern die körperliche Kraft bewundern gehört, mit der zwei so anstrengende Parthien bis zu Ende geführt wurden ꝛc. Aber die moralischen Kräfte des Darstellers werden in einem noch weit höheren Grade in Anspruch genommen, und ihre gänzliche Abhängigkeit von meinem Willen, war das eigentliche Ziel meines Strebens. Welche Herrschaft über die Phantasie wird nicht erfordert, aus der Darstellung des einen Charakters, der in leidenschaftlichen Ausbrüchen sogar oft eine große Aehnlichkeit mit dem anderen gewinnt, in diesen urplötzlich überzugehen, ohne im Entferntesten an jenen zu erinnern ꝛc." Er schließt diese Apostrophe: „Ich bitte meine Leser ernstlich, alles hier Angeführte nur als Rechtfertigung der besagten Unternehmung, ja nicht

Digitized by Google

ihrer Ausführung zu halten. Diese geht mich nichts mehr an. Die Idee ist mein, die mußte ich vertreten; die Ausübung gehört dem Publikum: es richte; wird es sie ferner so günstig aufnehmen wie bisher, so werde ich in seinem Beifall den schönsten Hebel zum Ausbau dessen finden, was noch chaotisch in meinem Geiste schlummert." Schon 1823 schrieb der Verfasser an den berühmten Talma, er wolle in Paris debütiren. Talma antwortete nichts als, daß ein solcher Gedanke nur dans le cerveau d'un fou, entspringen könnte. „Ich war fou genug meine Lieblingsidee damals zu unterdrücken; unglücklich genug, Talma nie zu sehen; unglücklich! ja! jezt fühle ich erst ganz das Gewicht dieses Wortes, denn damals war ich noch in dem Wahn befangen, der ganz Deutschland über die Darstellungsart der Franzosen verblendet; jezt, wo ich diese und den Geist der französischen Sprache kennen gelernt, bereue ich schmerzlich den herben Verlust, denn jezt kenne ich erst den Maaßstab, der für eine Darstellung der Franzosen, mit Berücksichtigung auf ihre Literatur, Sprache, Schule, und, aus alle dem hervorgehenden Form gebührt. Und welche Anregungen hätte in mir Talma's Spiel erweckt, von dem selbst die Traditionen noch unverkennbar zeugen, wie bei ihm der Ausfluß des Genius der strengsten Kritik des Verstandes unterworfen war; wie kühn er schaffte, wie sorgsam er feilte. O Talma! Talma! dein Tod gehört mit zu meinen herbsten Verlusten."

Dennoch begab sich der Verfasser noch nicht zu spät für seinen Ruhm nach Paris, um daselbst in französischen Stücken aufzutreten. Liest man folgendes, so sollte man fast fürchten, er habe seinen Weg über die, dem französischen Theateraccent so gefährliche Gascogne genommen, denn ist das nicht eine sehr liebenswürdige Gaskonnade: „Ich passire den pont-neuf, und gehe ins Theater, um den Cid zu spielen. Wenn man eine Rolle im Geiste repetirt, entschlüpft einem leicht laut eine schöne Tirade. Ich spreche hörbar die Worte: „On est toujours tout prêt quand on a du courage." Gleich schlägt mich ein Student des pays latin enthusiastisch auf die Schulter und schreit: „Nest-ce pas; on aurait pu sauver la pologne; mais notre gouvernement n'est jamais prêt!" Das Wort Pologne, eng vereint mit Gouvernement, ist ein hinreichender Magnet um zehn Menschen anzuziehen; zu diesen zehn gesellen sich noch zehn andere, die Emeute ist fertig. Notre Dame schlägt sechs Uhr; ich eile ins Theater. — Um neun Uhr kehre ich über den pont-neuf zurück, und finde vier Todte, siebenzehn Verwundete, fünfzehn hundert Mann Linientruppen und Nationalgarde und zwei Kanonen; und das Alles weil mir ein Vers entschlüpfte; nach dem ich applaudirt zu werden hoffte." Gleichwohl kam er in sechs Monaten so weit, nicht nur sich, sondern auch Andern das Gaskonniren abzugewöhnen. „Ich studirte sechs Monate lang die Aussprache aus dem Fundamente, dergestalt, daß ich einigen meiner Bekannten, die aus dem südlichen Frankreich waren, durch Anwendung des genossenen Unterrichts das sogenannte Gaskogniren abgewöhnte."

Endlich trat er auf dem Théâtre français auf. „Ich wurde den anwesenden Mitgliedern vorgestellt; die, welche mich in der Audition gehört, sagten mir viele Artigkeiten, besonders fand ich die Damen sehr liebenswerth. Mit diesem ersten angenehmen Eindrucke betrat ich die Scene; denn ich habe mein Theil Eitelkeit und hätte diesen Augenblick nicht gegen Talmas Ruhm vertauscht. Noch ganz voll von meinem Glücke schritt ich einsam im Hintergrunde auf und nieder; ein heiliger Schauer bewegte meine Brust; ich stand auf dem klassischen Theater der Franzosen, auf dem ersten Theater der Welt; dem Einzigen, das sich, seines alten Ruhmes bewußt, von jedem literarischen und moralischen Schmutze rein erhalten hatte, auf einem Theater, das, wähnte ich, vor jeder Unwürdigkeit entsezt zurückschaudern müßte, denn es ist ein noch lebendes Denkmal ehemaliger Größe. Ich war exaltirt. — Da faßte mich der Regisseur unter den Arm, und führte mich in den Vorgrund. Ich werde Ihnen, sagte er, hier einen Mann vorstellen, dessen Bekanntschaft für Sie sehr wichtig ist. Hoch schlug mein Herz; es ahnte die Gegenwart irgend eines ausgezeichneten Schriftstellers, eines bedeutenden dramatischen Künstlers. — Ein elegant gekleideter Mann, von ungefähr 36 Jahren, trat mit höflicher Verneigung auf mich zu, — es war der Chef der Claque. Herr des Lebens! wie fiel ich aus meinem Himmel! Le Théâtre français et la Cloque! ich war zerschmettert. Das Beginnen der Probe entriß mich meiner tiefen Wehmuth; ich ermannte mich, doch war mir sonderbar zu Muthe; dies fremde Theater, diese fremde Umgebung, diese fremde Sprache, diese verschiedenartigen Eindrücke; — Worte vermögen mein Gefühl nicht zu schildern; die Beklemmung theilte sich meinen sämmtlichen Organen mit; die Töne brachen sich im Entstehen. Da trat Herr David, der größtentheils das Emploi Talmas bekleidet, und den Cid darstellte, auf mich zu, und sagte mir leise ins Ohr: „Si vous parlez ce soir comme à présent, personne ne vous entendra." — Diese schöne, edle Freimüthigkeit gab mich mir selbst wieder; die Beklommenheit wich von meiner Brust; ich drückte ihm feurig die Hand, dankte, und glaubte mich auf die heimathliche Bühne versezt. Die Probe war aus; mein Claqueur versicherte mich noch einmal seiner Huld, und ging seiner Wege; ich warf ihm einen bitteren Blick nach, und sagte zu Herrn Demoufleaux: „Quel horreur!" — Que voulez-vous, mon ami," gab er zur Antwort, „ce sont d'anciens abus." — Ich hatte nicht den Muth, mich dem alten hergebrachten Uebel entgegen zu stellen,

Digitized by Google

gab diesem modernen Kunst-Mäcen ein Goldstück, und so oft ich spielte, acht Billets, die ich jedoch gratis von der Administration erhielt; aber mit gerechtem Stolze sage ich laut, daß, wenn ich auch seine Feindschaft fürchtete, ich seiner Freundschaft nicht bedurfte, denn gerade am ersten Abend meines Auftretens, an diesem, für mich so verhängnißvollen, entscheidenden Abende war auch nicht ein Billet an die Claque gegeben. Es war ein Benefice, wo alle Plätze verkauft wurden, ein Benefice, in dem Alles spielte, was das Théâtre français noch von Talenten erster Größe aufzuweisen hat; Demoiselle Mars, die zurückgezogenen Societärs, Herr Michelot, Baptiste aîné, Baptiste cadé, Armand u. a. m., wetteiferten an diesem Abende um die Palme der Kunst! das Publikum glaubte sich in eine längst entschwundene schöne Zeit zurückversezt, Beifalls-Sturm erschütterte das Haus, und obgleich erdrückt von jenen Kunststernen, fiel dennoch auf mich ein freundlicher Blick der Anerkennung, und verdanke ich ihn auch nur der Nachsicht, so bin ich dennoch stolz darauf, — denn kein Handschlag der Claque hat ihn entehrt. — Der Erfolg meiner Versuche auf dem Théâtre français ist in fast allen französischen Blättern zu umständlich und zu günstig beurtheilt worden, als daß ich mir erlauben dürfte, seiner hier nur mit einem Worte zu erwähnen. Meine Absicht beim Niederschreiben dieser Zeilen war, die Eindrücke zu schildern, die auf mich gemacht wurden, nicht die, so ich etwa selbst erzeugt haben könnte."

Der Verfasser schildert das Théâtre français in allen seinen Beziehungen, wirft auch den Blick auf die übrigen Pariser Theater und gibt gelegenheitlich einige Gemälde der in dieser Stadt herrschenden Sittenlosigkeit.

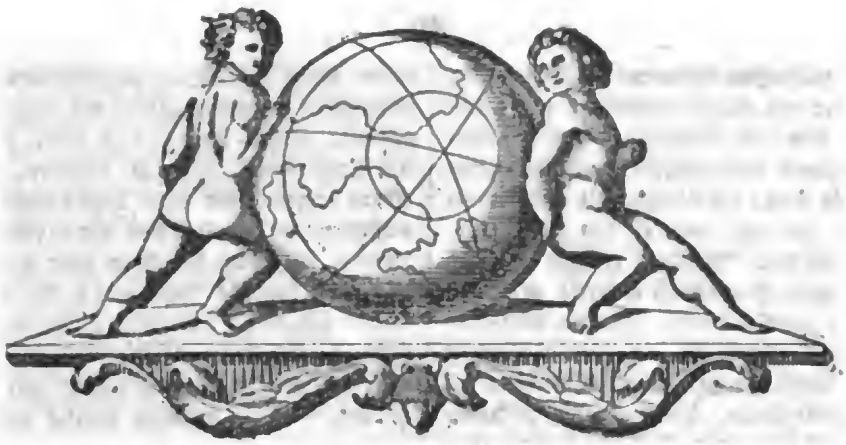
17) Der deutsche Sergeant unter den Sarden, in den Jahren 1810—1817. Leipzig, Köhler, 1831. Mit einem illum. Kupfer.

Der Verfasser, ein Weimaraner, machte den Feldzug in Spanien mit, wurde gefangen und gezwungen, in Sardinen Dienste zu nehmen. Diese Insel hat große Schicksalswechsel erlebt. Im höchsten Alterthum scheint sie als ein heiliges Eiland geehrt gewesen zu seyn. Später ward sie Zankapfel zwischen Rom und Karthago, und Schauplatz unaufhörlicher Empörungen der tapfern Einwohner gegen das römische Joch. Im 5ten Jahrhundert fiel sie in die Gewalt der Vandalen, dann der Gothen. Im Jahr 594 wanderten eine große Menge Barbaricini von Nordafrika, vor den Vandalen fliehend, in Sardinien ein. Im 8ten Jahrhundert begannen die Araber, die Insel auszuplündern und im Jahr 1000 machte sogar ein maurischer König die Stadt Cagliari zu seiner Residenz. Den Mauren wurde die Insel durch die Pisaner entrissen, und diesen wieder; der schöne Sohn Kaiser Friedrichs II., Enzio, trug den Namen eines Königs von Sardinien, von ihm kam die Insel an Arragonien. Sie blieb fortan bei Spanien, bis sie 1717 an den Herzog von Savoyen abgetreten wurde. Von der spanischen Herrschaft schreibt sich der dort herrschende religiöse Fanatismus und Aberglaube her, der mehr spanisch als italienisch ist. Bei der ungeheuren Anzahl Pfaffen ist eine Art von Schutz- und Trutzbündniß zwischen diesen und den Weibern auf der Insel entstanden, wobei denn freilich Niemand kürzer kommt, als die armen Ehemänner. Unser Sergeant gibt davon folgende erbauliche Schilderung: „Das weibliche Geschlecht in Sardinien kann man wirklich schön nennen. Es behauptet auch diese Schönheit gegen die Männer. Die Frauen und Mädchen thun nichts weiter, als sich putzen bis sie zur Kirche gehen, und dies geschieht in der Regel alle Tage; nach der Kirche steigen sie auf das Portal ihres Hauses, schauen und lassen sich beschauen, während der Mann auf den Markt geht und einkauft; Knaben von 12—14 Jahren mit Körben tragen das Eingekaufte für ein Billiges in die Wohnung, wenn sie keinen Majoln haben. — Auf den Dörfern ist das weibliche Geschlecht ebenfalls zu keiner Arbeit zu bewegen. Ihr einziges Geschäft ist, wie in den Vorstädten, das Getreide zu mahlen, weil sie alle Tage frisches Brod backen. Es steht in der Mitte der Stube eine der deutschen Roßmühle ähnliche kleine Mühle (Molenin), die hier von einem Esel in Bewegung gebracht wird. Die Frauen und Mädchen sitzen um die Mühle herum, an ihrer Seite liegt ein Stock, mit welchem sie von Zeit zu Zeit den Esel antreiben, oder ihm zurufen: ey, ey ya! — Gewöhnlich sizt ein Geistlicher zur Unterhaltung bei der schönen Frau oder schönen Tochter. — Kann oder will der Mann die Gewalt der Frau einmal nicht anerkennen, hat vielleicht nur eine geringe Gewaltthätigkeit an ihr ausgeübt, so läuft sie ins Kloster, verklagt ihren Mann und dieser erhält nach Umständen eine harte oder gelinde Büßung." In den Gebirgen hat sich dagegen noch der ursprüngliche Naturzustand erhalten. Dort lebt das wilde Volk noch, wie in alter Mythenzeit, und ergözt sich bei der Panpfeife. Auch die Naturerzeugnisse Sardiniens erinnern uns an die alte Welt, in welcher sie berühmt waren, z. B. der Sardonir, das Kraut, dessen Genuß den Lachkrampf oder das berühmte sardonische Lachen hervorbringt ꝛc.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 12. 3. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

19) Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Die junge Frau eines Gesandten kommt nach Petersburg und schildert ihren dortigen Aufenthalt und die Gesellschaft. „Von Strelna aus ist der Weg nach Petersburg meilenweit mit reizenden Landhäusern besezt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm der Newa haben. Von der Landstraße sind diese Wohnungen durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pitoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine Fremdlinge in dem kalten Lande sind. Alle diese Landhäuser sind in dem verschiedenartigsten Styl erbaut: hier erhebt sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes ein zierlicher griechischer Tempel, dort eine chinesische Pagode, rundum mit silberhell erklingenden Glöckchen behangen; auf jeder Seite sieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenseite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürstlicher Pracht birgt; ihm gegenüber blickt eine italienische Villa aus blühenden Gebüschen hervor und bildet einen reizenden Gegensatz zu jenem gothischen Schlosse mit den vielen geschnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäusern reifen in diesen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen und schmücken in verschwenderischer Fülle die Tafel der russischen Großen. Eben so fremdartig, eben so mährchenhaft als diese nahe Zusammenstellung aller Style antiker und moderner Baukunst erscheint auch die Stadt selbst.“ Dasselbe sagt Mickiewicz sehr schön:

Von fern schon, fern, kennt man die Residenz.
Pallast steht an Pallast auf beiden Seiten
Der breiten Straße — hier kapellenartig
Mit Kreuz und Kuppel; dort, Heuschobern ähnlich,
Bildsäulen unter Stroh und Schnee versteckt;
Dahinter eine Reih' korinth'scher Säulen,
Flachdachig, ein italienisch Sommerhaus,
Dabei japan'sche, mandarin'sche Kiosken,
Und aus der Katharina klassischen Zeiten
Frisch nachgeäffte klassische Ruinen.
Verschiedne Häuser von verschiedner Ordnung,
Wie Thiere aus verschiedner Erde Enden,
Stehn hinter eisernen Geländern in
Besondern Käfigen. —

Digitized by Google

Unter den ausgezeichneten Männern in Petersburg wird hier besonders der erst jüngst verstorbene Klinger hervorgehoben. „Es war der General Friedrich Maximilian Klinger. Obgleich schon Greis, war doch seine Haltung, ohne steif zu seyn, militärisch stolz und gerade, und vorzüglich lag in der Art, wie er den Kopf trug, etwas sehr Charakteristisches. Man sah es ihm an, daß er im Leben immer und allenthalben aufrecht gestanden und sich nie demüthig gebeugt hatte. In der Tiefe des ruhig sinnenden Blickes sprach sich eine Entschlossenheit und Kraft aus, die dem Aergsten, was der Mann im Leben zu erdulden gehabt hatte, Trotz geboten zu haben schien. In seinem Gesicht war kein Zug von Milde, kein Schimmer von Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Herbes und Abstoßendes, nur Gepräge der Großheit und einer im Lauf der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. Sein Sprachton klang hohl, und doch hatte sein Accent eine herzerschütternde, eine herzzermalmende Gewalt. Man konnte ihn jenen Felsengipfeln vergleichen, die, vom ewigen Eise bedeckt, dem Schein nach unfruchtbar, nur bestimmt scheinen, den Abglanz der versunkenen Sonne in die Erdennacht herniederzustrahlen, und die doch in ihrem Innern die Quellen erzeugen, die tief unten die Blumen im Thal erquicken. Goethe und Klinger waren Jugendfreunde; allein sie sahen sich in den lezten vierzig Jahren ihres Lebens nicht und würden sich, wenn Klingers Wunsch erfüllt worden wäre und ein freundlicher Genius sie am Abend ihres Lebens wieder zusammengeführt hätte, wahrscheinlich gegenseitig dem Bilde sehr unähnlich gefunden haben, das sie von einander bewahrt und durch ihre Briefe und Schriften in sich ausgebildet hatten. Goethe wurde das Idol seiner Zeit; Klinger, dessen Stolz, dessen Lebensfreude es war, ein Deutscher zu seyn, war beinahe schon verschollen in seinem Vaterlande und nur von den Wenigen, die ihn erkannten, als ein hohes Ideal sittlicher Größe verehrt. Es muß dem Menschenkenner unbegreiflich erscheinen, daß Klinger mit seinem wahren, kühnen Charakter, ohne Intrigue, ohne Courmacherei auf ganz geradem Wege es vom blutarmen deutschen Studenten bis zum reichen russischen General im Civildienst brachte und sich am Hofe aufrecht zu erhalten vermochte; und doch ist dies wirklich der Fall.“ Es werden hier mehrere seiner Ideen erörtert, die, wenn ich nicht irre, zum Theil aus seinem geistvollsten, aber anonym erschienenen Werke, den „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur“ entlehnt sind.

Ueber den Adel läßt sich das Werk also aus: „Sie wissen, daß die militärische Rangordnung bei uns die Norm für alle Stände darbietet, sogar für die Damen, die am Hofe leben. Selbst die Ehrendamen der Kaiserin haben ihren bestimmten militärischen Rang, und so ist unser Adel gewissermaaßen nur ein einziges großes Regiment. Jeder Adelige muß also, um einen Rang und um Zutritt am Hofe zu erhalten, in den Dienst der Krone treten, und diese Dienstpflichtigkeit läßt das Bewußtseyn der persönlichen Ehre und Würde nicht aufkommen, das doch der Kern aller echtadeligen Gesinnung ist. Der deutsche Edelmann z. B. hat ein Bewußtseyn seines Standes, das ihm durch nichts geraubt werden kann; in Armuth und Niedrigkeit versunken, bleibt ihm das Gefühl der Ebenbürdigkeit mit den Ersten seines Volkes. — Die geheime Politik unserer Regierung erheischt dabei einen ununterbrochenen kleinen Krieg gegen den Adel, in dem der lezterе stets den Kürzern zieht, weil eine unbezwingliche Neigung zur Verschwendung ihm mehr und mehr seine Unabhängigkeit von der Krone raubt. Fast alle unsere Großen geben mehr aus, als sie einnehmen; der Vater hinterläßt dem Sohne eine bedeutende Schuldenmasse; dieser vermehrt sie, da die Bedürfnisse des Luxus gemeinhin in demselben Verhältniß größer werden, als sich die Mittel zu ihrer Befriedigung verringern; um den Ausfall zu decken, nimmt er seine Zuflucht zum Lombard, das der Kaiser Alexander in der wohlthätigen Absicht errichtete, seine Großen vor der Raubsucht der Wucherer zu schützen. Die Krone leiht ihnen in dieser Anstalt Kapitale zu billigen Zinsen; doch nur selten werden diese von ihnen entrichtet; ihre Schuldenlast wächst von Jahr zu Jahr bis zu dem Augenblicke, wo das Grundstück, welches der Krone zur Hypothek dient, nach seinem ganzen Werthe an diese verfallen ist. Die Leibeigenen des Edelmannes werden nun Kronbauern, und diese Errichtung des Lombard, das ursprünglich nur eine Wohlthätigkeitsanstalt zum Besten des Adels war, hat durch diesen Gang der Dinge eine sehr große politische Wichtigkeit erhalten.“

Sodann ist viel von Kaiser Alexander die Rede, viel bekanntes, einiges weniger bekannte, z. B. seine Freundschaft mit Professor P. ꝛc. Von der neuesten Zeit wird nicht gesprochen.

Ergötzlich sind die Schilderungen einiger Originale aus der vornehmen Welt, sie erinnern an Woltmanns vortreffliche Memoiren des Freiherrn von S—A. Uebrigens beweisen sie eben deshalb, daß es gesellschaftliche Karrikaturen nicht bloß unter dem an Kontrasten reichen Himmel von Petersburg gibt, sondern daß dergleichen überall zu finden sind. Er gibt keine zehn alte Familien, unter denen nicht wenigstens ein Sonderling wäre, und die Glücksritter, die Neulinge haben fast alle etwas, womit sie in der neuen Welt, zu der sie leben, anstoßen.

Digitized by Google

20) Meine Gefangenschaft in Rußland, in den Jahren 1812 und 1813. Ein Blick in Rußlands Größe und Herrlichkeit von F. C. von Lindenau. Nebst zwei lithographirten Tafeln. Rouneburg, Weber, 1833.

Der Verfasser diente in dem sächsischen Kontingent, das mit nach Rußland ging, wurde gefangen, gut behandelt, nach Kiew gebracht, lebte dort 11 Monat und kehrte wohlbehalten wieder heim. Das schildert er nun kurz und einfach und beschreibt nebenbei die Kirchen in Kiew und die Bauertrachten in der Umgegend. Ob dies übrigens ein Blick in Rußlands Größe und Herrlichkeit genannt werden kann, wollen wir nicht entscheiden.

21) Ausflug über Konstantinopel nach Taurien, im Sommer 1831. Von S. Brunner, Med. Dr. St. Gallen und Bern, Huber und Komp. 1833.

Der Reisende begab sich aus der Schweiz über München und Wien nach Triest. Unterwegs interessirten ihn hauptsächlich nur die Naturalienkabinette, botanischen Gärten und berühmten Naturforscher, die er besuchte und über die er manches hier mittheilt. Während er in Wien die ausgezeichnete Gastfreundschaft und Gefälligkeit des edlen Greises Jacquin rühmt, beschwert er sich stark gegen die Unhöflichkeit des Garteninspektors in Schönbrunn. Er wollte nämlich eine Blume daselbst abzeichnen, mußte aber erst beim Inspektor Erlaubniß einholen und dieser fuhr ihn an, wie einst der Polizeiinspektor von Hopfer den reisenden Seume. Der Verfasser stellt eine Vergleichung zwischen beiden Inspektoren an:

„Anno 1802.

Polizeidirektor v. Hopfer. Wo will er hünn?

Seume. Wie der Paß weist, nach Italien.

Polizeidirektor. Ja, Italien üß gruuß. Aber wo will er denn zunächst hünn?

Seume. Nach Venedig.

Polizeidirektor. 's läst'r holter füll solch' lüderliches G'sündel do rummer!

Anno 1831.

Garteninspektor. Wer sind's denn? Sind's Mahler? Naturforscher?

Ich. Naturforscher.

Garteninspektor. Was vor'en Landsmann?

Ich. Thut eben nicht vieles zur Sache, wenn ich sage, ich sey Naturforscher.

Garteninspektor. Fraili thut's, 's kann Jeder so herlaufen.

Der Unterschied war nun, daß Seume, der seines Passes bedurfte, das Herlaufen einsteckte, ich aber, der einer Abbildung der Pflanze sehr wohl entrathen konnte, dem Herrn B*** bemerkte, ich wäre, obgleich Fremder, doch nicht hergelaufen, und werde seine Grobheit gehörigen Orts zu bezeichnen wissen, ihm den Rücken zuwandte und ging."

Ref. fühlt sich gedrungen, die Vertheidigung des Herrn B. zu übernehmen. Gewiß hat es dieser Herr so böse nicht gemeint und hinter der äußern Rauhigkeit verbirgt sich beim Oesterreicher in der Regel sehr viel Wohlwollen. Wenn Herr Doktor Brunner die unschuldige Frage, was er für ein Landsmann sey, nicht gleich so empfindlich aufgenommen hätte, so würde auch Herr B. nicht so empfindlich geantwortet haben.

In Triest machte der Reisende die Erfahrung, daß die Triestiner, weil sie fast ausschließlich mit der Türkei Handel treiben, entschiedne Griechenfeinde, die Livorneser aber, die in eben so lebhaftem Verkehr mit Griechenland stehn, entschiedne Türkenfeinde seyen. Er fuhr mit einem Triestiner Kauffahrer nach Konstantinopel, und war sehr unzufrieden mit ihm: „In allen Seehäfen des mittelländischen Meeres sind die slavonischen Kapitäns, namentlich die fast immer mit vich endigenden Triestiner, gleich den Maltheſern durch ihre Grobheit und Anmaßung übel berüchtigt. In vielen Komptoirs zu Livorno z. B. haben sie es hierin so weit gebracht, daß sie gar nicht einmal eingelassen werden, sondern, ungefähr wie wilde Thiere, vor der Thüre auf Antwort warten müssen. Hievon war nun mein gegenwärtiger Schiffstyrann ein redendes und lebendes Muster. Sey es, daß ihm die italienische Sprache nicht recht geläufig, oder er sonst mundfaul war, oder daß meine Mitfahrt seine geheime Mißbilligung hatte, oder aus Gründen, die ich nicht kennen kann, kurz und gut, der Mensch bestrebte sich, gleich von Anbeginn der Reise, gegen mich einer so ausgesuchten Grobheit, als ich sie mir nie möglich gedacht, und seine Leute, Kothseelen wie sie nur unter Slaveniern zu finden sind, sekundirten ihrem sauberen Patronen trefflich. Der Supercargo, ein eitles, empfindliches, geziertes Männchen, welcher stets das Seinige für das Beste hielt, die dürftige Guitarre, die er klimperte, mit höchst eigenem Wohlgefallen belauschte, die schwer verständliche, lispelnde, affektirte, halbvenetianische Provinzialmundart, welche er redete, fürs allerreinste Italienisch hielt, und daher auf alle meine Fragen, welche ich, aus Unkenntniß dieser herrlichen Sprache, öfters denn mir selbst lieb war, an ihn zum zweiten Male zu thun mich genöthigt sah, nach kurzem, sichtbaren innern Kampfe gewiß irgend eine spitzige, sarkastische Antwort gab, kurz ein Männchen, dessen Statur mit der Humanität der dem Körperchen einwohnenden Seele in geradem Verhältnisse stand, war Matteo Puchalovichs (so hieß der liebreiche Kapitän) fidus Achates und

Digitized by Google

würdiger Kollege. Ein englischer Arzt, welcher in Konstantinopel sein Glück zu machen versuchen wollte, war eine dritte Person. Phlegmatisch und egoistisch im höchsten Grade (außer da, wo er seine, ihm unbedingt über alles geltenden Landsleute auch nur von Ferne angegriffen glaubte, und das geschah mitunter sehr am unrechten Orte), wenig mittheilend übrigens, kalt und stolz, wie drittische Milchbärte unterer Volksklassen gemeiniglich sind, bis sie in der Welt ein wenig abgefeilt werden, war er, wenn schon im Grund ein guter und rechtlicher Mensch, dennoch kein gebildeter Gesellschafter, kein homme de ressource. Zum Englisch sprechen war er vollends nicht zu bringen; er zog es vor, in seinem unverständlichen Deutsch, worauf er sich vermuthlich eben so viel zu gut that, als der Supercargo auf sein Italienisch, sich gegen mich auszudrücken, und opferte diesem selbst das ihm wohlbekannte Französisch. Ein Ragusaner ferner, sein Weib und seine Nichte, Leute ohne Erziehung, aber wie gewöhnlich von desto größerer Anmaßung, welch' leztere ich nie genug befriedigen konnte, und endlich eine schwäbische Magd von bestandenem Alter, in Begriff zu ihrer in Galata bei Konstantinopel verheiratheten Schwester zu reisen. Das war die ganze Reisegesellschaft, mit welcher ich, von den werthvollern Gefährten, den Büchern nämlich und den Geräthschaften, welche in der Kiste zurückgeblieben waren, entblößt, wie gesagt drei Wochen lang hausen sollte!"

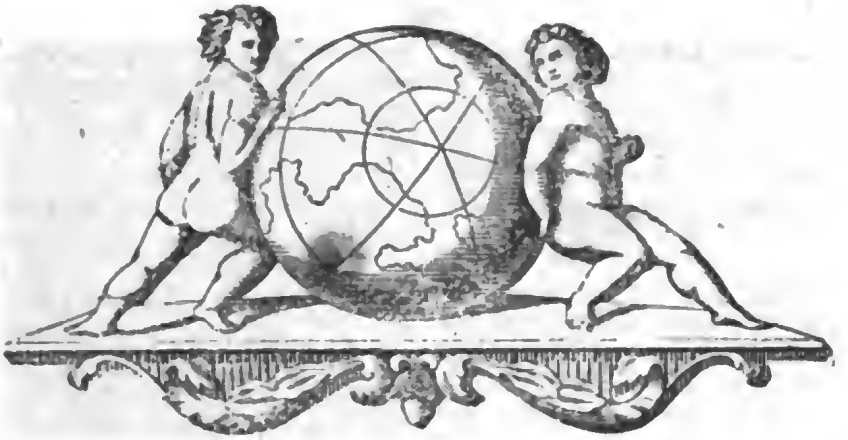
Inzwischen mußte Herr Brunner in dieser Gesellschaft aushalten und erreichte mit ihr Konstantinopel, wo er sich nicht lange aufhielt und nach einem fruchtlosen Versuch, sich mit dem Leibarzt des Sultans in ein wissenschaftliches Gespräch einzulassen, über das schwarze Meer nach der Krimm sich einschiffte. Er gibt folgendes Bild von der großen Steppe: „Ein unabsehbarer Rasenteppich, meist gebildet von höchstens einem Dutzend Arten ausgezeichnet gesellschaftlicher, theils krautartiger, theils suffrutescirender, Pflanzen, unter denen die mit einander so leicht zu verwechselnden Meliloten sich besonders auszeichnen, alle vom üppigsten, die natürliche Fruchtbarkeit des Erdreichs beurkundenden Wuchse; kein Baum, so weit das Auge reicht; keine merkliche Erhöhung; kein sichtbares Gewässer, weder Quell noch Bach, bloß hin und wieder ein halbzerfallener Ziehbrunnen, um welchen sich rings lechzendes Hornvieh lagert; Kameele, gravitätischen Schrittes die weite Fläche messend; halb wilde Pferde, scheu den Wanderer sowohl, als das bucklichte Lastthier ausweichend; verwilderte, langborstige, schwarze Schweine, rings um die Wohnplätze weidend, als wären sie rechtmäßige Ureinwohner der menschenleeren Gegend; Hütten mit flachen Rasendächern, auf denen das Gras eben so üppig wuchert, als auf dem ringsumgebenden Feld; weiterhin ganze Züge schwerfälliger Trappen, welche den Reisenden öfter nahe genug kommen lassen, um ihm ihr zierlich buntes Gefieder zu weisen, und dann erst nach Befriedigung dieser Eitelkeit in plumpem Fluge sich weiter begeben; lange Züge von mit je zwei Ochsen bespannten Wagen, hinter einander langsamen, bedächtigen Schrittes einherziehend, um entweder von Perecop her Salz nach dem Innern zu bringen, oder Kornbranntwein nach Simpheropol zu schaffen; die ersten Steppentataren endlich, unter zottigen Schafpelzmützen, aus mongolisch braunen Gesichtern ein Paar kleine, schwarze Augen hervorblitzend: das sind, nebst einer sengenden Sonnengluth, kurz gefaßt die Hauptgegenstände, welche sich dem Reisenden durch die nogaische und krimmische Steppe (und wohl auch die übrigen Steppen Südrußlands, zumal Kaukasiens) von Aleschki über Perecop bis Simpheropol darbieten, und die Annehmlichkeiten von selbst errathen lassen, welche sie verheißen."

Da wir nicht vermuthen, daß unsre Leser lauter Botaniker seyn werden, so überschlagen wir, was der Verfasser von der Flora der Krimm sagt, und wenden uns zu Gegenständen von allgemeinerem Interesse. Ueber die bisherigen Werke, die Krimm betreffend, sagt er: „Ueber die Krimm besitzen wir, seit Pallassens bei all ihren Unvollkommenheiten dennoch stets klassisch bleibenden zwei Hauptwerken, mehrere bessere und mittelmäßigere Arbeiten und Beschreibungen über diese merkwürdige Halbinsel. Clarke trifft, bei unverkennbarer Gründlichkeit in antiquarisch-geognostischer Hinsicht, leider auch der nicht unbegründete Vorwurf einer großen politischen Einseitigkeit in Bezug auf Rußlands Regierung. Ziemlich oberflächlich sind die Arbeiten von Kosmeli (ungefähr das Schlechteste was mir vorgekommen) Reuilly (so zu sagen bloßer Auszug aus Pallas); Sumarokoff (gerade das Gegentheil von Clarke, indem er Rußlands Herrscher bei jeder Gelegenheit zum Himmel erhebt; von großem, ja klassischem Verdienst dagegen Parrot und Engelhards Reise (geistvoll wahr und treffend, was der verhältnißmäßig kurze Abschnitt über Taurien enthält). Freundlich bietet sich Jägers freilich etwas flüchtiger entomologischer Besuch der Krimm dar. Für gemüthliche (d. h. gewöhnliche oberflächliche) Leser mag Ségurs Reise nach dem damals frischeroberten Taurien, in Begleitung der Kaiserin Katharina II., die passendste Schilderung des Landes seyn. Doch Niemand hat wohl die russische Ruhmredigkeit weiter getrieben, als der weitschweifige Murawiew Apostel, welchem inzwischen, neben vielen müßigen Deklamationen ohne Belehrung für den Leser, antiquarisch-historische Kenntnisse nicht abzusprechen sind."

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 13. 5. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

21) Ausflug über Konstantinopel nach Taurien, im Sommer 1831. Von S. Brunner, Med. Dr. St. Gallen und Bern, Huber und Comp. 1833.

(Beschluß.)

„In Sommers Taschenbuch der Reisen (zehntem Jahrgang; 1832) steht ein sehr lesenswerther Auszug aus Jones. Dieser Verfasser ist Seemann, und als Pritte zugleich geborner Handelsspekulant. Gelehrte Kenntnisse scheint er eben nicht zu besitzen; ihm aber verdanken wir manche interessante Notiz über die Krimm sowohl, als Odessas Handelsverhältnisse. — Der Naturmensch Daniel Schlatter gibt gleichfalls einige allgemeine Notizen über die durch ihn mehrmals besuchte Krimm, ohne eben literarische oder andere Ansprüche zu machen. Die bloß in russischer Sprache herausgekommenen Reisebeschreibungen übergehe ich, aus sehr faßlichen Gründen, hier mit Stillschweigen. — Die historischen Notizen über die Krimm befinden sich meist mit den Werken über Neurußland vermischt und müssen daher aus diesen erst hervorgesucht werden. Eine eigene Monographie über diesen Gegenstand hat neuerlich Lagorio, (neapolitanischer Konsul zu Kertsch, wenn ich nicht irre) geliefert, wobei mir aber die neueste Geschichte gar zu kurz abgefertigt scheint. — Langlès Geschichte der Chane der Krimm, aus orientalischen Quellen der Pariser Bibliothek geschöpft, kenne ich bloß aus einer kurzen Recension in den geographien Ephemeriden.“ Einiger ältern Reisebeschreibungen, z. B. der von King und von Szujew hat der Verfasser nicht gedacht.

Der Verfasser rühmt sehr die Zunahme der Kultur in der Krimm, und bezeigt sich dankbar gegen die gastliche Aufnahme, die er bei dem russischen Adel fand. Insonderheit rühmt er das schöne Landhaus der Fürstin Gallizin. Im Ganzen aber ist aus dieser Gegend wenig erfreuliches zu holen. Den Alterthümern hat der Verfasser nicht nachgeforscht, und in neuerer Zeit bietet die Krimm nur den unangenehmen Kontrast der Wildheit und einer aufgeklebten Kultur dar. Nur der Handel und eine große Zahl civilisirte Kolonisten können das barbarische Element, das dort noch herrscht, mit der Zeit bezwingen.

Herr Brunner reiste zu Lande über Brody zurück. Unterwegs erfuhr er den Fall Warschaus, wobei er die Bemerkung macht, die Juden seyen den Polen geneigter gewesen, als den Russen. Daß er übrigens die Juden ein Natterngezücht nennt (Seite 322), dürfte sich wohl mit der Bildung, die ein humaner Arzt im neunzehnten Jahrhundert haben soll, nicht vertragen. Wenn selbst die sogenannten Gebildeten solche unbarmherzige und

Digitized by Google

unvernünftige Aussprüche thun, was soll man vom Pöbel erwarten?

22) Bilder aus Griechenland und der Levante. Von E. von Byern. Mit einem Vorwort von Professor Zeune. Berlin, Haude und Spener, 1833.

Das Vorwort des Prof. Zeune ist sehr überflüssig, so wie überhaupt die Vornehmthuerei des Vorredeschreibens endlich aufhören könnte. Das Buch selbst ist gut geschrieben und lesenswerth, was bei einem Buch über Griechenland viel sagen will. Die Philhellenen haben uns mit einer ganzen Literatur überschwemmt, wir kennen jeden Stein auf der Akropolis, jede Nath auf dem griechischen Kostüm, jedes Haar im Barte Kolokotronis und jede Art von Koth auf den Straßen der griechischen Städte. Ueberdies ist das Interesse für die Griechen in den Hintergrund getreten, seit sie die Erwartungen, die allzu sanguinische Seelen von ihnen hegten, getäuscht haben, seit die Heldenthaten ihrer Kriege einer Diplomatie weichen mußten, die uns die griechischen Artikel in den Zeitungen herzlich langweilig machen, und seitdem überhaupt andere, größere Weltbegebenheiten die Aufmerksamkeit Europas in Anspruch nehmen. Es ist also viel, wenn jezt noch der Bericht eines Philhellenen Theilnahme einflößt, und dies thut der vorliegende. Er ist ohne Leidenschaft, ohne falschen Enthusiasmus, ohne den Haß betrogener Hoffnungen, ohne die Eitelkeit des Abentheurers, er ist mit Ruhe und Sachkenntniß abgefaßt, und malt uns sehr lebendige Bilder des Volks und der interessanten Individuen, die sich in der neuesten Geschichte Griechenlands ausgezeichnet haben und die der Verfasser persönlich kennen lernte. Von dem, was er nicht sah, spricht er wenig oder nichts, aber was er sah, scheint er mit guten Augen gesehn zu haben.

Vor allem macht er auf die Verschiedenheit und Uneinigkeit der Neugriechen aufmerksam. „Während der Peloponnesier kaum davon zu überzeugen ist, daß die Völker jenseit des Isthmus noch heut seine Brüder und Stammverwandte sind, während ihr Schicksal ihn oft so kalt läßt, als trennten sie Länder und Meer von einander, so erinnert er sich doch gern an die entschwundene Größe Athens, dessen Ruhm ganz Hellas angehört, und auch auf ihn einen Theil desselben überträgt, und mit Schmerz sieht er die enggezogene Grenze des neuen Staates, die dessen Bedeutsamkeit in den Augen des übrigen Europa verringern könnte. Während in Morea selbst der rauhe Bewohner von Maina mit Stolz den Namen Spartiate führt, in seinen Sagen und Liedern zahllose Erinnerungen an seine frühere Geschichte bewahrt, der Name Leonidas aus dem Munde jedes Klephten ertönt, so sieht er doch von seinen unfruchtbaren Höhen herab die fruchtbaren Thäler des benachbarten Messeniens für seine Schatzkammer an, aus der er ungehindert rauben und plündern darf, was seinem Sinn gelüstet, so wie im Vaterlande Nestors, der Name Mainotte fürchterlicher ertönt, als selbst der des verhaßten Osmanli. Der Bewohner der reichen Thäler von Argos und Sicyon kann nicht begreifen, daß der Hirt auf dem Gipfel der Hochgebirge Arkadiens, dessen wenige Ziegen in auersteiglichen Felsklüften und Gründen eine kümmerliche Nahrung suchen, und der in Leben und Sitte ein so ganz Anderer ist als er, mit ihm zu einem Volke gehöre, obgleich nur wenige Meilen sie von einander trennen. Mit Verachtung sieht der stolze Insulaner in Hydra, Spezzia und Ipsara, dessen kühne Heldenthaten im ägäischen Meere, auf der selbstgeschaffenen Flotte, seine Hochherzigkeit bekunden, auf den Sklavensinn des Moreoten herab, der nach seiner Meinung nur überlisten, überfallen und morden konnte, wo er die kühne Stirn offen dem Feinde seines Glaubens und seiner Selbstständigkeit entgegen trug. Er achtet den Stammverwandten nicht, und führt dennoch mit Stolz den Namen Hellene. Nur mit einem sehr bittern Gefühle werfen wir einen flüchtigen Blick nach dem nahen Jonien hinüber, und fragen uns erstaunt, ob diese antheillosen kriechenden Rajahs, deren ganzes Wesen durch die kleinlichsten kaufmännischen Spekulationen ausgefüllt, keinen Raum für Vaterlandssinn und Ehre übrig zu haben scheint, wirklich die Söhne der Herakliden seyn können; ob diese weichlichen Orientalen die Nachkommen der großen Weisen, Dichter und Redner sind, welche noch heute die Welt bewundert; ob endlich Xanthus und Milet auf einem Boden standen, der in Smyrna und Tschesme Zeuge der tiefsten menschlichen Entartung wurde! Und dennoch lehren uns Chios, Samos, Tenedos und Mitylene, daß von diesen Inseln aus noch ein hellenischer Odem nach der nahen Küste hinüberweht, und daß auch hier noch griechisches Leben, Sprache und Sitte, wenn auch in seiner tiefsten Erniedrigung waltet. — Wie unverkennbar erinnern uns selbst in dieser Entartung die Neu-Hellenen, sowohl in ihrer verstümmelten Sprache, als in ihren Gebräuchen, Sitten und Festen, mit einem Worte in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit daran, daß noch etwas von dem Blute der Söhne des Deukalion in ihren Adern rollt. Der Schwertertanz in Messenien, die Sagen und Lieder der Mainotten, die Thränenweiber in Attika, die noch heut der Leiche folgen, die trauernde Wittwe daselbst, die von der Zinne des verödeten Hauses herab den Tod des Gatten beweint, die Treue endlich in Lakonien gegen den Gastfreund, bei tiefer moralischer Verderbtheit, dies Alles, scheint mir, sind rein antike Ueberbleibsel, aus der frühesten Zeit des griechischen Lebens. Wenn daher Herr Fallmereyer die

Digitized by Google

Gesunkenheit des heutigen Hellas nur dadurch zu erklären meint, daß er seinen Bewohnern die Stammverwandtschaft mit den Siegern über die Perser gänzlich versagt, und sie ohne weiteres sammt und sonders für eingewanderte Slaven erklärt, so geht er offenbar zu weit." Wir sind dieser Meinung nicht. Der Verfasser hätte in jedem Fall dem Herrn Fallmeraver triftigere Gründe entgegenhalten müssen. Die Sprache und die wenigen Reste von alten Sitten entscheiden nichts, denn diese nahmen die slavischen Einwanderer von ihren byzantinischen Bekehrern an. Der Schwertertanz ist nichts weniger als ausschließlich altgriechisch. Alle rohen Völker hatten solche Waffentänze, und noch jezt sind die Tänze mit dem Beil bei den slavischen Donauvölkern üblich. Das Werk von Fallmeraver ist nicht widerlegt worden und läßt sich nicht widerlegen. Wenn sich auch trotz der zahllosen, immer wieder durch Pest, Krieg, Tyrannei und neue Einwanderer vertilgten Ansiedler ein kleiner Rest altgriechischen Blutes durch Vermischung fortgepflanzt haben sollte, so sind doch die heutigen Einwohner Griechenlands so wenig noch alte Hellenen, als die Einwohner der kanarischen Inseln noch Guanchen sind, wenn sich auch in seltnen Fällen einige indianische Gesichtszüge bei ihnen finden, die sich aus einer frühern sehr sparsamen Vermischung erhalten haben. Die ganze Hauptmasse der heutigen griechischen Bevölkerung aber, mit ihrer byzantinischen Sprache und Religion und mit ihrem slavischen Nationalgesicht und Charakter gehört demselben Stamm an, der sich aus dem südlichen Rußland, vor Einwanderung der Bulgaren, in dem schönen Griechenland ansiedelte, demselben Stamm, der in Serbien zwar die byzantinische Religion, und in Bosnien sogar die muhamedanische annahm, aber in diesen beiden Landstrichen seine altslavische Sprache beibehielt. Jahrhunderte lang hieß Hellas die slavische Provinz, der Name Morea ist wie der der zahllosen Ortschaften, Berge, Flüsse und selbst Familiennamen slavisch, und dieser Slavismus hat sich trotz der byzantinischen und trotz der türkischen Herrschaft, ohne alle Aufmunterung von irgend einer Seite, ganz von selbst erhalten, weil er eben da war. Er ist die nationelle Basis des heutigen Griechenthums, die neugriechische Sprache wurde denselben nur durch die Bekehrer und Herrscher vom alten Byzanz aus gleichsam aufgeklebt, so wie den Bosniern unter ganz ähnlichen Verhältnissen, nur etwas später, der Islam aufgeklebt wurde, trotz welchem sie so gut Slaven sind, wie die Neugriechen.

Es ist lächerlich, nur um die Abstammung zu streiten, da jedes Volk, wie jedes Individuum nur nach dem Werthe gilt, den es selbst hat, nicht nach dem seiner Vorfahren. Die Mängel der heutigen Griechen mit den Tugenden der alten zudecken zu wollen, wäre eben so unziemlich, als es wirklich ungerecht ist, die Tugenden der Neugriechen auf Rechnung ihrer vermeintlichen Abstammung von den alten zu setzen, und dem slavischen Blut eine Ehre zu entziehen, die ihm, wie so manche andre, die man ihm jezt nicht gönnen will, gebühret.

Den Grafen Capodistrias lernte der Verfasser nicht persönlich kennen. Er nennt ihn nur im Vorbeigehen einen Märtyrer. Die Akten dieses historischen Prozesses sind inzwischen noch nicht geschlossen, und es ist noch nicht ausgemacht, um wie viel weniger der Graf Vorwürfe verdient, als seine Gegner. Von dem berühmten Griechenfreund Eynard gibt uns der Reisende ein gutes Bild: „Nicht ohne Vergnügen erinnert sich der Verfasser eines Besuchs bei Herrn Eynard in Genf. Nachdem ihm derselbe eine ziemlich getreue Darstellung des Ganges der griechischen Angelegenheiten gemacht hatte, die allerdings wenig einladend war, beehrte er ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den griechischen Senat in Nauplia. Er kann dabei nicht ohne Lächeln der Widersprüche gedenken, in die sich der liebenswürdige Mann bei einer Schilderung verwirrte, die er mitzutheilen für seine Pflicht halten mochte, indem derselbe offen mit einer Vorliebe für die Griechen, die ihn fortwährend die bedeutendsten Opfer bringen ließ, nur höchst ungern der heiligen Wahrheit über seine individuelle Neigung den Sieg einräumte. Der reiche Patrizier auf seiner fürstlichen Villa, inmitten reizender Gärten gelegen, mit schier unerschöpften Glücksgütern gesegnet, mochte allerdings mit Gleichmuth auf einige verschwendende Summen hinsehen, deren Besitz manchen feurigen Philhellenen vielleicht für immer in seinem Eifer erkaltet hätten. Uebrigens deutete, so schön die äußere Erscheinung des hochgewachsenen jungen Mannes mit den feurigen Augen und der südlichen Lebendigkeit auch war, unverkennbar auf Ehrgeiz und den Wunsch allgemeiner Anerkenntniß seiner verschwenderischen Großmuth hin, wobei er die (heuchlerische) Vergötterung der Senatoren, und die Bewunderung seiner Zeitgenossen, mit jenen Schätzen, die im glücklichen Fall unverloren waren, nicht zu theuer bezahlt zu haben wähnen mochte. In Nauplia wurden leider jene Summen, so wie die Effekten und Provisionen, die er fortwährend dorthin sandte, auf das unverantwortlichste vergeudet, und zwar so offen und ungescheut, daß es ihm unmöglich verborgen bleiben konnte."

Ferner schildert er den Grafen Normann, einen Mann, der uns niemals hat Interesse einflößen können, weil er Unglück hatte, ohne die Größe eines politischen Charakters zu besitzen, die durch Unglück gewinnt. Von Fabvier wird uns nicht das günstigste Bild entworfen. „Fabvier nun, der sich in wenigen Monaten an der Spitze von zweitausend Mann und darüber sah, ermüdete dieselben mit Uebungen, die ihnen eben so unbequem als

Digitized by Google

unzweckmäßig, ja zum Theil selbst lächerlich erschienen. Seine Bataillon-Massen-, Linien- und Bajonetattaquen, Kolonnenschwenkungen u. s. w. erwarben ihm eben so wenig ihr Vertrauen, als seine Parademärsche, zu denen er mit großen Kosten ein Musik-Korps aus Frankreich verschrieben hatte. Die Bekleidung war überaus garstig, verstieß gegen die in Griechenland herrschende Meinung von Schicklichkeit und vorzüglich die schweren plumpen Schuh mit den ungeheuren Sohlen waren ein wahrer Stein des Anstoßes. Sehr schlimm erging es ihm mit dem aus Frankreich ihm zugesandten Geschütz, das regelmäßig in jedem Gefecht verloren ging. Zu Anfang war dasselbe zu schwer und blieb in Gebirgsschluchten, Hohlwegen u. s. w. stecken, zulezt so leicht, daß es sich allemal nach den ersten Schüssen selbst demontirte. Fügt man zu allem diesen noch einige verunglückte Unternehmungen, in denen er gleich von vorn herein eine große Menge von Leuten aufopferte, ohne seinen Zweck zu erreichen, so wird man es erklärlich finden, daß ihm seine Taktikos bald in eben so zahlreichen Massen wieder davon liefen, als sie ihm früherhin zugeströmt waren. Wenn ja noch etwas gefehlt hätte, Fabvier in der öffentlichen Meinung sinken zu lassen, so vollendete er die ungünstige Stimmung gegen sich, indem er den unglücklichen Gedanken ausführte, auf dem Vorgebirge Metina in Morea, gegenüber der Insel Poros, ein Fort anzulegen, und daselbst eine Art von Waffendepot einzurichten. Seine Eitelkeit hatte wohl eben so viel Antheil an der Anlage, als die dunkle Idee, im schlimmsten Fall daselbst eine sichere Zuflucht gegen die Feindseligkeit der Griechen selbst zu finden."

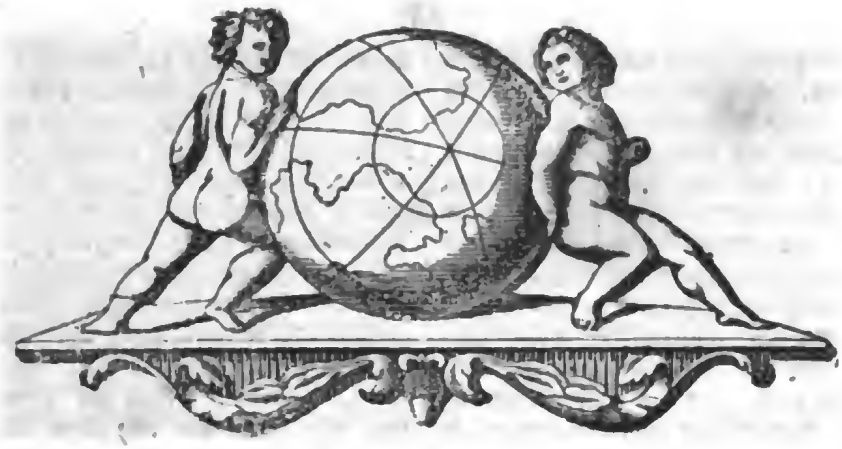
Unter den Griechen, die er sah und schildert, ragen hervor der alte Admiral Miaulis, der jüngst in München war, Constantin Botzaris, der weit unter seinem Bruder Markos stehn soll, der alte Karaiskakis, der alte Laszkaryo und der ehrwürdige Archimandrit Arsenius. Vom leztern entwirft er folgendes Bild: „Die ganze Erscheinung des priesterlichen Freundes hatte etwas Einnehmendes und Ehrfurchtgebietendes. Die ernsten und doch sanften Züge des Gesichts, das milde geistreiche Auge, der kahle Scheitel von einem spärlichen Kranze ergrauter Locken umringt, der bis zum Gürtel reichende schneeweiße Bart, das Anachoreten-Gewand selbst, die geistliche Amtstracht seines Vaterlandes, das den hohen ungebeugten Körper umwallte, und das er auch während der Reise nie ablegte, dies alles vereint, erweckte ein gewisses hochachtungsvolles und kindliches Vertrauen, indem es an die Gestalten der ersten Väter unserer Kirche erinnerte, wie sie uns von gefeierten Meistern der bildenden Kunst dargestellt werden."

Meisterhaft sind die Zeichnungen einzelner Abentheurer und besonders origineller Exemplare unter den Philhellenen. Einer war nach Griechenland gekommen, um daselbst einen Gasthof zu errichten, aber die durstigen und von allem entblößten Philhellenen tranken ihm Alles weg, ohne zu bezahlen. Ein Andrer war sogar mit der tollen Idee gekommen, eine Porzellanfabrik im Peloponnes anzulegen. Zwei Franzosen, Marri und Seve, wurden aus eifrigen Griechenfreunden türkische Spione, flohen endlich nach Aegypten, ließen sich dort anstellen und nahmen mit dem Islam die Namen Bekir Aga und Soliman Bey an. In dieser Eigenschaft kamen sie mit Ibrahims Armee 1825 in den Peloponnes zurück und wetteiferten in Grausamkeiten gegen eben die Griechen, zu deren Hülfe sie kurz vorher aus weiter Ferne herbeigezogen waren. Einige Engländer gaben sich mit Falschmünzen ab. Ein armer Deutscher, der arglos einen türkischen Geldstempel, den man ihm in Arbeit gegeben hatte, nachmachte, wurde von den griechischen Falschmünzern, als die Sache entdeckt wurde, als der Schuldige angegeben und vom Volk so mißhandelt, daß er nur wie durch ein Wunder dem Tode entging. Ein Deutscher und ein Franzose bestahlen den von den Griechen in Navarin aufbewahrten Türkenschatz durch nächtlichen Einbruch. Unter den Philhellenen war aber eins der merkwürdigsten Subjekte „ein sehr langer, dürrer, bebrillter, alternder Mann, mit überaus feiner durchdringender Stimme, der mir zufällig in einem Kaffeehause in Tripolitza begegnete. Unbekümmert um die zahlreichen Gäste fand ich ihn beschäftigt, einen nicht unbedeutenden Defekt an seiner Kleidung auszubessern, die bereits unzählige Spuren einer solchen Arbeit an sich trug. Er unterhielt sich während der Zeit sehr eifrig mit einem jungen Menschen, dem er vergeblich zuzureden schien, bei ihm zu bleiben, bis sie gemeinschaftlich die Wanderung nach Korinth antreten könnten, an der er für jezt noch durch sehr wichtige Geschäfte verhindert. Auf den ersten Blick in ihnen Philhellenen erkennend, und durch ihre Unterhaltung in meiner Muttersprache in dieser Meinung bestärkt, war es mir durchaus neu, einen dieser vernachlässigten und zurückgesezten Fremdlinge in der Residenz der Landesdeputirten des Peloponnes von Geschäften reden zu hören, die in Beziehung zu den stolzen Häuptern des Landes stehen mußten; da ich deutlich die Namen Ypsilantis, Pietro Bey und Kolokotronis unterschied. Neugierig trat ich näher hinzu und begrüßte meinen Mann als Landsmann und Leidensgefährten. Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, erwiderte er mir, er wisse nicht in wiefern er sich diese Ehre aneignen könne, er sey Däne von Geburt, der Baron Friedel von Friedelsburg, und was seine jetzige Stellung betreffe, geheimer Sekretär im Büreau des Fürsten Ypsilanti."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 14. 7. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

22) Bilder aus Griechenland und der Levante. Von E. von Byern. Mit einem Vorwort von Professor Zeune. Berlin, Haude und Spener, 1833.

(Beschluß.)

„Er war ein geborner Holsteiner, und eins jener unglücklichen Genies, denen, nachdem sie die Gaben des Himmels in Ausschweifungen und Thorheiten aller Art vergeudet, nur die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Selbstmorde übrig zu bleiben scheint. Nach einander Student, Schauspieler und Spieler, war er bei heran-nahendem Alter um so weniger im Stande, sich rechtlich durch die Welt zu helfen, da weder seine Fähigkeiten noch sein Ruf ihm die Wege dazu öffnen konnten. In seiner hohen Meinung von sich selbst, die er trotz unzähliger Demüthigung mit fast wahnsinniger Zähigkeit fest hielt, kam ihm dabei eine unbegrenzte Unverschämtheit zu Hülfe, die er indessen, wo die Umstände es zu erfordern schienen, in die kriechendste Niederträchtigkeit umzuwandeln verstand. Sein Adel war nach Herrn von Qualens Meinung daher ganz von derselben Beschaffenheit, als die Herrschaft Friedelsburg, in der sein Stammschloß liegen sollte, die aber nirgends in Dänemark zu finden war. In dem dürftigsten Aufzuge mit einem Ränzel auf dem Rücken, in dem sich statt der nöthigen Wäsche nichts vorfand, als eine lithographische Handpresse, einige Schreibmaterialien und eine Reservebrille, war er in Marseille angekommen, und mit einer der ersten Expeditionen nach Griechenland hinübergesegelt. Reichlich unterstützt, sowohl mit Geld als Empfehlungen, von den treuherzigen, durch nichts zu ermüdenden und leicht täuschbaren Griechenfreunden, war er sogleich nach seiner Ankunft zu Demetrios Ypsilanti geeilt, und hatte demselben so viel vorzuschwindeln gewußt, daß er keine ungünstige Aufnahme fand. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Unbekannt mit der Landessprache, durchaus nicht geneigt, an irgend einer militärischen Unternehmung Theil zu nehmen, hatte er überdem noch den Ton verfehlt, sich den Griechen angenehm zu machen. An verschiedenen Orten des Peloponnes erschien er, bald als Abgesandter der Regierung, bald als Adjudant oder Sekretär irgend eines bedeutenden Mannes, gab hier Befehle, forderte dort Lieferungen, begehrte militärische Unterstützung zu einer geheimen Expedition, oder brachte als Regierungsbote die Nachricht eines glänzenden Sieges. Allein die vorsichtigen und argwöhnischen Griechen wollten sich ohne schriftliche Belege und Legitimationen durchaus auf nichts einlassen; und so geschah es denn nicht selten, daß er unter Schlägen und Schimpfreden

Digitized by Google

aus einem Orte hinausgejagt, in einem andern, unter bedrohlichen Aussichten, fest gehalten wurde. Abgerissen und halb verhungert, voller Schwielen und Kontusionen, die lithographische Presse auf dem Nacken, erschien er endlich in Korinth, und hier schien ihm das Glück nach so vielem Jammer wieder eine Zeitlang zu lächeln. Fertig mit der Feder, fand er Arbeit bei der, unter Vorsitz des Major Sciez, eines hessischen Philhellenen, zusammen getretenen Organisations-Kommission, und an der gutbesezten Tafel dieses mit einigen Geldmitteln versehenen Offiziers vergaß er bald die ausgestandenen Leiden. Als aber auch hier mit der Ankunft Maurokordato's die Aussichten kriegerisch zu werden begannen, so verschwand er eiligst aus Korinth, und erschien in Athen. Nach dem verunglückten Sturm auf die Akropolis, an dem er natürlich keinen Antheil nahm, entfernte er sich jedoch auch von hier, und ward in Hellas, wo er keinen Boden für seine Weise sich das Leben zu gestalten fand, hinführo nicht mehr gesehen." Tragisch kontrastirt mit dieser Schilderung die eines unglücklichen Polen, der mit den Waffen in der Hand den Tod fand.

Was andere Philhellenen über die Ungastlichkeit, Hinterlist und Raublust der Griechen geklagt haben, bestätigt auch Herr von Byern, findet es aber bei einem Volk, das so lange in roher Sklaverei gehalten wurde, natürlich. Er war kaum in Griechenland angekommen, und die Regierung hatte ihm und seinen Kameraden drei Wegweiser ins Innere des Landes mitgegeben, als ihnen zwei derselben unterwegs mit einem Theil ihres Gepäcks davonliefen und der dritte sie in einen Hinterhalt führte, wo sie von bewaffneten Griechen umringt und zu einer schimpflichen Rückkehr gezwungen wurden. Ein andermal lockte ihn eine Schaar Mainotten in ein Haus, nahm ihm unter dem Schein der Bewunderung seine Pistolen ab und würde ihn ermordet haben, wenn ihn nicht ein herzhafter und riesenstarker Hamburger, Namens Heise, gerettet hätte. Als er von dem griechischen Kommandanten von Metina sein dort zurückgelassenes Gepäck verlangte, behielt es dieser für sich, und ließ ihn unter Drohung des Todes von bewaffneten Griechen hinausführen. Auch Züge von scheußlicher Grausamkeit, welche Griechen gegen gefangene Türken begingen, werden häufig erzählt. Sehr charakteristisch ist folgender. „Unser alter Feldherr Karaiskakis, ein rüstiger, hochgewachsener, martialischer Fünfziger, lebte in der Zeit der Muße in Eleusis mit einer jungen Ungläubigen, die durch ihre echt orientalische Gefügigkeit, Demuth und rücksichtslose Unterwürfigkeit, mit der sie sich den Launen ihres Gebieters hingab, die Zuneigung desselben in einem solchen Grade erworben hatte, daß er es gern sah, wenn ihr von Seiten seiner Untergebenen Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, so sehr er selbst auch fortfuhr, sie nur als Sklavin zu behandeln, und ein Wort der Widersetzlichkeit ihr vielleicht das Leben gekostet haben würde. Das Verhältniß Fabviers zu dem Oberfeldherrn, so ungünstig es sich im allgemeinen schon gestaltet haben mochte, war doch im Aeußern noch ziemlich ungestört, und so unterließ der erstere gegen ihn keine Art von Aufmerksamkeit und Höflichkeit, die überhaupt der Franzose selbst in feindseligen Verhältnissen den allgemein anerkannten Gesetzen der Gesellschaftlichkeit schuldig zu seyn glaubt. Er forderte daher den Lieutenant Wohlgemuth bald nach dessen Ankunft auf, ihn mit seiner jungen Gattin auf einen Besuch ins Hauptquartier zu begleiten, und wurde von dem alten Karaiskakis mit jener seltsamen Mischung von Vornehmheit, Roheit und Gemeinheit aufgenommen, die den mit den verfeinerten Gebräuchen der Geselligkeit unbekannten Hellenen gemeiniglich eigen sind. Als der martialische Wirth die geringen Mittel, die ihm zur Erheiterung seiner Gäste zu Gebot standen, fast schon erschöpft hatte, fiel ihm noch ein Unterhaltungsmittel ein, welches zu jener Zeit, wo selbst Frauen mit dem Gebrauche der Waffen nicht ganz unbekannt bleiben durften, nicht ungewöhnlich war. Er ließ nämlich eine Zielscheibe aufstellen, und forderte die Gesellschaft auf, mit ihm eine schöne Auswahl von Feuergewehren, die er herbeibringen ließ, zu prüfen. Sey es nun, um den verhaßten Fabvier und die Franken zu verhöhnen, die keine Veranlassung vorüber gehen ließen, über die Grausamkeit und Unmenschlichkeit der Griechen gegen ihre Gefangenen ihren Abscheu zu zeigen, oder war es, ohne jene Absicht, seine gewohnte Roheit, die ihn in diesem Augenblicke veranlaßte, den Befehl zu geben, einen gefesselten Albanesen herbei zu führen, und Madame Wohlgemuth ein treffliches kandiotisches Gewehr zu überreichen, mit der Bitte, die bisher bewiesene Fertigkeit, durch Niederschießen des Ungläubigen zu bewähren. Als jene aber mit Abscheu und Entsetzen das heillose Ansinnen zurückwies, rief er mit höhnischem Gelächter seine Favoritin herbei, und befahl ihr mit gebieterischen Worten, ihren Landsmann und Glaubensgenossen zu tödten. Vergeblich sank sie in die Knie und flehte unter heißen Thränen um Schonung. Durch einen Fußtritt stieß er sie zur Seite, und mit geübtem Auge und sicherer Hand schoß er selbst den Unglücklichen nieder, der ohne einen Wehlaut den Geist aufgab."

Auch folgender Zug ist charakteristisch. Der Verfasser ging, um Geld zu wechseln, in die Boutique eines Griechen: „Mein spanischer Piaster wurde daselbst der sorgfältigsten Prüfung unterworfen, und nicht ohne einige Ausstellungen, die ich als irrthümlich beseitigte, endlich realisirt. An der Summe, die mir dafür ausgezahlt wurde, fand sich indeß ein Manco von sechzehn Para, worauf ich vergeblich aufmerksam zu machen suchte. Nach

Digitized by Google

mehreren scheinbar sehr genauen Prüfungen der ausgezählten Summe, versicherte mich der Wechsler zulezt mit großer Artigkeit aber unnachahmlicher Unverschämtheit, die spanischen Piaster gälten in ganz Natolien nicht mehr. Lachend und doch ärgerlich über die freche Betrügerei, nahm ich mein Silberstück (bekanntlich die courranteste Münze in der Levante — 2 Piaster à 1 Dukat: — so daß ein Irrthum unmöglich war) und ging einige Häuser weiter zu einem Türken. Dieser nahm das Geldstück ohne sonderliche Beachtung in Empfang, warf es zu Andern in ein offenstehendes Kästchen, überschoß die Para dafür in seiner Hand, und schob das unausgezählte Häuflein vor mich hin. Als ich Miene machte nachzuzählen, strich er das Geld mit einem verächtlichen Seitenblick zusammen, überreichte es mir, und entließ mich mit einer vornehmen Bewegung der Hand, ohne bei der ganzen Verhandlung auch nur ein Wort verloren zu haben. In einem benachbarten Kaffeehause zählte ich nach, und fand die Summe vollkommen richtig."

Herr von Byern kehrte über Alexandrien und Smyrna zurück und schildert auch diese Städte, obwohl nur kurz. Am interessantesten ist die Geschichte des jungen Franzosen, der aus patriotischem Fanatismus den durch Smyrna reisenden Sir Hudson Lowe, den widerlichen Kerkermeister Napoleons auf St. Helena, ermorden wollte, aber mit der Pistole fehl schoß, entwaffnet und auf der Stelle wahnsinnig wurde.

23) Gemälde von Deutschland. Nach den neuesten Ansichten und eigener Anschauung für die Jugend und ihre Freunde entworfen von Heinrich Rebau. Mit Abbildungen. Erstes Heft. Stuttgart, Brodhag, 1834.

Dieses erste Heft enthält in großen Zügen die allgemeinen Umrisse der physischen Geographie Deutschlands, der Gebirge, Abdachungen, Ebenen, Küsten, der Flüsse mit ihren Verzweigungen, des fruchtbaren Bodens mit seiner Pflanzendecke. Das Alles wird sehr klar und anschaulich gemacht.

24) Das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert. Ein Handbuch für Reisende. In Verbindung mit Freunden unternommen von Dr. Chr. Zimmermann. Zwei Theile. Darmstadt, Leske, 1834.

Ein werthvolles Werk, theils für Vergnügungsreisende, theils für Naturforscher, Statistiker und Gewerbkundige. Ein besonderer Fleiß ist im ersten Theil der Geognosie des Harzes gewidmet, und dieselbe auch durch eine sehr genaue Charte erläutert, sodann ist der Bergbau und das Forstwesen mit vorzüglicher Ausführlichkeit behandelt. Der zweite Theil ist den Vergnügungsreisenden gewidmet und enthält die pittoreske Beschreibung des Harzes und Anweisungen, denselben zu bereisen. Einige Hauptansichten des Harzgebirgs und Prospekte der schönsten Gebirgsgegenden, Lerbachs, Goslars, des Ockerthals, das Kloster Walkenried, der Königshütte bei Lauterberg, der Rothehütte, der Bergstadt Andreasberg, der Gegend von Wildemann, des Hohnichensteins, der Gegend von Clausthal und des Brockens selbst, gereichen dem Werk sehr zur Zierde. Es ist die beste Specialgeographie des Harzes, die uns bisher vorgekommen ist.

„Der sogenannte Vorharz, oder die ersten wirklich dem Harze angehörenden Höhen, die mit dem lebhaften Grün der verschiedenen Laubhölzer das höhere Gebirge umkränzen, trägt den lieblichen Charakter einer idyllischen Gebirgslandschaft, welcher nur hin und wieder durch wild romantische und schroffe Felsengründe unterbrochen wird. Bald sanfte bald steilere Abhänge, auf denen freundliche Laubholzwälder, nur selten schattirt durch das dunklere Grün der ernsteren Fichte, mit fruchtbaren Aeckern und Triften wechseln; Thäler mit üppigen Wiesen, durch die sich der anfangs wilde Waldstrom, nun als ein klärer Bach in sanften Krümmungen hinschlängelt; kleine Städte, Dörfer, Ruinen alter Burgen, schroffe Klippen, die entfernteren Berge des Harzes in bläulichem Dufte und freie Aussichten in die angrenzenden flacheren Gegenden, vereinigen sich hier oft, unterstützt durch üppigen Pflanzenwuchs der Vordergründe, zu den herrlichsten Landschaftsbildern. Beweise hiervon geben vorzüglich die südlichen und östlichen Theile des Harzes, wo die Umgebungen der Orte Herzberg, Scharzfeld, Lauterberg, Walkenried, Ilfeld, Stolberg, Gernrode, Blankenburg, Wernigerode u. s. w. solche Ansichten in großer Zahl darbieten. Der wild romantische Charakter ist mehr dem nördlichen Abhange eigen, der sich scharf begrenzt steil aus der Ebene hervorhebt, wo die Ocker, Ilse, Emme und andere Flüsse sich durch wilde Felsenthäler schäumend und brausend einen Weg in die freie Ebene bahnen müssen. Beides vereint, und daher vielleicht den schönsten Punkt des Harzes bietet das Bodethal bei seinem Austritte aus dem Gebirge, in den malerischen Umgebungen der Roßtrappe. Schroff und gefahrvoll erscheinen die Granitfelsen an der Bode und als Wagestück für Manchen ihr Ersteigen, während oben auf der Höhe der lieblichste Wald mit herrlicher Fernsicht uns umfängt. Minder anziehend für den Freund der schönen Natur sind die westlichen und nordwestlichen Grenzen des Harzes. Ganz verschieden von dem des freundlichen Vorharzes ist der Eindruck, den die ernsten, öden, oft schaurigen und melancholischen, immer aber großartigen Bilder des höheren Gebirgs des Oberharzes auf den Beschauer machen.

Digitized by Google

Sie erhalten durch den ununterbrochenen düsteren Schwarzwald, die immer wiederholte abgerundete Kuppenform der höheren Berge, den Mangel an bedeutenden Strömen und großen Felspartien, das fahle Grau der hölzernen, mit Schindeln oder Schiefer gedeckten Gebäude und die vorherrschende Moos- und Heidekrautdecke des Bodens, durch die kleinen zackigen Klippen, die auf den mehrsten Berggipfeln gleich alten Ruinen, kaum über die Wipfel der Fichten hervorragen, durch die Menge der Granitblöcke, mit denen der Boden gleichsam übersäet ist und endlich durch die vielen Brüche und Moorhaiden eine öde Wildheit, die anfangs dem ungewöhnten Auge nicht wohlthut und keine erfreulichen Gefühle weckt. Dennoch gewinnen diese Bilder bei längerer Anschauung durch ihren großartigen Charakter, durch das Gefühl der Höhe, auf welcher man steht, und deren Fußmaß man schon nach Tausenden berechnen kann, durch die häufigen weiten Aussichten in unendliche Fernen, wo das Auge nicht selten vergebens die Grenze des verschwimmenden Horizontes sucht, selbst durch ihre Wildheit und den Kontrast gegen die freundlichen Vorharzberge, einen eigenthümlichen Reiz; ja, einzelnen Partien fehlt es sogar nicht an einem hohen Grade malerischer Schönheit; welches vorzugsweise von dem Theile des nördlichen Harzes gilt, welcher zum Brockengebirge gehört. Wahrhaft arm an fast jeder Art von Naturschönheit sind dagegen die hohen, sowohl östlich als westlich vom Bruchberge gelegenen Bergflächen, welche sich einerseits zwischen den Ortschaften Braunlage, Elbingerode, Güntersberge und Benneckenstein ausdehnen und auf der westlichen Seite die, in anderer Hinsicht sehr interessanten, Umgebungen von Clausthal und Zellerfeld bilden."

25) Taschenbuch für Reisende durch den Thüringer Wald von Dr. Carl Herzog. Mit einer Karte. Magdeburg, Heinrichshofen, 1832.

Nach einer allgemeinen Einleitung folgt in alphabetischer Ordnung ein reiches und ausführliches Lexikon über alle thüringische Lokalitäten, nach dem Muster der vielen ähnlichen Reisehandbücher, die wir schon über England, Italien, die Schweiz, die Rheinlande ꝛc. besitzen. Den Namen, an welche sich historische Erinnerungen knüpfen, sind auch die ausgedehntesten Artikel gewidmet. Desgleichen ist auch den statistischen, geognostischen und botanischen Verhältnissen Thüringens die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden und der Verfasser hat dafür die Arbeiten sachkundiger Freunde benuzt.

26) Geschichte und Topographie der Rheinufer von Köln bis Mainz. Redigirt von William Gray Fearnside. Zahlreich verziert mit Abbildungen der berühmtesten Ansichten, für dieses Werk ausdrücklich gezeichnet von W. Tombleson, und von den bekanntesten Meistern in Stahl gestochen, London bei G. Virtue. Paris bei Rittner. Karlsruhe bei Creuzbauer, 1832. 16—86 Heft. gr. 8.

Diese Stahlstiche sind in der That von der höchsten Meisterschaft, und das Werk das schönste, was in dieser Art und in diesem Format noch erschienen ist. Landschaft wie Architektur sind mit einer Feinheit und einem Geschmack in der Wahl von Ansichten, wie in der Behandlung des Lichts ausgeführt, die das Auge auf das angenehmste fesseln und beschäftigen. Von ganz vorzüglicher Schönheit sind der Dom in Mainz, die Marksburg, Oberwesel, Bacharach, Rheineck, der Lurleifels, Coblenz und die dortige Moselbrücke, Andernach, Köln vom Rhein aus, das Münster in Bonn, Schönberg, ungerechnet die viel andern schönen Bilder, Rheinstein, Caub, Langen-Schwallbach, das Innre der Kirche zu Bonn, Bad Ems, Bornhofen, Bonn, Boppart, das Rathhaus zu Köln, Guttenbergs Monument zu Mainz, Linz, Rüdesheim.

27) Historisch-romantische Bildergallerie. Bildliche Darstellungen aus der alten und neuen Welt in monatlichen Lieferungen. Eine Sammlung der schönsten Stahlstiche, aus dem historischen und landschaftlichen Fache, von den ausgezeichnetsten Meistern. Mit erläuterndem Text von W. v. Chezy und Dr. K. E. Schmidt. 2tes Heft. Daselbst.

Diese aus derselben Werkstatt hervorgegangenen Stahlstiche zeichnen sich gleichfalls aus, in dem vorliegenden 2ten Heft vorzüglich eine Dorfschenke nach Demaine und zwei Ansichten von Ithaka und Selinus.

28) Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmale alter und neuer Zeit. Herausg. von Ludwig Lange und Ernst Rauch, mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Dr. Georg Lange. Erstes und zweites Heft. Darmstadt, Lange, 1833.

Der Subscriptionspreis eines jeden Hefts beträgt nur 56 kr., und jedes Heft enthält 4 Ansichten, die von ausgezeichneter Schönheit und Treue sind. Insbesondere zeichnet sich das zweite Heft aus, in welchem ein Prospekt der Stadt Würzburg und ein andrer der Liebfrauenkirche daselbst gewiß zu den vollendetsten Stahlstichen gehören. Das erste Heft, welches Darstellungen von Frankfurt a. M. enthält, ist nicht so schön.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 15. 10. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

29) Reisejournal. Von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub, 1833.

Karl Immermann ist nicht das erste verunglückte Genie, das aus Desperation sich entschließt, ein vornehmer Herr zu werden. Nur das hat er nicht bedacht, daß er, bei den heißesten Versicherungen einer beinahe schwärmerischen Loyalität, gleichwohl etwas äußerst Revolutionäres unternommen hat, und ich fordere alles altadlige Blut in Deutschland auf, ob es sich nicht empört, sieht es zu, wie der junge Düsseldorfer Poet aus seiner heilen bürgerlichen Haut heraus in einen reisenden Fürsten fährt, seine Knopflöcher mit Nelken, Korn- und Butterblumen vollsteckt, daß es von fern wie Ordensbänder aussieht, und in eine Ecke des Wagens geworfen, nur schläfrige verachtende Seitenblicke auf die Welt wirft. Trotz einem englischen Dandy findet er die Rheingegenden langweilig und sehnt sich nach seinem Salon auf der Westseite zurück, denn er zieht wie Goethe die Menschen der Landschaft vor, und es wäre noch viel nobler, wenn er auch noch vollends den Menschen die Pferde vorzöge. Doch so weit hat sich der bourgois-gentilhomme nicht verstiegen, da er, seit ihm Pegasus stetig geworden, von den Pferden nicht gern spricht und in dieser Hinsicht es nie bis zum echten Aristokraten bringen wird. Leider fehlt ihm auch der Gleichmuth des echten Adels, jenes Gefühl von Sicherheit, jene huldvolle Toleranz gegen das Niedrige und Gemeine, die großmüthige Schonung dessen, was unter uns ist und sich zu keiner Vergleichung, zu keinem Wettstreit mit uns erheben kann. Im Gegentheil ist er überaus gereizt, unzufrieden, übellaunig, und erwartet gleichsam immer eine ungländige Aeußerung, eine Beleidigung, irgend etwas Unangenehmes, wogegen er beständig in Parade liegt; kurz es ist eine sehr junge, krankhafte, mißtrauische, durch und durch unwahre Vornehmigkeit, deren sich Herr Immermann mit so vieler Anstrengung befleißigt. Er rümpft über alle Dinge die Nase, und er sieht aus, als ob er alle Leute ins Loch stecken wolle, die unterwegs den Hut nicht vor ihm abgezogen haben. Er läßt sich wie eine junge Engländerin durch die sächsische Schweiz von Männern, welche das Gewicht der Menschen am besten zu schätzen wissen, in Korbsesseln herumtragen. Er spricht mit berühmten Leuten und läßt vornehm fallen, daß er sie nicht leiden könne; er spricht mit unberühmten und läßt vornehm fallen, daß er sie wohl leiden möge. Genau erklärt er sich über

Digitized by Google

seinen Geschmack nicht, denn es ist nobel, die Leute, die es vielleicht gerne wissen möchten, darüber in Ungewißheit zu lassen, und es ist vortheilhaft, den, der zuerst gegen uns höflich war, mit einer Grobheit zu überraschen, oder über den, der grob war, als über einen Unbekannten hinwegzusehn.

Karl Immermann war ein bescheidner Jüngling, er schob anfänglich nur seine Muse vor und würde sich geehrt genug geglaubt haben, wenn sie gefallen hätte. Aber sie gefiel nicht, trotz dem, daß einige Freunde bedeutend mit den Fingern auf sie wiesen und immer riefen: seht ihr nicht, seht ihr denn noch nicht, wie schön sie ist! Da schob endlich der ergrimmte Dichter die dumme Puppe zurück, daß sie rücklings niederstürzte, und trat in eigner Person hervor, allen denen die Faust bietend, die ihn nicht genug, oder vielleicht gar nicht geehrt. In seinen Trauerspielen war man freilich auf die Persönlichkeit des Verfassers weniger hingewiesen, denn man vergaß, wie dies bei allen großen Dichtungen der Fall ist, den Dichter über dem Gedicht. Es kam einem vor, als sähe man die Melpomene bei einem großen Sturmwind in ihre langen tragischen Gewänder verwickelt, wie sie sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, und man fühlte Mitleid, ihr beizuspringen und vergaß den Dichter dabei, wie man den ängstlichen Vater vergißt, indem man seine Tochter rettet. Dann wandte sich das Gemüth des Dichters, seinem Freund Heine zu Liebe, heitern Gegenständen zu. In seinen Mährchen sahen wir ihn spielen mit kleinen Haselnüssen, rothen Bändern, mit Staubfäden und Fischgräten, deren sich sein Tulifäntchen als Waffen bediente, in den ungereimten Oden, welche er in der Eigenschaft „eines hohen Mitstrebenden“ verfaßte, ließ sich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die forcirte Genialität hinlenken, bei Gelegenheit seines Aleris konnte man von einer schönen Musikbeilage des Herrn Mendelssohn Bartholdy sprechen, und damals, als sein Merlin erschien, von der sonderbaren Grille, die Epik des Mittelalters wieder beleben zu wollen; allein in diesem Buche ist es die Person des Verfassers, welche sich auf das Postament stellt und der Bewunderung Preis gibt. Gleich dem Apollo ließ er die Leyer bei den Schaafen des Königs Admet zurück und zeigt uns den zürnenden Gott. Worüber zürnt er? O über sehr viel, über die schöne Natur in den Rheinlanden, über die deutschen Ständeversammlungen, über das ganze Süddeutschland, das in Vergleichnng mit Norddeutschland doch auch nichts, gar nichts aufzuweisen habe, nicht den kleinsten Titel, „aus welchem sich ein Staats- und Volksgefühl vindiciren läßt,“ über die zu große Gelehrsamkeit, über die zu wenige Poesie, über Goethes Tod, über die Abwesenheit eines Mannes, der Goethes verlassenen Thron besteigen könnte, und ganz vorzüglich darüber, daß er, Immermann, nicht zu diesem Thron berufen ist. Dies sind die erkenndarsten Gegenstände seines, übrigens ziemlich hypochondrisch umherschweifenden, unstät die schönen Augen rollenden Zornes.

Die einzige Erinnerung an jenen alten Karl Immermann, ehrlicher, einfacher Leute Kind, wäre vielleicht noch die, daß er, ungeachtet der Regierungsrath nicht zu Hause blieb, doch noch den Schauspieldichter mitnahm, und diesem zuweilen einige bürgerliche Meinungen in den Mund legte. Man kann sagen, daß der Verfasser viele Dinge noch lieber vom theatralischen, als vom offiziellen und vornehmen Standpunkte ansieht. Seinen Aeußerungen zufolge würde er z. B. den deutschen Ständeversammlungen noch immer einige Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sich nur annehmen ließe, daß durch die schlechten Deklamationen der Deputirten dem Verfall der deutschen Bühne geholfen würde. Wirth und Siebenpfeiffer verdienen ihm noch bei weitem den Vorzug vor den Professoren, welche ihre langweiligen Diskurse auf der Tribüne ablesen; denn in jenen findet er wenigstens dramatische, handelnde Personen, welche ohne Maske auftreten und deren Spiel in der freiesten Gesetzlosigkeit besteht. Endlich rinnen die Hoffnungen der Zukunft, welche für jeden Wohlmeinenden in hundert andern Dingen liegen, bei ihm in eine neue Poesie zusammen, welche ieder ihren König, einen Goethe, haben werde. Es ist das einzige Zugeständniß, das er gelegentlich dem Pfizer'schen Briefwechsel zweier Deutschen macht, wenn er diesen künftigen Messias der deutschen Nation einen ethischen Shakespeare nennt.

Referent — welcher beiläufig gesagt ein Norddeutscher ist — hat schon öfter Gelegenheit gehabt, sich in die albernen Eifersüchteleien des süd- und norddeutschen Ehrgeizes versöhnend einzumischen. Er hat nie den Schweizern, Schwaben und Baiern, und eben so wenig einigen jüngsthin grob gewordenen Oesterreichern Recht gegeben, wenn sie ohne alle Kenntniß der eigenthümlichen Vorzüge des kriegerischen Preußen, der rüstigen Hansestädte, des bildungsreichen Sachsen, des gemüthlichen Thüringen und des wackern Hessen im Allgemeinen ins Blaue hinein über die norddeutschen Windbeutel, Schwätzer und Selbstlinge schimpften; und er hat auch nie den suffisanten Poltrons Recht gegeben, die in der Schweiz nur Alles verderbt und theuer, in Schwaben Alles bäurisch, in Baiern Alles roh, und in Oesterreich Alles dumm finden wollten. Er gesteht gern ein, daß die provinzielle Eifersucht sehr alt, in mancher Beziehung natürlich und bei der Masse schwer auszurotten ist, aber er ist innig von dem Gefühl durchdrungen, daß mit nur einiger Bildung eine solche Eifersüchtelei unvereindar

Digitized by Google

ist, und daß Schriftsteller, die sich über die Masse erheben wollen, sich derselben schämen sollten. Karl Immermann schlägt mit der Badine an den Stiefel und sagt: „Was? ich sollte keine Vorurtheile haben dürfen? Jezt will ich erst recht welche haben, ich. Es soll Mode werden, Vorurtheile zu haben, das ist neu und pikant. Ich will es sogar noch ärger machen, als ihr glaubt, denn ich bin einmal in der Desperation und da sag' ich euch das Widersinnigste mit einer angenehmen Leichtigkeit, als müßt' es so seyn. Zum Exempel, es wird jezt überall Staatswirthschaft und Nationalökonomie getrieben, und weit entfernt, daß etwa die konstitutionellen Staaten diese Weisheit allein gepachtet haben sollten, widmet ihr im Gegentheil z. B. Preußen sehr viele und eine fruchtbare Aufmerksamkeit. Aber eben deshalb bin ich original und sage: es ist mir ganz einerlei, wie viel Steuern der Hinz zahlt, und eben so einerlei ist mir's, ob der Kunz ein Buch drucken darf oder nicht, denn eben weil Alles von der Preßfreiheit schreit, ist es originell und nobel, sie weder zu loben noch zu tadeln, sie weder zu vertheidigen, noch zu bekämpfen, sondern ihr ein Schnippchen zu schlagen, sie als Baggatell zu behandeln." In derselben vornehmen Laune nun verhöhnt er Süddeutschland. Wenn Karl Immermann nicht gesonnen ist, die kleinen Staaten desselben zusammenzuschmelzen, so sollte er auch nicht über die Kleinheit derselben spotten. Ich möchte fragen, können sie etwas davor, ist der Schaden nicht älter, als daß irgend ein Lebender zurechnungsfähig wäre? Doch in welchen seltsamen Widerspruch geräth Karl Immermann. Er will den Süddeutschen nicht zugestehn, daß sie irgend einen Titel besäßen, „aus welchem sich ein Staats- und Volksgefühl vindiciren läßt," und gleichwohl behauptet er selbst, die wahre Volkseinheit sey eine poetische und er harrt auf den poetischen Messias. Wenn nun Süddeutschland und insbesondere Schwaben auch sonst nichts besäße, hat es nicht jezt, wie im Mittelalter, seine Poesie, wird es hierin von irgend einer norddeutschen Provinz übertroffen, und ist diese Poesie kein Titel, aus dem sich ein Volksgefühl vindiciren läßt? Inzwischen wollen wir diesen Widerspruch Immermanns nicht verfolgen, weil seine poetische Vision in die Zukunft eine Täuschung ist.

Die Aussichten, welche der Verfasser zuweilen in die Ferne eröffnet, verrathen fast immer den beleidigten und zurückgesezten Dichter. Es ist eine Täuschung, welche sich so leicht entschuldigen läßt, wenn man von der Zukunft verlangt, daß sie unsern Lieblingswünschen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als sie in der Gegenwart gefunden haben; allein diese künftigen Erfüllungen dürfen keine Bevorrechtigungen seyn, welche fremde Rechte zurücksetzen. Der Verfasser irrt, wenn er von der Zukunft den Sturz des Gelehrtenstandes erwartet, und die Triumphe der Poesie auf die Demüthigungen der Doktrin folgen läßt. Wo sollte es herkommen, das neue, einfach schöne, in sich zusammenhängende Menschengeschlecht, welches der Verfasser plötzlich entstehen sieht? Wo sollen die aufgespeicherten Schätze der Gelehrten, welche nur der vornehmen Ignoranz als unbedeutend erscheinen, plötzlich hingerathen? Kann es einst eine Menschheit geben, welche gleichgültig an den Fragen vorüberginge, auf deren Lösung die Vernunft schon Jahrtausende verwandt hat? Nein, die gereizte Stimmung des Verfassers spiegelt ihm Illusionen vor, auf welche sich kein Werth legen läßt. Es wird in der Geschichte nichts plötzlich eine neue Wendung nehmen, es wird kein neues Geschlecht im Nu aus dem Boden erstehen, und mit vornehmer Genügsamkeit auf die Anstrengungen der alten Welt herablächeln. Die gewisse Hoffnung, welche sich auf die Zukunft stellen läßt, beruht in ganz andern Dingen. Es wird sicher noch viel Großes geschehn und vieles in der Welt auch verbessert werden; aber Herr Immermann täuscht sich, wenn er von der Zukunft erwartet, sie werde einem mangelhaften Drama den Kranz reichen oder ein Genie anbeten, das in seiner übeln Laune mit Unarten um sich wirft und theuer erworbene Güter mit schlechtem Eifer lästert. Die Zukunft war noch immer gegen die Vergangenheit gerecht. Sie wird die Gelehrten, welche dem Herrn Immermann jezt so viel ärgerlichen Dépit verursachen, nicht deshalb aufhören lassen, obschon es außer allem Zweifel ist, daß mit ihnen einige Veränderungen vorgehen werden.

Immermann scheint in diesem Buche seine Rechnung mit Deutschland abschließen zu wollen. In einem französischen Blatte, das mir so eben zu Gesicht kommt, findet sich bereits ein Aufsatz über die Malerei im neunzehnten Jahrhundert von ihm, der das erste Debüt seiner auswärtigen Carrière seyn mag. Wir verlieren an ihm einen Schriftsteller, der unter den Tausenden, welche in Deutschland die schreibenden Hände rühren, allerdings immer einen ehrenvollen Platz eingenommen hat. Immermann besaß ein mündiges Talent, und einen reichen Enthusiasmus bei dem kleinen Gebrauche, welchen er davon machte. Es war sein Unglück, daß er sich in seinen Kräften übernahm, daß er sich von dem Gedanken, mit Goethe rivalisiren zu können, verwirren ließ und später einer schriftstellerischen Manier nachgab, deren Urheber ihn gelobt hatte. Seine Verbindung mit Heine hat ihm mannichfach geschadet. Doch hätte für ihn eine neue Aera eintreten können, seitdem er vor einiger Zeit in seinen dramatischen Produktionen wieder auf's Neue begann, allein noch ehe sich darüber eine feste Meinung hatte konsolidiren können, wirft dies Buch jede Hoffnung um, und es kostet Deutschland nicht viel, einen unwilligen Regierungsrath über den Rhein scheiden zu sehen.

Digitized by Google

Mein Guter, Sie sind in eine vortreffliche Schule gegangen, und die guten Deutschen, mit denen sich bis auf einen gewissen Punkt doch noch Alles machen läßt, finden sich vielleicht später geneigt, Ihnen zu vergeben, und in Ihrem verunglückten Unsterblichkeitsprozesse die Akten sich noch einmal vorlegen zu lassen!

30) Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland. Von Aloys Schreiber. Vierte Auflage. Mit drei Karten von Streit. Heidelberg, Engelmann.

Eine Zusammenstellung, die als Reise-Taschenbuch vielleicht zu ausführlich ist. Man wird sich durch die genaue Angabe aller interessanten Lokalitäten auf der bezeichneten Route überrascht finden. Der Verfasser hat sich durch zahlreiche Korrespondenten mit den betreffenden Orten in eine so genaue Verbindung gestellt, daß man gewiß seyn kann, immer auf die neuesten Verhältnisse zu treffen. Selbst die Gasthöfe, deren Wahl den Reisenden so oft in Verlegenheit sezt, sind nach den sorgfältigsten Erkundigungen mehr oder weniger empfohlen, ein Vorzug des Buchs, von dem man sich bald überzeugen wird. Herr Hofrath Schreiber hat sich bekanntlich mit besonderer Vorliebe der Erforschung vaterländischer Geschichte und Alterthümer am Rheine gewidmet, und es ließ sich daher erwarten, gerade in den historischen Angaben ihn als einen zuverläßigen Gewährsmann anzutreffen. Selbst eine ausführliche Aufzählung der interessantesten Rheinsagen wird Niemand vermissen, der das Vergnügen kennt, die verfallenen oder noch bestehenden Denkmäler alter Jahrhunderte mit den sinnigen Erzählungen zu vergleichen, die sich im Gedächtnisse des Volks über diese Erinnerungszeichen erhalten haben. Die beigefügten Karten sind von der geübten Hand des preußischen Majors Dr. Streit, des gegenwärtigen Redakteurs des Berliner politischen Wochenblatts, von dem wir wünschen, daß er sich in der Bekämpfung der Revolution nicht zu sehr vertiefen, und seine erprobte Thätigkeit lieber wieder dem Kartenstechen zuwenden möge.

31) Beschreibung des preußischen Rheinlandes. Ein Schul- und Familienbuch. Aachen, Rossel, 1832.

Diese Beschreibung hat es hauptsächlich mit der politischen Geographie und Statistik zu thun. Sie theilt das Land nach Regierungsbezirken ein und verzeichnet in jeglichem die Hauptstadt, deren Merkwürdigkeiten und dann die übrigen Lokalitäten mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Behörden und Institutionen.

32) Meilenzeiger sämmtlicher Städte, Flecken und Poststationen des preußischen Staats, nach den neuesten Vermessungen und kürzesten Entfernungen. Zum Gebrauch für Militär- und Civilbeamte, Statistiker, Handeltreibende ꝛc. 8 Blätter, Fol. Liegnitz, Kuhlmey, 1833.

Diese mühsame und fleißige Arbeit ist Allen, die oft und viel in Preußen reisen, zu empfehlen, da sie auf nur 8 Blättern in der bekannten pyramidalisch aufsteigenden, sich durchkreuzenden Zahlenreihen alle fraglichen Entfernungen bezeichnet.

In demselben Verlag ist auch ein Blatt in Folio erschienen:

33) Europas Staaten im Jahr 1833, geographisch-statistisch dargestellt.

Es enthält von allen europäischen Staaten tabellarisch unter einander gestellt die Regenten, deren Geburtsjahr und Regierungsantritt, den Flächeninhalt der Länder, die Volksmenge und deren Verhältniß zum Flächenraum, die Staatseinkünfte, die Staatsschulden (beides in Gulden berechnet), die Land- und Seemacht auf dem Kriegs- und Friedensfuß, die Zahl der Städte, Flecken und Dörfer, endlich die Hauptstädte und deren Häuser- und Einwohnerzahl. Dieses Blatt ist also ein recht gutes Möbel für die Studierzimmer.

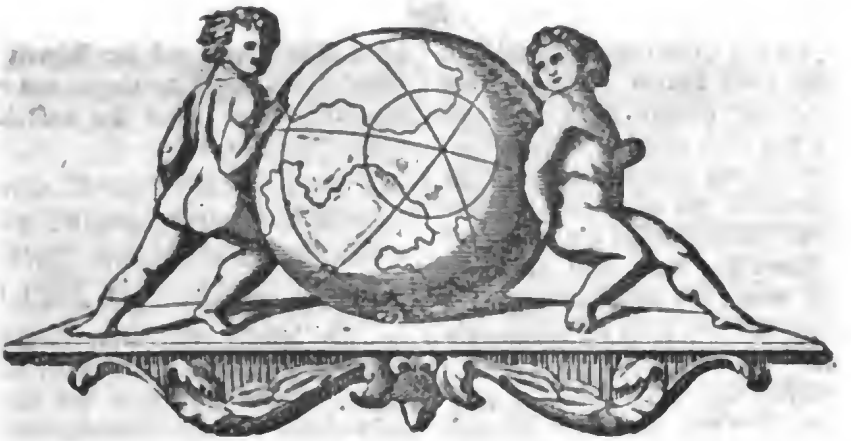
34) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntniss. Herausgegeben von J. G. Sommer. Zehnter Jahrgang, mit 6 Kupfer und Stahltafeln. Prag, Calve, 1832.

Den Anfang macht eine schätzenswerthe Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. Dann folgen größtentheils Schilderungen von Italien und den Küsten des adriatischen Meers, die Riviera d'Orta, die Alpenstraße über das Stilfser Joch, Venedig und eine Skizze von Montenegro. Hiezu gehören die wohlgerathenen Kupfer, die Seufzerbrücke von Venedig, die Reviera d'Orta, eine Partie des Stilfser Jochs, die Palläste Barbarico und Pisani zu Venedig. Außerdem enthält dieser Jahrgang eine Schilderung der russischen Häfen am schwarzen Meer von Jones und eine der Pitcairinsel, mit einer Naturansicht aus dieser Insel und dem Porträt des berühmten Matrosen Adams, der daselbst unter den indianischen Weibern sein patriarchalisches Leben führt. Der Inhalt wie die äußere Ausstattung dieses Taschenbuchs sind solid.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 16. 14. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Fortsetzung.)

35) Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz. Von Napoleon Louis C. Bonaparte, Sohn des vormaligen Königs von Holland. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1833.

Der Verfasser benuzt die historische Einleitung dieser kleinen Schrift, um nicht nur von seines großen Oheims Einfluß auf die Schweiz, sondern auch von dessen Politik überhaupt zu sprechen, und er thut dies in der Absicht, in welcher Alles geschrieben ist, was seit der Restauration von Napoleoniden ausging. Auch hier wieder und zwar zuversichtlicher als je, stellt man Napoleon als den Heros der Freiheit, als den Repräsentanten des Liberalismus dar. Seine Kronen- und Scepterliebhaberei sey nur Schein gewesen. So steht es wirklich da. „Wenn man das ganze Betragen Napoleons prüft, so wird man überall dieselben Kennzeichen des Fortschreitens und denselben Anschein von Stabilität wahrnehmen. Dieses ist der Schlüssel zu seiner ganzen Geschichte. Aber, wird man fragen, wo sollte dieser provisorische Zustand seine Grenze finden? Mit der Niederlage der Russen und mit der Erniedrigung der englischen Aristokratie. Wäre er Sieger geblieben, er hätte das Herzogthum Warschau in einen polnischen Nationalstaat umgewandelt; aus Westphalen wäre wieder ein deutscher Nationalstaat und aus dem Vicekönigreich ein italienischer Nationalstaat hervorgegangen; in Frankreich wäre die Diktatorsgewalt durch eine freisinnige Regierung ersezt worden; allenthalben wäre Festigkeit, Freiheit, Unabhängigkeit an die Stelle der nur theilweisen unvollkommenen Nationaleinrichtungen und der vorübergehenden Institutionen getreten.“ Schade, daß Napoleon diese Ansichten nicht selbst und früher aussprach. Es hätte einen interessanten Stoff zum Tischgespräch zwischen Napoleon und Alexander in Erfurt abgegeben. Ich fürchte aber, die Napoleoniden werden sich durch solche Apotheosen ihres großen Onkels schaden. Sie können Frankreich im Namen des Kriegs, der Ehre, des Ruhms, aber nimmermehr im Namen der Freiheit für sich interessiren. Die Neffen Cäsars können wohl mit Cäsars Heldenruhm, aber nicht mit den Tugenden des Brutus prahlen.

Was nun die Schweiz betrifft, so geht die sanguinische Hoffnung des Verfassers dahin, daß die Schweizer ihre Passivität zwischen dem absolutistischen Osten und liberalen Westen aufgeben und sich dem leztern zu Schuz und Trutz verbinden möchten. Er wirft ihnen sogar Egoismus vor, als ob sie, ruhig in ihren sichern Bergen sitzend, sich um die übrige Welt und ihren harten Kampf nicht bekümmerten. Das ist sehr ungerecht. Nur zu sehr haben sich die Schweizer um die Außenwelt bekümmert, nur zu

Digitized by Google

sehr haben sie sich den äußeren Einwirkungen hingegeben, und nie ist ein Sturm durch Europa gegangen, ohne daß seine Wellen bis an die höchsten Alpen geschlagen hätten. Die Revolution von 1798 warf demokratische Centralisten, die Mediationsakte von 1803 warf demokratische Föderalisten, die Restauration von 1814 warf aristokratische Föderalisten und die Julirevolution von 1830 warf wieder demokratische Föderalisten aus. Alle politischen Kämpfe in der Schweiz waren nur unmittelbare Folgen auswärtiger Katastrophen. Und nun wirft ein Napoleonide den Schweizern ihre egoistische Neutralität vor!

Er hätte sich damit begnügen können, ihnen zuzurufen: aide toi et le ciel t'aidera. Deswegen sind auch seine militärischen Betrachtungen praktischer als seine politischen. Wenn die Schweizer sich in ihren Bergen nicht selber schützen können, so wird sie kein Gott schützen, so werden sie im Namen der Freiheit von einem neuen Rapinat so gut zum zweitenmal geplündert werden wie das erstemal, und ein neuer Souwarow wird den Rest nehmen. Die Schweizer sind ein zu altes Volk und haben ein zu gutes Gedächtniß, als daß sie nicht von ihren Erfahrungen etwas hätten profitiren sollen, und sie wissen eine allstets veränderliche Freundschaft so gut zu würdigen, als eine unveränderliche Feindschaft.

Ob der Verf. Recht hat, wenn er dem schweizerischen Militär mehr Einheit geben will, steht dahin. Es könnte hier gehn, wie in der Türkei, und es wäre sehr die Frage, ob die Milizen der Gebirge durch den Parade- und Manöverdienst der Ebenen nicht verlören. Anstatt der Vervollkommnung der Infanterie- und Cavalleriedivisionen, die der Verfasser vorschlägt, möchte ich vielmehr zu einer möglichst weiten Ausbildung der Artillerie und der den Gebirgen eigenthümlichen Scharfschützen rathen. Die Kunst, am rechten Ort mörderische Batterien anzulegen; die Kunst, mit leichtem Geschütz auf Bergen umzugehn; die Kunst der Paßvertheidung, der Hinterhalte, der Ueberfälle, das sind Aufgaben für den Schweizermilitär; nicht aber die Kunst, auf Ebenen oder leichten Terrainwellen mit geschloßnen Kolonnen weite Schlachtplane zu entwerfen.

36) **Tagebuch einer hunderttägigen Reise eines Altenburger Bauers durch Süddeutschland und die Schweiz, im Sommer 1825. Von Hans Ezold. Altenburg, in Kommission bei Schnuphase, 1832.**

Ein origineller Reisender. In seiner seltsamen Altenburger Tracht zog er unterwegs die Augen der Süddeutschen und Schweizer nicht wenig auf sich, wurde auch zuweilen von naseweisen Müßiggängern gefoppt, ließ sich dies aber nicht kümmern, sondern war überall höflich und wißbegierig und erreichte überall seinen Zweck, sich mit den landwirthschaftlichen Eigenheiten des südlichen Deutschlands und der Schweiz bekannt zu machen. Seine Erzählung ist treuherzig und würde vielleicht noch anziehender seyn, wenn ihm nicht schon zu viele Civilisation angeflogen wäre.

37) **Abriß der Erd- und Staatenkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft, von Gerold Meyer von Knonau. Erstes Heft. Das Land. Zweite verm. Auflage. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1831.**

Ein kurzer, aber sehr übersichtlicher Umriß der physischen Geographie der Schweiz, mit der dem Verfasser eignen Klarheit entworfen. Auf einer kleinen, aber sehr guten Karte sind die Hauptzüge der Gebirge, die erste, zweite, dritte und vierte Kette oder Stufe zu den Hochalpen, und die darüber leitenden Päße einfach und deutlich zur Anschauung gebracht. Diese interessanten Päße werden also geschildert.

„Bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts führten längs der Felsen, neben tiefen Abgründen und gräßlichen Schlünden, schmale Pfade über den Simplon, die nur im Sommer für Fußgänger, höchstens für Maulthiere gangbar waren. Nach der Schlacht bei Marengo beschloß Bonaparte, denselben fahrbar zu machen. Die Arbeiten begannen 1801 und waren im Herbst 1805 vollendet. Von Glys bis Domo d'Ossola ist die Straße 14 Stunden lang, überall 25 Fuß breit, und hat nie mehr als 2½ Zoll Fall auf das Klafter, so daß die Wagen nicht gehemmt zu werden brauchen. Sie läuft über 22 zum Theil sehr kühne Brücken und durch sechs Felsengänge (galleries), in denen der Weg durch Oeffnungen beleuchtet wird. Die auf der Schweizergrenze liegende vierte Gallerie, die sogenannte große, durch harten Granit getrieben, ist 685 Fuß lang. Sie ist unstreitig das großartigste Werk auf dieser Straße. Zur Sicherheit der Reisenden sind neun Zufluchtsörter angelegt. Die Höhe des Uebergangs ist 6170 Fuß. Die Ausführung dieses Unternehmens hat gegen 18 Millionen französische Franken gekostet. — Da diese Straße für den größten Theil der Schweiz sehr geringe, für den Handel gar keine Vortheile darbot, so war man darauf bedacht, andere östlich gelegene Päße fahrbar zu machen. Unter diesen sind die über den Gotthard, Bernhardin und Splügen die wichtigsten für den Handel, und auch seit vielen Jahrhunderten wurden alle Waaren aus und nach Italien über dieselben auf den Rücken der Maulthiere und Saumrosse getragen. — Der Paß über den Gotthard ist sehr alt. Von Amsteg bis Biasca hat er eine Länge von 18 Stunden. Uri und Tessin unternahmen die Fahrbarmachung dieses Passes; der erstere Kanton bestreitet die Kosten durch Aktien, der letztere durch Darlehen. Uri begann seine Arbeiten 1820. Die Breite der Straße ist durchgehends 18 Fuß, an einigen Orten, zwischen Amsteg und den Schöllenen, 20 Fuß.

Digitized by Google

In den Schöllenen ist das Straßengefälle 7 — 10 Procent, auf den übrigen Straßenstrecken wechselt dasselbe zwischen 4 — 6 Procent. Von Amsteg bis zum Urnerloch sind acht Brücken über die Reuß. Außer diesen Brücken sind deren noch viele über die Schluchten der Seitenbäche, die von den Bergen herab stürzen. Die meisten Brücken sind von Stein; diejenige unterhalb Göschenen wird die schöne genannt. Durch die ⅔ Stunden lange Bergschlucht Schöllenen, die durch fruchtbar erhabene Schönheit sich auszeichnet, ist die jetzige Straße meist höher als die alte. Beträchtliche Strecken mußten zu diesem Zwecke durch Felsen gesprengt werden. In den Seitenmauern sind hin und wieder geräumige Nischen, in die der Wanderer beim Falle der Lauinen sich retten kann. Gerade über der alten Teufelsbrücke, die man als Reliquie stehen läßt, erhebt sich die neue 24 Fuß höher als jene, wodurch der Eindruck der ganzen Scenerie ungemein vermehrt wird. Der 1707 durch den härtesten Felsen gesprengte, 220 Fuß lange Gang des Urnerloches wurde erweitert. Auf der Höhe des Berges, 6650 Fuß, ist ein Wirthshaus. Von Airolo führt durch das Livinenthal eine neue Kunststraße, die an den schmalsten Stellen 6 Metres Breite, und 6 Fuß Fall auf 100 Metres Länge hat; an wenigen Stellen etwas mehr. — Ungemein merkwürdig ist der abenteuerliche Zug des Generals Souwarow über diesen Paß, am 24. und 25. Sept. 1799, mit einer Armee Russen und Kosaken, die 25,000 Mann stark war, und bei der sich der Großfürst Constantin befand, mit 5000 Pferden und 25 tragbaren Kanonen, die Maulthieren auf den Rücken geladen wurden. Nicht nur der Gotthardspaß, sondern selbst die Teufelsbrücke waren der Schauplatz vieler Gefechte der Franzosen mit den Russen. Die Straße über den Bernhardin wurde 1819 begonnen und 1823 vollendet. Sie ist von Tusis bis Roveredo 18½ Stunden lang, und geht über dreizehn größere Brücken, die neu erbaut wurden. Merkwürdig ist die Victor Emanuels-Brücke, welche 106 Fuß über dem Moesabette liegt und eine Länge von 158 Fuß hat. Die Straße ist 18 — 24 Fuß breit und hat auf das Klafter ungefähr 4½ Zoll Fall. Zwei Gallerien, von denen die des verlornen Loches eine Länge von 216 Fuß hat, liegen in dem durch die Eingeweide der Gebirge geführten Felspasse der Viamala, der zu den außerordentlichsten Sehenswürdigkeiten der ganzen Alpenkette gehört. Wild ist auch der Felsschlund Rofflen, die innere Viamala genannt, mit einer kleinen Gallerie. Auf der Höhe des Passes, 6580 Fuß, ist ein Wirthshaus. Die volle Summe der Kosten belief sich auf 705,585 Gulden (zu 10 Gulden den Carolin), wozu der König von Sardinien 164,000 Gulden und die Bündnerischen Gemeinen 37,000 Gulden beitrugen. — Der Paß über den Splügen war schon unter der römischen Herrschaft bekannt. Ueber ihn führte die große Straße durch Rhätien von Como durch Curia nach Brigantium (dem jetzigen Bregenz). Die Fahrbarmachung dieses Passes begann 1818 und wurde 1822 vollendet. Vier gewölbte Gallerien, von 500 bis 663 Fuß Länge, und drei Zufluchtshäuser sind an der Splügenstraße, die 15 Fuß breit ist, und so allmählig steigt, daß wenig Vorspann nöthig ist. Die österreichische Regierung zu Mailand ließ diese Straße bauen, welche vom Dorfe Splügen bis Chiavenna eine Länge von 7¾ Stunden hat. — Die Simplon-, Gotthard-, Berhardin- und Splügenstraße gehören zu den erstaunenswürdigsten Werken, welche in dieser Art jemals von Menschen ausgeführt worden sind, und werden wohl nur von dem Riesenwerke der Stilfserjochstraße, die am Ortler vorbei führt, übertroffen. Ueberall erblickt man auf ihnen Gegenstände, die der Beobachtung und Bewunderung werth sind, und welche durch die reizendsten Kontraste noch mehr gehoben werden. Hier ist ein finsterer Wald, dort ein prachtvoller oder reizender Wasserfall; bald eine einsame Hütte, halbmalerische, kühn auf Felsen liegende Burgruinen, die an ein früheres, ganz anderes Leben erinnern, oder noch erhaltene Schlösser, auf denen das Alterthum rostet; hier ein drohend überhängender Fels, dort ein melancholischer Bergsee; bald wandelt man durch ein lieblich grünendes Thal, oder man senkt seinen Blick in ein solches herab, oder er bebt schaudernd zurück am Rande eines scheinbar bodenlosen Abgrundes; bald schweift das Auge umher an steilen Felswänden, deren Höhe es nicht zu messen vermag, oder wird plötzlich durch ein freundliches Dorf überrascht; hier trifft man auf ewige Eismassen, dort verursachen die über Felsen herabstürzenden Bergströme ein solches Getöse, daß die Stille der Thäler durch sie unterbrochen wird. Ueberall ist Größe und Harmonie. — Von Alpenpässen bemerken wir: 1) Den Col de Ferret, 7170 Fuß. Ueber ihn führt ein Weg aus dem Entremontthale nach Cormayeur. 2) Den großen Bernhard, zum Unterschiede von dem kleinen, der in Piemont liegt. Ueber diesen Berg führte zu der Zeit der Römer aus Italien nach Gallien eine große Hauptstraße, und bereits vor ihrer Heerschaft in diesen Gegenden, eine Handelsstraße. Die Höhe des Berges hieß Summus Penninus. Hier wurde der Gott Penninus verehrt, der nachher auch als Jupiter Penninus erscheint. Ueberbleibsel von Mauern hat man in geringer Entfernung vom jetzigen Hospitium, so wie römische Votivtafeln gefunden. Der Bernhardsberg hat seinen Namen von dem Stifter des Hospitiums, Bernhard von Menthon. Das Hospitium auf der Höhe des Ueberganges, 7670 Fuß, die erhabenste Wohnung unsers Erdtheils, liegt an einem kleinen See. Noch lebt immer rein und groß das Gelübde in der Brust der Schüler dieses Bernhards, ihren Glauben durch Werke aufopfernder Menschenliebe zu ehren. Die Ausgaben des Stiftes betragen im Durchschnitte jährlich 50,000 Franken. Eine

Digitized by Google

besondere Merkwürdigkeit sind die Hunde, welche zum Ausspähen und zur Rettung verunglückter Wanderer abgerichtet sind. Einer dieser Hunde, Barry, rettete mehr als siebzig Menschen vom Tode. — Dieser Paß ist der höchste der auch im Winter gebrauchten großen Alpenpässe der Schweiz. Er ist, mit Ausnahme der 3 Stunden langen Strecke von St. Pierre, bis auf die Höhe für kleine Wagen fahrbar. Unbegründet ist die Vermuthung, Hannibal sey über den Bernhard nach Italien gezogen; sehr merkwürdig wird hingegen immer der Uebergang Bonapartes vom 15. bis 21. Mai 1800 mit einem französischen Heere von 30,000 Mann mit Reiterei und Geschütz bleiben. 3) Den Col d'Oren, 7830 Fuß. Aus dem Eringerthale geht über ungeheure Gletscher ein beschwerlicher Fußweg nach Bionne. 4) Das Joch. Der höchste, doch nur zur heißesten Sommerszeit brauchbare Alpenübergang, 10,280 Fuß. Dieser über zwei Gletscher gehende Paß ist eben so gefährlich als mühevoll, und führt aus dem Nicolaithale nach Breil. Ganz auf der Grenze der Schweiz gegen Piemont ist St. Theodul, die höchste Schanze auf unserm Planeten, welche in frühern Zeiten gegen die Walliser errichtet worden ist. 5) Ueber den Moro, 8390 Fuß, geht aus dem Saasthale nach Macugnaga ein, wegen der zunehmenden Gletscher immer beschwerlicher werdender Weg. 6) Den Gries. Aus dem obern Wallis nach Pommat führt über denselben ein höchst merkwürdiger Saumpfad, der roh gepflastert ist. Man kommt über einen Gletscher. Die Höhe des Passes ist 7260 Fuß. 7) Ueber die Nufenen geht ein Fußsteig aus dem Oberwallis nach dem Bedrettothale. Der höchste Punkt ist 7260 Fuß. 8) Den Lukmanier. Ueber diesen Berg führt ein Paß aus dem Medelser- in das Blegnothal. Die Höhe des Ueberganges ist 5740 Fuß. 9) Den Septimer. Schon zu der Römer Zeiten führte über diesen Berg vom Comersee eine Straße nach Curia. Im Mittelalter wurde der Septimer manchmal von Abtheilungen der Waffenmacht der Kaiser überschritten, welche sie bei den Heereszügen aus Deutschland nach Italien durch Bünden nach dem Comersee schickten. Er ist einer der Hauptpässe nach Italien; indessen hat er durch den Bernhardin und Splügen viel verloren. Auf der Höhe, 7360 Fuß, ist ein Wirthshaus. Dieser Gebirgsstock sendet seine Wasser nach dem deutschen, schwarzen und dem adriatischen Meere. 10) Den Malova. Ueber seine Höhe, 5810 Fuß, führt eine, zwar rauhe, Straße aus dem Bergell ins Oberengadin. 11) Der Pfad über den 7870 Fuß hohen Muretto ist nur im Sommer brauchbar. 12) Der Bernina. Es führt eine stark gebrauchte Straße über ihn, aus dem Oberengadin ins Poschiavo. Die Höhe des Ueberganges ist 6260 Fuß. Etwas unter derselben, auf der Nordseite, sind drei Wirthshäusee. Prachtvoll sind die nahe liegenden Gletscher. 13) Das Wormserjoch, 7680 Fuß, verbindet das Münsterthal mit Worms.

38) Taschenbuch zu Schweizer-Reisen, mit Hinweisung auf alle Sehens- und Merkwürdigkeiten der Schweiz, eines Theils von Savoyen und anderer benachbarten Orte, und mit Andeutung der Entfernungen, Nebenwege, Abkürzungen, Wirthshäuser, Führer, Schiffstaxen, Diligencen, Geldwerthe ꝛc. Glarus, Schmid, 1832.

Die Angabe der Entfernungen, Nebenwege, Wirthshäuser ꝛc. dürfte das Brauchbarste an diesem Werke seyn, das übrigens nur eine Kompilation aus Lutz und andern Schweizer Reisehandbüchern und ein trocknes topographisches Verzeichniß ist. Insbesondere fehlt die klare Uebersicht. Jeder Kanton bildet eine Rubrik, unter der eine Menge Namen von Bergen, Flüssen, Ortschaften ꝛc. ohne Ordnung subsumirt sind.

39) Das Moosberger oder Heinrichs-Bad im Kanton Appenzell, historisch, chemisch und topographisch beschrieben, von Dr. Reiner. Mit lithographirten Ansichten. St. Gallen, Huber, 1833.

Ein Handbuch für Aerzte und Badegäste. Das Heinrichsbad ist schon ziemlich bekannt und beliebt, obgleich es erst seit 1824 wirthliche Einrichtungen hat. Es wird besonders empfohlen für solche, die durch hitzige oder chronische Krankheiten oder Ausschweifungen oder sonst in den Nerven und im Magen geschwächt sind.

40) Almanach de Carlsbad, par le chevalier Jean de Carro. 1er et 2de années. Praque 1831 u. 1832.

Es ist Schade, daß dieser Almanach bloß Titelkupfer hat. Ein Badealmanach darf nicht ohne zahlreiche Kupfer seyn. Die Aufsätze sind zum Theil recht interessant und beziehn sich entweder auf Karlsbad, dessen Wasser und Umgegend oder auf Böhmen und Oesterreich, z. B. ein Abriß über die böhmische (auch polnische) Literatur, über Philippine Welser, über Wallensteins Jugend, über böhmische Kirchenmusik ꝛc.

41) Malerische Ansichten von Baden und seinen Umgebungen. Vues pittoresques de Bade et de ses environs. Carlsruhe, Creuzbauer, 1831.

Sehr artige Ansichten von Baden, dem Gernsbacher Wege, dem Gesellschaftshause, dem Kirchhofe, dem alten Schlosse, dem Felsengange, dem Ahorn, der alten und neuen Eberfteinburg, der Lichtenthaler Allee, dem Kloster Lichtenthal, dem Weg nach dem Wasserfall, dem Wasserfall, der Sägmühle, dem Amalienberg und dem Langenbrand. Alle Stahlstiche dieses Kunstverlags zeichnen sich bekanntlich auf's rühmlichste durch den Wetteifer mit englischer Eleganz aus.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

LESEGESELLSCHAFT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 17. 17. Februar 1834.

Länder- und Völkerkunde Europas.

(Beschluß.)

42) Wiener Bilder, von W. Alexis. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Einige Anachronismen in diesem Buche verhindern die Annahme nicht, daß sein Verfasser im Frühjahr 1832 eine Reise nach Wien mächte. Gebannt an den Schreibtisch, lange beschäftigt mit Vollendung eines großen, in diesen Blättern schon gewürdigten Romanes, sonst vielfach übermannt von Angriffen aller Art, sehnte er sich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menschen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer bist du? was glaubst du? unter Menschen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. Den Verf. zog es nach Oesterreich und seiner genußreichen, lebensfrohen, zerstreuenden Hauptstadt. Wir werden eine heitere Reise mit ihm machen. Der Sonnenschein lacht, die Tage sind lang, die jüngste Ernte ist gut gerathen. Wir werden die Grillen verscheuchen, scherzen, heiter und fröhlich seyn.

Aber diese Hoffnung wird uns früh benommen. Noch hat der Verf. nicht die erste böhmische Station zurückgelegt, noch hat er nicht Goethen zum weltlichen Kur- und Badefürsten von Töplitz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er schon jeden heitern Farbenduft von seinen Bildern verwischt. Wer will sich zu einer Reise nach Wien durch alte Erinnerungen an Kotzebue und Sand vorbereiten lassen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, schließt Eure Thore vor dieser kleinen, gelangweilten Gestalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die sich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine versteckte Anspielung, eine bösgemeinte Andeutung zu sehen glaubt!

Was hilfts, der Verf. ist in Wien, er ist fröhlich, er jubelt, er springt so hoch wie der Stephansthurm. Wir schwärmen auf der Bastei, wir miethen einen Fiaker, wir lassen im Prater den Beaumonde die Revue passiren, wir essen Würstl und Händl, und schließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthortheater. Der Verf. läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe schreibt er sich auf, was er den Tag vorher erlebt und gesehen. Es ist viel von Alexis, daß er in Wien nicht den Berliner spielte, daß er sich noch hingab, an den Gegenständen nicht herumwitzelte, und sie nicht alle vergleichungsweise ansah. Schlesische Gemüthlichkeit soll sich unter allen angebornen Eigenschaften am schwersten verläugnen lassen.

Vielleicht war es bishieher möglich, mit dem Verf. einverstanden zu bleiben; aber gibt es nicht einen Punkt,

Digitized by Google

wo sich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätension, wie sie der unsrige hat, in eine fremde, große, entscheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein gesundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geschilderte Fröhlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wiedererzählen, ohne sich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? Der Verf. nennt seine Darstellungen Bilder, und will sie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig kultivirt wird, angesehen wissen. Aber all seinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteristische, sie geben ineinander über, und unterscheiden sich durch keine neuen, überraschenden Motive. Das Genrebild ist Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie sie der Autor geben soll, vereinzeln, sie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenstände müssen scharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verschwinden. Aber in all den Kapiteln, welche der Verf. mit den albernen Ueberschriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. s. w. ankündigt, wird man diese Regel unbeachtet finden. Es ist gut, wenn Alexis Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Schätzenswerth dagegen sind die kleinen kindlichen Naivetäten, die dem Herrn W. Alexis hin und wieder passiren. Wir sind keine solche Kostverächter, und das Delikate ist überhaupt nicht so häufig in unsrer Literatur, daß wir eine echte Albernheit nicht sollten zu schätzen wissen. Eine solche liefert uns der Verf. unter anderm in seinem patriotischen Kommentare zu den preußischen Eroberungen in Töplitz, und in seinem sentimentalen Ständchen vor dem Fenster der Fanny Elsner: „ach in Berlin war's doch anders!“ Die heitre Stimmung, in welche uns solche Dinge versetzen, entwaffnet den Tadel selbst.

Man darf nicht ungerecht seyn. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden. Der Verf. spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunststücke der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufahrt erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt Ihr vielleicht das Bild von einer gallertähnlichen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden Bewegung erhält, gegenwärtig? Der Norddeutsche hat für dieses Schwanken einen Ausdruck, der nach der Analogie von Zittern aus Beben gebildet ist, und der dem Verf. zur Freude seines Herzens vielleicht einfallen wird. Dies ist W. Alexis Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt, und sich eins ans andere klebt, ohne daß man einsieht, warum hier oder da die Periode nothwendig endet. Man höre ihn selbst über seinen Styl. „Ich halte Wohlklang und Lebendigkeit für die ersten Gesetze, wenn ich in Prosa schreibe; und ich schreibe, wie ich glaube, daß ich reden würde, wenn ich gut redete. Regelrechte, volltönende Perioden zu bauen, mit der gesetzmäßigen consecutio temporum, mit dem vollen sequens jedes vollaustönenden Fürworts ist um soviel leichter, als das Schreiben sowie man redete, als es leichter ist, wie Cicero Orator lateinisch schreiben, als wie Xenophon oder Plato griechisch. Das heißt, Beide scheinen zu schreiben wie ihnen der Schnabel gewachsen war; aber darum schrieben sie doch nicht so, denn es kostete ihnen unsägliche Mühe, ehe sie es so auf die Tafel brachten, und die Kunst liegt eben darin, daß sie diese Kunst nicht merken lassen. Ihre Arbeit ist sauer, aber ihre Frucht ist süß. Was höre ich lieber, als die reiche Fülle hellenischer Lebendigkeit, diese Grazie und Ungezwungenheit, wenn Xenophon beschreibt, das Wasser läuft uns im Mund zusammen vor Lust über die Natürlichkeit; und wie Plato argumentiren läßt, spricht da sein Sokrates anders, als er eben nur gesprochen haben kann? Und Homer; da beschreibt er was, und plötzlich fällt ihm was anders ein, ein besseres Gleichniß, was es den Hörern anschaulicher machen kann, und er genirt sich nicht, daß er so angefangen, und er springt ab, und fährt so fort, wie er fühlt, daß man's lieber hört, und man hört ihm mit Vergnügen zu, und verlangt nicht, daß er den Anfang von vorhin streichen soll.“ Da haben wir sogleich ein Beispiel dieses Dotterstyls! Wie nestelt sich eine gemüthliche Phrase an die andere, wie hinfällig treten die Worte auf, wie ekelhaft ist am Schluß die Quengelei mit dem ewigen Und!

Allerdings sind das Kleinigkeiten; aber das ganze Buch ist aus Kleinigkeiten zusammengesezt. Warum soll ich dem Verf., dem ich vor einiger Zeit die Berolinismen *was* und *mal* und *mir* statt *mich* (er spricht S. 385 davon) abgewöhnt habe, nicht von Neuem ersuchen, das falsche *um deshalb*, das auf jeder Seite steht, mit dem einfachen *deshalb* zu vertauschen? Warum soll ich ihn nicht bitten, in seinen künftigen Schriften die ewige Anrede mit *Du*, die seinem Leser gilt, zu unterlassen? Steht er so vertraut mit dem Publikum, oder rechnet er vielleicht darauf, nur einen einzigen Leser zu finden? Nein, Bester, Kopf in die Höhe, Brust heraus, sprechen Sie dreist, laut, und wenden Sie sich an Alle!

Zum Schluß kommt Ihr politisches Glaubensbekenntniß. Es ist gleichgültig, Herr Häring, ob Sie in Ihrer Jugend Talent hatten, solche Blutbriefe zu schreiben, wie Ihnen Börne einen unterschiebt; es ist gleichgültig, ob gerade Sie einmal für die Freiheit geschwärmt haben; denn die Freiheit hätte dadurch eben so wenig gewonnen,

Digitized by Google

als sie jezt durch ihren Widerruf verliert; aber es schlägt Ihnen in's Gesicht, nicht, daß Sie die Verirrungen Ihrer Jugend beichten, sondern daß Sie sie verschweigen wollen, daß Sie einen Mantel darüber werfen, daß Sie die Gewalthaber auf Leben und Seligkeit versichern, selbst als Knabe nie für die Republik geschwärmt zu haben! Und dennoch, guter Herr Häring, dennoch hat man Ihnen Ihre Bilder verboten. Wie mag doch das gekommen seyn! O schreiben Sie ein Buch darüber! G.

43) Genre-Bilder aus Oesterreich und den verwandten Ländern, von August Ellrich. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833.

Vom Verfasser ähnlicher Bilder aus Ungarn. Sie sind in guter Laune koncipirt. Es wird zwar viel über Oesterreich und die Oesterreicher gescherzt, doch gutmüthig und ohne sie beleidigen zu wollen, mit Anerkennung ihrer Vorzüge. Da das Buch fast aus lauter Anekdoten besteht, theilen wir einige derselben mit: „Es ist ein Aberglauben in Oberösterreich, daß die Donau jährlich einen Jodel (einen jodelnden jungen Burschen) zum Opfer verlange. Ich selbst war Augenzeuge, wie ein Jodel in die Wellen stürzte und nach langem Kampfe seinen Tod fand, ohne daß einer der Schiffsleute, oder seiner Kameraden, auch nur den mindesten Versuch zu seiner Rettung gemacht hätte. Indeß er, welcher wenig Lust zu haben schien, die untern Gegenden der Donau kennen zu lernen, wahrscheinlich auch von einer daselbst befindlichen Hulda nichts wußte, mit Anstrengung aller Kräfte gegen die reißenden Wogen kämpfte, standen die Schiffleute ganz ruhig auf dem Verdecke und riefen ihm in einem eintönigen Chorus die Worte „Jagl, Jagl, gib Di, Gott der Herr will's haben," zu, bis er verschwand."

„Frau von Pichler soll im Umgange äußerst einfach und anspruchslos sich darstellen, so daß Niemand einfallen kann, in dieser bescheidenen, den Wiener Volksdialekt mit allem seinem Zauber sprechenden Dame, die große, berühmte Schriftstellerin zu erkennen. Einer meiner Freunde, welcher das Glück hatte, ihr vorgestellt zu werden, sagte ihr, wie sich von einem artigen Manne wohl erwarten ließ, einige kleine Schmeicheleien über ihre Werke: „I bitt Ihnen," sprach die Dame, „redens nit davon; wenn man gerade in der Kuchel (Küche) nichts zu thun hat, sezt man sich halt hin und schreibt solche Dalkereien."

„Daß der österreichische Dialekt, welcher einen Krummen zu einem Dakrumpi, und die Worte Donau und weinen zu Reimen macht,

„Donau — Dana,
„weinen — waua"

wirklich wunderbar und Staunen erregend ist, kann nicht geläugnet werden. Eines der höchsten Wunder dieses Dialekts, eine Rede, welche ich einst aus dem Munde eines erzürnten Musikers hörte, will ich den Lesern als Preisaufgabe vorlegen; sie mögen versuchen, selbe zu enträthseln, ich werde versuchen, sie durch Schriftzeichen begreiflich zu machen. Der Musiker sprach:

„Sakerment! 's à is e-à, iehz is 's e à à."

Ich sehe die Verlegenheit sämmtlicher, nicht österreichischer Leser und eile sie zu enden. Der Musiker nahm seine Violine aus einem Kästchen und bemerkte, daß die A Saite entzwei gerissen war; indem er sich anschickte, eine andere aufzuziehen, sprang auch die E Saite: im höchsten Unmuthe rief er nun:

„Sakerment! 's à is e à, iehz is 's e à à."

Erklärung: Rücksichtlich der Aussprache ist zu bemerken, daß das à wie ein gewöhnliches, deutsches a, das à aber wie in den englischen Wörtern „ball, hall, Talbot" ausgesprochen werden muß. Ferner: Sakerment bedeutet Sakerment; 's à bedeutet das A, die A Saite; is bedeutet ist; e bedeutet ehe, schon, früher schon; à bedeutet ab, entzwei, eine Schnur, eine Saite ist à, das heißt, ist entzwei; iehz bedeutet jezt; is ist; 's e bedeutet das E, die E Saite; à bedeutet auch; ich auch z. B. heißt kürzlich Ja; à wie bewußt ab, entzwei."

„Als der bescheidene Schauspieler Eßlair vor mehreren Jahren in Wien Gastrollen gab, nach einer seiner künstlerischen und gekünstelten Darstellungen hervorgerufen worden war, und die Worte: „Es freut mich, daß auch Sie anerkennen, was anerkannt worden ist so weit die deutsche Zunge reicht," mit ganz ernster Miene gesprochen hatte, ließ eine Stimme von der Gallerie ein lautes „Oeh, den schaut's an! erschallen. Cicero dürfte in einer langen Rede dem bescheidenen Künstler nicht besser und treffender geantwortet haben, als dieser Wiener mit seinem „Oeh, den schaut's an!"

Von Napoleon wird uns folgende Anekdote erzählt: „Napoleon kam 1809 nach Brünn. Er hatte das Alt-Brünner-Thor zu passiren. Eine steile Anhöhe führt zu diesem Thore, an welches einige Häuser stoßen. In einem dieser Häuser hatte ein Handwerker, Zirkelschmied genannt, Wohnung und Werkstätte. Unter den Gesellen dieses Zirkelschmiedes befand sich auch ein Tiroler, ein fleißiger Arbeiter und wackerer Mann, aber wie alle seine Landsleute, ein wüthender Feind Napoleons und der Franzosen. An dem Morgen, an welchem der Kaiser nach dem Spielberge geritten war, vermißte man den Tiroler in der Werkstätte; obwohl es ungewöhnlich war, so fiel doch Niemand ein, Arges zu denken. Eben als man von dem Tiroler sprach, trat der Lehrjunge in die Werkstätte, und versicherte, daß er ihn vor Kurzem an dem Fenster des Dachbodens gesehen habe. Das erregte Neugierde und der Meister stieg unter das Dach, um zu sehen: da kniete der Tiroler am Dachfenster, ein Gewehr mit gespanntem Hahne vor sich, den Blick nach dem

Digitized by Google

Wege, auf welchem Napoleon kommen mußte, gerichtet. Da das Haus am Abhange der Anhöhe, folglich etwas tiefer als das Thor ſtand, ſo würde der Kaiſer zu Pferde, in dem Augenblicke, wo er ſich dem Thore nahte, beinahe in einer Linie mit dem Dachfenſter, an welchem der Schütze lauerte, die Entfernung aber ſo gering geweſen ſeyn, daß kaum irgend ein Schütze, am wenigſten aber ein Tiroler ſein Ziel verfehlt haben würde: was ein ſchwärmeriſcher Tiroler zu thun vermag, iſt bekannt. — Wenige Minuten, nachdem der bedeutende Meiſter den Schützen entwaffnet hatte, ritt Napoleon die Anhöhe heran."

44) Oeſterreich wie es iſt. Gemälde von Hans Normann. Zwei Theile. Leipzig und Löwenberg, Goedſche, 1835.

Dieſes Werk hat uns weniger zugeſagt als das über Ungarn von demſelben Verfaſſer. Oeſterreich will mit einer gewiſſen Ruhe beſchrieben ſeyn, der Charakter ſeiner Alpenthäler, der prachtvoll und ſtill hinſchwärmenden Donau, des Volks und ſogar des Staates iſt Ruhe. Wer da mit Leidenſchaft hindurchpolpert, wird er immer richtig urtheilen, wird er nicht übertreiben? Oder iſt es etwa keine Uebertreibung, wenn der Verfaſſer hier von den Kärnthnern ſagt: „Hoch und ſtämmig zeigt ſich Karinthiens Sohn in ſeinem Aeußeren, gleichwie in ſeinem Charakter eckig, in ſeiner Bewegung und ganzen Handlungsweiſe langſam und unbehelfen, im Umgange einſylbig, im geſelligen Leben traurig, träge, blöde und pump. Das verdammte Steinbier, ein ekelhaftes Getränk auf glühenden Steinen gebraut, hat nicht geringen Antheil an der Trägheit der Kärnthner. Ich halte die Kärnthner darum für gute Soldaten, denn ſie werden ſtehn im Kugelregen, weil ſie zu faul ſind auszuweichen. Kein Nordländer, er ſey nun Däne, Engländer oder Sachſe, erreicht den Kärnthner in ſeiner Gleichgültigkeit gegen Alles; gegen Alles, ſage ich, gegen Staat, Weib und Kind. Ein Kärnthner iſt im Stande, vier und zwanzig Stunden lang auf einem Fleck unbeweglich zu ſtehen ꝛc." Oder: „Ein jedes Volk hat ſeine charakteriſtiſchen Merkmale am Körper, die der Einzelne wie einen Geſtütbrand auf ſich herumträgt und daran erkannt wird. Der Tyroler hat ſeine Waden, auf die er ſtolz iſt; der Bayer eine rothe Naſe vom Biertrinken, der Ungar ſeinen Schnurbart, der Böhme ſeine Stumpfnaſe, der Italiener ſeine Habichtsnaſe, der Franzoſe ſeine krummen Beine — der Steiermärker ſeinen Kropf. Die Kröpfe ſind hier ſo gewöhnlich, daß man ſie zu den nothwendigen Beſtandtheilen des Körpers zählt. Man erzählt ſich eine Anekdote von einem Landpfarrer, der auf der Kanzel ſeine Pfarrkinder ermahnte, mit ihrem Schickſal zufrieden zu ſeyn, indem ſie bei weitem nicht ſo übel daran wären, als ſie meinten. „Glaubt mir," ſagte er, „vielen Menſchen iſt es nicht ſo wohl wie euch, ihr habt doch in der Regel eure geraden Glieder, aber glaubt ihr es wohl, daß es Menſchen gibt, die ſo unglücklich ſind, keine Kröpfe zu haben?" Das wirkte, die Gemeinde erſtaunte, ging in ſich und weinte bitter über die Unglücklichen, die nicht einmal Kröpfe haben."

Bei dieſen argen Uebertreibungen, die eben keine große Zärtlichkeit für ſeine eignen Landsleute verrathen, ſind ſeine Aeußerungen gegen die Norddeutſchen doch noch abentheuerlicher. Da ſagt er unter anderm, indem er von den Tyrolern ſpricht: „Der Schlagring am kleinen Finger eines Tyrolers iſt das, was ein ehernes Beil iſt in den Händen eines Metzgers. Ein norddeutſcher Ochſe von ſolch einem tyroler Schlagring getroffen, gibt gewiß alle zeitlichen Hoffnungen auf, aber ein tyroler Menſch hält ſolche Püffe zu Dutzenden aus." Der Reiſende möge geſchwind in die Marſchländer reiſen und die dortigen Ochſenhörner probiren. Seine Naſe würde gar bald über ihre Weisheit erröthen.

So darf man in unſerm Zeitalter nicht ſchreiben. Der öffentliche Verſtand übt eine Cenſur aus, die dergleichen nicht duldet. Es iſt Schade um das viele Gute und Wahre, das in dieſem Buche enthalten iſt, da es neben ſolchen Ungereimtheiten Platz nehmen muß. Der Tadel verfehlt ſeine Wirkung, wenn er bloß aus übler Laune, aus übertriebner Hitze herfließt und in Hyperbeln redet. Und was ſollen die Ungezogenheiten gegen die Norddeutſchen? Wenn es auch viele Norddeutſche gegeben hat, die mit ſuffiſanter Miene durch Oeſterreich reiſend, Alles beſpöttelt haben, ſo folgt daraus doch nicht, daß die Oeſterreicher ſich mit gleichem Spott oder Grobheiten rächen ſollen. Das muntere, liebenswürdige, kräftige Volk des ſchönen Oeſterreich darf nur über die ſuperklugen Sandhäslein lachen, die je zuweilen, wie neulich erſt Willibald Alexis, bei ihnen einſprechen und überall etwas zu nergeln und zu tadeln haben. Es lebt ſich doch viel ſchöner in Wien als in Berlin. Inzwiſchen geht auch auf der andern Seite die Gutmüthigkeit der Wiener zu weit. Sie glauben dem, der ſich bei ihnen gefällt, weniger, als dem, der ſie tadelt, wie Herr Kurländer neulich in einem Wiener Korreſpondenzartikel bemerkt hat. Dieſer behauptet, gewiſſe äſthetiſche Leute in Wien wollen es ſogar den nergelnden Berlinern recht machen, man ſchäme ſich ſeiner geſunden offnen Natur, und wolle pretiös thun. Leidige Schwäche des deutſchen Charakters, die überall nachgibt, wo man ſie überredet, daß es nobel ſey. Doch ich verlaſſe mich auf die Maſſe des Volks, dieſer wird der geſunde Sinn nicht ausgehn, und wenn auch alle äſthetiſchen Schneider Berlins nach Wien auswanderten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 18. 19. Februar 1834.

Romane und Novellen.

1) Novellenkranz. Almanach auf das Jahr 1834, von Ludwig Tieck. Dritter Jahrgang, mit 7 Kupfern. Berlin, Reimer.

Eine einzige Novelle: „Tod des Dichters“ nimmt den Raum des ganzen Almanachs ein. Sie ist eine der schönsten, wenn nicht die schönste, die Ludwig Tieck je geschrieben hat. Verwandt mit seinem „Dichterleben“ scheint sie doch den Vorzug vor demselben in mehr als einer Hinsicht zu verdienen, denn sie ist nicht nur in sich gerundeter und zugleich reicher an poetischen Farben, als jene Fragmente aus Shakespeares Leben, sondern der Charakter des Dichters selbst — hier Camoens — ist auch von einer so unübertrefflichen Einfachheit und Schönheit, daß das frühere Charakterbild Shakespeares uns dagegen fast etwas gekünstelt bedünken will. Wir erlaubten uns, als jenes Dichterleben erschien, Tieck den Vorwurf zu machen, daß er bei der Schilderung Shakespeares weniger an diesen selbst, als an Goethe gedacht zu haben schien, da wir in diesem Bilde fast nichts von Shakespeares warmem volldlütigem Humor, aber desto mehr von Goethes feiner Kälte, zurückhaltender Vornehmigkeit und herablassenden Abschätzungen und Andeutungen fanden. Wir hatten uns Shakespeare immer munter und offner denken müssen, das Heimlichthun mit seiner Größe und die kokette Bescheidenheit war uns so recht in der Seele entgegen, und den leidenden Zug, das weiblich Bleiche, das bei der Rückkehr zum elterlichen Hause fast Jean Paulisch wird, wußten wir uns auch nicht von fern zu erklären. Solche Empfindungen weckte uns, wir müssen es noch einmal gestehn, Tiecks Shakespeare. Wie freudig wurden wir daher durch seinen Camoens überrascht! Hier sehn wir einen wirklich leidenden Dichter, tiefgekränkt, vom Schicksal hart mißhandelt, der aber sein Leiden mit der Liebenswürdigkeit erträgt, welche von der Ehre des Mannes unzertrennlich ist und ihm den höchsten Reiz im Unglück verleiht. Was Lessing in seinem Major Tellheim nur heiter „angedeutet,“ das schöne Bild des duldenden Mannes von Ehre ist hier bis auf die feinsten Züge ausgemalt, mit einem Zauber der Phantasie, wie sie nur dem größten unsrer lebenden Dichter eigen ist, dem Gegenstand wie der Form nach ein Meisterwerk, das unter dem vielen Herrlichen, was uns Tieck geschenkt, eine der ersten Stellen einnimmt.

Camoens ist der berühmte Dichter der Lusiade, worin er die Heldenthaten Vasco de Gamas, den er selbst nach Indien begleitete, und seines Vaterlandes Trefflichkeit in der schönsten Sprache schildert. Sein Schicksal ist nicht minder bekannt als sein Epos. Mit Undank belohnt, als Invalide hülflos verschmachtend,

Digitized by Google

wurde ihm nur durch die Treue eines Sklaven, der für ihn auf den Straßen bettelte, sein Leben gefristet.

Tieck führt uns in die Villa einer alternden vornehmen Dame, zu deren Füßen ihre muntre, rasche, sonderbare Enkelin spielt. Wir erfahren, daß sie ein geheimer Kummer drückt, und wir sehn sie das in Gold gefaßte Werk des Louis de Camoens heimlich küssen. Ein alter Mann mit nur einem Auge ist vorübergegangen. Wir finden diesen in einer Gesellschaft wieder, wo über den Undank der Welt gegen ihre großen Geister gesprochen und freundlich des in einem Hospital verstorbenen Camoens gedacht wird. „Das ist eben das Uebermenschliche in den Schicksalen großer Helden und Volkslehrer und Wohlthäter der Menschen, daß man sie vergißt, wohl verkennt: und die tiefe Rührung unsers Herzens, das schönste Gefühl unsrer Anbetung aus der Ferne nach tausend Jahren noch, diese Huldigung der Urenkel und spätesten Nachkommen, die jedes Gemüth, welches der Erkenntniß des Großen und Schönen fähig ist, opfert, dieses, was nicht Gold, Ehre, noch Lob ist, diese stumme Bewunderung, in der die reinste Verehrung und ein heiliges Mitleid sich wundersam vermischen, ist jener Helden schönster Lohn. So sind sie nicht vergessen, nicht verarmt, vertrieben, gestorben; die Geisterwelt ist ihre Heimath, der Pallast, welchen sie bewohnen. Und jede gute That, jede schöne Regung, der Glaube an den Adel der Menschen-Natur wurzelt, wächst und blüht in diesem geweihten Boden. Alle hörten den Redenden in stiller Aufmerksamkeit an und dieser fuhr nach einer kleinen Pause fort: War die Kunst und Poesie der glücklichen Griechen nicht ganz, nicht im Gegensatz gegen das römische Wesen, vom schönsten Patriotismus durchklungen? Städte, Berge, Flüsse, Menschen und Völkerstämme waren schon seit Homer mit den Göttern des Volkes zugleich verherrlicht worden, und wie war immerdar Athen und Alles, was sich auf dieses bezog, Sage, Land und Meer von der attischen Tragödie verschönt und besungen worden? Und doch verließ Aeschylus, so wie später Euripides sein Vaterland, um in fremder Gegend zu sterben. Wir wissen nicht genau, was ihren Unwillen reizte, und ob die großen Männer nicht auch vielleicht zu eigensinnige Forderungen an ihre Mitbürger machten. Denn das wird auch ein jeder von uns erfahren haben, daß ein Gutthäter, dem wir auf irgend eine Art verpflichtet sind, wohl unsre unerläßlichste Freiheit beschränken möchte, und es Undankbarkeit schilt, wenn der wahre Edelmuth in uns sich dem widersetzt. Reicht sich ein Bewußtseyn an eine Gutthat, die der Gelehrte, Künstler oder Dichter dem Lande erwiesen, der Freund dem Freunde, der Reiche dem Armen, der Hochgestellte dem Niedern, oder der Unterthan seinem Fürsten, und wächst immer starrer und stolzer empor, so verliert die Gabe vieles von ihrer Schönheit. Gern habe ich stets die Regenten entschuldigt, die gegen ihre Helden und die großen Männer des Vaterlandes undankbar erschienen. Sie haben so Vieles zu beachten und zu versorgen, Alles drängt sich an sie, das Edle und Herrliche erscheint ihnen von ihrer hohen Stellung aus als eine Naturnothwendigkeit, sie fühlen, daß es sich selbst belohnt: verletzt sie der große Mann nun etwa im Gefühle seiner Kraft und seines Werthes, scheint er, wenn auch nur auf Augenblicke, zu vergessen, daß vom Thron aus ihm seine Bedeutsamkeit wird, sind nun Schwätzer und Verläumder noch obenein gegen ihn geschäftig, so ist es nur menschlich, wenn der Fürst sein Wohlwollen beschränkt, um den starren Sinn jener Tugend wieder zu mildern. Freilich gewinnen nun oft jene Schmarutzer und Schmeichler, jene Ohrenbläser, Schalksnarren und Gaukler und Tänzer die Reichthümer und Güter, die dem Talent und der Tugend zu gebören scheinen; wenn aber solch armes Volk durch ihre Erniedrigung dies nicht erränge, was wäre dann ihr trübseliges Leben? Fast Jedermann mißgönnt ihnen jene Güter, und selbst der Fürst hat nicht das Vermögen, ihnen Achtung zu verschaffen, Bürger und Pöbel schäzt sie geringe und jedes Auge sieht mit Ehrfurcht auf Verdienst und Größe hin, und um so mehr, wenn sie verkannt oder geschmäht werden. Das hat mich mein Leben gelehrt, daß Verdienst oder Unverdienst hauptsächlich nur durch seine Persönlichkeit jene Güter erringt, die in den Augen der Menschen den höchsten Werth haben. Wer sich anmuthig oder gar unentbehrlich zu machen weiß, nach Gelegenheit Vertrauen einflößt, dann wieder gern unbedeutend erscheint, jezt wieder klagt oder zudringlich wird, zuweilen sogar überlästig, Lob und Spott mit gleicher Miene hinnimmt, niemals den Höheren übersehn will und klüger als dieser erscheinen, kurz, wer nur den Augenblick ergreift und diesem einzig leben mag, ein solcher wird an Höfen willkommen seyn, und gewiß jene irdischen Güter erkämpfen. Tugend und Talent vermögen es fast nie, ihren Genius so zu verläugnen. Bei diesen Worten schien Louis gerührt. Die Uebrigen hatten ihm aufmerksam, einige nicht ohne Verlegenheit zugehört, als Duarte nach einer Pause anfing: Geehrter Mann, Eure Rede, wenn sie Euch Ernst war, macht Eurem Gemüthe Ehre; aber Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich glaube, daß sie doch ein Weniges vom Sophisten an sich trägt. Denn der Regent, indem er so hoch gestellt ist, kann sich leichter der kleineren menschlichen Leidenschaften entschlagen, als seine Untergebenen: er kann seiner Laune und seinem Zeitvertreib vieles opfern, er kann selbst jene schmeichelnden Aufdringlinge befriedigen, von denen er vielleicht wähnt, daß sie seine wahren Freunde sind: das ist aber Alles keine Ursach, auch im Drang gebietender Umstände, das

Digitized by Google

Verdienst und Talent ganz aus den Augen zu verlieren. Wenn unser Emanuel ein großer Regent war, so schimpft es ihn dennoch, daß der große Albuquerque arm blieb; es schimpft seine Räthe und Vertrauten, daß sie ihn nicht auf seine Pflicht aufmerksam machten: — ich weiß, Don Louis, wie Ihr den Jünglingshelden, unsern König Sebastian liebt und verehrt — aber die Zukunft wird es ihm ernst verweisen, daß er, mögen ihn Jesuiten, Beichtiger, Soldaten, Adel und Unadel bestürmen und umdrängen, mag dieser ahndungsvolle Feldzug schon längst alle seine Kräfte in Anspruch nehmen, — es ist ein Makel in seinem Ruhm, daß er unsern Camoens im Hospital hat verschmachten lassen, dessen Gedicht, mögt Ihr auch widerlegen, so viel Ihr mögt, mir lieber ist, als Ariost, oder was ich sonst kenne." In gewissem Sinne kann man hiervon auf Tieck selbst eine Anwendung machen. Ist dieser große Geist von seiner Zeit würdig belohnt worden? Ist die dornenvolle Stelle eines Theaterdirektors in Dresden, neben dem geistlosesten und anmaßendsten aller poetischen Sudelköche, neben einem Theodor Hell (!), das Einzige, was die Mutter Deutschland ihrem liebenswürdigsten Sohne gewähren konnte?

Die Scene wechselt. Wir erblicken heitre Gäste vor einer ländlichen Schenke. Man tanzt spanische Nationaltänze. Auch ein alter Neger findet sich ein. „Halt! rief der Neger: Mann vom Wirthshaus, reiß nicht dicke Augen auf gegen mir! Bin Christ, wenn auch kein alter, bin getauft, als Antonio, fromm geworden, bekehrt, draus auf Molukken. Und besser so getauft, als wie die unverständigen Kind, die nichts davon begreife, und nur greine und schnarre und um sich sprudele. — Also, sagte ein Neugeworbener: Du bist mit Verstand getauft, du hast damals die Sache begriffen? Wie war dir, Gespenst, denn damals zu Muthe? — Seht, Herr, antwortete der Neger, konnte mir schon lang mit meine Götzenbilder nicht vertrage: hatte das Kerl nicht ein Schnauz, als wenn er mir auffressen wollt, wenn ich ihm mein Reverenz macht. Hat mir auch nichts geholfe, wenn ich den Granzhaus um was höflich ersucht hab: sizt immer stumm und grob, als wenn das Thier von Holz wär, war auch als Holz gebaut, konnte nit anders. Lang schon hatte ein fromm Christenpriester sich mein erbarmt und auf meine gläubige Seel herum gepredigt und handthiert; legte mir Alles aus, und gab meinem dummen Geist so rechten Stoß und Ruck in das Unbegreifliche nein, daß ich's in Brust und Herz und Rippen fühlte. Nun tauft mir der Mann in seiner schönen Kirch, wie meine Lebensgeister darauf präparirt war. Ach! Ach! wie das allerheiligst Wasser und Wort mir Gebein und Verstand naß macht, anrührt, durchdringt, oder penetriet, seht, werthachtungswürdige Christenherren, da brummt, summt, flammt und grollt es mich so im Herzen, als wenn drei Bienenschwärme darin herum suselten. Kam in mich Feuerbrand und Zorn, und wieder sanft, sanft, wie weiße Täublein durch blauen Morgenhimmel ziehn in erster Frühe, wenn Thau noch an Blumen weint. Fühlte, daß meine Seele neu war geworden, wie gütige lieber Heiland mich in seine zarte Arme nahm und sagte; schwarze Kreatur, Mensche habe dich geschlage und gefoltert und mit Füße getrete, bleib du bei mich, sieh mir in mein Auge, wenn du wieder traurig bist: will dir wie Kind, wie Bruder lieb habe, denn du hast nicht Eltern, nicht Schwester und Bruder. — Ja, meine Gönner, meine Eltern hatten mir ja selbst nach der Fremde hinaus für bischen Geld verkauft. — So bin ich Christ und glücklich geworden, bin nicht weiß, nicht Portugiese, bin Bettler, schwarz Sklave, kann aber selig werden, und bin's schon, wenn an schöne liebe Jesus denke. — Ich wußte nicht, daß du so fromm warst, Jao, sagte der Wirth. — Was ist fromm? erwiderte der Neger: als in allerheiligster Taufe mir Wasser mein Gemüth rührte und umtrieb, da brudelten die großen Mühlräder in mir, und mahlten brausend und sausend das feine Getreid für meine ganze Lebenszeit: denn seitdem ist Schwung der Räder in mir still, und arbeitet kein Getriebe mehr. Die Speise aber ist da für Winter und Sommer, und soll, hoff' ich, keine Darbung und Hungersnoth einfallen. Wächst in mir still, wie ein Lilienbaum die Pflanze von Glauben und gibt seinen Duft und weißen Glanz durch den ganzen Garten am stillen Abend. Und wenn mir mal Welt nicht gefallen will, ich überdrüssig hinzuhinken und zu wackeln, so richte meine müden Augen auf meinen anmuthiglichen Heiland, der als braver Mann sein Wort hält und halten wird. — Der Kerl, sagte der Maulthiertreiber, hätte ein Priester werden können, um andre seiner schwarzen Glaubensgenossen zu bekehren." Das ist der Mohr, der für Camoens bettelt. Er führt seine wunderlichen afrikanischen Tänze auf und bettelt dann bei den schmucken neugeworbenen Soldaten, die sich für König Sebastians Feldzug rüsten. Ihre Großmuth spendet ihm Gold und mit Entzücken eilt er zu seinem Herrn, dem Einäugigen, denn das ist der todtgeglaubte Dichter. Auch dieser theilt seine Freude, denn er kann sich nun endlich einen neuen Mantel machen lassen und heute, gerade heute den Geburtstag seiner Jugendgeliebten feiern. Der Mohr ist der Einzige, von dem Camoens Wohlthaten annimmt, von dem er sich ernähren läßt, und er hat ein heiliges Recht darauf, denn diesen Sklaven hatte er sich mit eigner Gefahr in Indien erkauft und ihn von einem grausamen Martertode gerettet.

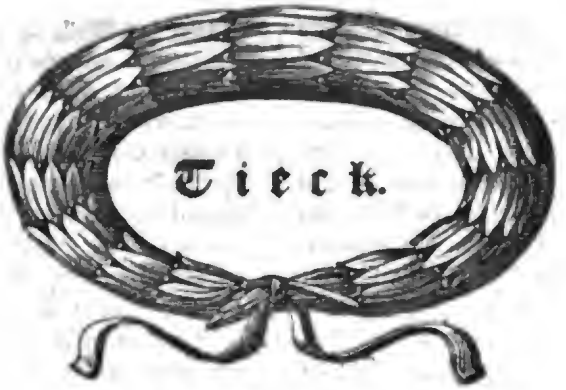
Digitized by Google

Wir kehren zu Donna Katharina und ihren Verwandten zurück. Unter ihren Papieren finden sich Fragmente von Camoens Hand, „Seelen zu künftigen Gedichten.“ Sie sind eine der herrlichsten Zierden dieser Novelle. Wir theilen nur einige mit. „Der Dichter, sagen die Menschen, schwebe immer losgebunden über der Erde. Man hält mich für einen solchen. Ich kann aber so wenig fliegen, als mich von der Erde losbinden. Mein Gefühl schlingt sich nur um so fester der Erde an und allen irdischen Dingen, um so mehr ich mich poetisch gestimmt fühle. Was sind denn Früchte und Blumen, Wald, Fels und Meer, Thiere und Menschen anders, als deutungsvolle Zeichen und Chiffren, in welchen die ewige schaffende Kraft ihre Gedanken geschrieben und in sie niedergelegt hat? Dadurch, daß sie etwas bedeuten, sind sie. Meine Begeisterung ist, daß der Naturgeist in mich niedersteigt, und nun faß' ich, seh' ich, fühl' ich und weiß, was sie sind. Wenn dies den Poeten macht, so bin ich einer. Das Einsteigen in das Irdische, um dort das Ueberirdische zu finden, scheint mir mein Verkehr und meine Bestimmung. — O ihr Amors und spielenden Götter süße Lust und Freude! Ich habe sie wieder gesehn, aber sie hat mich nicht bemerkt. Wenn das Schiff in der Nacht segelt, so folgt dem Kiel eine leuchtende Furche lange im Wasser nach. Wo sie durch den Garten wandelte, schimmerten die Blumen schöner, und ein liebliches Düften floß säuselnd durch die Luft. Die Myrthen beugten sich vor, von ihrem Athem zu trinken, und die liebetrunkene Nachtigall vergaß indessen ihres Gesanges. Und ich? — Ich brauchte nichts zu vergessen, denn schon seit lange denke ich nur sie. — Als sie am Meer gestanden hatte, lief ich nachher heimlich hin, um im Wasserspiegel noch ihr Bildniß zu sehn und in mein Auge aufzufangen, das Bildniß war noch dort, denn ich sehe es immerdar und allenthalben. — Der Vater schilt sie um den Muthwillen. Sie sey zu groß, zu edel gebaut, und nicht mehr Kind. Wäre sein Auge nicht im Weltgeschäft erblindet und von Leidenschaft zerstört, er würde an diesem Muthwillen Weisheit lernen und Unschuld in ihm erkennen. Sie spielte mit ihrer kleinen Nichte und vergnügt sich im Garten hinter der Säule. Das Kind weinte und klagte. Nun trat sie mit dem hellen lachenden Angesichte vor und schloß die Kleine zärtlich in die Arme, die nun die kleinen Aermchen um den blendenden Nacken schlug, und im Entzücken jauchzte. — Ist dies vielleicht ein Bild von unserm Leben? Hat sich unser höchstes Glück, so lange wie Menschen sind, auch so hinter der Säule verborgen und lächelt über unser kindisches Winseln? Springt es im Tode so auf uns zu und drückt uns an die bekannte vertraute Brust? — Mir mindestens stand bis jetzt die steinerne Säule verdunkelnd vor meinem Blick, mein Leben war nur ein wehklagendes Suchen. Gefunden habe ich es, was mir mangelte, ihr Blick, ihr Wort ist meine Seligkeit, empfinde ich sie, so mangelt mir nichts. Höre ich nur von ferne ihr Gewand über den Boden säuseln, so kenne ich den Laut, und entzückender kann dem armen zum Tode Verdammten der Herold nicht seyn, der ihm Leben und Freiheit verkündigt, als mir jenes Rauschen, wenn ich im Kreis der Menschen sitze und der Garten von vielfachen unnützen Reden tönt. — Ist sie schöner, wenn sie muthwillig ist, oder wenn sie schweigend und gerührt ganz in Gefühl sich löst? Ihre Thränen sind unwiderstehlich, aber ihr schalkhaftes Lachen siegt noch gewisser. Sie war sehr ernst, als wir von der Vergänglichkeit der Schönheit und alles Lebens sprachen: Alles dient nur dem Tode, sagte sie gerührt, und alles Schöne strebt nur aus dem Dunkel leuchtend empor, um der Verwesung entgegen zu reifen. Der schönste Pfirsich glänzte rötlich in seiner sammtnen Pracht am Spalier. Sie brach ihn herunter und reichte ihn mir. Es kommt mir häßlich und roh vor, sagte ich, die Frucht mit meinen Augen prüfend, ein so liebliches Kind des Sommers thierisch zu verzehren. Plötzlich lachte sie und nahm den saftigen Apfel aus meiner Hand. Sie sah mich schalkhaft mit den glänzenden, großen Augen an. Darauf biß sie mit den weißen Zähnchen in den Flaum der Frucht und sog den weißen, gewürzigen Saft. Siehst du, rief sie dann: für diesen Augenblick war der zierliche Apfel geformt und von der Sonne erzogen, er hat im lieblichen Geschmack wie Alles verrathen, was er von seinem Daseyn weiß. Nimm! Mit bebendem Entzücken nahm ich die Frucht aus den schönen Fingern. Die Spur der Zähne war dem blendend weißen Fleische eingedrückt: ich kostete von der Stelle, an der sie genascht hatte. So dünkte mich, ich schlürfe der Venus sinnberauschenden Wein. Schnell nahm sie mir den Pfirsich wieder weg, sezte noch einmal den wunderschönen Mund an, kostete, und warf dann die Frucht weit weg, unter grüne Gewächse und Sträuche hinein. Dort mag er nun sterben und verwesen: du hast einen Kuß von mir, und ich von die empfangen. Ist sein Leben nicht ein schönes gewesen? Und so ist auch die Gegenwart, und der vorübereilende Moment. Wenn wir jahrelang sein gedenken, ist er kein flüchtiger. Warum mußte die lustige Gesellschaft schon zurückkehren, indem wir noch so sprachen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 19. 21. Februar 1834.

Romane und Novellen.

1) Novellenkranz. Almanach auf das Jahr 1834, von Ludwig Tieck. Dritter Jahrgang, mit 7 Kupfern. Berlin, Reimer.

(Beschluß.)

Don Christoforo, ein alter Freund des Dichters Camoens und sein Gefährte in Indien, erzählt der Donna Katharina, seiner Muhme, viel von ihm, und verwebt in die Erzählung seine eignen, aus Indien mitgebrachten, etwas ketzerischen und braminischen Ideen über Religion. „Sollen Fremde an meinen Irrthümern Schuld haben, so tragen einige alte weise Braminen wohl diese am ersten. Nicht, daß ich mit diesen wäre einig geworden, sondern daß ich mir ihre sonderbaren Lehrsätze und Erzählungen in meinem eignen Sinne ausdeutete. Meine Ketzerei ist wohl so alt, wie die Welt selbst und die Religion. Ich leide nur an der Krankheit, daß ich mir meinen Glauben auslegen und ihn mit der ganzen Natur in Uebereinstimmung bringen will. Doch, wie gesagt, ich will Euch nicht ängstigen, ich bitte nur, mich und meinen Eigensinn zu dulden. Der Allvater wird wissen, was er aus meiner Seele künftig entwickeln will, und unter welchen Bedingungen ich meine Existenz führen darf. Die Seelenwanderung der Indier ist auch ein Symbol für meine Meinung, nur zu irdisch und geringe ausgesprochen. Das Elysium der Heiden ist trübselig, wenigstens nicht erfreulich: ihr Lethe aber wieder ein schönes Bild. Der Himmel der Christen ist am unbestimmtesten und ohne Inhalt. Hier kann Deutung und Auslegung fast gar nicht einen Sinn oder eine Aussicht gewinnen. Die Phantasie ist hier im Erfinden zu schüchtern gewesen und hat sich umgekehrt an den Greueln der Hölle und den Charakteren der Teufel erschöpft. Bedeutsam genug, um das Wesen unsrer Phantasie näher kennen zu lernen. Kehren wir zur Erde, sagte Katharina, zur Geschichte und zu Camoens zurück.“ Don Christoforo erzählt nun die Schicksale seines Freundes in Indien, unter anderm seine Edelmuth gegen den Sklaven, den er mit sich genommen, und seine Treue gegen eine unbekannte Jugendgeliebte, wegen welcher er die Hand einer eben so schönen als reichen Dame ausschlug und in Kummer dahin lebte. Donna Katharina steht plötzlich auf und entfernt sich.

König Sebastian rüstet seinen Seezug nach Afrika. Unter den Gesprächen der Männer kommt eine Kritik der Lusiade vor: „So wie Arioſt der Glanzpunkt und leuchtende Kranz jener lustigen Fabeln ist, die nur in

Digitized by Google

der Phantaſie und nie auf Erden einen Wohnplatz finden können, ſo iſt Euer Camoens und ſein unſterbliches Gedicht der Zauberkranz, in allen Farben ſpielend, in welchem am lieblichſten dieſer Sinn für Vaterland, Ruhm, Heldenthat, Aufopferung glänzt, und jeder Portugieſe findet ſich und ſeine ſchönſten Wünſche, ſein edelſtes Streben in jedem Verſe wieder: und Alles iſt Wahrheit, nicht Fabel; Geſchichte, nicht Erfindung, das Erlebte, was nun ſo leuchtend wie die wirkliche Natur mit Meer und Gebirge aus der Nacht in den Glanz des Morgenrothes, ſchöner wie ein Traum, in das verklärende Licht der erwachenden Natur hinein tritt. — Viele wollen die Vermiſchung der alten griechiſchen Mythologie mit dem Chriſtenthum tadeln, daß Bacchus und Venus perſönlich auftreten, ein Rath der Götter ſich verſammelt, und dennoch das Chriſtenthum als ſolches mit ſeinen Wundern und als ächte Gottesverehrung gelehrt und gefeiert wird. — Und mir iſt gerade dieſe Vermiſchung des Chriſtlichen und Heidniſchen als eine der größten Schönheiten dieſes wunderbaren Werkes erſchienen! Seit unſerm großen Dante iſt es noch keinem gelungen, die Allegorie recht bedeutſam und tiefſinnig darzuſtellen, ſie ſo zu behandeln, daß wir an ſie glauben und als Wahrheit und Wirklichkeit betrachten können. Nur der portugieſiſche Camoens darf ſich hier neben unſern erhabenen Florentiner ſtellen. Wir ſind gewohnt, ſo fern uns auch die Zeit der Griechen liegt, der Venus eine Macht auf das Gemüth zuzuſchreiben, der Trieb, der die Schönheit erkennt und zu beſitzen wünſcht, die Herrſchaft dieſer ſüßen Leidenſchaft, die Sehnſucht, die ſich an ſie knüpft, die Trunkenheit, die ſie hervorbringt, alle dieſe Wirkungen geſtalten ſich uns leicht in die holde Bildung der Venus hinein: der Ausdruck der Gewalt, die Venus, Amor, Cupido ausüben, iſt uns Europäern ſchon genug ſprichwörtlich geworden. Mit dem Bacchus iſt es im Scherz und Ernſt der nämliche Fall. Hier nun will Bacchus aus Eiferſucht die Portugieſen von Indien abhalten und ſie verderben, er tritt in verſchiedenen Geſtalten auf: er braucht darum kein böſer Geiſt zu ſeyn, kein gefallener, rebelliſcher Engel: der Raum, in welchem er wohnt und wirkt, iſt ganz poetiſch und unbeſtimmt gelaſſen. Venus beſchützt und liebt die Luſitaniſchen Helden. Sie ſind liebenswerth, ſchön und edel und ihr verwandt. Die Götter nehmen dieſe und jene Parthei. Das ungeheure Reich der Waſſer wird lebendig, auch hier, wie in der Luft, wie auf der Erde, zeigen ſich die übermenſchlichen Kräfte, die Glück und Unglück darſtellen und hervorbringen. Bis ins Innerſte ſind alle dieſe Bildungen von Wahrheit und dem Geiſt des Dichters durchdrungen. Aber dies genügt ihm nicht: auch das ſüdlichſte Vorgebirge Afrikas, bis dahin das Grauen, der Wall, an welchem Stürme und Schiffbrüche die Kühnſten mit Schrecken zurückwieſen, tritt als Rieſenfigur warnend, zürnend und prophezeihend auf: die Furchtbarkeit der Natur, das Wunder, das belebte Weſen, alles Eins, und mit wahrhafter Schöpferkraft dargeſtellt, eine Dichtung, die ich mit nichts, auch mit dem Erhabenſten, was ich irgend in der Poeſie kenne, vergleichen möchte. Wie der Dichter dieſe Erſcheinungen angeſehn wiſſen will, wie Phantaſie und Wirklichkeit, allegoriſcher Begriff und Wahrheit, Perſon und Gedanke als eins und daſſelbe zu betrachten ſind, lehrt er uns ſelber durch die Landung an jener Inſel, die die Portugieſen auf der Rückkehr, nachdem ſie alle Mühſal überſtanden und ihren Zweck erreicht haben, finden, wo in Geſtalt der Nymphen ihnen Schönheit und Wolluſt dient und ſie belohnt. Dieſe üppige Darſtellung, die auch vielleicht alles Aehnliche der frühern Dichter überbietet und übertrifft, — indem unſere Phantaſie noch mit an jenen Tafeln ſchwelgt, — auf einmal verſchwindet Alles, und der Dichter ſelbſt ſagt uns, es ſey nur Allegorie, Figur des Nachruhms, der innern Genugthuung, einen großen, unmöglich ſcheinenden Zweck auf eine große Weiſe erreicht zu haben. Wie wahr und poetiſch: Ruhm, Ehre, Heldengefühl, ſind ſie denn greifliche, rob irdiſche Weſen? Entzückende Gedanken ſind ſie, Geiſter, die ſich nur dem Begeiſterten wie körperlich darſtellen, und auch dieſem wieder verſchwinden. Und doch ſind dieſe unſichtbaren Gedanken und Gefühle für den Edlen das Herrlichſte und Belohnendſte, ihm in der Unſichtbarkeit das Nächſte und Genügendſte: die Göttinnen ſind es, um deren Gunſt er wagt, handelt, leidet und ſtirbt. — O wahrlich, mein Freund, es iſt ein Schickſal, daß ich hier zurück gehalten wurde, um dieſes, von Himmelskraft, von ächter Poeſie durchdrungene Werk kennen zu lernen. Es iſt die zweite, göttliche Comödie: nur eine heroiſche, in welcher das Vaterland und deſſen Verherrlichung, die Großthaten der portugieſiſchen Helden den Grund bilden, auf welchem alle übrige Zier eingewirkt iſt. Darum iſt die Erzählung aus der Vorzeit ſo nothwendig: und warum ſoll es mich ſtören, daß Vasco ſie ſeinem Indier vorträgt, welcher ſie nicht ganz verſtehen wird. Ich, der Fremdling, habe ſie auch nur ſo aus dem Munde des Dichters empfangen. Eben ſo ſchön iſt die Peophezeihung, die uns ſchon die künftigen Thaten eines Pacheco und Albuquerque meldet. — Seh' ich nun den verhältnißmäßig kleinen Umfang dieſes Gedichtes, dieſe zehn Geſänge, und erwäge, daß ſie Geſchichte der Vorzeit und Zukunft, die Beſchreibung des Zuges, die Einwirkung der Götter und der Naturkräfte enthalten, ſo erſcheint mir das Werk um ſo mehr als Wunder, da ihm noch für Epiſoden Raum bleibt, wie jene rührende Liebes-Tragödie vom Tode

Digitized by Google

der Ines de Castro. Wohl, wohl kann uns der echte Poet zum Olymp, in die Versammlung der Götter entrücken."

Donna Katharina, durch die Erzählung ihres alten Oheims ergriffen, gesteht ihm, daß sein unvergeßlicher Freund Camoens ihr Jugendgeliebter gewesen sey, und daß sie ihm, nachdem sie gewaltsam von ihm getrennt worden, heimlich eine Tochter geboren habe, die Mutter ihrer anwesenden Enkelin Maria. Endlich kommt man auf die Spur, daß Camoens noch lebe. Man zeigt ihm die alten Papiere, die „Seelen künftiger Gedichte" und er sinkt in Ohnmacht hin. Als er erwacht, ist Katharina und seine Enkelin Maria, sind alle Verwandten um ihn. „Man wandte alle Hülfe bei dem Ohnmächtigen an, welcher sich endlich von seiner Betäubung erholte. Er blickte um sich, und schien verwundert, so viele Gestalten vor sich zu sehn, die sich alle theilnehmend um ihn bemühten. Er suchte seine Besinnung wieder zu sammeln, sein Blick fiel auf Maria, die heftig weinend seine kalte Hand ergriffen hatte. Er lächelte wehmüthig, sah in den Garten, und wendete sich dann wieder zurück nach dem Tische. Das war es! rief er mit so schmerzlichem, durchdringenden Tone, daß alle Gegenwärtigen erblaßten: nach der Mahnung dieser Blätter, nachdem ich dies noch erlebte, ist es Zeit zu endigen. Er warf sich mit beiden Armen über den Tisch, verhüllte sein Haupt, und weinte so heftig, daß Maria meinte, die Brust müsse ihm zerspringen. Er redete nicht, seine Thränen flossen immerdar, und Seufzen und Schluchzen wechselte mit den schmerzhaftesten Tönen und Ausrufungen, daß Alle, von gewaltiger Rührung ergriffen, weinend in seine Wehklage stimmten. Endlich schien er erschöpft, er hob das thränennasse Antlitz empor, schaute dem jungen Grafen in das Angesicht und rief dann mit Todes-Accenten: Was nuzt jezt noch die Lüge? Diese alten, stummberedten Blätter sind Worte meiner Jugend, ich bin der arme, unglückliche Camoens! Ein lauter Ausruf entfuhr Allen, und Katharina sank betäubt in die Arme ihres Oheims. In diesem Augenblick war Christoforo über die Schwelle getreten, er hatte den Ruf des Freundes vernommen und stürzte jezt zitternd, schreiend vor dem Dichter knieend hin: Luis! mein Luis: rief er und faßte das bleiche Antlitz in seine beiden Hände. Luis sah ihn an, küßte den Alten und antwortete: O wie gütig, Himmel! daß ich den Treuen im Tode wieder sehe. Katharina erwachte wieder, und der Graf führte Maria und den Kapitän nach dem Garten, auch Christoforo erhob sich und folgte dem Winke Fernandos. — Wenn man Wunder erlebt, sagte der Marques, als die drei allein waren, so ziemt es sich auch, sie würdig und im Glauben aufzunehmen. Luis Camoens, großer, unglücklicher Mann, erkenne deine Freundin, deine Gattin, Katharina de Otaz da in diesem edlen Bilde wieder, und wisse, daß jenes liebliche Kind deine Enkelin, die Tochter deiner Tochter ist. — Die Beiden so lange getrennten blickten sich an, umarmten sich und waren im seligen Entzücken, im wehmüthigen, überirdischen Schreck todtenbleich geworden. O meine Katharina! schluchzte Camoens. O Luis, rief sie, was habe ich um dich gelitten! — Und Freunden, Geliebten, sagte er, lebte ich so nahe und wußte es nicht! Floh die Menschen, die mich getröstet hätten! — Wie nur, sagte der Marques, indem er den Dichter mit herzlicher Liebe umarmte, lebtet ihr so einsam? Entdecktet Euch keinem Freunde? Wie glücklich, wie selig hätten wir mit einander leben können! — Das ist mein Schicksal, antwortete Camoens, ich hatte allzu Bitteres erfahren und mein Vertrauen war zerbrochen. Ich bedurfte fast nichts, weil ich als Bettler lebte; in San Lazaro, dem Hospital, fand ich des Nachts ein Obdach, welches mir freundliche Geistliche bewilligt hatten, für meine Nahrung und Kleidung sorgte mein Neger, Antonio; o laßt ihn rufen, er weilt draussen, der treuste Freund, daß ich auch seine dunkeln Augen noch einmal sehe. — Der alte Marques weinte heftig, indem sich Katharina und Camoens umschlungen hielten. Ich verstehe, sagte der Greis, das ist mein Neger, den ich kenne. Nein, es gibt keine Worte für den Schmerz, für die Wunden, für das Entsetzen, die alle wechselnd unsre Brust, von seliger Wehmuth abgelöst, durchschneiden. O Luis, Bruder, edler Mann, — was können wir für dich thun, wir Armen? — Ich sterbe in der Nähe der Freunde, der Geliebten, sagte der Dichter, das ist mehr, als ich jemals hoffen konnte." Er stirbt und mit ihm sinkt der Glanz seines Vaterlandes in Nacht, denn Trauerboten melden den Untergang des Königs Sebastian und schon rüsten sich die Schaaren Philipps, um Portugal zu unterjochen.

Wenn es sich ziemte, an einer so überaus trefflichen und innigst rührenden Novelle irgend etwas zu tadeln, so wäre es der Traum, in welchem die junge Maria den ihr noch völlig unbekannten Einäugigen unter poetischen Emblemen eine Leyer halten sieht. Erlauben es auch Naturerfahrungen der zartesten Art, uns Kinder und Eltern oder Geliebte unbewußt in einem geheimnißvollen Rapport zu denken, so hätte sich doch der Dichter begnügen dürfen, die sympathetische und zärtliche Beziehung des Kindes zum Großvater etwas allgemeiner und dunkler zu halten. Daß sie in ihm nicht nur ein verwandtes geliebtes Wesen ahnet, sondern auch einen Dichter, und daß sie ihn sogar mit der Leyer sieht, ist doch zu unwahrscheinlich, zu gemacht. Diesen einzigen Zug wünschten wir aus der schönen Dichtung hinweg.

Digitized by Google

Von den Kupfern wollen wir gar nicht sprechen, außer, um unsre Indignation auszudrücken, daß sie, das Titelkupfer ausgenommen, der Dichtung, welcher sie zum äußern Schmuck dienen sollen, so sehr unwürdig sind.

2) Liebesurne. Novellen von Gustav v. Heeringen (Ernst Wodomerius). Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Diese Erzählungen gehören zu den bessern, die uns unter deutschen Original-Erzählungen in jüngerer Zeit vorgekommen sind. Die erste „die Nacht von Varennes“ würde noch anziehender seyn, wenn sie einige Unwahrscheinlichkeiten weniger enthielte. Meisterhaft ist das revolutionäre Puppenspiel auf den Straßen des unruhvollen Paris und das Zusammenstoßen des eleganten Grafen Fersen mit dem wüthenden Jakobiner geschildert, der Kontrast der Aristokratie und Demagogie kann nicht lebendiger aufgefaßt werden; die königliche Familie und das kleinbürgerliche Leben, der Emigrant und der treue Kammerdiener, die Sentimentalität und die Grimmigkeit des Pariser Pöbels, das Alles ist vortrefflich. Aber eine ganz fatale Wirkung macht Barnave, der ganz im Widerspruch mit seinem feurigen Charakter, hier immer etwas pedantisch geheimnißvoll auftritt und seine Rolle als deus ex machina über die Gebühr abnutzt. Auch hätte dessen Liebe zur Königin nur auf's zarteste angedeutet werden, diese Liebe hätte vor unsern Augen in Folge der ersten nähern Bekanntschaft im Wagen auf der Rückkehr von Varennes erst entstehn sollen, Barnave hätte nicht vorher schon für sie schmachten und sich deßfalls mit seinem Nebenbuhler Fersen in einen, den großen Interessen jener Tage gewiß fremden Rapport setzen sollen. Die zweite Erzählung, „Hauptmann Gars“ stößt weniger Interesse ein; dagegen ist wieder die dritte „Russische Liebe“ desto ansprechender. Eine französische Dame mit ihrer Tochter will eben Rußland verlassen und hält in einem kleinen Grenzstädtchen an. Dort werden die Damen von jungen muthwilligen Offizieren erblickt, die ihnen die Postpferde verweigern und sie mit aller Galanterie zum Dableiben nöthigen. Durch einen Zufall erkrankt vollends die Mutter, und stirbt und so bleibt die Tochter, Adrienne, in der Gewalt des liebenswürdigsten jener Offiziere, eines jungen und reichen russischen Fürsten. Sie liebt ihn, sie ist aber schon an einen französischen Offizier verlobt. Sie will endlich fort, der Fürst entführt sie, aber sie wird von ihrem Verlobten, der mit Napoleons Heer in Rußland einzieht, befreit und nach Frankreich geschickt. Der Bräutigam selbst aber fällt in der Schlacht, und der russische Fürst, Reruck, zieht siegreich in Paris ein, findet Adrienne wieder und heirathet sie. Diese kleinen Begebenheiten sind reizend erzählt, und durch das seltsame Bild eines armen Judenmädchens, das den Fürsten bis in den Tod liebt, noch interessanter gemacht. Die letzte Erzählung „die Gefangenen, eine Künstlergeschichte, zeichnet sich weniger aus.

3) Meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. Von Johanna Schopenhauer. Stuttgart, Hoffmann, 1831.

Seltsam genug ist diese Geschichte zweier Mädchen, die, um anderweitigem Zwange zu entgehn, einander heirathen. Die, welche die Frau vorstellt, verliebt sich bald darauf in einen wirklichen Mann, und die, welche den Mann vorstellt, ist so freundschaftlich, den Tod zu fingiren und dadurch die Heirath ihrer Freundin mit jenem Manne möglich zu machen. Da sie aber mit ihrer Freundin fortwährend in Korrespondenz bleibt, wird einer ihrer Briefe gefunden. Man erkennt die Hand des verstorben geglaubten Mannes, und die Folge ist, daß die arme Freundin einer Doppel-Ehe peinlich angeklagt wird. Nun kommt zwar der vermeintliche erste Mann herbei und entdeckt sein Geschlecht, aber die Kirche bestraft die Verletzung des Sakraments mit Einsperrung im Kloster. Die Frau Verfasserin hat diese Geschichte ganz gut erzählt, und wir verlangen auch nicht mehr von ihr. Wenn aber ein Mann diesen Gegenstand behandelt hätte, würde er ihm ohne Zweifel noch viele humoristische Seiten abgewonnen haben.

4) Sommerabendstunden in Idas Garten. Erzählungen von Friedrich Mosengeil. Hildburghausen, Kesselring, 1831.

Die erste Erzählung ist geisterhaft. Ein Offizier stirbt auf dem Schlachtfeld und hat nicht mehr Zeit, seinem Gefährten zu sagen, was er sterbend noch gern seiner Gattin melden möchte. In der Nacht darauf aber sieht dieser Gefährte, wie auf dem Papier, auf dem er der Gattin seines Freundes dessen Tod melden will, die Feder von selbst schreibt und das ergänzt, was der Tod dem Freund verhindert hatte, auszusprechen. — Die zweite Erzählung hat manches Artige, leidet aber an der Mystifikationssucht, welche die Illusion des Lesers nur stört. Das Durcheinanderspielen des modernen Hoflebens und des unterirdischen Geisterlebens wäre in der Manier Hofmanns recht ergötzlich, wenn der Dichter nur eigentlich wüßte, was er wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 20. 24. Februar 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

5) Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1833.

Der geistreiche Verfasser der Briefe eines Narren an eine Närrin hat in diesem neuen Werke sein großes Talent auf eine noch glänzendere Weise beurkundet. Seit Ludwig Tieck gab es keinen, der so jung an Jahren, schon so reif an Geist und Phantasie gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er die Klippen und Strudel vermeiden werde, die dem jungen Genius von allen Seiten drohen; wir sind schon jezt überzeugt, daß er unter den Schriftstellern deutscher Nation eine bedeutende Rolle übernehmen und behaupten wird.

Maha Guru ist der beste Roman, der seit langer Zeit geschrieben wurde; er erinnert entfernt an die Romane von Tieck und Steffens, aber von denen Tiecks unterscheidet er sich durch das ganz eigenthümliche Kolorit, und die von Steffens übertrifft er durch seine epische Ruhe und edle Einfachheit. Die Buchhändler-Annonce rechnet diesen Roman unter die philosophischen. Wie kalt das gleich klingt. Wahrlich dann ist die Sakuntala und dann sind Crebillons Werke auch philosophische Romane, so sehr sie auch unter einander verschieden sind. Wir haben in Maha Guru überall nichts von philosophirender kühlender Altklugheit gefunden, überhaupt nichts, was man subjektiv nennt, Auskramen der eignen Gefühle und Meinungen. Wenn darin hin und wieder philosophirt wird, so sind es Chinesen, Tibetaner, so ist es der sich selbst für den lebendigen Gott haltende Dalai Lama, welcher philosophirt, und das ist so originell und fremd unsern Begriffen, daß jeder Leser wohl an der Wirkung, die das Buch auf ihn macht, empfindet, die Philosophie diene hier nur der Poesie, wie bei Shakespeare.

Das Panorama einer wilden, zerrissenen Gegend liegt vor unsern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetanischen Gebirgskette, welche die endlose, dem Reisenden noch immer unerforscht gebliebene asiatische Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefesselt hat. Ueber einen Paß dieses Gebirgs sehn wir eine kleine Karawane ziehn. Es ist Hali-Jong, der tibetanische Götzenfabrikant mit seinen drei Brüdern und ihrer gemeinschaftlichen und wie ein Augapfel geliebten Tochter Gyllusya. Bekanntlich herrscht in Tibet allgemein die Sitte der Polyandrie. Die Söhne derselben Familie heirathen zusammen eine Frau und so kann ein Kind vier bis sechs legitime Väter haben. Der Weg über die Gebirge war höchst beschwerlich. Dennoch sprach Hali-Jong sehr viel, wie alle Fruchtsamen, die

Digitized by Google

durch ihre eigenen Worte sich Muth einflößen wollen. „Beim siebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Tassisudon!“ sagte er, und nahm bei diesem Schwur seinen lackirten Hut ab: „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ist! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zulezt in dem Zelt seines Ruhms auszuruhen.“ Und welcher Gefahr ging Hali-Jong entgegen? „Nur darin lag sein Unglück, daß er als Götzenmacher zu sehr praktischer Geschäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt; zweifle aber daran, und beklage den Vorsteher der Götzenmanufaktur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Götzen eine bedenkliche Neuerung einführte. Hali-Jong suchte sich zwar stets zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sey, und die Proportion zwischen der Nasenspitze und der Oberlefze immer so gebildet habe, wie sie die Götter seit ewigen Zeiten gehabt hätten; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten nun einmal seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamuni-Bildern eine höchst verderbliche, dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen war. Es wurde deshalb in Lassa ein großes Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog, und ihre Formation sowohl mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen, als mit der in andern Werkstätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es sich handelte, sondern um etwas Wesentliches, etwas Normales. Was bezeichnen die Nasen der Götter? Unstreitig, daß sie sie überall hineinstecken, also ihre Allgegenwart. Ist nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht gewesen, weil ein Gott nur zu sprechen braucht, um etwas dastehen zu haben: so folgt, daß die Zerstörung der alten Proportion zwischen diesen beiden Gesichtstheilen ein versteckter Kampf gegen die Dogmatik ist. Wird die Wirksamkeit der Götter nicht in Zweifel gezogen, wenn man ihre Nasen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Lasse war auch keinen Augenblick länger über diese Ketzerei unentschieden. Es verdammte einstimmig die Neuerung, und rief den Vorsteher der neologischen Fabrik als einen Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligsten Religion vor seine Schranken. Dies war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beschwerliche Reise unternommen hatte.“

Unsere Reisenden übernachten unterwegs. Da gesellte sich unter einem Zuge fanatischer Pilger ein junger Schaman zu ihnen, der die schöne Gylluspa von Jugend auf gekannt und geliebt hatte, aber nicht so glücklich war, als sein jüngerer Bruder Maha Guru, auch wieder von ihr geliebt zu werden. „Wer hätte in ganz Klein-Tibet so kunstvolle Charaktere auf Seidenpapier zeichnen können, als des Götzenfabrikanten Hali-Jongs geistreiche Tochter? In seine Baumrinde verstand Gylluspa mit einem silbernen Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blumen, Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen Pinsel auf geglättetes Holz, und hatte viele Bilder, die in den fernsten Gegenden wie vom Himmel gefallen angebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit geziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geistes, von der Feinheit ihrer Rede sagen? Was ist aber alles dies gegen den Zauber ihrer äußern Erscheinung? Wenn die Jünglinge aus der Hauptstadt Tassisudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß sie in dem ewigen Anschauen einer solchen Schönheit leben konnten? Gylluspa besaß alle die Körperreize, die für den Mittel-Asiaten so unwiderstehlich sind. Das dunkle schwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am untern Ende mit Korallenschmuck, Türkissen, Seemuscheln geziert sind. Oben verband sie ein scharlachrothes Tuch, das geschmackvoll auf dem schönen Kopfe befestigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künstliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingebornen einen um so stärkern Eindruck, je kürzer die Entfernung zwischen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel ist. Vielleicht liegt in dieser Annäherung die symbolische Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören sollen, was sie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.“ Sie fragt zärtlich nach dem Schicksal ihres Geliebten, von dem sie lange nichts gehört hat. Der eifersüchtige Schaman spricht in räthselhaften Worten von ihm.

Sie kommen in Lassa an. Der arme Hali-Jong geht sogleich in das Kloster der schwarzen Gylongs. Eben wird Gottesdienst gehalten. „Er öffnete unbedenklich die Pforte, zog den Vorhang, der das dunkle Vestibul von der Rotunde trennte, und schwamm jezt in einem Meere von Licht und aufgeschreckten Tonwellen. Welches andächtige Geschrei! welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabsehbare Menge von schwarzgekleideten Gylongs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen, und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um es herum brannten unzählige Opferschalen, und zwei erhöhete Estraden standen für die Musiker an seiner Seite. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit

Digitized by Google

einer Präcision geschlagen, die auf ein tiefes Studium dieser Instrumente schließen ließ.“ Welche Wonne für Hali-Joug, da er seine eignen selbstgemachten Götzen wiedererkannte, vor denen das Volk in Andacht lag. Aber seine Freude währt nicht lange. Das Ketzergericht beginnt, ein ungeheurer Korb mit Götzen wird herbeigebracht: „Und Hali-Joug erkannte sie alle, die Oktav- und Duodez-Götter, und die Götter im Taschenformat; er sah auf hundert Schritte den Stempel seiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eignen Kinder vor seinen Augen schlachten sieht, stieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens aus. Die Mitglieder dieses heiligen Autodafe's würden ihn nicht gehört haben, hätten sie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud sich Hali-Jougs beklommene Brust in demselben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemessenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Nasen- und Mund-Bildung zeigte. Die Versammelten stoben auseinander, Hali-Joug wurde entdeckt, ergriffen.“

Nun werden wir in die Wohnung des chinesischen Korrespondenten oder Gesandten oder Beaufsichtiger am Hofe des Dalai Lama in Lassa versezt. „Dieser Mann trug eine kleine Calotte von gesticktem, seidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Klasse Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensezten, und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Akten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.“ Er empfängt so eben einen diplomatischen Besuch, es handelt sich um den neuen Lama. Auch seine kluge Schwester hilft mit regieren. „Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Korrespondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verschlossen hält. Das zweite Moment seines Lebens war Niemand, als Schü-King, seine geistreiche, schöne, leidenschaftliche Schwester. — Soll ich Schü-Kings Reize schildern, wenn ich sie an der Toilette beobachte? Oder soll ich sie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn sie, auf einem Sopha sitzend, nach ächt chinesischer Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeschminkten Backen mit Rauch anfüllt, und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? Oder endlich wenn sie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt, und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht? — Schü-King war stolz auf ihren schlanken, mittlern Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren frischen glänzenden Teint, auf alle diese für eine Chinesin so wesentlichen Schönheiten. Aber was waren diese natürlichen Reize gegen die Kunst, mit der sie diese zu beherrschen wußte? Mit fertiger Hand zog sie die schwarzen Tusche in zierlichen Bogenstreifen über ihre Augenbraunen. Welches dämmernde Incarnat legte sie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen sich nichts schöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chinesische Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmter und mit goldenen Haarnadeln befestigter Locken, die geschmackvollen Verzierungen durch künstliche Blumen, haben längst vor dem Richterstuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht, und tausend europäischen Engelköpfen vollendete Triumphe verschafft. Aber dies sind nur Plagiate, ängstliche Kopien, die weit hinter ihren Origalen zurückbleiben. Die Schönheit ist erst dann vollkommen, wenn sie von der Harmonie des Ensemble unterstüzt wird. Schü-King war eine Chinesin, und sie besaß Alles, was sie hiezu stempelte. Sie lehnte sich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, sondern kokettirte selbst mit den Reizen, die wir abscheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unansehnlichen Füßen, von diesen sonderbarsten aller verjüngten Maßstäbe, sprechen will. Ihre Füße waren so klein, daß ihre Hände dagegen noch riesenhaft erschienen. Man rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren. Ich habe ihr nie dazu Maaß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb ist schon das Aeußerste, was sich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen diesen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chinese mit Bedauern an Schü-King vermissen wird.

Digitized by Google

Wir würden sogleich bereit seyn, diese Zierde eine garstige Unart zu nennen, aber das sind die Verschiedenheiten des Geschmacks. Wer so glücklich in China ist, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von 4 bis 5 Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man seiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer diesen Nagel gar zu einer Länge von 6, 8, 10 Zoll zu bringen im Stand' ist, der ist auf dem Wege, unter die Götter versetzt zu werden; der Geruch der Heiligkeit ist ihm schon hienieden gewiß. Schü-King besaß diesen Schmuck nicht, und sie beklagte oft einen Verlust, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete sich selbst dieses Leid, denn ihr Charakter, ihre Leidenschaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte sie, die nicht gewohnt war, verschleiert im Hinterhause zu sitzen, und sich von Verschnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu lassen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger versehen seyn, die Gestikulationen ihrer Hand ängstlich beachten, und ihre Seele an diesen Nagel hängen? Wenn sie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, so geschah es bei einer etwas lebhaften Demonstration, die sie ihrem Bruder machte, daß er in eine falsche Lage kam, und im Nu abknickte; dann weinte sie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren." Neben dieser Schönen erscheint ferner noch ein junger chinesischer Stutzer, Tschu-Kiang, Oberst der Truppen, den sie wie einen Pudel zu ihrer Belustigung dressirt hat, da er nach ihrer reichen Hand trachtet.

Man bereitet sich zu einer Prozession und zum feierlichen Empfang des neuen Gottes. „Die Menge harrt mit Sehnsucht, daß auf den Thürmen desselben die Fahnen aufgesteckt werden, welche den Moment bezeichnen, da sich der Herrscher auf seinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeschrei wirbelt in der Luft, und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erschlossenen Jenseits." Niemand anders aber, als der schöne Jüngling Mada Guru ist der Glückliche, in dessen Leib die allmächtige Gottheit einkehrt, und der den Thron des Dalai Lama mit liebenswürdiger Unschuld einnimmt. Welch heitre Religion, die den Gott im Kindes- und Jünglingsalter sucht, während der christliche Papst immer ein finsteres Greisenalter besitzen muß!

Maha Guru glaubt an seine Göttlichkeit und spricht darüber mit seinen Brüdern, dem schon bekannten Schamanen und dem Kalmuckengeneral, der seine Leibwache befehligt. Sehr artig ist die Naivetät, mit welcher er über die Unvollkommenheit dieser Welt zur Rede gestellt wird und dieselbe entschuldigt. Er lustwandelt im Garten mit den wonnevollen Empfindungen eines Gottes, der in dem eben eest von ihm geschaffnen Paradiese wandelt. Da erblickt er die schöne Gyllusya und vergißt den Gott, oder läßt sich vielmehr als ein echter heidnischer Gott zu der schönen Erdentochter gnädig herab. Sie weiß noch nicht ein Wort davon, daß er ihr Gott ist. Endlich, da sie überrascht werden, erfährt sie es, und fällt für todt nieder.

Mittlerweile wird der wahnsinnig gewordene und an sein Verbrechen selbst glaubende, sich für den ärgsten Gotteslästerer haltende Künstler, Hali Jong, von der Geistlichkeit verurtheilt und trotz Maha Gurus Rettungsversuche hingerichtet, denn der Gott ist oft schwächer, als die, die ihm dienen. Der Wahnsinn Hali Jongs ist sehr geistreich geschildert. Auch Gyllusya wird in ein Kloster eingesperrt, da man ihr Verhältniß zu dem Gotte muthmaßt. Da überlegt der Schamane, daß er nie zu ihrem Besitz gelangen könne, wenn nicht zuvor sein Bruder in demselben sey, und daß auch dieser ihm für immer würde entsagen müssen, falls es nicht gelänge, ihn von seinem göttlichen Thron wieder in die gewöhnliche Menschheit herunterzuziehen, denn dem Dalai Lama ist Umgang mit Weibern aufs strengste untersagt. Der Schamane läßt sich also in eine Verschwörung ein, welche den Thron von Lassa an den Dalai Lama von Teschulumbo (einen Nebenpapst von einer abweichenden Sekte) verrathen soll. Auch der Korrespondent wird ins Komplott gezogen und reist mit seinem possierlichen Diener Ho-Po nach Teschulumbo, wo wir unter andern auch einen Engländer, Namens Dickson, als Befehlshaber der Artillerie kennen lernen, den einzigen Europäer, der in diesem mit der dankbarsten Oekonomie behandelten Roman vorkommt. Neben ihm glänzt Odii-Kummuz, der geistliche Hofnarr des dortigen Lama. Da sich übrigens der chinesische Korrespondent hochmüthig benimmt, wird er eingesperrt, versucht die Flucht und kommt in den Gebirgen um. Seine Schwester hat unterdeß die Zügel der Regierung an seiner Statt ergriffen und beherrscht den Gott, den sie heimlich liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 18, Seite 69, Spalte 2, Zeile 5 von unten lies: Vasco de Gamas, unter dessen Nachfolgern er selbst in Indien diente.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 21. 26. Februar 1834.

Romane und Novellen.

5) Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Von Karl Gutzkow. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1833.

(Beschluß.)

Einmal besucht sie den Harem ihres abwesenden Bruders. Diese Scene ist äußerst originell: „Alle Weiber drangen auf sie ein, und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die ältern Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin, und die jüngern, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses beschienen gesehen hatten, drängten sich mit zutraulicher Hingebung an sie, und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das sie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Yeg-Jeg hatte zwei Stecknadeln gefunden und überströmte vor Freude; Hong-Niang schlug die Hände zusammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knospe getrieben; Lo-Liang weinte, weil sich ihr Schoß-Hündchen einen Splitter in den Fuß gerizt, und am Wundfieber krank; Ye-King sagte mit schelmischen Augen, daß sie von einem Tempel der Pu-Kieu oder der allgemeinen Hülfe geträumt, daß sie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert habe, und seit einigen Tagen eine merkliche Verengerung ihrer Unterröcke spüre. So flossen unendliche Redeströme von mehr als dreimal fünf Lippen, und selbst der Schmerz wurde eine Seligkeit, seitdem er sich aussprechen ließ. Allmählich aber stockten die Zungen, man fing an, sich auf die Sprache der Augen zu beschränken, und betrachtete, in die verschiedensten Gruppen zertheilt, abwechselnd bald die Genossinnen, bald Schü-King, welche ihre stummen Blicke mit Schweigen erwiderte. Es schien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eines gegen das Andere nicht auszusprechen wagte. Schü-King weidete sich nicht an den bittenden, sehnsüchtigen Mienen ihrer Umgebung, sondern sie schien dieselben Wünsche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber wollüstig zu erschrecken. Diese Erfüllung lag jedoch in ihrer Hand. Ein Kahlkopf stand schon lange an der Pforte, wie auf dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle seiner Gebieterin ins Werk zu setzen. Alles blickte, während Schü-King niedersah und den wogenden Busen hielt, auf den verschmizten Eunuchen, der mit verfänglichen Gebärden die zitternden Winke erwiderte und nur auf Schü-King wies, als den Schlüssel eines Himmels voller Seligkeiten. Endlich hob diese ihr Haupt, sah nach der Thür, fixirte den lauschenden Diener, und warf ihm so verliebte, schmachtende Zeichen zu, daß er hinausflog,

Digitized by Google

und die Weiber in banger, taumelnder Erwartung zurückließ. Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mit einer großen hölzernen Rundplatte zurück, welche er auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbesteck, das in sechzehn rings herumlaufenden Löchern eben so viel Pfeifen von feinstem, chinesischem Porzellan und in der Mitte eine glühende Flamme enthielt, an welcher sich der Tabak anzünden ließ. Dieser Moment war der ersehnte, von Schü-King erflehte; ihm sollten noch größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen hastig von dem Brett eine Jede ihre Pfeife, saben mit einem lüsternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen, und waren bald von balsamischen Rauchwolken umhüllt." Nun berauschen sie sich in den Dämpfen und bekommen Phantasien. „Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Wollust machte sich mit lauten Worten kund, der Tabak in den Pfeifen verglomm, die Chinesinnen lagen mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen auf ihren Polsterkissen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zusammenhang; die tollsten Phantasien schwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Wasser, Liebe und Entsagung verwirren sich in einander; es gibt keine Wünsche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter steigen von ihren Wohnungen herab, und öffnen alle Seligkeiten aller Himmel. — Yeg-Jeg, dieselbe, welche vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln sich die Hände vor Freude wund klaschte, war vielleicht die schönste unter den Weibern des Korrespondenten; die jüngste war sie ohne allen Zweifel. Ihre Träume rannen zuerst zu einem vollständigen Sinne zusammen. Ein Gott sprach aus ihrem Innern, nur bediente er sich ihrer hellen, zarten, kindischen Stimme, so daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorstellung gegen den Ton, in den sie ausbrach, seltsam lächerlich abstach. „Ach, wie schnell," rief sie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in diese kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, welcher hunderttausend Li in einem Fluge macht. Ich sehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinaufblitzen; die tausend Blumenbeete von Lo-Yang entfalten, von diesem Schnee benezt, ihre Kelche. Ach, diese gelben Fluthen sind das Bett eines heimathlichen Hoangho. Ich sehe dich wieder, Tschang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht daran, daß du jezt dein Examen bestanden und die Würde eines graduirten Doktors erlangt hast. Du warst in allen Königreichen, welche der nasse Gürtel desselben Flusses umgibt, der Fleißigste. Ja, mein Geliebter war so fleißig, daß er durch seinen Eifer ein eisernes Dintenfaß aufgerieben hätte. Er hat alle klassischen Schriftsteller studirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt, und es nie satt wird, sie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf seine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, so las er bei dem Dämmerscheine des Schnees, der durchs Fenster fiel, oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, welches der Glühkäfer um sich verbreitet. O wie selig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doktor, in meine Arme schließe!"

Die Katastrophe naht. Der Teschu-Lama rüstet sich. Dickson hält tiefsinnige Vorlesungen über die Artillerie: „Die Hauptsache bleibt Folgendes: Artillerie ist Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unstreitig gehört doch das Pulver dazu.. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Visiers — Nein, ich bringe da schon zweierlei Dinge unter einander. Man muß sich sehr deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien etwas verständlich zu machen. Wenn ich z. B. den Protzkasten nehme, wozu gehört der? zur Kanone? Das wäre falsch; er gehört zum ganzen Geschütz; aber davon soll hier eigentlich gar nicht die Rede seyn; sondern Ihr erinnert Euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterscheiden will. Ich meine hier keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, sondern z. B. die Faschinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faschinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das ist sehr richtig; und dennoch ist es falsch. Und warum ist es falsch? Das will ich Euch sagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätschen schießen will, so läßt sich das wohl leicht aussprechen: Kartätschen? Wo bekomm' ich aber die Kartätschen her? Aha, das ist der Punkt, auf welchen es ankömmt. Man könnte z. B. sagen, der Artillerist bekömmt sie aus der Pulverfabrik dutzendweise. Im Grunde seh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn wie gesagt, es gibt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie ist sehr schwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekömmt — ich bin auf dem Wege — wo bekömmt der Artillerist die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt, wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleristen her? Oder sollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —" Dhii-Kummuz fiel aber dem gequälten Docenten mit der Bemerkung ins Wort: „Im Grunde kömmt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickson, seinen Durst löschend, entgegnete gutmüthig: „Ihr habt Recht. Und die Hauptsache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie besteht aus Geschützen, Mannschaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und Kugeln; denn die Artillerie besteht zwar auch aus diesen, aber nicht so, wie ich es meine. Das Ding ist nämlich dies. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile getheilt: das heißt, sie läßt sich auch in fünf Theile theilen; aber was haben wir davon? Verwirrung, und man muß in diesen Sachen über alle Maßen deutlich seyn ꝛc." Nach diesen Scherzen wird aufgebrochen.

Digitized by Google

„Auf dem Berge Botala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten auch am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Gesang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchsten Zinne desselben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die sonderbarsten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Westseite das Thal von Lassa begränzen, schienen zu schwanken, und ein lang aushaltender, scharfer Blick entdeckte bald, daß unabsehbare Kriegerschaaren von den Bergen herabstiegen und die Gegend zwischen dem Fuße des Gebirgs und dem linken Ufer des Flusses Tsang-Tschu überschwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den versammelten Vätern hinabgestiegen war, hatte schon des Dalai Lama ältester Bruder, der General der kalmückischen Cavallerie, die Stufen des Palastes zurückgelegt, den Saal mit seiner Botschaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander gesprengt. Er suchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des scharfen Verbots für Laien, diesem heiligen Orte in den Morgenstunden sich zu nahen. Maha Guru saß mit gestütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die ersten Strahlen der aufsteigenden Morgensonne über den gelben Raum eines alten Buches gesammelt fielen, uralten Geheimnissen nachsinnend, als der General athemlos hereinstürzte.“ Maha Guru, im Gefühl seiner Gottheit, lächelt nur über die Gefahr und kehrt ruhig zu seinem Buch zurück, aber der Feind kommt wirklich, und es gelingt dem Schamanen, bis ins Schloß zu dringen und seinen göttlichen Bruder zu entführen. Unterwegs rettet der Gott selbst seine Geliebte Gylluspa aus den Flammen des brennenden Klosters, und alle drei entkommen.

Der Teschu-Lama besteigt den göttlichen Thron. Schü-King heirathet ihren Obersten. In einem fernen Thal verborgen aber lebten die beiden Brüder mit ihrer gemeinschaftlichen Gattin Gylluspa nach tibetanischer Sitte. Der Schaman hatte seinen Zweck erreicht, starb aber bald und mußte dem gestürzten Gotte den Alleinbesitz der Heißgeliebten überlassen. Maha Guru drückte in hohem Alter seiner treuen Gefährtin die Augen zu und ging dann, seinen Diener zurücklassend, ins Gebirge. „Als der Diener von der Höhe des Berges verschwunden war, erstaunen wir über jede Bewegung, welche Maha Guru jezt den Gliedern seines Körpers gibt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hingerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen aufblitzen, bleibt er fest auf dem höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt den linken Fuß und schlingt ihn um den rechten. Er richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen. Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich eine starre krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Augenlied senkt sich halb über den Stern, der Blick richtet sich ab von Allem, was er bis jezt noch gesehen, und hat seinen Sinn nur noch für die Nase, einen Gegenstand, den man ohne Zerstreuung betrachten kann. Die einzige Lebhaftigkeit, die in diesen unverwandten Blicken liegt, ist das schielende Wechselspiel, wie bald der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem ermatteten Auge wahrgenommen wird. Und so steht der Andächtige vielleicht noch auf jenes Berges Gipfel. Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihm weggezogen, haben seinen Scheitel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie zusammen geschrumpft. Er steht noch immer auf dem einen Fuße, und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwischen dem stehenden und gehobenen Beine ihren Stock an, und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabsinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung und das Auge verräth, daß das innere warme Leben noch nicht ausgehaucht ist.“

6) Zallida, die chinesische Kaiserbraut, oder Politik und Liebe. Frei nach dem Englischen von Louis von Wallenrodt. Zwei Theile. Stettin, Hessenland, 1832.

Auch hier etwas Chinesisches, aber ohne Geist. Auch hier eine stolze Dame Yanilla, die aber keine Schü-King ist; und eine anspruchslose verfolgte Zallida, die aber keine Gylluspa ist. In der Mitte ein Kaiser, der jene heirathen soll, aber diese liebt und nach einigen Hindernissen zu seinem Ziele gelangt. Die Lokalfarben sind äußerst schwach gehalten, selbst die Namen (Tassolvi, Pandolfo, Soraide, Benhallid ꝛc.) ganz unchinesisch, Natur und Sitten treten nicht charakteristisch hervor, und obgleich Zallida aus einem Land in das andere geschleppt wird, so hat der Verfasser doch diese gute Gelegenheit zu abwechselnden und pikanten Schilderungen durchaus nicht benuzt Auch die Sprache ist ordinär.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie.

De l'influence de la philosophie du XVIII. Siècle sur la législation et la sociliabilité du XIX. par E. Lerminier. Paris, 1833.

Wenn man sich an den Erzeugnissen der heutigen Romanen- und Novellen-Literatur und des dramatischen

Digitized by Google

Veitstanzes in Frankreich, müde und oft zum Ekel gelesen hat, dann thut es sehr wohl sich zu ernsten, geistreichen Werken, wie gegenwärtiges zu wenden, selbst dann, wenn man lange nicht mit dem Verfasser in den Einzelnheiten einverstanden ist.

Es handelt sich also hier von der Philosophie des 18ten Jahrhunderts in Frankreich, und es fragt sich nur, war dies eine Philosophie zu nennen, was sich so sehr auf der Oberfläche des Lebens und Denkens hielt und sich so genügsam mit den Erscheinungen, Ergebnissen und Erfahrungen des Tags und seiner Mode begnügte? Ich glaube nicht, so wenig als die Schlosser und Schreiner, die am Kölner Dom gearbeitet haben, Baumeister genannt werden können. Lassen wir aber dies fürs Erste. Das 18te Jahrhundert ist in Frankreich so oft besprochen, beschrieben und abgehandelt worden, aber noch lange nicht erschöpfend und auch durch Lerminier nicht. Oft hat man seine Kleidung und seinen Schatten für das Jahrhundert selbst genommen, seine Oberfläche und seine Fehler für seine Natur, als wenn eine Zeit nichts hätte, als einen Körper und materielles Leben! Viele haben es zu niedrig gestellt, Andere zu hoch; Manche haben seine Widersprüche nicht zu vereinigen gewußt und sind irre an dieser Zeit geworden. Auch Lerminier, dieser geistreiche Mouvements-Mann läßt sich durch die Flitter des Jahrhunderts blenden und stellt es zu hoch, ein Mißgriff, der jedoch dem Franzosen leicht zu verzeihen ist, wenn er von jenen Tagen spricht, wo Frankreich einen so mächtigen geistigen und sittlichen Einfluß auf das übrige, damals so unmündige Europa ausübte.

Mit Recht sagt Lerminier, das 18te Jahrhundert sey schon im 16ten geboren, und in dem Ideenkampf der Reformation gesäugt und großgezogen worden, wo die Freiheit des Geistes und das Recht der Untersuchung und Prüfung endlich Herren wurden, denn es ist mit jenen Ideen eines Ursprungs und einer Natur; so steckt das 18te Jahrhundert schon in dem Edikt von Nantes und in dem westphälischen Frieden, in diesen beiden Charten, welche die moderne Vernunft der Gewalt abzwang; im 17ten Jahrhundert schien es von dem langen Despotismus unterdrückt zu werden und seine Schärfe an den Hofmanieren, an den schönen Künsten und Wissenschaften zu verlieren; aber es murrt halblaut und es gehen ihm zwei Priester voraus, erheben die philosophische Insurrektion und geben den Ideen Bewegung; Fénelon dachte an Schisma in der Kirche und einen neuen Staat. Massillon sprach wie ein Volkstribun zu Prinzen und Königen. Nun brach es endlich selbst an, dies 18te Jahrhundert. Zuerst erneute Montesquieu Wissenschaft und Geschichte; dann kam Voltaire, der Prediger des Deismus, des gesunden Menschenverstands; Diderot faßte das menschliche Wissen zusammen und goß über Alles seine Wissenschaft aus; Rousseau endlich forderte die Rechte des Menschen und Bürgers zurück, stellte das religiöse Gefühl wieder her und gründete die Gesellschaft auf die Volkssouveränetät. In diesen vier Meistern des Gedankens, in diesen Philosophen und Künstlern lebt das 18te Jahrhundert, durch sie entflammen sich neue Ideen, neuer Glaube, neues Streben. Die That folgt bald der Idee, denn das Programm der Philosophie lügt nicht, schon beginnt seine Ausführung, freilich nicht mit Gedanken, die man in eine Bibliothek sezt, oder über die man angenehm diskurirt; einmal ausgesprochen, ziehen sie an und modifiziren die Welt der Zeitgenossen. Zuerst wurden sie respektvoll den Königen und Prinzen Europas dedizirt und von ihnen in Ueberlegung genommen, vom großen Friedrich, von Katharina II., Joseph II. und Leopold von Toskana, ja, da wo's keine fähige Fürsten gab, dachten doch die regierenden Minister, Aranda in Spanien, Pombal in Portugal und Tanucci in Neapel an Reformen und neue Institutionen in ihrem Sinn. Selbst in Frankreich gaben ihnen die alten Bourbons Sitz und Stimme im Ministerrath, sie regierten mit Choiseul, Malesherbes und Turgot, und als diese fortgejagt waren, thronten sie besser als Ludwig XVI., die constituante machte aus diesen Ideen ihr Staatsrecht und ihre Gesetzgebung. Niemals ist ein Jahrhundert mit mehr Recht philosophisch genannt worden, denn nie hat die Philosophie schneller und gründlicher Besitz vom menschlichen Geist und von der politischen Welt genommen.

Nun fragt sich's, ob dies zu seiner Zeit so wichtige und wirksame Jahrhundert in Nichts mit der Zukunft zusammenhängt und also nichts mehr zu sagen hat, oder ob der lezte intellektuelle und sociale Fortschritt nicht der nöthige und unvermeidliche Punkt ist, von dem die folgenden Fortschritte ausgeben; ob ein ideenreiches Jahrhundert nicht das folgende schwängert und befruchtet?

Der Hauptzweck von Lerminier's Buch ist, zu zeigen, daß der Einfluß des 18ten Jahrhunderts auf das unsrige nothwendig und ganz unvermeidlich ist. Zu diesem Behuf hat er die zwei Revolutionen 1789 und 1830, die sich über vierzig Jahre hinweg antworten, dicht neben einander gesezt, das 18te und 19te Jahrhundert, die ein und derselbe Gedanke durchdringt und regiert. Aber man sezt ein großes Jahrhundert nur dann fort, wenn man selbst größer ist. Das unsrige darf nicht blos das 18te fortsetzen und wiederholen, es muß dasselbe übertreffen. Wissenschaft, Kunst, Religion, Gesetzgebung, gesellschaftliche Verfassung ist unser Thema, wie es das von Montesquieu, Voltaire, Diderot und Rousseau war; wir dürfen aber diese Männer nicht bloß kopiren, wir müssen ihr Werk beendigen. Es ist die schöne Aufgabe des 19ten Jahrhunderts, diese vorgelegte Arbeit zu Ende zu bringen durch tiefere und bessere Studien, durch mehr gesunden Verstand, mehr Ruhe und Unpartheilichkeit, so wie durch mehr Enthusiasmus; Ideen und Sitten sollen besser in Einklang kommen, das neue Jahrhundert soll weniger philosophisch als politisch und social seyn, es soll durch die Einigung und Verbrüderung aller Völker jene prophetischen Worte Voltaire's wahr machen, mit denen der achtzigjährige Greis seine Hände auf das Haupt von Franklin's Sohn legt: Dieu et liberté... So weit Lerminier. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 22. 28. Februar 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

7) Auswahl aus Fanny Tarnows Schriften. Fünfzehn Bände. Leipzig, Focke, 1830.

8) Erzählungen und Novellen — fremd und eigen — Herausgegeben von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann, 1833.

Was dieser Schriftstellerin vorzüglich zum Lobe gereicht, ist die Wärme ihres Gefühls. Sie unterscheidet sich dadurch von der großen Menge ihrer spätern Schwestern, die sich ihres Gefühls schämen, eiskalte Maximen predigen, mit der Pruderie einer Oberhofmeisterin von Olivarez von der Liebe wie von einem Schnupfenfieber sprechen, es gemein finden, sich derselben hinzugeben, und in einer prahlerischen Entsagung oder gar in einer männerverachtenden Amazonenphilosophie à la Therese Huber das höchste Ideal der Weiblichkeit suchen. Fanny Tarnow gehört noch, wie die unglückliche Louise Brachmann, zu der ältern und bessern Klasse deutscher Schriftstellerinnen, zu denen, die noch natürlich zu bleiben wagten. Nichts ist natürlicher, als daß eine warm empfindende und dichterisch gestimmte weibliche Seele sich in einer Sprache ausdrückt, wie etwa Rousseaus Julie. Ganz so, in dieser Natürlichkeit schreibt Fanny Tarnow. Zwar werden ihre Darstellungen dadurch etwas einförmig, die vielen Heldinnen ihrer Romane sehn sich alle sehr ähnlich, und bei glühender Beleuchtung herrscht doch auf ihren Gemälden wenig Zeichnung. Allein die Objektivität ist einmal nicht Gabe des Weibes. Sie kann nur subjektiv und lyrisch seyn, und dies steht ihr auch am besten. Zudem muß man an die Leserinnen denken. Der Mann, der freilich mehr im Kopfe hat, als daß er die vielen Wiederholungen in den Schriften einer gefühlvollen Dame nicht überschlagen sollte, ist auch nicht der, für den diese Schriften bestimmt sind. Frauenzimmer, die überhaupt weniger lesen, machen auch weniger strenge Forderungen, und wenn Unterhaltungsschriften für Frauenzimmer die Eigenschaft besitzen, welche den Roman der Demoiselle Fanny Tarnow auszeichnen, nämlich Wärme des Gefühls ohne die leiseste Spur einer Unsittlichkeit oder verführerischen Phantasie, und Natürlichkeit und Anschmiegung an das Gewöhnliche, ohne Vergötterung der Mode und ihrer Vorurtheile, so kann auch Cato censorinus damit zufrieden seyn.

So wie die überwallende, ganz der neuen Heloise treu bleibende Sprache, so ist auch die Charakteristik des weiblichen Gemüths in diesen Schriften durchgängig die nämliche. Die Heldinnen sprechen meist in der ersten Person und theilen uns ganz die nämlichen Gesinnungen

Digitized by Google

mit. Alle sind zärtlich, und in nichts so überspannt, daß sie nicht das einfache Glück der Ehe jedem andern weiblichen Ruhm vorziehen sollten, und daß sie nicht auch dann, wenn ihnen jenes Glück versagt wird, es aufrichtig beklagen sollten, anstatt, wie die heroische Frau Therese Huber, die zwei Männer begraben hat, hinterher den Männern und der Ehe zu hohnlachen und den Stand der alten Jungfern als den höchsten Lebensberuf des Weibes anzupreisen. Die vorliegenden fünfzehn Bände enthalten dreißig bis vierzig verschiedene Romane oder kleinere Erzählungen. Einige davon sind historischen Inhalts, wie Kleopatra, Eudoxia Feodorowna, Kaiserin von Rußland, Franz von Bourbon und Margarethe von Valois, doch auch diese verläugnen die Empfindungen der Verfasserin nicht. Bei weitem die meisten Erzählungen haben das moderne Leben und insonderheit der höhern Stände zum Gegenstande. Da erscheinen Gräfinnen und Fräuleins und einige bürgerliche Mädchen, ihnen gegenüber Prinzen, Grafen, Barone, Staatsdiener ꝛc. Liebe ist der Inhalt aller. Ein Mädchen heirathet unbedacht oder wider Willen einen Andern, bekommt aber doch noch den wahren Geliebten, da der Mann die Gefälligkeit hat zu sterben. Dasselbe thut umgekehrt eine gefällige Gattin, damit der Gatte seine wahre Geliebte heirathen könne. Andere Erzählungen haben einen traurigern Ausgang. Ein Mädchen verscherzt die Ehe durch unvorsichtiges Benehmen. Ein anderes wird treulos verlassen. In diesen Fällen kommt zuweilen der untreue Mann in Unglück und die Verlassene handelt dann großmüthig, eilt zu ihm, wacht an seinem Krankenlager, verbindet seine Wunden und stirbt mit ihm. Dieser Fall kommt einigemal vor. Nur einmal tritt ein Mann auf, der seiner Geliebten bloß deswegen entsagt, weil sie von Adel ist und er nicht. Dies macht ihn ziemlich lächerlich, allein schon Frau von Staël hat bewiesen, daß Damen die Männer kaum anders zu schildern wissen, als unmännlich, und daß sich in dieser Beziehung die Feder ihrem Gefühle gänzlich versagt. Ich vermuthe, die Natur hat diese weise Einrichtung getroffen, um uns Männer nicht allzusehr zu beschämen. Denn wenn uns die zärtlichen Damen ganz so vortrefflich schildern könnten, als wofür sie uns zuweilen, wenigstens jede einmal in ihrem Leben halten, so würden wir Originale neben diesem Bilde gar zu schlecht bestehn.

Der achte Band enthält, abweichend, die Briefe der Verfasserin aus Petersburg. Sie schildert darin die Stadt, die Paläste, Hoffeste, die Gastmähler, Trachten, und verweilt besonders bei den Bildergallerien. Unter den berühmten Männern hebt sie vorzüglich Klinger hervor, von dessen männlichem Adel sie ein wahrhaft enthusiastisches Bild entwirft, und dadurch beweist, daß sie auch Männer zu schildern versteht. Schade nur, daß die Romenhelden, weil sie so viel seufzen und deraisonniren müssen, keine eigentlichen Männer seyn können.

Der zwölfte Band enthält unter dem Titel „Glaubensansichten“ die sanfte Gefühlsreligion der Verfasserin, deren Refrain ist: „Gott ist die Liebe.“

»Unter allen diesen Schriften ist der im dritten Band enthaltene Roman Natalie derjenige, in welchem sich die Seele der Verfasserin am reinsten ausspricht. Er enthält den wärmsten und weichsten Ausdruck ihrer Gefühle und weckt in theilnehmenden Herzen des Lesers die Rührung, von der die Verfasserin ganz durchdrungen scheint. Wir heben einige Stellen aus: „Daß der Mensch beim Eintritt in dies Leben vom Schmerz empfangen wird, daß tausend Leiden ihn umringen, daß der Tod seinem Herzen Wunden schlägt, die unvernarbt bluten, bis er sie schließt, sollte mich nicht an der unsichtbaren Hand irre machen, die unser Schicksal leitet. Aber der Zweifel, vor dem der Glaube erstarrt, die Farbe des Lebens schwindet, und die ganze große Natur nur ein Abgrund wird, in dem alles Daseyn zwecklos untergeht, ist der, daß der Mensch elend ist, elend wird durch sein Sehnen nach Tugend und Liebe, daß beide ihm nie erscheinen, die edelsten Wünsche seiner Seele unbefriedigt, seine edelsten Anlagen unentwickelt bleiben, daß er, um das einzige ihm erreichbare Glück zu erreichen, nichts als Thier seyn und bleiben muß.“

„Ihr jetziges Leben war auf Resignation und Entbehrung gegründet, und glich so wenig der geistigen Gesundheit, wie der Zustand eines durch Arznei erhaltenen Kranken der körperlichen. Ach, durch die ganze Schöpfung floß ein Quell, aus dem die Natur jedem empfindenden Wesen Tropfen zutheilte; sollte sie allein auf immer von ihm verwiesen seyn? — Sie ging zu allen andern Quellen zurück, aus denen ihr nach der Ansicht der Menge Glück fließen konnte, aber ihre ganze Seele sträubte sich jezt gegen den armseligen Genuß von Schimmer und Glanz, und wenn eine Welt bewundernd zu ihren Füßen gelegen hätte, so hätte diese Huldigung die Sehnsucht ihres Herzens auch nicht auf eine Minute nur zu betäuben vermocht. Auf der einen Seite sah sie im Leben jene Geistigkeit ohne Glauben, ohne Liebe, welche sie einst irre geführt hatte, und auf der andern, die Beschränkung einer unbefangenen Kindlichkeit und einer zufriedenen Einfalt, der sie nun einmal entwachsen war. — Aber aus der Mitte dieser Extreme, deren Bild ihre Vergangenheit ihr bot, strahlte ein heller unvergeßlicher Zeitpunkt ihres Lebens hervor; ach, wenn die Liebe schon als Schmerz um einen Todten die schönste, göttlichste Erscheinung ihres Lebens war, was konnte, was mußte sie ihr dann nicht werden, wann sie lebend der Lebenden begegnete?“

Digitized by Google

Das tiefste Gefühl spricht aus den, einer Sappho würdigen Zeilen: „Wenn es eine Vorsehung gäbe, wenn Tugend und Liebe ein wirkliches, außer meiner Vorstellung gegründetes Daseyn hätten: so müßten sie erröthen vor meinen Hoffnungen, und vor der Treue, mit der ich sie umfaßt hatte.“

In diesem Gefühl sind auch folgende Abschiedsworte geschrieben: „Stille Ewigkeit, du, die du alle hier verwehte Blüthen des Schönen sammlest und entfaltest, nimm auch diese Liebe, dies heilige mächtige Gefühl eines reinen Herzens, tröstend auf. Und ihr, versunkene Hoffnungen meines Lebens, du schnell verronnene Seligkeit meiner Jugend, und ihr Wünsche, die ihr nun stumm und unerfüllt in meiner Brust bleibt, ihr heißen Gebete, ihr frommen Ahnungen des heiligsten Glücks, scheidet ihr denn nun alle von mir? Ihr waret so schön, und doch muß ich euch lassen! Nimm sie denn auf, ernste Ewigkeit! Dir vertraue ich sie an; laß sie mir nicht verloren seyn, laß sie mich jenseits, zu reinerem Glück vergeistigt, wieder finden.“

9) Der Amirante von Kastilien. Nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. Frei übertragen von L. Kruse. Vier Bände. Leipzig, Kollmann, 1833.

So interessant die Memoiren der Frau Herzogin von Abrantes sind, so wenig haben wir diesem dickleibigen Roman Geschmack abgewinnen können. Wo sie Selbsterlebtes erzählt, uns mit dem ganzen Stolz ihrer Erinnerungen die Glanzzeit Napoleons malt, da ist sie liebenswürdig und ihre Redseligkeit ermüdet uns nicht, denn ihr eignes Feuer steckt auch den Leser an. In diesem Roman aber, in welchem sie ein Hofleben ohne Napoleon, ein spanisches Hofleben aus älterer Zeit schildert, da wird sie wirklich etwas langweilig. Zwar fehlt es auch hier an Leidenschaften nicht, aber desto mehr an der Größe. Die in Napoleon wunderbar vereinigten Elemente haben sich in den Napoleoniden wieder vereinzelt, und die Größe, die sie alle zu ihrem Dienst zwang, ist verloren gegangen. Die Einen suchen sich durch das republikanische Element, das, wenn nicht in seinem Charakter, doch in seiner Geschichte war, geltend zu machen; die Andern durch das royalistische. Einer Dame verdenken wir es nicht, daß sie das leztere vorzieht, denn die Erinnerung an königliche Hochzeiten, Morgengaben, Hofbälle, Triumphzüge und Herrlichkeiten aller Art sind einer Dame, die im zwanzigsten Jahre gefallen hat, auch im achtzigsten noch mehr werth, als bei aller wahren Größe die Pulverschwärze und die zerrissenen Uniformen des italienischen Feldzugs. Wir andern aber, die wir nicht das Glück gehabt haben, auf dem Tabouret neben Ihren kaiserlich königlichen Majestäten von Frankreich und Italien Platz zu nehmen, und die wir nicht einmal Frauenzimmer sind, müssen freilich über die Illusion einer alten Dame lächeln, die sich in nichts so sehr zu gefallen scheint, als in der Schilderung legitimen Glanzes, spanischer Festlichkeit, südamerikanischer Juwelen und ritterlich galanter Cavaliere. Die Leidenschaften, die Hofintriguen, das Tragische des Romans ist nur Beiwerk, die Hauptsache ist der Schauplatz, die Dekoration eines königlichen Pallastes oder Saals, der glatte Hofboden, die Galla, die Grazie des Empfangs, die entomologische Belustigung mit dem bunten Bedientenvolk und in höherer Potenz mit den Civil- und Militäruniformen. Und warum sollte auch eine Dame, die jung und schön war und in der Gesellschaft glänzte, nicht der Göttin Flora gleich einer solchen Blumenumgebung bedürfen, warum sollte sie nicht, wenn sie alt geworden und ihr die Blumen genommen sind, noch mit Entzücken von ihnen träumen?

10) Marica und Boccaccio. Historischer Roman, von Caroline Lessing. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger, 1832.

Wenn die schreibenden Damen nur wenigstens so viel Takt besäßen, sich nicht an Stoffe zu wagen, die ihnen durchaus fremd bleiben müssen. Kann es ein Mensch vom Geschmack ertragen, den lachenden, zuweilen selbst faunenhaften Italiener, dessen geistvolle Novellen die Pfaffen erschrecken, die Damen erröthen machten, auf einmal durch eine deutsche Schriftstellerin in einen sentimentalen weinerlichen Heiligen umgewandelt zu sehn? Soll es keine göttliche Frivolität mehr geben auf der Welt, soll sich keine Grazie mehr in einen Satyr verstecken dürfen? Ist es nicht genug, daß die deutschen Schriftstellerinnen jeden ersten besten Helden des Alterthums in ihrem Wasser so lange aufweichen, bis ihn das Publikum Löffelweise zu sich nehmen kann; müssen sie sich auch an die Lach- und Spottgeister, Faunen und Diabolinis machen, um sie in leidende junge Werther oder edle bescheidene Waldher zu verwandeln? Wahrlich, dem Boccaccio muß in diesem Berliner Damenroman zu Muthe seyn, wie dem Mephistopheles unter alten Betschwestern. Wenn es möglich ist, einen solchen Roman neben Boccaccios Decamerone zu stellen, so erleben wir auch wohl noch, daß eine züchtige deutsche Schriftstellerin uns den Pietro Aretino in einem Roman zum Ernst Schulze verpinselt, und den Verfasser der Pucelle und des Candide zu einem Herrmann Lange von Lafontaine.

Es ist so weit gekommen, daß ein Extrem das andere hervorrufen wird. Der Pruderie, der falschen Sentimentalität unsrer Damenromane, dem gänzlichen

Digitized by Google

Ignoriren alles Menschlichen, Natürlichen wird vielleicht bald wieder eine zügellose Derbheit und Frivolität folgen. Die Franzosen, deren Restaurationspoesie nicht weniger prude war, machen schon den Anfang. Die Grausamkeit der Trauerspiele weiset ebenfalls darauf hin. Nachdem die Literatur so lange Zeit lammfromm im Schaafpelz herumgewandelt, dürfte sie endlich die Wolfszähne wieder zeigen und das Diabolische herauskehren. Wir würden uns nicht wundern, wenn man sich in fünfzig Jahren über Mangel an Zartgefühl, Sittsamkeit und edeln Ernst beklagte, nachdem diese Tugenden so bis zum Ekel mißbraucht und abgenutzt worden sind. Will man den Sinn für das Heilige retten, so schone man es auch und gehe sparsam damit um, und verschwende es nicht an das Alltägliche oder gar an die Frivolität. Die Heiligen wurden gestürzt, da man ihrer gar zu viele und unwürdige machte; auch das Heilige wird abhanden kommen, wenn unsre sentimentale Poesie nicht nur langweilige Schlafmützen, wie die des Pfarrers von Grünau, nicht nur Schurken, wie Müllners Hugo Derindur, sondern am Ende sogar auch noch die frivole Satire, das Gegengift gegen alle Sentimentalität, und lustige Spötter, wie Luzian, Boccaccio, Wieland kanonisirt.

11) **Die Wittwen. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1833.**

Die „Schwester", der vorletzte Roman derselben Verfasserin hatte etwas Pikantes, das diesen Wittwen fehlt. Zwar ist über die Darstellung eine gefällige Klarheit und Reinlichkeit verbreitet, welche die Sprache der Frau Henriette Hanke auszeichnet; aber diese Personen und Schicksale sind doch gar zu normalmäßig und alltäglich in der modernen Roman- und Novellen-Literatur. Die Wittwe eines bösen Mannes findet ihren frühern Geliebten wieder, die Wittwe eines guten Mannes findet einen andern guten Mann, ein unglückliches Mädchen wird endlich mit ihrem Geliebten vermählt und ein glückliches Mädchen, das bisher keinen hatte, findet einen. Das ist der simple Inhalt dieses in einer Quadrille von vier Liebesgeschichten sanft forttanzenden Romans. Aber wenn diese liebenden Personen nur Menschen wären; dies sind sie keineswegs, sondern Justizkommissäre, Landschaftsdirektoren und Landschaftssyndici, Generalstabsärzte ꝛc. Ich will zwar den modernen Staatsdienern in Prosa nichts Uebles nachreden, aber in die Poesie taugen sie nun einmal mit ihren Civiluniformen und Titeln absolut nicht hinein. Wie kann man sich irgend etwas Heldenmäßiges, männlich Schönes, wie von einem Percy oder Quintin Durward in einem deutschen Pupillenrath, oder etwas Liebendes, Schwärmerisches, Träumendes, wie von Romeo in einem deutschen Oberlandesgerichtsassessor oder Zollinspektor denken? Und vollends gar die Weiber. Kann eine Justizräthin, eine Generalsuperintendentin, ja eine wirkliche geheime Staatsrätdin, eine Portia, Desdemona, Imogen oder auch nur eine Phädra seyn? Mit nichten. Sie kann nur in einem komischen Roman als Karrikatur, als Repräsentantin einer, wenn auch noch immer neuen, doch schon in der Geburt alten Mode figuriren. Sie gehört nur in das Gebiet des Lächerlichen, ihr Titel schließt sie auf ewig von dem Gebiet des Rührenden und Erhabenen aus. Die deutschen Titel kamen in der Poesie alle schon todtgeboren als Mißgeburten auf die Welt, und wehe dem Dichter oder der Dichterin, welche diesen todten Fratzen poetisches Leben einzuhauchen versucht.

12) **Renate. Novelle von Wilhelmine von Gersdorf. Zwei Bändchen. Leipzig, Engelmann, 1833.**

Das ist keine Novelle, sondern ein ganz gewöhnlicher Roman. In einer Novelle soll hinter der Geschichte eine besondere Idee versteckt seyn, und darf über diese Idee sogar raisonnirt werden, so daß sich Novelle zum Roman beinahe verhält wie Lehrgedicht zum Epos. Wenigstens aber muß die Novelle, auch wenn man darunter nichts anderes als Geschichte verstehen will, kürzer seyn als der Roman.

Die Intrigue des vorliegenden ist sehr einfach und altbacken. Ein Findelkind wird zu einer ehrlichen Predigerfamilie gebracht, und nachher entdeckt man, daß es die Tochter eines vornehmen Grafen ist. Außerdem hat sie mit einem Jüngling ein zartes Verhältniß angeknüpft, und nun macht sie die zweite glückliche Entdeckung, daß dieser Jüngling ihrem Vater sehr nahe steht, und daß also der Heirath diesmal weniger im Wege steht, als der schadenfrohe Leser in der Regel wünscht.

13) **Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Fünfter und sechster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1833.**

Hiermit schließt die Sammlung der ausgewählten Erzählungen einer Dame, über deren romantische Tendenz wir uns in diesen Blättern schon zur Genüge ausgesprochen haben.

Die uns beherrschen will, gelüstet uns niemals zu lieben.
Die wir liebten, nur die hat uns auch immer beherrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 23. 3. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

14) Der Enthusiast, von Friedrich Ludwig Bührlen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1832.

In keinem seiner frühern Werke ist das Talent Bührlens so eigenthümlich, so koncentrirt hervorgetreten. Den tiefen Reiz, der in unserm bürgerlichen, alltäglichen Leben verborgen liegt, findet nur ein romantisches Auge, dem zugleich der Kontrast dieser Alltäglichkeit mit der Poesie entgeht. Wer die Alltäglichkeit als solche vergöttert, wie Voß, Iffland, Kotzebue und unsre schreibenden Damen, dem kehrt auch die Schönheit auf ewig den Rücken zu. Welch unnachahmlicher Reiz aber ist über einige moderne Gemälde von Goethe, Tieck, Jean Paul, Arnim ausgegossen, weil diese Dichter Poesie und Prosa richtig unterscheiden. Am angenehmsten, aber auch am seltensten sind nun die Gemälde, in welchen die Ironie nicht zu stark hervortritt, in welcher die Absicht, zu spotten, den heitern Eindruck einfacher Schönheit nicht stört, mit einem Wort Gemälde, wie sie Goldsmith zuerst in seinem Vikar aufstellte. Zu diesen seltnen Genremalern gehört auch unser Bührlen und nimmt unter denselben eine sehr ehrenvolle Stelle ein, seitwärts von den gewöhnlichen Modeschriftstellern, aber desto sichrer eines bleibenden Rufes. Wie hoch ehrt man jezt Hippel, während Kramer und Spieß, die Lieblinge ihrer Tage, verschwunden sind.

Wir werden in die bescheidene Wohnung des Archivar Blank versezt. Er hat eine unruhige Nacht, glaubt die Feuerglocke zu hören, steht auf und kann nicht mehr einschlafen. Seine sorgliche Gattin merkt die Veranlassung. „Ich weiß wohl, was es ist," sagt sie, „Dir geht die Versteigerung im Kopf um. Erschrack ich doch gleich, als ich sie im Wochenblatt las." Der Mann beschwichtigt sie, ruhig fortzuschlafen, aber sie kann sich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Du fällst wieder sichtlich vom Fleisch, und wenn Du vollends nicht rasirt bist, siehst Du um zehn Jahr älter aus. Du hast keine Ruhe, wie andere Männer. Den Rechnungsrath ficht das ganze Jahr nichts an, am wenigsten Gemälde." Die Gemälde, da liegt's, das sind die Steine des Anstoßes. „Denke Dir nur, Liebe! ein van Huysum wird mit mehrern tausend Gulden bezahlt, und der im alten Schlosse liegt unter einem braunen Firniß begraben und wird vielleicht nicht bemerkt, erkannt. Er ist um fünf Louisd'or angeschlagen, und wenn ihn der Commerzienrath Schülen nicht unter sein Luchsauge bekommt, so — könnte er mein werden."

Der erste Gang des Archivars am andern Morgen war nach dem alten Schlosse: „Er paßte den Moment ab, wo die Schauenden sich verlaufen hatten, und nahm mit Erlaubniß des Portiers das Bild vom Nagel herab,

Digitized by Google

um es in's beſſere Licht zu ſtellen. Er hatte Mühe, ſein Entzücken zu verbergen und laute Ausrufe zurückzuhalten. Was ſollte er mehr bewundern? den Geiſt, mit dem der ganze üppige Reichthum der Blumen und Früchte aufgefaßt worden? den Saft und Glanz der Farben, dem organiſch-flüſſigen Leben gleich, die unendliche Sorgfalt der Ausführung, die keinen Blattſtiel verließ, bis er durch's Helldunkel ſeine Rundung, durch's Kolorit ſeine abſchwebende Farbe hatte, die durch die transparente Haut der Traube die dunklern Kerne blicken, und auf der glatten Oberfläche die Reflexe der viertheiligen Fenſter ſich ſpiegeln ließ? die den Wölbungen der Blätter ins Unendliche folgte, jedem nach der Zeit ſeiner Dauer ſein friſches oder verfalbendes Leben gab, und ſelbſt die kleinſten Unbilden der Sonne, der Luft, des Waſſers, die Verletzungen durch Spinnen und Raupen daran wahrnehmen ließ? Jeder Thautropfen hatte ſeinen Lichtblick, ſeinen leichten Schatten hinter ſich, und in dieſem den Widerſchein von jenem. In den Gefäßen war wieder Metall und Porzellain kontraſtirt und ein eigenes Spiel von Reflexen preisgegeben; der goldne und ſilbergarnirte Pokal konnte einem Benvenuto Cellini zum Modell dienen. — Das ganze Schauſtück war ein Wunder von Malerkunſt, ein offenbares Geheimniß; denn wohl nur ein faſt gleichbegabter Künſtler vermochte zu ahnen, wie das ſo hingezaubert worden; an die Striche des Pinſels, an einen ſucceſſiven Verlauf der Arbeit konnte keine Seele denken oder davon Etwas wahrnehmen wollen. — Um keinen Verdacht zu erwecken, daß er Neigung zu dem Bilde habe, oder um dieſe wieder möglichſt zu verneinen, bedauerte er laut, daß manche Partien nachgedunkelt, einige wohl auch verputzt und ſchlecht retouchirt ſeyen. — „Gott verzeih mir dieſe Sünde! — ſeufzte er in ſich — „es geſchieht ja nicht dem Bilde zu Leid, ſondern nur, daß es kein Unwürdiger kauft, daß ein wahrer Verehrer ſo göttlicher Kunſt beglückt, ſelig werden möge.“ — Von den Beſorgniſſen, Wonnehoffnungen erfüllt, heuchelte er eine gleichgültige Miene, mit welcher er das Kleinod wieder an ſeinen Ort hing. — „Haben Sie nicht bemerkt, — ſagte er hingeworfen zu dem Portier — „zu welchen Gemälden ſich vorzüglich Liebhaber finden werden?“ Er zeigte auf einige Tableaus, zuletzt auch auf das Blumenſtück.“ — „Wenn dies finſtere Ding“ — fuhr er fort — „nicht zu hoch hinaufgetrieben würde, ſo würde ich es vielleicht nehmen.“ — „O das wird hoch geſattelt werden,“ — rief lachend der Pförtner — „da ſteht's faſt den ganzen Tag gedrängt mit Liebhabern davor. Selbſt junge Leute und Kinder gucken es an.“ — Der Archivar erſchrack ins Herz hinein. „Nun ja doch“ — ſagte er erzwungen heiter, „die Leute freut das Leben, die Natur daran; die Kinder ſehen nach den Inſekten.“ „Was Sie ſagen!“ — fiel der Mann ein — „ſieht man denn, mit Reſpekt zumelden, Ungeziefer daran?“ — „Nun ja,“ erwiderte der Kunſtfreund — einige Mücken, Schmetterlinge, Käfer.“ — „An der Venus?“ — „Ach nein!“ — berichtigte der leichter auffahmende Archivar — „an dem „van Huyſum“ dort. Alſo nach dem wurde noch nicht ſo viel gefragt?“ — „Nach der ſchwarzen Tafel dort hinten? — Nein! — Ein Paar Gymnaſiſten ſtritten lange über die Namen der Sommervögel und Käfer, und unſer Kunſtgärtner behauptete, die Blumen und Früchte ſeyen ganz fehlerhaft gezeichnet und falſch gefärbt.“ — Der Archivar hätte den Berichterſtatter umarmen mögen. Er faßte ihn aber nur treuherzig beim Arm, und ſagte: „Es mag ja wohl ſo ſeyn, daß des Kunſtgärtners Blumen anders geformt ſind, als die gemalten; in Holland gab es vor hundert Jahren vielleicht andere Zwiebel, als die ſie jezt zu uns ſchicken. Die Natur wandelt ſich ſpielend, wie die Kunſt. Ueberhaupt ſoll und kann die Kunſt nie ganz Natur ſeyn, wie dieſe ſelten ganz kunſtgerecht iſt. Eine recht natürlich gefärbte Roſe würde das ganze Bild verderben.“

Der Enthuſiaſt kommt nach Hauſe und muß leider erfahren, daß mit dem abnehmenden Monde auch die Kronenthaler abgenommen haben, daß die Kinder neue Kleider brauchen, daß Haustuch und Holzſtoß kürzer geworden ſind. Die Frau ſtraft ſeine Bilderluſt: „Dein heiliger Jakobus als Pilger, war zuerſt ein Rubens, Vandyk oder Spanier, und wenigſtens eine Ausſteuer für unſere Natalie werth; jezt biſt Du ganz kleinlaut über ihn, keine Seele hat Dir noch zehn Louisd'or für ihn geboten. Der Maler Faber hat ihn ſogar verächtlich angeſehen, und ich habe gar wohl gehört, wie er ſagte, er ſey geſchmiert.“ — Das verſteht Ihr nicht!“ — unterbrach ſie der Gatte, — „ſolche Ausdrücke, wie: hart, trocken, geleckt, geſchmiert, peinlich, gehauen, und ſo weiter, von Malern über Gemälde ausgeſprochen, bezeichnen nicht immer Schlechtes, ganz Verfehltes, Unkünſtleriſches, ſondern deuten auf eine Kunſtmanier, die oft einem berühmten Meiſter, einer Schule, einem ganzen Zeitalter eigen ſind.“ Der Enthuſiaſt läßt ſich nicht aus der Faſſung bringen. Er hofft, die Koſten für den Huyſum zu erſchwingen. Er rechnet beſonders auf ein Stipendium, das ſein Sohn erhalten ſoll. Aber, der Sohn erröthet tief. Was habt Ihr? ach, das Stipendium iſt verſcherzt, denn Robert hat eine Carcerſtrafe zu erſtehn gehabt, und warum? weil er, in des Vaters maleriſche Liebhaberei eingehend, den Profeſſor Schnäbele abgezeichnet hatte. Höchſt ärgerlich hält ihm der Vater eine Strafpredigt, unterbricht ſich aber, um Frau und Tochter, die das corpus delicti haſtig beſchauen, zu ermahnen, daß ſie es nicht zerreißen.

Nun tritt ein Aſſeſſor auf, der Abſichten auf die

Digitized by Google

schöne Tochter blicken läßt, aber auch zugleich den Vater nicht undeutlich hofmeistert, und dem warmen Kunstenthusiasten die älteste Amts- und Brodprosa entgegenhält. Dann folgt ein freundliches offnes Gespräch des Vaters mit der Tochter, das der erstere plötzlich unterbricht, um einer auf der Gasse vorübenhenden Magd nachzulaufen, die ein Nudelbrett auf dem Kopf trägt, welches der Enthusiast für ein Bild angesehen hat. Bald darauf aber findet er unter altem Geräth wirklich ein altes verschabtes und verschimmeltes Bild, das er sogleich kauft. Als er seinen Freunden diesen neuen Fund mittheilt, geräth er mit einem Maler in einen Kunststreit. Der Maler will allein kompetent seyn, der Enthusiast vertheidigt die Rechte des Liebhabers und des Publikums. Ein humoristischer Dritter persiflirt den Archivar: „Er ist Kenner und Sammler, ohne weiters! denn er hat als Beides Lehrgeld bezahlt. Er ist in beiderlei Qualität der besonnenste Mann, bis er in der Versteigerung eines alt-patrizischen Hauses, in der Rumpelkammer eines Edelhofes, in dem Magazin eines Trödlers Schildereien, schwarzbraune Bilder, so ein halbes oder ganzes Dutzend, angelehnt sieht. Da befällt ihn auf einmal ein gelinder Wahnsinn; er tritt hin, und wendet mit wachsender leidenschaftlicher Hast eines um das andere um. Was er nun hiebei empfindet, wenn sein Blick forschend hinschießt und die hohe Kunstfrage: Seyn oder Nichtseyn? blitzschnell sich entscheidet — das ist reiu-unbeschreiblich und von uns Unkennern kaum dämmernd nachzuempfinden, denn wann kämen bei uns im Leben solche hochkritische Würfe vor? was sind diejenigen des Rouge et Noir, Roulette oder Knöchelns dagegen?“ — „Denkt Euch nur recht hinein! wie man eine Hand umwendet, erblickt man entweder das Contrefait eines längst verschollenen Haudegen, einer altfränkischen Nürnberger Rathsfrau, oder — o süßer Schrecken! o Kunstseligkeit! — einen Raphael, Rembrand, Ri —“ — „Ribera, genannt Spagnoletto,“ — souflirte gutmüthig lächelnd der Archivar. — „Ganz richtig — Ribera, Roos oder Rubens. Man blickt durch Rauch, Schmutz und hundertjährigen Firniß hinein in die Himmelsglut der Meisterschaft.“ — „Man sieht sich scheu um, ob Niemand die Ueberraschung uns angemerkt, den leisen Schrei des Erstaunens gehorcht habe, ob kein Rival um den Weg sey, ein befreundeter Kunstfreund, den man in solchen Augenblicken an die Küste von Coromandel wünscht; man entwirft seinen Operationsplan, und sieht mit banger Erwartung dem Moment entgegen, wo uns der dritte Hammerschlag das Kleinod um einen Spottpreis zuschlägt, und uns das Gefühl wonnig bedrängt: Es ist mein!“

Die Angst vor dem Kommerzienrath Schülen treibt den Enthusiasten zu dem kühnen Schritt, geradezu ihn aufzusuchen, ihm seine Lust zu dem Hupfum zu gestehn und ihn sogar um einen Vorschuß zum Ankauf desselben zu bitten. So hofft er den Rivalen bloß in einen Gläubiger zu verwandeln. Der Kommerzienrath empfängt ihn wie ein reicher Kenner den armen Liebhaber, erfüllt seinen Wunsch und gibt ihm noch viele gute Lehren in den Kauf.

Am Abend macht der Enthusiast mit seinem jüngsten Sohn einen Spaziergang in die schöne Natur: „Ich begreife die Leute nicht, die sich so enthusiastisch über Kunst auslassen können, und die der Natur wenig oder gar nichts nachfragen, wodurch jenes wieder nur als eine Art Affektation erscheint. Ist sie denn nicht in Tiefe, Reichthum Glanz und Leben über aller Kunst, ihr unerreichbar, und der Künstler nur durch Bewußtseyn, Gedanken, Wahl, kluge Berechnung der Verhältnisse, kühnes Andeuten ihr Rival, wie freilich der Mensch überhaupt durch seinen Geist und sein Gemüth ein Nebenbuhler der Gottheit wird.“ — Macht denn nicht erst die Liebe zur Natur die Kunst verständlich und kann nicht ein sinniger Umgang mit ihr den Schmerz über das Entbehren großer Kunstwerke, den Stolz glücklicher Länder, einigermaßen beschwichtigen, deren Genuß ersetzen oder auf ihn am besten vorbereiten? — Weiterhin heißt es: „Wer der Kunst entbehrt, oder sie verschmäht, der geht vielleicht sein ganzes Leben lang stumpf oder kaum erregbar an diesen Reizen vorüber. Ja, man darf es wohl aussprechen: Wen der überschwengliche Reichthum der Natur bedrängt, der unendliche Wechsel des Einzelnen zerstreut, der findet nur in dem Gedanken Ruhe und Einheit, daß Künstler gelebt, die solche Fülle darzustellen, solche Wandlungen des Moments zu fixiren, mit Bewußtseyn und Maaß zu durchdringen sich erkühnten.“ — „Tausendfaches Leben rauscht unerkannt, ungenossen vorüber; aber wem Sinn für die lieblichen Nachschöpfungen des Genius gegeben ist, dem geht mit dem Anschauen jedes neuen Kunstwerks auch ein neues Licht und Gefühl für bisher übersehene Schönheiten der Schöpfung auf.“

Endlich kommt der Tag der Auktion. Ein fremder Professor spielt als Kunstkenner dabei die erste Rolle. „Jezt erhob ein Nachbar des Professors das Blumenstück. Dieser wurde aufmerksam, zog es mit sichtbarem Interesse an sich, drehte es gegen das einfallende Licht, rieb es an verschiedenen trüben Stellen mit geneztem Finger. Ueberraschung, Staunen war auf seinem Gesicht deutlich zu lesen. — Blank hielt sich für verloren. Er nahm sich mit aller Kraft zusammen, sah noch einmal nach der Nummer seines Katalogen, und zog sich in eine entfernte Ecke zurück, um weder seine Leidenschaft zu verrathen, noch durch irgend einen Umstand sich in eine unüberlegte Hitze des Bietens bringen zu lassen. — Man bot, man

Digitized by Google

wurde überboten, und so gings hinauf und höher hinauf, und ehe noch der wäemste, innigste Veeehrer des Meisteewerks zum Handkusse kam, stand es schon auf zwölf Louisd'oe. — „Gott schenke mie Besinnung!“ — betete ee, und bot einen Dukaten drüber; aber er war bald übeeboten. Ee hatte in den Wettkampf hinein die Stimme des Peofessoes gehöet. Daß du veestummtest — eeicher Kautz! — rief's in ihm — noch ist's aber immer nur ein erbärmlicher Taglohn für einen solchen edeln Meister! — Und so teieb er's, damit sich ja die Veesteigerung recht als sinnebethöeendes Hasardspiel an seinee philosophischen Selbstbeherrschung räche, wie von einem Dämon in Hitze gejagt und unwiderstehlich fortgezogen hinauf bis zu hundert Reichsthalern. — Als ihm untee dem Aufschauen dee Anwesenden der Hammer auf's drittemal das Bild zuschlug, und er heranteetend einen Blick auf dessen Rückseite warf, dachte er, schon von einee Unheils-Ahnung betroffen: „Wie geoß und warum liegend, nicht in die Höhe?“ Der Ausrufer drehte es nach dem Käufee. — „Himmel und Hölle! welchos Blendwerk! welcher Irrthum! welchee Unsinn oder Betrug!“ Es wae die Venus! — „Was ist das!“ — rief er in gellendem Ton, alle Rücksichten veegessend. — „Das ist nicht die Nummee 71; das ist nicht dee „van Huysum!“ Das ist Nummee 70! Wo ist das Blumenstück?“ — „Mein Gott! Das haben wir ja so eben veekauft, unmittelbar voe dee Venus“ — sagte der Auseufer.“

Doch so groß der Schmerz des Kunstenthusiasten war, half ihn doch seine Philosophie, denselben zu überwinden. Und doppelt schön war seine Ueberraschung, als der verhaßte Peofessoe ihn unerwartet besuchte, ihm nach einer bald in Vertraulichkeit übeegehenden Bekanntschaft den Huysum, als füe ihn eestanden, übeereicht und endlich auch eine Verbindung zwischen seinem Sohn und der schönen Natalie, des Enthusiasten Tochter, stiftet.

Dieses Sittengemälde gehört zu den schönsten, die wie besitzen. Der Dichter hat dem Leben die feinsten Züge abgewonnen, und in jenee humoristischen Gemüthlichkeit hingezeichnet, die unter allen Völkeen bisher nue Engländer und Deutsche ereeichten. Dee Charakter des Enthusiasten ist ächt national. Dieser Gegensatz von Schwärmerei und häuslicher Soege, Romantik und Spießbüegerlichkeit geht duech das ganze geemanische Wesen. Das Ding, das jezt in den höchsten Regionen des Geisterreichs schwebt mit den seligen Empfindungen eines Engels, odee mit dem Herrscherblick eines Gottes, und das eine Stunde hernach essen und trinken und sich den Stiefel ausziehen muß, die tragikomische, eehabenlächerliche Doppelnatue des Menschen ist dee ewige Anreiz zum Humor, und der Deutsche hat zue Konteastirung der idealen und eealen Richtung in seinem Innern eine ganz besondere Neigung, die man vielleicht nicht bloß im Allgemeinen in seinem reichen, alle Gegensätze des Gemüths und Geists umfassenden Innern, sondern wohl auch vorzugsweise in der Zeit, in den äußeen Veehältnissen suchen muß. Die Disharmonie der ästhetischen Ideale und der Wirklichkeit ist nie so groß gewesen, als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Nichts kann dem romantischen Zuge unseres Herzens so sehe widerstreben, als unseee Taufscheine, Kleinkindeeschulen, Gymnasialeeamina, Titel, Geldgeschäfte, amtliche Kontrollen, Miethkontrakte, Pluskleider, Schneiderrechnungen, Auslandsvisiten ꝛc. Daeum kam auch dee poetische Humor erst in der Zeit auf, in welchee die Romantik dee Helme Abschied nahm und der modernen Klassicität der Perrücken Platz machte. Seitdem gingen aber die Dichtee dreifache Wege. Die Einen wollten der neuen Prosa duechaus keinen Reiz abgewinnen, sie hielten fest am Alten, und wenn es gleich aus der Wieklichkeit verschwunden war, so frischten sie es wenigstens in dee Poesie auf, und zwae theilten sie sich in Nachahmee des Antiken und des Romantischen. Die Andern sagten im Gegentheil: „laßt uns die neue Prosa gefallen, sie allein ist Wirklichkeit und unseee jetzige Bestimmung; lächerlich aber ist das Zueückteäumen in Zeiten, die nicht mehr sind und die nie wiederkehren werden.“ Da wuede denn die Wirklichkeit mit all ihren Kleinlichkeiten und Thorheiten vergötteet, und höchstee Gegenstand poetischee Bestrebungen wurde der deutsche Hausvater im kalmankenen Schlafrock, die Hausmutter mit der Kaffeetasse, und dann Amtsantritt, Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe, fürstliche Besuche, Amtsjubiläum und Patente auf dee einen Seite, Armuth, Kartoffeln, Hausdiebstähle, verführte Lafontainische Kinder, Bankeeott, Iffländische Präsidenten und Gefängniß auf der andern Seite.

In dee Mitte zwischen diesen Nachahmern einer enschwundnen Poesie und den Vergöttereen der gegenwärtigen Prosa suchte eine dritte Gattung von Dichteen den Kontrast zwischen beiden aufzufassen und darin die eigentliche Wahrheit dessen, was an dee gegenwäetigen Geneeation poetisch ist, auszusprechen. Wahr nämlich ist es, daß wie eben so wenig ganz in die schöne Vorzeit uns zurückversetzen, als uns ganz dee unpoetischen Gegenwart hingeben können. Daher scheinen mir auch diese Dichtee den Vorzug zu verdienen voe den blinden Nachahmern des Vergangenen und voe den blinden Veeeheern des Einseitigen und Kleinlichen in unseee Zeit. Der Mensch steht nicht nur über seiner Zeit und nicht nue in seinee Zeit, sondern zugleich darüber und darin, und das ist eigentlich die Feage: nicht welche Ideale der Mensch sich überhaupt vorsezt, und auch nicht, wie jede Zeit sich einseitig gestaltet, sondeen wie sich das Streben zum Idealen zu jedee solchen einseitigen Zeit verhält? Die Erde steht nicht still und fliegt auch nicht nach einer Richtung foet, sie läuft um sich selbst und zugleich um die Sonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Veeantwortlicher Redakteue: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 24. 7. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

15) Trelawneys Abentheuer in Ostindien. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1832.

16) Eugene Aram, a tale by the autor of Pelham etc. In three volumes. Francfort o. M. Varrentrapp, 1833.

17) Bulwers Werke. Aus dem Englischen. Eugen Aram, übersezt von F. Notter in sechs Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1833.

18) Bulwers Werke. Aus dem Englischen. Eugen Aram, Pelham, der Verstoßene, England und die Engländer, übersezt von Bärmann, jedes in vier Theilen. Zwickau, Gebrüder Schumann, 1833.

Unsre Buchhändler sollten zu ihrem eigenen Vortheil ihren Wetteifer mäßigen. Neben der ersten Richardschen Uebersetzung Bulwers in den größeren Oktavbänden der Mayerschen Verlagshandlung in Aachen konnte wohl noch eine kleine wohlfeile Ausgabe in Taschenformat bestehen, ob aber zwei, das wird sehr vom Geschmack des Publikums abhängen. Wir wünschen es, denn Bulwers Romane sind um vieles besser, als das gewöhnliche Lesefutter.

Ueber die Vortrefflichkeiten des Eugen Aram haben wir uns schon im Jahrgang 1832 dieser Blätter Nr. 84 ausgesprochen. Der englische Abdruck, der bei Varrentrapp erschienen ist, empfiehlt sich durch Eleganz. Unter den deutschen Uebersetzungen ist die von Notter die sorgfältigste. Auch von den übrigen Werken Bulwers ist in unsern Blättern schon gesprochen.

Trelawneys Abentheuer gehören zu den Anziehendsten, was je aus Bulwers Feder geflossen. Sie erinnern im Eingange an Roderich Random, wie überhaupt Bulwer mit großem Geschick und Glück das Anziehende der ältern englischen Romane sich anzueignen gewußt hat. Der Held ist ein mißhandelter Knabe, der sich aus der Gewalt seines tyrannischen Vaters losreißt und, hinausgestoßen in die Welt, nach mannichfachen Seeabentheuern in Indien bleibt. Am trefflichsten ist dem Dichter die Schilderung von Trelawneys Jugendjahren gelungen. Die erste Probe besteht der Knabe im Kampf mit einem alten häßlichen Raben, der die Kinder nicht leiden konnte und sie beständig aus dem Garten verscheuchte, aber des Vaters Liebling war. Höchst originell ist der Haß Trelawneys und seines jüngern Bruders gegen dieses garstige Thier und endlich die erste

Digitized by Google

Kraftanstrengung geschildert, mit der sie es angreifen und erwürgen. „Eines Tages war ein kleines Mädchen meine Begleiterin, die ich aus der Kinderstube gelockt hatte, um heimlich mit mir Obst zu holen. Wir schlichen uns unbemerkt in den Garten. Gerade als wir unter einem Kirschbaume uns des Gelingens erfreuten, kam der Rabe, dieses verwünschte Ungethüm, herangeschritten. Dies war nicht länger zu erdulden. Er packte des kleinen Mädchens Kleid an; dies war zu erschreckt, um schreien zu können; ich besann mich keinen Augenblick. Ich rief ihr zu, sich nicht zu fürchten und warf mich auf das Thier. Nun ließ er sie los und griff mich mit Krallen und Schnabel an; doch ich erfaßte ihn beim Halse, hob ihn mit Anstrengung in die Höhe, und schleuderte seinen Körper gegen den Baum und gegen die Erde. Ihn aber schien nichts zu verwunden; er war hart wie ein Stein. So kämpften wir mit einander und ich war augenscheinlich der schwächere Theil. — Das kleine Mädchen, mein Liebling, sagte: „ich will hin und den Gärtner rufen.“ — „Nein,“ antwortete ich; „der wird es dem Vater sagen; ich will ihn aufhängen, den Alten;“ (womit ich den Raben meinte, nicht meinen Vater) „gib mir Deine Leibbinde!“ — Dies that sie und mit großer Anstrengung gelang es mir, wiewohl schrecklich von ihm verletzt, das eine Ende der Binde um des alten Tyrannen Hals zu befestigen; dann kletterte ich auf den Kirschbaum, schlang das andere Ende des Bandes um einen abstehenden Zweig, sprang wieder zur Erde, und hatte wirklich den Erfolg, meinen Feind in der Luft schweben zu sehen. — In diesem Augenblick kam mein Bruder herbeigelaufen. Er war erschreckt, als er mich so im Kampfe gewahrte, doch sobald er unsern alten Widersacher am Bande erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus. Nun befestigten wir des Bandes anderes Ende und begannen, ihn zu Tode zu steinigen. Nachdem wir dieser Lust überdrüssig geworden, und er allem Anscheine nach todt war, ließen wir ihn herab. Er fiel auf eine Seite nieder, und ich griff nach einem Stecken, um ihn durch Schläge auf den Kopf völlig zu tödten. Zu unserm Schrecken und zu unserm großen Erstaunen sprang er mit heiserem Geschrei in die Höhe und ergriff mich. Unser erster Gedanke war Flucht, er aber hielt mich fest, deshalb warf ich mich noch einmal auf ihn, rief meinen Bruder zu Hülfe, hieß den das Band fester um den Rabenhals schlingen und dann den Baum besteigen. Dabei suchte ich ihn festzuhalten. Jetzt sah das Thier furchtbar aus, ein Auge hing ihm aus dem Kopfe hervor, aus der Kehle floß ihm das Blut, mit seinen Flügeln und mit zerzupftem Schweife, den ich ihm während seiner ersten Hinrichtung schon zur Hälfte ausgezogen hatte, zerschlug er den Boden. Er kämpfte mit wilder Anstrengung um sein Leben, und ich war mit Blut ganz bedeckt. Aber mit Hülfe meines Bruders gelang es uns, den erschöpften und verwundeten Raben noch einmal aufzuschnüren; als er hing, schlugen wir ihn vollends todt, indem wir seinen Kopf zerspalteten. Alsdann banden wir ihn an einen Stein und versenkten ihn im Ententeiche.“

Hierauf übergab der Vater die beiden Knaben einem Lehrer, der sie auf's unmenschlichste behandelte. Trelawney rächte sich endlich, indem er eine Verschwörung gegen den Lehrer anzettelte und ihn mit Hülfe der übrigen Knaben durchpeitschte. In enge Gewahrsam gebracht, steckte er in der Verzweiflung Bett und Zimmer in Brand. Man that ihn auf ein Schiff, noch in sehr zartem Alter. Nach einer tollen Nacht, auf dem Lande mit einem alten lustigen Seekapitän durchschwärmt, kommt Trelawney noch einmal auf eine Schule, erlebt noch einmal Mißhandlungen und rächt sich, und kommt wieder auf ein Schiff. „Nichts ist so sklavisch und unterwürfig, als das Benehmen jüngerer Offiziere am Bord eines Kriegsschiffes. Man darf seine Vorgesetzten nicht einmal mit Unzufriedenheit im Blicke ansehen. Der Hut muß stets in der Hand gehalten, und als Zeichen der Unterwürfigkeit müssen Verbeugungen gegen jeden gemacht werden, der um einen Grad höher steht. Wenn aber der Kapitän oder einer der Lieutenants Jemanden zufällig nicht leiden kann, so ist dieser so durchaus in ihrer Gewalt, daß sein Daseyn ihm kaum erträglich bleibt. So viel immer das Recht auf des Unterdrückten Seite seyn mag, es hilft zu nichts; denn die Vorgesetzten können gleich der Majestät kein Unrecht thun, und Widersetzlichkeit ist fruchtlos.“ Trelawney wurde auf dem Schiff wie ein Hund behandelt. Der Schreiber des Kapitäns nahm ihm unter anderm seine Bücher weg und gab sie ihm nicht wieder. Hieraus entstund ein wüthender Faustkampf, und in der Wuth der Ohnmacht versetzte der jüngere und schwächere Trelawney seinem Gegner einige Stiche mit einem Federmesser. Ein andermal stürzte sich der mißhandelte Jüngling vom Mast ins Meer hinab. Insbesondere quälte ihn ein schottischer Lieutenant. Als er diesem endlich in Ostindien auf dem festen Lande gegenüberstand, vollbrachte er die ihm längst geschworne Rache und floh. Ein alter Seeräuber zog ihn in sein Interesse. Er wurde gut gepflegt und lernte das Leben auf dem Kontinent von Indien kennen. Hören wir eine der lebhaftesten Schilderungen: „Ich brachte mein Pferd unter, und machte eine Runde, um die buntscheckigen Haufen in den verschiedenen von gestampfter Erde und Bambus erbauten Hütten zu betrachten. Zuerst zeigten sich die wohl-geölten, schwarzen Schönheiten von Madagascar. In der nächsten Hütte war nur eine kleine Gesellschaft.

Digitized by Google

Eine iltis-äugige, ambra-farbige, dickleibige Japaneserin schaute aus der Thür und glänzte wie eine Sonnenblume. — Das Haus einer frühern Bekannten von mir, die gelegentlich auch starke Getränke an ihre Besucher verkaufte, nahm mich auf. Sie war der weibliche Schaich des Stammes. Ihre Wohnung war hervorscheinend, denn sie zeichnete sich aus durch ein zweites Stockwerk mit Veranden. Dieses war der Hauptsammelplatz der Europäer, und um diesem Vorzuge eine Artigkeit entgegen zu setzen, hatte die Frau eine Art von englischem Kopfzeuge über ihr mahagonibraunes Gesicht aufgesetzt. In ihrer Person vereinigte sie die Eigenschaften des Büffels, wie er in den Jungeln lebt, seine kugeldichte Haut von schmutzgrauer Farbe, geziert mit struppig vereinzelnten Haaren, eingefallenen Augen und hörnigem Angesichte, und den schiefen Fuß, mit dem Höcker des Dromedars. Sie war ein ungethümliches altes Weib, das aussah, wie ein Bild der Sünde. — Man hörte nun das Herbeikommen ihrer Hausgenossinnen. Ich unterschied das kurze Trippeln ihrer Kinderfüßchen, und bald darauf das Geklingel ihrer Armbänder und Ringe. Arme, Handgelenke, Enkel, Zehen und Finger erglänzten von Kupfer, Silber und Glas, und verursachten recht haemonische Musik, als die Mädchen von einer feenhaft aussehenden Bambusleiter, wie ein unabgebrochener Zug von Ameisen, an einer alten Mauer herabstiegen. Jegliches der Frauenzimmer trug ein weites, bauschendes Beinkleid und ein ganz knappes baumwollenes Leibchen, und war an der Stirn mit gelbem oder rothem Oker bemalt. Hier war jegliche Abstufung der Farbe und des Stammes, schlammfarbig, olivengrün, bleigrau, kupferroth und die ganze große Familie des Braun, vom dunkelroth geschuppten indischen Cockorotsch an, bis es sich in das Kohlschwarz meines vaterländischen Hoenkäfers verlor. Hier war jegliches Alter und jeder Grad von Körperstatur; vom neunten bis zum neunzigsten, dem scheinbaren Alter der abgelebten Hekate; und von der Höhe meines Pfeifenrohrs zu der des Palmbaums. Hier war die leichte, biegsam gegliederte Kubschie, gepaart mit der aufgeschwollenen, speckigen Hottentottin, die sich bewegt, wie der Kugelfisch; das Hinduhmädchen, mit den Augen des Hirsches und der Form der Antelope; die blonde, ölige, mondgesichtige, fleischige Armenierin, gebaut wie eine Schildkröte, und die sanfte, gleich der Turteltaube girrende Parsie. Unter diese gemischt waren die Chiechie'n, ein Geschlecht, entsprungen aus der Mischung des europäischen mit indischem Blute — ein Zusammengesetztes von Feuer und Frost — bei dem die kalghafte Weiße der Engländer sich mit dem schwarzen Haarwuchs im Morgenlande einte, und dem, wiewohl ihm die Rosenfarbe seiner westlichen Erzeuger gebrach, doch reichlicher Ersatz wurde durch den funkelnden, flammenden Glanz der Augen seiner Mütter, die nicht mit den todten, fischartigen Farben des Nordens verfälscht waren." Nach einer tollen Nacht steckte Trelawney dieses Haus der Sünde in Brand.

De Ruyter, der Seeräuber, adoptirt den seekundigen und kräftigen Jüngling und läßt ihn Fahrten unternehmen. Schade, daß dieser Seeräuber edel und gebildet ist, warum hat ihn der Dichter nicht roh und grausam geschildert? Es wäre viel natürlicher gewesen. Von nun an fällt Bulwer in die bekannte Manier Coopers und gibt recht artige Seebilder. Rührend ist das Wiedersehn zwischen Trelawney und seinem alten Freund Aston, den er auf einem englischen Schiff, das er angreift, gefangen nimmt.

Nun erhält auch endlich die Liebe ihr Recht. Auf einem seiner Züge kommt Trelawney zu folgender Schauderscene: „Es war Zeit, daß wir ankamen, sonst würden wir keine Gefangene mehr zu erlösen gefunden haben, denn die Weiber mordeten diese, die haufenweise an Händen und Füßen gebunden auf dem Boden lagen. Diese schwarzen Hexen wurden von uns niedergestoßen. Als ich darauf in ein kleines, von Matten gemachtes Zelt trat, das an einem größeren Zelte befestigt war, traf mein Auge als ersten Gegenstand einen nackten starknochigen Araber, festgebunden an einen kurzen in die Erde getriebenen Pfahl. Er war mir Stichwunden bedeckt und wälzte sich in seinem Blute, aber wiewohl gebunden, hülflos und dem Tode nahe, leuchtete sein unbezwungener Geist immer noch hervor, wie der eines Oberhauptes. Eine alte, abgelebte Satansmutter lag über seinem ausgestreckten Körper hingefallen, weil ihr Fuß im Blute ausgeglitten war, und zerhackte diesen in unmächtiger Wuth mit einem Kokosnuß-Messer, das sie in der Hand hielt. Ihr Schlachtopfer hatte seine Zähne in ihre linke Hand gebissen, und hielt sie fest; zu seinen Füßen in einem Winkel zusammengekauert lag ein junges, fast ganz nacktes Mädchen, und schrie in Todesangst: „Ach! Vater! Vater! laß mich auf!" sie streckte dabei ihre gebundenen Hände aus, suchte in die Höhe zu kommen, ward aber von des Mannes starken Gliedmaßen hinabgedrückt, der sie auf diese Weise vor dem teuflischen alten Weibe schirmte. Ich ergriff den Leibbund, den die alte Hekate sich umgewunden, hob daran ihr verwittertes Gerippe in die Höhe, und schleuderte sie mit solcher Gewalt zu Boden, daß sie nie wieder aufstand, sondern wie eine zertretene Kröte zappelnd da lag, ihr schwacher Lebensfunke erlosch, ohne daß sie nur ein Aechzen hervorstöhnte." Diesem allzugrellen Bilde folgen bald desto freundlichere. Der alte Araber stirbt, Trelawney nimmt sich der Tochter

Digitized by Google

an, in welcher der Dichter alle Süßigkeit englischer Sittenzartheit und orientalischer Gluth zu paaren sucht.

Das Glück dieser Liebe wird inzwischen oft unterbrochen. Die schöne Zela wird bald von einem Tiger, bald von einem Haysisch verfolgt. Ueberdies wird sie alle Augenblicke von Trelawney getrennt, da dieser seine Seekämpfe fortsetzen muß. Endlich stirbt sie an Gift und dadurch wird der schöne Plan, auf einer glücklichen Insel ein neues Paradies zu stiften, vereitelt. Trelawney kehrt nach Europa zurück.

Der Dichter hätte gewiß besser gethan, wenn er statt der vielen und doch gewöhnlichen See- und kleinen Kriegs-Abentheuer, mit denen er die beiden lezten Bände angefüllt hat, die tragische Natur in schärferen Zügen und reicherem Detail ausgemalt hätte. Die Reisebeschreiber haben dafür schon so viel gethan, man vergleiche Raffles, Oliviers, Forrests ꝛc. Schilderung der indischen Inseln, aber gerade am Dichter hat es noch gefehlt, der mit Wahl das Charakteristische hervorgehoben hätte.

Bulwer ist mit solchen Gemälden viel zu sparsam gewesen. Auch die Seeabentheuer selbst sind zu wenig charakteristisch. Wenn wir noch das wilde Volk der Inseln über ihrer ganzen Herzensverhärtung sähen, aber da sind so viele edle Menschen, wie in einem Iffland'schen Schauspiele. Das Piratenwesen versteckt sich schamhaft bei Ruyter unter einer Art von Patriotismus, und das Wüthen Trelawneys gegen seine eignen Landsleute wird schlecht genug durch die zur Rache entflammenden Mißhandlungen seiner Jugend motivirt. Auch die Anderin ist zu zahm. Europas Poeten, selbst die englischen, denken sich die Tropenländer immer noch à la Paul et Virginie; nur die Nordamerikaner haben den wilden Geschmack davon wegbekommen, nur in einem Cooper athmen wir gewissermaßen den klassischen Juchtengeruch ächter Barbarei.

19) Die Königsbraut. Historischer Roman aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Storch. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg, 1832.

Dieses Buch war auf die zweihundertjährige Todesfeier Gustav Adolphs berechnet. „Gewiß, sagt der Verfasser in der Vorrede, wird ein neues Interesse an ihm erwachen. Möge die Schilderung seiner ersten Liebe und ihrer in heiligen Schmerzen aufgegangenen Verklärung ꝛc.“ Auf diese emphatische Vorrede folgt unmittelbar die Introduktion. „Marthe, hörst du nichts? fragte der Bauer, indem er sein neben ihm liegendes Weib unsanft anstieß. — In der andern Ecke regt sich auch die Tochter: Der Sturm heult so entsetzlich. Wenn er uns nicht die Hütte über den Kopf zusammenwirft. Alle Latten und Bretter krachen und wenn's sehr gut abgeht, so hast du morgen den halben Tag zu nageln. — Daß du doch gleich aus Nageln denkst, antwortet der Vater ꝛc.“ Diese zarten Redensarten fallen in einer Hütte an der schwedischen Küste, an welche so eben der Sturmwind ein Schiff geworfen hat. Ein alter Liebhaber der obgedachten Tochter führt Fremde ein, unter denen sich sogleich wieder zwei neue Liebhaber und ein Maler finden. Doch gelingt es nur einem, dem jüngsten, der als goldhaariger edler Goldschmiedsjüngling, von der Wanderschaft heimkehrt, sie zu erobern. In der Nähe ist das Schloß des Grafen Brahe, dessen Tochter Ebba, die Jugendgeliebte Gustav Adolphs, von diesem zur Königin gewählt wird. Aber seine Mutter, die ihm eine ausländische Prinzessin zugedacht hat, spinnt Intriguen an, und bringt die fromme Ebba zu einer freiwilligen Entsagung. Der Verfasser fällt oft, wie der erste Dialog der Introduktion beweist, in den gemeinsten Ton. In diesem läßt er sogar den König selbst sprechen, z. B. in der höchst sonderbaren und unmöglichen Unterredung mit einem Juden, dessen sich die holländische Bank wahrhaftig nicht zu einem so wichtigen Geschäft (es gilt eine große Geldanleihe) bedient hätte, oder der wenigstens der Majestät gegenüber nicht so plump und ungezogen geredet hätte. Auf der andern Seite fällt der Dichter ganz aus der Rolle, indem er die Leute in den Phrasen der modernsten Sentimentalität reden läßt. Wie sollen wir glauben, daß in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, da die Allongeperrücken aufkamen, und man an protestantischen Höfen nichts als seichte lateinische Späße und das Geplärr zänkischer geistloser Schwarzröcke vernahm, irgend ein König zu seiner Herzensdame gesagt haben werde: „Lerne mich als deinen innigsten Freund, deinen Bruder, deinen Geliebten — o was faßt dies eine Wort nicht alles in sich! — lerne mich als dein Alles betrachten und lieben“ — und sie ihm erwidert: „O ihr seyd mein Alles, meine Welt! Wo wäre etwas für mich, daß ich mir nicht dächte in euch, wo wäre eine Wonne für mich, die es nicht erst durch euch würden, wo wäre ein Lebensstrahl für mich, der sich durch euch mir nicht erst glänzend, farbenreich und wärmebringend gestaltete! ꝛc.“ In dieser Sprache ist weder etwas von der natürlichen Einfalt der ungebildeten, noch von der lateinisch pedantischen Courtoisie der gebildeten Menschen jenes Zeitalters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

GESELLSCHAFT IN BO

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 25. 10. März 1834.

Replik

in Sachen der Juden-Emancipation.

Die Frankfurter Didaskalia, bekanntlich eines der geachtetsten deutschen Blätter, enthält in ihrer 58sten Nummer unterm 27. Februar d. J. eine eben so gründliche, als jede unter streitenden Gelehrten übliche Zartheit weit übertreffende, musterhaft würdevolle Erörterung des großen Paulus in Heidelberg, des allgemein verehrten Kämpfers für Licht und Recht. Unser an die roheste Sprache gewöhntes Blatt erschrack gleichsam vor dem hohen Seelenadel, der aus dieser Erörterung sprach, und von Beschämung ergriffen, daß es nicht würdig sey, sie in sich aufzunehmen, überließ es diese Ehre der geehrten Didaskalia. Dort liegt der klassische Schatz für die Unsterblichkeit besser aufbewahrt als bei uns, und wir wagen unserem Blatte nur einige bescheidene Scholien einzuverleiben.

Herr Paulus bedauert es zuvörderst, daß er es „nur einem recht zufälligen Zufall verdanken müsse," die Nummern 120 und 121 des Literaturblatts von 1833 erhalten zu haben, in welchen seiner Schrift gegen die Juden-Emancipation rühmlichst gedacht ist. Freilich wird das Literaturblatt gar zu wenig in Deutschland gelesen, als daß es Einem so leicht, ohne einen recht zufälligen Zufall in die Hände fallen könnte. Unsre natürliche Beschränktheit, unsre studirte Einseitigkeit, unser rationalistisches Altweibergewäsch, unser denkgläubiges Gesalbader, unser recht erbärmlicher Styl und unser trostloses Encouragement auf jedem Titel, „Werden wir besser," trotz dem wir doch leider nicht besser wurden, konnte freilich dem Literaturblatt die allgemeine Theilnahme des deutschen Publikums und die große Verbreitung nicht verschaffen, die sein glücklicher Geist dem Sophronizon in immer steigender Progression erworben hat. Und Herr P. konnte um so weniger an das Literaturblatt denken, da er sich ja auch für den Verfasser desselben nie persönlich interessirt hat, denn gewiß waren es auch nur die zufälligsten Zufälle, durch welche die Speyerer Zeitung zu verschiedenen Malen eine ganz erstaunliche Theilnahme gewisser Leute an meiner persönlichen Wenigkeit verrieth.

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Zum schönen Beweise, wie große Genien immer auch in's Kleinste eingehn, beschäftigt sich der Heros der Theologie eine Seite lang mit den Vignetten des Literaturblatts und beurkundet in dem, was er darüber sagt, ein gar nicht oberflächliches Studium der Mythologie. Dann kommt er auf den Inhalt des Literaturblatts selbst,

Digitized by Google

auf die Tendenz der gegenwärtigen Redaktion zu sprechen, und — siehe da, er ist hierüber merkwürdig kurz, da er über die unwichtigen Vignetten doch sehr lang und breit sich vernehmen ließ. Dennoch glaube ich, daß Herr P. eben durch diese Kürze einen Beweis seiner weltberühmten tiefen Gründlichkeit gegeben, denn eine gründliche Polemik muß keine Waffen scheuen, sie muß wie eine wilde Gans überall Grund finden, auf der Erde, in der Luft und im Wasser, sie muß, wenn sie nicht mehr auf festem Boden steht, nur mit den Flügeln schlagen, mit den Schwimmfoten ausgreifen und dreist flattern und plätschern und recht laut dazu schreien. Wenn man einen Mann oder eine Tendenz bekämpft, gegen deren Reinheit sich mit Grund nichts, auch gar nichts einwenden läßt, so könnte nur eine schülerhafte und unbehülfliche Polemik sich auf Gründe einlassen. Blind zu gefahren, das ist dann der einzige Kunstgriff.

Um also dem Publikum (der Didaskalia) meine kritische Tendenz darzulegen, begnügt sich der gründliche Herr P. eins der Epigramme hervorzuheben, mit denen ich den Jahrgang des Literaturblatts von 1832 eröffnete und die er wohl wäßrig nennen durfte, da sie das Feuer seines Schwiegersohns so gut gelöscht haben. Es lautet:

Die Alten.

Wie sie sich sperren, die Alten, sie müssen doch alle herunter,
Und ein neues Geschlecht sezt auf die Stühle sich hin.

So habe ich gesprochen, also liegt es klar am Tage, daß ich mich selbst unter dem neuen Geschlecht verstehe und daß meine unverholene Tendenz ein blinder Ehrgeiz ist. Ich habe, sagt Paulus, mich „unbesonnen selbst verrathen.“ Freilich, wer die fragliche Nummer des Literaturblatts in die Hand nimmt, der findet, daß jenes Distichon nicht allein steht, daß es dicht vor einem zweiten steht, von dem es unzertrennlich ist. Dieses zweite lautet:

Die Jungen.

Wie sie jubeln, die Jungen, in ihrem fünfzigsten Jahre
Werden den Söhnen auch sie alte Pedanten nur seyn.

Nun gewinnt freilich die ganze Sache ein anderes Ansehn; Jedermann sieht ein, daß ich nichts anderes gesagt habe, als: jede Zeit bringt ihre neue Mode mit, die aber bald wieder zur alten Mode wird und ein kühner Neuerer von 1790 kann leicht ein Pedant von 1830 werden. Und damit habe ich denn doch wohl nichts, das einem Ehrgeiz ähnlich ist, ausgesprochen, sondern im Gegentheil das Nichtige des Ehrgeizes deutlich dargethan. Aber eben, daß Herr P. das zweite Distichon nicht bemerkt hat, dieses Darüberwegsehn, dieses allerliebste kleine Vergessen, das sich im Nothfall durch den zufälligsten Zufall entschuldigen läßt, liefert den Beweis, wie gründlich die Kriegführung meines ehrenwerthen Herrn Gegners ist. Er macht die Ungründlichkeit selbst zur Waffe gegen mich, und dann sagt er noch gravitätisch: ich war immer wahr, ich habe immer streng geforscht und geprüft, und nie etwas behauptet, ohne es durch Sachgründe zu belegen.

Oder habe ich vielleicht Unrecht, verehrungswürdiger Gegner, indem ich Sie um Ihres großen Verstandes willen bewundere, und Ihnen das obige Uebersehn als ein absichtliches, recht kriegslistiges und auf das Publikum der Didaskalia wohlberechnetes auslege? War es vielleicht eine absichtslose, der Hitze Ihres grauen Zorns verzeihliche Uebereilung? wären Sie zu rechtlich, edel und männlich, um sich einer solchen Kriegslist wissentlich zu bedienen? Ich schwanke, ob ich mehr Ihren Verstand oder Ihr Herz bewundern soll, und es sezt mich in eine grausame Verlegenheit, daß ich das eine nur auf Kosten des andern kann. Wenn der Verstand Ihre Kriegslist rechtfertigt, verdammt sie die Moral, und wenn sie sich moralisch als ein unwillkührliches Versehen rechtfertigen läßt, wo bleibt dann der gepriesene Scharfsinn und die weltbekannte Gründlichkeit ihres Urhebers?

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Wer warnt, ohne daß der mindeste Grund, warum man hätte warnen sollen, vorlag, der handelt zwar gegen die, die er warnt, schlecht, da er sie nicht nur belügt, sondern sie auch dessen, oder der Kräfte dessen, vor dem er warnt, berauben, sie also schädigen will; er handelt noch schlechter gegen den, vor dem er warnt, denn anonyme und falsche Anklagen sind schlimmer als Diebstahl und Mord; und er handelt endlich am schlechtesten gegen sich selbst, da Verläumdung, wenn nicht die größte, doch sicher die häßlichste Sünde ist. Kommt noch, wie im vorliegenden Falle, hinzu, daß die Verläumdung ganz fruchtlos geblieben, und daß der, dem sie schaden sollte, aus ihren Giftnebeln triumphirend hervorgetreten ist, so scheint es sehr mißlich, sich solcher Waffen zu bedienen. Doch dies scheint nur so. Eine gründliche Polemik macht Alles zu ihrer Waffe, selbst ihre Niederlagen. Sie kommt der Beschämung durch Unverschämtheit zuvor. Sie gibt auch in ihrer kläglichsten Demüthigung die Hoffnung nicht auf. Wie Medusa noch mit dem abgeschlagenen Haupt die Feinde zu schrecken sucht, so muß eine vollkommene Polemik, wenn ihr zu schrecken nichts mehr übrig bleibt, den Gegner wenigstens noch zu ekeln suchen.

Das verehrungswürdige Publikum der Didaskalia und ihres geistlichen Rathes wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich billig bin, und mich nicht so sehr durch

Digitized by Google

die Waffen meines Gegners verletzt fühle, daß ich darüber die Anerkennung der Virtuosität, mit der er sie führt, verabsäumen sollte.

Wie schön, wenn solche Kräfte sich auch der Sache des Guten widmen! Jemand hat Sie, geehrtester Herr, den großen Kämpfer für Licht und Recht genannt, und Sie selbst sind so bescheiden, sich dessen gegen mich zu überheben, obgleich Sie das nicht nöthig gehabt hätten, da ich Sie selbst immer so genannt habe, wie Sie wohl wissen. Darum will ich Sie auch jezt gegen die vielen Zweifler alles Ernstes vertheidigen. Man gesteht Ihnen unbedenklich zu, daß Sie ein gar großer Gelehrter sind, und daß Sie namentlich besser Hebräisch als Deutsch verstehn; man hat nie gezweifelt, daß Sie auf dem Katheder immer mit vollem Munde ausposaunen würden, daß die Tugend etwas Gutes, das Laster aber etwas Schlimmes sey; man weiß und verhehlt es sich nicht, daß sie als ein lutherischer Christ die Anbetung der Götzen (mit Ausnahme Ihres kleinen Haus- und Pultgötzen, der Eitelkeit) verabscheuen, daß Sie als ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts nicht an Geister, und um recht sicher zu gehn, nicht einmal an Geist glauben, daß Sie überhaupt keinen Aberglauben, außer an Ihre eigne Unfehlbarkeit haben. Nun sagt man aber, das sey etwas ganz Ordinäres, und wenn man ein Kämpfer für Licht und Recht heißen wolle, so müsse man doch etwas mehr thun, man müsse vor Allem einen mächtigen Feind gegenüber haben, große Gefahren bestehen und seiner Ueberzeugung große Opfer bringen, wie dies den Kämpfern für Licht und Recht zu allen Zeiten eigen gewesen sey. Man würde Ihnen Ihre ordinäre Aufklärung nie vorrücken, sondern sie an Ihnen, wie an hundert andern bescheidenern Lehrern, gelten lassen, wenn Sie nur nicht den Ruhm eines Helden darauf gründen wollten. Man fragt, wie Sie sich mit der Löwenhaut des alten Luther brüsten können, da Sie es nicht sind, der den nemäischen Löwen erlegt hat? Aber wie ungerecht sind diese Leute! Was können Sie davor, daß das Mittelalter nicht noch mit allen seinen Harnischen und Kutten um Sie steht, daß die Hydra der alten Hierarchie nicht mehr die Schärfe Ihres Schwertes empfinden kann, da sie schon todt ist? War es Falstaffs Schuld, daß Percy nicht mehr lebte? Würden Sie mit Ihrer allerunterthänigst gehorsamsten Denkgläubigkeit nicht vor dem Augsburger Reichstag eben so gut gesagt haben: „ich kann nicht anders?“ Ja wer will Ihnen widersprechen, wenn Sie in Bezug auf diesen Luther sagen, was Kotzebue einst in Bezug auf Shakespeare sagte: „ich hätte noch mehr gethan, wie er, wenn ich vor ihm, nicht nach ihm gekommen wäre!“

Leute, denen man kein x für ein u vormachen kann, weil sie uns immer wieder das u zum x machen, wollen bemerkt haben, daß selbst die streitbarsten Sätze Ihrer Dogmatik eine Hinterthür haben, durch welche der Pharisäer sicher hinausschlüpfte, wenn der Prophet vorn zu freimüthig habe dantieren wollen. Diese Leute haben bei der Lektüre Ihrer Schriften oft darüber gelacht, wie zart Sie sich über die Natur Christi auszudrücken wissen, um zugleich normalmäßig und doch nicht abergläubig zu erscheinen. Aber diese Leute haben keinen Geschmack. Die Wahrheit verhält sich zur menschlichen Gesellschaft immer wie ein muntres Mädchen in einem Saal voll schlafender Podagristen. Sie kann in ihrer unschuldsvollen Fröhlichkeit kaum einen Fuß heben, ohne anzustoßen und einen der wehleidigen Schläfer zu einem Zetergeschrei aufzuwecken. Wenn nun ein Paulus die holde Wahrheitsgöttin so geschickt zum Tanz aufzuführen versteht, daß sie nicht anstößt, o wer sollte diese Grazie nicht bewundern!

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Nun gibt es noch immer Zweifler, die da meinen, der Kampf für Licht und Recht werde nicht allein auf dem theologischen Gebiete geführt, und ein Mann, der sich nicht schäme, sich einen Kämpfer für Licht und Recht schelten zu lassen, habe in den lezten Jahrzehnten wohl vielfach Gelegenheit gehabt, ritterlich für unterdrücktes Recht in die Schranken zu treten. Es sey aber nichts bekannt geworden, als daß Sie, vom Geistlichen auf's Weltliche sich wendend, gegen die öffentliche Rechtspflege und gegen die Juden-Emancipation geschrieben haben, welches man Ihnen eben so wenig, als die Umtriebe gegen die Wahl eines freisinnigen Deputirten, für ruhmwürdige Thaten im Namen des Lichts und Rechts hat auslegen wollen.

Ueber diese ungeschickten und zudringlichen Zweifler! Man will es Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie das Institut des Lichts und des Rechts par excellance, nämlich das Institut des hellen öffentlichen Rechts, gefährdet hätten. Man will, selbst wenn man Ihnen Ihre gute Absicht zugibt, Ihr Unternehmen doch nur eine schädliche Gancherie nennen. Man meint, ein Gift, wenn es auch für Arznei gehalten werde, schade dennoch; man vergleicht Sie mit dem Bären, der von einem frommen Einsiedler bekehrt wurde und bei ihm blieb und ihm diente, und als er einst eine Fliege auf der Nase seines schlafenden Herrn sah, einen Stein ergriff und die Fliege, aber auch zugleich die Hirnschale des Eremiten zerschmetterte. Kurz, man sagt, Sie hätten, wenn Sie die Oeffentlichkeit schützen wollten, Ihre Eitelkeit bei Gelegenheit des Fonk'schen Prozesses nicht auskramen sollen, oder man täusche sich in Ihnen, und Sie seyen nichts weiter als ein rechter guter lieber Freund der alten Heimlichkeit.

Digitized by Google

So sehr, Retter der Unschuld, hat man Sie verkannt. Als ob Ihnen das damalige Lob der Obscuranten, Ihnen, dem Lichtträger, nicht gerade am wehesten gethan hätte! Wenn irgend, so haben Sie hier ein Opfer gebracht, und es war um so uneigennütziger, als zwischen Konk und Jean Calas auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit bestand.

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Die bösen Zweifler! daß sie sich immer noch nicht beruhigen wollen. Da haben Sie in der besten Absicht in ein Wespennest gestochen, indem Sie sich der Emancipation der Juden entgegensezten. Man frug sich: wie? der große Kämpfer für Licht und Recht spricht für das mittelalterliche Vorurtheil? der Heros geistiger Freiheit will den Juden, bloß um ihres Glaubens willen, die bürgerliche Gleichstellung mit den Christen in rein weltlichen Dingen nicht gestatten? Ist das nicht Glaubenszwang? Ist nicht jedes vorbehaltene Recht eine Strafe, eine Tortur, ein indirekter Zwang zur Glaubensänderung? Ist also der große Kämpfer für Licht und Recht nicht ein kleiner Inquisitor, ein niedliches Ketzerrichterchen?

Nicht doch. Hat er gesagt, er wolle nicht, daß die Juden gleiche Rechte mit den Christen genössen? Sollte er das gesagt haben? Gott bewahre! Und wenn er es auch gesagt hat, so legt er es jezt so aus, daß es nur heißen soll: die Juden sollen keine Vorrechte über die Christen haben, nicht über sie herrschen, und damit sie es nicht können, solle man sie immer eine Linie tiefer stellen, aus bloßer Nothwehr.

Wie man doch bisweilen so dornirt seyn kann! Sind wir denn solche Kinder in der Politik, daß wir nicht einsehen sollten, ein Vortheil sey mehr werth, als zwanzig Grundsätze? Wenn uns nun der gütige Gott den Vortheil gewährt hat, daß es eine Menschenklasse unter uns gibt, die uns unsre Staatslasten tragen hilft, ohne unsre Rechte zu theilen, so liegt ja der Vortheil auf der Hand und wir wären Narren, wenn wir ihn uns abschwatzen ließen. Freilich, wenn man den Vortheil gegenüber dem Grundsatz vertheidigen will, so läuft man Gefahr, den Ruhm eines Kämpfers für Licht und Recht einzubüßen. Gefahr? ah pah! In Deutschland läuft man nicht so leicht Gefahr, einen Ruhm einzubüßen, wenn man ihn einmal hat. Man ruft die Vettern und Basen zusammen, man spielt den Schwergekränkten, man gibt die klarste Thatsache für ein Mißverständniß aus, schiebt dem Lesepöbel eine andre Auslegung unter, bespickt sie mit ein paar hebräischen oder wenigstens lateinischen Citaten, wovor die Nichtstudirten noch lange Respekt behalten werden, beruft sich nebenbei auf seine grauen Haare, die ja Alles entschuldigen, und kommt mit einem blauen Auge davon.

Aber die Juden, daß wir sie nicht aus dem Auge verlieren! Sehn wir schärfer auf ihre bürgerliche Stellung hin. Sie wollen emancipirt seyn, sie wollen nicht bloß mit uns die gleichen Lasten, sondern auch die gleichen Rechte im Staate theilen. Sie wollen also auch, und wie Paulus sie beschuldigt, bloß mitregieren, erst bloß mitregieren, dadurch aber uns nach und nach verdrängen, allein herrschen und die Christenheit unterjochen, wo nicht ausrotten. Ein Schluß von solcher poetischer Kühnheit, daß er wohl wahr seyn muß, weil ihn sonst Paulus, ein bekannter Feind alles Poetischen, nicht machen würde.

Wir prüfen ihn an der bisherigen Erfahrung und — o Wunder — wir finden ihn bestätigt. Ja, die Juden haben da, wo sie emancipirt wurden, die Christenheit überflügelt und erdrückt. Hat Paulus nicht ganz Recht? Beklagenswerthes Frankreich, unseliges Nord-Amerika! Ist, seit ihr die Juden emancipirt habt, bei euch nicht Alles haarklein eingetroffen, wie es uns der große Kämpfer für Licht und Recht prophezeit, wenn wir die Kinder Israel auch emancipiren wollten? haben sie nicht „die Gewalt durch Aemter im Staate" an sich gerissen? hat „ihr heranschleichendes Mitregierenwollen" nicht die eigentlich „Berechtigten," die alten Christen verdrängt, und herrschen nicht überall in den Vereinigten Staaten und in Frankreich Juden über die heillos verrathene christliche Gemeinde? Ist nicht in den Hallen des Kongresses zu Washington Alles zum Schacher herabgewürdigt? hört man noch von etwas anderm dort reden als von Banken und Taxen? und der Pallast der Tuillerien, fühlt es nicht auch dort? sind dort nicht die alten Holländer Dukaten beschnitten worden, wird nicht Alles dort auf die Goldwaage gelegt und werden nicht alle Lumpen des Jakobinerklubbs und des heiligen Hauses von Montrouge dort wie auf einem polnischen Trödelmarkt in Umlauf gesezt?

Polen? gut, daß es mir beifällt. Ist ein großer Theil des glänzenden Glücks, das Polen seit einem Jahrhundert genießt, nicht jener kastenartigen Abgeschlossenheit der Juden zuzuschreiben? Würde dort der bürgerliche Wohlstand in einem zahlreichen gebildeten Mittelstand so schnell gediehen seyn, wenn die polnischen Juden nicht eben polnische Juden geblieben wären, wenn man sie etwa emancipirt und mit dem aufblühenden christlichen Bürgerstande vermischt hätte?

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 26. 12. März 1834.

Replik

in Sachen der Juden-Emancipation.

(Beschluß.)

So spricht die Erfahrung. Es ist also die höchste Gefahr für unser liebes Deutschland vorhanden, wenn wir nicht Alles anwenden, um die Uebel zu vermeiden, unter denen die neuen Judenstaaten Nordamerika und Frankreich erliegen, und uns den Segen zu erhalten, dessen sich Polen erfreut. Und ach, muß der Freund der Aufklärung, des Lichts und des Rechts nicht wachen und eifern, wenn er sieht, wie blind wir in den Abgrund rennen? Da hat die gesetzgebende Versammlung der Stadt Frankfurt (einen Tag vor der Herausgabe der 58sten Nummer der Didaskalia) das alte heilsame Verbot, daß jährlich nur 13 Judenpaare in dieser Stadt getraut werden dürfen, noch dazu mit großer Stimmenmehrheit aufgehoben. Es ist gräßlich. Wohin soll das führen? Die festesten Stützen der Christenheit wanken, Frankfurt, et tu Brute! Welcher finstere Geist geht durch unser Haus, daß alle Warnungen des großen Kämpfers für Licht und Recht in den Wind geredet sind, daß Sophronizon sterben und Didaskalia weinen muß, während ein Literaturblatt triumphirt. Auch die badische Kammer, sagt man, beginnt, an ihrem heiligen Rathgeber zu zweifeln, und werde sich bei ihrem Wiederzusammentritt der Sache des Lichts und des Rechts in *diesem* Sinn nicht mehr so getreu zeigen, als bisher.

Und dann gibt es noch Leute, die über eine so ernsthafte Sache spotten. Es sey lächerlich, sagen sie, wenn man vor Juden, die selbst die furchtsamsten Geschöpfe seyen, eine so übertriebene Furcht hege. Und wir seyen ja Hundert gegen Einen. Aber ist es auch allerdings in einem Staate, der 10,000 Staatsdiener und nur 6000 Juden zählt, vor der Hand physisch unmöglich, daß alle Stellen durch Juden besezt werden, so weiß man ja, wie schnell sich das Schmarozzervolk vermehrt, und wer steht uns dafür, daß sie es nicht am Ende sind, welche die längst gewünschte Vereinfachung der Staatshierarchie bloß zu Gunsten ihres präsumtiven Regierungsmonopols zu Stande bringen? Dann ist freilich noch die bewaffnete Macht übrig. Es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, daß wir zahllosen Christen uns durch verhältnißmäßig so wenige Juden sollten tyranniſiren lassen, da sie doch nicht zugleich auch die Armeen bloß aus *ihren Leuten* bestellen könnten. Aber wenn man einmal anfängt zu fürchten, wo soll man da aufhören? Die Furcht läßt sich so wenig wie die Hoffnung umgreifen. Wir müssen es noch so weit bringen, daß wir uns wie die Kinder fürchten, die Juden könnten uns fressen.

Digitized by Google

In keinem Fall kann Vorsicht etwas schaden. Hat Europa nicht schon einmal den großen Kämpfern für Licht und Recht in Heidelberg, Voß und Paulus, seine Rettung aus einer ähnlichen schrecklichen Gefahr verdankt? Wer erinnert sich nicht noch immer mit Schaudern an die vier oder fünf Romantiker, die auf einmal katholisch wurden, und die ganze Welt vielleicht mit katholisch gemacht hätten, wenn nicht in Heidelberg die Retter erstanden wären? Man hat zwar nicht gehört, daß im ganzen Bereich des deutschen Bundes auch nur eine evangelische Pfarrei eingegangen, oder auch nur ein unromantischer Bauer katholisch geworden wäre, im Gegentheil ging eine katholische Pfarrei zu uns über und wurden viele katholische Eheleute denkgläubig, um sich scheiden lassen zu können. Aber wenn uns so wahrheitsliebende Männer versichern, daß die Gefahr ungeheuer war, so müssen wir ihnen doch wohl nicht nur danken, sondern ihnen auch glauben. Die tapfern Herrn in Heidelberg, Voß und Paulus, haben für unser bedrängtes Vaterland schon manchen heiligen Angstschweiß geschwizt. Wie, wenn sie sich gar nicht inkommodirt hätten? Dann würden die Romantiker, die Alles katholisch, und die Juden, die Alles jüdisch machen wollen, mit einander in Konflikt gerathen seyn. Man hätte sie machen lassen sollen, sie würden sich unter einander selbst aufgerieben haben.

Wenn aber auch die Furcht vor den Juden ein wenig imaginär war, so kann doch ein verständiger Mann dem großen Kämpfer für Licht und Recht seine Anerkennung nicht versagen, wenn er Kategorien zwischen Berechtigten und Nichtberechtigten aufstellt, wenn er bürgerrechtliche Monopole statuirt, wenn er das Recht, zu Staatsstellen zu gelangen, wie in der weiland Stadt und Republik Bern auf die Altbürger einschränken will und es bitter beklagt, daß dem passiven Wahlrecht nicht die engsten Grenzen innerhalb dieses Altbürgerthums gesezt sind. Freilich werden auch hier die Zweifler meinen, ein Kämpfer für Licht und Recht dürfe doch nicht so pharisäisch, so reichsstädtisch urtheilen. Wenn bloß die der Zeit nach zuerst Berechtigten für alle Zeit die allein Berechtigten bleiben sollten, so würden wir überall nur Rottenboroughs sehen. Wenn nicht neue Bürger mit gleicher Berechtigung in die Reihen der alten eintreten dürften, so würden sehr viele der ausgezeichnetsten und verdientesten Familien, die im Verlauf vieler Jahrhunderte nach und nach in ein anderes Ländchen (was bei der deutschen Ländermenge so natürlich ist) eingewandert sind, aller bürgerlichen Rechte entbehrt haben und außer Stande gewesen seyn, dem Gemeinwesen zu nutzen, die ächten Altbürger aber würden an Zahl immer mehr abgenommen, sich immer aristokratischer abgeschlossen und dem Gemeinwesen dadurch nur geschadet haben. Es sey also doch von einem Kämpfer für Licht und Recht widersprechend, wenn er, indem er die Juden von den staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen wissen will, zugleich bedauert, daß sich diese Rechtsversperrung nicht auch auf neueingebürgerte Christen ausdehnen läßt; denn er zielt mit dem gelbgrünen Ausdruck: „sich zum Befehle auf Andrer Stühle Eindrängen", auf nichts andres als auf die Deputirtenwahl, deren Legalität ihm nur um ihrer Popularität willen so viel Leber- und Gallenweh gemacht hat. Das Alles will man nun unvereinbar finden mit einem Kämpfer für Licht und Recht, aber einem Kämpfer für Finsterniß und Unrecht! ganz angemessen.

Die Kurzsichtigen! Ist denn nicht jene so verschrieene aristokratische Ausschließlichkeit eine gar hübsche Sache? Ich rede ganz leise, man hört uns nicht. Selbst für die Lichtträger ist es eine gar hübsche Sache, wenn sie andre Lichter auslöschen oder die Leute dafür blind machen können. Seyn wir nicht pedantisch, wir sind unter uns, seyn wir offen. Es kommt für jeden von uns die Zeit, wo wir nicht nur über die Ideale, sondern sogar über die Möglichkeit lachen, daß Leute noch an Ideale glauben können. Auch wird jeder von uns endlich alt und müde; immer wieder Neues zu erdenken, ist nicht Jedem gegeben, es kommt also darauf an, sich im alten Besitz von Anerkennung und Ruhm zu verschanzen, ihn jedem Andern unzugänglich zu machen. Wir sind Lichtträger, gut, so leiden wir nicht, daß ein andres Licht aufkomme neben uns. Wir sind Christen, gut, so leiden wir nicht, daß sich Juden zu uns erheben. Wir sind Spießbürger, gut, so lassen wir ja keinen Fremden herein, obgleich wir selbst fremdes Gastrecht in Anspruch nehmen, und über die engherzigste Krähwinkelei klagen würden, wenn man es sich nicht zur Ehre anrechnete, uns anderswo Stühle von jeder Façon unterzuschieben.

Sie sehn, hochgeachteter Gegner, ich kenne die Welt genug, um billig zu seyn. Anstatt den Neuling, den Enthusiasten zu spielen, und Ihnen in abgedroschenen liberalen Expectorationen Ihre Stabilitätspraxis vorzuwerfen, bekenne ich mich demüthig zu Ihrem Schüler. Ich hatte anfangs eine übermüthige Anwandlung. Ich wollte Ihnen Ihre ganze Weisheit wie einen Sack umkehren, da ich aber auf den Boden kam, fand ich unter dem Häcksel Ihrer denkgläubigen Phrasen doch ein Körnchen Klugheit, und da ich für alles Kluge passionirt bin, so vergaß ich um dieses kleinen Fundes willen Ihre Beleidigungen, und wurde sogar Ihr Vertheidiger. Kann man mehr thun, als bekennen, daß man sich geirrt hat? Ich bin nun zwar auf eine Art zum Besitz gelangt, an der das Glück mehr Antheil hatte, als die Klugheit. Ich erschrecke, wenn ich daran denke, wie unvorsichtig ich mich

Digitized by Google

den offnen und geheimen Verfolgungen der beleidigten Autoritäten ausgesezt, wie ich so Alles verabsäumt habe, was einen jungen Mann poussiren kann, Editionen, Dedikationen, Panegyriken, anonyme Artikel, Dienstchen und Gegendienstchen, frühzeitiges Eintreten in die akademischen Lobassekuranzen, und vor allen Dingen die Klapper, die zum Handwerk gehört, den gelehrten Wortschwall, die Kompendienbreite, den Citatennimbus. Da ich aber dennoch, wie es denn oft wunderlich geht, zu einer aristokratischen Stellung in der Literatur gelangt bin, so müßte ich diese Gnade Gottes nicht zu würdigen wissen, wenn ich nicht durch die Klugheit des Erhaltens nachholte, was mir an der Klugheit des Erringens abgegangen ist. Wenn ich jezt für die Dauer meines Lebens mein Bischen Autorität sicher verassekuriren, ein Monopol darauf gründen könnte, wer würde froher seyn als ich. Die Bequemlichkeit ist die Göttin, der wir am spätesten die Cour machen, der wir aber am treuesten bleiben, und auf die wir auch am eifersüchtigsten sind. Man kann nun zwar nicht früh genug anfangen, klug zu seyn, aber es ist auch nie zu spät dazu. Schade, daß Sie mir zu viele Schmeicheleien gesagt haben, als daß es meine Bescheidenheit zulassen könnte, stolz darauf zu seyn. Sonst würde ich Ihnen recht gern die Hand bieten. Sie hätten mich vielleicht nicht in diese Lage bringen sollen. Verzeihen Sie, wenn ein junger Anfänger in der Klugheit schon Lehren geben will. Aber es scheint mir, Sie haben sich ohne Noth einige Störungen Ihrer Bequemlichkeit zugezogen. Sie wären unklug, wenn sie es zugäben, nachdem es nicht mehr zu ändern ist; sollten aber auch Sie keinen Gewinn mehr davon ziehn, so will ich es doch mir zu Nuze machen. Wenn meine Stellung auch noch so sicher scheinen sollte, will ich doch allemal erst meine Kräfte genau erwägen, bevor ich jüngere Männer vor der bürgerlichen und literarischen Welt geheim und öffentlich zu vernichten unternähme. Nicht alle Lichter haben die Eigenschaft, sich auslöschen zu lassen, und es gehört zu den Anweisungen, die man schon den kleinen Kindern gibt, daß sie sich die Finger nicht verbrennen sollen. Ich würde mich daher fragen, ob denn nicht die Gerechtigkeit die höchste Klugheit sey? und ich würde aus bloßer Klugheit gerecht seyn. Ich würde die Vorsehung anstaunen, daß sie uns gleichsam zwingt, tugendhaft zu seyn; weil es uns in so vielen Fällen Vortheil bringt und vor Nachtheil hütet, und ich würde vor Scham vergehn, wenn man mir nachsagen könnte, ich hätte bei meinen jahrelangen Beschäftigungen mit der Vorsehung diese ihre wohlthätige Einrichtung übersehn, und hätte nicht nur eine Sünde, sondern sogar auch eine Thorheit begangen. Ja, eine rechte Thorheit, denn selbst, wenn mein Gegner in gerechtem Unwillen, oder in dem Humor, der jedem ungerecht Beleidigten erlaubt ist, seinen Spott schärfte und mir vielleicht gar zu weh thäte, so hätte ich kein Recht mehr, mich über ihn zu beklagen, denn es geschähe mir nur, „wessen ich mich durch meine Thaten werth gemacht hätte!“

O es geht doch nichts über die Wahrheit! nicht wahr, Herr Paulus?

Menzel.

Romane und Novellen.

(Fortsezung.)

20) Novellen von Fr. Seybold. Aarau, Sauerländer, 1833.

Fünf Novellen. Die erste schildert Scenen aus dem Vendéekrieg, und die überraschende Großmuth eines Konventskommissärs, der einen gefangenen Adligen nicht nur fliehen läßt, sondern ihm auch seine Tochter auf die Flucht mitgibt. Demselben Geist der Toleranz huldigt die zweite Novelle. Hier entführt ein junger Spanier eine Gottesbraut, wird Renegat und lebt mit ihr in einem freundlichen Thal des Atlasgebirges. Die dritte Novelle mit der Ueberschrift „Rache bis in den Tod,“ schildert im Gegensatz zu den vorigen die Unversöhnlichkeit eines glühenden Hasses. Drankaret, in sklavischer Erniedrigung wie ein Thier mißhandelt und seiner beiden Ohren beraubt, schwört seinem Tyrannen Rache bis in den Tod und ruht nicht, bis er ihn wiedergefunden, gepackt und sich mit ihm wie Orlando Furioso in die Fluthen gestürzt hat. Heitern Inhalts ist die folgende Erzählung, der Kampf um die Hirtenbraut. Ein junger Schweizerbauer ringt einem englischen Feldhauptmann seine Braut in ehrlichem Kampf ab. Die lezte Novelle unterscheidet sich von den übrigen durch die volle Würze des Sarkasmus, an dem der geistreiche Verfasser so reich ist und mit dem er in den übrigen Erzählungen freiwillig zurückgehalten hat. Wir theilen diese vortreffliche Erzählung in gedrängtem Auszug mit. Im Spätjahr 1815 gingen zwei junge Studenten von einer deutschen Universität ab. „Beide waren, physisch und moralisch, wahre Antithesen: Rudolph, ein hochgewachsener Jüngling voll Leben und Feuer, blühend in männlicher Fülle und Kraft, und von edeln Gesichtszügen, poetischen Gemüths, empfänglich für das Erhabene und Ungewöhnliche, den gemeinen Gang der Welt verachtend und in Idealen lebend; Gottlieb, eine schlotternde zusammengeschrumpfte Figur, mehr schleichend als gehend, das Gesicht eine schlaff herabhängende Froschhaut, die Augen glanzlos, das Gemeine und alltägliche suchend und verfolgend im Leben wie in der Wissenschaft. Beide Jünglinge hatten die nämliche Schule ihrer Vaterstadt besucht, zugleich die Universität bezogen, beide sich der Rechtswissenschaft gewidmet und beide jezt zusammen absolvirt. Gottlieb, immer des künftigen Erwerbs eingedenk, war auf der gemeinen Heerstraße der Jurisprudenz

Digitized by Google

fortgeschritten, und hatte Alles beseitigt, was sich nicht unmittelbar auf das Examen und die dereinstige Praxis bezog; auf diese Art hatte er einen Wust von Gesetzen und Autoritäten in seinem Kopfe gehäuft. Rudolphs Geist war zu hochfliegend für ein so handwerksmäßiges Betreiben der Wissenschaft; die Mängel und Fehler der römisch-deutschen Jurisprudenz entgingen ihm nicht; er verglich sie mit andern Gesetzgebungen, was ihm reichlichen Stoff zu kritischen Bemerkungen lieh; er studirte den Geist, nicht den Buchstaben der Gesetze. Als die beiden Jünglinge das Examen bestanden, kamen die gelehrten Examinatoren nach reiflicher Erwägung der Dinge zu dem sublima Schlusse, daß Rudolph mehr Kopf, Gottlieb aber mehr positives Wissen habe, weßwegen (!) dem letzteren ein besseres Zeugniß auszustellen sey. — Nachdem das 29ste Bulletin der großen französischen Armee erschienen war, ergriff der Geist der Politik ganz Deutschland und vorzüglich die Universitäten; man hoffte die Kosacken im Galopp ankommen zu sehen, und Alles wurde russisch. Rudolph faßte abentheuerliche Pläne; Gottlieb sagte: „Ihr könnt ja warten, bis sie kommen.“ Nach der Schlacht bei Leipzig ließ sich Rudolph nimmer halten; der Kaiser Alexander, der König von Preußen, Blücher und Schwarzenberg waren seine Ideale, die Heroen der neuen Zeit, Deutschlands Befreiung von dem schmählichen Joche der Franzosen sein einziger Gedanke. Gottlieb meinte, Deutschland werde schon ohne ihn frei werden, und wo nicht, so sey es nicht seine Schuld. Rudolph aber faßte den festen Entschluß, sogleich nach vollendetem Examen das Schwert zu ergreifen und zur Armee abzugehen; Gottlieb hingegen schickte sich an, in seine Vaterstadt abzureisen und daselbst unter den Auspizien seines Herrn Vaters, welcher regierender Bürgermeister war, eine einträgliche Praxis zu gründen. — Rudolph hinterließ eine geliebte Braut, die schöne Bertha, in der er das Ideal der Weiblichkeit anbetete, und zu der er als Spartaner mit oder auf dem Schild zurückkehren wollte, um ihrer als Held und Vaterlandsretter würdig zu werden. Im Felde kühlte sich sein Enthusiasmus ein wenig ab, da er sah, daß die Retter der europäischen Freiheit in der grünen Uniform so viele Knutenhiebe und in der weißen so viele Stockschläge bekamen. Endlich kam er doch sieggekrönt nach Hause und fand — seine geliebte Bertha als Gattin seines Schulkameraden wieder. Sie hatte das Warten etwas langweilig gefunden, Rudolphs Erwerbsquellen waren problematisch, ein schönes Geld hatte er auf dem Feldzug unnütz verbraucht und sich aus seiner Carriere gerissen, Gottlieb dagegen war in Amt und Würden, was konnte also ein „deutsches Mädchen“ gescheiteres thun, als den sichern Weg gehen. „Um diese Zeit war in Deutschland ein großes Geschrei nach Verfassungen, und so wurde denn im Staatsrathe des Fürsten, zu dessen getreuen Unterthanen unser Held gehörte, man weiß nicht warum, beliebt, dem Lande eine Konstitution zu geben. Darüber war ein großer Jubel. Rudolphs Patriotismus erwachte aufs neue; er wollte dem Vaterland, wie im Felde, so im Rathe dienen; einige Patrioten empfahlen ihn einigen andern Patrioten, diese den Wählern eines Bezirks, und so wurde er zum Deputirten ernannt. Gottlieb wurde durch den allmähligen Einfluß seines Vaters, des Bürgermeisters, gleichfalls Deputirter. Rudolph bildete hochfliegende Pläne seiner parlamentarischen Wirksamkeit, die öffentliche Wohlfahrt war das Ziel seines Strebens; so hoch verstieg sich Gottlieb nicht, sondern trachtete bloß nach der Stelle eines Mitglieds des ständischen Ausschusses, welche eine gut bezahlte Sinekure war. Man suchte die Deputirten für die Regierung zu gewinnen, Rudolph erhielt Aussichten auf eine einträgliche Stelle, wenn er mit den Ministern stimmen wollte; er verwarf diese Anträge mit Verachtung; nicht also der kluge Gottlieb, er spielte den Spröden, steigerte den Preis seiner Stimme, und erst als er sah, daß die Regierung die Majorität haben werde, verkaufte er sie um den Posten eines ständischen Ausschußmitglieds, wodurch er sein Einkommen um einige tausend Gulden vermehrte. Das Publikum schimpfte über ihn; er kümmerte sich aber nicht darum, und strich gelassen sein Geld ein; Rudolph wurde von der öffentlichen Meinung belebt, insgeheim dachte aber Jeder, Gottlieb sey doch gescheidter gewesen, und die Meisten würden es eben so gemacht haben, wie dieser. Als Rudolph sah, daß dieses Konstitutionswesen kleiner Staaten bloß ein kleinliches Spiel sey, und daß nur einige Patrioten nutzlose Worte verloren, gab er seinen Posten auf und trat aus der Kammer. Nun nannte man ihn einen Strudelkopf, der überall anstoße, und die Philister seiner Vaterstadt meinten, er hätte doch seine Stelle behalten sollen, und wenn es auch nur wegen der Diäten gewesen wäre.“ Rudolph verließ sein Vaterland von neuem, ging unter anderm auch nach Griechenland, fand überall die Menschen unter seiner Erwartung, gemein, eigennützig, wie zu Hause und kehrte endlich wieder heim, um ganz still und bescheiden das Land zu bauen. „Der lahme Gottlieb war inzwischen Präsident der Deputirtenkammer geworden und leitete dieselbe ganz im Sinne der Regierung; dafür wurde er in die Zirkel des Hofes gezogen und mit einem Orden behängt; die Minister und Gesandten besuchten ihn, und seine kleinliche Eitelkeit erhielt reichliche Nahrung. Im Publikum war er verachtet, nahm aber keine Notiz davon.“ Diese artige Erzählung enthält bei mancher Uebertreibung gar viel Wahres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 27. 14. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

21) Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem lezten amerikanisch-englischen Kriege. Drei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1833.

Dieser Roman hat große Aehnlichkeit mit dem lezten Mohikan, der Prairie ꝛc. von Cooper. Auch er nämlich spielt auf der Grenze, wo der noch immer wilde Indianer dem schon wieder wild gewordenen Neubritten, wo die antike Barbarei des Menschenfressers der modernen des Branntweinsäufers begegnet. Ringsumher Urwald und Haide, hier die Hütten des Wilden, dort weit in der Ferne die Städte der Weißen, in der Mitte das verdächtige Haus eines ausgelernten Mäklers und Hehlers, der es mit den Rothhäuten hält, wie mit den Yankees. Obgleich aber der Roman in dieser Art an Cooper erinnert, fehlt es ihm doch keineswegs an originellen Zügen und die Sprache ist zarter, glätter und weniger ermüdend als die von Cooper.

Eine Schaar Wilder spricht bei dem verdächtigen Schenkwirth in dem einsamen Hause ein und übergibt seiner Pflege ein kleines weißes Mädchen, das sie aus einer eben geplünderten Pflanzung mitgenommen. Copeland, so heißt der Wirth, kennt die Rothhäute zu gut, als daß er ihnen nicht blind gehorchen sollte. Er zieht das Mädchen, die kleine Rosa, mit seinen Kindern auf, und als sie zu ihren Jahren gekommen, übergibt er sie den Wilden, die sie abholen. Die Situationen der schönen Rosa unter den Wilden sind nun romantisch genug. Sie wird gleich einer Prinzessin gehalten, und ihre beständige Gesellschafterin, ein ächtes Indianermädchen hütet sie wie ihren Augapfel. Hören wir eine Schilderung derselben: „Die Sonne, prachtvoll und golden, so wie sie nur in dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit zu sehen, neigte sich bereits hinter die Gipfel der Bäume, welche das westliche Ufer des Natchez umgürten, ihre Strahlen spielten bereits in jene Mannichfaltigkeit von Tinten, die im Westen so sehr bewundert werden, und vom Hellgrünen in die Goldfarbe, von der Purpur- in die Orangefarbe verschmelzen, je nachdem die Strahlen von der Myrthe, Magnesie, der Palma Christi, oder einem der hundert Prachtgewächse zurückgeworfen werden. Kein Wölkchen war am Himmelszelte zu sehen, balsamische Düfte wehten durch die Luft, und füllten die Atmosphäre mit einer zitternd elastischen Wollust, die die Sehnen zum üppigen Leben spannt. Die leise Stille ward nur selten durch einen plappernden Paroquet, oder einen pfeifenden Spottvogel unterbrochen, oder von

Digitized by Google

dem Auffliegen einer Schaar Wasservögel, die zu Tausenden am breiten Wasserspiegel der Natchez ihr Wesen trieben, und zum Winterzuge ihr Gefieder puzten. Auf dem schmalen Pfade, den die Natur zwischen dem Walde und dem erwähnten Palmettofelde recht eigentlich selbst gebahnt zu haben schien, sah man eine weibliche Gestalt einem offenen Waldplätzchen zutanzen, das, gebildet durch eine entwurzelte Sycamore, sich am äußersten Ende des Pfades befand. Als sie vor dem Baumstamme angelangt war, lehnte sie sich an einen der Aeste, um Athem zu holen. Ihre Hautfarbe verrieth indianische Abstammung. Sie war ein gereiftes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem äußerst interessanten, ja edeln Gesichte; die wohlgeformte Stirn, das schwarze, beinahe schelmische Auge, die feingeschnittenen Lippen, so wie die Umrisse der beweglichen Züge überhaupt verriethen eine freie muntere Stimmung, während hinwieder die römische Adlernase ihr einen Anstrich von Entschlossenheit und Selbstständigkeit gab, mit denen ihre Haltung und Anzug übereinzustimmen schien. Dieser Anzug erhob sich weit über das gewöhnliche Kostüm indianischer Mädchen, und zeichnete sich eben so durch Einfachheit als Geschmack aus. Sie trug ein Kleid von Calico ohne Aermel, das ihr bis auf die Knöchel reichte. Ihre Haare, statt lang und straff herabzuhängen, wie es gewöhnlich bei Indianerinnen der Fall ist, waren in einen Knoten geschlungen, den ein eleganter Kamm am Scheitel festhielt. Ein paar goldene Ohrringe und Bracelets von demselben Metalle, Halbstiefeln von Scharlach und der Aligatorshaut, vollendeten das zierliche Aeußere dieser interessanten Gestalt. Von ihrem Gürtel herab hing ein ziemlich langes Taschenmesser, und in ihrer Hand trug sie einen großen leeren Handkorb. Ihr Gang konnte nicht Gehen oder Laufen genannt werden; es war ein drolliges Hüpfen oder vielmehr Springen. Immer nach zehn oder zwölf Sätzen hielt sie inne, blickte auf den zurückgelegten Pfad mit Sorglichkeit zurück, und hüpfte wieder vorwärts, um wieder auf dieselbe Weise zurückzuschauen. Keuchend hatte sie nun ihren Standpunkt am Cottonbaume genommen, während ihr Auge spähend auf den Pfad gerichtet war. — „Aber Rosa“ — rief sie zulezt in der indianischen Sprache, und mit einem Ausdrucke leichter Ungeduld, während sie wieder zehn oder zwölf Schritte zurücktanzte und sich einem zweiten Mädchen näherte, das die Windungen des erwähnten Pfades nun sichtbar werden ließen. — „Aber Rosa,“ wiederholte sie, „wo bleibst du denn?“ und mit diesen Worten sprang sie auf das Mädchen zu, sank auf ihre Schenkel, kreuzte sie, und umschloß, so sitzend, mit beiden Armen das vor ihr stehende Mädchen mit einer Schnelligkeit und Gelenkigkeit, die den Windungen einer Schlange abgelernt zu seyn schien.“ — „Ach die weiße Rose,“ klagte sie, „ist nun nicht mehr dieselbe. Sieh, wie das Gras auf dem Pfade wächst, denn dein Fuß so oft betreten. Warum ist meine weiße Rose betrübt?“ — Die klagende Stimme der Indianerin war so rührend, ihr ganzes Wesen, als sie ihre Arme um ihre Freundin schlang, so flehend; Liebe und Aengstlichkeit waren so unverholen in ihrer Miene zu lesen, daß es wirklich zweifelhaft schien, ob das Interesse, das sie an ihr nahm, von näherer Verwandtschaft oder den lieblichen Reizen des Gegenstandes entsprang, den sie nun so rührend liebkoste, und der kaum aus dem Kindesalter getreten zu seyn schien. — Das herrliche schwarzbraune Auge, das feurigschmachtende und doch wieder so kindlich zart, von seidenen Augenwimpern beschattet, nun auf der flehenden Indianerin ruhte, und wieder aufblickte, und in die Ferne schweifte, gleichsam als suche sie etwas Namenloses. Das Erbeben des zarten Busens, die Wangen angehaucht von einer rosigen Tinte, die Form selbst zu zart, beinahe Luftgestalt, und doch so elastisch, schienen der verjüngten Liebesgöttin anzugehören; wieder jedoch gab der kindlich ruhige Blick, die edel geformte Stirne, der rosige Saum am Munde, der ein paar Korallenlippen eher anzudeuten als zu zeigen schien, und ein gewisses Etwas dieser Gestalt einen Anstrich von so reinem Adel und würdevoller Besonnenheit, der auch den leisesten sinnlichen Gedanken verscheuchte, und unwillkührlich mit achtungsvollem Entzücken erfüllte. Ihr dunkelblondes Haar fiel in langen Locken um einen schneeweißen herrlich geformten Nacken. Ein grünseidenes Kleid umhüllte ihre Glieder, und reichte züchtig bis zu einem Paar der kleinsten Füße, die je eine weibliche Gestalt trugen. Sie hatte Scharlachmocassins, wie die Indianerin. Um ihren Hals war ein weißes Seidentuch in einen Knoten geschlungen, und in der Hand trug sie einen Strohhut.“

Auf einem solchen Spaziergange finden diese Mädchen den „Legitimen“, einen jungen englischen Offizier, der eben von einem Alligator verwundet worden ist. Sie pflegen seine Wunden und verbergen ihn vor dem grimmigen Tokeah, dem Häuptling der Indianer, der ihn aber dennoch entdeckt und gnädig entläßt. Das Leben der Wilden, ihre Häuslichkeit, ihre Feste und Tänze, ihre Unternehmungen, Kriegslisten und Kämpfe werden nun sehr anziehend geschildert. Nicht minder unterhaltend sind auf der andern Seite die Abentheuer des jungen Britten unter den Republikanern erzählt. Seine militärische Vornehmigkeit wird unter den Gevattern Schneider und Handschuhmacher mancher demüthigenden Probe ausgesezt. Er bleibt endlich unter den Nordamerikanern und heirathet das artige Töchterchen Copelands, der sich von den Wilden zurückgezogen hat. Die schöne Rosa wird von den leztern ihren Verwandten ausgeliefert und

Digitized by Google

kommt in neue nicht minder interessante Situationen, da sie zum erstenmal die Sitten der gebildeten Welt kennen lernt. Der Schluß ist rührend. Der Wilde will die junge Rosa, die ihm lieb geworden, wieder in seine Wälder mitnehmen und kann nur durch Gewalt davon zurückgehalten werden.

22) Die Inselfahrer. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Isidore Grönau. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1831.

Schiffleben, ein blutdürstiges Ungeheuer von Seeräuber, leidende Unschuld und getrennte Liebespaare, Wiedersehn, Rache, auch einiges Indianische im Geschmack von Paul und Virginie, treue sentimentale Menschenfresser und dergleichen. Wenn der Nordamerikaner Cooper sich gleich den holländischen Schiffs- und Seemalern mit seiner Phantasie beständig ins Tackelwerk hängt, oder wie eine Möve über das stürmische Meer streicht, so ist das wohl natürlich; wenn aber ein deutsches Frauenzimmer, während sie ruhig in ihre Theetasse bläst, solche nautische Schreckensbilder malt, so muß sie eine ungeheure Phantasie haben, oder ist ihr wenigstens zu wünschen, daß ihr Thee weniger aufgewärmt seyn möge, als ihre Schilderungen.

23) Coopers sämmtliche Werke. 64—81stes Bändchen. Der Bravo, eine venetianische Begebenheit. Die Heidenmauer oder die Benediktiner. Der Scharfrichter von Bern oder das Winzerfest. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832, 33.

24) Die Heidenmauer oder die Benediktiner. Aus dem Englischen des J. Fenimore Cooper, von Johann Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1832.

25) Der Henker oder das Winzerfest. Roman von Demselben. Uebersezt von Demselben, Daselbst, 1833.

Cooper hat Nordamerika verlassen, um sich mit seiner halbwilden Phantasie in unserm civilisirten Europa anzusiedeln. Er hat nicht wohl daran gethan. In seinen atlantischen Gemälden war er einzig, aber er verfehlt seinen Beruf, indem er europäisches Leben schildert, ohne es eigenthümlich, mit neuen Augen aufzufassen. Bot ihm der Kontrast zwischen Europa und Amerika nicht Gelegenheit dar zu den geistvollsten und pikantesten Bemerkungen? Aber wie wenig hat er davon Gebrauch gemacht. Der Bravo ist ein italienischer Roman. Wie anziehend hätte der Bürger der neuen Welt den Verfall der alten, der Jäger aus den Urwäldern die Banditen unter antiken Trümmern malen können. Aber Cooper gibt uns einen sehr gewöhnlichen Banditenroman, den Leopold Schefer oder D. Leßmann eben so gut hätten schreiben können, nur daß sie ihn nicht so breit geschrieben haben würden. Das, was diesen Cooperschen Roman von anderu europäischen unterscheidet, ist lediglich seine bis zur Beleidigung konsequente Breite. — Die „Heidenmauer“ versezt uns in das deutsche Mittelalter. Was konnte hier nicht alles der nüchterne Protestant, aus Amerikas glockenlosen Bethäusern hergepilgert und ruhend unter altgothischen Kirchentrümmern, vom heiligen Reiche wunderliche Träume haben? Aber er ist wieder bloß langweilig, und kennt das Mittelalter höchstens aus Walter Scott, das deutsche gar nicht. — Der Henker ist ein Schweizer. Wir werden an den Genfer See und in die Alpennatur versezt, und ein Hund vom St. Bernhard scheint uns ins romantische Land leiten zu wollen. Aber umsonst, der langweilige Mann aus den Vereinigten Staaten kann nicht fertig werden. Schon hundert Seiten lang sind wir beschäftigt, uns in den Kahn zu setzen und über den See zu fahren, aber immer hält noch etwas auf. Auch fehlt es dem Dichter ganz an der geistreichen Ironie, die erforderlich war, um die europäischen Standes- und Geburtsvorurtheile ins rechte Licht zu setzen.

Cooper ist Dichter der nordamerikanischen Krähwinkler, der kleinbürgerlichen Republikaner mit natürlicher Trockenheit und etwas affektirter Grobheit. Diese harten und ledernen Naturen schildert er meisterhaft. Cooper ist ferner ein zweiter Vernet, ein Maler von Seestürmen, von Schiffen mit allem Tackelwerk und Zubehör und besonders von Schiffsmannschaften, als da sind der mystische Kapitän, der immer mehr zu seyn affektirt, als er ist, der himmelhohe Hochbootsmann, der das Schiff regiert, wie ein langer Cürassier sein Roß, die sentimental-naiven Schiffsjungen, unter den Passagiren das zarte Fräulein in der vom Sturm durchwebten Enveloppe und daneben à la Fouqué der in der Gefahr besonnene sittig bescheidene Beschützer &c. Cooper ist endlich der Maler der Prairie, der Urwälder und der wilden Indianer. In diese drei Gattungen, kleinbürgerliche-, See- und Wildniß-Bilder, zerfallen alle seine frühern Romane, und diese sind in ihrer Art vortrefflich und haben nicht ihres Gleichen, so wie ihr Gegenstand selbst ganz eigenthümlich ist. Dabei hätte nun der Dichter bleiben sollen, oder, wenn er auch Europa beschreiben wollte, so hätte er dazu mehr Scharfblick, Frische des Geistes und nicht die Bequemlichkeit eines Anerkannten, sondern den edlen Muth und Ehrgeiz eines Neulings mitbringen sollen.

Digitized by Google

26) Die Walkure. Romantisches Sittengemälde aus Norwegens lezter Zeit. Von Dr. C. Morwell. Drei Bände. Stuttgart, Brodhag, 1831.

Seebilder, den Cooperschen nachgeahmt. „Wilder und wilder packte der furchtbare Orkan das Schiff — das Leesegel, das Bramsegel angelegt — Curs Südwest gen Süden — und der Raa des großen Masts herabgeschossen — schon gab der Kutter das Signal zum Entern — Hölle und Teufel! rief der Korsar ꝛc. ꝛc.“ Man kennt das. Dazwischen einige edle Jünglinge und Mädchen, deren Gefahren, Rettungen ꝛc., altnordische Namen Iduna, Asla; neunordische Lilienstrom, Adlerkron ꝛc. Die Naturschilderungen des Nordens bleiben hinter denen von Steffens zurück. Inzwischen fehlt es dem Roman nicht an raschem Wechsel, mannichfaltigen Abentheuern, und die Seebilder haben immer für uns Binnenländer einen Reiz. Wenn sie aber zu oft wiederholt werden, geht es ihnen wie den Seeschlachten in Kupferstich, die vor sechzig Jahren so sehr Mode waren, aber eben deshalb bald wieder aus der Mode kamen.

27) Darnley. Ein historisches Gemälde vom Verfasser des Kardinal Richelieu. Aus dem Engl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1831.

28) Heinrich Masterton, oder Abentheuer eines jungen Cavaliers, von Demselben. Uebers. von Ch. Fischer. Drei Bände. Daselbst 1833.

29) Marie von Burgund, oder der Aufruhr von Gent. Von Demselben. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Man schaudert, wenn man in der Vorrede zum Darnley liest, daß der Verfasser diesen Roman aus einem noch weit ausgedehnteren Manuscript gezogen und bedeutend abgekürzt habe. Ist diese Andeutung ein Kunstgriff, um uns durch die Vorstellung noch größerer Breite die gegenwärtige, wenigstens relativ vermöge optischer Täuschung, abzukürzen, so bin ich doch leider dadurch nicht getäuscht worden. Diese Romane, drei in je drei Bänden, sind sehr umständlich, und man muß entweder ex o' io lesen, wie ein Recensent, oder die tödtlichste Langeweile auf dem Lande, auf einem Wittwensitz, in einem Kloster, auf einem Schiffe oder in einer Quarantaine ausstehn, um nicht allzu ungeduldig mit der Lektüre zu Ende zu eilen. Da es aber eine große Menge dergleichen Leser gibt, und solche Romane weniger aus dem ästhetischen Gesichtspunkt, als aus dem medizinischen und nationalökonomischen, nämlich als Mittel der Diät und als Gegenstände einer unentbehrlich gewordenen Konsumtion, beurtheilt seyn wollen, so wäre der Kritiker wohl ein großer Thor, der an dieser Romanenbreite etwas tadeln wollte. Er hätte nur dann das Recht und die Pflicht dazu, wenn solche Romane etwa auf religiöse, politische, sittliche Ansichten großen Einfluß übten, was durchaus hier nicht der Fall ist. Man wird alle diese Romane ohne Schaden zu sich nehmen, sie werden die Verdauung und den Schlaf befördern, ohne den Geist zu beunruhigen; denn wenn auch Leidenschaften darin geschildert sind, die möglicherweise den Leser anstecken könnten, so nimmt sich doch der Verfasser mit ihrer Darstellung so viele und so bequeme Zeit, daß sie ihm unter der Hand erlöschen, und man darf nur weiterlesen, um sie zu besiegen. Ueberdies verdirbt der Verfasser nicht einmal den Geschmack, er dehnt ihn nur aus, er verdünnt ihn auf homöopathische Weise, er macht uns eine ungeheure Suppe für fünftausend Mann, worin nur ein Pfund Fleisch gekocht ist, aber dieses Fleisch ist gesund und würde gewiß eine kräftige Brühe gegeben haben, wenn die Suppe nur auf fünf Mann berechnet gewesen wäre. Der Dichter spinnt die Schilderungen der Charaktere und Begebenheiten etwas weit aus, wie auf einer gekrümmten Spiegelfläche, aber die Zeichnungen sind deswegen nicht schlecht, sie würden nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nur in einem horizontal geschliffenen Spiegel in ihrer natürlichen Proportion bleiben. Ueberall ist es nur die breite Dimension, die uns nicht ganz behagen will, eine Eigenthümlichkeit, die nun einmal den englischen Romanen von der seligen Clarisse an treu geblieben ist. Darnley und Marie von Burgund haben ein historisches Interesse und die Figuren sind, wie im frühern Roman desselben Verfassers, Kardinal Richelieu, gut gezeichnet, obgleich das Hofleben in den Zeiten, die nicht mehr romantisch und auch noch nicht modern waren, schon an sich etwas Langweiliges hat, ohne daß es noch der Zuthat des Erzählers bedarf. Wer dem Hofleben nicht die komische Seite abzugewinnen weiß, wie die geistreiche Gräfin d'Aunoi, der wird uns mit der Schilderung desselben immer ein wenig gähnen machen. Heinrich Masterton ist eine Familiengeschichte zweier feindlicher Brüder ohne historisches Interesse.

30) Der Buccanier. Ein historischer Roman aus den Zeiten Cromwells. Aus dem Engl. von Louis Lar. Drei Theile. Aachen, Brüssel und Leipzig, Mayer, 1833.

31) Derselbe. Aus dem Englischen von Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1833.

Wer Scott, Cooper, Horace Smith gelesen hat, der kennt alle Ingredienzien des Rezepts, nach welchem auch dieser Roman von einem seines Handwerks kundigen Apotheker geliefert worden ist. Man schmeckt vorzüglich Coopers Lootsen und Horace Smith's Rundköpfe heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

GESELLSCHAFT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 28. 17. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

32) Das tolle Jahr. Historisch-romantisches Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert, von Ludwig Bechstein. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Unter dem Namen des tollen Jahrs ist das Jahr 1510 in der Chronik der alten Stadt Erfurt wohlbekannt, und der Verfasser hat seinem Roman eine wahre Geschichte zu Grunde gelegt. Heinrich Kellner, Bürgermeister von Erfurt, ein stolzer Patrizier, trotzt der unruhigen und Rechenschaft fordernden Gemeinde und sagt ihr im Zorn: „Ich bin selbst die Gemeinde", wie Ludwig XIV. l'état c'est moi. Das Wort soll ihm leid werden. Die Bürger damaliger Zeit verstanden keinen Spaß. Schuster und Schneider stehn auf, der Bürgermeister muß sich verstecken und bald wird er entdeckt und in Ketten und Banden gelegt. Umsonst sucht der Stadtschreiber, der Geliebte seiner Tochter, ihn zu retten; umsonst verwenden sich Mainz und Sachsen, verwendet sich die Geistlichkeit für ihn, die verläumderischen Aussagen seines treulosen Freundes Kranichfeld, der dadurch seine von Kellners Tochter verschmähte Liebe rächen und zugleich seine eigne Freiheit erkaufen will, stürzen ihn ins Verderben. Schon ist Kranichfeld frei und entflieht. Auf der Flucht hat er einen gräßlichen Traum, den wir hier als Beweis für des Dichters lebhafte Phantasie anführen: „Und es kam ein toller Traum über ihn. Auf dem Rathhaus zu Erfurt klang, schrillend wie die Gespensterstimme der Wehklage, die in Kriegszeiten über Schlachtfeldern hinwimmert, das Armesünderglöcklein, und ein Mann wurde hinausgeführt auf den Stollberg, dort stand ein schöner neuer Galgen. Und der Mann war Herr Kellner. An den Galgen aber lehnte Herr Kranichfeld, und sprach als der Zug näher kam: Sey gegrüßet, mein Herr und Meister. Herr Kellner aber war der Tod und wackelte mit dem nackten Schädel und heulte mit heis'rer Stimme gegen ihn: Ischarioth! Und alles Volk schloß einen weiten Kreis um den Rabenstein, um den armen Sünder und um Herrn Kranichfeld und rief aus tausend Kehlen: Henke ihn! Da wollte Kellner den Kranichfeld henken, und Kranichfeld den Kellner, und sie rangen mit einander und jeder hatte einen Strick mit einer Schlinge, die warf einer dem andern um den Hals, und das andere Ende über den Galgen hinweg, und nun zog einer den andern in die Höhe. Da baumelte bald der eine und bald der andere in den Lüften, und dann fiel jedesmal einer herab, und das Volk lachte, was es lachen konnte. Das dauerte eine gute Weile. Endlich aber blieb Herr Kellner oben

Digitized by Google

hängen und rief noch einmal mit schrecklich heulender Stimme: Ischarioth, und Kranichfeld fiel vom Galgen herunter. Da erwachte er plötzlich, und fand sich wirklich unter dem Galgen liegen, denn er war im Schlaf umgefallen, und seine Glieder waren erstarrt, daß er sie kaum rühren konnte, und er zitterte sehr und ächzte tief; der Sturm brauste heulend über die schwarzen Felder hin, und plötzlich rief es ihm zu Häupten mit grausiger Stimme: Ischarioth, daß Todesschauer sich rieselnd durch alle seine Gebeine ergoß. Und dann schrie es noch einmal: Krah! Krah! und rauschte mit lautem Flügelschlag über ihm weg, und ob es gleich nur ein aufgescheuchter Rabe war, so glaubte Kranichfeld doch, es sey der Teufel gewesen, und erhob sich mühsam, und schlich zitternd weiter."

Auch die Pöbeltumulte, die Verfolgungen der Patrizier, die Partheiungen unter den Revolutionsmännern selbst sind sehr lebendig geschildert, und besonders zeichnet sich ein grimmiger Schuster durch seine Unzufriedenheit mit jedem, auch dem neuen Regiment aus. Eins der originellsten, aber auch abscheulichsten Bilder ist folgendes. Mit Kellner wird sein bitterster Feind zufällig in einen Kerker gesteckt, und indem plötzlich ihr Haß gegen einander ausbricht, wirft er ihn im Dunkeln mit einer Kröte ꝛc. Von ähnlicher Art ist ein Kampf, der sich in einer Folterkammer entspinnt. Endlich kommt der unglückliche Kellner an den Galgen, und der Henker ist sein eigner Sohn, den er mit einem verführten Mädchen gezeugt und vielfach mißhandelt hat. Zwar geschieht dieser Vatermord unwissend, aber die alte hexenartige Mutter feiert ihren scheußlichen Triumph darüber. Solche Greuel zieren einen Roman um so weniger, als sie unwahrscheinlich und überdies nicht einmal neu sind, denn solche alte, aus verführten Mädchen in Hexen und rächende Furien verwandelte Romanfiguren sind leider nur zu oft schon vorgekommen. Kellners schöne Tochter geht in ein Kloster, da sie nach dem schimpflichen Tode ihres Vaters keinem Mann ihre Hand reichen will. Darüber stirbt ihr Geliebter aus Gram, und sie, ihm den Verlobungsring ins Grab senkend, stirbt ihm nach. Ein kleiner Sohn Kellners wird von dessen tiefbeleidigtem Bruder gerettet und adoptirt. Die unruhige Bürgerschaft wird, durch weltliche Macht ungebeugt, endlich durch die kirchliche zum Gehorsam gebracht, doch wirkt die Macht des päpstlichen Bannes nicht lange, denn die Reformation folgt ihm auf dem Fuße.

33) Wittekind. Ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit von Ludwig Starklof. Vier Theile. Mainz, Kupferberg, 1832.

Die bekannte Geschichte des alten Sachsenhelden ist hier poetisch ausgeschmückt und zwar im Geiste Fouqués, doch ohne dessen Ueberzartheiten. Man sieht es dem Werk auf jeder Seite an, mit welcher patriotischen Vorliebe es verfaßt worden, und Wärme, von welcher Art sie auch seyn möge, gereicht einem dichterischen Werk immer zum Vortheile, wieviel mehr nicht patriotische. Freilich ist es etwas lange her, seit Wittekind gegen Karl den Großen focht; der wahre Patriotismus konnte auch damals schon keinen sonderlichen Gefallen finden an einem Bruderkampf deutscher Völker, und obendrein kann man sich selbst in Sachsen, seitdem die Sachsen christlich sind, wohl nicht mehr für den alten Verfechter des Heidenthums enthusiasmiren. Gleichwohl behält der wackere Held sein historisches, und seine Verfolgungen und Abentheuer ihr romantisches Interesse. Der Dichter führt ihn zuerst am Hofe des Dänenkönigs Gorm ein, dessen schöne Tochter Geva er heirathet. Seltsam mischt er in seinem Benehmen die Bärenhaftigkeit des nordischen Alterthums mit der Koketterie eines modernen Kürassier-Offiziers zusammen. Weder die Ruhmredigkeit noch die Galanterie sind alterthümlich, Recken mit der zermalmenden Faust unterm Bärenfell prahlten und minnten auch, aber nur etwas naiver. Solche gar alte Heldengeschichten vertragen den modernen Ton noch weit weniger, als die Erzählungen aus den lezten drei oder vier Jahrhunderten. Im Kampfe zeigt sich Wittekind natürlicher, als bei Hofe. Seine Abentheuer im Guerillakriege sind gut erzählt, besonders seine Gefangenschaft, aus der er sich mit List rettet und sein Gespräch mit Kaiser Karl, zu dem er verkleidet kommt. Die Entführung und Rettung Gevas ist eine der Hauptepisoden. Die Katastrophe ist endlich die Bekehrung und Versöhnung, der aber noch ein lezter Akt folgt, da der Kaiser sein Wort bricht und die Sachsen sich nochmals empören. Wittekind wird in diesem lezten Kampf verwundet, hört aber sterbend, daß Karl allen Forderungen seines Volks nachgegeben.

Die Geschichte dieses Helden hätte dem Verfasser — da er ohnehin vier Bände damit füllte — Gelegenheit geben sollen zu mancherlei Betrachtungen; z. B. über die nordische Religion, der nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt ist, über das Verhältniß derselben zum Christenthum und zum germanischen Volkscharakter. Dann vermissen wir noch insbesondere die Rücksicht auf das Politische. Von den Nachrichten der alten Chronisten über die Nationalversammlung der Sachsen zu Marklo, über ihre drei scharf gesonderten und doch zu Marklo gleich repräsentirten Stände, über ihre Friedensrepublik und Kriegsdiktatur, endlich über die Politik der Franken, den ersten Stand, die Edelinge, auf ihre Seite zu ziehn und Zwietracht zwischen denselben und den beiden andern Ständen zu erregen, wovon wenig Jahre später Kaiser Lothar, indem er den Bund der Stellinga hervorrief, so großen Vortheil zog — von allem dem sagt uns der

Digitized by Google

Verfasser so viel als nichts; diesen interessanten Verhältnissen weiß er keine, eines historischen Romans würdige Seite abzugewinnen.

34) Die Warnerin. Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Perthes und Besser, 1831.

Der alte schwache Churfürst; sein aufblühender, unter Gefahren sieglächelnder Sohn; das böse Prinzip in der Allongeperrücke, Graf Schwarzenberg, der landesverrätherische Minister; die schöne Gräfin Trautmannsdorf, die den Prinzen bloß verführen soll, aber selbst in Liebe zu ihm gefangen wird; dann die Warnerin, ein ländliches Mädchen, das ebenfalls in loyaler Liebe zu dem schönen Churprinzen schamhaft erglüht; und endlich das romantische Wunder im Hintergrunde, die größte und zugleich einzige Mythe Beelins von der weißen Frau. Schade, daß der Roman wie ein Berliner Korrespondenz-Artikel ungemein prosaisch in ganz ordinären Ergebenheitsphrasen schließt. „Mag auch des Aufruhrs Fackel überall sich entzünden, in Brandenburg wird ꝛc. So manche Greuelthat wird die kommende Zeit sehen, aber in Brandenburg wird ꝛc.“ Ein Roman ist doch kein Polizeibericht, keine Bürgermeistees Festrede.

35) Die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Storch. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Herr Storch hat sich Spindlers Juden zum Muster genommen, und wirklich besitzt er viel Talent füe solche alterthümliche Darstellungen, viel Phantasie, und sein romantisches Gemälde ist äußerst reich. Es umfaßt die Geschichte der Stadt Frankfurt in der verhängnißvollen Zeit der großen Pest, die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist; es schildert die Königswahl Günthers von Schwarzburg, die festlichen Turniere, die Intriguen der Fürsten, die Anmaßungen der Frankfurter Patrizier, die Sitten der gemeinen Bürger und Juden, des benachbarten Raubadels, endlich die große Pest, die Krankenhäuser, wo die Beguinen so wohlthätig wirkten, die Geißlersekte und ihre fanatischen Prozessionen, endlich den großen, durch sie verübten Judenmord. Dies Alles sind interessante, lebenvolle Bilder.

Auch in der Charakteristik der im Vordergrunde hervortretenden Personen hat der Verfasser ein schönes Talent bewährt. Die unter dem Namen der schönen Müllerin aufgeführte Ritterfrau, deren freudelnde Lustigkeit in die milde Demuth einer Beguine übergeht, ist eigenthümlich und reizend geschildert. Der junge weiche Heilmann ist gleichfalls, als ein ächt deutscher Jünglingscharakter, gut durchgeführt. Der lustige Thorwart, der die Vögel singen lehrt, ist eine vortreffliche Figur. Die übrigen sind freilich von gewöhnlicheeem Schlage, und einige so übertrieben, daß sie aus allzu großem Eifer, uns zu interessiren, uns mißfällig werden. Der Kaiser, die Fürsten, die Ritter, die Bürger, selbst die Juden sind so, wie man sie sich eben gewöhnlich denkt. Ein Prophet, der die Pest und andere Dinge verkündet, konnte in einem solchen Roman kaum entbehrt werden und legen wir also keinen besondern Werth darauf. Der edle Bärenführer, der immer hülfreich dazwischenfährt, würde gut genug seyn, wenn es nicht dergleichen rohe und pöbelhafte Schutzgeister in den Normannen schon zu viele gäbe, besonders seit Coopers Spion. Die einzige Figur, die uns in diesem Roman eigentlich anwidert, obgleich sie Originalität hat, ist die Prinzessin und nachherige Königin Anna, die mit aller Welt heeumbuhlt auf die gemeinste Art, und dann noch immer den Lachkrampf bekommt und die Buhler in ihren Armen fast zu Tode drückt. Eine Scene dieser Art ist wirklich skandalös.

Die Phantasie des Verfassers wird manchmal wahrhaft knabenhaft. Wer anders als ein Knabe, der Schläge fürchtet, kann Scenen in einem Roman schildern, wie folgende? Der junge Heilmann sizt am Tisch, während sein Vater, Schöff von Frankfurt, gerade voenehme Gäste bewirtet. In der Ungeschicklichkeit der ersten Liebe begießt er ein schönes Mädchen. „Der Napf entfiel ihm und die Brühe stürzte auf Gutchens eeizenden Busen, ihr gesticktes Leibchen, ihr prächtiges Kleid. Schreiend sprang sie auf und nannte den Junker einen Tolpel, einen dummen Tapphansen, ein albernes Mondkalb ꝛc.“ Er wollte sie begütigen „als die Wüthende ihm einen starken Schlag auf den Backen gab, und er, wie vom Blitz getroffen, zueücktaumelte. Hier empfing ihn seine Mutter mit einem Strom von Schmähenden und Faustschlägen; gleich ihr stürzte sein Vater auf ihn los ꝛc. Seine Schwester war auch heebeigekommen und spie ihm ins Gesicht.“ Und das Alles begibt sich in Gegenwart zweier Churfüesten und vieler vornehmer Heren, die bei dieser Frankfueter Patrizierfamilie zu Gaste speisen, und aus der kleinen häuslichen Exekution auch gar nichts machen, sich gar nicht dadurch stöeen lassen.

Am tollsten sind die Scenen, die sich in dem Beguinenhause zusammendrängen. Hier liegt der junge Heilmann, der sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt hat, aber von Juden gerettet worden ist, im Krankenbett, und zu ihm kommt ein veeschämtes Maidlein, die Schwester des bösen Gutchens, die ihm das Unrecht, das ihm die angethan, durch ihre kindlich unschuldige Minne vergüten will und ihm einen Vogel im Bauer überbringt zur Kurzweil. Hier waltet als die heilspendende und pflegende

Digitized by Google

Beguine Himmeltrude, die schöne Müllerin, deren Gatte ermordet, die von einem Buhler entführt worden und die dieher geflüchtet ist. Hier erscheint ihr alter Buhler und überdies ein neuer, Dymar, Heilmanns Bruder, der sie gern zu seiner Hausfrau gewinnen möchte. Hier erscheint ferner die pfälzische Prinzessin Anna, desselben Dymars frühere Geliebte, die ein Kind mit ihm gezeugt und dasselbe heimlich ermordet hat, und die nun von Eifersucht getrieben, sich von seiner Liebe zur Beguine überzeugen will. Hier erscheint noch weiter das besagte ermordete Kind, das glücklicherweise gerettet und von der Beguine in Obhut genommen worden war. Anna erkennt es an einem Zeichen, und bekommt den Lachkrampf. Dymar erkennt es auch, hält es für das Gespenst seines Kindes, und wird wahnsinnig. Hier erscheint endlich noch der todtgeglaubte Gatte Himmeltrudens, gleichfalls von wüthender Eifersucht entflammt und den scharfen Dolch im Mantel. Und das Alles in einem Zimmer. Das ist doch zu viel auf einmal.

Noch andere greuliche Scenen kommen vor. Dieselbe lachkrampfige Anna erholt sich wieder, um den König von Böhmen zu heirathen und zugleich mit einem Erzbischof, mit dem wieder versöhnten Dymar und mit noch andern Personen generis masculini zu buhlen. Der junge Heilmann hört einmal ein Seufzen im Hause, forscht nach und entdeckt, daß seine todtgeglaubte Mutter (dieselbe übrigens, die ihn bei Tisch mit Faustschlägen regalirt), in einem unterirdischen Behältee liegt, wohin sie der Vater gesperrt, um mit einer andern zu buhlen.

Auch in der Sprache könnte Herr Storch zuweilen größerer Zartheit sich befleißigen. Abgesehn von den Redensarten: du Schandbalg, du Gauch ꝛc., die sich aus männlichen und mittelalterlichen Kehlen wohl hören lassen, selbst wenn sie oft wiederholt werden, steht es doch einem weiblichen Munde, selbst einem mittelalterlichen nicht gut an, wenn er sich ausläßt, wie oben erwähntes Gutchen, oder wie die zarte Hermeltrude: „glaubt Ihr denn, ich hätte im Kleienkasten gelegen, die man der Sau vorschüttet?“ (Theil I. S. 100).

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verfasser eines historischen Romans aus dem deutschen Mittelalter wissen sollte, daß Ludwig der Fromme und Ludwig der Deutsche zwei ganz verschiedene Personen sind. Er sagt nämlich Theil I. S. 230: „Ludwig der Fromme, auch vorzugsweise der Deutsche genannt.“

36) Sämmtliche historisch-romantische Erzählungen und Geschichten von F. W. Lips. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Sentimentale Erzählungen aus einem Zeitalter, in dem man eher Alles als sentimental war. Man sollte doch solche Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ꝛc. nicht so gar leicht nehmen, und wie Tromlitz und Blumenhagen, in deren Manier Herr Lips schreibt, die Rührseligkeit, den falschen Enthusiasmus und die Familienpimpelei von heute jenen Tagen rauher Tugend aufschwatzen. Ueberhaupt, da jene Tage ihre eigene Sprache hatten, warum versucht man nicht, diese Sprache möglich wiederzugeben, und wahrlich, die alte treuherzige trockene Manier würde sich besser ausnehmen, als die neue affektirte und nasse. Eine der vorliegenden Erzählungen schildert nicht jene bärtigen Helden der Vorzeit, sondern glatte der neuesten, und da geht es sehr rührend her: „Ob ich in O.... bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all den Herrlichen glücklich war?“ Du mein Jesus, was machen sich die Leute ihr Glück nicht leicht! welche Temperamente! Aber ist es auch poetisch, mit solchen Herrlichen glücklich zu seyn? oder kann es ein anderes poetisches Glück geben, als ein seltenes, einziges, das wie der Phönix gattungslos ist?

37) Die Magyaren. Erste Abtheilung. Das Verlobungsfest zu Murany, von Alex. Bronikowski. Vier Theile. Leipzig, Wigand, 1833.

Wenn man solche vierbändige erste Abtheilungen eines Romans sieht, der wieder nur ein Theil einer Sammlung neuer Schriften, zum Unterschied von ältern ist, so darf man sich nicht wundern, daß den so fleißigen Verfasser der Tod ereilt hat. Bronikowski besaß ein schätzbares Talent, uns Scenen aus der polnischen und russischen Vorzeit auszumalen. Auch dieses ungarische Gemälde ist figuren- und farbenreich nach seiner Weise. Es wimmelt von stolzen Magnaten, edlen Damen, österreichischen Allongeperücken, deutschen Landsknechten, Türken und Jesuiten; und wenn sie sich nur in ihren Gesprächen etwas kürzer faßten, so würden sie uns auch mehr Vergnügen im Vorübergehn gewähren. Der Dichter muß wie der Tonkünstler sich auf das Tempo verstehn. Wo am Ende nicht Seelenzustände und allgemeine hohe menschliche Charaktere, sondern nur nationelle pikante Situationen, Figuren und Kostüme den Reiz ausmachen, muß der Dichter das Tempo beschleunigen. Goethes Tasso darf uns langweilen, aber ein historischer Roman sollte es niemals.

38) Novellen von F. G. Kühne. Berlin, Fincke, 1831.

Zwei Novellen. Die eine aus dem siebenjährigen Kriege, die andere aus der Zeit der Wartburgfeier und demagogischen Umtriebe; beide deutsch gemüthlich, mit Abweisung des Excentrischen, etwas berlinisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 29. 19. März 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

39) Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. Von A. Lewald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833.

Buridans Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu vor Hunger und Unentschlossenheit umkam, lebte seitdem in vielen Gestalten immer wieder von Neuem auf, stets unverkennbar an seinen langen Ohren; und immer von Neuem starb er zwischen Reichthümern, welche ihm eine Revolution, oder die Wissenschaft, oder die mannichfachen Alternativen des Lebens anboten. Wir kennen alle diesen Esel, auf welchem seit Jahrhunderten Systeme, Maximen jeder Art, Menschen aller Parteien geritten haben, und dessen Urahn jener logisch-scholastische Esel Buridans war, der nur dazu dienen sollte, für einen Satz, der in der Sorbonne behauptet wurde, den Beweis abzugeben. Buridan lebte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Paris, und galt für einen geschickten Vertheidiger des Nominalismus. Er soll mit den Tempelherren in Verbindung gestanden haben, nach Aufhebung derselben verjagt worden seyn und hat sich im Laufe der Zeit in jenes sagenhafte Dunkel gehüllt, welches noch heute auf dem Pont neuf und der Judeninsel in Paris liegt. Seine Schicksale erhielten eine etwas diabolische Färbung und wurden allmählig zur Tradition im Munde des Volkes. Er ist es, der auf allen den vorliegenden Bildern im Vorgrunde immer anzutreffen ist, hinter einem dunklen Baume, oder einer Nischenblende, oder altem Gemäuer, Buridan, mehr Mephistopheles als Faust, mehr Samiel als Kaspar.

Der Verfasser hat in Paris zu diesem Gemälde des französischen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantastischen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieseln uns. Die Nebelgestalten der chymischen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre gespenstischen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfasser von dieser Zeit gibt, ist treu und in seinem Detail vielleicht einzig. Habsucht und Herrschsucht bemächtigten sich des Zauberglaubens, jenes finstern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden sind bloß gestellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hostie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu schüren. Der politische Einfluß der geistlichen Orden fiel mit der siegreichen Beschuldigung, als hielten sie geheimnißvolle Zwiesprache mit den dämonischen Kräften der Natur. Die leidenschaftliche Genußsucht der höchsten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig stumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben

Digitized by Google

waren freigegeben. Die Gesetze schwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze seines eigenen Schwertes gestellt. Endlich lag der bei weitem grauenhafteste Zug jener Zeiten in der mystischen Auffassung der alten Sage von Pygmalion. Man suchte die todten Kräfte der Natur zu beleben und ihren geheimnißvollen Lauten eine verständliche Sprache unterzuschieben. Wir wissen aus unsern eignen Dichtern jener Zeit, welche geheimnißvolle Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt die Kunst des Bildners für einen Fortschritt zur lebendigen Schöpfung, und suchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß sie in der Materie ein erloschenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport versezt. Man schwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Wesen, das es vorstellen sollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja es ging der Glaube, viele Menschen seyen nur Produkte eines Zauberers, und müßten in Asche zusammenstürzen, spräche ihr Meister die Formel ihres Daseyns aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem sich noch im vorigen Jahrhunderte in Paris Spuren vorfanden. Und wurden alle diese grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche sie trafen, überboten? Die Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieses Glaubens, sondern gegen seine Kraft, gegen die Beschwörungen des Teufels, deren Wirksamkeit sie niemals außer Zweifel stellte. Daher die Hexenprozesse, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben sollten. Die Gerechtigkeit, gleich scheußlich, wie das Verbrechen.

Es war Lewald mehr um die Farben seines infernalischen Gemäldes zu thun, als um dessen Aktion und Inhalt. Die Gestalten, welche er seine vortreffliche Auffassung der Zeit beleben läßt, scheiden sich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigstens, wo so viel Licht in sein Gemälde hineinfällt, daß irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, wird dieser immer störend die Physiognomie einer andern Gestalt verhüllen. Lewald opfert seine Personen ihren Schicksalen auf. Die Lagen, in welche sie gerathen, interessiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerspruch stehen. Wer kann eine Aehnlichkeit zwischen dem Buridan der ersten Kapitel und dem der lezten nachweisen? Wer ist Luigi Versoris, der ohne Willen aus einer Situation in die andere geschleudert wird? Wie kommen alle diese Menschen zusammen, welche sich ausweichen und wie Schatten an einander vorüberschlüpfen? Unter andern Umständen würde den Verfasser nicht der Vorwurf treffen, daß in seinem Buche eine gleichmäßige, künstlerische Verarbeitung seines interessanten Stoffes vermißt wird.

Lewald verdient vor allen unsern unterhaltenden Schriftstellern die auszeichnende Anerkennung, daß er immer die glücklichsten Staffagen seiner Erfindungen wählt. Er hat die Menschen in ihrem Treiben mannichfach beobachtet, und besizt ein feines Auge für das Außerordentliche in unsern Begegnissen. Dies gab ihm die Fähigkeit, so lebenvolle Sittenschilderungen zu entwerfen, wie wir sie in seinen polnischen Novellen und seinem Album aus Paris antreffen. Auch wird jede seiner kleinen Novellen von einer neuen, spannenden Situation ausgehen, und es bei ihnen unverkennbar seyn, wie ihm irgend eine poetische Beobachtung dazu die erste Veranlassung gegeben. Doch müssen wir gestehen, daß es in fast allen seinen Schriften eine Klippe gibt, wo die vortrefflichsten Motive plözlich scheitern. Es mag schwer seyn, die Gegend dieser gefährlichsten Scylla genau anzugeben, aber man ahnt sie schon lange, ehe man sie sieht, man möchte dem Autor zurufen, das Steuer seiner Erzählung recht zu führen und sich vorzusehen, in demselben Augenblicke, wo das Kapitel schon in kläglichste Stücke zerschellt ist. Wo Lewald die Liebe oder einen andern Zug des Herzens schildern will, da wird er unwahr, der Dialog langt nicht zu, die Gestikulationen, mit welchen er seine Personen ihre Zärtlichkeit begleiten läßt, sind oft komisch. Wie verfehlt sind in diesem Romane die Verhältnisse Versoris und der Königin! Wie unwahr ist die Tugend des jungen Menschen, der versichert, er sey aus den Umarmungen der nicht nur schönen, sondern auch geliebten Frau ohne Nachtheil für seine Jungfräulichkeit entkommen! Wie drollig ist die gefleckte Tigerin, die gelbe Königin der Zigeuner, die Buridan überall auflauert und mit ihm auf offener Landstraße Beilager hält! Die Mittelstraße zwischen Prüderie und Frechheit ist nicht leicht zu finden, und der wird nie auf sie kommen, der sie nicht in einer Region sucht, wo die beiden genannten Extreme tief unter ihm liegen. Die Geheimnisse der Seele und des Herzens zu verstehen, genügt für den Autor nicht, er muß sie auch zu schildern wissen. Wir wollen Lewalds nächste Schriften abwarten, um zu entscheiden, ob dem Verfasser dies Talent nicht zu Gebote steht. G.

40) Die hohe Braut. Ein Roman von H. König. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Etwas Klassisches liegt in diesem Buche; doch auch die Hermen der Alten sind klassisch. Hermen nannte man jene Bildsäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten und nach unten hin sich in einen formlosen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieses

Digitized by Google

Romans passender wiedergeben. Läßt sich die Schönheit der Exposition verkennen? Sind die ersten Physiognomien je schöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Brust sind meisterhaft gearbeitet, aber schon oben werden die Arme vergessen und nach unten löst sich Alles in einen sinnlosen Block, in eine unausgeprägte Steinmasse auf, an welcher die glättende Kunst des Meißels vergebens verschwendet ist.

Der Titel: die hohe Braut, erinnert auf eine für das Buch schädliche Weise an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm gepriesenen Braut. Man sieht gleich in den ersten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet fast darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfasser wolle das „heimliche Klagelied" der Junggesellen dieser Zeit singen, und den Zwiespalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlands in ein tragisches Licht setzen, allein für die vielen Seufzer, welche diese Trennung zweier Interessen schon gekostet hat, soll der Dichter noch erst gefunden werden. Königs hohe Braut ist nur insofern eine hohe, als sie von einem Schulzensohn geliebt wird und die Tochter eines Marchesen ist; sie würde die hohe Braut nicht mehr seyn, wenn sie von Jemand geliebt wäre, dessen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka ist die Tochter des Marchese Malvi, Giuseppe der Sohn des Schulzen im Dorfe, ihr Jugendgespiele. Wir befinden uns in Italien, bei Nizza, um die Zeit der ersten Stadien der französischen Revolution. Der Marchese Malvi, ein treuer Diener seines Herrn, des Königs Viktor Amadeus von Savoyen, verbietet Giuseppen das Schloß, seitdem er des jungen Menschen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um so eher, als er in Giuseppen viel revolutionären Ansteckungsstoff zu finden glaubt. Dies war eine Präsumption, welche keinen Grund hatte. Giuseppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blankas. Er weiß nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der sich über seinem Dorfe wölbt, und wird zuletzt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kömmt, sogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in seine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung dessen, was sich in seiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweisungen eines Bettlers auf der Landstraße und eines Priesters im Beichtstuhle. Was war ihm die Revolution? Und doch war er bestimmt, um ihretwillen zu leiden. Die Meinung, welche er am wenigsten verdiente, verfolgte ihn. In dieser Lage macht er Bekanntschaft mit einem Genuesen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kömmt mit den Verschwörern im Gebirg zusammen, unter denen sich auch nicht ein einziger würdiger Repräsentant der neuen Lehre findet. Giuseppe wendet sich ab von diesen Verstümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfasser mit vieler Vorliebe zeichnet, er versagt es kurzweg, sich zu irgend einem Plane brauchen zu lassen. Dennoch zieht sich die Verbindung mit dem Genuesen immer fester zusammen. Es war ein gleiches Schicksal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genuese hatte über seinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte sie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf sich und seine Geliebte. Die Revolution arbeitete seinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die Abschaffung des Adels und suchte die Zeit, wo er mit seiner Geliebten sich ohne Weitres vermählen durfte, mit Gewalt zu beschleunigen. Giuseppe vermochte diesen Kombinationen nicht zu widersprechen, es lag zu viel logische Wahrheit darin, seine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, sie auch moralisch zu finden. Doch war noch kein Entschluß in ihm vollkommen reif, der Horizont seines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verschwörer im Gebirg bedrohten des Marchesen Leben und lauerten ihm auf, als er von Turin mit seiner Tochter heimkehrte. Giuseppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verspricht ihm der Aristokrat, daß er beim ersten Feste im Dorfe mit seiner Tochter tanzen dürfe. Giuseppe jubelt; was ist ihm die Revolution? Er muß sie verwünschen; denn sie schiebt nur seinen Tanz auf, sie verzögert es, daß er Blankas Kleid berühren darf, die verdammte Revolution. Der Marchese findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu lassen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben sich die Dinge verändert! Blanka ist nicht mehr frei, sie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Rivoli ist der Glückliche, der natürliche Schwager des Genuesen, Giuseppe findet sie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Rivoli zieht den Degen, Giuseppe wird mit Hunden gehezt und entspringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marchese? Nein. Gegen Rivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er sieht, wie sich des Genuesen Zorn gegen diesen wendet. „Was geht mich Rivoli an!" ruft er aus, „der mag sehen, wie er mit seinem Schwager fertig wird." Des Genuesen Geliebte wird von ihrem Bruder Rivoli mißhandelt, sie ertrinkt, der Zorn des Genuesen kocht und Giuseppe wird in die Gährung hineingerissen. Er fängt an, für den Augenblick Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mesallancen abgeschafft werden. Er greift Nizza an, er stürmt die Festung, und wird mit seinem Freunde gefangen. Sie sind zum Tode verurtheilt, Blanka ist ängstlich, sie bittet, man möchte Etwas für Giuseppe thun; sie glaubt, er ist

Digitized by Google

losgesprochen, und fährt nach Nizza, um sich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genueſe ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen. Der Faden der Erzählung muß dem Verfaſſer hier plötzlich geriſſen ſeyn, er ſpinnt ihn von Neuem an. Giuſeppe tritt mit anderm Namen auf, er hat den Genueſen und die Republik verlaſſen, er geht zur ſavoyiſchen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Miniſters den Mont Cenis hinauf, als dieſe in Gefahr war, von einer Lawine verſchüttet zu werden. Giuſeppe ſchwärmt für die Sache des Königs, er bekömmt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit ſich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf ſie heimführen, ſeine hohe, jezt erſtiegene Braut.

Dieſe Umriſſe des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verf. durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht friſche, blutvolle, energiſche, doch geiſtreiche und künſtleriſche Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen iſt alles Uebrige da, und, wie ſehr auch umrankt von den kunſtvollſten Arabesken, treten einige Perſonen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, in den Vordergrund. Man muß geſtehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuſeppe, das wenigſte Intereſſe einflößen. Giuſeppe iſt ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzenſohn, der ſich wenig über ſeine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beſchäftigungen nachgeht. Seine Gedankenloſigkeit iſt kein poetiſcher Zauber, der ſeine Erſcheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu ſeyn, als wozu ihn die Natur beſtimmte? Was ſollte ihn der Liebe Blankas würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er ſelbſt auf das Schloß trägt? Seine frommen Beſuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka beſtimmte, bei den ihn treffenden Beſchuldigungen für ihn gut zu ſagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzenſohns, den der Verf. ſo gut und zahm ſchildert, daß er ihm unter der Hand das Intereſſe verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuſeppen plötzlich in den Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falſchen Namen geben, und ihn ſo eben zu halten ſuchen.

Noch unintereſſanter iſt Blanka, die ſogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuſeppen zu ſprechen. Sie fürchtet, der Leſer könne ihr Vorwürfe machen, daß ſie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, ſchönes Fräulein! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzenſohn gewähren, der ſich einmal in den Kopf geſezt hat, in die Tochter ſeiner Gutsherrſchaft verliebt zu ſeyn? Blanka ſieht das auch endlich ein, ſie verlobt ſich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte ſie jezt nicht allen Reiz für Giuſeppe verloren haben! Für Giuſeppe nicht; er liebt ſie noch, als ſie ſchon vor dem Traualtare mit Rivoli geſtanden, und Blanka, da ſie durch Rivolis Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Buſen, und frägt: „Für wen ſchlägt denn dies ſtürmiſche Herz?“ Sie geſteht ſich denn erröthend: „Für Giuſeppe, den Schulzenſohn, den du am Traualtare verrathen haſt!“ Nein, wir wollen nicht ſagen, daß der Verf. dieſe Prüderien beabſichtigt hat; es iſt viel Natürlichkeit und Lebensfriſche in ſeinem Gemälde, aber ſein Stoff iſt ihm in dieſe fatale Tendenz ausgeſchlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte ſeine beiden Leute ſchon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erſcheinung wenigſtens zu einer ſcheinbaren Vollendung zu bringen.

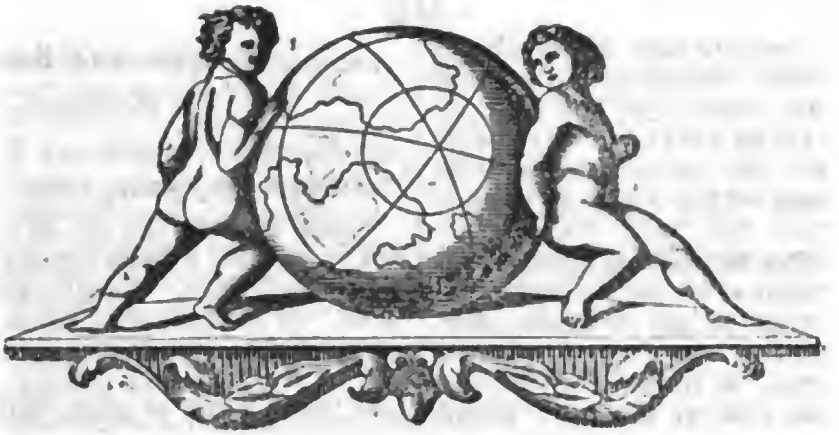
Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landſtreicher, der den Philoſophen ſpielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig iſt, erinnert an einen widerlichen Typus unſrer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Eze am Meere behandelt der Genueſe dieſen Bettler mit einer ſolchen entſprechenden Rückſichtsloſigkeit, zu der ſich der Verf. ſelbſt nicht einmal hat erheben können. Die Geſpräche zwiſchen Francesco und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche dieſe zulezt jenem angedeihen läßt, iſt widerlich; denn der Verf. wollte doch mit der ganzen wunderlichen Myſtifikation, welche ſich die Baronin gegen den Prieſter erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteriſtiſches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zulezt verliert ſich der Verf. auf eine ſpaßhafte Weiſe in die Poeſie der Schwangerſchaft. Ich wundere mich, daß der Verfaſſer die ganze Abgeſchmacktheit der ſüßen, verſchämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt ſich die junge Baronin, als ſie von Viertelſtunde zu Viertelſtunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu ſagen, was er gar nicht verſtehen will, und wie ſie immer wieder kömmt und immer wieder erröthet, und er noch nichts merken will! Es hält ſchwer, auf Perſonen, welche ſich ſo verirren, ein Beſonderes zu geben.

Die reichſten Vorzüge dieſes Romans liegen unſtreitig in den feinen Bemerkungen des Verf. über Zeitgeiſt, Revolution, Adelsherrſchaft. Zwar iſt der Verf. in ſeiner Vorſicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politiſchen Meinung zu ſetzen, zu weit gegangen, indem er wenigſtens einen würdigen Repräſentanten der Revolution hätte aufſtellen ſollen, allein es iſt unverkennbar, daß ihm in dieſen Partien ſeine Begeiſterung die Farben lieh. G.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 30. 21. März 1834.

Schriften über Homöopathie.

Ueber Theorie und Praxis. Eine Vorlesung in der lezten öffentlichen Sitzung der elften Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Breslau, gehalten von Dr. August Gebel, k. Regierungs-Direktor a. D. Nebst einer Nachrede. Breslau, in Kommission bei Leuckart, 1834.

Schon im Jahr 1829 äußerten wir im Literaturblatt Nr. 76: „Es ist im Interesse des Publikums, daß ein so ansehnlicher Senat von Naturforschern und Aerzten es sich zur Pflicht mache, einige Angelegenheiten von allgemeinem Interesse zur Entscheidung zu bringen. Bei der unendlichen Verworrenheit der medizinischen Streitfragen, bei der gefährlichen Abhängigkeit der Laien von ärztlicher Einseitigkeit und Willkühr, sollte man in der That wünschen, die Versammlung trüge dazu bei, das sich verheimlichende Falsche und Gefährliche aufzudecken, das noch nicht weit genug Verbreitete allgemeiner einzuführen. So wäre die Homöopathie wohl ein Gegenstand, würdig, von der Versammlung in Berathung gezogen zu werden.“ Wir haben diesen Wunsch, diese Erwartung wiederholt geäußert, aber erst im vorigen Herbst ist durch die vorliegende Rede des Herrn Direktor Gebel bei der Naturforscher-Versammlung in Breslau die Homöopathie in Anregung gebracht worden, und mit einem Erfolge, der sehr unter der Erwartung des betheiligten Publikums geblieben ist. Anstatt die Akten des großen Prozesses einzusehn, das Für und Wider theoretisch und praktisch besonnen zu erwägen, die bisher gemachten Erfahrungen zu prüfen, hat man sich begnügt, den Redner einer himmelschreienden Indiskretion zu bezüchtigen. Anstatt in die Sache einzugehn, hat man sich lediglich an die starke Sprache, in der sie vorgebracht wurde, gehalten, und anstatt ihn zu widerlegen, wenn man seine Ansichten nicht billigte, hat man sich begnügt, ihm zu verstehn zu geben, er hätte schweigen sollen.

Das deutsche Publikum, mit Freude und Ehrfurcht auf die Versammlung seiner großen Naturforscher hinblickend, hat von derselben erwartet, daß dort ein freier, unbefangener Geist walten werde, ein Trieb, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, ein wohlwollender Eifer, die Leistungen der Einzelnen zu prüfen, das Gute davon dem gemeinsamen Schatz des Wissens zuzulegen und es allen mitzutheilen. Die Versammlung schloß keinen, der zum Fach gehört, aus, und sie huldigte dem Princip der Oeffentlichkeit. Also hätte man wohl nicht entfernt daran denken sollen, daß sich in diese offne und allgemeine Versammlung die pharisäische Engherzigkeit einer das Monopol usurpirenden Schule,

Digitized by Google

die verketzernde Ausschließlichkeit einer stablen Theorie, und die antichambrirende Leisetreterei, die ja nicht stören will, einschleichen könnte. Ist denn die Versammlung der Aerzte ein Krankenzimmer, worin der Gesunde nicht reden darf, um die Patientin, welche diesmal die Arzneikunde selbst ist, nicht zu inkommodiren?

Es wäre einer solchen Versammlung würdig, ja die öffentliche Meinung fordert es von ihr, daß sie die wichtigsten medizinischen Fragen der Zeit zur Sprache bringe. Die Frage der Homöopathie läßt sich nicht mehr mit Stillschweigen beantworten, sie drängt sich jedem denkenden Arzt auf, keinem bleibt sie unbekannt, hundert Schriften handeln davon, diese Frage wird in immer größerer Ausdehnung, und mit immer mehr Gründlichkeit erörtert, man gewinnt immer mehr Zeit, die homöopathischen Erfahrungen zu prüfen und zu vervollständigen, immer mehr billige und ruhige Aerzte lösen die enthusiastischen Vertheidiger und Kämpfer derselben ab, um ihren Prozeß zu revidiren. Kurz, was nicht innerhalb der Naturforscherversammlung geschieht, das geschieht außerhalb derselben doch, und es würde ihr zur Beschämung gereichen, wenn gerade sie keine Notiz davon nehmen wollte, sie, die vielleicht die einzige Gelegenheit darbietet, dem nun schon so alten Kampf seine Gehässigkeit zu nehmen. Zwar würde es allerdings anfangs einige stürmische Scenen geben, aber wie bei einer homöopathischen Kur würde dieser erhöhte Schmerz gerade das Anzeichen der Heilung seyn. Unfehlbar würden die Gemäßigten den Sieg gewinnen, die Eklektiker, wie diese seit Hippokrates in allen medizinischen Fehden die Oberhand behalten haben. Man würde wenigstens so billig seyn, das an der Homöopathie anzuerkennen, was durch die vielfältigsten Erfahrungen erprobt ist, man würde aber auch an der Allopathie festhalten, so weit die Erfahrung sie sanktionirte oder noch nichts Besseres an die Stelle gesezt werden könnte. Ein Akt der Autorität, ausgehend von der Naturforscherversammlung, und in diesem gemäßigten und rein praktischen Sinne, würde die wechselseitige Anerkennung des beiderseitigen guten Willens, die Vergleichung und Ausgleichung der beiderseitigen Erfahrungen und die künftige Vermeidung des beide Theile verunehrenden blinden Hasses und der aus Haß gleichsam studirten und bei den Haaren herbeigezogenen Uebertreibungen zur Folge haben können. Wenigstens ist der Versammlung die Aufgabe gestellt, einen so zeitgemäßen und für das allgemeine Wohl so ersprießlichen Versuch zu machen.

Romane und Novellen.

(Fortsezung.)

41) Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München, G. Franz, 1833.

Zwei Novellen. Die eine ist ächt deutsch und schildert einen schmucken jungen Bauersmann in seinen ländlichen Verhältnissen. Derselbe geht einmal nach der Stadt, ein Uhrmacher gesellt sich zu ihm und führt ihn nachher bei einem Verwandten in der Stadt ein. Hier sieht der junge Baner ein Mädchen, in das er sich verliebt, und der auch er gefällt. Erst nach einem halben Jahre sehn sie sich wieder, man kommt sich näher, aber die hochmüthige Mutter des Stadtmädchens hat andre Absichten mit ihr, thut sie zu vornehmen und nicht sehr sittlichen Leuten und intrigirt, daß der junge Bauer unter die Soldaten gesteckt wird. Doch die Einmischung einer hohen Dame fügt Alles zum Besten und bringt das zärtliche Paar zusammen. Mit Ausnahme der lezten vornehmen Einmischungen ist Alles in dieser Erzählung anziehend und selbst neu, denn es ist dem geistvollen Verfasser gelungen, die Ländlichkeit in so reinlich durchsichtiger Klarheit zu zeichnen, daß diese Auffassung uns überrascht. Nicht zu verkennen ist die malerische Tendenz in diesen Darstellungen des berühmten Kunstkenners.

Die zweite Erzählung ist eben so ächt italienisch; zwar ist die Geschichte des jungen Britten, der einen verfolgten Italiener durch zweimalige Aufopferung rettet, nicht besonders pikant, da solche Verfolgungs- und Rettungsgeschichten häufig sind; aber die bei diesen Anlässen ausgesprochne Ansichten über Nationalcharakter und politische Verhältnisse der Italiener sind desto interessanter und verrathen nicht nur ein in langer Beobachtung geübtes Auge, sondern auch jene innige Neigung, die ihre Süßigkeit aus langer Gewöhnung schöpft, und um so viel wahrer ist, als der Enthusiasmus des ersten Anblicks. Eine der bemerkenswerthesten Stellen in diesem heitern und beseelten Werk ist die über den Adel: „Der ritterliche Adel, die Kriegerkaste des Mittelalters, erlag in Italien schon im dreizehnten Jahrhunderte dem inneren Zwiespalt, der ihn entwaffnet seinen natürlichen Gegnern in die Hände gab, den Demokratien und städtischen Usurpatoren. Ungleich später gelangte er in Belgien während des Auflehnungskrieges gegen Spanien anfangs zu großer Auszeichnung, später durch unbemerkliche Uebergänge zu seinem Ende. In England untergrub ihn das feste Regiment der großen Königin, erschütterte ihn die Willkühr Jakob I., gab ihm die Revolution den lezten Stoß. In Spanien erlag er mit Allem, was aus dem Mittelalter dem schönen Lande übrig war, der politisch

Digitized by Google

kirchlichen Inquisition. In Deutschland verwischte der dreißigjährige Krieg seine letzten Spuren. In Frankreich schwächte ihn der große Kardinal. — Große, vielumfassende Umwandlungen geschehen selten ohne sie einleitende und vorbereitende Umstände. Also werden auch die Spuren einer gewissen Hinneigung zur Umgestaltung des alten, ritterlichen, burggesessenen Adels in den höfischen, dienenden, abgeschliffenen der neueren Zeit weitaufwärts sich verfolgen lassen. Allein, wie nun immer diese Umgestaltung schon frühe die ersten Wurzeln getrieben und ganz allmählich sich fortentwickelt habe, so ward sie doch gewiß nicht eher, als am Hofe Ludwigs XIV. mit Bewußtseyn und Konsequenz und nach einem festen Plane gesucht, bezweckt und gänzlich zu Ende gebracht. Dieser König schloß den französischen Adel, welcher bis dahin jeglicher Volkspartei fähige Anführer geliehen, den Hugenotten, der Ligue, der Fronde, unter dem Scheine der Auszeichnung seiner Hofhaltung näher an, als jemals vor ihm geschehen war. Er legte den Grund zu demjenigen, was man in der Folge die erste, auch wohl die Gesellschaft schlechthin genannt hat. Unstreitig gelang es dem klugen Könige, auf diesem Wege große und edle Kräfte zu bändigen, sie nach seinem Willen zu lenken, für seine Zwecke zu gewinnen. Allein, indem er zugleich bei dem Adel die Eitelkeit erweckte, diese durch leere und nichtige Gewährungen nährte, vornehmlich bei den Frauen einen gewissen bloß geselligen Hoch- und Uebermuth hervorlockte, welcher kränkender, verletzender ist, als der Genuß wahrer Vortheile; legte er, wohl ohne es zu bezwecken, zu vielem künftigen Unheil den ersten Grund. — Es ist bemerkenswerth, daß schon Moliere die leeren Ansprüche bedeutungsloser Edlen in seinen Schauspielen mit eigenthümlichem Nachdrucke verspottete. Denn Schauspieldichter pflegen ihre Arbeiten auf den Beifall der Menge zu berechnen, bei welcher, wenn die Voraussetzung richtig ist, also schon zu Moliere's Zeit gegen den Societäts- und Rangadel ein Vorurtheil bestehen, eine gewisse Bitterkeit erwacht seyn mußte; dieselbe, welche in der Folge so geschäftig, so unermüdlich thätig sich geäußert hat, als wir wissen; welche noch immer fortwirkt, und noch auf lange fortwirken kann, weil die Sieger meist die Schwäche haben, sich in den Insignien der Besiegten zu zeigen, den Platz der Gefallenen selbst einzunehmen. Erinnern solche Erscheinungen nicht an die Kämpfe der Fabel, wo das herabgehauene Haupt dem Riesen oder der Hydra, oder welchem anderen Ungethüme, sogleich wieder aus der frischen Wunde hervorwächst? — Die Edelleute mag man wohl tödten, doch nicht den Adel selbst, so lange es den Menschen gefällt, nicht allein Macht zu üben und an den Gütern des Lebens Ueberfluß zu haben, nein auch zu zeigen, daß man mit vollem Winde segelt. — Der französische Adel ist gefallen, weil ihm alles fehlte, was, einzeln oder vereinigt, ihn hätte behaupten können, Werth, Macht und Gunst. Die Macht hatte er von starken Regierungen sich entringen lassen, den Werth nicht länger gesucht, die Gunst sehr muthwillig verscherzt. Man vergißt so leicht bei ruhigem Besitze, daß nicht allein der Erwerb und die Eroberung, nein auch die Behauptung beim Erworbenen viele Opfer und Anstrengungen begehrt. Vorrechte, und wären sie die nichtigsten, sollen entweder verdient, oder auch mit gewaltiger Hand behauptet, oder endlich durch Liebenswürdigkeit und Schönheit der Sitten denen, welche sie einräumen und zugestehen, gleichsam vergütet und vergolten werden. — Ich habe gehört, daß man in Korsika den glücklichen oder fleißigen Wirth, dessen Bäume bessere Früchte, dessen Ländereien bessere Ernten bringen, der Ueberhebung anzuklagen und ohne Gericht und Ausspruch von der nächsten Hecke aus zu erschießen pflegt. Das nenne ich mir doch Konsequenz, Wahrhaftigkeit, Uebereinstimmung des ausgesprochenen mit dem ernstlich gemeinten Zwecke. Das ist wahre Gleichstellung, nicht etwa ein bloßes die Plätze verwechseln, bei welchem der Haufe das Nachsehn und die späte Reue behält, für Andere sich gewagt und bemüht zu haben. Denn auf nichts Besseres wird es hinauslaufen, sollt ihr sehn, jenes unablässige Dareinschlagen auf das Zufälligste, Unwichtigste der Welt, die formelle Auszeichnung; wenn dieses nicht schon zu viel gesagt ist; denn mit Ausnahme unseres alten Englands ist der Adel doch eigentlich nicht so gar viel mehr, als die silbernen oder versilberten Etiquetten an den Weinflaschen bei öffentlichen Schmäusen; Ehrfurcht gebietende Namen, auf welche nicht der zehnte Mann der ganzen Tischrede so viel gewicht legt, als auf seinen namenlosen, doch zuverlässigen Haustrank daheim. — In Italien freilich fand diese eigenthümliche Leidenschaftlichkeit unserer Zeit, welche den Adel zugleich haßt und sucht, weder Nahrung noch Gegenstand. Denn, was man im Süden den Adel nennt, ist eben nur eine Art der Gestaltung nicht des politischen, sondern des gemeinen Lebens; für sich bestehend, doch Niemand beeinträchtigend und, als eine Zierde des gemeinsamen Vaterlandes, ohne Neid, sogar mit Antheil von denen aufgefaßt, welche zufällig ihm nicht angehören. Neben dem Edelmann klingt auch der Cittadino achtbar und ehrenvoll; und, Popolo, ist ein mächtig und drohend lautender Gesammtbegriff, welcher selbst dem geringsten Einzelnen ich weiß nicht welche unbestimmte Größe und Würde ertheilt. An kleinen und mittelmäßigen Orten, wo häufig der Adel eigene, doch nur sparsam besuchte Versammlungsorte besitzt, wo bisweilen zwei Theater vorhanden sind, das eine vom Adel, das andere von der Bürgerschaft gestiftet und aufgebaut, da mag wohl einige Reibung stattfinden, ich will es annehmen. Allein selbst

Digitized by Google

in solchen sehr außerordentlichen Fällen wird Alles, was in diesem Verhältniß schroff und entgegengesezt erscheinen könnte, durch Religion und Lebenssitte fast ganz verwischt und abgeschliffen. In der Kirche, vor Gott, stehen Alle gleich niedrig, erhebt sich nach den herrschenden Begriffen von Heiligkeit und Heiligung der Bettler leichter, als der Fürst, bringen religiöse Verbrüderungen fortgehend den Hohen allen niedriger gestellten viel näher, als selbst die Bande der Verwandtschaft. Ueberhaupt ist die Lebensweise im Süden der Absonderung ungünstig. Denn im Winter lockt die Sonne, im Sommer die abendliche Kühle Jeden zu gemeinschaftlichem Genusse auf Straßen und Plätze, an den Strand oder sonst ins Freie hinaus. Das Zusammentreten, oder die Vermischung der verschiedenen Volksklassen erscheint den Italienern als die Grundbedingung gesteigerter Fröhlichkeit. Aufwand und Pracht zeigt sich daher nur bei den Volksfesten, bei den öffentlichen Schauspielen aller Art. Die häusliche Geselligkeit ist durchhin traulich und einfach. So kommt es, daß in Italien der Adel im ganzen gleichgültig, im Einzelnen, wenn Verdienste und Tugenden ihn tragen und heben, dem Volke oft sogar werth ist."

42) Marco Doloroso. Die Abentheuer einer Nacht. Zwei Novellen von Wilhelm Marsano. Leipzig, Brüggemann'sche Verlags-Expedition, 1832.

Wenn uns schon die Kunstschätze Italiens durch die unaufhörlichen Exklamationen der deutschen Enthusiasten verleidet werden, so noch mehr die schönen Italienerinnen. Woher mag es wohl kommen, daß noch kein einziger deutscher Dichter eine Italienerin so geschildert hat, wie die Natur diese liebenswürdigen Wesen machte? Woher die charakteristische Sucht der deutschen Liebhaber, die Italienerinnen zu karrikiren, durchaus nur Heilige, Königinnen oder leidenschaftliche Frazzen aus ihnen zu machen, durchaus mit ihnen nur imponiren und nicht gefallen zu wollen, da es doch bekannt ist, daß der stärkste Reiz der italienischen Schönen im Natürlichen zu suchen ist. Diese Natürlichkeit ist der unschätzbare Diamant, dem der Schleier der Heiligen, der Purpurmantel oder das ländliche Mieder überall nur zur Folie dient; und nun kommen die deutschen Dichter und bewundern und beschreiben uns die Folie, und den Diamant lassen sie fallen.

43) Bonaventura oder Leipzigs geheimnißvolles Haus. Novelle von Eduard Frhr. von der Oelsnitz (von Hohenlinden). Magdeburg, Raubach, 1832.

Mannichfaltige, groteske und mährchenhafte Figuren mit der akademisch-kaufmännischen Spießbürgerei Leipzigs kontrastirt, wie in ähnlicher Weise Callot-Hoffmann seinen Geisterspuk in den nüchternen Restaurationen Berlins spielen ließ. Der Dichter hat viel Phantasie, doch zu wenig Witz, und auch zu wenig tragischen Schmerz, um mit Hoffmann wetteifern zu können. Die Erinnerungen an diesen, mit denen er sogar selbst kokettirt, schaden ihm daher. Es ist überhaupt nicht leicht, aus fremder Haut den Tollen zu spielen, und wenn wir uns in dem Gemüth des Verfassers nicht gänzlich irren, so dürfte ihm die, wenn auch gemäßigtere, doch zugleich gesündere Wärme Arnims und dessen in eigner Fülle geräuschlos überströmende Phantasie besser zusagen, als Hoffmanns wilder Humor.

44) Mesmerische Liebe. Das Mädchen von Rhodus. Von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1832.

45) Das schwarze Herz. Erzählung von Demselben. Daselbst, 1833.

Alle diese Erzählungen sind in der bekannten Manier Kruses geschrieben, d. h. à la Callot-Hoffmann, geisterhaft schauerlich und kriminalistisch, doch ohne Hoffmanns köstlichen Humor, und ohne die Blüthe des Styls. Die „Mesmerische Liebe" ist nicht neu. Seit Hoffmanns Magnetismus ist schon mehr dergleichen geschrieben. Das schwarze Herz hat viel Ergreifendes, aber der Verfasser weiß zur rechten Zeit den Schluß nicht zu finden. Statt den Leser mit dem schauerlichen Eindruck zu entlassen, sucht er denselben durch langweilige Versöhnungen erst wieder zu verwischen. Die Situation der Braut, die erst am Altar, von einem unerklärlichen Gefühl ergriffen, erkennt, daß ihr Bräutigam nicht der wahre, sondern eine ihm nur entsprechend ähnliche untergeschobene Person ist, diese Situation ist sehr interessant, aber der Ausgang ist dagegen so abspannend alltäglich.

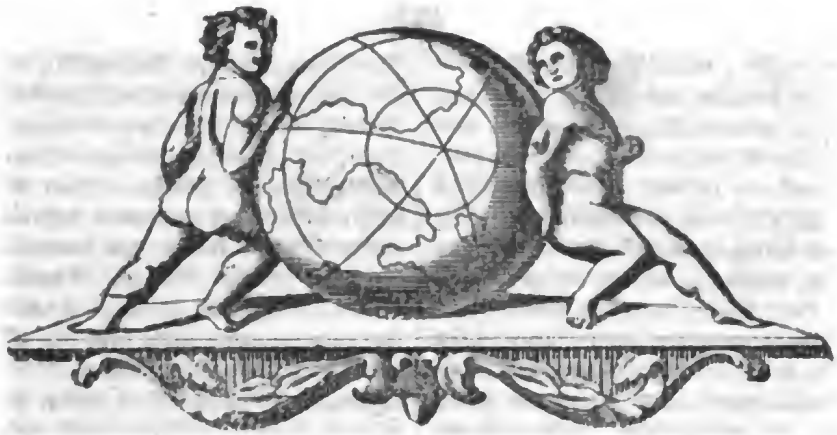
46) Erzählungen. Herausg. von Gustav Nagel, Herausgeber des Subaltern ꝛc. Leipzig, Kollmann, 1832.

Die meisten dieser Erzählungen scheinen aus englischen Novellen geschöpft zu seyn, beinahe in jeder ist etwas Pikantes, was man selten in deutschen Originalerzählungen findet. In der ersten, Cecilie, wird ein wilder Soldat dadurch bekehrt, daß eine Nonne, die seine Wunden pflegt, den Namen seiner Geliebten trägt. In der zweiten, Englische Rechtspflege, wird ein „Dieb aus Elternliebe" freigesprochen, aber nur ein Mangel in der Form des Prozesses bewirkt, was Menschlichkeit nicht bewirkt hätte. Der Seeräuber von Florida ist ein Neger, der seine Geliebte sterbend findet, während ihr Herr flucht und tobt, daß er durch diesen Tod einige hundert Dollars verliert. Der Neger besorgt für die Tochter seines Herrn ein Billet-Dour, wird ertappt, von der Tochter verläugnet, durchgepeitscht und einer Hand beraubt. Dies macht ihn zum Seeräuber. Ein sehr hübsches Gemälde ist das lezte, der Schneesturm. Ein junges Mädchen verirrt und verschneit im Gebirge, wird aber von ihrem Liebhaber noch glücklich aufgefunden und gerettet.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 31. 24. März 1834.

Politische Wissenschaften.

1) Geschichte der Staatswissenschaft von J. Weitzel. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wenn Herr Friedrich von Raumer in seinem Werk „über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik“ nur die abnormen Meinungen der Leute, welche Bücher schreiben, der von Napoleon so genannten Ideologen, nicht aber die wirklich herrschenden Volksbegriffe und die Eigenthümlichkeit der wirklichen Staatenentwicklung charakterisirte, so hat dagegen Herr Weitzel das leztere gethan, und das Wesen der alten Staaten mit dem der neuen verglichen. Indeß kam es ihm dabei weniger auf systematische Vollständigkeit, als auf die Durchführung einer Grundansicht und auf geistreiche Erörterungen dieser oder jener Einzelheit an.

Es gereicht seinen Einsichten zur Ehre, so wie es ein Zeichen der Zeit ist, daß er das nationalökonomische Moment in der Politik hervorhebt. Nur das ist uns wunderlich vorgekommen, daß er bei dieser ganz praktischen Richtung noch immer ein Vorurtheil des philosophischen Jahrhunderts festhält, nämlich den Glauben an die politische Quadratur des Zirkels oder an die Moralisirung der Politik, den Glauben, daß man die Menschen noch dahin bringen könne, nur das zu wollen, was sie sollen.

Folgende Worte werden uns seine ganze Ansicht klar machen: „Die Staatsmänner und Gesetzgeber des Alterthums scheinen es sich vorzüglich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Willen des Menschen, und nicht, wie die Neuern, nur die That mit dem Gesetze in Einklang zu bringen; zweitens, allen Staatsgenossen dieselben Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen darzubieten, und endlich, unter denselben eine gewisse Gleichheit des Vermögens zu erhalten. Sie wollten, daß der Mensch aus Ueberzeugung dem Gesetze folge, und sich ihm mit Freiheit unterwerfe. Das bewirkten sie dadurch, daß die Gesetze, so viel als möglich, der Ausdruck des allgemeinen Willens waren, besonders aber, daß Erziehung, Unterricht, Sitte, Lebensweise und Angewöhnung den Menschen zu dem bildeten, was er als Bürger seyn sollte. Ist man des Willens gewiß, dann ist man es auch der That. Wo aber der Gesetzgeber diese erzwingen muß, weil sie mit jenem im Widerspruche steht, da ist der Bürger Sklave, und gehorcht nur der nöthigenden Gewalt, wenn sie ihn zu erreichen vermag, übertritt aber das Gesetz, oder umgeht es, wo er den Rächer desselben nicht zu fürchten hat. Wie kann er, in diesem Falle, eine Ordnung der Dinge lieben, der er nur durch Zwang angehört? Ein zweiter Vorzug, den die Gesetzgebung

Digitized by Google

der Alten zu erreichen suchte, war die gleichmäßige Ertheilung der Mittel, die Anlagen und Kräfte, mit denen die Natue den Menschen ausgestattet, zu entwickeln und zu bilden. Sie wollte die Menschen nicht gleich machen, die ungleich geschaffen waren, sondern ließ die natürliche Ungleichheit bestehen, die wie duech eine künstliche ersetzen. Allen Kräften wueden dieselben Mittel der Entwicklung geboten, dieselbe Bahn geöffnet, auf dee sie zum Ziele steebten. Endlich gab diese Gesetzgebung der Alten jedem Staatsgenossen ein Gruudeigenthum, und suchte sogae eine gewisse Gleichheit des Vermögens einzuführen und zu erhalten. Wir haben gesehen, daß Moses und Plato diesen Zweck verfolgen, den auch Lykurg, Solon und die Geietzgeber und Staatsmänner des freien Roms nicht aus den Augen verloren." Der Verfasser sucht nachzuweisen, wie in Geiechenland und Rom das Verdeeben voezüglich an die Aufhebung der Vermögensgleichheit geknüpft gewesen sey: „Allen Gebrechen, welche Sparta einer naben Sklaveeei entgegenführten, wideestand voezüglich die Eineichtung Lykurgs, nach welcher jeder Bürger einen gleichen Antheil an dem Gruudbesitze des Staates besaß. Aber Epitades, ein stolzer, vermögender Mann, voll Staersinn, welcher seinen Sohn mehe haßte, als er sein Vaterland liebte, teug, als er Ephor war, auf ein Geietz an, nach dem es jedem Büegee eelaubt seyn sollte, nach Willkühr über sein Vermögen duech ein Vermächtniß zu verfügen. Dieses Gesetz besoudees vernichtete Spartas Veefassung, und mit ihe die Stärke und das Glück dieses ehemals so blühenden Staates. Die mächtigeen Bürger fanden Mittel, die Erdtheile der ärmern an sich zu ziehen, und in kurzer Zeit befanden sich alle Güter in den Händen Weniger. — Durchgehen wir die Geschichte Roms, so finden wir allenthalben dieselbe Eescheinung: Freiheit, inneres Wohlseyn und äußeres Glück bei mäßigen, nicht zu ungleich veetheilten Gütern; innere Zerrüttung und Elend bei dem überwiegenden Einflusse der reichen Patrizier."

Er sagt ferner: „Ein Mensch kann sich reich nennen, wenn, bei dem Vergleiche der Mittel mit dee Anzahl seiner Bedürfnisse, die Summe jener diese übeesteigt. Vergleicht er aber sein Vermögen mit dem größern Vermögen eines Andern, so fühlt er sich im Vergleiche mit diesem arm. Jenen Reichthum, dessen Begriff das Resultat des Vergleichs der Mittel mit der Menge seiner Bedürfnisse ist, wollen wir den absoluten, diesen aber, dessen Begriff aus der Vergleichung des Besitzes des Einen mit dem, was Andere besitzen, entsteht, wollen wir den ralativen Reichthum nennen. Jener hat seine Gränzen, nämlich in unsern Bedürfnissen, und ist wirklich. Der ralative Reichthum hat keine Gränzen, weil er sie nur in dem wirklichen oder eingebildeten Besitze Anderer haben könnte, und ist darum eingebildet. Diese Bemerkung, deren Wichtigkeit, wenn ich nicht irre, von den Staatswissenschaftsgelehrten zu oft übersehen woeden, ist fruchtbae an Resultaten. Vorzüglich der Besitz des reiativen, idealen Reichthums wird in civilisirten Staaten gesucht. Man will nicht nue seiner selbst, sondern oft mehr noch Andeeer wegen besitzen, und eigner Mangel keänkt und demüthigt nicht so tief, als dee Ueberfluß des Reichen. Suchen wie den Geund des ewigen Kriegs, in welchem Stände übee Stände, und der Einzelne im Staate über den Einzelnen sich mit Gewalt und List eine Ueberlegenheit zu erkämpfeu bemühen; suchen wir den Geund so vieler Veebeechen und Laster, die den Menschen entehren und quälen, dann finden wir ihn gewöhnlich in der Begieede nach eelativem Reichthum. Das Elend des Einen macht das Wohlseyn des Andern. Nicht allein was ich an einem Andern gewinne, macht mich reicher; auch sein für mich unfruchtbarer Verlust veemehet meinen eelativen Reichthum, der nicht bestimmt in meinem Besitze, sondern auch in dee Aemuth Anderer besteht. Nicht absolut reich, sondern dee Reichste zu seyn, ist das Ziel, nach dem man steebt. Die Habsucht gleicht dem Ehegeize Cäsars, der den ersten Platz in einem Dorfe dem zweiten in Rom vorzog. Ihr habt England gut zueufen, es handle gegen sein kaufmännisches Interesse, indem es den Reichthum andeeer Nationen zerstöre. Es weiß sehe wohl, daß es, als Verkäufer, ämer bei ärmeen Käufern werden muß. Abee es ist die Frage, ob es einen absoluten Reichthum oder nur eine Superorität an Mitteln über andere Völker will. Im iezten Falle gestehen wir, daß sein Betragen, obgleich nicht ganz moealisch und legal, doch konsequent ist, wie Pitts Administration. Wir erwarten Alles von der Legalität des Menschen. Ich rechne auf die Moealität desselben. Freie Wesen müssen mit Wahl und Absicht seyn, was sie sind, oder sie hören auf feei zu seyn. Das äußere Gesetz ist außerdem, daß es sklavisch zwingt, wo der Mensch mit Freiheit geleitet werden könnte und sollte, unzulänglich; denn es erreicht nur erwiesene strafbare Handlungen; das Gewissen aber eereicht auch die verborgene That und beherescht den Willeu. Das Gesetz ist ein todtes Work, ein feiles Werkzeug in des feilen Richters Munde; Dieneeinnen der Willkühr auf den Lippen des Sklaven, speicht es grausam mit der Zunge des Tyrannen, und ist feig in feigen Händen. Wollt ihr das Recht erzwingen, gut! dann überteagt ihe es der Gewalt. Aber wenn nun diese Gewalt selbst die Gesetze verletzt? Ich weiß kein Mittel, als diese Gewalt einer höhern Gewalt nuterzuordnen, welche die erste zügelt. Aber wer bürgt euch dafür, wenn ihr von Gewalt an Gewalt appelliet, daß die höchste, lezte nicht mißbraucht wird? Nichts als der Wille, die Rechtlichkeit, die Moralität der Gewalthaber. Warum setzen wir den Menschen nicht

Digitized by Google

lieber in die Lage, daß er das Gute erkennen, fühlen und wollen kann? — Das Eigene, aber auch das Mangelhafte der äußeen Gesetzgebung ist also, daß sie sich auf Handlungen und ihren Erfolg, aber nicht auf den Willen bezieht, und daß sie sich auf jene Handlungen einschränken muß, welche erwiesen sind, sowohl der That als der Person nach, der sie zugemessen werden. Daraus folgt demnach, daß die positive Gesetzgebung unzuverlässig ist, nicht aber die moralische, welche die Beweggründe aller Handlungen und demnach diese selbst erreicht, und daß der Mensch, der über seine Pflichten aufgeklärt ist, und dieselben aus Neigung erfüllt, alle äußere Strafgesetzgebung überflüssig macht. Dahin muß es dann auch wirklich kommen, wenn der Mensch seine Bestimmung erreichen soll, zu welcher er, als vernünftig freies Wesen, geschaffen ist."

Der Verfasser hat sehr recht, wenn er den ökonomischen Verhältnissen der Staatsbürger einen größern Einfluß auf Gedeiben oder Untergang der Staaten zuschreibt, als man bisher hat gelten lassen wollen. Der Durchschnittsmensch wird allezeit die Feistigkeit des Kettenhundes dem Hungertode des freien Wolfes in den schneebedeckten Wäldern vorziehen. Das vorige Jahrhundert stritt sich immer nur um die ideale Freiheit, das jetzige verlangt auch materiellen Wohlstand. "In der romantischen Periode der Rousseau'schen Weltverbesserung, des Kosmopolitismus, der Erklärung der Menschenrechte, kurz vor 50 Jahren glaubte man noch, das Volk könne von der Freiheit leben, wie die romantischen Ritter von der Liebe. Aber schon Don Quichote machte die Entdeckung, daß der Ritter, wenn er genug Thaten gethan oder liebend herumgeschwärmt sey, auch essen müsse, weiße Wäsche bedürfe und was dergleichen Kleinigkeiten mehr sind; und so hat man denn endlich auch gemerkt, daß das Volk von bloßer Freiheit nicht satt werde und man hat nicht ohne einiges Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß die Vereinbarung der Freiheit mit dem materiellen Wohl nichts so ganz leichtes sey. Vergönnen wir Jedem, so reich zu werden, als er es durch Talent und Glück, durch Wagen, Spekulation, geschicktes Benuhen und Verdrängen Anderer werden kann, so entsteht ein Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth, wobei die Freiheit zu Grunde geht, denn der Arme, wenn auch noch so berechtigt, kann doch von seinem Rechte nur zu Gunsten des Reichen, dessen Brod er ißt, von dem er durch seine ökonomische Abhängigkeit auch politisch abhängig wird, Gebrauch machen und so haben wir selbst mitten in der Republik Geldaristokraten, die den Dynasten des mittelalterlichen Feudalismus nichts nachgeben. Verbieten wir aber das Reichwerden, so ist die Freiheit von vorn herein gefährdet. Man erträgt die Armuth leicht, wenn man nur noch die Möglichkeit eines Glückswechsels vor sich sieht. Man ist sogar leicht bereit, dem Reichthum zu entsagen, wenn es nur unser Opfer ist, ein Opfer, das wir selbst bringen. Aber dazu verdammt zu seyn, nicht mehr als der Nachbar auszugeben, das lähmt allen Ehrgeiz, das nimmt der Arbeit allen Reiz. Ein Ropespierre, ein Schwärmer, ein philosophischer Tollhäusler kann dergleichen wohl hinter dem Schreibtisch ausbecken und würde sich vielleicht auch für seine Person nicht beklagen, wenn er mit seinen lieben Mitbürgern auf die Galeere geschmiedet wäre, und täglich pro rata seine schwarze Suppe beläme; aber die Masse der Menschen und gerade die der Arbeiter, der armen und der kleinen Besitzer denkt so systematisch nicht, und wird sich niemals die Poesie des Nichthabens, die Hoffnung, den goldnen Traum nehmen lassen. Selbst wenn man ihnen durch die Bank verspräche, sie sollten jährlich jeder 500 Gulden zu verzehren haben, so würden es nicht einmal die, welche nur 100 haben, eingehen, wenn ihnen dadurch die Möglichkeit, einst 1000 zu bekommen, abgeschnitten würde.

Und dennoch droht dem beweglichen Besitz die lex agraria wie dem unbeweglichen. Der unnatürliche Reichthum Weniger nimmt in dem Maaße zu, in welchem sich die Mittel, reich zu werden, in einer Hand koncentriren. Sonst konnte doch nur der Feudalaristokrat durch Ackerbau, der Kaufmann durch Handel und allenfalls ein schlechter Kanzler durch Unterschlagungen reich werden; jezt aber kann dieselbe Person in zehn verschiedenen Ländern die größten Ländereien kaufen, an zehn verschiedenen Orten Fabriken und Comptoire errichten, Schiffe bauen, Lieferungen übernehmen und über dies Alles im Papierhandel Königreiche aufkaufen. Diese ungeheure Anhäufung des Vermögens auf der einen Seite erzeugt auf der andern eine tiefe Ebbe desselben. Dies wird gerade in den freiesten Ländern am meisten gefühlt, daher überall der Kampf der Armen gegen die Reichen, daher die Associationen der Arbeiter und die Möglichkeit des St. Simonistischen Wahnsinns. Man fängt an einzusehn, daß es mit papiernen Menschenrechten und Verfassungsurkunden allein nicht gethan ist, daß man mit einem Wort, um frei zu leben, überhaupt erst müsse leben können, und um der (jährlich sich vermehrenden) Masse der Bevölkerung die Existenz zu garantiren, bedarf es noch ganz anderer Mühen und einer ganz neuen Wissenschaft, wohinter unsre bisherige politische Weisheit beschämt zurückbleibt. Sieyes, unstreitig der größte politische Systematiker der französischen Revolution, glaubte mit Allem fertig zu seyn, glaubte die beste Regierung wirklich erfunden zu haben, und war eben im Begriff, in einer Rede vor der Nationalversammlung diese nichts zu wünschen übrig lassende und Alles befriedigende Entdeckung mitzutheilen, als der Pöbel von außen Brod!

Digitized by Google

Brod! schrie. War in Sieyes Entwurf Brod? Nein, es war nicht einmal die Rede davon. Ungefähr so geht es der ganzen modernen politischen Baukunst. Man wird mit Schrecken inne, daß schon im Grundriß ein Fehler war und während man den Bau nach oben vollendet zu haben glaubt, er von unten zu wanken anfängt.

Erhebungen der vielen Aermsten gegen die wenigen Reichsten sind nicht zu vermeiden, sie sind schon eingetreten. Wie soll ihnen aber vorgebeugt werden? Durch Gesetze? Weitzel hat sehr Recht, die Unhaltbarkeit solcher Gesetze, die Unvereinbarkeit derselben mit der Freiheit nachzuweisen. Aber das Mittel, welches er selber vorschlägt, die moralische Emancipation, ist doch wohl nur eine unschuldige Täuschung. Man kann die Menschen in Masse wohl zu etwas zwingen, wohl zu etwas überreden, aber sie moralisch zu machen, sie dahin zu bringen, daß sie freiwillig ihren Privatvortheil dem allgemeinen Besten opfern, das ist zu viel von den Menschen verlangt, und zumal von den Reichen. Der Held legt eher seine Waffen ab und wird ein Mönch, der Weise entschlägt sich eher alles Ruhms und sagt wie Sokrates: „ich weiß das ich nichts weiß;" jeder Andre opfert eher sein Größtes, ehe der Reiche nur sein Kleinstes opfert. Die Dame Moral klopfe nur bescheiden an die Thür eines Basler oder Amsterdamer Millionärs, eines irländischen Pairs ꝛc. und sehe zu, was sie für einen Bescheid bekommt. Weitzel könnte den Reichen predigen, wie Wilberforce den Sklavenhändlern, aber wenn ihm keine Gewalt zu Hülfe käme, so würde er ihnen keine Entsagung aus Moralprincipien zum allgemeinen Besten ablocken.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß es in Bezug auf die Armen so gehn wird, wie es bisher in allen menschlichen Dingen gegangen ist. Man wird die Armen leiden lassen, ohne sich um sie zu bekümmern, bis die Reichen selbst sich vor ihnen zu fürchten anfangen. Dann werden diese Reichen plötzlich eine Sorgfalt für die Armen affektiren oder auch wirklich hegen, aber nur, um die Gefahr, von welcher sie durch die Armen bedroht werden, zu beschwören. Dann wird man hin und herfaseln, Rathschläge geben und wieder zurückziehen, Opfer bringen, sie nicht hinreichend finden, noch größere bringen sollen, aber nicht wollen und am Ende festhalten an dem, was man hat, und sollte Alles darüber zu Grunde gehn. Dann wird man den Ereignissen nicht mehr gewachsen seyn; die Arme werden vielleicht über die Reichen herfallen, und sie berauben; vielleicht wird man auch, um für die Zukunft zu sorgen, alle die alten Tollheiten zurückkehren sehn, von Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft, öffentlichen Mahlzeiten, oder Maximum, Todesstrafe für Jeden, der mehr als 50 Franken in Silber besizt, Verdächtigung jedes Rocks, der nicht von grobem Tuch oder gestickt ist, oder die neuen Tollheiten des St. Simonistischen Schulhaltens und Preisvertheilens und Ausschenkens der Nationalwassersuppe, von der Jeder, der am fleißigsten gewesen ist, einen Brocken bekömmt, die übrigen aber das bloße Wasser. Es wäre zu verwundern, wenn die Menschheit, die so sehr systematisch ist, und jeden Zufall des Augenblicks zu einer ewigen Regel machen will, nicht allerlei Versuche der Vermögensnivellirung machen sollte. Allein gewiß ist, daß das Alles nur vorübergehende Erscheinungen seyn können, daß die Aristokratie des Reichthums immer von Neuem aufkommen wird, um, wie sie einen gewissen Grad der Unerträglichkeit erreicht hat, wieder von neuem Gewalt zu leiden.

Ich gestehe, daß ich mich in der Politik vor nichts so sehr fürchte, als vor den Moralisten. Sobald die Politik dahin wirkt, Vortheile zu erringen, die nur aus der Moral fließen, und sobald sie sich zu diesem moralischen Zweck politischer Mittel bedient, ist der unmenschlichsten Tyrannei Thür und Thor aufgethan. Im Namen der Tugend, im Namen des Heiligen ist von jeher der gräßlichste politische Unfug getrieben worden; und wenn in unsrer allerdings sehr verdorbnen Politik etwas Gutes ist, so ist es das allgemeine Einverständniß, daß man von ihr nichts Moralisches verlangt. Nur dadurch ist sie menschlicher, vernünftiger, billiger, erleuchteter, als die Politik früherer Zeiten, und weh uns, wenn man je wieder davon abkommen sollte.

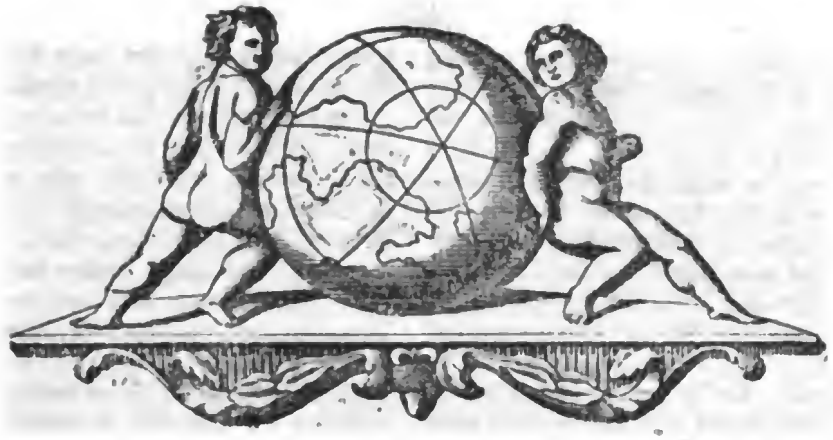
Herr Weitzel erkennt bei einer andern Gelegenheit vollkommen an, daß immer ein Gegensatz den andern hervorruft. Also würde auch ein Streben, die Politik moralisch zu machen, gerade zum Gegentheil, nämlich zur verruchtesten Lasterhaftigkeit führen, die aber eben so im Namen der Moral ausgeübt werden würde, wie bekanntlich im Namen Gottes das Teuflischeste ausgeheckt wurde, was die Weltgeschichte je erlebt hat.

Die bezeichnete Stelle ist vortrefflich: „Die Revolution ward durch die Macht der Dinge von einem Aeußersten zum andern getrieben. Erst trat der Aufstand der Willkühr entgegen, um sie zu mäßigen und zu beschränken; dann, als er im Versuche glücklich gewesen, bekämpfte er selbst die Gewalt, die zur Erhaltung der Ordnung unentbehrlich ist, und sezte die eigene siegreiche Willkühr an die Stelle der besiegten. Die Lehren von Systeme befolgten beständig diesen Gang, wollten erst eine gemäßigte Monarchie, dann eine demokratische Republik, später dieselben Staatsformen mit einer monarchischen Unterlage, endlich ein glänzendes Kaiserreich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 32. 28. März 1834.

Politische Wissenschaften.

1) Geschichte der Staatswissenschaft von J. Weitzel. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

(Schluß.)

„Immer ging die Theorie der Praxis nach, um sie zu rechtfertigen und zu erklären. Wie diese nun von einem Aeußersten zum andern übersprang, oder sich in grobe Gegensätze spaltete, betrat jene denselben Weg.“ — Weiter unten sagt er: „Napoleon hatte die Kraft der Freiheit zur Begründung seiner Willkühr, und die Mittel der Revolution zur Schöpfung seiner Legitimität verwendet. Diese unnatürliche Mischung und Verbindung, welche die Staatsklugheit für gut berechnet und fast gelungen hielt, rief eine eben so unnatürliche Mischung und Verbindung von Freiheit und Willkühr, von Revolution und Legitimität gegen ihn hervor, und die Untreue und Falschheit bewaffnete die Untreue und Falschheit gegen sich. Im Kriege gegen Napoleon bekämpften die bevorrechteten Stände und die Könige die Freiheit und die Revolution, die Völker aber die Tyrannei. Auf beiden Seiten, hier und dort, war Selbsttäuschung und absichtlicher Betrug, Dichtung und Wahrheit; aber die Wahrheit sollte, so verlangt es die Politik, der Dichtung dienen. Wer indessen Lügen säet, muß nicht Wahrheit ernten wollen. Man täuscht nur, so lange man Glauben findet; und so zerstört alle Täuschung ihr eigenes Werk, sich selbst und sogar die Frucht der Wahrheit, weil endlich auch diese dem Lügner nicht mehr geglaubt wird.“ Fast scheint es unglaublich, daß ein Mann von so verständigen Einsichten in demselben Buch noch an eine allgemeine Herrschaft der Moral glauben kann.

Nein, suchen wir die Politik nur immer klüger zu machen, das ist das einzige Mittel, sie auch in so weit der öffentlichen Moral dienstbar zu machen, als sie derselben überhaupt dienen kann. Eine bloß kluge Berechnung, wornach der Einzelne seinen größten Vortheil im Vortheil Aller findet, trägt mehr zur Moralität bey, als alles Moralpredigen. Ueberhaupt aber, wenn man von Politik spricht, muß man allemal voraussetzen, die verstocktesten Herzen vor sich zu haben; man muß es sich nicht beigehn lassen, an den Edelmuth der Zuhörer zu appelliren; man muß sich einbilden, man befinde sich auf der Londoner Börse.

Das achtbare Werk des Herrn Weitzel enthält in der einzelnen Ausführung noch sehr viel Schönes und Geistreiches und beurkundet die Liebe, mit der es verfaßt worden. Da sie vielleicht nur den wenigsten unserer Leser erinnerlich ist, entlehnen wir daraus eine edle Schwärmerei des Abbé Gregoire, der die von der französischen Nation

Digitized by Google

proklamirten Menschenrechte der einzelnen Menschen gegen einander noch weiter zu Volksrechten der einzelnen Völker gegen einander ausdehnen wollte. So konsequent es ist, daß die Menschen, wenn sie sich im Einzelnen zum wechselseitigen Wohl verbinden, es auch in Massen thun sollten; so gehört es doch 6000 Jahre nach dem Beginn der Geschichte noch immer zu den Lächerlichkeiten, dem alten Kinde Menschheit eine solche einfache Konsequenz zuzutrauen. Gregoire hatte vorgeschlagen, auch eine Erklärung des Völkerrechts in die Verfassung aufzunehmen, die in folgenden Artikeln bestand: 1) „Die Völker befinden sich gegen einander im Naturstande; das Band, das sie umschlingt, ist die allgemeine Moral. 2) Die Völker sind von einander unabhängig und souverän, welches auch die Größe ihrer Bevölkerung und der Umfang ihres Gebietes seyn mag. Diese Souveränität ist unveräußerlich. 3) Ein Volk muß gegen die andern handeln, wie es wünscht, daß man gegen es handle; was ein Mensch einem Menschen schuldig ist, das ist ein Volk den andern Völkern schuldig. 4) Die Völker müssen im Frieden sich so viel Gutes als möglich erweisen, und im Kriege so wenig Böses als möglich zufügen. 5) Das besondere Interesse eines Volks ist dem allgemeinen Interesse der menschlichen Familie untergeordnet. 6) Jedes Volk hat das Recht, die Form seiner Regierung anzuordnen und zu verändern. 7) Ein Volk hat nicht das Recht, sich in die Regierung der andern zu mischen. 8) Es gibt keine den Rechten der Völker angemessene Regierung, als die auf die Gleichheit und Freiheit gegründet ist. 9) Was von einem unerschöpflichen und unschuldigen Gebrauche ist, wie das Meer, gehört allen Völkern an, und kann nicht das Eigenthum Eines Volkes seyn. 10) Jedes Volk ist Herr seines Gebietes. 11) Ein Besitz, der sich in der Zeit verliert, begründet das Recht der Verjährung unter Völkern. 12) Ein Volk hat das Recht, den Eingang in sein Gebiet zu versagen, und die Fremden auszuweisen, wenn es die Sicherheit erfordert. 13) Die Fremden sind den Gesetzen des Landes unterworfen, und nach ihnen strafbar. 14) Die Verbannung wegen Verbrechen ist eine indirekte Verletzung des fremden Gebietes. 15) Die Unternehmungen gegen die Freiheit eines Volkes sind ein Verbrechen gegen alle andern. 16) Die Bündnisse, die einen Angriffskrieg zum Zwecke haben, die Verträge oder die Allianzen, die dem Interesse eines Volkes schaden können, sind ein Verbrechen gegen die menschliche Familie. 17) Ein Volk kann einen Krieg unternehmen, um seine Souveränetät, seine Freiheit, sein Eigenthum zu schützen. 18) Die Völker, welche sich im Kriege befinden, müssen den Unterhandlungen, die wieder zum Frieden führen können, einen freien Gang lassen. 19) Die öffentlichen Agenten, die sich die Völker senden, sind von den Gesetzen des Landes, in das sie geschickt worden, in Allem was den Gegenstand ihrer Sendung betrifft, unabhängig. 20) Unter den öffentlichen Agenten der Nationen gibt es keinen Vorrang. 21) Die Verträge zwischen den Völkern sind heilig und unverletzlich.“ Ueber diesen Vorschlag des wohlwollenden und menschenfreundlichen Gregoire, der einen ganz vortrefflichen Abschnitt in einem politischen Katechism geben würde, ging der Konvent zur Tagesordnung über.

Selbst jene Propagandisten der republikanischen Moral, die Terroristen nicht nur der öffentlichen, sondern sogar häuslichen Tugenden (Leute wie Robespierre dachten an alles), selbst jene nichts schonenden, mit eiserner Konsequenz durch alle Natur hindurchfahrenden Charaktere fürchteten sich lächerlich zu machen, wenn sie über eine Zumuthung an die Völker, moralisch zu seyn, nicht zur Tagesordnung übergingen. Wie gut angebracht die Vorschläge des Herrn Gregoire waren, das beweist die ganze europäische Politik seit jenen Tagen. Welches Völkerrecht wäre wohl seitdem nicht verletzt worden, und am meisten von eben jenem Frankreich! Und nun sage man noch, daß die Menschheit Anlage hat, moralisch zu werden.

2) Die vollkommene Association, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftstaats und der Lehre Jesu. Ein Beitrag zur ruhigen Lösung aller großen Fragen dieser Zeit. Von Fr. Tappehorn. Augsburg, Kollmann, 1834.

Da haben wir ein Projekt der Güterausgleichung, ein Projekt von der besten Sorte, so zuversichtlich und unvernünftig als möglich. Es ist der von Fourier verbesserte St. Simonismus, ein Zusammenschießen vieler Kapitale, produktiven und industriellen Kräfte, zu gemeinschaftlichem Vortheil, eine Kompagnie vieler. „Der Gesammtfonds den die Gesellschaft an Grundstücken, Gebäuden, Vieh, Fabriken, Maschinen, Meublen und an baarem Gelde zusammenbringen will, soll 1,200,000 Fr. (etwa 500,000 Gulden) betragen. Dieses Kapital wird in Aktien, jede von 500 Fr. unterabgetheilt. Die Handwerker, Arbeiter und Angestellten, sollen der Regel nach zugleich Aktionäre nach Kapitalfuß seyn, doch können auch Arbeiter als bloße Taglöhner angenommen werden, bis dahin, daß sie die erforderliche Summe erübrigt haben werden, um Aktionäre zu werden. Um ihnen dieses noch zu erleichtern, werden für sie zweihundert Aktien, jede von 300 Franken, in Coupons von 100 — 200 und 300 Franken getheilt, und mit dem Erwerb eines oder mehrerer Coupons werden sie verhältnißmäßig Aktionäre, und üben das dießfällige Recht in Gemeinschaft mit den übrigen Couponsbesitzern aus. Die Verwaltung verabredet mit jedem Arbeiter und Angestellten eine Summe als Taglohn oder Monatsgehalt, was er wenigstens erhalten soll (Minimum), und auf so viel als dies beträgt, wird

Digitized by Google

ihm für Wohnung, Kleidung und Kost jährlich bis zur Auszahlung der Summe des Minimum Kredit gegeben. Jährlich im Monat März wird von dem Bestande des Vermögens, von den Verbesserungen und vom Uebergewinnst ein Generalinventarium aufgenommen. Der Uebergewinnst kann zweierlei Art seyn: vereinnahmtes Geld und die etwa noch zu verkaufenden Früchte, dann der Zuwachs und die Verbesserungen im Grundvermögen, in der fortschreitenden Urbarmachung, in neu angeschafften Maschinen und Heerden, u. s. w. Sollte in dem Grundvermögen jemals wider Erwarten eine Verminderung eintreten, so wird zu deren Deckung eine gleiche Summe aus dem baaren Uebergewinnst genommen, um den Verlust zu ersetzen, jedoch darf dadurch nie das Minimum der Arbeiter geschmälert werden. Für die Summe, um welche das Grundvermögen vermehrt seyn wird, werden neue Aktien ausgegeben, und diese, wieder mit der Unterabtheilung in Coupons, zum Verkauf gebracht. Die hieraus gelöste Summe wird zum baaren Uebergewinnst geschlagen. Aus dem auf diese Weise sich bildenden Ueberschuß werden dann die Zahlungen geleistet, und zwar nach folgender Ordnung. Zuerst der vereinbarte Taglohn der Arbeiter; darauf die Gehalte der erforderlichen Verwalter, des Kassirers und des Direktors; drittens, wenn der Gewinn so weit reicht, die Zinsen an die Aktionärs zu 5 pCt. Die geringen Arbeiter sollen noch die Begünstigung genießen, daß sie von dem ersten Coupon von 100 Fr. 6 pCt. Zinsen erhalten. Bleibt nach der Berichtigung der Taglohne, Gehalte und aller Zinsen, noch ein fernerer Ueberschuß, so fällt dieser keineswegs dem Eigenthümer des Landguts oder den Aktionären ausschließlich zu, sondern solcher bildet eine Dividende, die unter die Arbeiter, Angestellten und Aktionäre nach Verhältniß des für jede Klasse festgesetzten Minimums oder Zinsfußes vertheilt wird. Was den Arbeitern als eine Prämie zufällt, wird nach Stimmenmehrheit unter ihnen vertheilt. Noch ist in mehrern anderen Bestimmungen darauf Bedacht genommen, das Loos der Arbeiter zu verbessern. So sichert die Gesellschaft jedem einmal angenommenen Arbeiter zu jeder Zeit eine Beschäftigung, die ihm nothdürftigen Unterhalt gewährt; kranke und invalide Arbeiter und elternlose Kinder werden, in Ermangelung eigenen Vermögens, von der Gesellschaft ernährt. Sind die Eltern dazu im Stande, so haben sie für diejenigen Kinder die ihren Unterhalt noch nicht verdienen können, monatlich ein angemessenes geringes Kostgeld zu entrichten. Dafür übernimmt die Gesellschaft, für alle Bedürfnisse und für den Primärunterricht dieser Kinder zu sorgen, auch denselben zum Betrieb der Landwirthschaft oder eines Industriezweiges die nöthige Ausbildung zu geben."

Dann heißt es gar naiv: „Der Maßstab zur richtigen Schätzung der Grundstücke und der Arbeit und des Kunstfleißes wird sich in den Gesellschaftsmitgliedern von selbst ausbilden. Denn gerade in diesem Organismus, worin alles und jedes gegenseitig ist und sich wechselweise bedingt, muß jeder so gut durch das eigene Interesse als durch Gerechtigkeitsliebe dazu bestimmt werden, daß er dem andern zufließen läßt, was ihm gebührt." Das ist die wunderliche Voraussetzung, die auch die St. Simonisten hegen. Als ob es jemals möglich wäre, der Ungerechtigkeit auf der einen, dem Neide auf der andern Seite vorzubeugen. Die St. Simonisten stellen doch noch wenigstens eine aristokratische Priesterschaft auf, der sie das Geschäft der Vertheilung in die Hände legen; darin ist wenigstens Methode.

Der Geist bekümmert sich freilich um den Lohn nicht, und Milton würde auch für eine noch geringere Belohnung nicht schlechter, Walter Scott auch für eine noch größere nicht besser gedichtet haben. Was indeß nicht Trieb des Genies, was nur Fleiß und Anstrengung hervorbringt und erreicht, das müßte offenbar bei jenem Vertheilungssystem leiden. Würde wohl der Kaufmann, der Handwerker, der Oekonom sich noch eben so, wie früher anstrengen, wenn er auf den größten Theil des ihm sonst gesicherten Gewinns jezt in der Association verzichten müßte? „Das Gesammteinkommen in Frankreich beträgt gegenwärtig im ganzen Jahre 6,396,789,000 Fr. Würden diese sechs Milliarden, wovon die eine Milliarde betragenden Abgaben noch nicht abgezogen sind, unter den 32,250,000 Einw. gleich vertheilt, so fielen auf einen jeden Einwohner täglich 54 Centimen oder etwa 15 Kr. In der Wirklichkeit bei der ungleichen Vertheilung des Vermögens aber müssen mehr als 22,000,000 Franzosen täglich von weniger als 8 oder 6 oder 5 Sous ihr Leben fristen. Bei dieser Noth helfen Sparkassen, Vorsichtsbanken und Lebensversicherungen nicht aus, sondern man muß die Produktion vermehren, und diese soll nach der Berechnung eines französischen Akademikers in der Association sich vervierfachen können. Dieses Vierfache wird sich aber nach folgender Vermögensstufe vertheilen: 1) Reiche von jährlich 50,000 Fr. Einnahme, verdoppeln diese Einnahme, 2) Wohlhabende von jährlich 10,000 Fr. Einnahme, verdreifachen, 3) Mittelstände von jährlich 2000 Fr. Einnahme, vervierfachen, 4) Bedrängte von jährlich 800 Fr., verfünffachen, und 5) Arme von jährlich 120 Fr. Einnahme, versechsfachen diese Einnahme. Man sieht aus dieser Leiter Fouriers, wie die Absicht ist, die Einnahme mehr gleichmäßig zu machen, was sehr zu loben ist; indem die vorhandene Unzufriedenheit hauptsächlich aus der bestehenden und immer steigenden Ungleichheit hervorgeht." Welche willkührliche Stufenleiter der Geldhierarchie! Wozu würde sie führen? Fängt man einmal an, die Reichen zum Vortheil der Armen zu

Digitized by Google

berauben, so bleibt man auch bei einem solchen Anfang nicht stehn.

5) Erläuterungen über den Bund der Völker für Gewerbe und Handel. Von J. W. Schmitz. Zweite Auflage. Kassel, Geeh, 1833.

Auch hier eine Association, aber nur der Reichen, so daß nur mittelbar durch Arbeitsvermehrung auch die Armen davon profitiren könnten. Des Verfassers Ideen sind im Wesentlichen:

1) Die Fähigkeiten und der Unternehmungsgeist einzelner Staatsbürger bleiben fruchtlos, weil einzelne Mittel und die Lebensdauer einzelner Individuen oder kleinerer Gesellschaften zur Vollendung ausgedehnter Unternehmungen nicht hinreichend sind. Der Bund soll ein großes Zusammenwirken aller Fähigkeiten unter einer kräftigen Verwaltung zu Stande bringen. Und dies geschieht ganz einfach durch die Vergrößerung der Association mittelst einer stufenweisen hierarchischen Verwaltung statt der Versammlung aller Theilnehmer.

2) Die vorhandenen Mittel liegen jezt unbenuzt. Einzelne Kapitalien und Vermögen, die vereinigt hinlänglich und mächtig seyn würden, haben keinen Vereinigungspunkt. Diesen bietet die Centralverwaltung dar, und durch Wahlvertretung statt der Versammlung aller Aktionäre wird die schärfste Kontrolle und die größte Vereinigung möglich.

3) Das Mißlingen einzelner Geschäfte, und die durch Verarmung häufiger vorkommenden Bankerotte verursachen großes Mißtrauen unter den Gewerbtreibenden — Einer leihet nicht mehr dem Andern, und so stocken Gewerbe und Handel. Der Bund tritt zwischen den Gläubiger und den Schuldner, ziehet die Kapitalien in eine Masse zusammen und bildet eine für industrielle Unternehmungen immer gefüllte Kasse.

9) Die bestehenden einzelnen Sparkassen, entsprechen bei einer mühsamen Verwaltung dennoch ihrem Zwecke nicht.

Durch wachsende Scheine eröffnet sich die einfachste Sparkasse an allen Orten zugleich und zum Gebrauche aller Menschen, ohne irgend eine Bemühung oder Zeitverlust.

10) Bei der zunehmenden Ausdehnung des Handels und Annäherung der Völker, muß schon manches Geschäft an vielen Orten und in mehr als einem Lande durch Reisende vergegenwärtigt werden. Der Geschäftsbetrieb durch Reisende ist unsicher, und sehr kostspielig. Die Fortschritte der Industrie, erfordern eine Einrichtung, mittelst welcher jedes einzelne Geschäft überall vergegenwärtigt werden kann. Dieses bietet der Bund dar in seinen, durch Kaution verbürgten Agenten an allen Orten."

Die Geschichte der deutschen Hansa dürfte vielleicht den besten Kommentar zu diesem Vorschlag enthalten. Manches hat die Zeit allerdings verändert, aber die Menschen sind doch dieselben geblieben. Handelskompagnien können nur für sehr bestimmte Handelswege und Handelszweige bestehn; sobald sie sich zu weit ausdehnen, durchkreuzen sich die Interessen, was noch mehr bei einer Association der Industrie mit dem Handel der Fall seyn muß. Nun kann zwar allerdings ein politischer Körper, wie z. B. der Kongreß der Vereinigten Staaten den Streit dieser Interessen, z. B. in der Tarifffrage, definitiv entscheiden; könnte dies aber auch der Ausschuß einer bloßen Privatverbindung? zu welchen Spaltungen und Reklamationen würde dies führen? Nein, die Natur selbst sezt eine Grenze zwischen dem, was Sache des Einzelnen oder Weniger, und dem, was Sache Aller seyn muß; und sehr oft ist es für das Gemeinwohl besser, wenn gesonderte Interessen ihre Befriedigung auch auf gesonderten Wegen suchen und sich wechselseitig bekämpfen, als wenn sie zu einer unfreiwilligen Ehe zusammengebunden wären. Das trop regner ist unter monarchischem Einfluß drückend, unter demokratischem aber unerträglich.

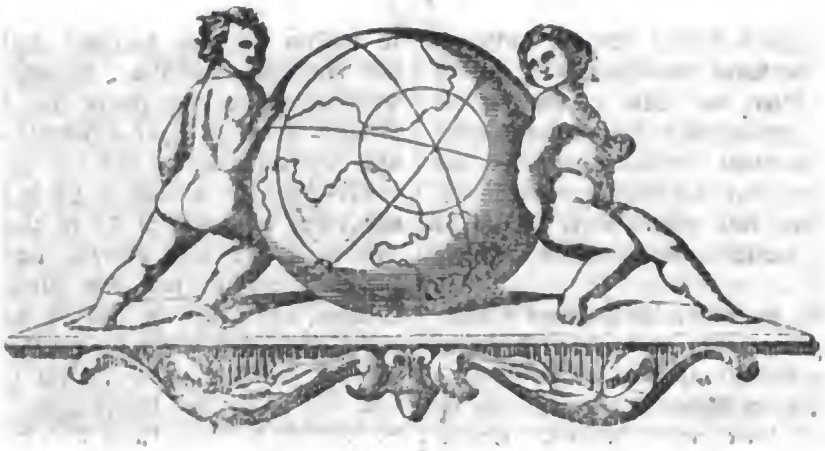
Möchten doch unsere menschenfreundlichen Weltverbesserer, deren guten Absicht wir unbedingt Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht vergessen, daß den wirklichen Verbesserungen im Kleinen nichts so sehr im Wege steht, als das allzu ausschweifende Projektiren allgemeiner großer Verbesserungen, die unmöglich sind. Man stifte Gesellschaften für bestimmte einfache und einzelne Zwecke, für eine neue Wasserverbindung, für eine bestimmte Route von Eisenbahnen, für einen neuen Handelsweg, für einen besondern Handelsartikel und sie werden gedeihen und Früchte tragen; jeder allgemeine Handelsbund aber ins Blaue hinaus wird scheitern und den Kredit der Associationen vermindern. Allerdings hat die Erfahrung gelehrt, daß der beste Wille, die gediegenste Thatkraft im Einzelnen sehr oft umsonst sich angestrengt haben, da ihnen die Zeitumstände im Ganzen nicht günstig waren; aber könnte selbst der ausgedehnteste Handelsbund diesem Schicksal entgehen, würde er, als Privatanstalt, nicht eben so sehr von der allgemeinen politischen Konstellation abhängen, ja in noch höherm Grade die Eifersucht der mit uns rivalisirenden Handelsmächte und überhaupt jeder Macht wecken, die überhaupt keine von ihr unabhängige neben sich dulden will?

Inzwischen müssen alle Ansichten sich aussprechen, damit die Wahrheit ermittelt werde, und Erörterungen wie die vorliegende, die wichtigsten materiellen Interessen der Gegenwart und Zukunft betreffend, verdienen die dankbare Anerkennung aller Besonnenen. Die eigentlichen Aufgaben der Zeit nur zu erkennen, ist schon viel, wenn man auch noch nicht das richtige Mittel findet, sie zu lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



LESEGESELLSCHAFT BOSTON

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 33. 31. März 1834

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

4) Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in konstitutionellen Staaten. Von dem geh. Rathe und Prof. K. H. L. Pölitz. Dritter Band. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Die Zeiten der Karpzowe sind nicht mehr. Die Gottesgelehrtheit wie die Staatsweisheit hat sich bequemen müssen, populär zu werden, selbst der Medizin steht dieses Schicksal bevor. Nicht mehr haspelt ein lateinischer Professor den endlosen Ariadnefaden zu den Rechtslabyrinthen von Wetzlar und Regensburg ab, und so unglaublich es auch scheinen sollte, so hat doch im neunzehnten Jahrhundert schon hin und wieder ein deutscher Universitäts-Professor ein politisches Buch geschrieben, das weniger nach der Lampe als nach der frischen Luft der Morgenröthe riecht. Ganz freilich können sie den Schulstaub nicht abschütteln. Es wäre unbillig, wenn man ihnen zumuthen wollte, gleich Engländern und Franzosen unmittelbar von der Sache selbst zu reden, und sie in scharfen klaren Umrissen hinzustellen. Ein deutscher Universitätsprofessor würde nicht mehr er selbst seyn, wenn er nicht wenigstens in einer Einleitung erst der Schulpedanterei eine Libation spendete, und den Lesern oder Zuhörern erst vordemonstrirte, wie man durch allerlei schwierige Umwege zur Sache gelangen könne. Die Demonstrirsucht, die unbändige Lust, das allereinfachste erst durch die allerkünstlichsten Beweise klar machen zu wollen, die schmeichelhafte Voraussetzung, daß man die ungeheuersten Dummköpfe vor sich habe, mit denen man ab ovo anfangen müsse, das ist eine ansteckende Krankheit, die vielleicht ewig in den akademischen Mauern hausen wird. Statt dem Kinde zu sagen „schneide dich nicht in den Finger," würde es ein deutscher Professor allezeit für einen Verlust und eine Herabwürdigung der Wissenschaft halten, wenn er nicht auf's gründlichste zuerst mit der Mineralogie und Bergwerkskunde begönne und dann aus dem rohen Metall durch Schmelzen und Schmieden endlich die gefährliche Scheere, mit welcher sich das Kind nicht schneiden soll, entstehn ließe. Um vor der Kinderkrankheit unsrer alten Tage, vor dem Revolutionsfieber zu warnen, sagen sie nicht etwa: „thut das nicht, lieben Leute, vertragt euch," sondern sie fangen auf's gründlichste von den alten Staatenverbindungen an, von der Gesetzgebung des Lykurg ꝛc. und kommen dann durch das lange Mittelalter endlich bis zur Revolution von Scheppenstedt herab, die vielleicht ganz einfach aus einem Uebergriff der Polizei oder der Steuereinnehmer zu erklären gewesen wäre. Gesetzt der Staat verlangte von ihnen, daß sie Bier brauen sollten, so würden sie sich in zwei

Digitized by Google

Parteien theilen; die Einen würden über die muthmaßlichen Bierbrauereien der Alten schreiben und die Andern würden das absolute Bier, das Bier an sich oder die Idee Bier schlechthin, philosophisch festzustellen suchen; während dessen das harrende Publikum entweder gar nichts zu trinken hätte, oder das Bier nehmen müßte, wie es ihm von Andern eben geboten wird. Siehe da den großen Einfluß deutscher Gelehrsamkeit auf die Politik.

Herr Pölitz gehört zu denen, die sich einer populären Sprache und eines gewissen Anschliffes befleißigen, den der rohe deutsche Gelehrte immer nur im Umgang mit der Welt außerhalb der Akademie gewinnt. Er ist für das Katheder, was lange vorher Archenholz für die Journalistik war, und wir wollen gegen Beide dankbar seyn. Er fühlt, daß die alte Pedanterei nicht mehr an der Zeit ist, und daß unsre Zeit nicht Zeit hat, bei jeder kleinen politischen Bewegung, deren Ursprung aus den ältesten Geschichten oder deren Zusammenhang mit dem „concreten Allgemeinen" der Weltgeschichte nachzuspüren. Er will also einfach, deutlich seyn, aber sey es, daß er von der süßen Gewöhnung des Katheders nicht lassen kann, oder daß die politischen Kinder, die er vor sich zu haben glaubt, nur erst noch schwache Kost vertragen, kurz er demonstrirt noch ein wenig und wenn er auch das Skelet der heutigen europäischen Staatenverhältnisse und ihres völkerrechtlichen Zusammenhangs in einen allgemeinen Umriß hinzeichnet, so glaubt er doch keineswegs ins Mark der Politik eindringen zu müssen.

Im Ernst, worauf läuft die ganze völkerrechtliche Praxis hinaus? wie ist es damit zu allen Zeiten gehalten worden, wie wird es gehalten, und wie wird es gehalten werden? Man thut, was man will, so lange man kann, und man thut, was man muß, wenn man nicht mehr anders kann. Nichts ist wohl so undankbar, als die allgemeine Theorie eines Völkerrechts aufstellen zu wollen. Allerdings hatte jeder politische Zustand von nur einiger Dauer auch sein eigenthümliches Völkerrecht, so wie die persische und römische Zeit, so das Mittelalter, die Periode des Gleichgewichts, die Zeit Napoleons, die Restauration; aber warum will denn der Herr Professor nicht merken lassen, daß es außer diesen relativen, stets den Ereignissen folgenden Theorien gar keine absolute, allgemein gültige gibt, und daß selbst die seinige nur ein Töchterchen der schüchternen Zustände Leipzigs ist.

5) Der Formalismus in der Lehre vom Staate. Ein rechts-philosophischer Versuch von G. Mehring. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833.

Die ächt homöopathische Kur dieses vortrefflichen Buchs möchten wir allen an der Philosophie Leidenden in unserm geliebten deutschen Vaterlande freundlichst und ernstlichst empfehlen. Bekanntlich ist die deutsche Philosophie, als eine zweite Jo, durch den politischen Zeitgeist Zeus zu Falle gekommen und eine Kuh und noch dazu toll geworden und irrt durch alle Zonen; hier in der Schlegelei verliebt sie sich in den Stier Apis und will dessen hierarchischen Thron theilen und ein großer Gottesstaat soll alles Erdreich umfassen; dort in der Hegelei geräth sie mit dem Flußgott, Achelous, in Collision und glaubt in ihm die Auflösung des großen Welträthsels, das bisher für fabelhaft gehaltene Einhorn gefunden zu haben, weil ihm ein Horn fehlt, und noch dazu das Horn des Ueberflusses. Wohin noch strebst du, göttliche Kuh, die du zugleich so manchen auch irdisch mit Butter versorgst? Wie kann man dich wohl wieder zähmen und zur Vernunft bringen? Wie kommt man, heiliges Vieh, dir bei? Offenbar muß man dir deine eigene Tollheit einimpfen, und Hahnemann, den du gewiß verachtest, wird am Ende das Häbuchen des Aesculap seyn, das dich allein heilen kann.

Hier ist ein Versuch dazu. Herr Mehring beginnt mit einer wahrhaft scholastischen Aengstlichkeit und Minutiosität, um die ungeheure und überaus verwickelte Maschine des philosophischen Faselns in allen ihren ausgreifenden Hammern, Kammzähnen, Schöpfrädern, Holländern und Walzen sanft und unmerklich zurückzudrehen, daß die Patientin es gar nicht gewahr wird, was in ihrem leidenden Kopfe vorgeht, und wie sie allmählich immer weniger rast, immer leichter und leichter wird und zuletzt ganz unverhofft die Vernunft wiederfindet.

Das Resultat der scharfsinnigen Untersuchung ist, daß alle Staaten von jeher nur verschiedene Formen des Despotismus, der Gewaltherrschaft waren. Ein solches Resultat allein ist der Philosophie würdig, und rettet ihre keusche Wahrheit, denn man sage was man will, sobald die Philosophie nur irgend einen wirklichen menschlichen Staat als absolut vernünftig zu beschönigen unternimmt, so ist sie bestochen. Der gemeine Mensch mag mit wenig zufrieden seyn, der Philosoph aber, dem die hohe Aufgabe geworden, die Idee der Freiheit für das praktische Leben eben so wie die der Wahrheit für das intellektuelle zu retten und sicher zu stellen, der Philosoph darf sich nicht durch die Gewalt bethören lassen, sie für etwas anderes zu halten oder auszugeben, als was sie ist. Es ist wahr, Gewalt hat immer geherrscht, und Gewalt allein, Freiheit war noch nie auf der Welt, als im Vorüberflug, als in dem Augenblick, in dem man um sie kämpfte, aber in dem zweiten Augenblick, da man sie erkämpft zu haben glaubte, war sie auch schon wieder verschwunden. Welche Philosophie, die nicht die ungeheure Kluft zwischen Wirklichkeit und Idee wahrnehmen

Digitized by Google

wollte, der die Freiheit nicht immer als eine fliehende Asträa vorschimmern müßte!

Herr Mehring sagt: „Die Geschichte des Staats ist eine Geschichte des Despotismus, wie wir ihn oben erklärt haben, in seinen verschiedenen möglichen Formen. Die reine, vollkommene Patriarchie und Theokratie geht, wie der Zustand des reinen Individuums, hinter die offene Geschichte zurück und glänzt uns nur als fromme Sage eines verlorenen Paradieses aus Legenden-Ferne nach. Denn selbst Mosis erhabene Theokratie blieb immer nur Ideal; was die Wirklichkeit davon sah, war nie mehr als ein schwaches Bruchstück, wie man längst anerkannt hat. Die asiatischen Reiche (es versteht sich, daß einzelne Ausnahmen keine Thesis begründen) waren und sind bis auf den heutigen Tag Despotien. Ihr Wesen war Formalismus, die physische Uebermacht statt des Rechts; ihr Prinzip Einheit, die die Freiheit verschlang. Asiens Schicksal, seine Stellung zu den übrigen Welttheilen gibt in so vieler Hinsicht Anlaß zu den interessantesten und ernstesten Betrachtungen, es gibt ihn reichlich auch in politischer Beziehung. Auf dem großen Asien, dem mütterlichen Schooße des Menschengeschlechts nicht nur, sondern auch, worauf alle Zeichen der im Mythus träumenden Geschichte hinweisen, aller menschlichen Kultur, — auf ihm scheint ein schwerer Fluch zu ruhen. Nicht die alberne Fabel von dem Altern der Völker und Welttheile findet hier ihre Anwendung, es sind nicht bloß die Merkmale des Alters, die wir an Asien wahrnehmen, nicht ein bloßer Mangel an Erzeugungskraft, sondern es wird zum Quell eines positiv-Bösen. Der Europäer hört nur noch von Asien, wenn er an die Reizmittel seiner unnatürlichen Gelüste, an die Schande, daß er für die Befriedigung derselben das väterliche Erbe seiner Freiheit verkauft, wenn er an das Gift körperlicher und geistiger Seuchen erinnert wird. — Zum lezteumal vor achtzehn Jahrhunderten zeigte sich Asien als der Welttheil des Segens, es war die höchste Gabe, die lezte Weihe, die er noch von seiner Westküste aus, mit seinen äußersten Lippen dem Menschengeschlechte ertheilte, und von da an nicht mehr; seine Natur wendete sich um. In politischer Bedeutung findet man seit länger als zwei Jahrtausenden nichts als die tiefste Barbarei. Eine große Wüste, und in ihr das Thier der Wüste, — der Despotismus in seiner fürchterlichsten Gestalt. Den Charakter einer wahnsinnigen Verheerungs-Wuth, den er zur Zeit der Griechen und des Xerres hatte, der das Meer, das seinen Scepter verspottet, peitschen läßt, trägt er noch heute. Ein Herr und Millionen Sklaven, ein schauerliches Ἓν καὶ πᾶν schwebt ihm als Ideal vor; aber da der Begriff, wie wir genug gesehen haben, einen Widerspruch in sich selbst trägt, da bloße Gewalt ohne moralische Macht eben so wenig Einheit, als wahre Freiheit erzeugt, sondern nur einen Zustand der Zersetzung, so hat der Herr hier nichts vor dem Sklaven voraus, als daß er der Sklave von Millionen Sklaven ist. Ueber Europa hat sich deshalb Asien in der alten und neuern Geschichte immer nur wild erobernd ergossen. (Perser, Araber, Mongolen, Türken.) — Wir überschreiten den Bosporus, die Grenzscheide des Morgen- und Abendlandes, und wie dort die Einheit, so finden wir hier die Vielheit vorzugsweise ausgebildet; vielleicht eine Folge davon, daß hier der Geist sich von Anfang mehr als trennender, destinguirender Verstand ausbildete und dadurch der Selbstständigkeit des Individuums günstiger wurde, dort aber mehr als sehnender Glaube, in dessen Wesen es liegt, zu unterwerfen oder unterworfen zu werden. Jenen gegenüber stehen die griechischen Staaten, aber auch sie und gerade die reinsten Demokratien bieten uns das Bild des Despotismus dar, welcher nur den Schild verändert hat und statt der Einheit die Freiheit (Willkühr) aushängt. Sie halten es vorgeblich mit der Freiheit und verbannen die Gerechtigkeit (Aristides). Der griechische Staat ist Formalismus, denn er knüpft die Souverainetät an den Namen und das Blut, das Princip einer republikanischen Legitimität. Daß einer Vollbluts-Grieche ist, macht ihn zum souverainen Bürger, jeder Nicht-Grieche hat nur die Wahl zwischen Barbar oder Sklave. So viele Griechen, so viele Souveraine; der Staat ist nur das Aggregat derselben, und der Kampf der Faktionen sein Leben. Diese beiden Entwicklungsformen des Staats zusammengenommen mit dem Feudalismus können unter dem höhern formalistischen Princip des Territorialismus begriffen werden. Der Staat in seiner vollkommensten Gestalt ist genau betrachtet nicht mehr als eine lex agraria, und selbst den Griechen erscheint, wie auch Raumer erwähnt, Recht und Gesetz nur als gleichmäßige Vertheilung (νόμος). In den asiatischen Despotien tritt der Mensch als Eroberer und Herr des Bodens auf, der schlechthin jeden andern von diesem Besitz auszuschließen strebt; in Griechenland erscheint er als Sohn des Bodens, der seiner Mutter Ruhm und Abgott ist; im Lehensystem endlich wird der Mensch gar der Sklave des Bodens. Hier ist das Verhältniß in der direktesten Umkehr begriffen. Der Boden ist Substanz geworden, die Person dessen Accidenz. Der Freiherr ist nur frei, weil sein Boden es ist, der Hörige ist nur unfrei, weil die Stelle, auf der sein tägliches Brod wächst, einem Andern Zins trägt. — Von dem Territorialismus schreitet die Geschichte fort zum Prinzip der absoluten Mehrheit, der Volks-Souverainetät. Sie wird von einem Extrem zum andern geschleudert,

Digitized by Google

sie soll den Despotismus in allen Formen versuchen. Nicht ganz zwei Jahrhunderte (1688) sind es, seitdem sie in diese Periode eingetreten ist, und den ersten Schritten hängt noch sehr das Wesen des territorialistischen Systems an (Britanniens Aristokratie). Diese Periode, in welcher wir noch stehen, ist die Demüthigungsperiode der Intelligenz, sie wird regiert von dem Scepter der Meinung und gemeinen Laune, und seufzt unter der Tyrannei der Veränderlichkeit."

Daß der Verfasser dieser inhaltreichen Blätter seiner so richtigen Würdigung der Vergangenheit und Gegenwart auch noch Voraussetzungen von der Zukunft beifügt, die wenig dazu passen, ist freilich wunderlich. Wollte er die leidende Philosophie vielleicht nicht ohne eine kleine Konzession entlassen, wie man sie Reconvalescenten macht? Er sagt: „Hat diese Entwicklungsperiode sich selbst aufgezehrt, dann hat endlich der Despotismus sich überlebt und es geht die nächste Stufe zur Herrschaft, oder genauer gesprochen, zur Souverainetät der Idee. Monarchisch als theokratische Patriarchie hat der Staat unter Menschen begonnen, und durch die Souverainetät der Idee wird er als theokratischer Gemeingeist sein Ziel finden." Wird er? O nicht doch, das hieße das ganze schöne Gebäude dieses Denkers wieder zusammenwerfen, wenn er es für möglich halten wollte, daß jemals die künftigen Menschen sich zur Idee erheben könnten. Eben darin beruht ja die schlagende Wahrheit seiner Geschichte des Despotismus, daß die Idee der Freiheit den Menschen zwar von jeher vorgeschwebt hat, daß sie sie aber nie haben realisiren können, weil sie überhaupt auf Erden nicht realisirbar ist, weil es überhaupt das Wesen einer jeden Idee ist, sich nicht realisiren zu lassen. Wahrlich ich sage euch, der Krieg wird nicht aufhören in der Welt, und es steht geschrieben, daß die Welt in Mord und Feuer untergehn soll. Wo kämen die Theokraten her, die sich zu einem Gemeingeist harmonisch fügen könnten? Auch diese lezte Gemeinde müßte wieder Gewalt üben an all den zahlreichen Gliedern, deren angeborne, durch keine Philosophie jemals auszurottende Begierden und Neigungen die Eintracht stören würden. Glaubet doch ja nicht, daß Menschenwille, wenn auch noch so edel und geläutert, je das ungeheure Schicksal des Geschlechts bezwingen werde. Fragt den Vater, der unter seinen Kindern sizt, sie alle gleich erzogen hat zu Eintracht und wechselseitiger Liebe und allem Edeln und Schönen; fragt ihn, ob nicht eines geheimen Groll im Herzen hegt, und wenn es auch nur der diesem kriegerischen Menschengeschlechte angeborne Groll über den Frieden selbst wäre, und ob nicht ein anderes der Kinder träge oder blöde seyn wird, mithaltend mit den Frommen, aber eben so leicht fortgerissen von den Unbändigen, und wieder eins, das stolz auf seine größere Frömmigkeit, eines Vorzugs sich anmaßen wird bei aller Liebseligkeit, oder durch altkluges Hofmeistern selbst den Friedlichen unausstehlich werden wird. Macht die Menschen anders, wenn ihr könnt, wenn ihr aber nicht könnt, so glaubt nicht an ihren Frieden. Schon in Adams Familie sprach sich der Kontrast aus, der seitdem durch alle Geschlechter der Menschen geht, und unter allen Umständen, auf jeder höhern Stufe der Kultur immer wiedergekehrt ist. Und das ist, nach uralter Ansicht, der Todeskeim, der in der Menschheit liegt, an diesem Schicksal wird sie einst untergehn, nicht wie Cleobis und Biton schlafend im Tempel, sondern wie die Götter und Menschen der alten Edda in Kriegsgetös und Flammen, und wie die Gewaltigen und ihre Heerschaaren unter den ausgegossenen Zornschaalen des Himmels und Oeffnung der Todesschlünde, nach der Apokalypse.

6) Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erörterungen und Einleitungen, von dem geh. Rathe K. H. L. Pölitz. Zweite Auflage. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus, 1833.

7) Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten, herausgegeben von Alexander Müller. Erster Band. Mainz, Kupferberg, 1832.

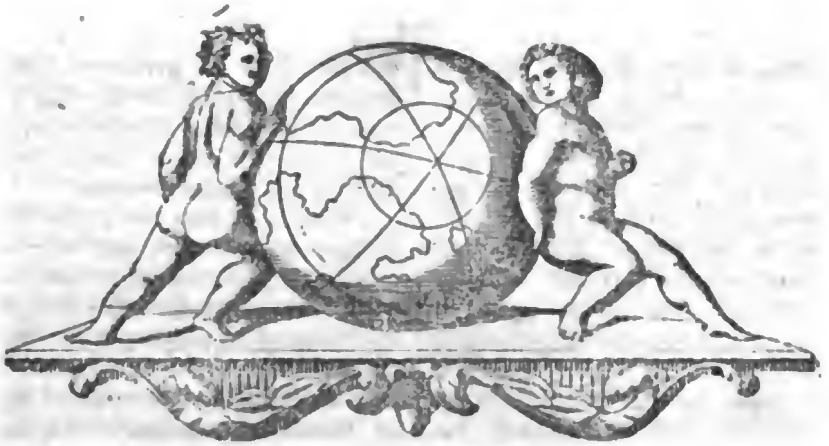
8) Mikrokosmus. Eine polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Für gebildete Leser aller Stände, herausgegeben von Dr. Zöpfl. Zweites Semester. Heidelberg, Oswald, 1832.

Das erste dieser Werke enthält bloß Verfassungs-Urkunden, das zweite theils solche, theils Gesetze, theils Kritiken derselben, das dritte hauptsächlich kritische Kommentare und Beleuchtungen. Wegen seiner Vollständigkeit und Kürze ist das erste das brauchbarste. Die kommentirenden Zeitschriften können freilich nur Fragmente liefern. Wir haben so viele Staaten, Verfassungen, Gesetzgebungen, Amts- und Regierungsblätter in Deutschland, daß Herr Dr. Zöpfl, wenn er sie alle kommentiren wollte, mit tausend Bänden noch nicht fertig würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 34. 2. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

9) Staatsrechtliche und politische Prüfung des Vorschlags einer totalen Reform des Deutschen Universitätswesens; nebst einer Apologie der kleinern Universitäten, und Protestation gegen ihre Verlegung in die Residenzstädte. Von Dr. H. K. Scheidler, Prof. in Jena. Jena, Bran, 1834.

Eine Stimme wie aus der guten alten Zeit. Mit seltner Wärme und Innigkeit hat der Verfasser in unzähligen Citaten alles zusammengetragen, und der Mitwelt ans Herz gelegt, was für die Erhaltung jener ehrwürdigen alten Institute spricht, deren Existenz jezt in Frage gestellt ist. Seine Hauptgründe für die Beibehaltung der kleinen Universitäten sind folgende: ihre Aufhebung und Verlegung würde eine Neuerung seyn und den Glauben an das Bestehende erschüttern; — das Privatstudium der Studenten würde im Lerm der Residenzen leiden; — die moralische und selbst politische Verführung der studirenden Jugend würde in größern Städten gefährlicher seyn, als in kleinen; — insbesondere aber würde die Wissenschaft selbst leiden, denn eine gewisse Einsamkeit sey ihr in sehr vielen Fällen zuträglich und der deutsche Gelehrte sey häufig passionirt für das Stillleben einer kleinen Stadt und verkümmre in den Salons. Der Verfasser deutet an, daß schon Lady Morgan in Beziehung auf die französischen Provinzialgenies behauptete, daß nämlich das große gesellschaftliche Leben, so sehr es auch der politischen Ausbildung günstig sey, doch für die stillen Musen nicht tauge, und Denker und Dichter im Salonsgeschwätz verflache. Er weist auf die großen Verdienste unsrer kleinen Universitäten, auf die unsterblichen Entdeckungen hin, die aus ihnen hervorgegangen, und fragt mit Recht, ob Berlin oder München wohl dergleichen aufzuweisen haben? Er entschuldigt die verdächtigten Professoren der kleinen Universitäten und führt an, was Oken schon auf der Wartburg sagte: „Ihr Studenten, bewahrt euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Eure Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jezt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so

Digitized by Google

einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als insofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nachdem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur insofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darin werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, Alles, was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studium und das Studentenwesen thun, und alles Andere, als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd, ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde." Er erinnert endlich an die bestehenden Rechtsverhältnisse, die durch Verlegung der Universitäten tief verletzt würden.

Er hat Recht und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß man eine so wesentlich unnütze Maßregel treffen wird, als es jene Verlegung wäre. Die Frage scheint mir aber überhaupt von keiner großen Bedeutung, denn wie sie auch entschieden werden dürfte, im Ganzen unseres höhern Unterrichtssystems wird dadurch doch nichts geändert. Es hat schon lange vorher seine Richtung genommen, in der es bleiben und unaufhaltsam fortschreiten wird, mögen sich auch die wackern Männer, die mehr in den Erinnerungen der guten alten Zeit, als in der Wirklichkeit leben, noch so sehr dagegen sträuben. Die Universitäten sind geworden und werden immer mehr bloße politische Institute für den Zweck des Staats, und hören auf Asyle der Wissenschaften in höherm kosmopolitischen Sinn bloß für die Zwecke der allgemeinen Kultur zu seyn. Herr Scheidler fühlt dies wohl, deshalb sagt er auch: „die Universitätslehrer dürfen gar nicht als bloße Staatsdiener angesehn und behandelt werden, da sie ja zuoberst im höhern Dienst der Wahrheit und Wissenschaft stehn, über welche keine Staatsgewalt Macht haben kann oder hat." Aber dieser eifervollen Aeußerung liegt keine Wirklichkeit mehr zu Grunde, die Universitätslehrer sind bloße Staatsdiener geworden und werden es immer mehr, dies ist der Zug der Zeit. Der Staat, gleichviel, welchem Prinzip er huldigt, hat alle gesonderten Interessen sich dienstbar gemacht, und in seine Maschine eingefügt; es kann sich kein Stand, keine Lebensrichtung mehr unabhängig dem Staate gegenüber behaupten. Selbst die Kirche kann es nicht mehr, wie sollten es die Gelehrten können? Auf diese rein historische Thatsache hat nicht einmal eine politische Meinung Einfluß, denn die Republik würde die Universitäten kontroliren und gebrauchen, wie es die absolute Monarchie thut.

Die Freiheit der Universitäten seit der Reformation war eine Folge der zerrütteten kirchlichen und politischen Zustände. So lange vorher die Kirche Herrin gewesen war, hatte es keine solche akademische Freiheit gegeben; und sobald nachher der Staat Herr wurde, mußte diese Freiheit auch wieder aufhören.

Man fabelt gern von einem reinen Jugendalter der deutschen Universitäten; und doch waren sie ursprünglich nichts, als Kolonien der ultramontanen Scholastik, die unter den Hohenstaufen durch den Geist deutscher Mystik und Poesie noch von den Alpen und vom Rhein zurückgedrängt wurde, bis sie nach der Hohenstaufen Untergang unaufhaltsam hereinbrach. Damals, als der Papst im Bunde mit der Aristokratie das deutsche Reich von innen auflöste und mit jeder Art von geistlicher und weltlicher Knechtschaft heimsuchte, damals kamen auch die Universitäten in Deutschland auf, ausdrücklich als ein Mittel der papistischen Verfinsterung. Was waren die damaligen Universitätslehrer? Sophisten Roms, Ketzerrichter, Pfaffen von so scheußlicher Physiognomie, daß sie die cynischen Bettelmönche weit übertrafen und nur von den spätern Jesuiten noch übertroffen wurden. Erst der Bund der Wissenschaft mit der Lüge machte die Menschen so verrucht; die frühern Fanatiker waren in ihrer Dummheit weit ehrlicher gewesen. Der edle Huß suchte seiner Universität eine höhere Weihe zu geben durch den Geist der Wahrheit, aber was war der Dank dafür? Man lese nur die Akten des Constanzer Concils, um mit Staunen zu erfahren, daß es immer und immer wieder deutsche Doktoren und Professoren, daß es seine Kollegen waren, welche die giftigsten Anklagen gegen ihn erhoben, ihn mit der raffinirtesten Lüge bekämpften und endlich auf den Holzstoß brachten. Erst von der neuen Universität Wittenberg aus konnten hundert Jahre später die übrigen alten Pfaffennester gereinigt werden, und doch beweisen auch die Akten über das Interim, wie sich auch damals schon wieder das junge Bäumchen der akademischen Freiheit auf die Seite der Gewalt neigte. Nur die religiöse Trennung, der lockere Reichsverband und nachher der allgemeine politische Schlaf vergönnten den Universitäten, sich gleichsam zwischen den verschiedenen Gewalten ein anständiges und blühendes Daseyn zu fristen. Es waren heitere Inseln, die aus dem tief gesunkenen politischen Gewässer auftauchten. Sobald aber mit dem neuen Jahrhundert die politische Fluth zurückkehrte, wurden jene Inseln auch überschwemmt, es gab keine friedlichen Zwischenräume mehr, die Politik nahm Alles in Anspruch, die akademische Freiheit war wie ein schöner Traum verschwunden oder schnappte, schon bis an den Hals untergegangen, vergeblich nach Luft.

Geben wir uns keiner Täuschung hin. Die Universitätslehrer waren Paters mit Tonsur und Strick, so lange die Kirche herrschte, sie mußten nothwendig

Digitized by Google

Hofräthe mit Patentdegen und Ordensbändern werden, sobald der Staat herrschte. Sie sind Hofräthe, weil unsre Staaten an Höfen koncentrirt sind, in China sind es Mandarinen, in Sparta waren es wichtige Beamte der Republik. Es kommt auf die Form und das herrschende Staatssystem nicht an; genug, wenn der Staat herrscht, so sind auch die Akademien *seine* Anstalten. Daher ist es gewiß eine verkehrte Bemühung, die Universitäten *gegenüber* dem Staate behaupten zu wollen; man kann sie nur *durch* den Staat erhalten und, wo es nöthig ist, verbessern. Sie können sich der politischen Mitleidenschaft nicht mehr entziehn, sie werden dunkel, wenn die bewegende Kraft im Staate sich verfinstert, sie werden hell, wenn dort Licht ist. Nur wenn es möglich ist, die deutsche Staatsdienerhierarchie im Ganzen vor *der* Korruption zu bewahren, an welcher die französische leidet, wird auch von den Universitäten die moralische Pest, das Sollicitiren und Sploniren, abgewendet werden; wäre jenes nicht möglich, so würden auch die Professoren bald nur aus Kreaturen rekrutirt werden, denn das Geheimniß, gelehrt zu *scheinen*, ist erfunden, und die wahre Gelehrsamkeit würde nicht zum ersten Mal von den Akademien ausgeschlossen. Alles kommt darauf an, ob der Staat, blind dem Interesse der Gegenwart folgend, die Universitäten zu weltlichen Jesuiten-Anstalten machen will, wie sie anfangs solche geistliche Anstalten waren; oder ob er, mehr die Zukunft erwägend, die Musen sich befreunden will durch eine denselben gegönnte mäßige Freiheit. Die ältere Geschichte der Universitäten bis zur Reformation hat bewiesen, daß es der damals unumschränkt herrschenden Kirche denn doch gefährlich war, den Geist unterdrückt, die freie Forschung gehemmt zu haben. Hierin könnte denn auch für den jezt unumschränkt herrschenden Staat eine Lehre liegen.

War Mäßigung im Siege nicht immer das sicherste Regierungsmittel? befand sich der Staat nicht immer im besten Frieden, wenn er die so leicht befriedigten Musen in dem schönen Glauben ließ, sie seyen frei? War der selige Schleyermacher bei seinem freien Geiste nicht ein sehr guter Unterthan, ja ein nützlicherer, als selbst Eylert, dessen unfreie Weise der Loyalität schadet, weil sie ihr die Ungezwungenheit nimmt? Sollte es überhaupt der modernen Politik — die freilich noch viel anderes zu thun hat — sollte es ihr wohl entgangen seyn, daß die Musen ihrer Natur nach verträgliche und bescheidene Wesen sind, die gern nicht stören, wenn man sie nicht stört, die sich, zwar nicht alles, doch viel gefallen lassen, und die äußerst dankbar und der Gewalt nützlich sind, wenn sie von derselben nur einigermaßen geachtet werden. Wozu also diesen friedsamen Musen Gewalt anthun? Wenn man, wie Jehova, mit bloßem Säuseln herrschen kann, wozu braucht man den Donner? Wenn man, wie Iffland, die Herzen schon mit dem kleinen Finger rühren kann, wozu braucht man den ganzen Körper? Nur wer mit Grazie herrscht, herrscht sicher und verdient zu herrschen. Ich würde, wenn ich die Macht hätte, die deutschen Gelehrten nicht vor die Köpfe stoßen, sondern ihre Köpfe mit einem seidnen Faden, wie Amor den Löwen, lenken.

10) Nouvelles considérations sur la liberté illimitée de la presse, fondées sur le mémorial du colonel Gustavsson; developpées par lui-même. Aix-la-Chapelle et Leipsic, Mayer, 1833.

11) Ueber die unbeschränkte Preßfreiheit. Vom Obersten Gustavsson, ehemaligem König von Schweden. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Sind auch die hier vorgebrachten Klagen über die Preßfreiheit alt, so sind doch die dagegen ertheilten Rathschläge desto neuer. Der Verfasser, nicht gewohnt Umschweife zu machen, beabsichtigt den Preßunfug radikal zu ecrasiren. Es sollen gar keine Zeitungen mehr herauskommen dürfen, außer Staatszeitungen; ja selbst literarische Blätter sollen künftig nur durch von der Regierung dazu Angestellte, wie in einer Registratur, verfaßt werden. Endlich sollen selbst nicht-periodische Bücher, selbst größere Werke nur von solchen Autoren verfaßt werden dürfen, welche die Regierung dazu für fähig erklärt hat. Der Herr Oberst Gustavsson macht es beinahe wie die Hegelianer, er nennt den Liberalismus nicht schlecht oder verbrecherisch, sondern bloß einfältig, beschränkt. Er findet, daß man z. B. die Pariser Zeitungen nicht bloß wegen ihrer Grundsätze, sondern sogar schon wegen ihres schlechten Styles ausrotten müsse. „Es gibt Redakteure in Frankreich, welche nicht einmal grammatikalisch richtig schreiben können; und was erst denken und urtheilen betrifft, so steht es noch ganz anders damit. Und weiß man nicht, wie sie es anfangen, um die Mängel ihrer Universalität zu verdecken? Sie gesellen sich ohne Umstände zu andern Schwindelköpfen, sie gerathen in Hitze, ihr Geist belebt sich, und so entsteht von Zeit zu Zeit eine Gährung gigantischer Ideen, woraus eine allgemeine Verwirrung hervorgeht; so schafft man ein Journal, das in der Eile redigirt, sogleich gedruckt und überall hin verbreitet wird und woraus das sogenannte Publikum sich für den laufenden Tag über seine theuersten Rechte und Interessen unterrichtet. Rechnet man dazu die theils wahren, theils falschen Nachrichten, von denen nichts zurückgenommen, berichtigt, noch ergründet wird, so hat man das Bild einer Journalredaktion. Und gäbe es nur ein einziges in einem Staate, wie das Journal de la Haye, so wäre dies ein wahrer Phönix;

Digitized by Google

aber es gibt ihrer so unzählige, daß man sie mit den ägyptischen Heuschrecken vergleichen kann, nur daß sie sich nicht so, wie jene, ähnlich sehn. Wenn man also keinen vernünftigen Grund für die Emancipation so vieler Journale finden kann, so ersieht man dagegen ihre Nutzlosigkeit in Bezug auf die Uebel, welche sie in einem Staate, sowohl durch ihre abweichenden Meinungen, als die Verwirrung der Ideen hervorbringen, welche sie das Talent haben, täglich und überall hin zu verbreiten. Politische Journale sollten nur Staatsneuigkeiten, Anzeigen, Ordonnanzen u. s. w. mittheilen, ohne sich einige Reflektion zu erlauben. Ihre Nullität wäre hiermit in Bezug auf politisches Räsonnement anerkannt, nicht aber rücksichtlich der Richtigkeit der Nachrichten, für welche die Redaktoren immer verantwortlich bleiben müßten. — Nächstdem müßte man literarische Journale konceissioniren, deren Zweck wäre, die ihnen übersandten Schriften jedoch mit der Namensunterschrift des Verfassers, mitzutheilen. Diese Autoren hätten nur das Recht, in Einem Fache zu schreiben, wie in Literatur, Ackerwirthschaft, Oekonomie, schönen Künsten u. s. w. Sie könnten nicht als Autoren oder Literaten zugelassen werden, ehe sie nicht gesetzlich approbirt oder als fähig von der Regierung anerkannt worden wären. Dann nämlich ist anzunehmen, daß sie keine Prinzipien und Maximen aufstellen werden, die der Moral so wie der öffentlichen Sicherheit und den der Presse gesezten Schranken entgegen seyn werden. — Ich glaube, daß das für die Bestimmung der literarischen Journale so wie der Bücher und Broschüren festgesezte Prinzip mit dem obengesagten übereinstimmen wird, da jedes Werk, welches zum Unterricht der Bürger bestimmt scheint, von Personen abgefaßt seyn muß, die wahrhaft im Stande sind, diesen Zweck zu erfüllen, und demzufolge von der Regierung gesetzlich ermächtigt seyn müssen. Wie viel literarische Journale sind in unserer Zeit erschienen, aber wenn man sie von Literaten untersuchen oder mit andern Worten censiren ließe, würde man sie ihres Zweckes würdig finden?" Ich denke, es wird nicht nöthig seyn, zu einem solchen Text Noten zu machen.

12) Handbuch der Militär-Geographie von Europa. Von C. A. Frhrn. von Malchus. Zwei Theile. Heidelberg und Leipzig, Groos. Wien, Gerold, 1833.

Der eigentlich geographische Theil, welcher das große europäische Terrain in militärischer Beziehung betrachtet, und dessen natürliche und künstliche Kommunikationen oder Hindernisse, Gebirge und deren Päße, Flüsse, Straßen, Kanäle ꝛc. aufzählt, würde noch lehrreicher seyn, wenn der Verf. zugleich aus der Kriegsgeschichte die wichtigsten Fälle herbeigezogen hätte, durch welche die europäische Terrainkunde erleichtert wird. Die Wichtigkeit gewisser Gegenden, Routen und Oerter leuchtet besser ein, wenn man aus der Kriegsgeschichte nachweist, wie oft sie in der strategischen Basis oder Operationslinie gelegen haben. Da die Natur unabänderlich dieselbe bleibt, kehren auch die von ihr abhängigen militärischen Operationen immer wieder. Die Ebenen von Belgien, Sachsen und der Lombardei werden zu allen Zeiten Tummelplätze des Kriegs bleiben; gewisse Gebirgspäße, gewisse Punkte an den Ufern der Hauptströme werden immer die wichtigsten strategischen Punkte bleiben, so wie sie es schon vor zwei tausend Jahren gewesen sind. Ihnen müßte dann der Militärgeograph, mit bestimmter Citirung der Geschichte, die größte Aufmerksamkeit widmen. Eben so müßte er auch bei minder wichtigen Punkten doch die Zufälle bemerken, durch die sie in der Kriegsgeschichte einen Namen erlangt haben, woran sich dann immer zugleich eine Lehre knüpft.

Die zweite Abtheilung, welche die Militärstatistik enthält, läßt Manches zu wünschen übrig. Zwar fehlt es nicht an Tabellen und Zahlen. Flächeninhalt, Einwohnerzahl, Staatseinkünfte, militärische Kontingente werden mit einander verglichen; allein über die Verschiedenheit der innern Organisation in den europäischen Armeen erfährt man zu wenig. Das Buch ist dick genug, daß man darin auch eine Nachweisung über das Verhältniß der Stärke, über die Eintheilung der Armee, über die Hierarchie der militärischen Gewalten, über die Dienstzeit, die Verhältnisse des Soldaten zum Bürger, den Militärstraf-Cober ꝛc. erwarten sollten. Aber das Alles hat der Verf. in seiner etwas flüchtigen Zusammenstellung entweder gar nicht beachtet, oder nur hin und wieder eine zufällige Notiz darüber gegeben, die keine Vergleichung, keine Uebersicht zuläßt.

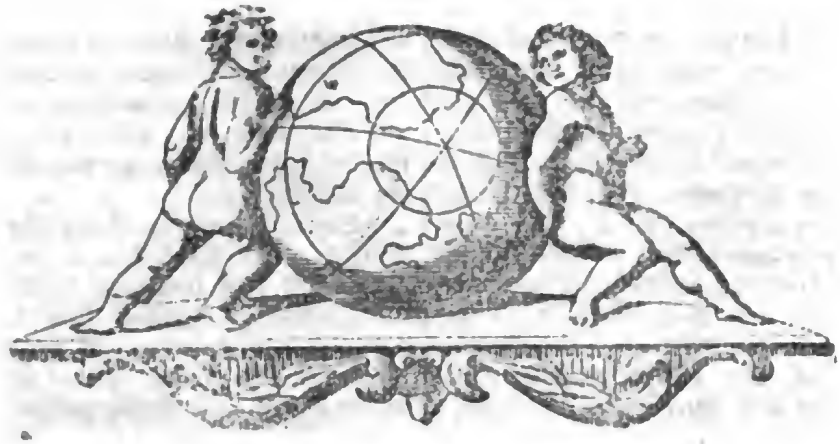
13) Ueber den Geist der preußischen Staatsorganisation und Staatsdienerschaft. Vom Regierungsrath Dr. Wehnert. Potsdam, Riegel, 1833.

Die Vorzüge der preußischen Administration sind allgemein anerkannt. Gleichwohl kann eine unbedingte Anpreisung des Staatsdienerdimmels, von einem, der selbst Staatsdiener ist, den Werth einer unpartheiischen Beleuchtung nicht ansprechen. Prof. Gans hatte sehr Recht, wenn er sagte: „Es ist der große Unterschied des Staatsdienstes in Frankreich und in Preußen, daß in dem erstern Lande derselbe gleichsam als das Gegengewicht der gesetzlichen Verfassung betrachtet wird, in dem leztern aber fast die Verfassung selbst ausmacht." Dies ist aber nur wahr in dem Sinn der Mad. Staël, die zum Kaiser Alexander sagte: Sie selbst sind die Konstitution; denn nicht auf die Einrichtung des Staatsdienstes, sondern auf den höchsten Willen, der ihn lenkt, kommt es an; und so hat Prof. Gans eigentlich nur gesagt, der König macht die Verfassung aus. Das hätte auch Herr Wehnert bedenken sollen, er hätte dem Wohlwollen, dem Gerechtigkeitssinn des gegenwärtigen Königs allein zuschreiben sollen, was er dem Institut zuschreibt. Das Institut ist ein caput mortuum. Was kann nicht der fünfte, sechste Selbstherrscher daraus machen? In der absoluten Monarchie gibt es keine Garantie, als die Persönlichkeit des Monarchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 35. 4. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

14) Ueber das physische Element der Bildung und der Wechsel-Verhältnisse der Staaten, oder natürliche Diplomatik. Von dem Verfasser des Bulletins der ehemaligen Donau- und Neckarzeitung. Mit vier Karten. Stuttgart, Henne, 1833.

Obgleich dem Verfasser jedes Gefühl von Nationalehre abgeht, so gehört er deswegen doch keineswegs zu den raffinirten Verstandesmenschen, sondern im Gegentheil zu den wohlwollenden, in der besten Absicht handelnden Schwärmern. Nur in Deutschland ist der Fall möglich, anderwärts wäre er unerhört. Nur ein Deutscher vermag für die Schande seiner Nation zu schwärmen.

Bei der neuen Eintheilung, welche der Verfasser den Staaten Europas geben will, spielt der Rhein die Hauptrolle. Dieser Fluß soll die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Ich weiß keinen Ausdruck, um die absichtslose Schmach einer solchen Behauptung im Munde eines Deutschen zu bezeichnen. Die Scheingründe mit welcher er diese Behauptung unterstüzt sind folgende: „1) Das Flußbecken des Rheins für sich hat keine regelmäßige Bildung, keine eigene Bestimmung und keine eigene Nationalität. Der Rheinstrom ist vielmehr ein Verkehrsweg, der für beide Nationen, Deutsche und Franzosen, höchst wichtig ist, und jeder Mittelstaat würde die Wechselwirkung derselben, die vorzüglich an diesem Strome Statt findet, erschweren und ihre Kommunikationslinien gewaltsam verkürzen. So viele Interessen laufen am Rhein zusammen, daß man ihn als Centrallinie eines großen Reiches, wie er es unter Karl dem Großen war, ansehen könnte, wenn diese Interessen nicht aus dem Inneren anderer Centralitäten kämen, d. h. wenn nicht die eigenen Interessenkreise der Seine und der Donau seitdem von überwiegender Wichtigkeit, und eben dadurch der Grund zweier, in Sitten und Sprache eigenthümlich ausgebildeter Nationalitäten geworden wären. Schon dies ist ein Beweis, daß der Rhein, da er nicht Centrallinie seyn kann, wenigstens Grenzlinie, d. h. beiden gemeinschaftlich bleiben soll. Man stelle sich nur einen Augenblick die Donau über den Rhein bis an die Seine, und den Rhein mittelst der Ill bis an die Saone verlängert, und Straßburg als Hauptstapelplatz dieses ungeheuern Kreuzes vor, dessen Aerme sich vom schwarzen bis an das atlantische und vom deutschen bis an das mittelländische Meer erstrecken, und man wird begreifen, ob Deutsche und Franzosen einen Mittelstaat, oder einen ausschließlichen Besitz des Stromes dulden können, welcher gerade der einzige von den vier Aermen jenes Kreuzes ist, an welchem sie sich berühren können. Was Straßburg

Digitized by Google

für Frankreich, das ist Frankfurt für Deutschland, und die Wichtigkeit dieses leztern Handelsplatzes würde noch durch die Ausführung eines Verbindungskanals von der Donau an den Main um Vieles erhöht. 2) Gewiß würde, und mit Recht, ein allgemeines Geschrei in Deutschland sich erheben, wenn man die Länder, welche der Neckar, der Main und die Lippe bewässern, von der allgemeinen Masse, mit der sie innig verwebt sind, losreißen wollte. Nun aber stehen die Flüsse Ill, Mosel und Maaß in eben dem Verhältnisse zu dem Innern von Frankreich, wie die obengenannten zu dem Innern von Deutschland. Daß historisch genommen diese immer zu Deutschland gehört haben, jene aber noch unter zwanzigerlei Herrschaften zerstückt sind, beweist nichts anders, als daß die Völker bisher durch widernatürliche Verhältnisse in ihrem Wohlstande, welcher an die geographischen Linien geknüpft ist, zurückgesezt worden sind, und daß Frankreich, welches seine physischen Verhältnisse durch langwierige Arbeit aus den alten Lehens- und Theilungsverwirrungen hat herausbilden müssen, noch nicht damit zu Stande gekommen ist. Historisch können wir aber auch die Erfahrung der wenigen Jahre anrufen, während welchen das linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt war. Widernatürliche Zusammenstellungen lassen sich selbst durch Jahrhunderte nicht besiegen, wovon wir auffallende Beispiele haben; wo aber die Theile gleichsam als Glieder ihrem Körper anheimfallen, da bringt sich in kurzer Zeit eine wunderbare Verschmelzung zu Stande. Ich will nicht von den älteren elsäßischen Ländern sprechen; ich begreife nicht, wie derjenige, der sie besucht hat, an ihrem Geiste zweifeln kann; er ist nicht nur französisch, sondern exaltirt französisch, und nur eine antiliberale Regierung könnte in diesen kräftigen, nach Freiheit dürstenden Brüsten Feinde finden. Auch von Belgien kann nicht die Frage seyn: man erinnere sich nur, was Antwerpen war, und was es wieder seyn könnte; man berechne nur einen Augenblick die ungeheure Wirkung der Aufhebung der Zollinie zwischen Belgien und Frankreich, wodurch Brüssel zu einem Stadtviertel von Paris gemacht würde. Aber etwas Aehnliches in nicht viel kleinerem Maßstabe findet in Rücksicht auf Aachen und Trier Statt, und die kurze Zeit ihrer französischen Nationalität hat unauslöschliche Andenken, die bei jeder Veranlassung zum Vorschein kommen, zurückgelassen. Was Cöln, Coblenz und Mainz betrifft, kann man einen Augenblick zweifeln, was für sie vortheilhafter wäre, die Centralität zwischen dem freien Verkehre zweier großen Nationen, oder die eingeschränkte Bewegung, welche eine preußische Zollumstellung erlaubt."

Es gehört doch in der That eine unerhörte Naivetät dazu, den Franzosen so ohne weiteres zu schenken, was sie nur zur Zeit unseres öffentlichen Unglücks durch freche völkerrechtswidrige Gewalt uns auf kurze Dauer entreißen konnten, und worauf kein Recht zu haben, sie seitdem selbst oft genug eingestanden haben. Einige Millionen Deutsche so mir nichts dir nichts wegzuschenken, das kostet dem Mann gar kein Bedenken. Es sind ja nur Deutsche.

Seine Behauptung ist der Natur zuwider. Die Sprache, der Volksstamm macht die natürlichste Grenze, die selbst Hindernisse des Terrains nicht achtet. Ein zahlreiches, mächtiges Volk herrscht so weit, als seine Zunge reicht. Dann erst machen die Gebirge die natürlichste Scheidewand, und in den meisten Fällen fallen die Sprach- und Gebirgsgrenzen zusammen, weil fast jedes Volk sich bis zu seiner natürlichen Grenze, dem Gebirgsrücken, ausbreitet. Flüsse machen dagegen niemals eine Grenze, sondern im Gegentheil eine Verbindung. Jeder Fluß in der Welt hat zu beiden Seiten das nämliche Volk; und nur durch Gewalt kann zuweilen vorübergehend eine politische Grenze daraus gemacht werden. Der ganze Rhein mit allen seinen Nebenflüssen ist von Deutschen umwohnt, und die Grenze dieses Flußgebiets, die Gebirgszüge, von denen die kleinern Gewässer in den Rhein hinablaufen, sind auch die Grenzen der deutschen Sprache und des deutschen Volksstammes.

Die Behauptung des Verfassers, daß die Anwohner der Seine so gut ein Recht auf den Rhein haben als die Anwohner der Donau, ist von einer klassischen Unvernünftigkeit. Eben so gut könnten die Rheinanwohner ein Recht auf die Seine ansprechen, weil es die Anwohner der Loire auch ansprechen.

Die unläugbare Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich erklärt sich aus ganz andern Bedingungen. Besäße Deutschland dieselbe politische Freiheit und denselben freien Verkehr im Innern, wie Frankreich, so würden die Elsässer, gerade wegen ihrer geographischen Lage, sich doppelt und dreifach glücklich fühlen, dem deutschen Staatenband anzugehören.

Indeß geht der Verfasser doch keineswegs auf die Verkleinernng Deutschlands aus, er will ihm im Gegentheil noch mehr geben als er ihm nimmt, nur auf andern Seiten. Zuerst schlägt er, wie natürlich, Holland dazu, und dann sogar das ganze Donaugebiet bis ans schwarze Meer. Hier hat er aber nicht weniger gegen die Natur gesündigt. Ist es nicht wunderlich, das Flußgebiet des Rheins, das durchaus von einer Nation bewohnt wird, an zwei vertheilen zu wollen; und umgekehrt das Flußgebiet der Donau, das (und zwar nicht in seitlicher, sondern nur in der Längenrichtung) wegen seiner langen Ausdehnung von mehreren, und sehr heterogenen Völkerstämmen bewohnt ist, in eine Hand, an den „Deutschungarischen Bund" bringen zu wollen. Die Geschichte lehrt allerdings, daß vor zweitausend Jahren ungefähr

Digitized by Google

ine solche Eintheilung, wie sie der Verfasser will, wirklich bestanden hat, denn damals reichten die Völker des germanischen Stamms im Westen noch nicht über den Rhein, während sie das ganze Donaugebiet erfüllten. Aber das war vor zweitausend Jahren, und seitdem sind wir über den Rhein, und an der Donau sind uns die Slaven und Magyaren nachgewandelt und Alles ist anders geworden.

Ein solches willkührliches Verschieben der natürlichen Grundlagen unseres Volks- und Staatslebens, ist nur möglich durch Gewalt, durch einen Napoleon, und dann nur auf kurze Zeit. Es streitet eben deshalb gegen alle gesunde Theorie und doch will man es selbst zu einer Theorie erheben, und als vernünftig rechtfertigen. Man würde das kaum begreifen, wenn der Verfasser nicht selber sagte: „Vielleicht findet man nirgends (als in Deutschland) so allgemein eine gewisse Familienbehaglichkeit, eine gewisse Masse von Unterricht, welche die Frucht einer vernünftigen Aufführung und einer beharrlichen Verwendung sind. Aber sonderbar! wenn die Lage der Individuen dabei gewinnt, so kann man nicht eben das von dem Nationalgeiste sagen. Die Deutschen haben nie ein Vaterland, sondern immer nur einen Provinzialgeist, oder vielmehr einen Geist der Stämme gehabt. Wenig unternehmend, zu sehr geneigt, Alles geben zu lassen, wie es kann und mag, begnügen sie sich, Theorien zu bauen, die zwar vielleicht ihre Ueberzeugung in Anspruch nehmen, aber nichts über die hergebrachte Gewohnheit vermögen. Außerordentlich langsam in ihren Berathschlagungen, nicht viel fertiger in der Ausführung, möchten sie gern alles wissen, alles erwägen, alles kombiniren, alles erhalten; ihre Untersuchungen beginnen mit dem Ei der Leda, und ihre Rathsversammlungen sind die Belagerung von Troja. So entfliehen ihnen Zeit und Ereignisse, ehe sie zu einem Schlusse kommen, und der Strom reißt sie fort, ohne daß sie wissen, wohin. Die politischen Einrichtungen, welche seit der goldenen Bulle ein gemeinschaftliches Band unter den Völkern des Reiches herstellen sollten, haben immer die Formen eines unentwirrbaren Labyrinthes an sich getragen; man findet diese wieder in den heutigen Verfassungen, die unter keinem andern Volke ausführbar wären, und es gibt Staaten, dessen öffentliches Recht das Leben eines Menschen verzehren wird, wenn er es genau will kennen lernen. Aber Deutschland ist gleichsam die Niederlage des menschlichen Wissens, das Universalrepertorium aller Thatsachen und aller Theorien, es ist eine Masse kostbarer Materialien, welche eines Schöpferhauches bedarf, um Leben und Gestalt zu gewinnen.“ Zu diesen unpraktischen deutschen Träumern gehört auch der Verfasser selbst, und er zeichnet sich noch insbesondere dadurch aus, daß er, gerade indem er über den Mangel an Nationalehre bei seinen lieben Landsleuten spöttelt, sie selber gutmüthig Preis zu geben räth. Es fällt ihm nicht ein, daran zu denken, für was für Bestien uns wohl die klugen Franzosen halten würden, wenn wir die Plane des Verfassers je ausführten und sie höflichst bäten, Mainz, Coblenz, Cöln, Trier, Aachen als ein kleines Geschenk gefälligst annehmen zu wollen. Les têtes carrées, würden sie sagen, und uns vielleicht gar das Geschenk zurückgeben, um nur länger solche gute Vetter Michel zu Nachbarn zu haben, und nicht zu früh mit Rußland zusammenzustoßen.

15) Merke zum Deutschen Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Hildburghausen, Knopf, 1833.

Wie der Weltbürger in dem vorigen Buch gegen die Natur, so sündigt der Patriot in diesem Buch gegen die Geschichte. Beide mögen die Extreme des studirten deutschen Liberalismus bezeichnen. Der eine würde das ganze deutsche Volk in den Hexenkessel werfen, wenn er nur Franzosen daraus brauen könnte, denn er sieht in den Deutschen nur Sklaven. Der andere würde eben so gern die Freiheit der ganzen übrigen Welt auf die Latten legen oder in den Katzbach sprengen lassen, wenn es keine deutsche, und respektive preußische Freiheit wäre. Der eine verkennt das Vorrecht der Natur, welches den Nationen ihre Eigenheit, ihre Integrität sichert; und der andere verkennt das eben so heilige Recht der Geschichte, welches jedem großen Ereigniß seinen Einfluß auf Mit- und Nachwelt sichert, und wornach Deutschland eben so wenig von dem Einfluß der französischen Revolution unberührt bleiben konnte, als einst Frankreich von dem Einfluß unserer Reformation. Beide verkennen, daß das wirkliche Leben sich nicht nach ihren einseitigen Theorien richtet. Deutschland wird aus jeder neuen Krise mächtiger hervorgehn, denn alle in ihm gährenden Kräfte, die linken wie die rechten, arbeiten auf die größere Einheit hin; an einen neuen Verlust des linken Rheinufers ist also weniger als je zu denken, und der Vorschlag, es freiwillig abzutreten, ist toll. Auf der andern Seite aber wird sich in keiner Weise verkennen lassen, daß die vielen und großen politischen Veränderungen, die seit vierzig Jahren in Deutschland vor sich gegangen sind, größtentheils mittelbare oder unmittelbare Folgen der Neuerungen in Frankreich waren, und daß es nicht darauf ankommt, dies zu läugnen, oder wie Jahn, wüthend darüber zu werden, sondern die Thatsache mit Besonnenheit zu erwägen und nützliche Lehren daraus zu ziehn. Der wahre deutsche Patriot wird es nicht übel nehmen, wenn er durch das Beispiel der Franzosen belehrt wird, politische Mißgriffe und Gefahren zu vermeiden, oder nützliche Einrichtungen vorzunehmen. Er wäre ein Narr, wenn er eine Arznei verschmähte, bloß weil sie die „verfluchten Franzosen“ erfunden hätten.

Digitized by Google

Ich baue auf den gesunden Sinn des deutschen Volks und auf die Lebenskräftigkeit unserer Zeit überhaupt. Es wird nichts von alledem geschehn, was die Ueberspannten wollen. Eine vernünftige Freiheit wird sich unaufhaltsam in Deutschland ausbilden, ohne daß wir darum Franzosen zu werden brauchen, ja recht eigentlich unsern Lehrmeistern über dem Rhein zum Trotz! Und der Patriotismus wird in Deutschland ebenfalls unvermerkt je mehr und mehr gedeihen, aber ohne die haranguirende Kosakenknute und ohne die Purismen und Grobheiten des langhaarigen Zeitalters. Deutschland wird im Frieden gedeihen und in jeder Krise gedeihen; es streift jedes Jahr eine gelehrte Narrheit ab, es lernt jedes Jahr etwas für's praktische Leben hinzu, und das Volk besizt jenes glückliche Naturell, welches nie die Geduld, daher auch nie das Ziel verliert. Deutschland wird seine Feinde wie seine falschen Freunde täuschen und beschämen. Es wird mit einem Wort weder französisch noch russisch werden, sondern ganz ehrlich und recht lange und recht satt deutsch bleiben.

Herr Jahn sollte entweder mit der Zeit fortgegangen seyn, oder wenigstens einsehn, daß sie nicht bei ihm stehn geblieben ist. Nichts schadet dem Eindruck, den ein Charakterbild auf Mit- und Nachwelt macht, so sehr, als eine falsche Stellung. Jahn war ganz der Mann, um im Augenblick des heißen Kampfes das Wort zu führen, aber einen solchen Augenblick kann man nicht ewig festhalten wollen. Der edle Heros wird wohl in der Hitze der Schlacht zum Barbaren, aber nur der wirkliche Barbar todt noch mitten im Frieden. Jahn hat ein unsterbliches Verdienst um die Erziehung, da er ihr eins ihrer wichtigsten Elemente, die Gymnastik, zurückgab. Ich sage zurückgab, denn wenn man das Turnen auch verboten hat, so wird es doch (ohne seine Uebertreibungen und politische Seitensprünge) wiederkehren und der gesammten Erziehung angepaßt werden. Der Nutzen der Gymnastik ist allzu einleuchtend, als daß die Aengstlichkeit und die Pedanterie der alten verhockten banausischen Schulmeister nicht einer gesunden Einsicht der Regierungen und Völker doch zulezt weichen müßten. In dieser Beziehung wird Jahns Ruhm noch einmal sehr hell leuchten, und mit diesem Ruhm sollte er sich begnügen.

16) Die Spaltung Europas in zwei feindliche Halb-Regionen. Ein Gegensatz zum europäischen Bund des Herrn Schmidt-Phiseldeck. Nach dem Prinzip der Weltsprache. Stuttgart, Wachendorf, 1832.

Der anonyme Verfasser wirft etwas wunderlich Deutsche und Slaven zusammen und stellt sie als nordöstliches Corpus dem südwestlichen gegenüber, welches die romanischen Nationen bilden. Sagt er nun auch viel Wahres über den gegenwärtigen Kontrast des liberalen Südens und absolutistischen Nordens, so hat er doch darin Unrecht, daß er diesen Kontrast als einen nothwendigen, in der Natur gegründeten und bleibenden charakterisiren will. Vor dreihundert Jahren war alles umgekehrt, da war die aufgeklärte Volksmasse nur im Norden zu suchen und im Süden wurde die dumme und rohe Masse durch eine intelligente Aristokratie beherrscht. Wie sehr hätte ein damaliger Politiker Unrecht gehabt, aus dem damaligen Kontrast Konsequenzen zu ziehn, und eben so Unrecht hat der Verfasser des kleinen Buchs, solche Konsequenzen jezt zu ziehn.

17) Buch der Freiheit oder Geist des 19ten Jahrhunderts, von einem ausgewanderten Oesterreicher. Leipzig und Meißen, Gödsche, 1834.

Oesterreichische Liberale haben in der Regel zwei Eigenthümlichkeiten, erstens den Wortreichthum, mit dem sie Ideen von Freiheit, die ihnen selbst neu sind, auch Andern mittheilen, als ob sie diesen noch neu wären; und sodann eine gewisse Verwandtschaft mit den alten Illuminaten, etwas, das den großen Unterschied Oesterreichs vom übrigen Deutschland selbst noch unter den Liberalen bezeichnet. Auch der unbekannte Verfasser des vorliegenden Buchs ist zu redselig, indem er uns doch am Ende nichts weiter sagt, als was wir schon wissen, daß nämlich, so lange Oesterreich steht, der Liberalismus in Mitteleuropa eine feste Schranke hat. Das ist in Schnellers bekanntem Buch noch viel naiver und gründlicher durchgeführt.

Alle diese Eintheilungen Europas sind ins Blaue gemacht. Der eine will einen deutsch-ungarischen Bund bis an den Rhein, der andere will umgekehrt Oesterreich auflösen. Der eine will Europa in zwei feindliche Halbregionen spalten, der andere will es rechtshin, der dritte linkshin übergreifen. Müßige Beschäftigungen. Die Geschichte hat die allerliebste Eigenschaft, uns zu überraschen. Wer möchte sich dieses Vergnügen, das man mit einiger Geduld sicher erkauft, durch Berechnungen verleiden? Nur unsere eignen Kräfte lassen sich berechnen. Ist es nicht wieder eine recht deutsche Eigenthümlichkeit, daß wir Europa neu eintheilen, und für das große Allgemeine sorgen, während uns so viel Nahes und Nächstes zu thun übrig ist. Der deutsche Gelehrte schreibt über die Umgestaltung Europas, und würde es für eine Beleidigung halten, wenn man ihm zumuthete, dies wichtige Geschäft zu unterbrechen, um auf's Rathhaus zu gehn, und daselbst einen Bürgermeister zu wählen. Er schreibt ein neues System des Vernunftrechts, würde sich aber sehr genirt fühlen, wenn er nur einen Vormittag opfern müßte, um als Geschworner zu Gericht zu sitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

LESEGESELLSCHAFT IN BONN

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 36. 7. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

18) Allgemeine Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation. Von Johann Schön. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Der Verfasser huldigt dem historischen Juste-Milieu, das man nicht mit dem politischen verwechseln darf, obgleich es zuweilen damit zusammenfällt und noch öfter damit zusammengeworfen wird. Die Geschichte lehrt, und es ist ihre Hauptlehre, das Hauptresultat aller ihrer Erfahrung, daß die Menschen immer ein Extrem durch das andere heilen wollen, und daß sie die Schule der Noth demnach zweimal durchmachen müssen, bevor sie einsehn, daß das Rechte in der Mitte lag. Dies ist das historische, erfahrungsmäßige, das wahre und vernünftige Juste-Milieu, wovon das Juste-Milieu der politischen Feigheit und Schlauigkeit sehr verschieden ist. Der Unterschied beruht darin, daß sich das historische Juste-Milieu nur nach Thatsachen, das politische aber nach Meinungen richtet. Die richtige Mitte zwischen 1 und 9 ist 5, sagt die Erfahrung. Nun fällt es aber Einem ein, zu behaupten, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey 3, und nun sagt die Politik, um zwischen der wahren und falschen Meinung die Mitte zu halten, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey weder 5 noch 3, sondern 4; oder hätte Einer gesagt, sie sey 7, so würde die Politik sagen, die richtige Mitte zwischen 1 und 9 sey weder 5 noch 7, sondern 6, und geschähe es, daß die Politik um dieses Widerspruchs willen zur Rede gesetzt würde, so würde sie ohne weiteres behaupten, 4 sey 6 und 6 sey 4. Eine Reichscensur z. B. im stabilen, und ein Provinzialpreßgesetz im liberalen Sinn müssen sich nach dieser Logik des politischen Juste-Milieu recht gut vertragen können.

Wenn man darüber lacht, so sollte das parteisüchtige Zeitalter doch die Lehren des wahren historischen Juste-Milieu nicht verkennen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift macht davon eine höchst geistreiche Anwendung, indem er zeigt, wie die Extreme, so feindlich sie gegen einander kämpfen, sich doch berühren, sich ähnlich werden, und wie es geschähe, daß die Restauration revolutionire, und der Liberalismus despotisire. Das einsichtsvolle Buch macht seinem deutschen Urheber Ehre. Wahrlich unter dem vielen Unkraut gedeiht denn doch auf dem gelehrten deutschen Boden auch der Verstand gar hoffnungsvoll, und er wird am Ende, wenn nie die Leidenschaften, doch die Dummheiten besiegen, wenn anders nicht Dummheit unsere eigentliche Leidenschaft ist.

In wenigen Meisterzügen charakterisirt der Verfasser die Restauration. „Ehe wenige Jahre vergingen, so schwand die glückliche, große Folgen versprechende Harmonie

Digitized by Google

zwischen Regenten und Regierten, welche der allgemeine Haß gegen Napoleon geschaffen hatte. Frankreich sah die Bourbons in so fern nicht durchaus mit Freude auf den Thron zurückkehren, weil sie im Gefolge fremder Armeen kamen. Vergebens wurde eine Konstitution verliehen, die sich auf das Innigste an die erste Konstitution anschloß, nur das englische Zweikammersystem hinzusezte und den Grundsatz der Volkssouveränetät unterdrückte. Die Opposition sah im Geiste das alte Regime mit den Hofleuten, Grundherren und einflußreichen Bischöfen zurückkehren. Die Einführung der Jesuiten, die Begünstigung des Majoratwesens verlieh dem Verdachte überall Glauben und der Thron verlor die feste Grundlage, die Meinung des Volkes; Verbindungen aller Art verbreiteten sich über das bei allem Glücke unzufriedene Land. In Spanien und Portugal hatte die Wiedereinsetzung der legitimen Fürsten ebenfalls Zerwürfniß gesäet. Im Aufstande gegen die Franzosen hatte sich die spanische Nation eine repräsentative, zumeist den Städten günstige Verfassung gegeben, welche die unpassend gewordenen Institute des Mittelalters wegräumte. Diese Verfassung war aber Ferdinand VII. unangenehm; er schloß sich an die Geistlichkeit und den Adel, die bei der neuen Ordnung der Dinge den Kürzern zogen. Verfolgt wurden die Anhänger Napoleons und der Verfassung, die Preßfreiheit aufgehoben, die Inquisition, die Tortur, das Mönchswesen wieder hergestellt. Die Gährung stieg auf das Höchste. In Portugal waltete Beresford im Namen der Braganza, die in Brasilien blieben; die Nation widerstrebte dem englischen Kommando. Ueberall glimmte es unter der Asche. Nicht friedlicher sah es in Italien aus. Die Wiederkehr des Papstes und der übrigen Fürsten Italiens war mit der Abschaffung der neuen Institutionen, mit der Wiedereinführung des lästigsten Kirchen- und Feudalwesens verknüpft. Daher war die ganze Halbinsel in Aufregung; eine geheime revolutionäre Gesellschaft überzog wie ein Netz alle Gauen. Die Schweiz und Deutschland wurden ebenfalls mannichfaltig bewegt. In der Schweiz wurde die Aufhebung der bisherigen Verfassung nicht von Allen gebilligt. Die Wiederherstellung des aristokratischen Regiments in mehrern Kantonen erzeugte heftige Reibungen. Deutschland sah in der Bundesverfassung jene Nationaleinheit, die es seit der Napoleonischen Theilung wieder erstrebte, nicht dargeboten. Das Versprechen landständischer Verfassungen, freien Verkehrs und Handels war den Ungeduldigen nicht genügend; die Wiedereinführung abgeschaffter Institute den meisten ein böses Zeichen. Unter der Jugend zeigte sich ein unzufriedner, konspirirender Geist, der in einzelnen politischen Mordthaten allgemeines Entsetzen hervorrief. Zugleich kam durch die unsinnige Gestaltung des katholischen Kirchenwesens in Italien, Spanien und Frankreich ein unglücklicher Religionshaß nach Deutschland. Die Protestanten schlugen Lärm über die Jesuiten, über die politischen Zwecke der Priesterschaft, und hielten eine regere Polemik gegen den Katholicismus für nothwendig. Die Katholiken sahen sich aber wieder durch die unaufhörliche Anfechtung gekränkt und beunruhiget. Die Niederlande bestanden aus zu widerstrebenden Elementen, als daß ihre freisinnige Verfassung sie befriedigen konnte. Norwegen sah die Vereinigung mit Schweden als ein Attentat auf seine Individualität an. Auf diese Weise schlugen den hohen Verbündeten aus allen Landen helle Flammen entgegen. Sie glaubten nicht entschieden genug gegen den widerstrebenden Geist auftreten zu können und wurden daher in ihren eignen Landen, wo es ruhig geblieben war, zu manchen retrograden Schritten veranlaßt. Namentlich gilt dieses von Rußlands Kaiser, der nun die meisten seiner frühern Maßregeln fallen ließ und lähmte. Mehrere Kongresse wurden gehalten, um die Revolution, wo sie sich zeigte, zurückzuschlagen. In Karlsbad wurde gegen Deutschland reagirt; in Troppau und Laibach das Urtheil über Italien gesprochen, welches eine österreichische Armee mit wenigen Schwertstreichen vollstreckte; in Verona Ferdinand VII. und dem portugiesischen Könige Hülfe wider die Liberalen, die die königliche Gewalt bemeistert hatten, durch Frankreich zugesendet und der Aufstand der Griechen gegen die Türken für eine östliche Ausstrahlung „des Geistes der „Revolution" erklärt. Da die Armeen der heiligen Allianz nur die Liberalen unterwarfen, aber nicht, wie es zu wünschen war, zugleich eine billige und auf vernünftige Grundsätze basirte Ordnung der Dinge mitbrachten, so wurde es der liberalen Partei in ganz Europa leicht, einen panischen Schrecken vor den Absichten der hohen Allianz zu verbreiten und ihren Ideen einen Glanz zu verschaffen, der sie der Widerlegung unzugänglich machte. Die französische Presse wurde die Beherrscherin der Völker — die Debatten der Kammern und Stände selbst fügten sich ihr und gaben fast nur ihren Widerhall ab, wodurch das konstitutionelle System sehr verlor. In Frankreich wurde oft das Beste, z. B. das Municipalgesetz des Ministeriums Martignac zurückgewiesen, wenn es von Oben kam. Was nicht ganz nach den Tagesansichten schmeckte, wurde auch anderwärts als eine Frucht des Reaktionsgeistes verschrien. Die großen Fortschritte der Industrie und Geistesbildung wurden nicht einmal mit verdientem Dank beachtet; eine systematische Opposition konnte man das Verhalten der Männer nennen, die in Wort oder Schrift die Völker vertraten. — Die Jahre 1830 und 1831 zeigten unter blutrothem Feuerscheine den Ausgang aus dieser bedenklichen Verwicklung der Gegensätze. Die rasche Vertreibung der Bourbons, der leichte Abfall Belgiens, der vom Erfolge gekrönte Aufstand Sachsens und des Schweizervolkes in den aristokratischen Kantonen, der kräftige Unabhängigkeitskampf in Polen,

Digitized by Google

die Erhebung der Oesterreichs Nähe vergessenden Unterthanen des Papstes, lehrte die Macht der Opposition kennen. Die Lenker des europäischen Geschickes bekundeten, namentlich in der Londoner Konferenz, einen Geist der Mäßigung, der für die Zukunft schöne Früchte versprach. Die Debatten nur revolutionieten Länder, die Ausschweifungen der Presse öffneten wieder den Völkern die Augen. Mehr als ein Idol des Tages stürzte von dem Altare, Sätze, die bisher für Axiome des Liberalism galten, verloren ihre Autorität. Ein Bedürfniß der Ordnung, der Stabilität durchzuckte die bisher exaltiertesten Gemüther; kein Tag verging ohne neue Lehren. Man muß, wenn man einigermaßen unparteiisch zusieht, den Tag der Verständigung andämmern glauben; oder wäre es der Fluch der Geschichte, daß sie dreimal erscheinen müsse, um Gehör zu finden?"

Er geht nun die Geschichte der Civilisation und ihre wesentlichsten politischen, ökonomischen und intellektuellen Bedingungen durch, überall mit demselben Geist, mit dreselben Berücksichtigung entgegengesetzter Parteiansichten und ihrer wechselseitigen Irrthümer. So hebt er die ökonomischen Gegensätze hervor: „Die Oekonomie der europäischen Völker tritt überall aus den alten Bahnen, aus den alten Formen; ein ganz neuer Zustand bildet sich in allen Gewerben und Geschäften. Nun kann sich aber ein Neues nicht entfalten, ohne das Alte wie eine morsche Hülle zu zerbersten. Daher die Leiden von dem Neuen; das sich als ein Besseres ankündigt! Wer nicht dem großen Umschwunge nachfolgen kann, entweder aus Mangel an Talent oder aus Mangel an Kapital, wird von dem dahineilenden Rade auf die Seite, in das Elend geschleudert. Aber auch jene, die nachzufolgen vermögen, gewinnen nicht immer genug Boden, um sich ein festes Haus begründen zu können. Wir haben gesehen, wohin der Bann und zwang der Produktionen führt; absolute Freiheit wurde daher die natürliche Losung der Zeit. Allein die Zukunft wird lehren, daß die wahre Freiheit ewig nur eine bedingte ist. Am Ende war ja das ganze Monopolsystem der Vorfahren nur die Frucht einer ungeregelten Freiheit der Privaten. Wir sahen, welche große Wirkungen von den Maschinen ausgegangen sind und noch zu erwarten stehen. Sie stellten sich uns überall als die Trägerinnen der modernen Kultur dar. Doch hat ihr *ganz unbewachtes* und *unvorbereitetes* Auftreten und Anwenden überall einen großen Theil des Segens durch die Erzeugung eines unerhörten Pöbels paralisirt. Das ist das Vorzüglichste, daß die Maschinen gemeine Arbeiter ersetzen; bisher haben sie überall deren nur zu viele gemacht. Wohl haben die hydraulischen Maschinen England 1,200,000, die Dampfmaschinen 6,400,000 gemeine Arbeiter erspart und ersetzt, allein dennoch ist es eine Thatsache, daß im Jahre 1762 im brittischen Reiche unter 15 Millionen Einwohnern 2 Millionen Handarbeiter lebten und 1817 unter 20 Millionen Einwohnern 6 Millionen Handarbeiter existirten. Ein kümmerliches Dasein! Es wurden Hand- und Maschinenweber mit 24—36 Kreuzern gelohnt, während das Pfund Fleisch 30—40, und das Pfund Brod 10 Kreuzer kostete. Die Maschinen stiften eine neue Herrlichkeit und Hörigkeit; kein Mensch dachte aber an ihre Regulierung. Die Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit des Bodens ist eine Geißel der Nation, ein Fluch über alle Fortschritte. Allein wenn die Landgüter völlig zu einer Waare werden und immer von Hand zu Hand gehen, wenn die Parcellirungen sich zu sehr vervielfältigen, dann verschwindet gleichfalls der Wohlstand der Dörfer und hier treten fast alle Bauern bald in ein wälsches Pachtverhältniß zu den in den Städten abwesenden Eigenthümern, dort mindert sich die Zahl der großen Bauern und setzt an ihre Stelle eine armselige Menge von Häuslern und Tagelöhnern. Die Population mehrt sich in Folge der vielen neuen Haushaltungen, allein sie dient nur dazu, den Reichthum zu schmälern. Ohne Aussichten auf dem Lande ziehen sich die Ueberflüssigen in die Städte und überladen auch diese mit ärmem Volke. — Das Zunftwesen ward eine Geburt des Egoismus. Um sich ein bequemes Dasein zu gründen, traten die Meister zusammen und regulieten ihre besondern Angelegenheiten. Die Zeit hat diese Einrichtung als einen Ueberrest verschwundener Verhältnisse zerstört, zerbrochen. Allein überall kündigt sich das Bedürfniß einer gewissen, mit der industriellen Freiheit vereinbaren Trennung der Geschäfte, einer gewissen Feststellung der anzusehenden Gewerbsleute, einer Vereinigung zur Handhabung der gemeinsamen Interessen mehr oder weniger an. Wohl ist es richtig, daß eine eigentliche Uebersetzung der Gewerbe in Folge der absoluten Gewerbefreiheit nirgends eingetreten ist. In Westphalen blieb sich die Zahl der gelösten Patente durch mehrere Jahre gleich. Auch war sie nur von 110,000 auf 150,000 gestiegen. Die Verhältnißzahl der Schuster, Schneider, Bäcker, Glaser, Nagelschmiede, Seifensieder u. s. w. in dem zunftfreien Rheinbayern ist der in dem zünftigen Altbayern ganz gleich. Inzwischen ist es auch nicht die unverhältnißmäßige Vermehrung der bestehenden Gewerbsleute, was den Bürgerstand mit Armen anfüllt, sondern das Uebel sitzt in der *übertriebenen* und daher die Kräfte abspannenden und zerstörenden *Konkurrenz*, die nicht von der Zahl der angesessenen Meister allein abhängig ist. Man litt von einem Jahrhunderte, weil zu wenig Konkurrenz obwaltete, so kam man dahin, deren nicht genug haben zu können. Der Glücksweg ist auf Erden überall der Mittelweg!"

Vortrefflich ist, was er über die politischen Bedingungen der Civilisation, des Wohlstands, der Zufriedenheit

Digitized by Google

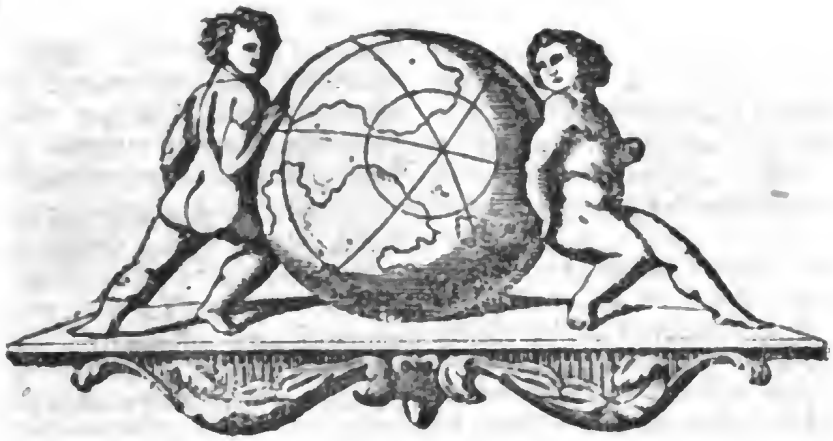
sagt. Hier begegnet er vorzüglich den liberalen Weltverbesserern, die in der Hast, Alles auf's Beste einzurichten, Alles verderben: „Die Liberalen reden in einem Athem von Beschränkung der Regierung und machen die Gewalt eigentlich ganz schrankenlos, ganz allmächtig, ganz absolut. Die Staatsgewalt soll Alles seyn, Alles in sich fassen, Alles aus sich entlassen, dafür aber soll die Gewalt von dem Inhaber nur mit Einwilligung der Volksvertreter angewendet werden. Seltsamer Irrthum; nachdem man eine irdische Omnipotenz geschaffen hat, glaubt man durch äußere Formen und Formeln sie wieder mäßigen zu können! Die Wahrheit ist ewig nur diese, daß Zeus Donner weder in der Hand eines Einzelnen, noch in den Händen einer Mehrheit wohlthätig seyn kann. Nur eines Gottes Rechte ist dazu geeignet. Der Konstitutionalismus ist ein Gaukelspiel, wenn das Recht nur in der Form des Beschlusses, nicht in der Natur der Sache gesucht wird. Die Staatsgewalt ist nicht der Inbegriff aller Gewalten; es gibt Gewalten, die der Staatsgewalt ebenbürtig sind, die diese nicht verschlingen darf. Diese Gewalten erstehen aus den Dingen, die keine öffentliche Gewalt machen kann, die einen ewigen sittlichen Grund in sich haben. Der Mensch verschließt in sich ein Reich, worein sich keine äußere Gewalt wagen darf. Die Familie ist ein Kreis, innerhalb dessen es eine leitende Macht gibt, welche keine Gewalt entthronen darf. Die Familien sammeln sich in der Kommune und Korporation, welche ihr heiliges Privatrecht besitzen. Die Kommunen vereinigen sich in Kirchen, deren inneres Wesen ein freies seyn muß. So entstehen höchst verschiedenartige Gewalten, welche die öffentliche Gewalt keineswegs in sich aufnehmen und aus sich als einzelne Zweige wieder entsenden darf, wenn nicht die wahre Freiheit, das wahre Recht um den festen Boden kommen soll. Und dennoch sind es gerade die sogenannten Liberalen, welche alle Privatgewalten vernichten, die Staatsgewalt mit ihnen ausstatten, anfüllen und nichts weiter begehren als eine beliebte Form in der Anwendung. Was der Despotismus Louis XIV. noch von individueller Freiheit in Frankreich stehen ließ, das vernichtete die konstituirende Versammlung; aber trotz der volksthümlichsten Form war die französische Regierung in der ganzen republikanischen Periode nichts als der grausamste Absolutismus.“

Die ungeheure Masse trauriger Erfahrungen, welche beweisen, daß den Völkern ihr meistes Unglück durch Unrecht, Bevormundung, Einschränkung, Gewalt von außen kommt, mußte den Verfasser nothwendig zu dem Gedanken führen, den er in folgender Stelle ausdrückt: „Daß die Polyarchie für die Leitung der innern Staatssachen nicht tauge, wird allgemein zugestanden, und doch nimmt Keiner Anstand, von der Polyarchie in den auswärtigen Verhältnissen das Beste zu erwarten. Ich glaube aber die Geschichte für mich zu haben, wenn ich von Kongressen ohne Haupt so wenig erwarte, als von Volksversammlungen ohne eine feste Autorität. Wie wenig wurde auf den zahlreichen Kongressen ausgerichtet, wie oft das Nachtheiligste durch Stimmenmehrheit beschlossen! Man läßt das zu, schiebt aber die Schuld darauf, daß die europäische Polyarchie eine aristokratische, von den fünf Großmächten ausgehende sey, und keine demokratische, d. h. von allen Staaten gebildete. Allein die kleinen Staaten können um so weniger im europäischen Völkerrathe eine gleiche Stimme erlangen, weil es mittelst derselben den Großmächten sehr leicht wäre, einander zu überstimmen und sich die Präponderanz anzueignen. — Was wir von der Zukunft uns erbitten müssen, ist ein passendes Schiedsgericht, welches wo möglich die physische Macht nur seiner moralischen verdankt; keine Universalmonarchie, die der Tod der Selbstständigkeit ist! Das Bewußtseyn dieses Bedürfnisses ist so lebhaft, daß manche Schriftsteller zu der Wiederherstellung der „alten“ Hierarchie gerathen haben. Es bedarf aber kaum der Bemerkung, daß die Boniface zu oft die Malisici spielten, als daß die Anforderung der sogenannten Päpstler Beifall finden könnte. Der sehr begründete Wunsch eines höchsten Tribunals bleibt jedoch ein frommer Wunsch, so lange die absolute Unabhängigkeit das Idol der Diplomaten ist. Seltsam, wir erkennen heut zu Tage allgemein, daß der einzelne Mensch die thierische Unabhängigkeit aufgeben, sich unter eine höchste Gewalt beugen müsse, wenn er die wahre Freiheit erreichen, ein sichres Recht erwerben wolle. Gleichwohl bleiben wir bei diesem Anfange der Rechtsverwirklichung stehen, als wäre damit alles zu Ende. Soll aber das Faustrecht nicht im Kleinen aufgehoben und im Großen geheiligt werden, so ist es offenbar erforderlich, daß auch die einzelnen Staaten die thierische Unabhängigkeit aufgeben und sich einer Rechtsordnung fügen.“ Hier hat den Verfasser sein gutes Herz etwas zu weit geführt. Ein solches Schiedsgericht der Nationen ist unmöglich. Es bleibt nicht nur so lange ein frommer Wunsch, als absolute Unabhängigkeit das Idol der Diplomaten ist; es bleibt immer, so lange die Erde steht, ein frommer Wunsch. Innerhalb eines Staats lassen sich die Interessen in Harmonie bringen oder wenigstens beherrschen; die Gesellschaft aber, deren Glieder selbst Staaten sind, wird sich nie festen Gesetzen, sondern immer nur der Noth oder der Uebereinkunft des Augenblicks unterwerfen; es wird nie einen Staat der Staaten geben, oder er wird wenigstens im immerwährenden Revolutionszustand begriffen seyn, und die Majorität müßte viel mehr Kriege zur Aufrechthaltung des Gesetzes führen, als vorher ohne das Gesetz geführt worden wären.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, . № 37. 11. April 1834.

Politische Wissenschaften.

(Schluß.)

19) Politische Betrachtungen über die Stiftung einer neuen Hochschule zu Zürich, nach dem Bildungszustand der Schweiz überhaupt. Von Dr. Joseph Schauberg, Privatdocenten der Rechte. Zürich; Orell, Füßli und Comp., 1834.

Der Verfasser hält den schweizerischen Standpunkt fest, er erwägt die großen Vortheile, welche der Schweiz gewonnen würden, wenn die Universität Zürich, als eidgenössische Centralanstalt in Flor käme und er beweist, daß wohl keine Stadt durch schon bewährte wissenschaftliche Richtung, Hülfsmittel aller Art ꝛc. sich besser dazu eigne, als Zürich. Es ist löblich, solche Ansichten immer von neuem auszusprechen, obgleich nicht gehofft werden darf, daß sie bald durchdringen werden. Der Föderalismus ist so tief gewurzelt in der Schweiz, daß die Unitarier sich keine Rechnung machen dürfen, die Eifersucht und den Egoismus der einzelnen Kantone und Städte zu besiegen. Nur wenn Zürich selbst und vielleicht noch einige weniger eifersüchtige Kantons mit idm festhalten, keine Opfer scheuen, um die Universität durch tüchtige Lehrer emporzubringen, nur dann wird sie die Konkurrenz aushalten und durch ihre eignen wissenschaftlichen Mittel das Primat erlangen, das sie auf politischem Wege schwerlich je erlangt. Besonders aber möchten wir den alten Züricher Herren, die der neuen Universität bloß des neuen Regiments willen scheel sehen, ernstlich zurufen, daß sie ihres alten gelehrten Rufs eingedenk, diesen der Stadt erhalten, und nicht um eines augenblicklichen politischen Zwiespalts willen gefährden sollten.

Nicht unwichtig scheint es uns, diese Angelegenheit auch aus einem deutschen Standpunkt zu betrachten. Was der Verfasser in dieser Beziehung geschrieben hat, dürfte der Universität Zürich weit mehr zum Schaden als Nutzen gereichen, und es ist wahrhaft traurig, daß der Advokat einer so guten Sache solche Mißgriffe macht. Die Prahlerei, daß Zürich vielleicht noch berufen sey, das Licht der Wissenschaft und Wahrheit, wenn es nämlich in Deutschland ausgelöscht würde, zu konserviren, ist gar am unrechten Ort. Sollen etwa durch solche Phrasen die deutschen Regierungen bewogen und bewogen werden, das Interdikt aufzuheben? Das wäre wahrlich der verkehrteste Weg dazu. Auch in Bezug auf Deutschland kann die Universität Zürich nur gedeihen, wenn sie mit

Digitized by Google

Beseitigung alles Politischen nur mit allen ihren Mitteln in die wissenschaftliche Konkurrenz tritt. Je tüchtiger die Gelehrsamkeit und der wissenschaftliche Geist in Zürich seyn wird, desto mehr wird sich die neue Universität den Schweizern selbst unentbehrlich machen und desto mehr wird sie zugleich ihre Differenz mit Deutschland ausgleichen.

Geschieht dies, oder bewährt sich nur andauernd die edle Neigung des Standes Zürich für das Wissenschaftliche, alsdann wäre es sehr unpolitisch von Seiten der deutschen Regierungen, wenn sie nicht freundnachbarlich der Universität Zürich alles Gedeihen wünschten und gewährten. Nur eine Politik ohne Voraussicht könnte die Vortheile verkennen, die für Deutschland selbst in der Aufrechthaltung deutscher Wissenschaft und Bildung in den Alpen liegen. Man lasse nur die wackern Männer, die unter harten Kämpfen seit so langer Zeit z. B. in Basel, an der Kantonschule in Aarau, eine Zeitlang in Luzern ꝛc. für die gelehrte deutsche Bildung kämpften, die endlich in Zürich einen Sieg feiern, man lasse sie nur in ihren so uneigennützigen und redlichen Bemühungen scheitern, man lasse diese schwankenden Anstalten zu Grunde gehn, man lasse mit der politischen Sympathie zugleich auch die oberflächliche Bildung und die Sprache Frankreichs um sich greifen, und man wird bald einsehn, daß man einen Fehler gemacht hat.

20) Grundsätze der Volkswirthsschaftslehre von Dr. Karl Heinrich Rau. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Heidelberg, Winter, 1833.

Man könnte dies Werk eine Statistik alles möglichen Besitzes und Erwerbes nennen. Es verzeichnet und beschreibt jede Art des Vermögens und des davon zu machenden Gebrauchs, ohne sich viel mit Behauptung irgend einer Lieblingsmeinung oder mit Polemik gegen andere zu befassen. Jene Beschreibungen erscheinen nun zuweilen etwas pedantisch, z. B. §. 101. „Eine eigene Gattung von Verrichtungen ist dazu bestimmt, den Gebrauch gewisser Güter für deren Besitzer zu erleichtern und ihre dabei vorgehende Verschlechterung zu verhindern oder sogleich wieder aufzuheben. Es liegt in der Natur mancher Gegenstände, daß sie ohne eine solche Hülfsthätigkeit nicht fortwährend benutzt werden können (a), die zwar dem Eigenthümer Mühe und Zeit erspart, aber nicht in das Gebiet der persönlichen Dienste gehört, weil der aus ihr entspringende Vortheil immer durch sachliche Güter vermittelt wird. — (a) Z. E. Reinigen der Wohnungen, Geräthe, Kleidungsstücke, Fütterung und Wartung von Thieren, Ausbesserung kleiner Beschädigungen, Aufziehen von Uhren ꝛc. Solche Arbeiten sind großentheils dem Gesinde übertragen.“ Stellen dieser Art sind überall Longueurs. Man kann vollständig und systematisch seyn, ohne langweilig zu werden und Wissenschaftlichkeit involvirt keineswegs nothwendig Trivialität.

Doch wenn man nicht auf diese kleinen Schwächen der Form, auf die den Akademien einmal zur andern Natur gewordene Demonstrirsucht sieht, so muß man zugeben, daß die Sache selbst durch dieses beschreibende, ich möchte sagen naturhistorische Verfahren gewinnt. Wie die Naturphilosophie unmöglich ist ohne die Naturgeschichte, eine Heiltheorie unmöglich ohne eine vollkommene Arzneimittellehre, so kann auch eine gute Nationalökonomie nur aus einer genauen Statistik aller vorhandenen oder möglichen Vermögen und Kräfte hervorgehn. Wenn irgendwo, so werden hier die Theorien durch Erfahrung berichtigt.

Die nächste gute Folge dieser Behandlungsart ist die Entfernung übertriebener Besorgnisse und übertriebener Hoffnungen. Was hat man nicht Alles bei dem früher herrschenden Merkantil- und physiokratischen System gehofft und gefürchtet? Man glaubte mit dem Vermögen ganzer Nationen wie an einer Pharobank spielen zu können. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß es mit dem Judlehöhschrauben nichts sey, daß der auf einer Seite erlangte Ueberschuß durch einen Abfluß auf der andern Seite wieder neutralisirt werde, und daß umgekehrt eine Nation, welche wir mit unserm Handelssystem recht gebrandschazt und gleichsam ausgepumpt zu haben glauben, für den vermeintlichen Verlust Vortheile aller Art eingetauscht hat. Der Verfasser behauptet sehr mit Recht, daß ohne alle Theorie und ganz von selbst das Vermögen der verschiedenen erwerbenden Klassen so wie der verschiedenen Völker sich gegen einander ausgleiche, und daß, wenn auch Störungen dieses Niveaus nie zu vermeiden sind, doch durch die natürliche Reaktion das Gleichgewicht sich immer wieder herstelle. In dieser Beziehung sind vorzüglich folgende Stellen belehrend: „§. 275. Ein Volk hat so wenig zu besorgen, daß es je um seinen Vorrath von Metallgeld komme (so lange es kein Papiergeld in Gebrauch hat), als daß es ihm an Gewürzen oder an Baumwolle fehlen werde, denn wo nur etwas für Geld zu kaufen ist, dahin wird man nicht unterlassen, dasselbe zu senden, wenn man bemerkt, daß es dort theuer ist. Nur dann, wenn irgend ein Land dem Ausländer gar keine Erzeugnisse darbieten könnte, die er gegen Metallgeld einzutauschen geneigt wäre, würde der Preis desselben fortdauernd hoch und die Geldmenge klein bleiben, und selbst diese, kaum je zu erwartende Lage der Dinge wäre nicht nachtheilig. Man kann also im Allgemeinen

Digitized by Google

auf eine gleichmäßige Vertheilung der ganzen vorhandenen Metallmenge unter die einzelnen Länder nach dem Verhältnisse des Bedarfes rechnen.“ — „§. 426. Das Handelssystem verkannte die natürlichen Gesetze des Verkehres zwischen den Völkern und nahm an, es könne fortwährend eine beträchtliche Verschiedenheit zwischen der Aus- und Einfuhr eines Landes Statt finden (Handelsbilanz), welche durch Geldsendungen ausgeglichen werde, es könne also das eine Land durch die Fortsetzung eines solchen Verkehres großentheils um seine Münzmetalle kommen, das andere aber immer größere Fülle derselben erlangen. Es wurde die Meinung verbreitet, der auswärtige Handel sey in Ansehung seiner Nützlichkeit bloß nach der Beschaffenheit der Bilanz zu beurtheilen; man gewöhnte sich daran, den Ueberschuß der Ausfuhr oder die günstige Bilanz als Gewinn, die ungünstige als Verlust für das Land zu betrachten. Diese Ansicht wird ebensowohl durch die Forschungen über die Preise der edlen Metalle in verschiedenen Ländern widerlegt, als durch den Erfahrungssatz, daß die Geschichte kein Beispiel eines Landes darbietet, welches zufolge eines solchen vermeintlich nachtheiligen Handels seinen Geldvorrath und seinen Wohlstand eingebüßt hätte.“

Das schöne Resultat ist, daß es den Völkern und Klassen unmöglich ist, einander zu verderben, und daß es ihnen nur möglich, einander zu dienen und zu nützen. Aller Schaden ist nur relativ, eine Versäumniß des Nutzens, und zwar vorübergehend, weil er durch seine Folgen dem Urheber selber schädlich wird. Alles Wohlfeile wird wieder theuer, indem es sich seltner macht, und alles Theure wird wieder wohlfeiler, indem es sich vervielfältigt. Die Konkurrenz flieht oder naht, je nachdem der Dinge Werth ist. Diese ewige Ebbe und Fluth verhindert das Ausstocken der Kapitale, das Ueberstürzen der Produktionen und die Stabilität merkantilischer Tribute.

21) Die Systeme der Staatswissenschaften von Say, Jacob und Pölitz, mit besonderer Rücksicht auf die sogenannte Nationalökonomie, vergleichend und kritisch nebeneinandergestellt durch F. F. A. von Diederichs. Köln, Bachem, 1833.

Der Verfasser geht übel mit Herrn Pölitz um, der allerdings in seinen Distinktionen zuweilen sehr oberflächlich ist. Nur eine Probe: „Pölitz stellt den Satz als Wahrheit auf, daß jede Arbeit des Einzelnen, durch welche ein reiner Ertrag (d. h. ein Ueberschuß über die Produktionskosten) vermittelt wird, daß eine solche Arbeit auch den Volkswohlstand begründe und vermehre, und daß deshalb nach den Grundsätzen der Volkswirthschaftslehre nur eine solche Arbeit produktiv zu nennen sey. Und allerdings sollte man meinen, daß dasjenige, wodurch das Vermögen des Einzelnen einen Zuwachs erhält, auch den Gesammtreichthum des Volkes, zu welchem letzterer gehört, vermehren müsse. Dem ist aber nicht unbedingt und in allen Fällen so. — Denken wir uns zwei Pharospieler. Beide haben die Absicht, Geld von einander zu gewinnen, sie sind also Beide, indem sie spielen, mit Vergegenwärtigung eines bestimmten Zweckes thätig, d. h. (nach Pölitz's Definition) sie arbeiten. Der Eine gewinnt vom Andern 100 Rthlr., die Kosten des Spiels waren 10 Rthlr., es bleibt dem Gewinner also ein Ueberschuß über die Produktionskosten, d. h. ein Reinertrag von 90 Rthlr. Ist nun durch diese produktive Arbeit des Gewinners der Gesammtreichthum des Volkes vermehrt worden, zu welchem er gehört? — Am meisten aber, und am kürzesten würde, nach der Idee von Pölitz, offenbar ein Dieb den Volksreichthum vermehren, denn er hat ohne Zweifel den größten Ueberschuß über die Kosten seiner Arbeit — den größten Reinertrag.“ Diese scharfe Geißel wird durch das ganze Buch geschwungen.

Der Verfasser stimmt in den meisten Fällen mit Say, als dem am meisten praktischen, überein, korrigirt ihn aber auch noch in manchen Fällen und läßt aus seiner Kritik der frühern Systeme ein eignes hervorleuchten. Er will nämlich die Nationalökonomie unter dem Namen Güterlehre als eine selbstständige Wissenschaft, unabhängig von allen politischen Beziehungen, begründen. Sodann begreift er unter Gut nicht bloß materielles, sondern auch geistiges Vermögen, kurz Alles und Jedes, was einfach dadurch, daß ich ihm einen Werth beilege, für mich ein Reichthum ist. Ja, er behauptet, daß die wesentliche Eigenschaft der Güter immaterieller Natur sey, weil sie eben nur auf dem Glauben beruhe. Aus demselben Grunde verwirft er auch die Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Ihm hat jede Arbeit den Zweck, zu einem Gut zu gelangen, also das Spiel so gut, als die Mühe. Diese Ansicht hat etwas Humanes, sie macht die Arbeit zum Werkzeug unseres höhern Strebens nach Genuß und Bildung; während andere Nationalökonomen im Gegentheil den Menschen zum Werkzeug für den Gütererwerb machen und ihn an die Scholle, an die Maschine, an das Kapital als Sklaven anschmieden, als ob das Ding, um deßwillen das andere da ist, nicht der Mensch, sondern sein Gut wäre.

Warum der Verfasser im Begriff des Kapitals gerade das Aufsparen für die Zukunft allein hervorgehoben wissen will, ist nicht wohl einzusehn. So gewiß fast jedes Kapital, während es daliegt, zugleich (zinstragend)

Digitized by Google

arbeitet, so gewiß ist auch das Werkzeug, Haus, Grund und Boden, womit und worauf ich arbeite, zugleich ein aufgespartes Kapital für die Zukunft, das ich zu Gelde machen kann, wenn ich will.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

47) Der Sängerkrieg auf Wartburg. Romantische Erzählung von August Bürck. Leipzig, Hartmann, 1834.

Obschon in Prosa, doch in unwillkührlichen Jamben geschrieben. Das verräth den jungen Autor, dem seine Begeisterung für die Poesie des Mittelalters alle Ehre macht. Herr Bürck will unzweifelhaft mit seiner Modernisirung einer alten Zeit das Interesse des Publikums für seinen Gegenstand erregen, er will den alten Dichtern die Kränze sichern, die ihnen gebühren, selbst denen, von denen wir kaum mehr als den Namen wissen. Er hat den muthmaßlichen, obschon mit Unrecht dafür gehaltenen Verfasser des Nibelungenliedes, Heinrich von Osterdingen, zum Helden seiner Erzählung, der noch zwei Bände unter andern Gesichtspunkten folgen werden, gewählt, und nicht ohne Geschick einige gleichzeitige Erscheinungen seiner Periode in die Darstellung verwoben. Der Landgraf von Thüringen, sechs bis sieben deutsche Dichter, Klinsor von Ungerland, Richard Löwenherz, Blondel sind etwas monoton in diesem Buche gruppirt. Herr Bürck hat es gerade in dem am meisten versehen, was sein Vorzug ist. Er geht in dem Bestreben, für die Dichter der Manesischen Sammlung das Interesse zu erregen, zu weit: einer dieser Sänger darf nur etwas traurig blicken, so springen alle Helden des Buchs auf ihn zu und forschen ängstlich, was ihm fehle. Es ist zu viel Sorgfalt, zu viel kleinliche, detaillirte Zärtlichkeit auf diese Figuren verschwendet, so daß sie zu interessiren aufhören. Herr Bürck, für seine Geschöpfe begeistert, würde sich ja um des Himmels Willen nicht erlaubt haben, einem derselben vor den andern einen Vorzug einzuräumen! Die Sänger singen alle vortrefflich und die Charaktere sind alle gut. Der Landgraf ist so hold und gut, der Graf von Katzenellenbogen ist etwas stolz, aber doch gut, die Landgräfin ist ein Engel von Güte, Gerhard Ahe ist ein Narr, aber ein gutmüthiger, die Sänger sind alle unendlich gut, der dunkle Klinsor selbst ist ein Herzensguter Mann, Blondel, den die Sage zum Teufel macht, ein kleiner guter Blondin; nur Osterdingen unterscheidet sich von den Uebrigen; er ist nämlich noch besser, als Alle, er ist so zu sagen der Beste. Vielleicht sieht der Verfasser ein, daß er auf diesem Wege unsrer alten Literatur nur schadet. Er muß sich mitten in die alte Denk- und Anschauungsweise versetzen, und mehr, als das bloß einseitige Interesse der Poesie und des Minnethums hervorheben. Er muß seinen Gestalten Kraft und Fülle geben, und ihre Charakteristik feiner nüanciren. Nur so kömmt Leben und Wahrheit in sein Gemälde. G.

48) Novellen von J. Satori. Drei Bändchen. Leipzig, Engelmann, 1832.

„Und was sagte ihr Herz weiter? Da geht er nun hin und hat keine Ahnung davon, daß gleichzeitig mit ihm, in derselben Art wie er, in gleicher Stärke — Ach, vielleicht noch heftiger als er — auch ich leide, und an die einzige Wohlthat nur mich zu halten im Stande bin, daß Niemand, Niemand es nur ahnet. Gott sey gelobt, daß es so ist; sezte Clara hinzu und trocknete schnell die Thränen, welche, gegen ihren Willen ihrem schönen blauen Auge entrollten. Gottlob, daß Niemand die leiseste Vermuthung hegt, daß Melun mir theuer, ach unaussprechlich theuer ist. Verborgen bleibe dieses Geheimniß auch in den tiefsten Falten meines Herzens liegen, und werde mit mir begraben. Nur um Eines bitte ich die Vorsehung, daß sie mir immer die Kraft verleihe, mich in der Gegenwart Anderer so beherrschen zu können, wie ich es bis dahin im Stande war; insgeheim dürfen meine Thränen fließen. — Aus diesem kurzen Selbstgespräche entnehmen wir, daß Clara den Baron liebte, und zwar so innig, als es ihr sanfter, ruhiger Charakter im Stande war."

In dieser gesezten, aber nicht sehr orginellen Manier ist das ganze Buch (wahrscheinlich von einer Dame) geschrieben.

49) Der Ultra und der Liberale und die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen von Karoline v. Woltmann. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Von der ersten Erzählung würde man etwas ganz anderes erwarten, wenn sie nicht von einem Frauenzimmer geschrieben wäre. Der Politik wissen die schreibenden Damen selten eine pikante Seite abzugewinnen. Dagegen eine weiße Frau, das ist etwas für sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 38. 14. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

50) Die Nonne von Gnadenzell. Sittengemälde des fünfzehnten Jahrhunderts, von C. Spindler. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1833.

Spindlers kräftige und reiche Phantasie verläugnet sich auch in diesem Werke nicht. Eine Menge charakteristischer Gestalten treten scharf hervor, und in Situationen, die durch Neuheit überraschen. Auch der landschaftliche Hintergrund ist klar und heimelt den Leser gleichsam an, weil der Dichter überall darin zu Hause ist. Der Schwarzwald, das Murgthal, Baden-Baden, Teinach, der Zavelstein, Liebenzell, Reutlingen ꝛc., Alles lebt vor unsern Augen.

Die Heldin des Romans ist Gisela, vertraulich Geißlin genannt, die schöne Tochter des durch Lüderlichkeit gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperbereck lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zuletzt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Kontrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Würtemberg schwebt, mit seinen Dekorationen von Wald und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Giselas zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden. Es würde überflüssig seyn, den großen Reichthum von Nebenfiguren hier näher bezeichnen zu wollen. Spindler ist in der Menge und Mannichfaltigkeit seiner romantischen Gestalten einzig.

Bei so viel Vorzügen dürfte dieser Roman dennoch nicht so gut gefallen, als der Bastard und der Jude, die in Einzelheiten roher waren, im Ganzen aber durch glühendere und lebhaftere Farben anzogen. Ich muß indeß gestehn, daß mir diese Nonne von Gnadenzell zu dem Besten zu gehören scheint, was Spindler geschrieben hat, zu den eigensten Kindern seiner so originellen Phantasie, die sich nur dann verfehlt, wenn sie modern seyn, dem Geschmack der Menge sich fügen will. Spindler ist eine von den seltnen Naturen, die der frühern derbern und glühendern Zeit angehören und gleichwohl wie eine späte Blüthe noch in unsrer modernen Zeit zum Vorschein kommen. Im Volk der Gebirge, beim Adel, der sich

Digitized by Google

von den Höfen fern gehalten, wo es noch solchen gibt, in einigen Handwerken und vorzüglich bei Katholiken gibt es noch solche Naturelle der Vorwelt, in der Literatur sind sie sehr selten. Spindler aber ist eines. Unsrer vornehmen literarischen Aristokratie, die ich mit dem Namen Schlegel bezeichnen will, wird er nie stiftsfähig erscheinen, sie werden ihm das Ungeschlachte der Form nie verzeihen, denn sie wissen den kräftigen und selbst wilden Pinsel nur in der Malerei zu schätzen, Werke der Dichtkunst verlangen sie dagegen geleckt wie van der Werf und verzeihen Niemand den Staub auf den Schuhen, und wenn er auch gerade aus dem fernen Lande der Romantik käme. Der Lesepöbel im Gegentheil weiß, so sehr er Spindlers Werke verschlingt, doch auch seinen wahren Reiz nicht zu würdigen, und ergötzt sich ohne Zweifel an dem Tadelnswerthen mehr als an den zarten Zügen echter Poesie, die uns aus seinen Werken fremd und wunderbar, wie das Gesicht eines Engels aus dem Gewühl und Lärm eines tollen Festes oder aus dem Dunkel einer Mörderhöhle anlächelt. In welcher Gattung von historischen Romanen findet man wohl diesen anspruchslosen Zauber einer unbewußten Schönheit mitten unter Darstellungen, die sie nicht erwarten lassen? Ich kenne viel klassischere, durchdachtere, geglättetere Romane, besonders englische, aber in keinem finde ich diese wildschöne Pracht einzelner Schilderungen und diesen süßen fremden Reiz kleiner herzgewinnender Züge. Nie, das fühlt sich wohl, nie wird die rührende Gestalt, deren Blick uns auf einige Augenblicke so wunderbar fesselt, aus dem Gemälde heraustreten, und bald verschwindet sie hinter bunten und gleichsam lärmenden Bildern, die keine Wehmuth in uns aufkommen lassen. Aber ist das nicht eben der wahrste Zauber des Poetischen? Ich würde Spindler weniger schätzen, wenn er von seiner Gabe mehr Gebrauch machte, wenn er Schönheiten, die er nur andeutet, ausmalen wollte.

51) Gadsalünah. Von August Lewald. Drei Theile. München, Jaquet, 1833.

Ein junger kräftiger Kaufmannssohn von Hamburg kehrt mit einer reichen Ladung aus Ostindien zurück, doch das köstlichste, was er mitbringt, ist Gadsalünah, ein Hindumädchen, das er heimlich geheirathet hat. Die Erzählung, wie dieses Mädchen durch ihre Treue sein Herz gewonnen, stimmt sehr mit dem überein, was man in Hafners Reise durch Ostindien nie ohne Rührung lesen wird. Die Beschreibung der braunen Schönen selbst hat der Verfasser mit Meisterhand entworfen. Heinrich, so heißt der junge Kaufmann, wagt es nicht, die zarte tropische Pflanze in den gemeinen Krautgarten seines Herrn Papa, des reichen Herrn Pöckmöser, zu verpflanzen. Er hält sie in einem entlegenen Häuschen der Vorstadt versteckt. Seine Eltern findet er wohlauf, aber große Veränderungen sind im Hause eingetreten. Clichette, ein Franzose, den er sogleich für einen Abenteurer erkennt, hat sich in das Vertrauen des Alten eingeschlichen, die Tochter des Hauses ist ihm versprochen, und dagegen soll der Sohn des Hauses, der eben zurückgekehrte Heinrich, Clichettes Schwester, die schöne Blanche heirathen. Er ist nicht eben sehr erbaut von dieser angenehmen Ueberraschung, und weigert sich entschieden, diese Quadrille mitzutanzen. Der Franzose, der dadurch seinen Plan durchkreuzt sieht, will um jeden Preis Sieger bleiben, läßt Heinrichs Gänge belauschen, erforscht den Aufenthalt seiner Gadsalünah, läßt dieser durch einen mit fremden Thieren herumziehenden Juden, den er bestochen hat, ein Lügengewebe vormachen und entführt sie. Heinrich erfährt unterdeß, daß er nicht der rechte Sohn des alten Herrn Pöckmöser, sondern eines Franzosen, der einst bei demselben im Quartier gelegen, und noch dazu Clichettes und Blanches Bruder ist. Nun gehn die Wechselheirathen natürlich zurück, Gadsalünah findet sich wieder, wird getauft und förmlich mit Heinrich vermählt.

Dies ist, kurzgedrängt, der Hauptinhalt des übrigens noch an Nebenfiguren und kleinen Zwischenbegebenheiten reichen Romans. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, die lezteren nicht so sehr zu häufen. Die fruchtlosen Intriguen des Franzosen und die Gefahren, in welche dadurch die Hauptpersonen des Romans gestürzt werden, scheinen mir dem eigentlichen ästhetischen Zweck der ersten Anlage fremdartig zu seyn. Würden die Hauptpersonen nicht bedeutend gewonnen haben, und würde der Kontrast zwischen der tropischen Natureinfalt und der europäischen Kultur, zwischen der schwärmerischen Liebe einer Inderin und dem Phlegma der kaufmännischen Alltäglichkeit nicht viel reiner hervorgetreten seyn, wenn sich diese französische Familie gar nicht eingemischt hätte? Indeß ist es jezt einmal Mode, die Charakterzeichnung, selbst wenn sie richtig und schön ist, unter einer Ueberladung von schrecklichen und frappanten, wenn auch nicht immer wahrscheinlichen Begebenheiten zu ersticken. Referent hat sich an diese Mode noch nicht gewöhnen können, findet in dem Roman aber außerdem viel Schönes und Gefälliges.

52) Novellen von August Lewald. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Der abgerissene Knopf, nach einer bekannten artigen Anekdote vom Philosophen Kant. Dann eine schauerliche Mordgeschichte, die Glocke von Ezenstochau; sechs Wochen

Digitized by Google

aus dem Tagebuche einer Dame von Stande, eine blutige Ehebruchsgeschichte; die schöne Aegypterin, eine gar originelle Geschichte von einem Liebhaber, der seine Geliebte bis an seinen Tod als Mumie bei sich hatte; und endlich Gretchen, eine kleine ländliche Tragödie. Alle diese Novellen sind mit der warmen Phantasie und dem leichten Ton geschrieben, die den Verfasser auszeichnen. Der abgerissene Knopf und die schöne Aegypterin sind vorzüglich anziehend.

53) Herbstzeitlosen. Erzählungen und Novellen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann, 1831. Erste Folge derselben, daselbst 1832.

Kleine Nachtstücke, Novellenskizzen, Novelluccios, Gespräche, Mährchen, z. B. drei Kapitel aus dem Leben eines jungen Dichters, Autobiographie eines Miethwagens, Lucubrationen eines staatsgefangenen Dorfschulmeisters, Gespräch zwischen Bierkrug und Theetasse ꝛc. Die Anklänge an die Laune des Lucian und Cervantes sind das geistreichste in dieser Sammlung. Es ist erfreulich, in dem nassen Ocean unsrer sentimentalen und tragischen Familien- und historischen Novellen wieder einmal auf trocknes blühendes Land zu kommen; und ich bin auch überzeugt, daß unsre heutige Romanschule mit ihrem schwülstigen Ernst durch eine neue Reaktion in heiteren Geist des Cervantes verdrängt werden wird. Unter den ersten Erzählungen dieser Sammlung sind die drei altfranzösischen Novellen „des Grafen von Pontieu Reise über das Meer", „Esche, ein Lai von Marie de France", und „von der Kastellanin von Vergy" am schönsten.

Da der komische Roman eine überaus schätzbare Gattung und gleichwohl so selten ist, sollte sich ein in so vorzüglichem Grade dafür geeignetes Talent seiner Kultivirung nicht durch zu viel anderweitige Bestrebungen entfremden.

54) Neue Novellen von Theodor v. Kobbe. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze, 1833.

Drei heitre Erzählungen und eine traurige. Die leztere, die Geschichte eines Bauernsohns, der bei seinem Mädchen zum Lichten geht, von seinem Vater aber deshalb mißhandelt wird, sich in der ersten Aufwallung preußischen Werbern übergibt und nachher von einem derselben erschossen wird — diese ganz einfache Geschichte ist gleichwohl sehr gut erzählt. Auch der Traum von der häßlichen Frau im Weidenhof zu Frankfurt ist recht artig. Die beiden längern Erzählungen sprechen weniger an, die eine versezt uns in holstein-dänische Lokalitäten, die andere wimmelt von komischen Situationen, die aus der Verwechslung zweier, einander völlig gleich sehender Vettern entstehn. Dies Motiv ist schon sehr verbraucht. Die Sprache des Herrn von Kobbe ist natürlich und gefällig.

55) Neue Novellen. Bilder aus der wirklichen Welt von Dr. F. Pauer. Mannheim, Löffler, 1832.

Der Verfasser, der jezt in glücklichen Umständen in Nordamerika lebt, wird wohl selber über die erste Novelle lächeln, in der ein sentimentaler Erbprinz und ein thränenaufgeweichter Baron Saarau an der Urne eines früh verschiedenen Fräuleins einander stumm in die Arme sinken. Die zweite Novelle, in der ein lustiger deutscher Handwerkspursch sein Wesen treibt, ist viel hübscher. Die dritte ist etwas grell. Eine Dame erschießt in dem gleichen Moment mit der linken Hand sich selbst, mit der rechten ihren Ungetreuen. Die vierte und lezte Novelle ist, wenn nicht neu, doch anziehend. Es ist eine Variation der diebischen Elster. Ein schönes Dienstmädchen wird von ihrer eifersüchtigen Gebieterin als Diebin angeklagt, ihre Unschuld aber entdeckt und sie erhält die Hand des vornehmen Herrn, um deßwillen sie aufgeopfert werden sollte.

56) Teufelsspuk und Liebesspuk. Novellen und Erzählungen, herausgegeben von Dr. August Bechtold.

Die erste Erzählung „der Matrose" ist die beste. Ein aufgeklärter und doch wundersüchtiger Schiffskapitän hört von einem gewissen Fife reden, einem isländischen Matrosen, der das Wetter machen könne. Zufällig trifft er diesen Menschen und engagirt ihn. Es bleibt immer schönes Wetter auf der Reise. Erst als Fife mit einem andern Matrosen Händel anfängt und gebunden wird, um seine Strafe zu empfangen, erhebt sich plözlich ein Ungewitter, das immer ärger wird und nicht aufhören will. Das abergläubige Schiffsvolk räth dem Kapitän, er solle den Fife losmachen; der Kapitän schämt sich, will seinem eignen Wunderglauben nicht nachgeben, sieht sich aber am Ende doch, da das Schiff in die höchste Noth kommt, veranlaßt, den Fife loszubinden, und siehe da, von Stund an hört das böse Wetter auf. Die Zweifel des Kapitäns sind recht ergözlich geschildert. — Die „Passauer Kunst", die Geschichte eines Offiziers, der sich durch einen im Vesuv geglühten Ring gegen Hieb und Stich fest macht, gewährt weniger Interesse; noch weniger „die Badereise"; dagegen ist die lezte, „die seltsame Heirath" wieder recht ansprechend. Eine berühmte Sängerin heirathet, um einen vornehmen

Digitized by Google

Mann, der sie durchaus zur Gattin will, von einer Thorheit abzuhalten, frischweg ihren Friseur.

57) Skizzen aus dem Leben eines Seemanns, von R. Termo. Meissen, Klinkicht und Sohn, 1832.

Auch hier Seebilder. Aber sie sind treu und einfach gezeichnet, ohne Anspruch auf romantisches Wunder und tragisches Pathos. Sie wollen nur durch die Klarheit und Frische des Naturwahren gefallen, und gefallen wirklich. Die einzige romantische Begebenheit, die als Erzählung eines Kapitäns in die Unterhaltung der Schiffsgesellschaft eingeflochten wird, ist wohl nicht ganz wahrscheinlich, aber doch pikant. Margarethe Cameron, ein noch sehr junges und sehr schönes englisches Mädchen behandelt ihren Liebhaber Francillon etwas schnippisch. Er geht zur See, liest später in den Zeitungen, daß seine spröde Geliebte gestorben ist, heirathet eine Andere, wird wieder Wittwer und trifft plötzlich Margarethen wieder, die man nur für todt ausgegeben hatte, um Francillons Eifersucht einzuschläfern, da ein Anderer unterdeß sie heirathete. Aber auch sie war Wittwe geworden. Derselbe Zufall, der sie zusammengeführt, bringt sie in die Gewalt eines Korsaren; sie sollen ermordet werden, aber ein gutherziger Mensch verbirgt sie unter dem Boden der Kajüte im engsten Raum, wo sie zusammen aushalten müssen, bis das Schiff von einem andern angegriffen und erobert wird.

58) Adolar, der Weiberverächter. Novelle von Emerentius Scävola. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger, 1833.

Ein solcher Roman ist in Deutschland etwas seltnes und schon deswegen verdient er einige Aufmerksamkeit. Wenn selbst das Gute nicht mehr originell ist, so hat das Originelle eine Art von Anspruch, für gut gehalten zu werden. Nur um Gotteswillen nicht immer das Alte! Die ewige Litanei des Moralpredigers kann uns ein unwiderstehliches Gelüsten zur ersten besten Sünde einflößen, während ein unerwartetes Beispiel des Lasters umgekehrt zu unserm Gewissen redet.

Die feinere Grazie des Geistes ist dem Verf. rund abzusprechen. Es gibt eine gewisse männliche Schamhaftigkeit, die sich nicht ungestraft verletzen läßt. Ich verstehe darunter nicht etwa die heutigestags vorherrschende erbärmliche Pruderie in Ausdrücken und das zimperliche Schleiervorhalten, wo die keuschen Alten ohne Arg die Natur malten; sondern ich meine damit den männlichen Stolz, der nichts an sich kommen läßt. Es muß freilich in der Poesie auch niederträchtige Männer geben, ja man kann sie des Kontrastes wegen nicht entbehren; aber wenn uns der Dichter seinen Helden zugleich als ein Ideal alles Interessanten, Männlich-Schönen, Geistreichen und Seelenvollen, und zugleich als fähig der niedrigsten Schwäche schildert, so ist das widernatürlich und ganz unzulässig.

Adolar ist eine Art von Don Juan, der Alles, was weiblich ist, bezaubert und verführt. Insofern lassen wir ihn gelten; er folgt seiner Leidenschaft, aber es ist eine männliche; er handelt grausam, arglistig, wie ein Teufel, aber warum sollte es in der Poesie keinen Teufel geben? Dies ist der erste Theil des Romans. Da plötzlich durch eine äußerst originelle Wendung des Dichters werden wir in den zweiten eingeführt. Adolar, ringend mit einem Weibe, das er verführt hat, wird durch einen Schuß, der sie tödtet, seiner Augen beraubt und bleibt hinfort blind. Jetzt trifft ihn die vollste Rache für sein früheres Leben. Seine lüderlichen Bedienten berauben ihn auf der Reise. Hülflos irrt er umher und fällt endlich einem Kuppler in die Hände, der seine schöne Gestalt und seine Blindheit ganz passend zu dem Zweck findet, zu welchem er ihn unterhält. Adolar gibt sich nun wirklich zu diesem männlichen Hetären-Dienst her. Hier hat der Dichter die Linie überschritten; die Noth, selbst die äußerste, rechtfertigt beim Mann die Schande nicht, und diese Situation unsres Helden ist nicht nur abscheulich, sondern sie ist auch unwahrscheinlich, unpsychologisch. Man sage nicht, ein Lasterhafter ist alles fähig. Nein, hier ist der Unterschied der Charakterstärke und des Temperaments entscheidender als der moralische. Es kann sich weit eher ein sehr moralischer, aber schwacher Mensch zu einer den männlichen Charakter entehrenden Handlung zwingen lassen, als ein unmoralischer, aber kräftiger Mensch. Man sah in der französischen Revolution einen der edelsten und reinsten Girondisten, da ihm das Todesurtheil gesprochen wurde, eine sehr schwache Handlung begehn, und Danton, einer der unsittlichsten Menschen jener Zeit, war auch nicht des leisesten Gedankens einer solchen Erniedrigung fähig, sondern starb groß wie Sokrates. Diese mächtigen Naturunterschiede, die weit tiefer gehn als die der Bildung und Grundsätze, diese sollten doch unsre Dichter niemals vergessen.

Schade für die Originalität des Romans, daß er uns durch einen solchen Kloak hindurchführt. Das Ende ist völlig sentimental. Eine Frau, die auf's schrecklichste von Adolar betrogne, zu Ehebruch und sogar Diebstahl verführte Frau, bleibt ihm mitten unter diesen Greueln treu und nimmt sich des Blinden mit sorglicher Liebe an. Es ist viel Kraft, viel Naturwahrheit, auch manche Schönheit in diesem Roman, aber es klebt Schmutz daran, er hat einen übeln Geruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 39. 16. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

59) Barnave. Nach dem Französischen des Julius Janin. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, Brodhag, 1832.

60) Ansichten der Zeit und des Lebens, von Jules Janin. Uebersezt von August Lewald. Erstes und zweites Bändchen. Quedlinburg, Hanewald, 1834.

Janin hat sich sehr schnell kultivirt. Seine ersten Sachen, z. B. der todte Esel und das guillotinirte Mädchen, waren bei viel Schönem widerlich kraß. Das hat er jezt abgelegt, er hat sich die Hände von Gift, Blut und Eiter gewaschen und ist so reinlich wie der schöne Violinspieler von Raphael. Victor Hugo hat den umgekehrten Weg gemacht und ist immer krasser, überspannter, unnatürlicher geworden. Jules Janin muß uns diesseits des Rheins wohl liebenswürdig erscheinen, weil, Rousseau ausgenommen, nie ein französischer Schriftsteller deutscher fühlte und schrieb. Man sagt, er habe sich unsern Callot-Hoffmann und Jean Paul zum Muster genommen; das mag seyn, aber wenn er es gethan hat, so trieb ihn dazu nur eine angeborne Verwandtschaft der Seele, jene süße Wärme und Trunkenheit des Gefühls, jene schwelgerische Phantasie und jene zarte seelenvolle Ironie, jenes spöttische Lächeln eines Engels, wovon freilich nur bei den geistreichsten Deutschen einige seltne Beispiele zu finden sind.

Ueber die ersten Theile des Barnave haben wir schon gesprochen (Literaturblatt 1832. Nr. 127). Die lezten fahren fort, die Intrigue Orleans, Mirabeaus, die eben so brillante als sittenlose Pariser Gesellschaft und die Anfänge der Revolution zu schildern. Der Glanzpunkt des Romans ist die Flucht nach Varennes, nach deren unglücklichem Ausgang Barnave als Bevollmächtigter der Nationalversammlung die königliche Familie und die Königin, die er auf's leidenschaftlichste liebt, in Empfang nimmt. Vielleicht wäre aber auch hier der Roman schöner, wenn der Dichter der Geschichte treuer geblieben wäre. Barnave lernte die Königin erst nach jener Flucht im Wagen kennen und wurde hier erst von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit so gerührt, daß er seine frühern fanatischen Grundsätze aufopferte, um sie zu retten. Und ist diese Ueberraschung der Liebe in der Wirklichkeit nicht poetischer, als das lange leidende Hinschmachten im Roman?

In kleinern Sachen ist Janin ausgezeichneter. Die Ansichten der Zeit und des Lebens enthalten Meisterstücke. Sie sind größtentheils aus seinem contes nouveaux

Digitized by Google

entlehnt. Er selbst sagt über seine Werke: „Der todte Esel ist ein glühender Traum meines zwanzigsten Jahres; eines Alters, in dem man Misanthrop ist, weil man noch nichts anders seyn kann. Die Beichte ist eine neue Beschuldigung gegen die Gewaltthätigkeiten, nicht etwa der christlichen Religion, sondern der katholischen Priester; was wohl nicht dasselbe ist. Barnave ist eine zwar unvollständige aber lebendige Studie, worin man jenen flüchtigen Moment festzuhalten gesucht hat, da die alte Monarchie und das alte Volk sich trennten, um nie wieder sich zu begegnen, oder sich nie wieder zu erkennen; denn so stark hat die Monarchie die Emigration, das Volk der Sieg verändert. Die phantastischen Erzählungen endlich sind literarische Versuche, die größtentheils dazu beigetragen haben, die Revues zu begründen, eine neue Art von periodischer Schrift, die seitdem sehr zugenommen haben. Dies nun sind die ernstesten Erholungen meines kritischen Lebenslaufs." Er schildert darin unter anderm sein eignes Leben. So jung er ist, hat er doch bewährt, was einst Napoleon sagte, als man ihm seine Jugend vorwarf: „auf dem Schlachtfeld wird man schnell alt." Kaum in das Leben eingetreten, werfen ihn die Wellen des politischen Stroms schon wieder zur Seite. Ueber dieses Zuvielleben, das den Völkern am Ende so nachtheilig ist, als das Zuvielregieren, drückt er sich sehr bezeichnend aus: „Ich schlug mich lange Zeit für die Opposition, denn unter den Bourbons war die Opposition der allgemein betretene Pfad. Wenn ich jezt daran denke, so finde ich, daß nie eine Dynastie wie diese angegriffen wurde. — Wir sind jezt gemachte Leute, Schriftsteller in Ansehen, die damals damit anfingen, ein Journal mit Persönlichkeiten zu füllen gegen Alles, was Macht hieß. Eines dieser Journale wurde sehr bald populär. Es hieß Figaro, es war voll Erbitterung und Galle. Alle Tage brachte es neue Sarkasmen, neues Gift. Alles gesellte sich zu uns — wir wurden furchtbar. Jedes Mal, wenn ich diese feurige und unermüdete Polemik wieder zur Hand nehmen will, erschrecke ich selbst über die Geduld, womit der damalige Hof sie ertragen hat. Er brachte dadurch, zu seinem eigenen Nachtheil, der Freiheit der Presse ein großes Opfer. Ich muß jedoch gestehen, daß es ihm nicht möglich war, anders zu handeln. — Uns hielt zu sehr die Meinung, wir waren zu junge Kämpfer, um leicht geschlagen zu werden, und wie hätte man uns wohl Sarkasmen mit Sarkasmen vergelten können? Wir waren alle noch sehr jung, wackere Bursche, alle ohne Ehrgeiz, alle böse ohne Bosheit, und grausam, ohne es zu wissen. Und neben unserm politischen Hasse gaben wir unsere Liebschaften von jedem Tage in unserm köstlichen Pamphlete zum Besten; Alles mußte sich vereinigen, um unser Blatt zu füllen; nicht Einer von uns lebt, der dort nicht sein ganzes Leben beschrieben hätte, und das unterhielt das Publikum, das sich den freien und ganz neuen Eindrücken hingab, da es der alten Journale längst überdrüssig war. Denn unser Beginnen hatte das Eigenthümliche an sich, daß ein neues Journal anfing und die alten zu Grabe gingen. So wie ich da bin, ein Mann von 1801, das schöne Jahr des Glücks und des unerhörtesten Ruhmes, zählt man mich jezt schon zu den ältesten Journalisten in Paris. Auch fühle ich, wie sehr ich schon zurückstehe." Dennoch spricht er so warm von den Bestrebungen der jüngern Presse, wie von seinen eignen.

Einer der schönsten Aufsätze ist der Tod des Herzogs von Reichstadt. Der Prinz entflieht und sucht Frankreich: „Er streckt die Nase dem Winde entgegen, und findet er diesen mild und warm, so sagt er gewiß: hier ist Frankreich! und nun geht geradeaus, wie der Kaiser. — Welche schöne Reise! Mein guter Deutscher ist wieder zum Franzosen geworden. Nur vorwärts! Bei jedem Schritte merkt er auf, ob die Welt noch nicht zittere. Aber die Welt zittert nicht — es bleibt in ihr Alles beim Alten. „Das ist doch seltsam!" meint er. — Da er aber ein guter Prinz ist, beruhigt er sich dabei und denkt: Béranger wird sich wohl geirrt haben. Er geht immer weiter und vergißt Alles, was er gelernt hat, und lernt Alles, was er vergessen sollte; kurz er macht seine Geschichte — die Geschichte Frankreichs — und was für eine Geschichte ist das wohl? Eine Geschichte voller Soldaten und Helden, mit Trommeln und Trompeten und fliegenden Fahnen, ein ewiges Schmettern! er horcht auf — aber kein Schmettern ist vernehmbar! Statt Trommeln und Kriegsgeschrei hört er das Blöken der Heerde. — Frankreich muß noch fern liegen, da er es noch nicht vernimmt, das Frankreich seines Vaters Napoleon! — Er geht weiter. Suche Deines Vaters Frankreich, mein Kind! Suche das kriegerische, das leuchtende Frankreich! Frankreich in Süden und Norden, das Frankreich Italiens und das Frankreich von Moskau — suche! suche! Es war von kürzerer Dauer als Dein Vater; es war schneller dahin als er, und stieß sterbend nicht einmal einen so starken Schrei aus, als Dein Vater, da er starb. — Suche! suche das Kaiserthum Frankreich! Kaum kehrte Dein Vater den Rücken, so warf Frankreich, nicht mehr gehalten durch seinen dämonischen Blick, die Waffen weit — weit weg, und ergriff ein Gebetbuch und betete daraus in schlechtem Latein, das einzige Latein, das ihm verständlich war. Seitdem hat Frankreich nur noch ein einziges Mal Lärm in der Welt gemacht, das war in einem Julimonat mit Pflastersteinen, sonst nichts. — Aber der junge Napoleon geht dennoch vorwärts. — Zur selben Zeit flieht aus dem alten Schlosse von Edinburg ein junger Mensch, der zweite Held unsers Romans. Eines Morgens nimmt er Abschied von seiner Schwester, drückt seine Lippen auf die Hand seiner Mutter und empfiehlt

Digitized by Google

sich dem stumpfsinnigen Greise, der sie Alle an diesen Verwahrungsort gebracht hat, als wären sie junge Verschwender; hierauf betet er an der Thürschwelle, wo seine Tante schläft, und verläßt endlich seine traurende Familie. Nun ist er draußen. Also vorwärts, junger Mensch! entfliehe auch Du Deinen aristokratischen Wächtern, noch aristokratischer, als die des Herrn von Metternich. Vorwärts! Und nun schreitet er hinaus aus dem Jahehundert Ludwigs XIV., aus der Regierung Ludwigs XV., aus der ganzen Periode dieses unumschränkten Königthums, das 89 endete, dessen Geschichte man ihm wahrscheinlich mit eben so vielee Sorgfalt als großen Lobeserhebungen gelehrt hatte. — Vorwärts also, meine jungen Gefährten, Euch Beiden eine glückliche Reise! — Ja! Euch allen Beiden! Wir grüßen Euch herzlich, wir, Eure Brüder! Euch, deren Geburtsfest wir einst so schön begangen haben. — Und so strecken wir ihnen die Arme entgegen! Wir stehen auf der Landstraße, wo sie einherziehen, diese unglücklichen Waisen. Diese beiden Köpfe, geschaffen für so große Kronen, die sie nicht einmal bei ihrer Rückkehr entblößen dürfen, denn weder der Eine, noch der Andere ist groß genug mehr, um das Recht zu haben, ein Volk grüßen zu dürfen. — Sie sehen, wie schön mein Roman wird! Welche Helden, welche Namen, welche Schicksale! Und welche Verschiedenheit darin? Der Kaiser von gestern und der alte König von Jahrhunderten her — Beide werden repräsentirt durch ein verbanntes Kind! Das Kind des Volks, Herrscher durch dies Volk — nun entthront! und das Kind von Gottes Gnaden, ebenfalls entthront! Zwei Jünglinge ohne Zukunft, ohne Vaterland, aller Bürgerrechte beraubt. Veraltete Echos, die nicht mehr befragt werden! gestürzte Götter, die nicht mehr angerufen werden! So jung noch und so greis schon an Erinnerungen! Trümmer von fünfzehn bis achtzehn Jahren! Junge Ruinen, blühend und schön, deren Bartpflaumen noch kein Messer berührte. Der Eine, erst der zweite seines Namens, schon so hinfällig, wie der Andere, welcher der fünfzigste seines Geschlechts ist. — Während nun Napoleon von Ruhm und Siegen träumt, und wie ein junges Roß einherspringt! denkt der ernstere Heinrich, der heiliger erzogen wurde, an sein geliebtes Frankreich und horcht gleichfalls auf. — Ja, das ist Frankreich, meint er. — Er glaubt nämlich, Geläute in der Ferne zu vernehmen, fromme Gesänge, und dazwischen den muntern Hörnerschall in den Wäldern, der zum edeln Waidwerk ruft. Er denkt sich Paläste und Leibeigene, Edelleute, die unumschränkt auf ihren Besitzungen schalten, das ganze alte Frankreich, wie es sein Frankreich war, seitdem es existirte, sein eigenthümliches Königreich, sein gottesfürchtiges, unterwürfiges, leibeigenes, reiches Frankreich, so blühend unter dem weißen Banner, die Lilie seines Hauses, den Lorbeer, hoch überragend, und selbst die Eiche, selbst die ältesten Stämme! So denkt Heinrich, von Priestern erzogen, durch den Telemach erzogen; eine Erziehung, die zu Ludwigs XIV. Zeiten liberal genannt zu werden verdiente, und nun so veraltet erscheint. — Und nicht Eines, nicht das Andere, weder in dem Frankreich, das des Einen Vater erschuf, noch in dem Frankreich, das des Andern Großvater wiederherstellte; nicht Eines, nicht das Andere, was sie mit solcher Gewißheit dort anzutreffen hofften. — Ist es nicht zum Verzweifeln!"

Was er über das achtzehnte Jahrhundert, dieses „selbstsüchtige, manirirte, geistreiche, spöttische Jahrhundert, das sich lautlachend in einen grundlosen Schlund stürzte," was er über die Schriftsteller der geistreichen Verruchtheit vor der Revolution, über Voltaire, über Crebillon und dann wieder über neuere Dichter, Byron, Victor Hugo sagt, ist nicht nur glänzend, sondern auch vor allen Dingen wahr. Janin hat den Instinkt der Wahrheit, und bezeichnet mit einer bei Franzosen seltenen Naivetät die Täuschungen aller Art. Doch spricht er sich über das gegenwärtige Regime mit einer Zurückhaltung aus, die sehr verschieden von seinem Eifer vor der Julirevolution ist. Er liebt das Juste-Milieu vielleicht weniger, als Karln X., aber er spricht nicht viel davon. Er weiß noch nicht, was daraus werden wird, er tadelt Victor Hugo, der sich dazu hergegeben hat, das Gaukelspiel der jüngsten Tage poetisch zu finden; aber er selbst gibt sich keine besondere Mühe, es unpoetisch zu finden und kein neuer Figaro sprüht unerschöpflich seine Witzfunken aus. Er sagt: „Dichter! Die Julirevolution überrascht sie wie ein Wolkenbruch. Sie stehen mit offenen Mäulern, schauen nach oben und sehen nichts! — Von wo kommt der Hagel? — Alle drei genannten Dichter unterlagen der Aufgabe. — Victor Hugo war kaum von Notre-Dame herabgestiegen, die er — ohne es zu wollen — armen Verschwörern bezeichnet hatte; Victor, noch ganz gebeudet von der Höhe, die er verlassen, wollte die Julitage besingen. Heer d'Argout nahm ihn in sein Programm von 1831 auf, und gab ihm darin den besten Platz, das Panthéon; auf mein Wort! nichts Geringeres. Der Dichter sollte nämlich die Trauerode auf die Julitodten machen. Anfänglich fand er das groß und schön. Die Julitodten! das Panthéon! und das Julivolk als Auditorium! Nur vier und zwanzig Stunden waren ihm zu seiner Ode bewilligt, ein glücklicher Umstand für sein Genie. — Doch seine Ode ist ihm gänzlich mißlungen, er hat die schlechtesten Verse darin gemacht, die er jemals machte. Victor Hugo hat also der Julirevolution nicht genügt, und das mußte so kommen, ich wünsche ihm Glück dazu von ganzem Herzen; denn die wahre Poesie eilt den

Digitized by Google

Revolutionen immer voraus, wie Milton neben Cromwell war; die Poesie ist nicht sehr lüstern, Revolutionen zu besingen, die sie nicht selbst hervorrief; und wenn je die Poesie einer Revolution gänzlich fremd war, so ist es die unsrige. Darum preise ich Victor Hugo, daß er dort nicht Dichter war, wo er es nicht seyn konnte. Mußte er denn nicht erdrückt werden von dieser Trauerfeierlichkeit ohne Trauer, von diesem Feste ohne Enthusiasmus, von diesem Panthéon ohne Charakter, ohne Kraft, ohne Glauben, dessen zwanzigmal veränderte und wieder ausgelöschte Inschrift keinen Kredit, weder im Himmel noch auf Erden haben konnte.“ Aber das ist nur ein negatives Verfahren. Er will, man solle nur nicht loben, er fordert noch nicht, daß man verdamme. Diese Toleranz ist eine Folge der frühern Unduldsamkeit, und ein charakteristisches Symptom der jüngsten Stimmung Frankreichs. Beneiden wir die französischen Dichter um ihren Ruhm, um ihr Glück beim Publikum nicht. Es ist doch die erbärmlichste Lage, in die ein Dichter kommen kann, wenn er nicht mehr den Donner der Schlacht und auch nicht mehr das fromme Geläute vom Dom, sondern nur noch das Tröpfeln eines unausstehlichen, unaufhörlichen Landregens vernimmt und unter den „königlichen Regenschirm“ flüchten muß. Die französischen Dichter können sich nicht einmal, wie die deutschen, vom öffentlichen Leben zurückziehen, sie sind wie öffentliche Personen auch nothwendig an den Streit- und Triumphwagen der Politik gespannt und müssen die Niederlagen mitmachen wie die Siege.

Neben den politischen und kritischen Artikeln finden sich bei Janin auch noch reine Herzensergießungen, Scenen aus seinem Leben, „kleine Freuden,“ idyllische Gemälde und Bekenntnisse einer schönen Seele, die nicht liebenswürdiger gedacht werden können, und die ihn nicht dem berechneten, koketten und boshaften Engländer Sterne, den er oft citirt, sondern weit mehr unserm unschuldigen deutschen Hippel und Jean Paul ähnlich machen, denn seine Rührung ist echt, und sein humanes Lächeln von einem Schmerz durchzuckt, der keine Affektation ist. Man könnte ihn den Camille Desmoulins der Julirevolution nennen, so sehr kontrastirt auch sein Herz und seine Bildung mit der Politik, und so liebenswürdig erscheint er in diesem Gegensatz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenznachricht aus Wien.

Das Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, welches Freiherr von Hormayr durch neunzehn Jahre mit eben so vielen Jahrgängen rüstig durchgeführt, welches nach ihm die Herren Hohler und Megerle von Mühlfeld zwei Jahre lang unter dem Titel: Neues Archiv, nach dem Tode des Leztern der nun auch verstorbene Regierungsrath und Bibliothekar der Universitätsbibliothek Ridler unter dem Titel: Oesterreichisches Archiv durch drei Jahre fortgesezt, ist mit dem verflossenen, vier Wochen vor dem Tode des Herausgebers, erloschen. So viel auch die beiden Fortsetzungen in Vergleich mit den ersten neunzehn Bände zu wünschen übrig ließen, so ist das Aufhören desselben doch ein sehr fühlbarer Verlust für die österreichische Literatur, da in Wien neben den kritischen Jahrbüchern der Literatur, der militärischen und polytechnischen Zeitschrift, neben den Journalen für die Fakultätswissenschaften (Rechtskunde, Heilkunde, Theologie und Physik) und neben einem halben Dutzend belletristischer Journale auch nicht Ein Blatt vorhanden ist, in welchem historische Untersuchungen und Arbeiten Platz finden könnten. Zu dem Vorzüglichsten, was die lezten Bände des Archivs geliefert, gehört die vom Florianer Chmel ans Licht gezogene Korrespondenz Eugens und Karls VI. mit Starhemberg, dem Vertheidiger Wiens. Eine interessante Erscheinung ist Herrn v. Hammers neuestes Werk, die Uebersetzung des schönen türkischen Gedichtes: Rose und Nachtigall mit dem türkischen Texte, nicht theurer, ja sogar wohlfeiler als ein Band Gedichte dieses Umfanges (13 Bogen schön gedruckt mit geschmackvollem Umschlage, auf welchem Rose und Nachtigall lithographirt sind) gewöhnlich kostet, was nur dadurch erreicht ward, daß Herr v. Hammer die hundert Dukaten seines vor zwei Jahren zu Berlin gewonnenen Preises, auf den Druck verwandte, so wie er den Ertrag des Verkaufs zu dem Drucke, eines anderen orientalischen Textes bestimmt. Während er auf diese Art in die Fußstapfen des Grafen Rzewuski tritt, auf dessen Kosten vormals die Fundgruben des Orients herausgegeben wurden, und nach seinen Kräften thut, was eigentlich die Sache der Regierung, ist's zu bedauern, daß diese nicht nur die Fundgruben des Orients eingehen ließ, sondern auch dermalen die sogenannte orientalische Akademie, d. h. die Schule für die Bildung von Dolmetschergehülfen, ihrem gänzlichen Verfalle zugehen läßt, indem an die Stelle von Höck zum Direktor ein ehemaliger Professor der Kirchengeschichte Namens Rauscher ernannt worden ist, welcher auch nicht das ABC einer orientalischen Sprache, eben so wenig griechisch versteht, und sich, als er Theologie studirte, selbst vom Hebräischen dispensiren ließ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 40. 18. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

61) Daniel der Steinschneider, oder Werkstatt-Erzählungen von Michel Raymond. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Raymond gehört zu den ausgezeichnetsten Genremalern, und daß er seine Gegenstände aus niedern Regionen gewählt hat, gereicht ihm sehr zum Vortheil in einer Zeit, in welcher die Sujets aus vornehmen Kreisen bereits aufgebraucht oder, um noch originell zu erscheinen, zu jeder Art von Unnatur hinaufgekünstelt sind. Raymonds Manier ist einzig in ihrer Art, er schildert das Stillleben der Kleinbürger, der Handwerker, der Landleute, und zwar nicht idealisirt oder sentimentalisirt, aber auch nicht karrikirt oder ironisirt, sondern natürlich, einfach, streng nach der Wirklichkeit. Nur in den Situationen und Schicksalen, denen er seine erdichteten Personen unterwirft, verräth sich zuweilen der unästhetische Charakterzug unserer Tage, das Haschen nach Effekt, und je natürlicher wir seine Menschen reden und handeln sahen, desto mehr hätten wir gewünscht, daß auch ihre Lage möglichst ungezwungen hätte bleiben können. Der Dichter versteht nicht ganz seine Mittel zu würdigen, was ihm freilich nicht verargt werden kann, weil er sich unwillkührlich nach einem verdorbenen Publikum richtet. Was an seinen Darstellungen wahrhaft entzückend ist, das sind die unbedeutend scheinenden Nebenpartien, die idyllischen Vorgänge in den Entrakts zwischen den tragischen Katastrophen; und gerade diese Katastrophen, der mit Gewalt herbeigezogene Effekt des Schrecklichen lassen uns kalt und zerstören das heitre Bild, das uns von jenen zurückgeblieben. Warum wagt dieser talentvolle Franzose nicht, wie unsre Ulrich Hegner und Bührlen, das Kleinbürgerleben in seiner reinen Eigenthümlichkeit idyllisch aufzufassen, warum holt er sich erst von der verderbten Bühne die mißbrauchten Laster, Gräuel und Effekte des Schreckens?

Die erste Erzählung heißt, „die Frau des Widerspenstigen.“ Der Uebersetzer hätte wohl besser gesagt „des Refraktairs“, denn dann hätten wir gewußt, zu was für einer Gattung von Widerspenstigen der Held der Erzählung gehört. Philipp ist ein widerspenstiger Konscribirter, unter Napoleons Herrschaft; aus Liebe zu seiner jungen Frau, Therese, flieht er und erhält ein sicheres Versteck. Therese aber tritt als Kammermädchen in die Dienste ihrer Milchschwester, einer Pariser Dame, deren Gemahl, ein würdiger Mann, von dem Geheimniß der armen Eheleute unterrichtet ist. Die junge Dame aber, lebenslustig und mit ihrem ernsten

Digitized by Google

und ältlichen Gemahle unzufrieden, läßt sich in ein Liebesverständniß ein. Da vermißt sie auf einmal Thereſen, sie hört, daß dieſelbe krank ſey, sie bemerkt, daß ihr Gemahl dieſelbe beſucht und eine ängſtliche Sorgfalt für ſie an den Tag legt. Dies macht ſie ſtutzig, ſie lauert und entdeckt endlich, daß Thereſe ein neugebornes Kind wiegt. Augenblicklich ergreift ſie dieſe Gelegenheit, ihren Gemahl des Ehebruchs mit Thereſen zu beſchuldigen, und ſie thut es öffentlich, denn ihre Abſicht iſt, dadurch von ihrem Gemahl loszukommen und ſich in völliger Freiheit ihrem jungen Liebhaber in die Arme werfen zu können. Nun beginnt der Kampf der tragiſchen Leidenſchaften. Soll Thereſe auf ihren edeln Gönner einen ſo ſchimpflichen Verdacht wälzen laſſen, oder ſoll ſie durch Entdeckung des wahren Vaters das Verſteck ihres Philipps verrathen? Ihr Gönner will ſeine Ehre für ſie opfern, nun erſcheint aber Philipp ſelbſt und gibt ſich zu erkennen. Die Anweſenden ſind ſo edel, ſeine Wiedererſcheinung zu ignoriren, er wird mit ſeiner Thereſe heimlich nach Deutſchland geſchafft, und kehrt 1813 zurück, um jezt erſt zu beweiſen, daß er wohl ſeinem Vaterlande nicht aber der Eroberungsluſt eines Tyrannen als Soldat haben dienen wollen.

Die zweite Erzählung „das Aushängeſchild" iſt einfacher und ſchöner, eine von jenen Erzählungen, die man nie wieder vergißt, wenn man ſie einmal gehört hat. Am Chatelet in Paris findet man ein kleines Mädchen, das heftig weint und nach ihrem verſchwundnen Führer ſchreit. Ihre Schönheit, ihr Kummer locken eine Menge Zuſchauer herbei. Ein reduzirter Kaffeewirth in der Nachbarſchaft nimmt ſie endlich zu ſich, um dadurch eine Schaar von Gäſten in ſein Haus zu ziehn, und als die polizeilichen Nachforſchungen nach den Eltern des Kindes ohne Erfolg blieben, erklärt der Kaffeewirth mit erheucheltem Mitleid, daß er das Kind adoptiren wolle. Sofort gibt er ſeinem Hauſe ein neues Aushängeſchild mit der Inſchrift: die kleine Waiſe vom Chatelet. Das Kind ſelbſt wird aufgeputzt und in einen kleinen thronartigen Kaſten eingeſchraubt, wo ſie den ganzen Tag von früh bis Abend ſitzen und ſich begaffen und liebkoſen laſſen muß. Sie trägt auf dieſe Weiſe ihren Pflegeeltern eine große Summe ein, doch verlieren ſich am Ende die Gäſte wieder, ſie kommt aus der Mode und der Kaffeewirth verkauft das Haus. Die kleine Claire freut ſich innig, endlich aus ihrem Kaſten herauszukommen; aber wie erſchrickt ſie, als ſie vernimmt, daß der neue Herr des Hauſes ſie mitgekauft hat. Sie weint und jammert, die Gäſte bleiben aus, der neue Hausbeſitzer ſieht, daß er von dem vorigen betrogen worden iſt, und verkauft die kleine Waiſe an einen ſchlechten Schauſpieler. Sie iſt ſchön, talentvoll, ihre Geſchichte rührend und obgleich ſchon früher bekannt, doch ſchon wieder vergeſſen. Man muß ſie aufwärmen. Sogleich wird ein Vaudeville fabrizirt „die Waiſe vom Chatelet," und Claire ſelbſt muß darin auftreten. Sie ſpielt zum Entzücken natürlich und trägt dem Schauſpieldirektor eine große Summe ein. Doch die Mode wechſelt, Claire wird abermals vergeſſen. Man ſtößt ſie aus, und ſie kommt in die grauſamen Hände von Seiltänzern. Bald erſcheint ein großer Anſchlagzettel: „die Waiſe vom Chatelet wird, 7 Jahr alt, ein Solo auf dem Drahte tanzen." Alles ſtrömt zu; das Kind, mit Flittergold geſchmückt, tritt auf, es iſt ängſtlich, ihr roher Herr preſſirt ſie, und — ſie ſtürzt herab. Wir finden ſie mit zerbrochnem Bein im Spital wieder. Eine Dame in ſehr anſtändiger Kleidung beſucht ſie, verſorgt ſie auf's mütterlichſte und nimmt ſie, nachdem ſie hergeſtellt iſt, in ihr Haus. Es iſt eine Penſionsmutter. In den Zeitungen wird von dritter Hand gerühmt, wie großmüthig ſie ſich der armen Waiſe vom Chatelet angenommen habe und darauf hingewieſen, wie vortrefflich ihr Inſtitut ſey. Sie führt ihre Mädchen öffentlich ſpazieren, die hinkende Claire iſt unter ihnen. Man betrachtet ſie mit Theilnahme. Die vornehmſten Eltern beeilen ſich, ihre Töchter in dieſes Penſionat zu geben, das ſich zum Vortheil der Vorſteherin glänzend hebt. Inzwiſchen wird Claire ſtets mit Liebe und Güte behandelt. Nur das fängt ihr an, aufzufallen, daß ſie bei den öffentlichen Prüfungen und Preisvertheilungen, trotz ihres Fleißes und ihrer Talente, ſtets übergangen wird. Sie wagt es, ihre Pflegemutter deshalb zu fragen, dieſe ſucht ihr auszuweichen, ſagt aber endlich, wenn die vornehmen Mädchen jene Preiſe auch nicht verdienten, ſo erhielten ſie ſie doch, weil es ihren Müttern Freude mache. Da antwortete Claire: und ich habe keine Mutter. Dann ſprach ſie nicht ein Wort mehr, ſondern ſank um und ſtarb nach einer langen Krankheit, in der ſie die Lippen zu keinem Lebewohl mehr öffnete. Aber man veranſtaltete ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß. „Es war eine ſchöne Huldigung dem Andenken der Waiſe geweiht. Es war auch ein Schild für die Koſtſchule."

Im zweiten Band finden wir zuerſt eine Erzählung „die Mutter," deren Inhalt den franzöſiſchen Urſprung nicht verläugnen kann. In Deutſchland würde man ſchwerlich einen Heroismus dieſer Art zum Gegenſtand einer Erzählung machen. Dieſe Mutter iſt nämlich eine unglückliche Verführte, die immer tiefer ſinkend endlich zu einer ganz gemeinen Hetäre wurde, aber mitten in dieſem Laſterleben ein edles Gefühl für die früher von ihr geborne Tochter bewahrte, dieſelbe fern von ihr unter fremdem Namen auf's anſtändigſte erziehen läßt und ihren Erwerb, den ſie in ihren ſpätern Jahren als Kupplerin erweitert, einzig zum künftigen Glück ihrer Tochter anlegt. Dieſe Tochter, nichts ahnend von dem

Digitized by Google

abscheulichen Gewerbe der Mutter, lernt diese nur unter dem Namen einer Tante auf Besuchen kennen, und von der edelsten Seite. Ihre treffliche Erziehung und ihre Schönheit erwerben ihr Verehrer. Ein hoffnungsvoller junger Mann wird ihr erklärter Bräutigam. Aber vor der Hochzeit läßt sich derselbe, durch eine lustige Gesellschaft verführt, in nicht mehr ganz nüchternem Zustande in ein zweideutiges Haus schleppen, und erblickt hier als die waltende Hausmutter die nämliche Person, die ihm den Tag darauf als die nächste Anverwandte seiner Braut vorgestellt wird. Man kann sich denken, was für eine Katastrophe nun folgt. Indeß läßt sich der junge Mann durch das traurige Geständniß der Mutter versöhnen, er sieht ein, daß die Tochter außer aller Schuld ist, und unter der Bedingung, daß die Mutter ihr Gewerbe aufgibt und sich nie wieder sehn läßt, und daß die Tochter nie in ihrem Leben erfährt, wer ihre Mutter war, schließt er zuletzt den Bund einer glücklichen Ehe. Diese Geschichte ist eben nicht schön und nur Wahrheit könnte uns mit dieser Abwesenheit der Schönheit versöhnen. Aber ist es wahrscheinlich, daß eine Mutter, die so edler Empfindungen fähig ist, wenn sie zwei gesunde Hände hat, sich auf andere Art ihr Brod zu verdienen, noch ferner Lastern fröhnen wird, deren ganze Schändlichkeit sie erkannt hat und verabscheut?

Die zweite Erzählung dieses Bandes ist unbedeutend. Die erste des dritten Bandes „das Meisterrecht" enthält eine höchst liebenswürdige Schilderung einfacher Menschen, eines jungen Juwelirers, seiner blonden, etwas einfältigen, aber gutmüthigen Geliebten und seiner muntern Schwester, die an einen gemeinen und niederträchtigen Landmann in der Umgegend von Paris verheirathet ist. Alle diese Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, nur die Situationen werden etwas zu grell. Die gräßliche Ermordung des Landmanns stört das heitre Gemälde. Doch trifft dieser Vorwurf nicht den Mordversuch des jungen Juweliers, denn dieser gehört zur Sache. Um seine Genevieve heirathen zu können, arbeitet er heimlich bei Nacht auf eigene Rechnung; aber er wird entdeckt, und die Meister üben strenges Recht an ihm, da er gewagt, sich eine Kundschaft zu machen, ohne selbst Meister zu seyn. Alle verweigern ihm die Arbeit. Dazu kommt, daß seine arme Mutter draußen auf dem Lande, da sein Schwager, der Bauer, nichts für sie thun will, aus dem Hause geworfen werden soll. In der Verzweiflung vergreift er sich an seinem Meister und kommt auf die Galeeren, aber die Revolution, die alle Privilegien und auch die der Meister zerstörte, rettete ihn.

Dann folgt noch eine Erzählung, deren Schauplatz Deutschland ist. Es ist sonderbar, welche Vorstellungen die Franzosen von uns haben. Sie fürchten sich immer vor etwas Moralischem in uns und lassen sich dies auf tausenderlei Art merken, selbst Napoleon hat es sich merken lassen. Und doch, obgleich dieses moralische Etwas, das Schrecken einflößt, wirklich in uns ist, findet sich daneben doch auch wieder so viel vom Gegentheil, daß wir uns beinahe schämen müssen, uns darum so hoch geehrt zu sehn. Raymond nennt seine Erzählung „das Sandkorn" und will damit sagen, daß ein Sandkorn im Stande ist, den mächtigsten Berg in die Luft zu sprengen, wenn jenes moralische Etwas in ihm ist. Sein Held ist ein junger Schlosser in einer kleinen deutschen Residenz. Der erste Minister daselbst steht in einer geheimen Herzensverbindung mit der auf einem Landhause einsam lebenden Fürstin. Man hält ihn dessen nicht für fähig, glaubt aber, daß er eine andere Dame liebe und sucht hinter das Geheimniß zu kommen. Einst ist er wieder bei der Fürstin, als man ihn aufsucht. Sein Sekretair gibt ihm zur rechten Zeit einen Wink, und da er den Spähern die rechte Spur nur verbergen kann, indem er sie auf eine falsche lenkt, so ergreift er gleich die nächste Gelegenheit, tritt in ein Haus, in dessen oberm Stock ein artiges Bürgermädchen, die Schwester des Schlossers wohnt, und gibt einem Kinde Geld, damit es sage, er sey aus diesem Hause getreten. Das Kind zeigt das Geld und erzählt jedem, wer es ihm geschenkt habe, und bald ist es in der ganzen Stadt bekannt, der junge Minister besuche eine Putzmacherin. Er selbst lächelt dazu, vergnügt, daß man ihn nur nicht mit der Fürstin in Verdacht hat. Des Mädchens Bräutigam nimmt die Sache natürlich übel und verläßt sie; ihr cholerischer Bruder will Satisfaktion haben. Aber nun denke man sich, was der französische Dichter aus ihm macht? Man sollte denken, wenn es so recht auf deutsch herginge, so müßte der Schlosser sich mit ein paar hundert Gulden abfinden lassen, oder im schlimmsten Fall so recht subordinationswidrig raisonniren, bis man ihn beim Kopf nähme und ins Loch steckte. Aber nein, der französische Dichter pflanzt jenes moralische Etwas in die Seele des jungen Schlossers, und fügt ihm Klugheit bei. Das Ehrgefühl des einfachen Bürgers ist eine Macht, der kein Minister widerstehen kann. Der beleidigte Bruder läßt seinen Feind nicht mehr aus den Augen, belauert jeden seiner Tritte, entdeckt endlich sein Geheimniß, dringt bis in das Boudoir der Fürstin, überrascht ihn und zwingt ihm eine Ehrenerklärung für seine Schwester ab, ja stürzt ihn völlig.

62) Meister Jacobs Söhne. Frei nach dem Französischen des Victor Ducange, von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ein recht guter Roman. Ducange hat Vieles mit Raymond gemein. Auch er sucht seine Bilder möglichst

Digitized by Google

treu aus dem Leben zu schöpfen. Die rührende Erscheinung eines schönen, aber äußerst armen Mädchens führt uns in den Roman. Wir begleiten sie an das Krankenbett ihres Vaters, eines Gardeoffiziers der hundert Tage, der bei Waterloo sein Bein, seinen Dienst und jede Aussicht auf Pension verlor. Er wäre vielleicht mitten in Paris verhungert, wenn eine kleine schwarze verkrüppelte Nonne nicht auf seine Tochter aufmerksam geworden wäre und sich seiner angenommen hätte. So wurde er hergestellt, und suchte sich nun, da er als Sohn eines Webers nichts anderes gelernt hatte, als ein ehrlicher Leineweber sein Brod zu verdienen. So sehn wir ihn, geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion, und mit seinem Heldengesicht hinter dem Webstuhl sitzen. Seine Tochter, die ausgezeichnetes Talent zur Malerei besitzt, nimmt bei einem berühmten Porträtmaler Unterricht und macht große Fortschritte. Ein wohlhabender junger Mann wirbt um ihre Hand und zulezt macht man die angenehme Entdeckung, daß der Porträtmaler des Kapitäns Bruder ist. Beide Brüder waren in ihrer Jugend von ihrem tyrannischen Vater hart mißhandelt worden, der ältere war entflohen, Soldat geworden und fand nun, nach mannichfachem Schicksalswechsel seinen Bruder wieder. Die Sprache, in der diese freundliche Geschichte geschrieben ist, wird zwar zuweilen etwas ausführlich in der Art des Walter Scott, malt aber bei dieser Genauigkeit sehr harmonisch. Die sämmtlichen Charaktere sind trefflich hervorgehoben und gehalten und die Schicksale entwickeln sich natürlich auseinander. Der rauhe und doch anstandsvolle, sogar galante Krieger und die alte buckliche und gnomenhafte Nonne bilden insonderheit einen sehr originellen Kontrast.

63) Don Pedros Rache. Eine Geschichte aus den Zeiten Pedros des Grausamen. Nach Mortonvals „Martin Gil“ aus dem Französischen übersezt durch L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

64) Der Graf von Villamajor, oder Spanien unter Karl dem Vierten. Von Demselben, Daselbst. Vier Theile.

Den Franzosen, als dem lebhaftesten der civilisirten Völker, steht die bequeme und breite Manier der englischen Romanschreiber am wenigsten gut an; indeß ist es interessant, zu sehen, wie die Moden ihre Reisen um die Welt machen und wie man um der Mode willen auch das Heterogenste adoptirt. Sehn wir nicht sehr hochherzige Schönheiten jezt allgemein die Mode der Plusärmel mitmachen, obgleich diese Mode von einer Dame erfunden wurde, die dadurch den Mangel ihres Busens verstecken wollte? Warum sollte der geistreiche und gewandte Franzose nicht einmal aus Modenarrheit den langweiligen Engländer spielen wollen? Haben doch vor beinahe hundert Jahren auch die Engländer einmal so frivole Springinsfelde gespielt, wie die Franzosen, und Pope wollte ein kleiner Voltaire seyn. Warum sollte nicht jezt Mortouval ein kleiner Walter Scott seyn wollen?

Don Pedro, der bekannte Grausame, wüthet hier vier Bände lang gegen seine Gemahlin, die schöne Blanche von Bourbon, gegen seinen Bruder und gegen seine Maitresse. Martin Gil spielt die abgedroschene Rolle des mysteriösen Vertrauten und Deus ex machina, der allein Alles weiß, überall dazwischenfährt und mit dem Schicksal in Compagnie getreten ist, wie dergleichen in fast allen neuen englischen Romanen vorkommen. Man denke sich diesen Mann in folgender Situation. Er war der frühere Geliebte Marias, der königlichen Maitresse, und hat von ihr einen Sohn. Eben dieses Kind gibt Maria für die Frucht einer ehebrecherischen Verbindung der Königin mit des Königs Bruder aus. Nun wüthet der König gegen das Kind, aber Martin tritt dazwischen und reklamirt es als das seinige; gleichwohl aber will er die Mutter nicht verrathen, aus Großmuth, bis sie entdeckt wird, und nun wüthet der König wieder gegen seine Maitresse ꝛc. Und mit diesem bis zur tödtlichsten Langweiligkeit ausgedehnten Lug und Trug, Zank und Toben sind wohlgezählt vier Bände angefüllt.

Nicht weniger gedehnt, an historischem Interesse sogar noch weit ärmer, ist der Graf von Villamajor, in dessen vier Bänden sich aber doch einige artige Schilderungen spanischer Natur und Sitte verloren haben. Don Matias, der wirkliche Graf von Villamajor, spielt hier eine ähnliche Rolle als mysteriöser Vertrauter, wie in dem vorigen Roman Martin Gil. Ihm gegenüber steht Perez, der falsche Graf, als Intrigant, dazwischen ein junger Edelmann, Don Fernando, dessen Arglosigkeit Perez mißbraucht. Am Ende endet Alles gut mit einer Doppelheirath; aber das Interesse an der Intrigue ist zu kurz für vier Bände. Hübsch, obwohl auch zu langgedehnt, ist die Unterhaltung eines Eseltreibers mit seiner Mauleselin, die er höflich und galant als Capitana anredet, zulezt aber, da die Artigkeit nichts verschlägt, mit Fluchen und Hieben regalirt. Auch die Schilderung eines Ueberfalls zweier ländlicher Mädchen und die einer Jagd Karls IV. zeichnen sich durch ihre Färbung von den übrigen Longueurs aus.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 41. 21. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

65) Viel Lärmen um Nichts, von Joseph Frhr. von Eichendorff, und: die mehrern Wehmüller und ungarische Nationalgesichter von Clemens Brentano. Zwei Novellen. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833.

Bei Darstellungen, wie die vorliegende des Herrn von Eichendorff ist, begreift man den Werth des Einfachen in der Poesie. Kommt zu der phantastischen Schwelgerei der modernen Romantik noch die Verkunst der Ironie hinzu, daß der Leser möglichst wenig weiß, woran er ist, daß er gezwungen wird, hinter dem Unbedeutenden etwas Bedeutendes zu suchen, und dann wieder mit dem Bedeutenden spielen sieht, so wird aus der Poesie, die immer nur wohlthun soll, ein marternder Kitzel und man bekommt einen wahren Heißhunger nach der ordinärsten Prosa. Die zweite Novelle, von Clemens Brentano, hat eine schärfere Physiognomie. Die Erfindung ist zwar nicht neu, denn Doppelgänger und Verwechslungen einer Person mit der andern sind etwas Alltägliches auf der Bühne wie in den Romanen, doch die Behandlung in dieser Novelle ist originell und höchst geistreich. Man fühlt sich bald zu Jean Paul, bald zu Arnim versetzt. Die Hauptfigur, der verwechselte Maler Wehmüller, ist dem Quitus Firlein, Schmelzle und solchen liebenswürdigen Figuren Jean Pauls nahe verwandt; die ungarischen Dekorationen und Nebenfiguren aber, und die eingestreuten höchst phantastischen Episoden, erinnern an die anmuthigsten Erzählungen Arnims, dessen Geistverwandter Clemens Brentano immer gewesen ist.

66) Grimmenthal. Romantisches Zeitbild aus dem 16ten Jahrhundert von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring, 1833.

Die wunderbare Rettung eines Ritters durch ein Marienbild veranlaßt die Stiftung einer Kapelle und eines prächtigen Klosters, das aber in der bald darauf folgenden Reformation wieder zerstört wird. Diese einfache Geschichte hat der Verfasser theils durch den Kontrast der altkatholischen Romantik mit dem bilderstürmenden Protestantismus, theils durch die in den Vordergrund gestellten zwei Brüder belebt, von denen der eine Mönch und Maler, der andere Dichter ist. Der letztere arbeitet an einem Gedicht, der Beschreibung einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe, die dem Text eingeflochten ist, und auf's Neue des Verfassers ausgezeichnetes Talent für den Vers bewährt. Wir geben einige Stellen:

Digitized by Google

„Italien, du zauberische Ferne! Wie leuchten deine Silberblüthensterne, du warmer, lenzgeküßter, schöner Süd! Der Mandelbaum, die Aprikose blüht, und deines Himmels duft'ge Bläue glüht wie Lust und Sehnsucht ob der Wandrer Pfade. Das offene Trient empfängt der Pilgerschaar, vom Volk umdrängt, und Freude waltet unbeschränkt und heitre Fahrt verheißt des Himmels Gnade. Wie gen Verona sie das Saumroß trug, naht der Podesta schon im stolzen Zug, die Gäste zu begrüßen, zu bewirthen. Veronas Volk umjubelte die Herrn, doch stumm und ernst, wie ein erloschner Stern, lag des berühmten Dieterichs von Bern einsames Trümmerschloß, umgrünt von Tar und Myrten. — Nun von Florenz aus weiter zogen Jene zum schönen hochgelegenen Siene, deß Marmor-Dom voll prächt'ges Bildwerk steht, wo frisch die Luft, durchwürzt von Blüthen weht, und wo die Zier der schönsten Frauen geht. Drauf kamen sie zur Stadt Acquapendente; durchwanderten Viterbia, berührten kaum Romulia und rasteten in Thubika, dann nahm die Pilgerfahrt ein kurzes Ende. Denn nun begrüßten sie das ewige Rom; zum blauen Himmel ragt Sankt Peters Dom, und viele Herren kamen schon entgegen. Wohl bei fünfhundert Rosse stark die Schaar der Kardinäle mit Gefolge war, Bischöfe brachten Huldigungen dar, und brachten meinem Herrn des heiligen Vaters Segen. — O Rom, Du Stadt der Wunder und Gedichte, Du Riesenpyramide der Geschichte, Dich feiert würdig ja kein ird'scher Sang, Weltkönigin im Sonnenuntergang! Du ehrtest meinen Herrn mit Waffenklang. Es öffnen weit sich des Turnierhofs Schranken. Wie leuchtet der Gewänder Stat, Roms Ritter tragen Inkarnat, Roßdecken sind von Damaskat! Fürst Wilhelm sizt im Sattel ohne Wanken. — Die Fürsten treten in den Vatikan, der heilige Vater nimmt sie freundlich an, mit seinem Segen will er sie begleiten. Mein Herr und Held besah die Stadt der Welt, weit hingebreitet unterm Himmelszelt, die über alle Städte hochgestellt, und schied und grüßte scheidend noch zurück vom Weiten. — O Palästina, reich an heil'gen Städten, durchzogen von der Berge steilen Ketten, und durch Erinnerungen hehr und groß. Wer Dich erschaut, dem fiel ein seliges Loos; Du bist die Wunderrose Jericho's, die längst erstarb und wieder blüht, befeuchtet. Es ist der Glaube, der Dich weiht, Du Bilderschrift der alten Zeit, er strahlte voller Herrlichkeit als Stern, der über Bethlehem geleuchtet. Arimathia ward der Pilger Gruß, von steiler Berghöh grüßte Emaus, im Duft der Ferne sehn sie Thürme schimmern. Getrost, nun werden enden Angst und Qual, zur Rechten schattet Mamre's Palmenthal, zur Linken ruht im Abendsonnenstrahl die Pracht Jerusalems, begraben unter Trümmern.“ Auch die Marialieder, die in diesem Roman eingestreut sind, zeugen von der Gefühlsinnigkeit und dem romantischen Sinn des Verfassers.

67) Die Pietistin. Novelle von H. G. Zehner. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

68) Der gespenstische Schwede. Von Demselben. Hanau, Kbuig, 1833.

69) Kornblumen. Gesammelte Novellen von Demselben. Hanau, Edler, 1834.

Herr Zehner besizt ein äußerst warmes Gefühl und viel malerische Einbildungskraft. Doch neigt sich sein Talent mehr zum Idyllischen, als Heroischen. Eine sanfte Seele, Glück in Ruhe, Stilleben, Rührung und Wehmuth zu schildern gelingt ihm vortrefflich. Er ist darin nahe mit Hippel, doch nur mit dessen sentimentaler Seite verwandt, wie folgende Probe beweisen mag: „Am Südostrande des Dörfchens Roßbach stand ein Häuschen einsam allein; das Häuschen war strohbedeckt gleich den Häusern der reichsten Bauern damaliger Zeit; doch hatte es kein Giebelstübchen, mithin auch kein Giebelfensterchen, hatte im Ganzen nur Ein Stübchen mit zwei Fensterchen gen Osten und Westen, vielleicht, wie mein Coccejusjünger meint, damit die Insassen oder Insungrer stets an den hungernden Morgen und an den sättigenden oder „hungerlösenden“ Abend — homerisch zu reden — denken möchten. In dem Stübchen des Häuschens stand Ein breites Stollenbett — der Coccejaner maß dessen Breite auf vier Schuh und fand den Cubus strohgefüttert — dessen Länge fand er im Maßstabe Teutobochs, das Unterbett voll Hühner-, Tauben-, Entenfedern, aber für ein elegisches Parallelogramm von 2⅔ Fuß Breite und 8 Fuß Länge. Und da der Coccejaner zugleich ein „physikalisches“ Gehör besaß, so hatte er aus dem Rausch- und Raschelklang des Pfühls, dort Pülv genannt, auf erbsenleeren Strohbestand besagten Pülvs geschlossen. In dem Ost-, Licht- und Trostwinkel rechter Hand, nach Heiligkreuz hin, stand ein Eichentischchen, welches im waffenstillstandlosen Kampf mit den Würmern ein Bein verloren und sein Daseyn eben so durch Anlehnen an die feste Wand gerettet hatte, wie laut der Erfahrung noch heutzutage geiststützenlose Nominalgeister — arabisch-scholastisch zu reden — als geistige Kümmerer in den Thiergärten des Staats sich an ministerielle Ureichen lehnen. In dem westlichen, dem Ruhewinkel, stand ein hölzerner, jezt einlehniger Stuhl, dessen linke Lehne der Auf- oder Insasse eine Reihe von Jahren hindurch mochte hinweggeschlummert haben, so wie er offenbar in die nackte Lehmwand linker Hand eine rührende Concave durch das Hinterhaupt hineingeschlummert hatte. Neben dem Sessel klaffte, offendeckig, eine „Lippe“, wie das Landvolk der Rhön die inwendig

Digitized by Google

wohlverharzten, hölzernen Trinkgeschirre nennt. Vor dem Stollenbette schlief ein weißvließiges Schaf, auf dessen Hals ein halbwacher, zottiger, weiß und schwarz gefleckter Bastardspitz die Schnauze wiegte, während ein schwarzer Kater den dicken Kopf von dem Pulsschlag des Hundes schaukeln ließ, ein silbersteruiger Staar auf der „Spanthaise" festere Stellung auf dem Einen Beine suchte, und ein Rothbrüstchen unter dem Bett behaglich vor dem Einschlafen die Federn zum lezten Mal spreizte und schüttelte, während gen Norden des Stübchens vor einem gußeisenen Gekreuzigten eine Greisin und ein Kind — beteten."

Es ist Schade, daß Herr Zehner nicht durchaus Gegenstände gewählt hat, die sich für die bestimmte Art seines Talentes eignen. Er sollte bei der modernen deutschen Idylle stehen bleiben, wie Jean Paul, sich aber nicht in die Romantik und in den historischen Roman verirren. Er führt uns in seinen Novellen zu den Türken, zu den Braminen, zu den Negern und läßt diese Leute mit deutscher Gemüthlichkeit, Innigkeit, Thränenseligkeit sprechen. Das ist doch gar zu sehr gegen das Kostüm angestoßen. Jede Zeit, jede Nation, jede Lokalität will in ihrer Wahrheit aufgefaßt seyn. Die sentimentale Phraseologie taugt am allerwenigsten nach Asien und Afrika. In der arabischen und persischen Poesie finden wir viel Rührendes, aber die unglücklichen Liebenden oder Heiden drücken sich in dieser Poesie wohl zuweilen schwülstig in Bildern, doch nie sentimental aus. Ihr Schmerz ist trocken. Wer kann gefühlvoller seyn, als der Jude, aber eine klassische Ruhe beherrscht ihn auch in der seligsten Empfindung, und er verfällt nie in den sentimentalen Jammer. Die Neger vollends, was kann naiver seyn als sie? Bei solchen Darstellungen ist die strengste Objektivität unerläßlich. Je ferner die Nationalität der vom Dichter dargestellten Person dem Dichter selber steht, desto gewissenhafter muß er es vermeiden, dieser Person seine Empfindungsweise aufzudrängen. Orientalische Prinzen, welche schmachten wie deutsche Hofmeister und Kandidaten; Negerinnen, welche bei aller Nacktheit und Schwärze von so „holdigster Sanftmuth und züchtigster Jungfräulichkeit", so edel und beinahe so gebildet sind, wie deutsche Professorentöchter, solche Figuren werden immer unnatürlich bleiben und die beabsichtigte Wirkung, zu reizen, verfehlen. Wenn es widersinnig ist, eine Negerin mit „kleinen Lippen" zu malen, wie hier im ersten Band der Novellen Seite 97 geschieht, so ist es noch widersinniger, sie mit deutscher Sentimentalität kokettiren zu lassen. Wie konnte Herr Zehner, der so viel Sinn und Blick für die Natur hat, der ihr so freundliche Bilder entlehnt, auf der andern Seite die Natur wieder so sehr verkennen?

70) Erzählungen von Dr. Joseph Nürnberger. Erstes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1834.

Vier Erzählungen. Drei davon, der Geisterseher, die Ahnung und der Astrolog gehören dem schauerlichen Gebiet an, auf welches ihre Titel hinweisen. „Die erste Liebe" endigt zwar auf eine so tragische Weise, daß der erste heitre Eindruck dieser Novelle getrübt wird, und wir hätten gewünscht, der Ausgang wäre eine Hochzeit gewesen; immerhin aber ist diese Erzählung die schönste und es bewährt sich auch hier wieder, wie Darstellungen, die unmittelbar aus dem Leben, aus eigner Erfahrung entnommen scheinen, um so viel mehr ansprechen, als Erfindungen. Selbst wenn die leztern reichern Farbenschmuck zeigen, fehlt ihnen so oft jene Grazie der unmittelbaren Naturwahrheit, die uns allemal poetisch rührt, mögen wir sie nun in einem Gedicht oder in einer bloßen Reisebeschreibung finden. Der Erzähler war Postmeister in M., fand die von einem französischen General aus Versehn zurückgelassene, mit wichtigen Papieren angefüllte Brieftasche, schwankte einen Augenblick, ob er sie behalten, der Behörde anzeigen, vielleicht einen großen Lohn dafür einernten, oder ob er sie ehrlich zurückgeben sollte, entschloß sich aber rasch zu dem leztern, jagte dem General, der schon weit voraus war, mit verhängtem Zügel nach, holte ihn endlich ein, wurde von ihm auf die nächste Station mitgenommen, wo sie fröhlich zusammen trinken wollten, verlor aber vorher ein Rad am Wagen, mußte in einem am Wege stehenden Försterhaus einkehren und lernte hier eine liebenswürdige Familie und das Mädchen kennen, das seine erste Liebe war, und die ihn durch eine glückliche Heirath für seine Ehrlichkeit belohnt haben würde, wenn diese poetische Gerechtigkeit nicht durch andere Unglücksfälle verkürzt worden wäre. Diese sehr artige Erzählung hätte wahrlich einen fröhlichern Schluß verdient, sie hätte ganz Idylle bleiben sollen.

71) Kleine Erzählungen von Bulwer, Lady Blessington und S. C. Hall. Uebersezt von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1834.

In den kleinen Erzählungen sind die Engländer gewöhnlich noch geschmackvoller, als in den dickbändigen Romanen, weil sich der Geist mehr centriren muß. Auch verstehn sie sich, wie ihre Taschenbuchserzählungen jedes Jahr von neuem beweisen, vortrefflich auf die Kunst, ein kleines Bild einzurahmen. In der vorliegenden Sammlung zeichnen sich nur drei Erzählungen besonders aus: „die Freunde" von Bulwer, eine Ehebruchsgeschichte mit einigen guten Charakterschilderungen, das „irländische Mährchen" der Mißreß Hall durch seine zarte

Digitized by Google

Blumenphantasie, und „Rebecka", die ächt romantische Geschichte eines schönen Judenmädchens. Ein Ritter, der sie heimlich besucht, wird von ihrem Vater umgebracht. Der Mörder flieht, sie wird ergriffen und gibt, um ihren Vater zu retten, sich selbst als die Thäterin an. Nur an die Wiedervereinigung mit ihrem Geliebten denkend, besteigt sie ohne Klage den Holzstoß und wird lebendig verbrannt. Zu spät kommt ihr Vater an, um sie zu retten.

72) Der alte Soufleur. Eine Novelle von Wilhelm Marsano. Halberstadt, Brüggemann. Leipzig, Wigand, 1831.

73) Die unheimlichen Gäste. Novelle von Demselben. Leipzig, Brüggemann, 1832.

In der ersten Novelle ist die seichte Kunstunterhaltung der sich gebildet dünkenden Leute sehr gut persiflirt. „Der Heldenspieler wurde zum Deklamiren aufgefordert. Dieser entschuldigt sich, daß er nichts auswendig wisse — nicht bei voller Stimme sey u. s. w. Es half nichts, er mußte dran. Da trat er, majestätisch um sich blickend, wie ein Löwe, vor, machte drei Verbeugungen und begann: Der Taucher, eine Ballade von Friedrich von Schiller. — Ein allgemeines: Stl ertönte — eine Todtenstille trat ein. — Wenn Du gemüthlicher Leser schon jemals bei dergleichen Soiree's zugegen warst, so wirst Du erkennen, welcher Selbstverläugnung es bedarf, um den Jammer solcher Minuten zu ertragen, wo ein, in Schwarz gekleideter Mann in der Mitte des Zimmers steht, und deklamirt. — Sie gehören für mich zu den schmeezlichsten meines Lebens. — Ich hatte indessen genug Stoff zum Nachdenken, und so kamen denn endlich die Schlußworte der Deklamation. — Der Aesthetische umarmte den Heldenspieler, und lobte ihn ungemein. Der Balletmeister schien etwas sehr Kluges sagen zu wollen. Der Custos bewunderte die Haltung des Deklamators, vorzüglich bei den Worten, wo die Prinzessin sich über den Rand des Felsens herabbeugt, und wo der Deklamator, um das Wahre seiner Darstellung zu erhöhen, sichtlich geschwankt habe, wie vom geheimen Schwindel ergriffen. Der Geognost aber, der Glücklichste von Allen, war in der Ecke des Sofa's selig entschlummert, und bedauerte beim Erwachen kläglich, daß die Ballade so kurz sey. — Nun trat Hortensie ans Pianoforte und begann die große Arie der Semiramis, und zwar, wie es uns verkündet wurde: von ihr vermehrt und verbessert. Bei allen Rouladen rollten ihre Augen, Beifall suchend, im Saale umher, bei jedem Triller trillerte ihr ganzer Körper mit, bei jeder Couronne wanderte sie in allen italienischen Opern umher, und nahm gleich überall mit, was sie brauchen konnte ꝛc." Das Gegenbild gegen diese Kunstnarren ist dann die schöne und einfache Tochter eines alten Soufleurs.

Die zweite Novelle ist bei weitem nicht so unterhaltend. Eine edle Dame wird unwissend mit einem Räuber und Verbrecher vermählt, der aber doch auch noch à la Hugo Derlindur eine noble Seite blicken läßt und dem sie zuletzt verzeiht. Das sind abgedroschene Sachen. Auch der Styl ist vernachläßigt. Was ist das für eine affektirte Alterthümlichkeit, z. B. „Der Graf, der Gertruden obwegen ihrer absonderlichen Schönheit zum ehelichen Gespons sich erkiesen ꝛc, die Bürger, die derlei Künste sondeelich liebten ꝛc. (Seite 12 und 13)." Und in diesem Styl bleibt sich der Verfasser nicht einmal treu.

74) Russische Bibliothek für Deutsche. Von Karl von Knorring. Erstes Heft. Lindfors in Reval.

Simeon Kirdiara, eine Begebenheit aus der russischen Vorzeit und zwar aus der Zeit des Timurs und seines Einfalls in Rußland, verfaßt von Polewoy. Dann die drei Gürtel, ein russisches Mährchen von Schukowsky. Das letztere ist anziehender als die erste heroische Erzählung. Drei Schwestern, Peresweta und Miroslawa schön, die dritte, Ludmilla, häßlich, gingen spazieren und sahen ein altes Weib am Wege schlafen. Die ersten beiden lachten, die sanfte Ludmilla aber sagte: laßt uns ihr eine Hütte flechten, daß sie im Schatten ruhig schlafe. Als darauf die Alte aufwachte, dankte sie den Mädchen und schenkte ihnen drei Gürtel. Ludmilla erhielt den einfachsten, der aber die Gabe besaß, ihr alle Herzen zu gewinnen. Fürst Swiatoslaw von Kiow verliebt sich in sie, und ihrem Glück scheint nichts mehr zu fehlen. Aber die neidischen Schwestern merken, daß ihr Glück eine Wirkung des Gürtels sey, putzen sie, schmeicheln ihr, wecken in ihe, die nur an ihre Liebe denkt, zum ersten Mal das Gefühl weiblicher Eitelkeit und bringen sie dahin, den schlechten Gürtel mit einem schönern zu vertauschen. Aber von diesem Augenblick an sind alle Herzen von ihr abgewandt, fehlt ihr jede Liebenswürdigkeit, der Fürst will sie nicht wiedererkennen und schon will sie verzweifeln, als die alte Zauberin wiedererscheint und ihr den Gürtel zurückbringt, um den sich unterdeß ihre neidischen Schwestern gerauft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 42. 23. April 1834.

Romane und Novellen.

(Fortsetzung.)

75) Malers Traum. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1832.

Der sehr viel schreibende Verfasser hat hier einmal höhern Flug gewagt und seinem Maler allerlei philosophisch-ästhetische Lebensansichten in den Mund gelegt. Anfangs glauben wir zwar keinen Franz Sternbald, aber doch so eine Art von Ardinghello vor uns zu haben, denn der Maler geräth oft in Eifer, und will mit seinem Pinsel die ganze Welt neu anstreichen. Man denke sich, wie er dem als über die Maßen edel und keusch geschilderten Fräulein Dorothea gegenüber sitzt und ihr eine Vorlesung über die Vorzüge der Nacktheit vor der Bekleidung hält. „Wie nun Ueberbildung, ein krankhaftes, durch Verzärtelung und böse Heimlichkeitskrämerei erzeugtes Schaamgefühl, klimatische Verhältnisse, die nachtheilige Einwirkung mancher schwachen und fehlerhaften Dogmen einer übrigens trefflichen Religion — wenn sie nur mit der Zeit wäre fortgebildet worden — verkehrte und schädliche Gesetze, von den Despoten nur zu ihrer Erhaltung gegeben, das Meisterstück Gottes schmählich herabgewürdigt haben, so ist auch die Kunst, dasselbe bildlich auf der Leinwand darzustellen, mittelbar durch alle jene Dinge mitherabgewürdigt worden und hat sich, tief und tiefer sinkend, meist nur noch als Fertigkeit erhalten, ein gleichgültiges Gesicht gleichgültig abzukonterfeien. Wo denn, ich bitte Sie, hätte das eminent'ste Talent Gelegenheit, die bildende Natur in der höchsten Schönheit ihrer Meisterschöpfungen zu belauschen?“ Nun beschwert er sich weiter über die pruden Alltagsweiber, die gegen solche Belauschungen etwas einzuwenden haben, und fährt fort: „Aber Gottlob! es gibt noch viel' edle Seelen, und ich kenne Frauen ꝛc. Ja, Dorothea, warum soll ich es Ihnen nicht sagen ꝛc.“ Und was antwortet die sittige Dorothea? „Es kann mir nur höchst erfreulich seyn, diese Versicherung aus dem Munde eines Mannes zu hören, der meine ganze Hochachtung schon besaß, eh' ich ihn persönlich kannte,“ versetzte Dorothea mit einer lieblichen Röthe auf den bleichen Wangen und einem milden Strahl aus den dunkeln Augen auf den Maler, „und für den die Hochachtung sich bis zur Bewunderung steigerte, seit ich ihn auch persönlich kenne,“ setzte sie leiser und mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „wenn ich auch nicht die Stärke des Geistes besitze, all' seinen kühnen Ideen zu folgen.“ — „Sie beschämen mich, Fräulein,“ sagte der Maler, „doch Ihre Worte thun mir dabei unendlich wohl und lassen mich einen Freundschaftsbund zwischen uns hoffen, der seinen Theil zur

Digitized by Google

Besserung des Menschengeschlechts beitragen soll. Lassen Sie uns in unserm Kreise vereint wirken und schaffen, die unverdorbenen Landbewohner belehren und bilden und die empfänglichen Gemüther unsrer Gesellschaft weiter führen.“ Und wohin führen? Der Maler kommt gleich wieder auf die Nuditäten zurück. „Jezt wollte ich Ihnen kurz nur so Viel bemerken, daß das höchste Studium des Malers stets die Schönheit des menschlichen Körpers ist und bleibt. Fleisch malen, weiches, wolliges, schwellendes Fleisch mit seinem Leben, seiner wahren Farbe und Natürlichkeit, so, wie es sich um Brust und Hüften eines kräftigen Jünglings, einer blühenden, vollen Jungfrau wie üppige Rosenknospen aufbläht, aufkeimt, aufblüht, entfaltet und in schwellender Umspannung wölbt, solches Fleisch malen, solchen Körper malen, das ist die höchste und schönste Aufgabe der Künstlerhand ꝛc.“ Es fällt dem Verfasser auch nicht von fern ein, daß diese Vorlesung das arme Fräulein erröthen machen könnte. Nein, sie sizt mit offnem Munde da, und bewundert nur den edeln, den genialen Weltverbesserer. So krasse Gemeinheiten, in Sentimentalität und sogar Schwärmerei getaucht, können nur in unserm allseitigen Deutschland geschrieben werden.

Man sollte nun denken, der Maler und seine Anbeterin werden ihren Bund schließen. Aber nein; der Maler buhlt erst mit ihrer verheiratheten Schwester, und geht dann mit ihrem Bruder zu der Braut desselben. Auch diese ist nicht vor ihm sicher. Er ist mondsüchtig, sie ist mondsüchtig, sie gehören also zusammen und der Bruder wird vergessen. Sie spazieren ganz lustig zusammen im Mondschein auf dem Dache des künftigen Schwiegerpapas und stürzen herunter. Rosa, die Braut, bricht den Hals, der Maler kommt aber glücklich davon, weil er noch ferner im Roman gebraucht wird. Man erfährt, er sey ein Findelkind und eigentlich Rosas Bruder; ihr gemeinschaftlicher Vater, ein wahnsinniger alter Sünder, spricht einen fürchterlichen Fluch aus, nicht über den Mörder, sondern nur über des Mörders — Pinsel. Weil Rosa, nachdem sie der Maler gemalt, vom Dache gestürzt, soll er keine wieder malen, ohne daß die Gemalte gleichfalls untergehe. Und siehe da, der Fluch erfüllt sich, denn obgleich der Maler ganz einfach bloß keine Frauenzimmer mehr zu malen brauchte, so malt er doch ungenirt immerfort. Es geht ja nicht seine eigene Haut an, die armen Weiber mögen immerhin drauf gehn. Also wird gemalt Emilie, die zweite Braut seines Freundes, und stirbt; wird gemalt Charlotte, die verheirathete Schwester, und stirbt; wird gemalt Dorothea, die alte Geliebte, zu der er zurückkehrt, und stirbt; wird gemalt Bertha, die dritte Schwester, und stirbt.

Und solcher abscheuliche Unsinn, mit der brutalsten Sentimentalität vorgetragen, sollte Theilnahme beim deutschen Publikum finden? Wenn doch ein Wiener Poet sich des komischen Stoffes bemächtigte und einen verzauberten Pinsel auf das Leopoldstädter Theater brächte, so hätte man doch einen Humor davon.

76) Taschenbuch für die elegante Welt, auf das Jahr 1834. Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unsrer Zeit, romantisch bearbeitet von Isidor. Magdeburg, Rubach, 1834.

Da hat einer Byrons Leben romantisch bearbeitet. Was ist das für ein Ding, eine romantische Bearbeitung? Etwa eine Sauce von Ausrufungszeichen, in welcher hier des Dichters Leben schwimmt wie im Schnittlauch? War denn die einfache Geschichte des Dichters nicht schon romantisch genug, und war er nicht zum Ueberfluß selbst ein romantischer Dichter, um durch Dichtung reichlich zu ersetzen, was seiner Wahrheit etwa noch an Romantik mangelte? Bedurfte es eines sentimentalen deutschen Isidors, um da noch etwas zu verschönern? Nicht doch, im Gegentheil, Byrons Charakter hatte viel Wildes, Bittres, selbst Brutales und eben deßhalb ist seine Süßigkeit und sanfte Trauer desto rührender. Daraus folgt aber, daß nichts thörichter ist, als einseitig an Byron die liebenswürdige Seite herauskehren zu wollen, da sie ohne die unliebenswürdige gar nicht liebenswürdig ist; oder Byron wertheidigen zu wollen. O Isidoro, diese Thorheit könnten wir Ihnen nur verzeihen, wenn Sie eine Isidora wären. Es ist nichts Cynisches in dieser Schilderung Byrons, und wenn man dem Dichter diesen finstern Zug nimmt, der dem andern zur Folie dient, so wird plözlich der ganze Mensch fade.

77) Die Schmuggler und die Rückreise aus dem Bade. Zwei Novellen von Ludwig Storch. Gotha, Müller, 1832.

Ein k. k. Offizier bekommt Streit mit seiner schönen Wiener Braut und läßt sich an die lombardische Grenze zur Zollschutzwache versetzen, um sie zu vergessen. Hier geräth er unter die Schmuggler und verliebt sich in ein artiges Mädchen, welches ihn rettet, aber ihrem ländlichen Geliebten treu bleibt und ihn nöthigt, zu seiner Wiener Dame zurückzukehren. — Die zweite Novelle enthält die Liebesgeschichte eines jungen Konrektors, schöckerhaft sentimental, aber ohne Witz. Solche Gegenstände müssen durchaus mit dem gehörigen Humor behandelt werden, wenn sie gefallen sollen.

78) Interessante Erzählungen von Gustav Nagel. Leipzig, Fechberger, 1832.

Interessante Erzählungen? Wer sich selbst als interessant ankündigt, scheint eher interessirt zu seyn.

Digitized by Google

Dergleichen gehört zu den Dingen, deren sich unsre Literatur leider immer noch nicht schämt. Seyd doch ums Himmelswillen interessant, aber sagt nicht immer bloß, daß ihr es seyd!

79) Casanova des Zweiten (genannt Graf Alphons) Liebschaften und Abenteuer in Frankreich und Italien von L. Glockentreter. Zwei Theile. Leipzig, Wigand, 1833.

Die Gemeinheit einer solchen Büchermacherei verräth sich schon im Titel, und wird dadurch nicht wieder gut gemacht, daß der Leser, der Immoralitäten erwartet, nur Langweiligkeiten findet. Durch Zoten sich Geld verdienen, ist sehr gemein, aber ich weiß nicht, ob es nicht noch gemeiner ist, durch den bloßen Schein von Zoten Geld gewinnen zu wollen.

80) Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben ritterlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter, von J. K. v. Train. Erster Band, mit einem Titelkupfer. Ilmenau, Voigt, 1833.

Echte Rittergeschichten nach dem Muster Urachs des Wilden und Haspar a Spadas, nur ist der Ton nicht mehr so rauh und „krautkräftig", wie in den Romanen des vorigen Jahrhunderts, sondern schon etwas sentimentaler, besonders in den zärtlichen Scenen. Ein vortreffliches Aushängeschild ist die ritterliche Mönchsfrazze auf dem Titelkupfer; man kann die Phantasie nicht besser zum Schauerlichen stimmen.

81) Theodor. Ein Roman von Sigismund Weise. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Nichts ekelt mehr, als der Mißbrauch des Heiligen und Süßen. Nichts ist unerträglicher, als die loyale Begeisterungsaffektation, die bei jeder modernen Parade die Titanensprache des Aeschylos zitirt, und die sentimentale Innigkeitsaffektation, welche die gemeinsten Familienbegebenheiten mit Wonneberauschungen feiert, wie sie nur einmal in einer Blüthennacht Julie und Romeo umfing. Nichts, ich sage nichts ist so absolut ekelhaft, als ein deutsches Gedicht, worin diese beiden Affektationen vereinigt sind, und ein edler bescheidner Werther zuletzt unter den Augen des allergnädigst anwesenden Fürsten mit seinem Gänschen verlobt wird. Hier kommt zu all diesen in der Sache liegenden Widerlichkeiten noch die Affektation göthisch zart altkluger Phraseologie. Wenn das die wirkliche gebildete deutsche Welt wäre, wie sie in einem solchen Roman geschildert ist, so wäre es rein nicht auszuhalten, und würden wir lieber unter die nackten Hottentotten laufen.

82) Der Bund mit dem Bösen oder der Fluch des Meineids. Novelle aus dem 19ten Jahrhundert von Moritz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ein polnischer Graf verführt ein Mädchen und wird von dem Vater derselben verflucht, seine legitimen Nachkommen sollen durch die illegitimen der Verführten untergehn. Und so geschieht es denn. Die Verführte bekommt Zwillinge. Der älteste davon wird Zigeuner, durch ein verfälschtes Testament reich, und spielt die Rolle eines diabolinischen Wundermanns à la Callot-Hoffmann, um seinen legitimen Bruder aus einem Verbrechen ins andere zu stürzen. Da wird duellirt, gespielt, da werden Frauen und Kinder gemordet. Endlich in Verzweiflung mordet der legitime den illegitimen Bruder, und zu dieser Katastrophe kommt der längst todtgeglaubte schuldige Vater derselben, so wie auch die verführte Mutter und der Zwingsbruder hinzu, der zuvor gestohlen hatte. Und bei alledem ist dieser Roman sehr sentimental geschrieben. „Im innigsten Vereine mit seiner Josephine flogen ihm die Tage pfeilschnell dahin ꝛc. Doch auf dem höchsten Gipfel seines stillen Glücks, als ihn seine heißgeliebte Gattin mit einem Knaben beschenkte, wußte er sich nicht zu behaupten. (Warum denn nicht?) Dies Ereigniß erfüllte seine Brust mit so ungestümer Freude, die er nicht mehr in den Grenzen eines innig beseligenden Hochgefühls einzuschließen vermochte; er mußte austoben in wildem Jubel ꝛc."

83) Der Sonntagsklubb. Sammlung von Erzählungen und Novellen, von Louis v. Wallenrodt. Neue wohlfeilere Ausgabe. Zwei Bändchen. Stettin, Hessenland, 1832.

Mattere Sachen können doch wohl kaum geschrieben werden. Da hat ein Ritter den Andern und noch dazu dessen Tochter gefangen genommen; man erwartet nun eine sehr leidenschaftliche Scene zwischen den beiden Feinden, Trotz oder Bitten, irgend etwas Effektvolles; aber wie reden die Herrn! Man höre sie: Ritter Wolfgang fragt höhnisch: wie der gestrenge Herr auf Nimmersatt geruht habe?

Otto. Einem rechtlichen Manne fehlt der Schlaf auch in der Höhle des Räubers nicht.

Wolfgang. Wozu die Anzüglichkeiten? Ihr und Eure Tochter seyd jetzt in meiner Gewalt.

Digitized by Google

Otto. Ihr thut nicht wohl, mich an leztere zu erinnern. Das Andenken an sie könnte unser Gespräch leicht bitterer machen, als es sonst vielleicht seyn würde.

Wolfgang. Auch wenn eben sie das Mittel würde zu Euerer Erlösung?

Otto. Ihr sprecht in Räthseln.

Wolfgang. Daß ich nicht wüßte. Der Schwiegersohn wird den Vater seiner Gattin ja nicht in schmählicher Gefangenschaft schmachten lassen.

Otto. Jezt wünschte ich Euch nicht verstanden zu haben.

Wolfgang. Warum?

Otto. Um nicht genöthigt zu seyn, Euch durch meine Antwort zu erzürnen.

Wolfgang. Also, es wäre nichts? Ich hoffe, Ihr werdet mir die Gründe nicht vorenthalten.

Otto. Irmentraut ist die Braut des Ritters Rudolph von Werner auf Schweinhaus"

Wer da weiter lesen kann, muß eben so viel Wasser im Gehirn haben, als diese Ritter statt des Bluts Wasser in den Adern haben.

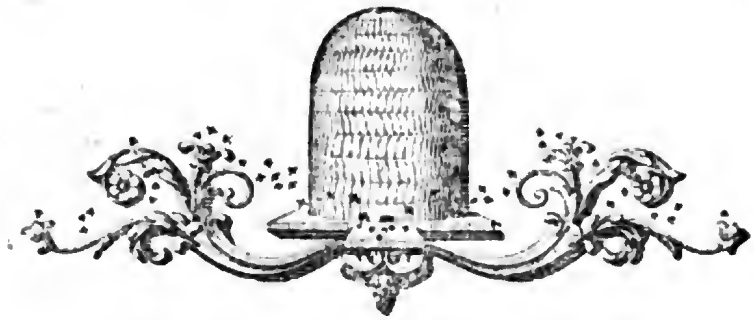
84) Der Muselmann, von R. N. Madden, Esq. Aus dem Englischen frei übersezt von L. von Alvensleben. In drei Bänden. Leipzig, Hartlebens Verlags-Expedition, 1833.

Es geht da wirklich recht türkisch her. Der Roman fängt mit einer Bastonnade an und endet mit der Pest. Michelaki, ein Grieche in der Gegend des alten Troja, wird durch den tyrannischen Soliman-Aga seiner Familie entrissen und auf einer Galeere neben einem Derwisch angeschmiedet. Kaum haben uns die lustigen Erzählungen des leztern von seinen unglücklichen Liebschaften etwas erheitert, so führt uns der Dichter wieder in neue Gräßlichkeiten. Michelaki kehrt heim, erfährt, daß sein schönes Weib wahnsinnig geworden sey und sich ins Wasser gestürzt habe, weil der Aga, um sie zu seinem Willen zu zwingen, ihr Kind geraubt habe. Er will sich rächen, aber der Aga kommt ihm zuvor und vergiftet ihn. Das Kind wird inzwischen unter dem Namen Murad mit Jussuf, des Agas wirklichem Sohn, aufgezogen. Sobald Murad herangewachsen ist, verliebt er sich in des Agas Tochter, Zulika, die aber dem ehemaligen Helfershelfer des Aga, einem gewissen Achmet, verlobt wird. Voll Eifersucht auf diesen, erfährt Murad zugleich den Antheil, den derselbe an Michelakis Unglück genommen hat. Er durchbohrt ihn mit einem Dolche, wird verfolgt und hat kaum Zeit, mit einem Theil der Schätze des Aga zu entfliehen. Nun kommen zur Abwechslung wieder einige heitre Scenen. Jussuf heirathet die Tochter eines Scharfrichters von großem Ansehn und von bedeutenden Familienverbindungen. Er lernt das edle Handwerk seines Schwiegerpapas, der dasselbe mit einer überaus ergözlichen Gemüthlichkeit treibt. Die junge Frau aber, stolz auf ihre Geburt und den erhabenen Beruf ihres Vaters, behandelt ihren demüthigen Jussuf mit ihrem Pantoffel trotz einer Pariserin. Wir kehren zu Murad zurück, der auf seiner Flucht einen Schiffbruch und Kampf mit Seeräubern besteht. Er rettet bei dieser Gelegenheit eine armenische Frau, die schöne runde Miriam, bricht aber auch einen Arm. Zu Candia läßt er sich heilen durch einen lustigen Barbierer, und da gerade hier Achmet, den er ermordet und dessen Papiere er noch bei sich hat, Zollaufseher gewesen, so begibt er sich in dessen Haus und reklamirt dessen Schätze. Als er aber nach Aegypten übersezt, beraubt ihn die Treulosigkeit des Schiffers seines reichen Raubs, und in der Wuth darüber bekommt er mit Arabern, die ihn ausspotten, Händel, schlägt um sich und wird verhaftet. Der Bastonnade glücklich entronnen, irrt er hülflos umher, bis ihm zufällig jene Miriam wieder aufstößt, die sich seiner annimmt, ihn trunken macht und ihn in diesem Zustande dahin bringt, sie sogar zu heirathen. Allein es war nicht im Himmel beschlossen, daß diese Ehe glücklich seyn sollte. Miriam machte Prätensionen und Murad dachte nur an seine Zuleika. Es kam zu offnen Händeln, und die Verwandten nahmen Theil und eine neue Schlägerei führte Murad abermals in den Kerker. Auch diesem entronnen traf er in den Straßen von Kairo mit dem verkleideten Mehemet Ali Pascha zusammen, der seinen Muth erkannte, ihm eine Anstellung gab und ihn bei dem großen Mamelukkenmorde benuzte. In der Verfolgung eines Beys begriffen, fand er in dessen Harem seine geliebte Zuleika, aber sie wurde ihm in demselben Augenblick wieder durch einen Delhi entrissen. Als er dessen Spuren nachjagte, fiel er in die Hände einer Beduinenhorde, bei der er eine Zeitlang blieb. Auf einem seiner Züge fand er den alten Aga Soliman, dem er sterbend noch die Erinnerung an seine gemordeten Eltern vorhielt, sich weidend an seinen Gewissensqualen. Endlich erfuhr er auch, daß Zuleika in Sicherheit sey, aber nur, um aus Gram über seine Untreue zu sterben. Er selbst ging nach Stambul und wurde dort von Jussuf erkannt und als der Räuber, der seines Vaters Schätze gestohlen, verhaftet. Aber schon war Murad mit der Pest behaftet, und indem er mit Jussuf rang, theilt er ihm dieselbe mit. Eine Beschreibung der gräßlichen Krankheit und des hülflosen Verschmachtens an derselben im Kerker macht den Schluß dieses grausamen Romans.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 43. 25. April 1834.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1834.

Seit Jahren haben wir es für unsre Pflicht gehalten, einen statistischen Ueberblick über Zahl und Gattungen der zu jeder Messe neu erscheinenden deutschen Bücher zu geben, so weit dies die Zuverlässigkeit des Meßkatalogs gestattete. Mehr als einmal haben wir geklagt, daß der dirigende Buchhändlerausschuß selbst sein jährliches literarisches Budget nicht klarer für's Auge anordnete. Jezt endlich hat das neue „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" diesem Bedürfniß abzuhelfen den schönen Anfang gemacht, und wir wünschen ihm gedeihlichen Fortgang, indem wir unsrerseits für unsre bisherigen statistischen Bemühungen um Nachsicht bitten und dieselben beschließen. Das Leipziger Börsenblatt ist allerdings besser als Becks Repertorium oder das Literaturblatt im Stande, die literarischen Register zu führen.

Der diesmal wieder sehr starke Ostermeßkatalog enthält die Anzeige manches schönen und nützlichen Werks. Die Namen der alten Koryphäen verschwinden freilich je mehr und mehr und die neuen sind von der Masse noch nicht klar genug ausgeschieden. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der jüngern Zeit, daß sie mehr für die Sache thut, als diese für sie. Jezt wird ruhmlos viel gearbeitet, vordem wurde mancher ein berühmter Mann beim Kinderspiel oder wohl gar im Schlafe. Soll in dem weiten Ozean der deutschen Literatur eine bestimmte Richtung und Strömung unterschieden werden, so läßt sich wohl nicht verkennen, daß die empirischen, die technischen, historischen und Naturwissenschaften gegenwärtig das Uebergewicht haben, während früher die Theorien und Phantasien mehr vorherrschten. Zwar hat das lezte Semester wieder einmal ungewöhnlich viel philosophische Schriften geliefert, doch dürfte diese Erscheinung noch nicht auf eine Wiederkehr des vormaligen philosophischen Enthusiasmus schließen lassen. Denn außer Reubichs philosophischer Unsterblichkeitslehre, Hilgers Schrift über das Verhältniß zwischen Leib und Seele, und des jüngern Fichte Schrift über die Idee der Persönlichkeit, worin neue Theorien enthalten sind, betreffen die übrigen philosophischen Werke nur die Geschichte der Philosophie oder ihr Verhältniß zum Leben, zur Erfahrung oder zum Christenthum. Der Franzose Cousin schreibt ein Werk über französische und deutsche Philosophie, das Schelling devorredet, Gruppen schreibt über den Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert, Salat über die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie, Benecke über das Verhältniß der Philosophie zur Erfahrung. Eschenmayer hat seine vortrefflichen Aphorismen gegen Hegel in einem Werke gesammelt, „Hegels Religionsphilosophie verglichen mit dem christlichen Principe" und Herr Rosenkranz schickt dem Herrn

Digitized by Google

Bachmann ein Sendschreiben „Hegel“ zu. Krug läßt eine zweite Ausgabe seines philosophischen Lexikons hinströmen, „als sollte das Meer noch ein Meer gebären.“ Ritter liefert den vierten Band seiner Geschichte der Philosophie. Ueber Scotus Erigena und seine Zeit schreibt Dr. Standenmaier. Von Schleiermachers Sittenlehre erscheint eine neue Auflage, und Fichtes sämmtliche Werke gibt dessen Sohn heraus. Inwiefern nachfolgende zwei Schriften mehr der Naturwissenschaft oder Philosophie angehören, können wir noch nicht wissen: Pfaff schreibt „der Mensch und die Steine, Fragmente zur Geschichte der Weltseele“, und Heynig „der Eingang in das Innere der menschlichen und aller Natur.“

Auch unter den theologischen Werken dürften die historischen und kritischen diesmal die bedeutendsten seyn. Die rationalistischen, supernaturalistischen und pietistischen Theoretiker haben sich erschöpft, selbst die Eklektiker können kaum mehr ein neues Juste-Milieu aufstreiben, es ist Alles schon durchprobiet und zu einem neuen Prophetenthum wohl keine Zeit ungeeigneter als die unsrige. Auffallend ist die große Zahl von Kirchenzeitungen, ungerechnet die theologischen Zeitschriften in Heften. Außer den Fortsetzungen der großen Ausgabe der griechischen Kirchenväter, von Gieselers Kirchengeschichte und Blumhardts Missionsgeschichte ist eine neue Ausgabe des Berengarius Turonensis, ein Leben des Joh. Wessel von Ullmann und ein Leben Whitfields von Tholuk bemerkenswerth. Ganz im Geschmack der Zeit ist die Idee Neudeckers zu einem allgemeinen Lexikon der Religions- und Kirchengeschichte für alle Konfessionen, enthaltend die Lehren, Sitten, Gebräuche ꝛc. Auch französische Predigten von Boulogne und Flechier sind übersezt worden.

Neben den drei oder vier großen Heerstraßen, die zum Himmel führen, werden immer noch einige kleine Seitenwege von denen betreten, welche sie für die nächsten halten. Swedenborg hat noch immer seine kleine Kirche in Deutschland. Hofacker hat wieder einige seiner Werke lateinisch und deutsch herausgegeben, Seuffert im Auszug die Lehrbegriffe der „neuen Kirche“ zusammengestellt; ferner hat Hofacker die Schrift „Sittengesetz und Offenbarung“ von Richer, dem Apostel des Swedenborgianismus in Frankreich, ins Deutsche übersezt. Desgleichen ist wieder etwas von der berühmten Madame Guyon übersezt erschienen „das Evangelium des h. Geistes.“ Mit Swedenborg steht die Geisterseherei in genauer Verbindung. Von Beckers erscheinen „Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften über den Zustand der Seele nach dem Tode“, von Justinus Kerner die Fortsetzung der bekannten „Blätter aus Prevorst“, ferner eine Schrift mit dem Titel: „die Königin der Hellseherinnen in Orlach. Eine sehr kleine Erzählung und eine große Wahrheit für die Gläubigen und Ungläubigen von einem Augenzeugen;“ endlich eine Schrift von Prof. W. Stilling über den Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt.

Die schätzbarsten Beiträge zur psychologischen Literatur sind eine zweite Auflage von „Schubert's Geschichte der Seele“ und die aus dem Englischen übersezten „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes,“ die eben so ausgezeichnet schön als lehrreich, des Dichters nicht unwürdiger wie des Arztes sind. Der fleißige Feierabend in Würzburg sezt sein Magazin für Seelenkunde fort, Nach schreibt über Physiognomik und Fuhrmann über die lezte Lebenszeit Kaspar Hausers.

Aus dem reichen Schatze naturwissenschaftlicher Werke heben wir nur einige hervor, die von allgemeinem Interesse sind: Herschels (des Sohns) populäre Astronomie, die zweite Auflage der Urwelt von Link, eine Uebersetzung der Geologie des Engländer Lyell, Schmitz Geheimniß der Farben und Baerels Physiologie des Gesichtssinns; die beiden großen populären Naturgeschichten von Oken einer- und von den Heidelberger Naturforschern andererseits, Schinz Naturgeschichte der Reptilien, die Fortsetzung des großen „physikalischen Wörterbuchs“ von Gehler ꝛc.

Unter den medizinischen Schriften nehmen fortwährend die Streitschriften für und wider die Homöopathie einen großen Raum ein. Man übersezt „James Coplands encyklopädisches Wörterbuch der praktischen Medizin. Bluff schreibt über die Leistungen und Fortschritte der Medizin in Deutschland. Blumreich gibt eine populäre „Anatomie in einer Nuß.“ Heusler schreibt über die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus, v. Gersdorf über eine Heilung durch Idiosomnambulismus. Von Broughem erscheint eine Schrift über das Selbstverbrennen durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, von Lippich eine politisch arithmetische Darstellung der Nachtheile, welche durch den Mißbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben. Auffallend erscheinen folgende Titel: „K. R. Hoffmanns vergleichende Ideal-Pathologie, ein Versuch die Krankheiten als Rückfälle der Idee des Lebens auf tiefere normale Lebensstufen darzustellen,“ und „Leupoldts gesammte Anthropologie neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medizin im Geiste christlich-germanischer Wissenschaft.“

Die Länder und Völkerkunde wird sehr fleißig angebaut. Unter den Landcharten steht „Wörls großer Atlas von Europa“ durch die unübertroffene Meisterschaft seiner Steindrücke, wie durch das Kolossale der ganzen Unternehmung oben an. Viel läßt sich von Berghaus neuer Kabinetsbibliothek der Reisen erwarten. Von Baumstark erscheint ein Grundriß der „alten und neuen

Digitized by Google

Geographie.“ Balbis Handbuch der Erdbeschreibung ist übersezt worden. Von Vollrath Hoffmanns sehr brauchbarem Handbuch „die Erde und ihre Bewohner“ erscheint die dritte Auflage. Wimmer, der sich um populäre Geographie viel bemüht, schreibt eine Geschichte der geographischen Entdeckungen. Die malerische Reise um die Welt von Dumont d'Urville mit 500 Abbildungen, wird auch deutsch bearbeitet. Der preußische Seefahrer Dr. Meyen beschreibt seine Reise um die Welt; Leslie, Jamaison und Hugh Murray die Entdeckungen in den Polarseen.

Ueber Deutschland ist erschienen: Vollrath Hoffmanns Deutschland und seine Bewohner, und die zweite Serie der schönen Rheinansichten von Tomblefon. Historisch: die Geschichte der Deutschen von Pfister (5ter Band) und von Wolfgang Menzel, (in einer neuen Auflage in Einem Bande); eine kleinere von Philipps; ein bei Keßner in Meiningen erschienenes Werk: „Deutsche Vorzeit, Versuch und Vermuthung;“ die Fortsetzung von Wedekinds Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters, v. Hormayrs vaterländisches Taschenbuch und eine zweite Auflage von dessen geschichtlichen Fresken in den Arkaden von München. Die Spezialgeschichte wurde bereichert durch des Grafen Mailaths Geschichte Oesterreichs, Mereys Oesterreichisch-Italien und Tyrol, Baders-badische Landesgeschichte, Gansauges Krieg in Brandenburg im Jahe 1675, Hansens Chronik von Wandsbeck, Hanßen und Wolfs Chronik von Ditmarschen, das ehemalige Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken von Heinz, Klemms Chronik von Dresden, Nieserts Münstersche Urkundensammlung, Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelms III. von Jülich, Schönhuths Ritterburgen des Höhgaus, Stohlmanns Erinnerungen aus Mindens Geschichte. Als Curiosa mögen noch angeführt werden: „Leben und Treiben der Kellnerinnen ꝛc. in München, charakteristische Bilder,“ und „Berlin wie es ist und trinkt.“

Zur Geschichte Preußens gehören insbesondere: der 4te Band der interessanten Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Preuß, der siebenjährige Krieg von Stuhr, mehrere Schriften über die preußische Verfassung und Verwaltung und einige Beschreibungen der jüngsten Rheinreise des Kronprinzen.

Ueber die Schweiz erhalten wir: den 5ten Band von Ansheims, genannt Rüd, Berner Chronik, einen neuen Jahrgang der historischen Zeitschrift Helvetia, die schon viele interessante Aktenstücke mitgetheilt hat, eine Beschreibung des Kanton Zürich von Meyer von Knonau und des Kanton Freiburg von Kuenlin, endlich die Heldinnen des Schweizerlandes von Meyer von Knonau mit Steindrücken.

Ueber Italien: Drumann Geschichte Roms in seinem Uebergange zur monarchischen Verfassung, Türks Geschichte des Longobardischen Volks, die Fortsetzung der bei Kreuzbauer in Karlsruhe erscheinenden malerischen Reisen durch das lombardisch-venetianische Königreich, Wanderungen durch Sicilien und Malta (Berlin bei Nicolai), Leo der Große und seine Zeit von Arendt, das Papstthum und die Päpste von Weber, der 5te Band von Paceas Denkwürdigkeiten, und Rom im Jahr 1833 von dem geistreichen Kölle, dem vormaligen würtembergischen Geschäftsträger in Rom.

Ueber Frankreich: „der Demoiselle Avrillion Memoiren über das Privatleben der Kaiserin Josephine, Sallis Leben Talleyrands (in drei Uebersetzungen), zwei Jahre der Regierung 1830—1832 von Pepin; Reise durch Italien, Frankreich und England von der Königin Hortense im Jahr 1831, und v. Heintls Bemerkungen auf einer Reise nach Paris in demselben Jahre. Ueber Algier: „Ewalds Briefe“ und Pfeiffers Beschreibung dieses Staats.

Ueber Spanien: Lord Porchesters Aufenthalt in Spanien während der Revolution von 1820.

Ueber England: Lappenbergs Geschichte Großbritanniens, Cannings Leben von Stapleton, Tomblesons Ansichten an der Themse, Wanderungen im Norden von England mit 73 Abbildungen.

Ueber Polen: die zweite Auflage von Spaziers Geschichte der polnischen Revolution, reich vermehrt durch neue Beiträge der polnischen Flüchtlinge, Murzynowskis Darstellung der Gegenrevolution vom 15. August, Falkensteins Thaddäus Kosciuszko.

Ueber Rußland: die geschichtliche Einleitung in das corpus juris des russischen Reichs, Parrots Reise zum Ararat, v. Behrs Reise nach der Krimm, Neumanns Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern nach Rußland, Sjögrön über die finnische Bevölkerung des St. Petersburger Gouvernements, und Pepplers Geschichte seiner Gefangenschaft in Rußland.

Ueber Schweden: der zweite Band von Geijers Geschichte von Schweden.

Ueber Ungarn: eine neue Auflage von Engels Geschichte des ungarischen Reichs.

Ueber Griechenland: Epaminondas und Thebens Kampf von Bauch und Droysens Geschichte Alexanders von Macedonien.

Ueber den muhamedanischen Orient: Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Mosiemitisches Eherecht, Burckhardts arabische Sprichwörter, der dritte Theil von Freitags arabisch-lateinischem Lexikon, der zehnte und lezte Band der Geschichte des Osmanischen Reichs von J. v. Hammer, die Fortsetzung der zweiten Auflage desselben Werks und von demselben Verf. Gül und Bülbül, d. i. Rose und Nachtigall, türkisch und deutsch, und Graf Karaczays Erzählungen aus dem Orient.

Digitized by Google

Ueber Indien: Bhagavad-Gita, indisch und lateinisch edirt von A. W. v. Schlegel, Prabodha Chandrodaya, ein allegorisches Drama, herausgegeben von H. Brockhaus und Bopps kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache.

Ueber China: des Missionär Gützlaffs ausführlicher Bericht über seinen Aufenthalt in Siam und seiner Reise längs der Küste von China bis nach Mantschu-Tartarei; Y-King, antiquiss. Sinarum liber, ed. Mohl, und v. Siebolds Archiv zur Beschreibung von Japan.

Ueber Amerika außer mehrern Schriften für Auswanderer noch: Leben und Sitten in Amerika vom Verf. des Cyril Thornton, das Kaiserreich Brasilien von Ackermann; sodann drei von Koppe herausgegebene Berichte des berühmten Eroberers Cortes an Kaiser Karl V., aus dem Spanischen.

Unter den Geschichtswerken allgemeinern Inhalts bemerken wir außer dem großen Sammelwerk, Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert, (welches die schon genannten Werke von Pfister, Geijer, Graf Ma'lath und Lappenberg enthält), eine fünfte Auflage von Kruses Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten, den 4ten Band von F. v. Raumers Geschichte Europas seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, den zweiten von Rankes Fürsten und Völkern von Süd-Europa, die zweite Auflage von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, eine allgemeine Weltgeschichte von Pfaff, eine neue Auflage der kleinen von Pölitz. Für die neueste Geschichte die Chronik Venturinis, die historischen Taschenbücher von Buchholz und Wolfgang Menzel, und das anspruchslose Werk, welches bloß „Alles für Alle" geben will.

Ueber die jüngsten politischen Begebenheiten sind im Grunde nur wenig Schriften erschienen, drei über die Ministerkonferenzen in Wien von Achert, Agricola, F. von Gruben; über den preußischen Zollverein nichts Wichtiges außer dem bekannten Werk von Nebenius, eine Schrift über Belgien von dem alten preußischen Patrioten E. M. Arndt, niederländische Briefe von Schnaase; mehrere Schriften über die Juden-Emancipation; eine neue Schrift von Rehberg „Gerechtigkeit und Staatsgewalt im Bunde." Unter den politischen Schriften bemerken wir ferner den 3ten und 4ten Theil von Rottecks Vernunftrecht, eine neue Uebersetzung des Machiavelli und das sehr praktische und zugleich großartige Unternehmen eines Staatslexikons oder einer Encyklopädie sämmtlicher Staatswissenschaften von v. Rotteck und Welcker. Zwei Schriften, von Dr. Schneider und Tappehorn, handeln von den Associationen.

Littrow in Wien macht sich verdient durch einen Abriß der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde der neuern Zeiten und des Alterthums; Köcker schlägt vor, die bisher nur zur Spielerei benuzten Rutschbahnen zu Anlegung von Kunststraßen anzuwenden und Lips schreibt über die Unanwendbarkeit der engl. Eisenbahnen auf Deutschland.

Zur Kunstgeschichte und Aesthetik gehören: Quatremere de Quincys Leben und Werke Raphaels, Nilson über die niederländische Kunst, Engelharts Prachtwerke der Unterwelt, Shakespeares Frauenbilder von Miß Jameson (ein weibliches Urtheil über Weiber, von dem wir sehr viel Richtiges nicht erwarten), eine neue Auflage von Apels Metrik.

Für Literargeschichte ist interessant eine Geschichte des Buchhandels von Metz, die Fortsetzung des neuen vollständigen Bücherlexikons von Kayser, Genthes Geschichte der abendländischen Literatur. Auch das vernachlässigte Gebiet der altdeutschen Literatur ist wieder etwas mehr angebaut worden. Man kündigt an: Graffs althochdeutschen Sprachschatz, Hagens Reimchronik der Stadt Köln, den Renner des Hugo von Trimberg, Jäcks Schriftmuster vom 8ten bis 16ten Jahrhundert, eine friesische Sprachlehre von Rask und eine neue neudeutsche Bearbeitung des Nibelungenliedes von H. von Rebenstock. C. v. Winterfeld gibt heraus: „Johannes Gabrieli und sein Zeitalter. Zur Geschichte der Blüthe heiligen Gesanges im 16ten Jahrhundert."

Die lyrische Poesie wird durch eine Sammlung der Gedichte von Fr. Rückert bereichert, die wir längst ersehnt haben. Von Uhlands Gedichten erscheint die siebente, von Platens die zweite, von Wessenbergs und Tiedges eine Gesammtausgabe. Wenzig gibt Blüthen neuböhmischer Poesie in deutscher Uebersetzung heraus.

Für dramatische Literatur ist eine Uebersetzung der Werke des Silvio Pellico interessant; außerdem finden wir diesmal die Namen v. Auffenberg (das böse Haus), Raupach (Robert der Teufel, der Nibelungenhort, die feindlichen Brüder, der Zeitgeist, König Enzio), v. Zedlitz (Kerker und Krone, der Königin Ehre), Egon Ebert (Udalrich und Bozena) ꝛc., ungerechnet die gewöhnlichen kleinen Sammlungen, dramatische Sträußchen ꝛc. Manches Feine läßt sich von den dramatischen Scenen aus dem wirklichen Leben von Lady Morgan erwarten, welche L. Lar übersezt hat. Auch sind einige alte Schauspiele von Ziegler wieder aufgelegt.

Die Literatur der Romane und Novellen bietet außer den bekannten Etiketten von Belani, Bronikowski, W. v. Gersdorf, Kruse, Laun, Lelbrock, Rellstab, L. Schefer, Storch, F. Tarnow, Tromlitz ꝛc. noch dar: Wolffs altfranzösische Novellen oder Historienbuch der Jongleurs, drei Uebersetzungen der gesammten Werke Bulwers, Novellen von Gutzkow, von Baron Sternberg, von Seybold und manchen, die wir noch nicht kennen. Auch waren die Humoristen nicht unthätig. Börne hat wieder zwei Bände Pariser Briefe, Heine einen Salon, der Verstorbene eine geistreiche Sammlung unter dem Titel Tutti Frutti, Rumohr eine Schule der Höflichkeit für Jung und Alt herausgegeben. Der wackere Maltitz kündigt Jahresfrüchte der ernsten und heitern Muse an. Auch erscheinen die sämmtlichen Werke Webers, des Verfassers der so unterhaltenden Briefe eines Deutschen über Deutschland. Nicht zu übersehn ist ein geistreiches Buch unter dem anspruchslosen Titel „Rahel."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

GESELLSCHAFTLICH

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 44. 28. April 1834.

Romane und Novellen.

(Schluß.)

85) Der Antichrist. Novelle in zwei Theilen von Eduard Duller. Leipzig, Wigand, 1833.

Schade, daß der talentvolle Dichter immer mehr zu dem hinneigt, was Jean Paul den poetischen Nihilismus nannte, die öde Phantasterei, das romantisch-humoreske Allegorienspiel, in dem alles Wirkliche sich auflöst und doch aus dem Chaos der Umbildung noch keine neue poetische Wirklichkeit sich gestaltet hat. Die Zeit, wo dergleichen wenigstens einer gewissen ästhetischen Partei gefiel, ist mit dieser Partei selbst vorüber. Nimmer darf ein junger Dichter hoffen, das Publikum, das in der Romanwelt feste sichere Gestalten zu sehen gewohnt ist, werde sich noch einmal an die nebulosen Formen gewöhnen. Nacht, darin Sturmwind, darin jagende Nebel, darin schwarze faltige Mäntel, darin dunkle geheimnißvolle Gestalten. Endlich hervorspringend toller ruheloser Spuk, Figuren, die uns kaum zu interessiren anfangen, als sie uns schon sagen, daß wir uns ja nicht auf sie verlassen sollen, sie seyen nichts Wesenhaftes, nur Allegorien, und die Fieberhitze des Dichtertraums, aus dem sie entsprungen, hetze sie auch wieder fort; sie bedauern recht sehr, sich nicht mehr bei uns anheimeln zu können, aber es sey eben nicht anders, da stieße der Wind schon wieder und fort und fort müßten sie. Sie lassen nichts zurück, als ein wüstes Gefühl. Sie haben uns aufgeregt, ohne uns irgend zu befriedigen, ohne daß wir wissen, was sie eigentlich wollten. Zwar an ihren karrikirten Umrissen erkennen wir, daß uns die größere Zahl Grauen einflößen, die andern ein krampfhaftes Lachen abzwingen wollen; aber gerade dieses Uebermaß von Frazzenhaftigkeit verfehlt die Wirkung. Möchten doch unsre Dichter homöopathischer verfahren, und einsehn, daß man mit ein klein, klein wenig Ernst weit mehr erschreckt als mit dem tollsten Teufelsspuk. Möchten sie doch das allzu früh vergessene Buch des geistreichen Edmund Burke über das Erhabene nur einmal in ihrem Leben lesen, um sich auf die klarste Weise überzeugen zu lassen, daß das Stirnrunzeln des olympischen Jupiter schrecklicher ist als die Wolfsschlucht im Freischützen, und daß das Erhabenste und Furchtbarste genau eben so wie das Reizendste und Schönste der Ruhe näher ist, als dem Sturm.

86) Cöleſtin. Ein Roman von Ernst Ortlepp. Leipzig, Fest, 1833.

Wieder eine Wertheriade. Der junge Held ist zugleich verliebt und durstig nach Dichterruhm, das miserabelste

Digitized by Google

was ein Mensch seyn kann, wenn es ihm nicht glückt, seinen Zweck zu erreichen. Da hört er, seine Heißgeliebte sey an einen Fürsten verlobt, und er ist nichts als ein simpler linkischer Kandidat; da sieht er „einen Homeruskopf" aus dem Fenster schauen und nicht weit davon die Büsten von vier großen Dichtern und er muß noch immer seufzen: „wenn ich nicht werde, wie dieser einer, so ꝛc." Wie bescheiden bei alledem. So in der Assemblée s. g. deutscher Klassiker Platz zu nehmen, der Walhalla-Ehre gewürdigt zu werden, das ist was Rechts.

87) Briefe eines Unglücklichen. Ein Roman von Demselben. Leipzig, Reichenbach, 1833.

Ein geistverwandtes Werk, auch eine Wertheriade mit Bezugnahme auf moderne Politik, Kritik, Poesie und Alles, was gerade an der Tagesordnung ist. Auf der einen Seite spricht der Briefsteller, wie ein lustiger unbefangner junger Mensch, wie sie den Vergnügungen und Neuigkeiten unsrer Großstädte nachlaufen, macht philosophisch-ästhetisch-kritischen Spaß, wie eine Leipziger Muse, putzt sich nebenbei, nennt sein Mädchen göttlich und was dergleichen angenehmer Jugendzeitvertreib mehr ist. Auf der andern Seite spricht er ernsthaft und vernünftig, wie ein Doktor der Philosophie, der anfängt mehr mit Professoren als mit Studenten umzugehn, und der die Last der Weisheit dieser Welt zu tragen aufrichtige Versuche macht. Auf der dritten Seite aber thut er von diesen beiden Dingen gerade das Gegentheil, und ist der seufzende, weinende, verzweifelnde Werther, der sich zuletzt auch, wenn nicht erschießt, doch wenigstens in sein Schwert oder, da wir heutzutage keine Schwerter mehr führen, in seinen Säbel stürzt. Das paßt nun nicht zusammen, und der Verfasser hätte füglich aus diesen Briefen drei verschiedene Werkchen machen können, eine Wertheriade, eine Reihe von Korrespondenzartikeln für irgend ein Unterhaltungblatt und eine kleine Sammlung ernster Betrachtungen über die Zeit. Dann hätten wir jedes in seiner Ordnung gefunden.

Die ältern Dichter nahmen sich Zeit, sie legten mit großem Aufwand, aber auch mit großem Verstand einen Plan an und wenn das Werk fertig war, so feilten sie noch lange daran. In unsern Tagen hat das Uebereilen zum Erschrecken zugenommen. Die talentvollsten jungen Männer — ich nenne Duller, den verstorbenen Waiblinger und ich könnte noch mehrere nennen — haben alle Triebkraft in sich zu der schönsten Blüthe und geilen gleichwohl frühzeitig in Blättern auf. Das ist ein Uebertrieb des Frühlings, der sie wenigstens um ihren Herbst bringen wird, wenn nicht ein wohlthätiger Schnee ihn hemmt und die Keime unter seiner Decke warm hält und pflegt für die gesunde und natürliche Reife.

88) Eduard. Eine Erzählung in Briefen. Leipzig, Frohberger, 1832.

Noch eine Wertheriade. Briefe, in den platten Phrasen, die Schwärmerei vorstellen sollen. Ueberschwengliche Seligkeit, Wonne, Verzweiflung, Raserei um sonst und wieder nichts und endlich ein Pistolenschuß. Alles wie in Goethes Werther, nur ohne dessen schöne Sprache und naturwahre Schilderungen. Wie solch dummes Zeug noch immer und alle Jahre wieder in Deutschland gefudelt werden darf, bleibt mir ein Räthsel. Einmal läßt man sich den Werther gefallen, daß aber die Leute es nicht müde werden! Es bedarf die ganze Kunst eines Goethe, um den widerwärtigen Eindruck zu mildern, den die unmännliche Eitelkeit und Trostlosigkeit Werthers auf uns macht; und es ist wahrlich an diesem einmaligen poetischen Versuch, die weibische Schwäche und Eitelkeit eines jungen Gecken zu vergöttern, hinreichend. Was sollen noch die hundert geistlosen Nachahmungen eines so mißlichen Versuchs? Und welche lamentable Sprache! „Linda, begann ich zitternd, seyn Sie ruhig, meine Linda. Ein Leben, Linda, ohne Sie — o meine geliebte Linda, sprechen Sie, um Gotteswillen sprechen Sie, warum muß ich Unbesonnener Ihnen dieses sagen? Angebetete Linda, verzeihen Sie es mir. Ich konnte nicht anders. Seyn Sie ruhig, Linda. — Eduard, rief sie, was soll aus mir werden? Eduard, abscheulicher, grausamer Eduard! Sie dürfen sich nicht schließen, Eduard, denken Sie an Ihre Mutter, Eduard, wenn Sie an mich nicht denken wollen, mein Eduard, zu Ihren Füßen beschwör ich Sie — Seyn Sie ruhig, meine Linda, Linda, wollen Sie meinen Namen zum Spott — Linda, Du weinst? — Ueber Dich, Eduard! — Fassen Sie sich, geliebte Linda ꝛc. ꝛc." Und zuletzt der seyn sollende Wahnsinn, diese so bedauernswürdig mißrathene Affektation der Verzweiflung: „Seyn und Nichtseyn! Arnold! Lieben und Nichtlieben! Es kommt Alles auf dasselbe hinaus! Man ist, wenn man nicht ist, und wenn man ist, so ist man nicht ꝛc."

89) Der Basilisk oder Gesichterstudien. Eine Novelle von Theodor Mundt. Leipzig, Wolbrecht, 1833.

Wer eine so klare und warme Phantasie im Ausmalen besitzt, wie Herr Mundt, sollte doch auch glücklicher im Erfinden seyn. An dieser vortrefflich geschriebenen Novelle ist nichts auszusetzen, als die Unwahrheit der darin geschilderten Situationen. Reizend zwar erscheint der schöne Knabe gegenüber seinem strafbaren Vater, aber die Gemeinheit dieses Vaters, der sein Weib dem Fürsten verkuppelt, ist widerlich, da er sich noch dazu ein nobles Air gibt, und fast komisch ist die Schwäche des

Digitized by Google

Großvaters, der den mißlungenen Versuch macht, den Odoardo Galotti zu spielen, dann mit dem Enkel flieht und als Menageriebesitzer zurückkehrt, um plötzlich seine wilden Bestien gegen den schweigenden Hof zu hetzen. Eine solche Kacambole könnte nur satirisch genommen werden. Reizend ist auch das Mädchen, das bei den wilden Thieren aufgezogen worden, und auf einem Löwen reitend sich zuletzt in den Abgrund stürzt, aber eine solche Gestalt gehört der Sagenpoesie, den romantischen Alterthümern an, was will sie unter den modernen Fracks und Damenhüten?

90) Der Pfarrer von Audouse. Eine historische Novelle aus den Zeiten der Dragonaden. Von Heinrich Möwes. Magdeburg, Heinrichshofen, 1832.

Ohne den Verfasser zu kennen, möchten wie ihn für einen Prediger halten, denn die Novelle enthält sehr viel fromme Ausrufungszeichen und Gedankenstriche. Als echter Protestant schildert er übrigens die Greuel der Dragonaden und die christliche Standhaftigkeit der Verfolgten mit Wärme.

91) Erzählungen von allen Farben. Deutsch von F. L. Rhode. Zweiter Theil. Leipzig, Hartleben, 1834.

Erzählungen aus dem Englischen, meist in der schauerlichen Manier. Die Geschichte einer verwilderten Familie, die tief im Walde vom Fleisch ermordeter Menschen lebte, — eines fuchtbaren Orkans, — einer mexikanischen Räuberbande, — einer geistlichen d'Eon, oder eines Mädchens, das als Mönch verkleidet Prior eines Klosters wird, — eines gräßlichen Hungertodes, — eines unglücklichen Liebespaares, das sich ins Meer stürzt, — einer brutalen Hinrichtung. Heiter ist nur die komische Verwechslung eines Scharfrichters mit einem Edelmann und das Wiedersehn einer vormaligen Geliebten: „Sie hatte eine etwas verlängerte Nase und einige Zähne weniger."

92) Die Cucaracha von Eugen Sue. Aus dem Französischen von Dr. O. L. B. Wolff. Erster Theil. Leipzig, allg. niederl. Buchhandlung, Anton Peters, 1833.

Sue, ein Geistesverwandter Janins, ist der nervenzerreißenden Manier länger treu geblieben. Es ist in diesem Manne wohl Stoff zu einem großen Dichter, aber der Stoff ist vom Gift der Zeit inficirt, vom Haß, vom Ueberdruß, von der Weltverachtung. Die Satire ist das eigentliche Element für solche Geister, nicht aber das romantisch Tragische. Die Hauptbegebenheit dieses Romans, die Abenteuer des jungen Narciß auf dem Schiff, sind so auffallend den Erzählungen unsers Callot-Hoffmann nachgebildet, daß man darin sogar die noch ältere Quelle, nämlich Jean Paul wiedererkennt. Narciß ist der Sohn des Studenten Anselmus, wie dieser wieder der Sohn des Wait von Jean Paul. Dagegen ist der Wahnsinn Meinas, die mit ihrem Geliebten allein auf der Welt zu seyn glaubt, eben so originell als schön, und hätte vielleicht eine sorgfältigere Ausführung verdient.

93) Die Edelnonne von Monza. Eine Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert. Aus dem Italienischen von G. Rosini. Drei Bände. Leipzig, Barth, 1831.

Die Geschichte eines weiblichen Siegwart. Ein zärtliches Herz hinterm Klostergitter, Verliebung, Flucht, Schuld, Reue, Rückkehr. Der Roman ist gut stylisirt, aber zu ausgedehnt.

94) Vier Novellen, erzählt von einem Schulmeister. Aus dem Italinischen (des Grafen Balbo). Daselbst.

Ein Verbrecher wird beim Anblick des hingemordeten Mädchens von tiefer Reue ergriffen und beichtet Alles. — Ein junger Mann wird unter die Soldaten gesteckt und nachher für todt ausgegeben, seine Braut heirathet einen Anderen, da kommt der Todtgeglaubte zurück und versetzet sich in Haem, anstatt, wie es italienische Eifersucht erfordert hätte, den Nebenbuhler über den Haufen zu stechen. — Ein schönes Mädchen flieht vor ihren Verfolgern und stürzt sich in einen tiefen Abgrund, wobei sie, durch ein Wunder, nicht verletzt wird. — Eine verlassene kranke Gattin geht aus dem Bett, tritt mitten in den mit Tänzerinnen gefüllten Saal, stürzt in des untreuen Gatten Arme, hält ihn mit Riesenkraft fest und stirbt. Dies ist die schönste und zugleich nationellste der vorliegenden Geschichten. Das ist echt italienische Leidenschaft.

95) Wanderbuch eines Schwermüthigen, von L. Rosen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Der Verfasser bildet sich ein, sein Buch verdiene diesen Titel mehr, als das Wanderbuch des unglücklichen D. Leßmann; aber dies ist durchaus nicht der Fall. In Leßmanns Humor lächelte ein echter Seelenschmerz;

Digitized by Google

der vorliegende Roman aber ist weder schwermüthig noch humoristisch, sondern ganz ordinär. Er fängt an mit Sophiens Hochzeittag und schließt mit Augustens Geburtstag. In beide Frauenzimmer ist, jedoch nur in eine nach der andern, der schwermüthig seyn sollende Assessor Ewald verliebt, bescheidet sich mit der bekannten Entsagungsseligkeit, spielt aber den Ritter bei Sophien, befreit ihren langweiligen Gatten, den Kaufmann Tuchmacher, von den Nachstellungen eines Abenteurers und wird von demselben Abenteurer, der sich auch in seine zweite Liebesaffaire einmischt, an Augustens Geburtstag erschossen. Uebrigens weil dieses Buch im Verlag von Hoffmann und Campe erschienen ist, müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß es so wenig Verfängliches enthält, als wenn es von der Frau Henriette Hanke geschrieben wäre.

96) Der verlorne Sohn. Novelle aus dem Gebiet der Kunst und des Lebens. Von Posga. Iserlohn, Langewiesche, 1833.

Eine Novelle „aus dem Gebiete der Kunst und des Lebens?“ was ist das für ein pretiöser und doch nichtssagender Titel. Ist denn nicht Alles aus dem Gebiet des Lebens, und wenigstens jede Novelle zugleich aus dem Gebiet der Kunst? Und was soll Posga heißen? Ohne Zweifel eine Verstümmelung aus Posgaru, aber dann hätte es wenigstens Posgar heißen müssen. Weiß denn der Verfasser nicht, daß dieser Name aus den drei griechischen Wörtern Pos Gar Ou zusammengesezt ist, und daß man ihn doch unmöglich mitten im zweiten Worte Gar abschneiden kann. Ich würde auf diese Undeutlichkeiten im Titel keinen Werth legen, wenn nicht der ganze Inhalt eben so vage wäre. Da werden Ansichten „aus dem Gebiet der Kunst“ mitgetheilt, über Musik vorzüglich, und eine „Mutter“ führt das große Wort, man sollte meinen, sie selbst sey die Madame Posga, wenn Posga nicht ausdrücklich als generis masculini bezeichnet würde. So wahr es nun aber ist, daß unter allen Künsten außer der Mimik und dem Tanz gerade die Musik diejenige ist, an welcher die Damen den meisten Antheil nehmen können: so ist ihnen doch nur die ausübende Kunst, nicht die Kunstphilosophie und Kritik zugewiesen, und die Kirche kennt wohl eine heilige Sängerin, aber keine heilige Kunstschwätzerin.

97) Novellen von Otto von Deppen. Danzig, Gerhard, 1832.

Eine preußische Novelle aus den Zeiten Schills. Dann die Verliebungs- und Verlobungsgeschichte eines jungen holsteinischen Edelmanns, der seiner jungen Braut folgende Sottise sagt: „gleichviel, wenn du auch nur eine Bürgerliche bist, so hat der Himmel doch deinen Adelsbrief in deine himmlischen Züge geschrieben.“ Dann eine Berlinische Novelle, worin der Verfasser die Konstitutionen verspottet, und endlich eine Cholera-Novelle. Alles im fadesten Geist der Zeit und Partei.

98) Bilder aus der Wirklichkeit von Moritz B. Schauke. Breslau, Verlagscomptoir, 1834.

„Wahrhaftig, meine Doris war wirklich sehr schön! Wie unbeschreiblich würde ich mich in das Mädchen verliebt haben, wenn ich sie am Rheinfalle kennen gelernt, oder in den Apeninen aus den Händen einer Räuberbande befreit hätte ꝛc.“ Man fühlt überall selbst für die kleinste Liebesscene den Mangel des großen romantischen Lebens, und doch, wo es sich bei andern Völkern zeigt, wird es von der lieben Altklugheit gehofmeistert. Inzwischen haben diese Novellen einen heitern fröhlichen Ton, fern von dem junkerhaften Dünkel, der uns aus den vorhin genannten Novellen anwidert.

99) Leiden und Schicksale eines jugendlichen Herzens. Worte des Trostes und der Theilnahme für unglücklich Liebende. Von Aurelius Stern. Ilmenau, Voigt, 1833.

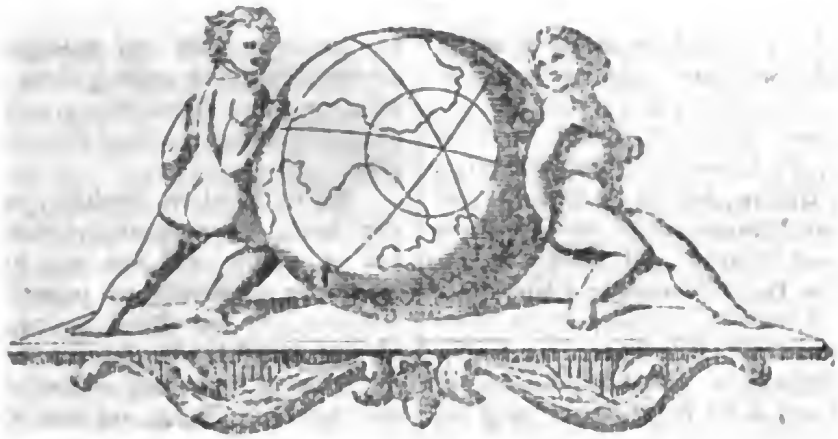
Briefe im Ton von Rousseaus Heloise, nur mit einem andern Ausgange, da der Verfasser die unglücklich Liebenden hauptsächlich auf den Trost der Religion verweist. Solche Trostbücher verfehlen inzwischen dadurch ihren Zweck, daß sie dem Liebesschmerz einen gar zu großen Werth beilegen, und mit dem Leidenden gar zu viel jammern. Der wahre Trost versenkt sich nicht in das Leid und vergrößert es, sondern führt davon ab und verkleinert es, es sey denn, daß man durch die zu vielen O und Ach den Schmerz gleichsam todt hetzen wollte.

100) Erzählungen von Pustkuchen-Glanzow. Iserlohn, Langewiesche, 1832.

Der Verleger hat eine lobende Vorrede dazu geschrieben, was uns dermaßen indignirt hat, daß wir das Buch unter den Tisch geworfen haben. Sollte die Kritik durch Buchhändlerannoncen ersezt werden, so müßte man Guttenberg noch im Grabe verfluchen, und schon das kleinste Beispiel einer solchen Korruption muß abhorrescirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 45. 2. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

Wir haben unsern Lesern von zwei, ein größeres Publikum interessirenden, astronomischen Werken, nämlich von:

1) Richters Handbuch der populären Astronomie für die gebildeten Stände, insbesondere für denkende, wenn auch der Mathematik nur wenig oder gar nicht kundige Leser. 2 Bände. 8. Mit Kupfern und Charten. Leipzig, Basse, 1832;

2) Gruithuisens neuen Analekten für Erd- und Himmelskunde. 8. Bis jezt 2 Hefte. München, Fleischmann, 1832;

ausführlichere Rechenschaft zu geben, und verbinden damit die summarische Anzeige von Vollendung eines wichtigen, auch in größeren Kreisen verbreiteten, mathematischen Werkes, nämlich von

3) Klügels mathematischem Wörterbuche. Leipzig, Schwickert;

welches jezt mit dem fünften, nach dem Tode der beiden ersten Herausgeber, Klügel und Molweide, durch Grunert, Professor der Mathematik zu Brandenburg a. d. H. bearbeiteten Bande, geschlossen ist.

Was zunächst Richters populäre Astronomi anbetrifft, so gibt ihr fast gleichzeitiges Erscheinen mit mehreren andern dergleichen populären Handbüchern der Himmelskunde, z. B. von Littrow, Frankenheim, u. s. w., über welche seiner Zeit in unsern Blättern berichtet worden ist, einen erfreulichen Beweis von der immer weiteren Verbreitung dieser erhabenen Wissenschaft unter der ganzen Nation ab. Unser Verfasser äußert sich in demselben Sinne in der Vorrede zu seinem Werke, und macht auf die Nothwendigkeit, das Studium todter Sprachen auf Schulen mehr und mehr dem Studium der Natur unterzuordnen, dringend aufmerksam.

Bei der Eintheilung seines Werkes ist der Verfasser dem von den älteren Astronomen beliebten dreifachen Gesichtspunkte der sphärischen, theorischen und physischen Astronomie, jedoch nicht mit zu ängstlicher Demarkationsschärfe, getreu geblieben; im ersten Bande wird die sphärische, im zweiten Bande die theorische und physische Astronomie abgehandelt. Diese Art des Vortrages hat nun freilich ihre großen Unbequemlichkeiten; schon die Benennungen selbst erscheinen nicht ganz paßlich, und man drückte sich, wie auch Schubert in

Digitized by Google

der Vorrede seines trefflichen Traité d'Astronomie théorique vorschlägt, vielleicht adäquater aus, wenn man von einer Ptolemäischen-, Kopernik-Keplerschen- und Newton-Laplace'schen Astronomie spräche. Es ist ferner fast unmöglich, die Lehren der Astronomie dergestalt von einander zu trennen, daß sich die Grenzen jener eigenthümlichen Gebietsabtheilung nicht sehr häufig in einander verliefen; und Referent gibt daher der, namentlich von Biot, im Traité élémentaire d'Astronomie physique, befolgten Methode den Vorzug, welche er die heuristische nennen möchte, und welche, von den ersten sinnlichen Wahrnehmungen ausgehend, den Lesern die Fragen: Wie es mit diesen Erscheinungen wohl am einfachsten und natürlichsten zugehen könne? gleichsam selbst in den Mund drängt.

Der einmal beliebten Eintheilung gemäß werden indeß im ersten Bande zunächst die Erscheinungen des Himmels überhaupt, insbesondere des gestirnten abgehandelt, wovon der Verfasser, nach Bodes Vorgange in seinem Handbuche der Sternkunde, einen Abriß der für seinen Zweck wichtigsten Lehrsätze der Mathematik anreihet, und sodann ferner alle diejenigen Lehren, bis zur Parallare herunter, folgen läßt, welche den gewöhnlichen Vorwurf der sphärischen Astronomie abgeben. Der Vortrag ist dem Referenten überall gründlich und deutlich vorgekommen; nur hat das, auf dem Titelblatte ausgedrückte Versprechen, „auch solchen Lesern zugänglich bleiben zu wollen, welche keine Mathematik verstehen," der Natur der Sache gemäß, nicht vollkommen in Erfüllung gebracht werden können, da Astronomie ganz ohne Mathematik kaum denkbar ist, und man auch über den Tempel der Urania, ohne den Vorwurf der Pedanterei oder Toleranz zu fürchten, wohl die bekannte, deutsch so lautende Inschrift: „Kein Unbewanderter in der Geometrie trete herein," setzen darf. Es ist genug geschehen, wenn man die Leser, ohne zu große mathematische Anforderungen an sie zu machen, in das Heiligthum der erhabensten Wissenschaft einführt, und wir bezeugen dem Verfasser gern, daß er Alles gethan hat, um den seinigen die mathematische Mühe zu erleichtern.

Der zweite, beträchtlich stärkere Band wendet sich zur sogenannten theorischen und physischen Astronomie, obwohl gemäß der, von dieser Eintheilungsart unzertrennlichen Inconvenienz, aus beiden lezteren Disciplinen schon Manches für die sphärische Astronomie hat anticipirt werden müssen. Die Kepler'sche Planetentheorie, die Lehre von den Monden, von den Finsternissen, von den Kometen, ferner die Mechanik des Himmels, und endlich eine topographische Beschreibung der Weltkörper, und eine Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels erfüllen diesen Band. Aus jenem vorlezten, die Himmelstopographie enthaltenden Abschnitte, wollen wir einiges Neue und Interessante ausheben.

Um uns, sagt der Verfasser, zunächst eine deutliche, oder wenigstens analog-wahrscheinliche Vorstellung von dem zu machen, was uns gute Fernröhre auf der uns zugekehrten Mondhalbkugel zeigen, wollen wir uns, in Gedanken, in den Mond versetzen, und uns fragen: wie uns umgekehrt die Erde, mit optischen Instrumenten betrachtet, von dort aus vorkommen würde? Nehmen wir diesen Stand auf dem Monde zu derjenigen Zeit ein, wo er uns neu erscheint, so werden wir die Erde als eine hellglänzende Scheibe, fast sechzehn Mal so groß als uns der volle Mond erscheint, am Himmel sehen. Befänden wir uns genau in der Mitte der uns zugekehrten Mondhälfte, so würden wir die Erde in dieser Größe, dieser Pracht, diesem Glanze gerade in unserm Zenith haben. Kehrte sie uns zuerst diejenige Hälfte zu, welche die sogenannte alte Welt enthält, dann würden wir, am helleren Glanze, leicht die festen Länder, welche mehr Licht zurückstrahlen, vom Meere unterscheiden, welches dagegen das meiste Licht verschluckt. In dieser Schattirung würden wir also die ganze, uns in diesem Augenblicke zugewendete Erdhalbkugel erblicken: die Südspitze Afrikas und die Halbinseln Ostindiens würden sich als tiefe, hell erleuchtete Vorsprünge vor der anschließenden grauen Meeresfläche auszeichnen. Die verschiedenen Inseln im Ocean sähen wir, wenn ihre Größe nicht zu gering dazu ist, als isolirte helle Punkte; dagegen würden sich die Binnenmeere als graue Flecke mitten im Lichte des festen Landes auszeichnen. Die Eisfelder der beiden Pole sähen wir in einem ähnlichen Lichte wie das feste Land, nur wahrscheinlich noch heller erglühen; der ewige Schnee der Polarzonen und der höchsten Bergspitzen müßten ganz besonders glänzend erscheinen. Die Sandwüsten Afrikas und Asiens würden sich aber allerdings in einem ähnlichen glänzenden Lichte darstellen; und man würde leicht versucht werden, der vollkommnen Verschiedenheit bei der Materie unerachtet, aus der Gleichheit der optischen Wirkung auf eine Gleichheit der Ursache zu schließen (eine Bemerkung, auf welche wir nicht aufmerksam genug machen können, um Uebereilungen in unseren topographischen Himmelsschlüssen vorzubeugen). Unterdeß verändert die Rotation der Erde den Schauplatz. Das hell glänzende feste Land rückt dem Rande der Scheibe immer näher, bis wir endlich, 12 Stunden nach dem Anfange dieser fingirten Beobachtung, die entgegengesezte Erdhalbkugel vor uns erblicken. Die ganze Scheibe

Digitized by Google

hat nun ein graues Ansehen, nur Amerika durchschneidet mit halbem Glanze diese graue Fläche, und die Inseln des stillen Meeres leuchten in derselben gleich glänzenden Punkten. — Wenden wir nun diesen Anblick der Erde, wie sie sich uns, als vorausgesetzten Beobachtern im Monde, zeigen würde, umgekehrt auf den Mond an, wie wir denselben, von der Erde aus, mit unsern Fernröhren wirklich erblicken, so nehmen wir sogleich mehrere auffallende Analogien wahr. Auch auf der Mondfläche bemerken wir hellere und dunklere Stellen, und es ist also vollkommen angemessen, auch ihr Meere und festes Land beizulegen, unerachtet auch hier die oben gemachte Bemerkung, daß die Sandwüsten und Schneefelder der Erde wahrscheinlich einen ziemlich gleichen optischen Effekt hervorbringen, eine Anwendung finden könnte. Gewiß scheint das Vorhandenseyn sehr hoher Mondberge: der höchste derselben (Dörfel) hat 30,000 Fuß Höhe, und übertrifft also den höchsten Erdenberg, den Dhavalagiri in Indien, welcher jene Höhe noch nicht ganz erreicht. Zieht man dabei in Betracht, daß der Radius des Mondes nur etwa ¼ vom Erdradius beträgt, so erscheint dies Höhenverhältniß äußerst auffallend; und Alles deutet darauf hin, daß die wunderbare Beschaffenheit der Mondoberfläche, bei einigen unverkenndaren Analogien mit der Erdoberfläche, sich, in andern Punkten, auch wieder vollkommen davon unterscheide. — An diese, auf die angegebene geschickte Weise, eingeleiteten Bemerkungen, reihet der Verfasser nun Gruithuisen's Hypothesen über die Natur des Mondes an, und wendet sich demnächst zur Sonne, in Bezug auf deren Flecke er die Beobachtung anführt, daß dergleichen Sonnenflecke nie in der Nähe der Sonnenpole erscheinen, und daß dagegen die Sonnenzonen zwischen 11 bis 15 Grad nördlicher und 3 bis 8 Grad südlicher Sonnenbreite besonders geschickt zur Erzeugung dieser Flecke sind. Dieser Umstand erscheint äußerst merkwürdig, und wird vielleicht einer künftigen Astronomie zum Mittel dienen, um über die Natur des Sonnenkörpers etwas Bestimmteres sagen zu können.

Ueber den Merkur weiß uns der Verfasser nichts zu sagen, was nicht aus des fleißigen Himmelstopographen Schröter Beobachtungen schon bekannt wäre. Von der Venus aber wird eine genaue Zeichnung beigebracht, wie dieser Planet 1831, den 9. Juni, Abends 7½ Uhr, halb erleuchtet, durch einen sechsfüßigen Fraunhofer mit 216maliger Vergrößerung erschien. Nur werden sich die Leser das Suchen nach dieser Zeichnung nicht verdrießen lassen dürfen, da die, sonst recht hübsch gerathenen Tafeln, unverantwortlicherweise, nicht numerirt sind.

Beim Mars ist eine der interessantesten Beobachtungen, daß seine Polargegenden eben so mit Schnee bedeckt zu seyn scheinen, als es die unsrigen sind. Im Jahre 1813, den 12. März, trat der Frühling für die südliche Halbkugel dieses Planeten ein, und die Sonne fing also an, seinen Südpol zu bescheinen. Da beobachteten, gleichzeitig und unabhängig von einander, deutsche und französische Astronomen in jener Polarzone einen ungemein glänzenden Fleck, welcher sich allmählich verkleinerte und im Oktober verschwand, so, daß er, nach aller Analogie, für schmelzenden Schnee gehalten werden dürfte. Im April 1814, wo der Winter schon wieder in jener Marsgegend regierte, fing auch der Glanz und Umfang des Fleckes wieder an zuzunehmen, als wenn neuer Schnee gefallen sey; und in ähnlicher Weise entsprechen die Erscheinungen stets den Marsjahreszeiten. Eben solche Erscheinungen bietet der Nordpol dar; und die Analogie ist hier wirklich so stark, daß man an einer Gleichheit der Ursache kaum zweifeln kann.

Zum Schlusse dieses Abschnittes führt der Verfasser noch an, daß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Lebensdauer der Planetenbewohner mit den Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne im Verhältnisse steht *) ein 80jähriger Greis auf dem Merkur ein Alter von 19 Erdenjahren, auf der Venus von 49, auf dem Mars von 150, auf dem Jupiter von fast 1000, auf dem Saturn von über 2000, und auf dem Uranus gar von gegen 7000 Erdenjahren haben müsse. — In der That erklärt sich die größte Wahrscheinlichkeit für dieses Bestehen eines solchen Verhältnisses zwischen den Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne, und der Lebensdauer ihrer Bewohner; — was den Vegetationsprozeß betrifft, so ist es sogar ausgemacht, daß derselbe durch die Umlaufszeit regulirt werde. — Man wird dem Verfasser Dank für die Erheiterung eines wissenschaftlichen Vortrages durch so angenehme Bilder wissen, und Ref. verläßt das Werk mit bereitwilliger Anerkennung dieses seltneren Verdienstes.

Gruithuisens neue Analekten für Erd- und Himmelskunde anlangend, so ist diese neue Reihe in Plan und Ausführung vollkommen der älteren Reihe von Heften gleich, über welche wir unsern Lesern in diesen Blättern vorlängst Bericht erstattet haben. Man findet hier eine sehr gedrängte Zusammenstellung der neuesten und wichtigsten Bereicherungen der gesammten Erd- und Himmelskunde, woraus wir Einiges mittheilen, was uns allgemein anziehend erscheint.

---

*) Ganz der, von mir, in meinen „Astronomischen Reiseberichten“ entwickelten Ansicht gemäß.

Dr. Nürnberger.

Digitized by Google

Bekanntlich ist bis jezt unter den Astronomen noch immer gestritten worden, ob der Mond eine Atmosphäre habe? Dieser Streit scheint endlich entschieden. Neuere Beobachtungen beweisen das wirkliche Daseyn einer Mondatmosphäre, jedoch von großer Feinheit: die Dichtigkeit derselben beträgt nur $\frac{1}{25}$ der Dichtigkeit der irdischen Atmosphäre, eine Angabe, welche dadurch viel Gewicht erhält, daß sie mit dem Resultate der Rechnung nahe übereinstimmt.

Vor geeinger Zeit sind bei Gaibach in Franken, wenige Fuß unter der Erde, in Meergel und Thon vortrefflich conservirt, viele Exemplare eines vorweltlichen Riesenbaumes entdeckt worden. Das herzförmige Blatt ist 6 bis 7 Fuß, die nierenförmige Frucht aber gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.

In Peru, im Flußgebiete des Huallaga, ist ein Lager von Steinsalz entdeckt worden, welches, nach Maßgabe seiner Ausdehnung und Mächtigkeit, vielleicht zu den merkwürdigsten in der ganzen Welt gehört. Die ganze Gegend von Juanjuy abwärts bis nahe an Chasuta nämlich, in einer Ausdehnung von vielleicht Hunderten von Quadratmeilen, ist ein einziges unermeßliches Salzlager; an mehreren Stellen, welche man hier Salinas nennt, ist das Salz nicht einmal mit der dünnsten Erdschichte bedeckt, sondern liegt frei zu Tage, und wird so gleich mit Beilen ausgehauen. Betrachtet man diese ganze Gegend genauer, so erscheint sie als ein Bergkessel, welcher sonst ein Binnenmeer enthalten haben muß, aus dem dieser Salzstock allmählich ausgeschieden worden ist. Nimmt man hienächst, wie gewöhnlich, auf 100 Theile Meerwasser $2\frac{2}{3}$ Theile Kochsalz an, so läßt sich aus der Mächtigkeit des Salzlagers die Tiefe des ehemaligen Meeres in diesen Gegenden berechnen, und man findet dieselbe solchergestalt etwa 7000 Fuß. Die den Kessel umringende Bergkette hat aber fast dieselbe Höhe; und diese Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Messung erscheint wiederum höchst merkwürdig.

Auf Veranlassung Humboldts wurden von 1828 bis 1831 in mehreren preußischen Bergwerken Beobachtungen über die Temperatur der innern Erdschichten angestellt, besonders um zu ermitteln, ob diese Temperatur, einer neueren Idee gemäß, mit der Tiefe wachse. Bekanntlich nämlich nehmen einige Naturforscher in den Eingeweiden des Erdkörpers ein sogenanntes „Centralfeuer" an, für dessen Daseyn die vulkanischen Erscheinungen zu sprechen scheinen. Wäre jene Annahme gegründet, müßte man es in der That in dem Maße wärmer finden, als man sich dem Heerde des Centralfeuers näherte, und das Innerste der Erde endlich müßte ein Meer von Gluthen seyn, für deren Unterhaltung, so weit es dazu eines Brennmaterials und des Feuerstoffes bedarf, die Physiker zu sorgen hätten, welche jene Hypothese begünstigen. Indeß läßt sich auch eine innere Erdwärme, als bloßes Produkt der eigenen Lebensthätigkeit des Erdkörpers annehmen, gleichwie der thierische Körper eine solche innere Wärme-Entwicklungskraft besizt. Die mehrfachen, in den Bergwerken angestellten Beobachtungen haben indeß über eine Wärmezunahme im Verhältniß der Tiefe kein bestimmtes Resultat ergeben, vielleicht weil die Tiefen, bis zu welchen man eingedrungen ist, nicht bedeutend genug gewesen sind *).

Die Abplattung der Erdkugel an ihren beiden Polen, wodurch die Erde eine eingedrückte, man möchte sagen pomeranzenähnliche Gestalt erhält, ist der Gegenstand vielfachen mühsamer Messungen und tiefsinniger Rechnungen gewesen. Der Ausdruck: diese Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{300}$, will bekanntlich sagen: der polare Durchmesser sey um so viel kürzer, als der aequatoriale, d. h., wenn man lezteren in 300 gleiche Theile getheilt habe, so enthalte ersterer nur 299 solcher Theile; und in diesem Sinne muß man die Versicherung neuerer Physiker verstehen: daß die Abplattung (Ellipticität) zwischen die Grenzen $\frac{1}{305}$ und $\frac{1}{289}$ falle. Allein auch dieses Resultat scheint noch kein definitives zu seyn, da, nach den vor uns liegenden Analekten, Beobachtungen, welche bei einer neuesten Erdumsegelung durch den Kapitain Luetke, angestellt worden sind, jene Abplattung $= \frac{1}{269}$ geben.

Möchten diese durch ihr fleißiges Sammeln so verdienten Analekten einen guten Fortgang haben.

(Die Fortsezung folgt.)

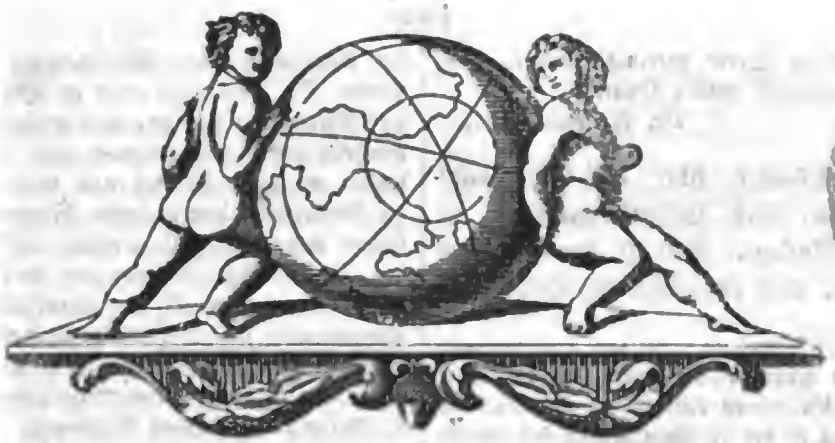
---

*) Anmerk. Ich habe daher bei der Wiener Naturforscher-Versammlung die Senkung eines möglichst tiefen Schachtes, Behufs dieser und ähnlicher Erfahrungen, in Vorschlag gebracht. Wäre man auch nur bis zu derjenigen Tiefe-Grenze vorgedrungen, wo sich ein weiteres Vordringen unmöglich fände; so würde schon die Bestimmung dieser Grenze ein realer scientifischer Vortheil gewesen seyn, und einer ächten Naturforschung vielleicht mehr Nuzen gewährt haben, als einige andere Vorträge, wodurch die Sizungszeit der Naturforscher-Vereine neuester Zeit absurdirt worden ist. Allein mein Vorschlag ist, wegen der mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten, unberüksichtiget geblieben. Vielleicht wiederholt Herr von Humboldt denselben einst mit einem glüklicheren Erfolge. — Für die Wissenschaft wäre die Ausführung immer wünschenswerth.

Dr. Nürnberger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



LESEGESELLSCHAFT IN BÖHM

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 46. 5. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

(Schluß.)

Klügel's mathematisches Wörterbuch hat freilich ein eigenthümlich hartes Schicksal gehabt, indem der Gründer des Werkes, der wackere Klügel, nach Vollendung des dritten Bandes, der Fortsetzer, unser Mollweide, aber schon beim Schlusse des vierten Bandes starb, wonächst diese wichtige Arbeit mehrere Jahre liegen blieb, bis sie jezt endlich durch Grunert auf eine würdige Weise hat zu Ende gebracht werden können.

Wörterbücher über wissenschaftliche Kenntnisse sind, was man nun anderseits auch dagegen vorbringen kann, dennoch stets beliebt gewesen, weil sie für diejenigen Personen, die nicht Zeit oder Fähigkeit besitzen, sich genaue und zusammenhängende Einsichten in einem Fache zu verschaffen, ein bequemes, ja unentbehrliches Hülfsmittel abgeben, sich, nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfnisses, über einzelne Materien zu unterrichten. Dadurch ist selbst in der Mathematik, wie vorzugsweise sich diese schöne Wissenschaft zu einer systematischen Behandlung eignet, die lexikalische Anordnung der Lehren eine brauchbare Form des Vortrages. Die mathematischen Lehren machen nicht eine Folge wie die Glieder einer einzigen Kette, sondern vielmehr mehrere Ketten aus, die nur durch gewisse Hauptglieder verbunden sind, dergestalt, daß es sehr thunlich ist, einzelne mathematische Lehren ohne alle Berücksichtigung der übrigen zu verfolgen. Der systematische Vortrag aber muß oft Materien, welche dem Inhalte nach zusammen gehören, dem Systeme zur Liebe, trennen, wogegen sich in den Artikeln eines Wörterbuches alles, den bestimmten Gegenstand Betreffende zusammentragen läßt, und also, so zu sagen, viele einzelne Ganze aus dem großen, fast unübersehlichen systematischen Ganzen gebildet werden. Dieses wird in einer Wissenschaft von dem Umfange und der Schwierigkeit der Mathematik, für die Geübteren fast so nothwendig als für die Ungeübteren: man muß trennen und sich mit dem augenblicklich erforderlichen Einzelnen begnügen lernen, wenn die systematische Uebersicht des Ganzen anfängt, unmöglich zu werden, wofern man nicht alleinige Aufgabe des ganzen Menschenlebens daraus machen kann.

Außerdem aber haben Wörterbücher, und namentlich das vorliegende mathematische, den Vorzug, der eigentlich scientifischen Entwicklung des bestimmten Artikels zugleich noch die darauf bezüglichen historischen und literarischen Notizen folgen zu lassen; und gerade diese lezteren sind es oft, über welche vorzugsweise Belehrung gewünscht wird. Ich wüßte keine Quelle zu bezeichnen, aus welcher das, was man in dieser Hinsicht

Digitized by Google

gerade im vorliegenden Werke vereinigt findet, mit gleicher Leichtigkeit geschöpft werden könnte.

Dr. Nürnberger.

4) Populäre Vorlesungen über die Sternkunde von J. Fr. Fries, Geh. Hofrath und Prof. in Jena. Zweite Auflage. Mit 9 Kupfern und Steindrucktafeln, auch zwei Charten. Heidelberg, Winter, 1833.

Dieses Lehrbuch zeichnete sich schon in der ersten Auflage vor den vielen andern Lehrbüchern der Astronomie dadurch aus, daß es bei der Betrachtung der unendlichen Körperwelt einen höhern moralischen Standpunkt festhielt, und sich insofern weder der Kleinmüthigkeit, die sich von der Masse der Welt wie von einem Alp gedrückt fühlt, noch der poetischen Hypothesensucht, dem naturphilosophischen Spiel mit Sternen hingab, das oft nur dem Spiel der Kinder mit Steinen gleicht. Fries sagt, nicht in den Sternen, sondern nur im Geist und in der Wahrheit sollen wir Gott verehren; er sagt ferner mit Schiller: im Raum wohnt das Erhabene nicht, nicht in der unermeßlichen Zahl und Weite, sondern nur in der sittlichen Größe.

So sehr wir den Grundsatz anerkennen, daß unter allen Umständen sittliche Größe den Vorrang hat, und so wirksam die Lehre von Kant und Fries gegenüber dem Aberglauben ist, so dürfte doch in einer Zeit, wo der Volksaberglaube auf seiner Flucht vor der Aufklärung beinahe den Glauben mit fortgerissen hat, und wo der sublimirte poetische und historisch-philosophische Aberglauben gar kein Publikum findet, die Sache nicht so streng genommen werden. Nachdem man sich einmal gewöhnt hat, den Himmel und seine Erscheinungen ohne Furcht anzusehen, nachdem wenigstens kein Deutscher mehr vor einer Sonnenfinsterniß erschrickt, wie Kaiser Konrad III., und selbst die Kometen nur noch den Eindruck einer Kinderruthe machen, der die Kinder schon entwachsen sind, darf man es doch wohl ohne Gefahr wagen, den im Interesse der Vernunft verachteten Sternen wieder eine höhere Bedeutung zuzuerkennen. Ist man ja doch gegen andere Gegenstände des poetischen Aberglaubens eben so tolerant gewesen. Nachdem die Romantik der Kirche und des Ritterthums ihre Bannstrahlen und Schwertesspitzen abgestumpft, hat man es gewagt, die protestantische Wuth zu mäßigen und manches, ja alles Schöne der mittelalterlichen Barbarei anzuerkennen.

Es ist doch wohl nicht die richtige Ansicht, die Astronomie mit einer Negation zu beginnen und in den Naturtempel mit der bestimmten Erklärung einzutreten, daß man darin nichts Göttliches anerkennen wolle, noch werde. Es würde uns zwar zu weit führen, wenn wir hier untersuchen wollten, ob der Satz von Fries: „nicht wandern unter den Sternen will der Glaube, sondern dahin, wo kein Himmel und keine Erde ist," oder ob die Verheißung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde" mehr Wahrheit enthält. Wir wollen nicht gegen das Uebersinnliche streiten, wir wollen ihm sein Reich lassen und es jedenfalls der Natur überordnen, so wenig wir uns auch eine Vorstellung von einem Ort zu machen wissen, der weder Himmel noch Erde (und Hölle) ist. Aber auch in dieser Unterordnung und Einschränkung hat die Natur etwas äußerst Erhabenes, und selbst wenn wir sie wieder wie die Alten vergötterten, oder wie die Juden und die Christen im Mittelalter von feindseligen Dämonen beseelt glaubten, würden wir der Wahrheit näher stehen, als wenn wir nach der Vorschrift der modernen astronomischen Mechaniker nur eine seelenlose Maschine in ihr sehen. Wenn sich Kant schon von dem Gedanken überraschen ließ: „die Blumen mögen doch etwas zu bedeuten haben," so hätte sich wohl auch Fries, beim Anblick der ewigen Gestirne, von einer leisen Regung des ästhetischen Gewissens bewegt fühlen sollen. Die Natur ist mehr als eine bloß zweckmäßige Maschine, mehr als ein bloßes Handwerks-Meisterstück, sie ist ein Kunstwerk, nicht um eines fremden Gebrauchs, sondern um ihrer selbst willen, durchaus ein ästhetisches Ganze. Warum sollte dies nicht, unbeschadet der geistigen und sittlichen Größe des Menschen, anerkannt werden? Verliert denn der Mensch an der Macht seiner Vernunft und am Adel seines Willens etwas, wenn er in der Natur, wie die tapfern alten Germanen in ihren Frauen, etwas Heiliges und Prophetisches erkennt? Muß man denn das, von dem man sich nicht beherrschen lassen will, nothwendig gleich verachten und herabsetzen? Eine Herabsetzung aber ist es, wenn man mit Schiller im Raum nichts Erhabenes gelten lassen will.

Obgleich wir nun dem Verfasser mehr Toleranz gegen die poetische Astronomie und gegen die poetische Grundanschauung der Welt überhaupt, auf die doch alle Philosophie zurückkommen wird, anwünschten, so lassen wir doch seiner Seepsis volle Gerechtigkeit überall wiederfahren, wo sie die Hypothesenjäger in die Zucht nimmt. Im Widerspruch mit Kant verwirft er nicht nur den sogenannten Centralkörper des Weltsystems, sondern überhaupt jeden Versuch, das Weltganze zu figuriren, und eben so alle andern Hypothesen, die nicht aus der Erfahrung, sondern aus der Phantasie geschöpft sind. Solche Hypothesen in Schutz zu nehmen, sind wir weit entfernt, nur wollen wir der Natur ihr Recht vindiciren, in ihrer Unergründlichkeit so erhaben als schön zu seyn, und dem menschlichen Gemüth das Recht, in

Digitized by Google

dem tiefen, reichen, unendlichen Leben der Natur einen heiligen Geist zu ahnen.

Die populäre Darstellung des Verfassers läßt nichts zu wünschen übrig. Mit ungemeiner Klarheit und in verhältnißmäßiger Kürze weiß er dem Laien einen Ueberblick über das Himmelsgewölb zuerst, wie es uns erscheint, dann nach seinen wirklichen Lagen, Verhältnissen und Bewegungen zu geben. Mit Treue stellt er alle Erfahrungen zusammen, mit Strenge weist er alle bloßen Vermuthungen ab. Die zweite Auflage hat besonders in der Lehre von den Firsternen durch die jüngsten Entdeckungen einen Zuwachs erhalten, und ist außerdem durch einige neue Tafeln, namentlich durch eine Sterncharte und Mondcharte, bereichert worden.

Durch die strenge Wissenschaftlichkeit und klare Sprache empfiehlt sich dieses Werk vorzüglich der Jugend, die vor allen Dingen lernen muß, und deren Phantasie man durch Träumereien nicht irre leiten darf.

5) Populäre Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls. Nach den neuesten astronomischen Entdeckungen für die gebildeten Leser aller Stände, so wie zum Privatunterricht. Von Dr. A. H. Chr. Gelpke. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfern. Hannover, Hahn, 1832.

Immer fällt uns bei einer neuen Auflage dieses Werks wieder der Spott Lichtenbergs ein, der von gewissen Lehrbüchern sagte: die Naturforscher pflegten um so eifriger die Größe Gottes in der Natur zu preisen, je weniger sie ihre eigne Größe darthun könnten. Es ist gewiß löblich, bei den Werken an ihren Schöpfer zu denken, aber es wird lächerlich, wenn man bei jedem Dinge dem lieben Gott gleichsam einen Schein ausstellt, daß er es vortrefflich gemacht habe. Dazu hat der Verfasser seine kindische Freude an den großen Zahlen, wie der König im gestiefelten Kater. Er wälzt die Millionen und Billionen mit einem eignen Wohlbehagen im Munde herum: „Der Uran ist zwar von der Sonne schon 400 Millionen Meilen weit entfernt — eine Weite, welche eine Kanonenkugel mit dem schnellsten Fluge, in welchem sie in einer Sekunde 600 Fuß läuft, erst nach 479 Jahren, wenn sie dorthin geschossen werden könnte, durchlaufen würde, ob sie gleich nach der Sonne schon nach 25 Jahren, von unserer Erde abgerechnet, ankömmt. Aber was ist diese Weite? Und was ist die Dauer der Zeit von einer Kanonenkugel dahin, gegen die des nächsten Fixsterns, oder des nächsten Sonnenkörpers nach unserer Sonne? Denn was ist eine Entfernung von einigen hundert Millionen Meilen, welche eine Kanonenkugel in einigen Jahrhunderten durchlaufen kann, gegen eine Weite von Millionen Mal Millionen, das ist, von 8 Billionen Meilen, in welcher der nächste Fixstern, der Sirius, von uns entfernt steht, und worauf eine Kanonenkugel 10 Millionen Jahre, um sie mit ihrem Fluge zu durchlaufen, verwenden muß? Verschwindet eine Weite von hundert Millionen Meilen gegen eine von Billionen Meilen, und eine Zeit von 500 Jahren gegen eine von 10 Millionen Jahren nicht? Also was ist Uransweite gegen Siriusferne!“ Auch der Styl in diesem Buch ist maulooll, schwülstig und unklar, obgleich der Verfasser ein Schulrath ist. Was ist das für eine Häufung von Tautologien und vagen Distinktionen in folgender Erklärung, Seite 289: „Die Astronomie oder Himmelskunde ist diejenige erhabene Wissenschaft, welche uns mit den Sternen oder den Welten des großen Schöpfungsgebietes, oder überhaupt mit dem großen Weltenbaue desselben bekannt macht. Sie lehrt uns daher nicht allein von den Welten unseres Sonnengebietes ꝛc.“

6) Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im September 1830 von Wilhelm Beer und J. H. Mädler. Mit einer Abbildung. Berlin.

Wilhelm Beer ist der Bruder des verstorbenen Dichters Michel Beer und des berühmten Komponisten Meyer Beer. Auch er sucht gleich seinen Brüdern höhere Genüsse, als sie der Reichthum denen gewährt, die ihn nur auf ordinäre Art zu gebrauchen wissen. Die Sternkunde, die so große Apparate erfordert und daher immer nur auf Staatskosten oder durch reiche Privatleute kultivirt werden kann, findet gleichwohl nur äußerst selten einen Mäcen oder Dilettanten unter den Reichen, und um so mehr fühlen wir uns gedrungen, im Namen aller Freunde dieser edlen Wissenschaft das Streben des Herrn Beer in Berlin rühmlichst anzuerkennen. Von seiner kostbaren Privatsternwarte aus beobachtete er die im September 1830 erfolgte Opposition des Mars, bei welcher dieser Planet der Erde ungewöhnlich nahe kam. Ein ausgezeichnetes Instrument von Fraunhofer setzte ihn und Hrn. Mädler in den Stand, mit großer Schärfe die Umrisse und Flecken des Mars zu erkennen, und sie haben davon nicht nur eine Menge der kleinen Schrift in Steindruck beigefügte Abbildungen entworfen, sondern auch die für die Astronomie wichtigen Resultate ihrer genauen Messungen mitgetheilt. Sie bestätigen die Beobachtung der weißen (schneebedeckten) Polarzone des Mars, erklären sich aber gegen die Annahme, daß die dunkeln Flecken dieses Planeten veränderlich und wolkenähnlich seyen: „Wir vergleichen am Schlusse unsrer

Digitized by Google

Beobachtungen die meist sehr zerstreuten Bemerkungen andrer Astronomen, überzeugten uns jedoch bald, daß mit Ausnahme des weißen Flecks, den schon Maraldi 1716 entdeckte, keine deutliche Uebereinstimmung mit unsern Wahrnehmungen aufzufinden war. Einige haben allerlei besondere Gestalten der Kugel gesehen, andere seinen ganzen Rand hell leuchten sehen. Die meisten halten die Flecke für veränderlich. Zeichnungen sind nur wenig vorhanden, und Schröters areographische Fragmente, welche 224 Abbildungen enthalten sollten, sind nie erschienen. — Da wir nun den Mars nie anders als völlig kreisrund, seine Flecke mit Ausnahme eines geringen Farbenwechsels und der durch die Rotation nothwendig bedingten optischen Veränderungen durchaus konstant, und seine Ränder nie glänzend gefunden hatten, folglich unsre Beobachtungen in bedeutender Disharmonie mit früheren standen; so waren wir nicht wenig erfreut, in den Beobachtungen des Herrn Justizraths Kunowsky (Bode's Jahrbuch auf 1825), die vom November 1821 bis März 1822 gehen, nicht allein unsre Meinung über die Konstanz der Flecke vollkommen bestätigt, sondern sogar in 2 mitgetheilten Zeichnungen den Fleck a nebst dem damit verbundenen schlangenförmigen nach e zu laufenden Bogen deutlich wiederzufinden. (Herr Kunowsky sah damals den Nordpol des Mars der Erde zugekehrt, und seine Zeichnungen müssen also meistens andere Flecke als die unsrigen zeigen, mit Ausnahme derer, welche nahe um den Aequator liegen.) Somit scheint die Hypothese, als seyen jene Flecke unsern Wolken analog gänzlich zu fallen. — Da sich aus der unten berechneten Rotation und den Zeichnungen angeben läßt, welche Seite des Mars in einer gegebenen Zeit uns zugekehrt sey, so beobachteten wir versuchsweise noch am 5. und 10. November, und fanden genau dieselben Flecke, welche die Rechnung ergeben hatte."

„Obgleich die vorliegende Darstellung bis jezt nur Fragment ist, so ergibt sich doch, daß die meisten lichtabsorbirenden Theile der Oberfläche in der Gegend des Tropicus Virginis zu suchen sind. Die lichtreflektirenden Theile sind größer und stehen überall in Verbindung, gleich den Oceanen der Erde. Die nördliche Halbkugel, so weit sie uns zu Gesichte kam, zeigte sich vom 90° bis 330° herum durchaus gleichartig reflektirend, und der größte Theil der heißen Zone ist auf dieser Strecke hierin mit inbegriffen. Näher dem Südpole, in der kalten und dem angrenzenden Theile der gemäßigten Zone ist das Continium der reflektirenden Massen schon mehr unterbrochen, aber die Absorption des Lichts findet in geringerem Grade Statt. Die Massen sind weniger scharf getrennt und oft unbestimmt in einander übergehend. — Aus der gefundenen Rotation, verbunden mit der bekannten Arenstellung und den Elementen der Bahn, ergaben sich noch folgende Bestimmungen:

Dauer eines Marsumlaufs	669½ Rotationen.
hiernach Länge eines Marsjahres	668⅔ Mars-Sonnentage.
Länge eines mittleren Sonnentages in Erdenstunden	24ʰ 39′ 22″
Excess des Sonnentages	2′ 12″
Verhältniß des Marstages zum Erdentage	75 : 73
Frühling der Nordhalbkugel	191⅓ Marstage.
Sommer	180 ——
Herbst	149⅓ ——
Winter	117 ——

Wird der Frühling zum Sommer und der Herbst zum Winter gerechnet, so ergibt sich:

Dauer des Sommers der Nordhalbkugel zu dem der Südhalbkugel	19 : 15
Dagegen Intensität des Sonnenlichts im nördlichen Sommer zu der im südlichen	20 : 29

Sezt man beide lezte Verhältnisse zusammen, und nimmt an, daß sich auf demselben Planeten die Erwärmung wie die Erleuchtung verhält, so würde folgen, daß dem Südpole die kürzere Dauer seines Sommers durch dessen Intensität mehr als ersezt wird. Da sich aber für die Winter das lezte Verhältniß 20 : 29 umkehrt, so wird der Winter des Südpols, nicht allein der längern Dauer, sondern auch der größern Entfernung der Sonne wegen, ganz ungleich strenger als der des Nordpols seyn. Hiermit stimmt überein, daß frühere Beobachter das weiße Licht der Südzone selbst dann noch erblickt haben, wenn der Südpol abgewandt war, woraus folgt, daß es sich vom Pole bis gegen den 45° und wohl noch weiter erstreckt haben müsse, während wir auch unter den günstigsten Umständen bei den gegenwärtigen Beobachtungen an der Nordseite des Mars nichts der Art entdecken konnten. Stets war der Glanz dieser Gegend dem des übrigen Theils der Scheibe ganz gleich."

7) Versuch, den Saturnring photometrisch zu betrachten. Von C. A. Albert. München, Georg Franz, 1832.

Eigentlich nur für den Astronomen vom Fach. Eine sehr ausführliche Berechnung der Lichtstärke der Saturnbeleuchtung mit dem Resultat, daß der bekannte Saturnring, wenn er uns wie ein Messer nicht seine Fläche, sondern seine Schärfe zukehrt, unsern Augen verschwinden müsse, weil alsdann das von ihm reflektirte Licht zu schwach ist, um unser Auge zu afficiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 47. 7. Mai 1834.

Astronomie und Mathematik.

(Fortsetzung.)

8) Die Entstehung der Welt aus Nichts. Astronomisch-philosophische Skizze in logischer Darstellung für Gelehrte und Gebildete von F. C. Johannes Müller. Mit einer Tafel in Steindruck. Aus der Pallas besonders abgedruckt. Leipzig, Kleins lit. Comptoir, 1832.

Geistreiche Hypothesen, die man mit Vergnügen und sogar mit Belehrung liest, wenn man sich nicht verführen läßt, sie für mehr als Hypothesen zu halten. Die Phantasie darf hier um so thätiger seyn, als sie in der That auf richtige Analogien leiten kann, und überdies alle Irrthümer erst durchgemacht werden müssen, bevor man dem Wahren näher rückt.

Die Herleitung des Etwas aus dem Nichts ist nicht neu. Schon Oken ist an dieser Klippe gescheitert. Zwischen dem bloßen Denkbegriff des Nichts und dem wirklichen materiellen Etwas ist eine Kluft, die der Witz wenigstens nicht ausfüllt, wenn er sich auch darüber hinwegsetzt. Folgende Ideensprünge sind nur witzig, aber sie beweisen nichts. „Wenn vom Anfange der Welt gesprochen wird, so gesteht der vernünftige Mann, daß er darunter nicht eine nach Jahren meßbare, und in Zahlen auszudrückende vergangene Zeit versteht, sondern daß er sich nur einbildet, es sey einst eine Zeit gewesen, wo nichts war, als ein leerer unendlicher Raum. — Wie dies begriffen werden müsse, darüber wird sich Niemand den Kopf zerbrechen, denn es ist nicht zu begreifen. — Von der Schöpfung dieses Raums kann auch nicht die Rede seyn, denn man weiß nicht einmal: ob er ein Ding, oder ein Nichts ist, noch wie er absolut ist. — Von der Entstehung der Zeit könnte man allenfalls metaphorisch sagen, daß sie der Ausfluß, der Abglanz Gottes sey, und daß sie daher ewig gewesen seyn müsse. Dennoch aber leuchtet ein, daß, wenn wir diese rückwärtsliegende Ewigkeit durchbrechen, Zukunft eher gewesen seyn müsse als Zeit (als Gegenwart). — Folglich kann man sagen: im Anfange war die Zukunft (Zukunft ist = nichtseyende Tendenz, so wie Zeit = werdende). — Allgemeiner ausgedrückt waren im Anfange alle Negationen, keine Materie, kein Licht, keine Wärme — Nichts! — also auch keine Kraft, keine Tendenz, keine Zeit, sondern Zukunft. — Die Zukunft wird aber Zeit. Geben wir dieser eine volle abgelaufene Ewigkeit, so haben wir eine Ewigkeit voll unendlich geringer Tendenz. Wir spielen zwar mit diesen Worten ewig, unendlich; allein sie mögen doch wohl eine tiefe Bedeutung haben. — Wenden wir die Formel des Mathematikers

Digitized by Google

an, daß ein Unendlich-Kleines, unendlich Mal genommen, 1 wird: so begreifen wir leise, daß eine Ewigkeit abgelaufener Zeit (= Tendenz potentia oder $^1/_{\infty}$ Tendenz actu) werden kann. — Um Gott in dieser verflossenen Ewigkeit nicht einsam seyn zu lassen, mögen wir uns vorstellen, daß eine Ewigkeit bereits vorangegangen sey, oder daß er in diesem Momente erst zum Selbstbewußtseyn gekommen ist, oder — am besten — wir lassen dies auf sich beruhen! Kurz, wir haben bereits Tendenz actu im Raume. Tendenz actu ist aber = könnende Tendenz = Kraft. — Wir haben also Selbsterhaltungskraft im Raume. — Wir postuliren jezt, sie, diese Kraft fixire sich irgendwo im unendlichen Raume, d. h. sie setze sich in irgend einem Punkte als wirkend. — Es muß nun bemerkt werden, daß durch diesen Akt der Fixirung die Kraft selbst vorerst und in demselben Momente Physis *) erzeugt. Ich muß aber wegen der Unmöglichkeit, dies populär vorzutragen (doch wohl, weil ich es selbst noch nicht ganz klar denken kann!?) auf mein System verweisen. — Somit hätten wir bereits Physis, Attraktionskraft und einen Mittelpunkt im Raume."

Man kann der göttlichen Schöpferkraft in der That keinen bescheidnern Ursprung zuerkennen. Diese ganze Logik ist aber eine Spiegelfechterei, denn im Anfang war keineswegs das Nichts, oder die Zukunft des Etwas; die Negation selbst war nicht eher möglich als die Sache, welche negirt werden sollte; die Negation ist immer nur ein Begriff, welcher der Sache wie ihr Schatten folgt. Abgesehn von der Unmöglichkeit, aus dem bloß in unserm Denken vorkommenden Begriff der Negation einer Sache diese selbst hervorbringen zu können; auch dann, wenn wir uns über den Ursprung der Materie nicht mehr den Kopf zerbrechen und dieselbe schon als vorhanden denken, ist es eine neue Unmöglichkeit, einen Mittelpunkt im unendlichen Raum zu statuiren und darnach dem Weltall eine Figur zu geben, wie wir das in diesen Blättern schon bei Gelegenheit der Eschenmayerschen Naturphilosophie bewiesen haben. Der Raum ist entweder nicht unendlich oder er hat keinen Mittelpunkt, denn jeder Mittelpunkt sezt ganz nothwendig wenigstens zwei bestimmt gegebene Grenzpunkte voraus, zwischen denen er eben in der Mitte liegt, und ohne die niemals bestimmt werden kann, ob und wo es eine Mitte gibt.

Der Verfasser geht nun zur physischen Astronomie über: „Es wurde in den Abschnitten 2 bis 5 gezeigt, wie es möglich, d. h. für den Verstand denkbar und begreiflich sey, daß sich aus einer Ewigkeit abgelaufener Zeit: Kraft — und zwar unendliche und maaßlose Attraktionskraft, aus dieser: Repulsion, aus beiden: endliche oder meßbare Schwere — ingleichen Physis (oder comprimirter Aether), aus diesen beiden Kräften: Materie an sich bilden könne. Wir begriffen ferner, daß Materie sich in zwei wesentlich verschiedene Arten spalten müsse, nämlich in Metalle und in Sauerstoff, — in das aktiv Brennbare und das passiv Verbrennende. — Wir erfuhren endlich, daß stabile Materie, Luft, Flüssigkeit und starrer Körper, in sich — in ihren kleinsten Theilen rotirend seyn müsse, und verließen endlich die werdende Schöpfung als sich nach einem Centralpunkte spiralförmig hinbewegende Materie, d. h. mit Kräften versehene Physis, oder als weltenbildender Nebelfleck, — das Chaos der Poeten. — Der Kern dieses Chaos besteht aus unendlich viel verschiedenen Metallen, also auch aus solchen, welche auf unserer Erde nicht gefunden werden. Die Lufthülle um diesen Kern ist reiner Sauerstoff, d. h. Sauerstoffgas (Lebensluft). — Im Momente, wo sich die Metalle bildeten, und in den nächstfolgenden Zeittheilen (Jahrhunderten, Jahrtausenden?) sind dieselben nichts anders als gas- oder luftförmig zu denken. Die spiralförmig anziehende Bewegung des Ganzen nach dem Mittelpunkte nimmt aber immer zu. Sowohl der ungeheure (Metall-) Kern als auch jedes einzelne Atom wird daher immer kleiner. Folglich wird die Arendrehung (die Rotation), sowohl des Kernes, als der einzelnen Atome immer größer. — Denn es ist ein Satz der spekulativen Physik (siehe Laplace mécanique celeste), daß, wenn eine rotirende Kugel sich zusammenzieht, die Geschwindigkeit der Aequatortheile dieselbe (fast dieselbe) bleibt. Wenn also unsre Erde sich plötzlich, oder nach und nach, so zusammenzöge, daß ihr Umfang nur noch 2700 Meilen betrüge; so würde jeder Punkt des Aequators in 24 Stunden nach wie vor (fast) 5400 Meilen zurücklegen, also sich 2mal um die Axe bewegen, d. h. es würde die Rotation der Erde sich verdoppeln. — Es ist aber Arendrehung der Atome eines Körpers = Wärme dieses Körpers (siehe mein System); folglich ist das Chaos vom Augenblicke an, wo Rotation der Atome eintritt, nicht mehr absolut kalt. — Mit der Rotation nimmt die Wärme zu. Wenn aber ein Körper in seinen kleinsten Theilen rotirt, d. h. nicht absolut kalt ist; so entsteht Aethervibration, d. h. Licht (siehe mein System), und wenn die Rotation einen gewissen (hohen) Grad erreicht hat, so wird dies Licht für unsre schwachen Nerven mittelst des Sehorgans merkbar, d. h. der Körper glüht. — Nun denken wir uns diesen glühenden flüssigen (denn schmelzende Metalle sind flüssig) Metallkörper sich so stark um seine Axe drehen, daß diese Rotation ihm eine Linsengestalt gibt, so ist es gar nicht anders

*) Unter Physis möge man sich immerhin eine Luftart, oder ein mehlartiges Pulver denken, nur mache man sich es recht klar, daß diese Physis, als der leere Körperstoff schlechterdings keine positiven Eigenschaften besizt.

Digitized by Google

möglich, als daß die Aequatortheile (wenn sich die beiden Durchmesser [der Pole und des Aequators] wie 1 : 2 verhalten) abgeschleudert werden. — Und wenn nun dem allein Erhabenen — nämlich der Vernunft — nichts Physisches erhaben scheinen darf; so mögen wir gerne die Sterne der Milchstraße für die ersten regelmäßig abgeschleuderten glühenden Massen dieses Centralurkörpers halten. — Somit ist aus dem Nebelfleck und dem Centralurkörper eine Sternlinse geworden. — Es läßt sich aber gar wohl denken, daß durch diese Abschleuderungen ein Schwanken der Are dieses ersten Himmelskörpers eintreten mußte. Somit nahm diese Are nach und nach eine andere Stellung, und es ist einleuchtend, daß die lezten wenigen Abschleuderungen nach andern Richtungen hingehen mußten. So sind diejenigen Fixsterne entstanden, welche unregelmäßig den ganzen Himmel bedecken, in Sternbilder getheilt sind, und der gemeinen Beobachtung als Hauptsache erscheinen, wahrlich aber nur eine kleine Zugabe zur ganzen Schöpfung sind. Sie verschwinden an Größe und Anzahl gegen die Milchstraßensterne. — Eine der Zulezt abgeschleuderten Massen des Centralurkörpers (ist derselbe noch sehr groß? oder ist er erloschen und unsichtbar? ist es der Sirius oder der Arktur?) scheint unsre Sonne zu seyn. — Ehe wir zur Anwendung unsrer Hypothese auf die Planeten und Kometen schreiten, wollen wir einige Gesetze entwickeln. 1) Bei der Rotation eines flüssigen Körpers häufen sich die specifisch schwersten Massen am Aequator. (Darum werden unter andern die schweren edlen Metalle, ingleichen die größten Felsmassen und Gebirge unsrer Erde in der heißen Zone am häufigsten gefunden.) — Die schwersten Metalle und die schwersten Metalloxyde werden daher zuerst abgeschleudert worden seyn. — Folglich sind die schwersten und größten Massen am weitesten und regelmäßigsten abgeschleudert worden. — 2) Es ist aber keineswegs der Fall, daß specifisch schwere Metalle allemal specifisch schwere Oxyde erzeugen müssen. — Es kömmt hierbei darauf an: welches Oxyd, ob das erste, zweite, dritte u. s. f. sich bildet. Es ist z. B. die Magnesia äußerst leicht, obschon ihr Metall so schwer seyn mag als Kalium. Die Bleioxyde sind verhältnißmäßig schwerer als die Quecksilberoxyde, ja es gibt der ziemlich schwere Diamant die Kohlensäure. — Und die Verschiedenheit steigt bei den Säuren, Salzen und den noch mehr zusammengesezten Körpern. — Wenn daher auch die schwersten Metallmassen zuerst und am entferntesten abgeschleudert worden sind, so folgt daraus keineswegs, daß die entfernten Sterne jezt specifisch schwerer sind als die näheren. — Und somit ist beiläufig der Einwand, den man uns in Bezug auf den leichten Saturn machen könnte, abgewiesen. — Ein specifisch sehr leichter Himmelskörper wird unter Umständen nicht im Stande seyn, Massen förmlich abzuwerfen. Dagegen werden die Aequatortheile sich sehr stark in die Höhe heben und eine Linse bilden, deren Durchmesser sich etwa wie 1 : 2 verhalten werden. Nehmen wir nun eine Erkaltung dieses Körpers an (denn es darf nie vergessen werden, daß der erste Zustand eines Himmelskörpers brennend, flüssig, glühend gedacht werden muß); so werden sich die Aequatortheile erst oben, dann an der Seite, dann im Inneren zusammenziehen (denn Erkaltung bewirkt Zusammenziehung, weil, wenn die Rotation der Atome abnimmt, deren Attraktion wirksam wird, siehe m. S.). Aber auch der Kern zieht sich zusammen und da die Rotation nie aufhört, so wird sich der Aequator vom Kerne losreißen und einen Körper für sich bilden. Somit ist nichts klarer, als daß ein rotirender, flüssiger, nach und nach erkaltender, also sich zusammenziehender, specifisch sehr leichter Himmelskörper einen Ring bilden müsse. (Saturnusring.)“

Das läßt sich hören. Aber die Erklärung der Doppelsterne ist trivial: „Zwei ungefähr gleich große, oder auch verschieden große Massen, sofern sie nur fast zugleich abgeworfen werden oder im Momente des Abwurfs (als früherhin eine) zerreißen, werden sich um sich selbst (d. h. um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt) drehen, und das System eines Doppelsterns bilden.“ Die polare Spannung der Doppelsterne, der Gegensatz ihrer Größe, Lichtstärke, Färbung beruht wohl auf einem höhern Principe.

Nachdem der Verfasser die Planeten als Abschleuderungen von der Sonne erklärt hat, geht er zu den Kometen über. „Wenn ein Wasserstoffmetall angenommen wird, so muß es im Weltraume auch Metalle geben, die diesem verwandt sind. — Wir denken uns dies Wasserstoffmetall, oder eins, oder mehrere der ihm ähnlichen Metalle, mit auf die Sonne gekommen. Wir denken uns diese Metalle nicht etwa specifisch leicht, sondern vielmehr ziemlich schwer. (Man erinnere sich hier des kristallisirten Kohlenstoffs, oder des Diamanten, welcher 3—4mal schwerer als Wasser ist, dennoch aber beim Oxydiren die leichte gasförmige Kohlensäure gibt.) — Diese Metalle mußten demnach, ihrer specifischen Schwere wegen, auf die Oberfläche der Sonne und somit in Berührung mit dem Sauerstoffe kommen. — Sie besitzen eine sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff. Es ist denkbar, daß daher eine ähnliche, äußerst heftige Oxydation und Verpuffung geschieht, als das Natrum- (oder Kali-?) metall erleidet, wenn es mit Wasser- oder Sauerstoff in Berührung kommt. — Es geschieht also eine örtliche Explosion, ähnlich derjenigen trivialen, welche man täglich an einem Schwefelholze wahrnimmt, wenn man es am chemischen Feuerzeuge anzündet. — Nun drehe man aber das Schwefelholz im Momente des

Digitized by Google

Anbrennens zwischen den Fingern um seine Axe. In diesem Falle vereinigen sich zwei Kräfte (oder vielmehr Gewalten). Nämlich die Explosion, welche nach allen Seiten hin; die Rotation, welche nach einer Seite hin wirkt. — Die leztere bringt in die regellose Abschleuderung Regelmäßigkeit, ohne doch alle Abnormitäten aufheben zu können. Nun wenden wir dies auf die Sonne an. Jene Metalle, eben auf der Oberfläche angekommen, werden in einem und demselben Momente abgeschleudert und auseinandergesprengt. Auch geht die Oxydation eines so großen Körpers wie ein Komet ist, nicht so rasch, als wenn man ein wenig Knallsilber verpufft. — Sie bedarf Zeit (wenigstens Wochen oder Monate). Es werden daher diese Metalle 1) in viele Trümmer (glühende Kugeln) zerfallen; 2) wegen der doppelten Gewalt weiter abgeschleudert werden, als ein gewöhnlicher Planet; 3) sich zwar im Allgemeinen nach derselben Richtung hin bewegen als die Planeten (nach Osten), jedennoch aber 4) in einer weit größeren Anzahl eine größere Unordnung vorzeigen. Es werden daher 5) einige statt rechtläufig, rückläufig (nach Westen), andere statt durch den Thierkreis, durch den Zenith (Scheitelpunkt) sich bewegen. — Ein jeder wird aber seinen Antheil an Sonnenatmosphäre mitnehmen. — Somit hätten wir, der Kleinheit der Kometen ungeachtet, dennoch ihre so stark elliptische Bahn und ihre ungeheueren Entfernungen von der Sonne vorgezeigt, und es stimmt hiermit vollkommen überein, daß gerade die großen Kometen auch die entlegensten Sonnenfernen haben, weil diese am weitesten geschleudert wurden. — Nach der Abschleuderung geht die Oxydation fort. Wir nahmen aber an: daß der Komet aus wasserstoffähnlichem Metalle bestand. Folglich wird er sich, durch die Verbrennung, in einen wasserähnlichen Körper verwandeln. — Es ist aber nicht wohl möglich, daß nicht andere Stoffe, den Kometen adhärirend (zufällig anhängend), mit ihnen abgeschleudert worden seyn sollten. Somit wird derselbe daher nicht aus reinem Kometenwasser, sondern nur hauptsächlich aus diesem bestehen, außerdem aber noch Erden, Salze u. s. w. enthalten. — Es wird daher Kometen mit undurchsichtigen und Kometen mit ziemlich durchscheinenden Kernen geben. — Und dies bestätigt die Erfahrung. — Das Kometenmetall verwandelt sich aber nicht gleich in tropfbare Flüssigkeit; sondern zuvörderst in Dampf. Nur langsam zieht sich dieser in eine Wasserkugel zusammen und die Atmosphäre des Kometen bleibt mit Dampf geschwängert, — natürlich in der Sonnennähe mehr, in der Sonnenferne weniger. — Ist nun der Kern des Kometen durchsichtig oder durchscheinend, oder ist der Kern sehr klein und undurchsichtig, und die Dampfatmosphäre zunächst um ihn herum sehr dicht, so müssen, indem die Strahlen der Sonne entweder durch den Kern, oder doch mindestens, neben demselben vorbei, durch die dichte Dunstkugel gehen, hinter dem Kometen nothwendig optische Erscheinungen entstehen. — Diese optische Erscheinung ist eine dioptrische Strahlenbrechung, ein leuchtender Schatten des Kometen, geworfen und abgebildet auf dessen mit Dampf geschwängerter Atmosphäre (denn wäre leztere ganz durchsichtig, so könnte kein Bild entstehen), welcher so weit reicht, als diese Dampfkugel sich ausdehnt — oder der Schweif des Kometen."

9) Drei Gespräche in Versen über Unsterblichkeit, den Mond ꝛc., von M. Tobisch. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1833.

Seltsame Dichtungen, die an Brockes irdisches Vergnügen in Gott erinnern, in der alterthümlichen Form des Alexandriners. Da werden die Entdeckungen Gruithuisens im Monde also versificirt:

Ein Wechsel zeigt, wie oben wir gesagt,
Sich in der Flecken Bild, sobald der Morgen tagt;
Und stufenweise geht der Farbenwechsel fort,
So lang' die Sonne strahlt im Monde einem Ort.
Für Wälder hält daher die ersterwähnten Flecken
Der Forscher, und er hat sogar der Bäume Art,
Die, seiner Meinung nach, die Forsten dort bedecken,
Vermuthend auszuspäh'n, sich nicht einmal erspart.
In jenen Wäldern nun erscheinen lichte Streifen,
Sie hält, nicht ohne Grund, der Forscher für Allee'n.

* * *

Im schönsten Theil' des Mond's, im Flecken Schröter, findet
Den Riesenbau man auf, der deutlich uns verkündet,
Daß sicher Wesen dort, an Geist den Menschen gleich,
Gesellschaftlich vereint, und schon an Bildung reich;
Zwei nächt'ge Wälle hat der Forscher dort erschaut,
Fünf Meilen weit sind sie symmetrisch aufgebaut.
Der eine richtet sich von Süden gegen Nord,
Von Nordwest nach Südost zieht sich der and're fort.
In Nordost zeiget sich ein Werk von and'rer Norm,
Gewiß ein Werk der Kunst, den Sternen gleich an Form.

Ich zweifle länger nicht, ich halte unsern Mond
Von Wesen geist'ger Art, den Menschen gleich, bewohnt.
Denn, wenn auch die Natur Krystalle zeugt im Kleinen,
Nie wird sie zum Krystall so große Massen einen.

Wem fällt dabei nicht Börnes geistreicher Kommentar ein? Diese sonderbaren Gespräche sollen bei Schulfeierlichkeiten von Schülern abgehalten werden. Der Gegenstand ist wohl anziehend, aber die Form schwerlich geeignet, den guten Geschmack der Schüler zu befördern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 48. 9. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

Es gibt wenige Perioden der Geschichte, welche so großartig beginnen und so traurig schließen, als der Zeitraum, mit welchem sich diese drei Bände beschäftigen — von 1494 bis 1648, oder von der Entdeckung Amerikas bis zum westphälischen Frieden. Mit welchen Hoffnungen auf Reichthum und Macht und ein verjüngtes geistiges Leben ging die Sonne des sechzehnten Jahrhunderts über Europa auf, und in welcher unheilvollen Zerrüttung und Ermattung befand sich ein großer Theil desselben am Ende des dreißigjährigen Kriegs! Was war aus diesem kühnen Aufstreben in Wissenschaft und Bürgerthum, in Erfindungen und Entdeckungen geworden? Wo war ein Land, in dem nicht der Bürgerkrieg gewüthet, in dem nicht die Holzstöße der Ketzerrichter gelodert, dem nicht Anarchie oder Despotismus unheilbare Wunden geschlagen? Wo war eine Volksfreiheit, die nicht gefährdet, eine Verfassung, die nicht von schnöder Willkür angetastet ward? Auf das Zeitalter der Luther, der Hutten, der Padilla, der Hospital waren die Jesuiten, die Alba, die Guisen, die Tilly gefolgt, und ein Staat mochte noch von Glück sagen, wenn er nur dem tyrannischen, aber verständigen Willen eines Richelieu und nicht der kindischen Laune eines Lerma anheimfiel. Am Anfang der Reformation wäre die Klage nicht ungegründet gewesen, daß es scheine, als solle ein abgesondertes Reich der Freiheit im Gebiet des Denkens errichtet werden, das wirkliche Leben aber in starrer Unfreiheit verbleiben; allein wie vielversprechend war damals die Aussaat für die Zukunft, wie unendlich die Fernsicht in eine neue Zeit, die sich vor den entfesselten Blicken aufthat, so unendlich als vor dem großen Columbus auf seiner einsamen Argonautenfahrt über das fabelhafte Meer, welches die Phantasie mit den Ungeheuern der Tiefe bevölkert hatte, die das Schiff in den Abgrund zogen, mit den Syrenen, die es auf die Klippe lockten, mit den Magnetberzen, die seine Fugen lösten! Jezt, nach mehr als hundertjährigen Kämpfen, Verirrungen und Opfern aller Art — dauerten diese Zustände des Werdens, des Unvollendeten, des Unbefriedigten noch fort, aber die edelsten Kräfte hatten sich inzwischen in vergeblichem Ringen aufgerieben, Männer des Schwerts hatten sich vermessen, geistige Fragen zu lösen, die Vernunft, alte todte Formen bloß mit neuen vertauscht, der denkfreie Protestantismus in eine Art lutherisches oder kalvinisches Papstthum sich verwandelt. Die Welt schien die ideale

Digitized by Google

Richtung, welche ihr die religiöse Bewegung früher gab, gänzlich verloren zu haben, und zwar nicht so, daß das begeisterte Streben bloß eine mehr praktische Seite gewonnen hätte; nein, obgleich aller Hader im Namen der Religion geführt wurde, so scheinen doch kleinlichte Eitelkeiten, Ränke, Herrschsucht, Heuchelei und Aberglauben alle andern Triebfedern zu verschlingen oder benüzt zu werden, um egoistischen Zwecken zu dienen. So reich an wechselnden Ereignissen und furchtbaren Katastrophen, daher auch diese Zeit ist, überall zeigt sich ein auffallender Mangel an Einheit, eine Unsicherheit, eine Erfolglosigkeit, selten ein Eingreifen großer Persönlichkeit, meist ein Uebergewicht leichtsinniger Partei- oder Privatumtriebe über die theuersten Nationalinteressen. Es fehlte nicht an verwegenen Kriegsthaten, geräuschvollen Eroberungszügen, blutigen Schlachtfeldern; es fehlte nicht an feinberechnenden, alle Schlangenwege einer glattzüngigen Politik kundigen, rücksichtslos ihre Zwecke verfolgenden Diplomaten. Aber die wilden Heerhaufen, welche Europa durchstürmten, die sterngläubigen Führer, die sie in Bewegung sezten — wie viele von ihnen waren nicht Söldner, dem Meistbietenden feil, ohne Anhänglichkeit an ein Vaterland, das Leben in den Lagern bloß suchend, weil es ihnen die Freiheit jener Zeit gewährte, ungestraft allen Lüsten zu fröhnen? Gab es Lehrer der Religion, welche das Evangelium der Humanität predigten, Philosophen, welche mit der Wissenschaft Aufklärung verbanden, Publicisten, welche eine öffentliche Moral anerkannten, so waren es preiswürdige, aber seltene Ausnahmen. Für die Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts ist es charakteristisch, daß, während Deutschland, während halb Europa, dem sie in Münster und Osnabrück den Frieden geben sollten, in Todeszuckungen lag, sie vier Jahre brauchten, sie es (Worte Raumers) „für das Meisterstück der höchsten Staatsweisheit hielten, über Fahren, Gehen, Besuchen, Entgegenkommen, Treppenauf- und abgehen und andere bedeutungslose Kleinigkeiten einander Etwas abzupressen oder abzuluchsen.“ Und nicht bloß das katholische Frankreich entehrte sich durch die gräßlichen Greuel der Bartholomäusnacht, nicht bloß das bigotte Spanien durch Ausstoßung einer halben Million seiner nüzlichsten Einwohner, wodurch das Land sich entvölkerte, auch in protestantischen Ländern, wo man noch eben um die Gewissensfreiheit kämpfte, wurden kleine Abweichungen von beliebten Glaubensformeln durch blutige Verfolgungen gestraft; Calvin ließ Servet verbrennen, in den Niederlanden wüthete man gegen die Arminianer, in Deutschland haßten Reformirte und Lutheraner einander mehr als Katholiken oder Türken. Der seltsamste Reformator war in England Heinrich VIII. Zuerst vom Pabst mit dem Titel eines „Vertheidigers des Glaubens“ beehrt, dann anglikanischer Pabst, vermochte er ein knechtisches Parlament zu der Erklärung, daß, was der König und seine Bevollmächtigten über den Glauben oder kirchliche Einrichtungen befehlen werden, Jeder glauben und befolgen solle. Unter ihm galt es für Hochverrath, die Ehen des Königs mit Katharina von Aragonien und Anna Boley für ächt und die Kinder für unächt zu halten, und Hochverrath darüber zu schweigen, und Hochverrath darüber nicht auf Verlangen einen Eid zu leisten. Diesen Heinrich nannte der Sprecher des Unterhauses „einen Salomo an Weisheit, einen Simson an Stärke, einen Absolon an Schönheit.“ Auf die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit hielt Pabst Gregor XIV. ein feierliches Dankfest in der Kirche des heiligen Ludwig, Philipp II., der sonst kaum sein Gesicht zu einem sauern Lächeln verzogen haben soll, war unmäßig lustig und ließ ein Schauspiel vor sich aufführen, der „Triumph der kriegenden Kirche“ genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Astronomie und Mathematik.

(Schluß.)

16) Das Innere der Erde, oder über die Bewohner der Unterwelt, von Ad. Gegenes. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1833.

Eine recht unterhaltende Zusammenstellung der Hypothesen über das Innere unsrer Erde, von dem wir eine kurze Skizze entlehnen wollen! „Aus der Größe der Planeten und aus der Entfernung derselben von der Sonne, hat man nach den Gesetzen der Schwerkraft berechnet, daß die Sonne selbst wenig schwerer als das Wasser seyn könne. Von den Planeten hat Merkur die Dichtigkeit des Zinns oder Silbers, Venus die des Eisenglanzes, Mars die des Marmors, Jupiter die des Bernsteins u. s. w. Bei der Berechnung des Eigengewichts des Jupiters und der andern von Monden und Ringen begleiteten Planeten, sind die durch diese Nebenkörper entstehende Erweiterung der planetarischen Körpermasse und die dadurch nothwendige Verminderung der berechneten Dichtigkeit und Eigenschwere unberücksichtigt geblieben. — Nach derselben Berechnung hat die Erde, mit Ausschluß ihres Mondes, ein solches Gewicht, als wäre sie aus magnetischem Eisenstein gebildet, oder ihr Eigengewicht schwankt zwischen 4½ bis 5⅓ Mehrgewicht in Vergleich mit der Schwere des Wassers und des Sonnenkörpers. Nun ist schon das Gewicht des Granits, Kalks, Thonschiefers und anderer Felsarten auf der äußersten Grenze der festen Erdrinde 2½ Mal größer als das des Wassers. Rechnet man dazu das Gewicht der vielen Metalle, von denen Eisen, Stahl und Zinn über 7,

Digitized by Google

Silber 10½, Queckſilber 14, Gold und Platina 19 bis 20 mal ſchwerer als das Waſſer ſind, ſo hat die feſte Erdrinde in den höchſten Schichten ſchon beinahe daſſelbe Gewicht, was der ganze Erdkörper haben ſoll. Eine allmählige Zunahme des Gewichts bis zu dem 860 Meilen entfernten Mittelpunkt, würde hier eine Maſſe von kaum denkbarem Gewicht geben. Hat man doch ſchon durch Rechnungen aus der Schwere und Zuſammenpreßbarkeit der atmoſphäriſchen Luft gefunden, daß dieſe in der Tiefe von 11 geographiſchen Meilen oder auf der angenommenen Grenze der Erdrinde und des Erdkerns die Dichtigkeit des Goldes erhalten würde, weßhalb auch der berühmte nordamerikaniſche Naturforſcher Franklin einen Erdkern aus ſolcher höchſt verdichteten Luft annahm. — Mit dem regelmäßigen Verdichten der Erdſchichten iſt es Nichts, und auf den Goldſchatz um den Erdmittelpunkt möchte wohl kein Banquier einen Kreuzer borgen. Man mußte auf andere Maſſen zur Ausfüllung denken. Dem bekannten, um die Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere ſehr verdienten Grafen v. Büffon, war die Erde ein von der geſchmolzenen Sonnenmaſſe durch einen ſchief anprallenden Kometen abgeſtoßenes Stück, etwa der 650ſte Theil der ganzen Sonnenmaſſe. Dieſes Sonnenſtückchen lief da, wo Schwerkraft und Stoßkraft ins Gleichgewicht kamen, auf einer länglich runden Bahn um die Sonne. Hier erkaltete langſam die Rinde, und wurde zulezt für Pflanzen und Thiere bewohnbar. Zwar dauert dieſes Abkühlen noch immer fort, und iſt die Urſache der Vermehrung des Polareiſes, der Ausbreitung der Gletſcher und des tiefern Sinkens der Schneelinie. Doch im Innern der Erde iſt die Maſſe noch feuerflüſſig, brodelt und dampft hier ununterbrochen fort, und ſendet die gebildeten Dämpfe und Schlacken durch die Schlünde der Vulkane auf die Oberfläche der feſten Erdrinde. — Ein ſolcher feuerflüſſiger Erdkern wurde nach Büffons Zeiten zwar von vielen Naturforſchern angenommen, ſie verweigerten aber dem Erdplaneten, ſeine hohe Abſtammung von der Sonne anzuerkennen, weil dieſelbe ſich durch Nichts erweiſen laſſe, vielmehr aus mancherlei wichtigen Gründen ſehr zweifelhaft ſey. Indeſſen mußte doch die uranfängliche Feuerflüſſigkeit der Erde irgend eine Urſache gehabt haben. Leibnitz, de Maillet u. A. ließen deßhalb die Erde urſprünglich eine Sonne geweſen ſeyn, welche aber zulezt ausbrannte und dann auf die Oberfläche verſchlackte. In dieſem Zuſtande hatte ſie das Unglück, der jetzigen Sonne ſich zu ſehr zu nähern. Die Folge war, daß ſie von der Himmelskönigin zur Sklavin gemacht und in ihr Gefolge geſezt wurde. Andere Naturforſcher, wie die Engländer Whiſton, Smithſon-Tennant, der deutſche fleißige Mondbeſchauer Gruithuiſen, denen die Kometen am Himmelsgewölbe umherirrende Feuerbrände ſind, machten die Erde in ihrer Jugend ebenfalls zu einem ſolchen glühenden Wildfange. In ſpätern Jahren verlor ſich mit dem allmähligen Erkalten des wilden Jugendfeuers der unwiderſtehbare Trieb zum Umherſchweifen und Auflodern; ſie wurde ſittſam und begab ſich in das ruhige Gefolge der großen Königin Sonne. Hier zeigen ſich noch von Zeit zu Zeit leichte Rückfälle in das frühere wüſte Leben, durch Feuerausbrüche und Erdbeben, doch werden ſolche Unarten bald von der mächtigen Beherrſcherin unterdrückt und die Erde zu einem ruhigen Betragen gezwungen. — Alle diejenigen, welche an einen feuerflüſſigen Zuſtand des Innern der Erde glauben, haben den Namen Feuermänner oder Vulkaniſten erhalten. — Den Feuermännern gegenüber ſtehen die Neptuniſten oder Neptunsjünger (Waſſermänner, Breimänner), auch ſehr achtungswerthe Männer, wie Silberſchlag, de Lüc, Dolomieu, Werner und viele Andere. Für ſie war der Urzuſtand der Erde ein dicker, zäher, wäſſeriger Brei, in dem alle jetzigen Gebirge, Kaiſer- und Königreiche, aufgelöst lagen. Aus ihm ſezten ſich langſam und mit verſchiedenen Unterbrechungen erſt ſchwerere, dann leichtere Theile ab, und bildeten die noch jezt vorhandenen Gebirgsſchichten. — Verſchiedenen Perſonen war ein ſolcher Brei im Innern der Erde, mochte er feuerflüſſig oder ſchlammig ſeyn, doch zu widrig und mit den Erſcheinungen auf der feſten Oberfläche der Erde unverträglich. Dadurch kamen einige Männer, z. B. der Engländer Cormonts, auf den Gedanken, das Innere der Erde von allen Schlacken und Schlamm zu reinigen, und es zu einer hohlen Kugel mit einer etwa 30 bis 60 Meilen dicken feſten Rinde zu machen. Der vorhin ſchon genannte Amerikaner Franklin füllte den Erdſchlauch mit höchſt zuſammengepreßter Luft. Fand ſie irgendwo in der feſten Rinde eine geringe Oeffnung oder Spalte, ſo ſprudelte ſie, wie Champagner aus der Flaſche, hervor, riß alles ihr im Wege Stehende mit ſich fort und ſchleuderte es auf die Erdoberfläche, bis ſich die Oeffnung durch losgeriſſene Stücke der Rinde wieder verſtopft hatte. Denſelben Glauben hatten in neuern Zeiten Chladni, Frauenhofer u. A., nur war es ihnen wahrſcheinlicher, daß ſich die Luft im Innern der Erde, wegen der ſtarken Zuſammenpreſſung, im Glühzuſtande befände, welche Annahme die Erklärung der vulkaniſchen Erſcheinungen ſehr erleichterte. Dieſen Männern mit Feuerluft gegenüber ſtanden andere Geologen, z. B. der franzöſiſche Mathematiker Biot. Sie füllten den Erdſchlauch mit irgend einer tropfbaren Flüſſigkeit aus, die entweder wirkliches Waſſer oder ihm ſehr ähnlich iſt. — Gewohnt, ſich die Erde als Himmelskörper zu denken, konnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das, was man oben am Himmel erblicke, auch tief im Innern der Erde wieder zu ſuchen. Wie oben, ſollten auch hier im hohlen Erdſchlauch eine oder mehrere kleine Erdkugeln umherrollen. Der Nordamerikaner Cleves Semnes glaubte, daß

Digitized by Google

die innern Erdkugeln auf gleiche Art wie die Erdrinde von Geschöpfen bewohnt würden. Um sie und die Kugeln selbst kennen zu lernen, verlangte er in den öffentlichen Blättern des Jahres 1818 eine Gesellschaft von wenigstens 100 Reisegefährten. Mit ihnen wollte er durch einen der 12 bis 16 Grad weiten, um die Erdpole befindlichen offenen Schlünde in das Innere der Erde eindringen und hier Alles sorgfältig untersuchen. Daß die Erdrinde an beiden Polen offen sey, davon war er fest überzeugt. Nach seiner Meinung werden die Nordlichter und Südlichter aus einem Lichtstoff gebildet, der aus diesen Schlünden aufsteigt, ob durch natürliche Gründe oder durch eine künstliche Illumination der unterirdischen Bewohner, ist nicht angegeben. Natürlich verstand sich zu einer solchen Reise kein vernünftiger Mensch. — Andere Männer erboten sich zwar nicht zu einer unterirdischen Reise, benuzten aber den geglaubten unterirdischen Planeten, um mit seiner Beihülfe einige Erscheinungen auf der Erdoberfläche zu erklären. Zu solchen Erscheinungen gehören vorzüglich die an der Magnetnadel, von denen man ehemals keine befriedigenden Ursachen auffinden konnte. Um doch eine Erklärung zu geben, ließ Dr. Halley die Wände der Erdrinde um das hohle Innere magnetisch seyn und in der Höhle selbst eine dicke Magnetnadel frei umherrollen, welches durch wechselseitiges Abstoßen und Anziehen der magnetischen Wände bewirkt wurde. Nach dem Stande des Pols dieses Magnetkerns erhält auf der Erdoberfläche die Magnetnadel einige Zeit hindurch eine östliche Abweichung von der geraden Linie nach dem Nordpol. Hat sie sich von ihr etwa 22 Grad entfernt, so steht sie still und fängt an nach Westen zurückzukehren, bis sie sich nach dieser Seite hin eben so weit von der Nordlinie entfernt hat, wo dann wieder der Gang nach Osten beginnt. Wegen des vielen Willkührlichen in dieser Halleyschen Hypothese hat man sie in neuern Zeiten aufgegeben, und sie mit derjenigen des Hansteen vertauscht, nach welcher die Erde zwei magnetische Aren, folglich auch vier magnetische Pole haben soll, welche sich um die Erdare und Erdpole drehen. — Weiter ausgebildet ist die Halleysche Annahme in der Hypothese des Professors Steinhäuser in Halle. Dieser zündete im Mittelpunkte der Erde ein großes Feuer an, das den Erdschlauch erhellte. Um das Centralfeuer aus zusammengepreßter Luft lief ein unterirdischer Planet, der den Namen Pluto oder Proserpina erhalten, und auf der Oberfläche von lebenden Geschöpfen bewohnt seyn sollte. Natürlich zeigte sich den Plutonianern die Schwerkraft, wenn man sie mit der auf der Erdoberfläche verglich, völlig entgegengesezt. Hier wirkt sie nach unten der erleuchteten Sonne gegenüber, auf dem Pluto aber nach oben im Sitze des Centralfeuers. Eine natürliche Folge ist, daß die Wolken und Nebel die Schwere des Goldes und der Platina haben, das Wasser aber dem Quecksilber gleichen, auch lezteres sich nicht in den Thälern und Vertiefungen befinden, sondern auf den höchsten Bergkuppen seinen Sitz haben müsse. Leichter als diese Gewässer und Wolken sind die Bewohner und ihre Wohnungen, für die kein Versinken zu befürchten ist, im Gegentheil müssen Anstalten getroffen werden, um das den Luftbällen gleichende Aufsteigen zu verhüten. — Professor Bertrand nahm einen im Innern der Erde vorhandenen, frei umherrollenden Kern an, der, von irgend einem Kometen angezogen, sich auf die ihm gegenüberstehende Seite der Erdhöhle begibt, den hier befindlichen Theil der Erdkugel durch vermehrte Schwere niederdrückt, dadurch das Wasser veranlaßt, sich nach dieser Gegend zu stürzen und alle Niederungen zu überfluthen. Jezt liegt dieser Erdkern in der südlichen Halbkugel, wo er durch seinen Druck den hier vorhandenen großen Wasserreichthum und die vielen Inselwelten hervorgebracht hat. Nähert sich einmal ein Komet zu sehr der nördlichen Halbkugel, so wird ihm der Erdkern entgegenrollen und durch sein Gewicht diese Halbkugel niederdrücken. Dann versinken die hier befindlichen Festländer in die nacheilenden Wasserfluthen, aus denen die höchsten Gegenden und Bergkuppen wie große und kleine Inseln vorragen. Dagegen steigt die südliche Halbkugel auf, das Meer zieht sich zurück, und in der jetzigen Südsee tauchen neue Länderstriche auf. Diese gleichen anfänglich den Sandwüsten, bis sie nach und nach durch Luft und Verwitterung organischer Körper fruchtbar und langsam von den wenigen, aus den Fluthen geretteten Menschen angebaut werden. Ein solches wechselseitiges Auftauchen und Versinken, wie Arme eines Hebels, ist vorzüglich in den Polargegenden bemerkbar; die Länder um den Erdgleicher hingegen bleiben in der alten Lage, und werden nur theilweise von den über sie wegstürzenden Fluthen verheert und in große Sandwüsten umgewandelt. Nach alten Sagen haben sich die jetzigen Menschenstämme von den Hochgegenden des heißen Erdgürtels um den Erdgleicher nach den niedriger liegenden Erdstrichen verbreitet und diese allmählich bevölkert. Aus demselben Grunde liegt jezt um den Nordpol viel festes Land, der Südpol hingegen ist in weiten Eisfeldern und Meeren begraben."

Der Verfasser weist die Thorheit aller dieser Hypothesen nach, und insbesondere derjenigen, nach welchem das Innere der Erde bewohnt seyn soll: „Würde man nicht einen Naturforscher verlachen, der im Bauche eines Elephanten eine Thierwelt von Ratten und Mäusen annähme oder im Innern eines hohen Waldbaumes eine Pflanzenwelt von Gräsern und struppigem Gesträuch aufsuchen wollte? Und doch verführe er nicht anders als derjenige, der an eine Planetenwelt im Innern des Erdplaneten glaubt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 49. 12. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

(Fortsetzung.)

Das Parlament zu Paris beschloß ein jährliches Dankfest. Dasselbe Parlament, in seiner Schmeichelei gegen Heinrich III., der mit seinen, fast wie Weiber gekleideten, Lieblingen in verschwenderischer Unzucht lebte, Ungebühr aller Art verübend, Nachts die Gassen durchstrich, und dann am Tage den Orgien geistliche Aufzüge folgen ließ, wo der König und seine Genossen, in Säcke gekleidet und die Gesichter verhüllt, Bußpsalmen absangen und sich geißelten, der so verächtlich geworden war, daß er einst achtzig seiner eigenen Hofbedienten ausspeitschen ließ, weil sie ihn und die Geißler durch Nachäffung bitter verspottet hatten, — das Parlament entblödete sich nicht, ihn als den „Heiligen der Heiligen" zu bekomplimentiren. Als Heinrich III., mit den Ligisten zerfallen, von dem fanatischen Jakobinermönch, Jakob Clement, ermordet wurde, lobte Pabst Sixtus V. den Mörder öffentlich, verglich ihn mit „Judith, Eleazar und den gepriesensten Märtyrern" und äußerte: die That sey mit unmittelbarer Hülfe Gottes geschehen. Und Maximilian I. von Bayern, das nachmalige Haupt der Liga in Deutschland, die Seele des dreißigjährigen Krieges und Haupturheber der längern Dauer desselben, weßhalb ihm neuere Hofhistoriker den Beinamen des „Großen" verleihen wollten, schrieb als sechzehnjähriger Jüngling an seine Mutter: „Gestern habe ich mit großer Freude verstanden, daß der König von Frankreich umgebracht sey. Wenn Solches Wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu freuen."

Raumer fühlt die ganze moralische Verpflichtung, welche der Geschichtschreiber solcher Zeiten auf sich nimmt. Was er beabsichtigt, ist, die Vergangenheit uns zurückzuführen als eine Schule der Belehrung, der Warnung, als eine dringende Aufforderung an Völker und Regierungen, nie von der Bahn weiser Mäßigung abzugehen, nie im Leben die Grundsätze höherer Wahrheit zu verläugnen, ohne deren Leitung blinde Leidenschaften und Vorurtheile die Oberhand erlangen, um ganze Generationen in unabsehbares Unglück zu stürzen. Auf dem Wendepunkt einer großen politischen Wiedergeburt, auf welchem unsere Epoche angelangt zu seyn scheint, wo die Macht der Meinungen die Dinge sich zu unterwerfen strebt, wo Altes und Neues, wie am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, im heftigsten Gährungs- und Ausscheidungsprozeß

Digitized by Google

liegen, muß uns ein solches Werk doppelt willkommen seyn, nicht allein, weil es uns so manche überraschende Parallelen für die Gegenwart darbietet, wenn auch jezt manche Eiferer der Extreme jede Versöhnung der Bedürfnisse und Interessen selbstsüchtig von sich weisen möchten, sondern auch weil es uns zugleich die Urtheile und Ansichten eines der hervorragenden Zeitgenossen bringt, die durch die Richtung, welche sie innerhalb der ihnen zukommenden ausgebreiteten Sphäre den Geistern geben, zur Entwicklung der Begebenheiten mächtig mitwirken, so daß wir diese Geschichte zu denjenigen Schriften rechnen möchten, von denen man nicht weiß, ob sie wegen ihres Gegenstandes interessanter sind, oder wegen ihres Verfassers. Alexander der Große soll auf seinem asiatischen Zug, als er Thaten für die Weltgeschichte verrichtete, häufig ausgerufen haben: aber was wird man in Athen dazu sagen? — so wichtig war idm die Meinung des geistreichsten Volks unter den Griechen, denn er wußte, daß die Stadt reich war an Rednern, Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern, und daß das Urtheil, welches sie über ihn aussprächen, in der ganzen gebildeten Welt widerhallen und auf die Nachwelt übergehen würde. Was wird man in Berlin dazu sagen? heißt es in Deutschland und man wird sich wohl immer mehr an die Frage gewöhnen, auch wenn im Augenblick keine Thaten für die Nachwelt geschehen. Raumer aber ist in Berlin und im Norden überhaupt, was Rotteck im Süden ist — eine Stimme gewichtiger Autorität — Rotteck kühner vorschreitend, nuverholen die neuen Ideen bekennend, der Zukunft zueilend — Raumer bedächtiger, öfter rückwärts blickend, auf dem alten Rechtsboden unverdrossen fortbauend und seit der Juliusrevolution, welche für so manchen liberalen Enthusiasmus kaltes Wasser war, nur um so entschiedener — Beide vom Geist des Wohlwollens, der Humanität, deutscher Vaterlandsliebe beseelt, aufrichtige Freunde der Freiheit und der Entwicklung, Beide in ihren öffentlichen Verhältnissen, Rotteck als Volksrepräsentant und Raumer als Staatsbeamter (man erinnere sich seines Censurstreits) beweisend, daß ihre Gesinnung nicht bloß theoretisch ist.

Raumers Verdienst ist um so anerkennenswerther, als er wußte, daß er durch freies „Aussprechen seines politischen Glaubens mit den in seiner Nähe herrschenden Meinungen in Widerspruch gerathen müsse. Wenn nach dem Dichter der antipolnischen Lieder die Freiheit bloß ein Feuerbrand ist, der Verderben droht Allem, was in die Nähe kommt, oder nach dem Verfasser des Scipio Cicala ein Irrwisch, der Einen lange mit dem Schein der Wirklichkeit foppt, der in dem Augenblick aber in Nichts verschwindet, wo man ihn erhascht zu haben glaubt, und wenn sonach die Obliegenheit der Machthaber vornämlich darin besteht, den demokratischen Tendenzen der spekulirenden Vernunft entgegenzuwirken und sie als schlechthin verwerfliche Neuerungen zu bekämpfen; so ist Raumer den Fragen, welche das Zeitalter bewegen, keiwegs abhold noch eine Würdigung derselben im liberalen Sinne ihm fremd. Zwar versichert er (in der Vorrede zum ersten Band), so oft sich ihm auch Gelegenheit zu Vergleichungen zwischen dem sechzehnten und dem achtzehnten (warum nicht auch dem neunzehnten?) Jahrhundert dargeboten, so habe er doch diesen Versuchungen widerstanden und überlasse dieses anziehende Geschäft dem Leser; allein dies ist mehr eine Art Verwahrung des behutsamen Schriftstellers gegen Zweifel an seiner historischen Unbefangenheit, welche entstehen könnten, wenn er sich nicht von den Eindrücken der Gegenwart frei hielte oder erklärte. Warum sollte es aber eine Sünde seyn, die Fragen der Vergangenheit für die Lebenden zu stellen — sie im philosophisch-sittlichen Geist jetziger Zeit zu beantworten — sie an jene großen Zwecke anzuknüpfen, deren Erzielung Aufgabe der edelsten und erleuchtetsten Männer aller Zeiten war? Sein Prinzip ist das der Reform, des Fortschrittes zum Besseren, sein System das der Vermittlung der Gegensätze, und zwar nicht durch ein Machtgebot der Unterwerfung für das eine der streitenden Elemente, durch einen Freibrief der Tyrannei für das andere, sondern durch offene redliche Gewährung des als gut und gerecht Erkannten, nur an der Hand der Erfahrung, ohne gewaltsame Sprünge, mit Vermeidung der äußersten Endpunkte, mit Versöhnung der wechselseitigen Forderungen und Ausgleichung der übertriebenen Ansprüche — nicht zu verwechseln mit einem System der Halbheit, Unentschiedenheit und der erzwungenen Concessionen, das nicht deßwegen Mäßigung predigt, weil es vor Einseitigkeit bewahren will, sondern weil es das schöpferische Samenkorn der Zeit verkennt, und lieber dessen Entwicklung unterdrückt, als daß es der Furcht widerstände, die Dinge möchten so rasch gehen, daß man die Leitung aus den Händen verlieren könnte — ein System endlich, das den „Einzelnen zuruft, sie sollen ihr Heil darin finden, daß das allgemeine Gesetz aufrecht erhalten werde und den Gesetzgebern, sie sollen einsehen lernen, daß mit dem Vertilgen aller persönlichen Bewegung und Freiheit auch ihr Werk zu Grunde gehe."

Was uns die besondern Vorzüge der historischen Darstellungen Raumers scheinen, ist, daß er die Geschichte in den Rahmen großer Charakterbilder behandelt, daß er mit strenger Wahrheitsliebe alle poetischen Illusionen zerstört, daß er über die guten und bösen Thaten derer, denen viel anvertraut war, ob sie nun Könige oder Kaiser heißen, ob es Engländer, Franzosen oder Deutsche sind, oder welcher Nation sie sonst angehören, ein unnachsichtliches Todtengericht hält, wie man erzählt, daß es in dem alten Aegypterland vom Volke gehalten

Digitized by Google

worden sey. Ihm ist die Geschichte eine ernste Nemesis, die straft und lohnt nach Gebühr und ohne Ansehen der Person und Würde. Er führt uns in die Mitte der Völker, in die Kreise ihrer Leiden und Freuden, in die Lager und auf die Schlachtfelder, in die Hörsäle ihrer Lehrer und Weisen, in die Rathsversammlungen ihrer Gesetzgeber, in die Prunkgemächer der Paläste und in die Zerstreuungen der Höfe.

Man könnte es tadeln, daß der Geschichtschreiber auch Vieles, was dem Privatleben anzugehören scheint, in den Cyclus seiner Gemälde aufgenommen hat. Es ist nicht zu läugnen, daß Manches dadurch einen etwas cynischen Anstrich bekommt; allein wenn man der Geschichte diese Schranke setzen wollte, welche Masse individueller Wahrheit ginge verloren und wie oft selbst der Schlüssel zur Erklärung der wichtigsten politischen Erscheinungen, da im menschlichen Leben das Größte nicht selten an gar kleinen Fäden hängt, die auf rein persönliche Beziehungen zurücklaufen, da zumal die öffentliche Moral oder Unmoral aus dem Beispiel und Privatleben der Vornehmen nur zu reichliche Nahrung schöpft? Allerdings sind diese kleinen Züge und Anekdoten ein Element, das man in der Regel nur in den Memoiren findet, und das des Verfassers fleissige Benützung der Schriften der Zeitgenossen beurkundet; doch ist weniger zu fürchten, daß sie der Würde der Geschichte Abbruch thun, als etwa zu wünschen, sie möchten mehr in das Ganze verwoben und nicht häufig nur so rhapsodistisch angehängt seyn. Meist sind sie aber sehr charakteristisch und mit großer Freimüthigkeit ausgewählt. So wird, um einige Beispiele anzuführen, eine Tanzbelustigung der unverschämtesten Art beschrieben, welcher der zwei- und-siebzigjährige Pabst Alexander VI. mit seiner Tochter Lucretia und seinem gesammten Hofstaat von einer Galerie herab zusah. Von Ferdinand dem Katholischen werden als Ursache seines beschleunigten Todes Liebestränke angegeben, welche die lahme häßliche Königin Germaine ihrem vier- und-sechzigjährigen Gemahl gab. Ein ähnlicher Vorfall hatte dem Herzog von Friedland einen siechen Körper eingetragen. Ludwig Sforza wird geschildert als faul, unfähig, thierisch, unsauber, voller Läuse. Bei der Kaiserwahl nach dem Tode Mirimilians I., einer edeln und wahrhaft vornehmen Natur, wie der Verfasser sich ausdrückt, ohne übrigens mit einer sonderlichen aristokratischen Vorliebe behaftet zu seyn, was sein ganzes Buch beweist, wurde in Frankfurt dergestalt bankettirt, daß der französische Gesandte im Rausch über der Tafel einschlief, und bei Eröffnung des Reichstags zu Augsburg am 20. Juni 1535 warf Vincentio Pimpinelli den Deutschen vor, die Türken seyen in manchen Stücken besser als sie, denn obwohl die Gefahr drohe, schlafen die Deutschen fort und sperren vor Faulheit das Maul auf. Von Philipp II., als er sich um die deutsche Krone bewarb, wird gemeldet, er habe sich bei den Deutschen einzuschmeicheln gesucht durch — übermäßiges Trinken, und von seinem Nachfolger Philipp III. — was ist bezeichnender für einen schwachen Monarchen? — er habe sich von seinen Höflingen abfragen lassen, was er des Nachts mit der Königin im Bett gesprochen. Katharina von Medici versammelte am Hof Schaaren der schönsten Frauen und Mädchen, und bediente sich ihrer, um die Männer zu verführen, deren Geheimnisse zu erfahren und sie für schlechte Plane zu gewinnen, und des König Heinrichs II. Maitresse, Diana von Poitiers, pflegte jenem zu befehlen, daß und wann er des Nachts bei der Königin bleiben solle.

In einzelnen dieser Persönlichkeiten liegt das sittliche Moment fern und es sind mehr Kuriositäten, die indeß immerhin die historische Scenerie vielfach beleben — allein wer dankt es nicht, von einem tiefen sittlichen Eindruck ergriffen, dem Verfasser, wenn er uns an das Todtenbett eines Tyrannen begleitet, eines Karls IX., eines Philipps II., oder wenn er uns den Kerker zeigt, in welchem Christian II. von Dänemark in sieben- und-zwanzigjähriger Gefangenschaft die ungeheuren Frevel unschuldig vergossenen Bluts büßen mußte, oder Erich XIV., Wasas mehr unglücklicher als strafbarer Sohn, auf Bruders Befehl die grausame Wahl erhielt, sich ersticken zu lassen, die Adern zu öffnen oder den Giftbecher zu trinken, oder wenn er aus der Leichenpredigt der katholischen Maria, die die edelsten Männer ihres Reichs auf das Schaffot oder den Holzstoß geschickt hatte, das wie bittere Ironie lautende Lob berichtet, sie sey für diese Welt zu gut gewesen? Dieser Karl IX., „von Kindesbeinen an der Jagd ergeben bis zum Wahnsinn, der mit eigner Hand Pferde tödtete und Eseln, denen er begegnete, zum Vergnügen den Kopf abschlug, der in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete und mit blutigen Händen in den Eingeweiden wühlte, der dann, zum Schlächter seiner eigenen Unterthanen geworden, täglich ernster, ängstlicher, unglücklicher ward, den die wilden Jagden, vom Morgen bis in die Nacht, kaum betäuben, nicht beruhigen, dem Musik und Dichtkunst, die er wie Nero liebte, sein Herz nicht mehr wandeln konnten, der, wenn er, ein langer hagerer Mann, mit gebogener Habichtsnase und bleichen Wangen, vorüber gebückt einherging und mit stieren Augen hin und wieder schaute, ein entsetzliches Schreckbild der Sünde und Strafe darbot, der Nachts in Träumen Blutströme und Leichenhaufen sah, Gewimmer und Todesgeschrei hörte, sich umringt hielt von den Schatten der Ermordeten, der in den letzten Wochen ununterbrochen zitterte und außer Stande war in einer Stellung ruhig zu verweilen, bis ihm zuletzt aus allen Oeffnungen des Leibs und allen

Digitized by Google

Poren der Haut das Blut drang und er starb ein vier- und-zwanzigjähriger Greis!“ Und dieser Philipp II., der von Vielen als der Kluge bewundert, am Schluß einer mehr als vierzigjährigen Regierung, bankerutt an Leib und Seele wie seine unermeßlichen Staaten, nachdem er schon im Jahr 1575 Zinsen und Schulden herabgesezt und im Jahr 1596 als das „passendste, bescheidenste und billigste Mittel gegen seine Geldverlegenheit die Vernichtung aller Schuldscheine, Verträge, Versprechungen, Pfänder und Wechsel beschlossen, jezt bedeckt mit Geschwüren und offenen Schäden am ganzen Leib, drei- und-fünfzig Tage unbeweglich auf Einer Stelle liegend, seiner Auflösung entgegen schmachtete, unter unsäglichen Schmerzen und während eine solche „Unzahl von Läusen und Würmern aus den vier Löchern an seiner Brust hervorkroch, daß kein Mittel sie zu tilgen vermochte und etliche Menschen immerdar mit Ablesen derselben beschäftigt waren, wozu noch ein ermattender Blutfluß, und ein so unerträglicher Gestank kam, daß man es kaum bei ihm aushalten konnte!“ Sonderbarer Gang der Verhängnisse — derselbe Alba, dessen Grimm das Kind in der Mutter Leib nicht verschonte, wenn die Mutter ihm der Ketzerei verdächtig war, nährte sich in seinen lezten Tagen von der Milch eines Weibes, die er wie ein Kind an der Brust sog, und Churfürst Maximilian von Bayern hatte im blinden Eifer, keine Ketzer in seinem Land zu haben, dieses so gereinigt, daß es überhaupt fast keine Menschen mehr hatte, und daß man das Elend, Kinder zu besitzen, für so groß hielt, daß der Churfürst, als er umsonst durch Fasten, Geißeln und Kasteien dieser Noth abzuhelfen suchte, den Befehl ergehen lassen mußte, „die Eheleute sollten sich nicht des Beischlafs enthalten.“

Da Raumers Werk wegen der Schwere dieser Zeiten nicht anders als überreich seyn konnte an den dunkeln Partien der Geschichte, so wäre es schon eine ästhetische Pflicht für ihn gewesen, nun auch die Lichtseiten zu zeigen. Hat er diese Pflicht erfüllt? Gewiß. Es ist ein schöner Kontrast, in welchem die Namen Gustav Wasa, Heinrich IV., Maximilian II., der „mildeste und liebenswürdigste“ Habsburger, und was für jenes Zeitalter viel heißt, aufgeklärter Freund der Gewissensfreiheit, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolf, Oxenstierna und Andere, wie leuchtende Meteore aus der Nacht emporsteigen, leider meist zu schnell wieder verschwindend unter den Schlagschatten der kommenden Geschlechter. Von den heillosen Kriegen der Glaubenstyrannei, von dem Blutrath Alba's, der Philipp II. von den Konfiskationen ein neues Indien verspricht (der Verfasser sagt, Philipp rechnete wie ein „Räuber“), von den gräuelvollen Verfolgungsedikten gegen die Mauren, denen man die heimathliche Sprache, das Singen und die Bäder verbot, wie gerne folgen wir ihm zu dem erhebenden Schauspiel der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Niederländer und Schweden und der Ditmarsen, des lezten Volks auf deutscher Erde, das noch seine alte Freiheit bewahrt hatte, und jezt nicht ruhmlos sie verlieren sollte, oder zu den begeisterten Aufrufen der Königin Elisabeth an ihr Volk, sich zu waffnen gegen die „unüberwindliche“ Armada, welche ausgesendet worden war, das lezte Bollwerk der Ketzerei zu zerstören? Der Verfasser äußert sich hier überall mit ungeschwankter Freisinnigkeit. Das Benehmen Wilhelms von Oranien wird durch folgende Bemerkungen gerechtfertigt. „Wenn unbedingter Gehorsam gegen eine Obrigkeit, die göttliches und menschliches Recht, natürliche und positive Gesetze frech übertritt, auf eidliche Zusicherungen und Versprechungen nicht die mindeste Rücksicht nimmt, Warnungen verachtet, Bitten bestraft, wenn unbedingter Gehorsam gegen einen Alba und Philipp höchste Pflicht wäre, so würde das menschliche Geschlecht bald zu thierischem Daseyn herabsinken, oder ganz ausgerottet werden. Wer den Prinzen von Oranien verdammt, daß er endlich dem lauten Flehen der Bedrohten, Vertriebenen, Hingeopferten Gehör gab und die Hand ans Schwert legte, um sein Vaterland zu retten, hat kein Herz im Busen, ja selbst die geistlosen Grundsätze, mit denen er Götzendienst treibt, nicht begriffen. Denn auf Wilhelms Seite standen Herkommen, urkundliches Recht, beschworner Vertrag und der König nebst seinem Feldherrn waren die Revolutionäre, welche vom Rechte wichen und jeden legitimen Weg verschmähten.“ Als Balthasar Gerard, gereizt durch die Belohnung von 25,000 Goldstücken, welche Philipp auf des Prinzen Kopf gesezt, diesen in seinem Palast zu Delft mit drei Kugeln tödtlich traf, zählten die Jesuiten den Mörder unter die verdienstlichsten Märtyrer und der König erhob denselben mit seinen Verwandten in den Adelsstand. Doch übt der Verfasser selbst gegen einen Philipp historische Gerechtigkeit — er spricht ihn von dem Verdacht von der Ermordung seines Sohnes Karlos (von dem er ein nichts weniger als Schiller'sches Bild entwirft) frei.

Ueberhaupt ist Raumer bei aller sittlichen Strenge, mit der er über das öffentliche und Privatleben der Großen urtheilt, kein Rigorist, daß er nicht auch Schwächen zu entschuldigen wüßte, wenn sie nur mit großen öffentlichen Eigenschaften gepaart sind. Er machte mit Recht einen großen Unterschied zwischen der Lüderlichkeit der lezten Valois und den Galanterien eines Heinrichs IV. oder Gustav Adolfs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 50. 16. Mai 1834.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Friedrich v. Raumer. 1r—3r Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832—34.

(Schluß.)

Bei Maria Stuart tritt daher der Verfasser auch trotz ihrer liebenswürdigen Eigenschaften derjenigen Ansicht bei, welche den Streit dieser Königin mit der englischen Elisabeth zu Gunsten der glücklichen Nebenbuhlerin entscheidet, wenn er gleich auf die offiziellen Erklärungen der leztern, an denen doch auch die Politik einigen Antheil gehabt haben mag, vielleicht zu viel Gewicht legt. William Cecil Lord Burleigh ist ihm Elisabeths Sully. Auch ihr Verhältniß zu Leicester und Esser faßt er weniger von der romantischen Seite auf.

Wenn indeß das Prinzip der Mäßigung, welches dem Verfasser zum Leitfaden und Maßstab dient, im praktischen Leben, wo Etwas erst geschehen soll, recht gut ist, so kann es in der Geschichte, die es mit Betrachtung geschehener Dinge zu thun hat, leicht den Standpunkt der Anschauung verrücken. In dem, was das Genie mit schneller und sicherer Kraft vollbringt, erscheint vielleicht ein Mangel an Besonnenheit, weil es die gewohnten Gradationen vermissen läßt, weil es eine ängstliche Beachtung aller Verhältnisse, eine pedantische Berechnung aller möglichen Folgen, was am Ende doch eine vergebliche Arbeit ist, verschmäht. Ein Ereigniß, welches die Ordnung neuer Jahrhunderte begründet, wird vielleicht ungerecht bekrittelt, weil es die Ordnung einiger Tage stört. Wenn der Verfasser über Huß und Hieronymus von Prag bemerkt, einige ihrer Behauptungen würden in scheindar folgerechter, aber irriger Anwendung eine Auflösung aller geistlichen und weltlichen Ordnung herbeigeführt haben, so ist von diesem Tadel bis zur Verwerfung nur Ein Schritt, und diese Verwerfung würde die große Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts, deren Vorboten die beiden Märtyrer waren, mittreffen. Läßt er aber doch auf Luther selbst einen ähnlichen Tadel fallen, wenn er nicht etwa ein leidenschaftliches Benehmen des Reformators in einem einzelnen Fall, wogegen keiner von dessen Verehrern blind seyn wird, rügt, sondern sich über eine Handlung mißfällig äußert, welche nichts Anderes war, als das klare unumwundene Aussprechen des Prinzips des Protestantismus in der feierlichen Lossagung vom Pabstthum und hierarchischer Autorität — wir meinen die Verbrennung des päbstlichen Rechts und der Bannbulle. Es ist ihm zwar „zu gering, eine solche That eines solchen

Digitized by Google

Mannes aus gemeiner unbesonnener Rachsucht erklären zu wollen," aber er vermag auch nicht, „darin den höchsten Heldenmuth zu erkennen, wenn anders Heldenmuth ohne Leidenschaft (?) seyn soll" — er glaubt, daß Luther mehrere Male in seinem Leben „reineren Muth" gezeigt hat und er möchte auch nicht den Anfangspunkt der Reformation vom 31. Okt. 1517 (Anschlagen und Thesen) auf den 10. December 1520 (das obige Auto-da-fe) verlegen, denn „damals, sagt er, war von Verbesserung eines unläugbar mangelhaften Verfahrens die Rede, diesmal schien der gewaltsame Umsturz alles dessen bezweckt zu seyn, was seit Jahrhunderten für Recht und Gesetz galt." Ist es nicht, als ob der Geschichtschreiber sagen wollte, wenn ich Luther gewesen wäre, ich wäre nicht so drein gefahren — ich hätte Alles gescheiter, besonnener angegriffen? Wie? Bestand der Unterschied der beiden Religionsansichten bloß in einem mangelhaften Verfahren der ältern Kirche und nicht in der Verschiedenheit der Prinzipien? Waren Autorität und Ueberlieferung, Forschungs- und Gewissensfreiheit keine Gegensätze? Und was hätte Luther thun sollen? Nach dem Verfasser mußte er sich dem Trefflichen des frühern Kirchenrechts anschließen, um daraus ein System des protestantischen Kirchenrechts zu entwickeln, er mußte halb päbstlich bleiben, er durfte nicht Luther seyn nach ureigner Natur und Richtung des Geistes, wie dieser in der auch von dem Verfasser angeführten Stelle gegenüber seinem Freunde Melanchthon sich selbst so wahr und damit jeden Reformator schildert: „Melanchthon fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß." Man sieht, der Verfasser ist kein Theolog und noch mehr, es ist ihm entgangen, daß die Reformation eine Revolution war. Offenbar ist es die Subjektivität derselben Vermittlungstheorie, welche der Verfasser in Würdigung großer und kühner Charaktere etwas verlegen macht, so daß ein Erasmus oder Melanchthon, wiewohl er sie und Luther als nothwendige Gegensätze anerkennt, fast eher sein Mann ist als Luther, und daß er über Sickingen und Hutten das Urtheil fällt, ihre Thätigkeit sey bloß auf äußeres Gestalten oder vielmehr gewaltsames Obsiegen gerichtet gewesen und Beide hätten gleichsam nothwendig untergehen müssen. Dagegen hat er gegen Luther Recht, wenn er behauptet, daß derselbe zu enge politische Begriffe gehabt, namentlich daß ihm der Begriff der Obrigkeit immer nur in der Form des unumschränkten Monarchismus erschienen. Um nun gleichwohl aus diesem Widerstreit heraus zu kommen, stellt Raumer die Charaktere häufig wie Kant'sche Antinomien einander gegenüber, in der Art, daß er die Einheit des Urtheils mehr auf dialektischem als historischem Weg zu finden sucht, oder auch dasselbe unentschieden läßt, wofern nicht der Blick auf das Ganze die Schwierigkeit löst, wie in den Fällen, wo sich große nationale Fragen an die Personen und Dinge anknüpfen.

So lange war es bei den Geschichtschreibern fast herkömmlich, Karl V. in seiner innern Politik als einen Tyrannen, der die deutsche Freiheit zu unterdrücken strebte, überhaupt aber als einen falschen, arglistigen Fürsten ohne Erhabenheit der Gesinnung darzustellen, dagegen die Prinzen, die ihn bekämpften, als deutsche Patrioten und Franz I. gegen den kaiserlichen Nebenbuhler als den „ritterlichen" König auszuzeichnen. Da der Verfasser den nationalen Gesichtspunkt geltend macht, so erscheint Manches in einem für Karl günstigeren Lichte. Was zuvörderst die beiden Nebenbuhler, Mann gegen Mann gehalten, anlangt, so läßt sich schon nach dem bisherigen Nichts darüber einwenden, wenn Raumer in Betracht des Benehmens des Königs nach dem Vertrag von Madrid und der geheimen Vorbehalte, wodurch derselbe feierlich beschworne Verträge im Augenblick des Abschlusses wieder aufhebt oder eludirt, sein Urtheil dahin gibt, daß „der oft gerühmte ritterliche Sinn nur in der leicht zur Unsittlichkeit führenden oberflächlichen Galanterie bestanden, daß die tiefere Bedeutung des Ritterthums, die Pflicht der Treue, Wahrhaftigkeit und des durch kein Unglück gebeugten Edelmuths dem König völlig fremd geblieben, oder in Leichtsinn, Leidenschaften und Lüsten schnell verschwunden sey, daß aber in Bezug auf Festigkeit, Besonnenheit, Mäßigung und Klugheit Karl V. entschieden der Vorzug gebühre." Karls leitender Gedanke, wie der Verfasser glaubt, war, die Idee des Kaiserthums „neu zu beleben und in der Wirklichkeit etwa so zu gestalten, wie zur Zeit Friedrichs I." Wenn er dies wollte, so wollte er in der That nichts Anderes, als was die größten seiner Thronvorfahren sich stets zur Aufgabe gemacht hatten — nichts Anderes, als was einigen andern europäischen Monarchen zur festern Begründung ihrer Macht gelungen war — eine konsolidirte Organisation des Reichs. Daher konnte er freilich die neue Lehre nur als ein neues Element der Zwietracht, und die Fürsten, welche durch einseitige Verbündungen und durch Lösungen vom Reichsverband den Protestantismus vertheidigten, nur als treulose Vasallen und ihr Benehmen als unheilvoll für das Ganze betrachten. Der Verlust deutscher Grenzländer (Metz, Verdun, Toul) in Folge einer Allianz protestantischer Fürsten mit dem französischen Nachbar rechfertigte auch des Kaisers Ansicht nur zu sehr, wenn er sich gleich darin irrte, daß er über die Grundsätze, welche das Zeitalter entzweiten, durch diplomatische Unterhandlungen ein Abfinden auf

Digitized by Google

dem Weg der „gemäßigten Mittel“ für möglich hielt. Doch erscheint er auch in dieser Beziehung gegen die meisten der Jesuitenzöglinge, seiner Nachfolger, namentlich gegen Ferdinand II., durch dessen bigotte Politik z. B. Böhmen von 3 Millionen auf 780,000 Einwohner herabsank, als ein aufgeklärter Fürst. Ob es wünschenswerth gewesen wäre, wenn Karls Plan gelungen, darüber spricht sich der Verfasser nicht bestimmt aus. Denn indem er anerkennt, daß die Freiheit und Mannichfaltigkeit deutscher Entwicklung dadurch sehr gelitten, die Einheit und Macht unsers Vaterlands nach Außen hingegen gewonnen hätte, erklärt er es zugleich für „übereilt, jenen Gedanken kurzweg als ungerecht und thöricht zu verdammen oder den Kaiser als einen bedeutungslosen Herrscher zu bezeichnen, weil er das Große, was er bezweckte, nicht vollständig durchzuführen im Stande war,“ und an einem andern Ort kommt er wieder auf die Gefahr zu reden, daß an die Stelle der „reichen deutschen Gliederung eine Hauptstadt und ein allmächtiger König hätten treten, kurz das geschehen können, was man in Frankreich bisweilen bewunderte, was aber in Wahrheit der deutschen Natur seither unangemessen gewesen sey.“ Merkwürdigerweise war es besonders der deutsche Adel, welcher, Hutten und Sickingen an der Spitze, sich (freilich mit Ausnahme der kirchlichen Händel) zum Vertreter der Sache des Kaisers und der Einheit des Reichs gegen die Zersplitterung und Ausländerei der Fürsten aufwarf. Vergebens suchen wir bei dem Verfasser eine befriedigende Lösung dieser Gegensätze und Widersprüche, wir dürfen uns aber darüber nicht wundern, da die Vergangenheit dieselben noch ganz der Gegenwart übermacht hat, vielleicht als Lebensfragen, von deren richtiger Beantwortung die Selbsterhaltung der deutschen Nation abhängt, weßhalb aber eben die vielseitigste Prüfung und Besprechung jeder endlichen Entscheidung vorangehen sollte. Vom sechzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit haben diese Lebensfragen eigentlich geruht und die deutsche Mannichfaltigkeit hat wie wahres Unkraut gewuchert, so daß zulezt Alles auseinander fiel und nur noch eine armselige „Gliederung,“ aber kein zusammenhaltender Körper mehr vorhanden war, bis man nachgerade darauf zurückgekommen ist, daß Einheit, Festigkeit des Ganzen mehr thut, als eine vermeintliche Selbstständigkeit der Theile.

Friedrich von Raumer ist ein Bewunderer der alten deutschen Verfassung. Er preist das schöne öffentliche Leben der Deutschen, welches sich darstellte auf ihrem „Reichstage, ihren Kreis- und Landtagen, in den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, den Churfürsten, Fürsten und Grafen, einer mächtigen Ritterschaft und reichen Städten, welchen Machiavell das Lob zollt: für Alles Oeffentliche sorgen sie mit höchster Freigebigkeit, in eigenen Genüssen dagegen sind sie sparsam;“ er rühmt, daß diese Verfassung dem Oberhaupt des Reichs es unmöglich gemacht, Eroberungskriege zu führen nach Art der französischen Monarchen, daß sie die zwei Hauptkrankheiten aller gesellschaftlichen Zustände gleichmäßig abgehalten: Tyrannei eines Einzigen und allgemeine Anarchie. Das Alles ist längst vorbei und es lautet zum Theil schöner als wahr. Stand die deutsche Verfassung der Tyrannei eines Einzigen im Weg, so darf man fragen: konnte sie immer die Tyrannei vieler Einzelnen hindern? Und wenn Deutschland in keine allgemeine Anarchie zerfiel, so ging es in demselben (auch nach der Zeit des Faustrechts) doch oft nicht viel besser her als in dem „turbulenten“ Polen und die französische Einmischung war ihm zu Zeiten fast so verderblich, als dem leztern Staat die russische, wenigstens eben so schmählich. Als Heinrich II. von Valois, erzählt der Verfasser, gegen Karl V. den Krieg erklärte, sah man auf dem Titel der deutsch und französisch gedruckten Proklamation eine Mütze zwischen zwei Dolchen abgebildet, mit der Inschrift: „Freiheit“ und der Umschrift: Heinrich, Beschützer der deutschen Freiheit und der gefangenen Fürsten.“ Im Texte selbst beschwur und bekräftigte Heinrich bei Gott dem Allmächtigen und seinem königlichen Ehrenwort, „daß er aus diesem mühseligen, schweren und gefährlichen Vorhaben, großen Kosten und Gefahr seiner eignen Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche und hoffe, denn daß er aus königlichem Gemüth die Freiheit des trefflichen deutschen Volkes und des heiligen Reichs gegen die Bedrückungen des Kaisers zu schützen und nicht zu schulden gedenke, daß irgend Einem an Person und Gütern Schaden geschehe.“ Der König erprobte bald darauf seine Uneigennützigkeit durch Abreissung deutscher Grenzprovinzen, was dem Verfasser zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Eben so uneigennützig sind die Hülfsleistungen Ludwigs XIII., XIV. und XV., der Republik und Napoleons gewesen, ja noch in den lezten Tagen erbieten sich weitführende Journalisten dem deutschen Volk die französische Freiheit unmittelbar (etwa für Abtretung des linken Rheinufers) oder mittelbar (durch Abschliessung eines neuen Rheinbunds) zuzubringen oder einzuimpfen. Was würden sie sagen, wenn man ihnen in Hinsicht Frankreichs ähnliche Vorschläge machte?“

Allerdings keine französische Freiheit auf deutschem Boden! Die Freiheit kann sich ein Volk nicht schenken lassen — es muß sie selbst erringen. Und ließen sich die Geber solche Freigebigkeiten nicht theuer bezahlen? Auch die schwedische Freiheit, welche Gustav Adolf brachte, war am Ende nicht wohlfeil, obwohl nicht zu befürchten stand, daß, wenn es dem König glückte, die deutsche Krone an sich zu bringen, deßwegen Deutschland eine

Digitized by Google

schwedische Provinz geworden wäre. Abgesehen davon, daß in Schweden die Bildung größtentheils deutschen Ursprungs war, daß es aus Deutschland die Reformation empfangen, (wie denn Gustav Adolf vor Wittenberg die ihm entgegen ziehenden Studenten mit den Worten begrüßte: „Ihr Herren, von Euch ist aus diesem Ort das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde bei Euch will verdunkelt werden, so müssen wir zu Euch kommen, um dasselbe Licht, nächst Gott, wieder anzuzünden!“) daß der König deutsche Lehrer gehabt, daß Oxenstierna, daß Gustav Horn und die unterrichtetsten ihrer Landsleute auf deutschen Universitäten studirt hatten — ein kleines Land, wenn es mit einem größeren, reicheren, civilisirteren in Verbindung kommt, geräth eher in Gefahr zur Provinz herabzusinken. Die Freiheit ist kein abstrakter Begriff, den man von Volk zu Volk, wie von Kompendium zu Kompendium überträgt — sie ist Nichts, wo sie nicht in Geschichte und Institutionen, Rechtsverhältnissen und Gewohnheiten, Kunst und Wissenschaft, kurz in der ganzen Denk- und Handlungsweise eines Volks verkörpert ist. Sollte aber für die Anhänger des historischen Rechts daraus folgen, daß man nie von der Idee der Freiheit, sondern nur von ihren positiven Erscheinungsformen ausgehen, nie diese nach jener gestalten oder berichtigen durfte? Muß man sich die Wirklichkeit als einen Abfall, als eine Trübung der Idee denken, so muß es stets wieder die Idee seyn, an der das Leben sich stärkt und aufrichtet, wenn es in seinen Entwicklungen, Beschränkungen und Negationen von dem Normalzustand zu weit abgeführt worden ist, oder man hat die bedenkliche Wahl, eine Gewalt im Staat mit so hoher Machtvollkommenheit ausrüsten zu müssen, daß sie bei überhandgenommenen Mißverhältnissen und Störungen im gesellschaftlichen Organismus mit absoluter Organisationskraft ins Mittel treten kann, ohne daß indeß gegen ein Bestreben dieses obersten Vermittlers, seine Macht zu mißbrauchen, oder des Widerstands von Seiten der andern Staatskörper, und dann als Folge furchtbarer Erschütterungen, eine zuverlässige Bürgschaft vorhanden wäre. Um dieser Alternative zu entgehen, was bleibt übrig, als die — wenn man will — undeutsche Theorie von der Theilung der Gewalten, allerdings eine Theilung, die, wenn sie nicht wieder zu unfruchtbaren Kollisionen führen soll, nicht geradezu eine gleiche seyn kann, sondern einen monarchischen, demokratischen oder aristokratischen Schwerpunkt setzen muß.

Die alte freie Verfassung in Aragon, wo das Volk mit den Worten huldigte: „Wir, die wir eben so viel werth sind, als Du, wir machen Dich zu unserm König und Herrn unter der Bedingung, daß Du unsre Rechte und Freiheiten beobachtest und schützest — wo nicht, wir auch nicht“ — diese Verfassung lobt Raumer wegen des Gedankens, daß zwischen Regirenden und Regirten eine nicht nach Willkür zu vernichtende Wechselseitigkeit der Rechte und Pflichten Statt finde und weil sie gegen den Mißbrauch der Gewalt Gewährschaften suche. Allein da sie diese Gewährschaften in der Aufstellung einer höchsten Magistratsperson, des Justiza finden wollte, welcher in lezter Stelle alle Gesetze auslegen, das Verfahren des Königs wahrnehmen, die Verwaltung der Staatsbeamten prüfen und sie nöthigen Falls entfernen sollte, an welchen die Berufung von den Gerichten, ja von des Königs eigener Entscheidung ging, sofern man diesen beschuldigte, selbst ein Gesetz übertreten zu haben — da sie hierauf, aus Furcht vor der Gewalt des Justiza, diesem wieder ein Ephorat, bestehend in einem ständischen Ausschuß von siebzehn Mitgliedern, mit der Vollmacht, seine Verwaltung zu prüfen, ihn nach Befund der Umstände abzusetzen, selbst zum Tode zu verurtheilen, zur Seite oder vielmehr über ihn stellte; so fragt der Verfasser mit Recht: bedurften diese übermächtigen Siebzehn nicht selbst einer neuen Beschränkung und ließe sich dieses Verfahren nicht ins Unendliche wiederholen, ohne zum Ziel zu führen? Wenn er aber hinzufügt, irgend eine Gewalt müsse im Staat die höchste und lezte seyn und Mißbräuche derselben können keineswegs durch dieses babylonische Uebereinanderbauen verhütet werden, sondern nur dadurch gemildert, daß verschiedene eigenthümliche Kräfte und Organe ineinander greifen und sich wechselsweise bedingen, regeln und schützen; so hätte man wünschen mögen, er hätte sich näher darüber erklärt, warum, nachdem diese höchste und lezte Gewalt im Staat sich wirklich festgegründet hatte, von den verschiedenen eigenthümlichen Kräften und Organen, von welchen die Freiheit Schuz und Pflege erwartete, so wenig übrig geblieben sey, wäre es auch nur zur Verwirklichung des bescheidenen Wunsches gewesen, die Excesse des Herrscherthums „gemindert,“ nicht, was die Aufgabe wahrer Staatsweisheit zu seyn scheint, unmöglich gemacht zu sehen. Und doch glaubte man sich noch im sechzehnten Jahrhundert in Spanien so weit von diesem Extrem entfernt, daß in den Fehden der Cummuneros in Valencia im Jahr 1521 eine Mutter zu ihrem Kind sagte: „Betrachte genau diesen Edelmann, damit du dereinst sagen könnest, du habest einen gesehen; denn sie werden verschwinden wie die Tempelherren!“ Von da an bis zu dem unsinnigen Parteiruf: „Muera la nacion! Viva el Rey neto!“ welch ungeheurer Absprung! Die Spanier werden sich nun wohl das Repräsentativsystem besser überlegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

LESE-GESELLSCHAFT BONN

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 51. 19. Mai 1834.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

2) Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsre Zeit. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet von Karl von Rotteck, großherzogl. bad. Hofrath und Prof. Neun Bände. Neunte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder, 1833.

3) Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, von den ältesten Zeiten bis zum Jahr 1831. Mit Zugrundlegung seines größern Werkes bearbeitet und herausgegeben von Demselben. Vier Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, K. Hoffmann, 1831—1833.

Rotteck als öffentlicher Charakter ist bekannt. Das deutsche Volk schätzt in ihm einen seiner wärmsten und beredtesten Sprecher für die Interessen des konstitutionellen Rechts, der Freiheit, der Nationalität, des Fortschrittes. So hat er sich gezeigt als Deputirter, als Publizist, als Historiker, auf dem akademischen Lehrstuhl wie auf der literarischen und politischen Tribüne, als Mann der Wissenschaft und als Mitglied der badischen Gesetzgebung.

Man lebt in Deutschland in eigenen Widersprüchen. Die Einen machen der Wissenschaft ihre Abgeschiedenheit vom Leben zum Vorwurf — sie verlangen, das geistige Erkennen solle mit dem praktischen Wirken im Einklang stehen — die vielbeliebte alte Studengelehrsamkeit ist ihnen ein Gräuel. Andere nehmen es der Wissenschaft übel, daß sie sich nicht in den — wie sie sagen — angemessenen Grenzen halte, also nicht abgeschieden bleibe, und dieselben, die so urtheilen, kann man einandermal von allem höhern Forschen mit Geringschätzung sprechen, es als Schulplunder, als Träumereien müssiger Köpfe bezeichnen hören. Noch Andere möchten gerne von der Wissenschaft Gebrauch machen, sie gefallen sich darin, ihr Gewand zu borgen, sie lieben ihre Gründlichkeit, nehmen ihre Erfindungskunst in Anspruch, um ihre Systeme, selbst ihre Grillen und Vorurtheile zu begründen. Aber sie hassen sie, wenn sie Ideen zu Tage fördert, die in ihren engen Gesichtskreis nicht taugen und wenn sie diese Ideen nicht allein als Phantasiegebilde, sondern als Gegenstände eines erreichbaren Strebens, einer gehaltvollen Thätigkeit hinstellt. Was ihnen in einer gewissen Sphäre formeller Wahrheit als löblich und brauchbar erscheint, wird ihnen in konsequenter Entwicklung bedrohlich, revolutionär, verwerflich. Es gibt endlich Solche, welche ihre Sache wunder wie klug anzugreifen meinen, wenn sie die geistigen durch die materiellen Fragen zu verdrängen

Digitized by Google

ſuchen. Sie bedenken aber nicht — dieſe vorzugsweiſe ſogenannten Freunde des hiſtoriſchen Rechts, daß, indem ſie den menſchlichen Geiſt auf das Gebiet des kalkulirenden Verſtandes beſchränken, jener eben dadurch eine Richtung nehmen muß, welche Manchem von dem, was ſie doch erhalten wollen, weil es mehr auf dem Glauben an die Autorität, auf dem Schimmer der Einbildungskraft als auf der Berechnung des Nutzens beruht, nur feindſelig entgegen ſeyn kann. Jede dieſer Parteien pflegt ſich ihre Statiſtik zu entwerfen, ihre Hülfsquellen, die Bedeutung und Macht ihrer Anhänger aufzuzählen und dann nach allen Seiten Vergleichungen anzuſtellen. Jede getraut ſich die, ſo nicht denken wie ſie, eines Beſſern zu belehren, wofern es ihnen um wahrhafte Aufklärung zu thun iſt; jede behandelt die Andern als Unwiſſende, Verführte oder Verführer — die leztern angeblich ſtets in ungeheurer Minderzahl, als eine Rotte, eine handvoll Werkzeuge trauriger Verückungen, deren finſteres Unweſen der klare Sinn des Volks durchdringen wird. Denn jede beruft ſich in oberſter Inſtanz auf die öffentliche Meinung oder das Volk — ſelbſt diejenige, die dem Volk nicht einmal in ſeinen Repräſentanten ein Urtheil zuerkennt. Dieſe öffentliche Meinung aber kann ſich nur durch einzelne Organe äußern und ſo behält jeder Theil Recht. Hat eine Partei, wie es ſcheint, die Majorität im Volk nicht für ſich, ſo behauptet ſie, ächte Talente und Bildung oder die Beſſergeſinnten ſeyen wenigſtens auf ihrer Seite. Eine andere iſt vielleicht nicht gerade ſehr reich an Intelligenz und an glänzenden Kapazitäten — da rühmt ſie ſich der Ehrwürdigkeit ihres Alters, ihrer Erfahrungen, ihrer Traditionen, der materiellen Kräfte, über die ſie verfügt, ſtatt daß bei ihrer Gegnerin umgekehrt die Jugendfriſche, das lebendige Vorgefühl einer beſſern Zukunft es iſt, was ihr zum Sieg verhelfen ſoll. Am leichteſten machen ſich ihre Aufgabe die Kämpfer, welche über die Beſtrebungen der Andern bloß deßwegen den Stab brechen, weil ſie das Neue unbequem finden, da ſie Nichts mehr ſcheuen, als was ſie in ihrer gewohnten Ruhe ſtören würde. Je nachdem man nun einer dieſer Parteien angehört, wird freilich das Urtheil über Rotteck verſchieden ausfallen.

Rotteck hat ſich als ein zu entſchiedener Beförderer der großen geiſtigen Intereſſen des Zeitalters benommen, er hat in Rede und Schrift ein zu ſchweres Gewicht in ihre Wagſchale gelegt, um nicht bei Jedem, welcher darin bloß willkürliche Neuerungen, Angriffe auf verjährten Beſitz, Ausgeburten franzöſiſcher Turbulenz erblicken möchte, vielfach anſtoßen zu müſſen, nachdem, wo Befangenheit in Parteiintereſſen überhand nimmt, ſo ſelten dem Gedanken Raum gegeben wird, daß Jemand, wohl auch ohne ſelbſtſüchtige Triebfedern, der Sache treuer Ueberzeugung dienen könne. Wer dieſe allgemeinen Intereſſen nicht anerkennt, — wer die vorgefaßte Meinung nicht zu überwinden vermag, als ob es ſich darin nicht um mehr handle, als um eine künſtliche Aufregung durch einſeitige Theorien, als ob die Geltendmachung neuer Glaubensbekenntniſſe nicht eine Frucht der europäiſchen Geſammtbildung ſey, eine nothwendige Entwicklung der im wechſelſeitigen Unterricht der Nationen begriffenen Vernunft — der ergreife Rottecks Geſchichte nicht, oder lege ſie gleich wieder aus der Hand, denn ſie wird ihm wenig bieten, was nach ſeinem Geſchmack iſt. Ein unermeßliches Publikum in Deutſchland ſcheint aber dieſe Anſicht nicht zu theilen. Bei dieſem Publikum, das ſich keinen akademiſchen Hörſaal verſchließen läßt, hat der Name Rotteck einen ſo guten Klang, daß in kurzer Zeit etliche und zwanzig tauſend Exemplare von dem leztern Werk in ſeine Hände übergegangen ſind.

Dieſes Publikum in ſeinem ſchlichten geraden Sinn — gibt ſich gerne der Belehrung von Männern hin, die das Buch der Geſchichte vor ihm aufſchlagen und ihm ſagen, daß das, was das Ziel des Strebens der edelſten Charaktere aller Zeiten war, nicht bloße Fantome einer fieberhaften Einbildungskraft ſeyn können — die ihm das trübe Auge öffnen für den gewaltigen Geiſt, der durch die Welt ſchreitet, der die Leidenſchaften in allen Tiefen der Gemüther aufrührt, der Millionen Herzen mit unerfüllten Hoffnungen und Wünſchen ſchmerzhaft durchzuckt, der aber auch ein heiterer Geiſt iſt, der Morgenröthe eines neuen Tages gleich, die hinter den Wolken hervorbricht. Es iſt der unerſchütterliche Glaube an das Beſſere in der Menſchenbruſt, mit welchem Rotteck ſeinen Leſern die dunkeln Räume der Vergangenheit aufſchließt, ſie durch die Labyrinthe der Gegenwart geleitet. Was wäre die Geſchichte ohne ſolch tröſtliches Bewußtſeyn, zumal in Zeiten wie die jetzigen ſind? Hier in der chaotiſchen Gährung aller ſittlichen und politiſchen Elemente, wodurch die Grundfeſten der Geſellſchaft wankend geworden ſind — in dem Spiel der freiwilligen und aufgenöthigten Illuſionen — in der Verflüchtigung der Erſcheinungen, wo faſt jegliches, kaum angefangen, ſchon wieder zur Ruine wird, oder in dem Alles verſchlingenden Strudel verſinkt und doch der kleinſte Impuls eines Gedankens wie eine Lawine ſich durch die Völker fortwälzt — in der Begriffsverwirrung einer überfeinerten Staatskunſt, welche zwar oft das Recht und die Liebe zum Panier erhoben, aber gleichwohl einer Periode das Daſeyn gegeben hat, die ſeit vier Jahrzehnden reicher war an Thaten gewiſſenloſer Heuchelei oder offener Treuloſigkeit, als manches Jahrhundert, wenn man des einzigen Don Miguels gebrochene Eide zuſammenrechnet — wie wollte da der Geſchichtſchreiber ſich zurecht finden, ohne den Leitfaden einer begeiſternden Idee? Und wenn es auch wahr wäre, daß es keine Beſtimmung unſers

Digitized by Google

Geschlechtes gibt, die sich vollendet, daß wir in einem ewigen Kreislauf von Abfall und Versöhnung uns bewegen müssen, daß das goldene Zeitalter eben so rückwärts als vorwärts liegt, nur mit dem Unterschied, daß wir jenes sicherlich verloren haben, während wir nicht wissen, ob wir dieses je erreichen werden — so wird es doch immer die Aufgabe bevorzugter Geister bleiben, der Welt die großen Zwecke der Vernunft vorzuhalten als ein Ziel, wornach sie ringen und als einen Maßstab, wornach sie die einzelnen Erscheinungen würdigen soll. Besonders aber wird es der Geschichtschreiber seyn, dem solch verdienstliche Arbeit zukommt.

Rotteck hat dies versucht und ist dadurch ein ächter Schriftsteller für das Volk geworden. Bedächtig sammelt er die Goldkörner alter Weisheit, verweilt er bei jedem großen Bilde, um die Gemüther der Anschauung emporzurichten, bei jeder großen Verirrung, um sie als Warnungstafel aufzustecken. Streng und ernst trägt er die Prozeßakten der Parteien vor und spricht als Richter. Dem deutschen Vaterland, dessen Ehre ihm über Alles theuer ist, zeigt er, wie nichtig ein Verfahren sey, welches die Uebel, statt sie zu heben, sophistisch wegräsonniren, die Bedürfnisse, statt sie zu begreifen, läugnen will. Und der Zukunft stellt er folgendes Prognostikon: „Ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Prinzipien, welche die Welt in Heerlager theilen, ist unvermeidlich, ob er früher, ob er später ausbreche. Und dann wird Eins von drei möglichen Dingen geschehen. Entweder wird die Freiheit in dem ganzen Welttheil unterdrückt werden; oder die absolute Gewalt überall dem konstitutionellen System weichen müssen; oder endlich es wird eine Theilung der Herrschaft beider Prinzipien — etwa nach Ost und West — Statt finden.“ Der lezte Fall dieser Dispunktion ist wohl der minder wahrscheinliche in dem solidarisch verbundenen europäischen Staatensystem.

4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. 3 Bände. Wien in der Karl Geroldschen Buchhandlung. Neue Ausgabe. (Ohne Jahrszahl.)

Wer in diesem Werk suchen wollte, was der Titel verheißt, würde sich getäuscht sehen. Wir sagen nicht, daß ihm das Buch nicht gefallen könne, noch daß es des Rufes des berühmten Verfassers nicht würdig sey, aber eine allgemeine Weltgeschichte ist es nicht — es müßte dies nur in dem Sinn seyn, in welchem die Chinesen ihr Land für den Mittelpunkt der Welt nehmen, um den die andern Länder wie Planeten um die Sonne sich bewegen, von der sie Licht und Wärme empfangen. Es könnte jedoch Einer sich auch angenehm überrascht finden, denn er erwartet eine Geschichte und siehe — er bekommt eine Epopee. Das Buch hat ganz die Einheit eines solchen poetischen Kunstwerks. Wie sich in Homers Iliade der Zorn des Achilleus und sein Gram um die holde Briseis als lebenden Faden durchzieht, an welchem das Schicksal eines großen Kampfes hängt, so ist es hier — freilich in einer unendlich gesteigerten Personifikation — der Zorn der Konservativpolitik gegen die Revolution und ihres undankbaren Sohnes, des Einen Mannes Napoleon, Oberherrschaft, und wie Virgil in seiner Aeneide die Gründung der hohen Roma, oder Camoens in seiner Luisiade die Entdeckung Indiens, Beide die stolzesten Ereignisse nationalen Ruhmes verherrlichen, so widmet Hr. v. Hormayer seinen Griffel der Aufzeichnung jenes großen Cyklus kriegerischer Thaten, welcher mit der Demüthigung des übermächtigen Frankreichs oder, wie der Historiker emphatisch sich ausdrückt, mit der Weltbefreiung durch die Siege der Alliirten schließt.

Dieser Epoche gehört auch das Werk seinem innersten Wesen nach an. Es ist die Zeit, wo der österreichische Beobachter, im Feldlager gegründet, das freisinnigste Blatt des europäischen Festlandes war. Und diesen Charakter hat die neue Auflage, wenn anders das Neue derselben nicht bloß, zu bequemerer Wiedereinführung auf dem literarischen Markt, in einer Veränderung des Titelblatts besteht, unversehrt beibehalten. Bekanntlich ist der Verfasser seit einigen Jahren in den bayrischen Staatsdienst übergetreten; in dem Vorwort zu dieser Geschichte bekennt er sich aber noch „offen und laut der Parteilichkeit für Oesterreich schuldig und in selber unverbesserlich,“ ja er versichert, er habe sie „mit der Muttermilch eingesogen in den schroffen Bergen seiner heldenstarken tyrolischen Heimath, seinem Ziel, seinem Stolz und Zeitlebens der Quelle seiner Freuden und Leiden, von deren vergoldeten Gipfeln noch die lezten Strahlen altdeutscher Mannestkraft so herrlich erglänzten, als alle die zahmen Flächen, ringsum schon die düstre Nacht der Unterdrückung bedeckte — sie sey zu seinem Mark und Blut geworden in den langen unheil- und ruhmvollen Stürmen des gesegneten und geliebten, wenn es nur wolle und jezt, weil es gewollt, über Alles emporragenden Oesterreichs, dem er aus Pflicht und aus Leidenschaft ewig zueigen sey.“ So kündigt sich auch das Werk als eine Art Fortsetzung des „österreichischen Plutarchs,“ als ein Oesterreichs Volk, Heer und Jugend vorzugsweise gewidmetes Lesebuch an, und drei Viertheile des Ganzen führen die Ueberschrift: Franz der Erste. Was von nichtösterreichischer Geschichte eingeflochten ist, sind Episoden,

Digitized by Google

von nicht größerem Umfange, als zum Verständnisse des Hauptinhalts absolut nothwendig erscheint.

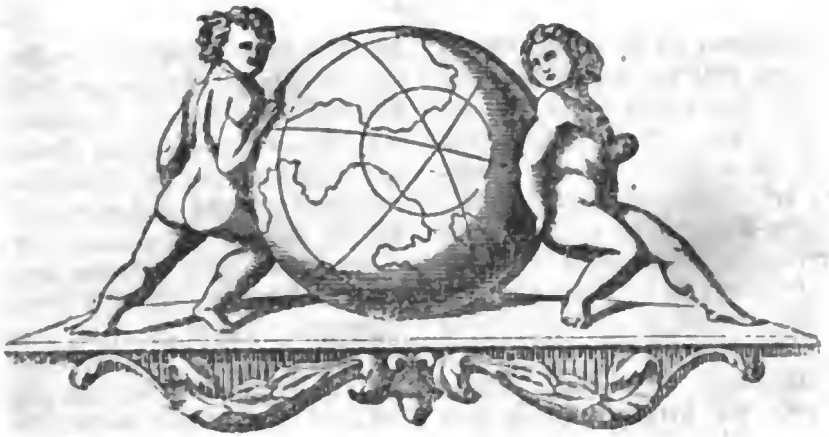
Mit diesen Ewigkeitsgedanken von 1815 ist es nun wie mit so manchen andern zwar vorbei, nachdem die lezten achtzehn Jahre, von einem andern Lichte beleuchtet, ihre breiten Schlagschatten auf jene glänzende Vergangenheit geworfen haben. War Hr. v. Hormayr schon damals ein gewandter Geist, so hat er inzwischen an Vielseitigkeit nur gewinnen müssen. Sein neuestes „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" beweist auch wirklich, daß ihm Oesterreich nicht mehr die Welt ist. Nenne man es nicht Wankelmuth — es gibt veränderte Lagen, Verhältnisse, warum sollten die Gesichtspunkte, die Anschauungsweisen immer dieselben bleiben? Hr. v. Hormayr scheint den Begriff der Geschichte aufzufassen wie die Alten; das praktische Moment patriotischer Erbauung geht ihm über die geistlose Worttreue bloßer Berichterstattung. Vielleicht, daß er dadurch manchmal zu subjektiv wird; allein in jetziger Zeit schreibt nicht bloß Ein Volk Geschichte und so ist keine Gefahr, daß die thatsächliche Wahrheit durch eine solche Methode zu sehr beeinträchtigt werden könnte. Im Alterthum war es anders. Damals konnte Rom die karthagische Geschichte monopolisiren und dadurch fast vernichten, und die selbstgefälligen Griechen vermochten es kaum über sich, zuweilen einen flüchtigen Blick auf das Treiben von Völkern zu werfen, denen als Barbaren sie meist herzliche Verachtung zollten. Freilich, wenn wir Napoleons Geschichte nur von Walter Scott, oder in dem vorliegenden Werk, das derselben einen ansehnlichen Raum vergönnt, beschrieben lesen könnten, würden wir diese Methode unbedingt verwerfen, weil historische Parodie und Karrikatur, wenn auch augenblicklich amüsant, auf die Dauer und den kalten Verstand nicht befriedigen. Es ist aber nicht zu fürchten, daß je ein Volk zu so zermalmender Uebermacht gelangen möchte, daß das Andenken des Menschengeschechts sich von ihm den beliebigen Stempel aufdrücken lassen müßte, noch wird es je an Männern fehlen, die, der kritischen Richtung des Zeitalters folgend, das Zuviel und Zuwenig, Uebertreibung und Geringschätzung, Vergötterung und Pranger auf das richtige Maß strenger Unparteilichkeit zurückführen werden.

Wir sind überzeugt, Hr. v. Hormayr selbst, wenn er seine Geschichte jezt und in Bayern schriebe (kleinere Staaten scheinen ohnehin den Vorzug zu haben, daß sich daselbst die historische Unbefangenheit leichter erhält), würde manchen Auswuchs der Begeisterung der Zeit und des populären Zwecks des Werks wegschneiden, manche Urtheile, die zu panegyrisch sind, berichtigen, manche Partien, über die er zu rasch hinwegeilt (z. B. die Katastrophe von Ulm), ergänzen, überhaupt deutlicher erklären, wie, ungeachtet der Bayards im Feld und der Oxenstiernas im Rath, ungeachtet der beispiellosen, nie ermüdenden Anstrengungen des Volks, gleichwohl so ungeheure Unfälle möglich waren. Von dem ehemaligen Reichshistoriographen, der mit dem umfassendsten Wissen die vertrauteste Kenntniß aller österreichischen Quellen verbindet, dürfte gewiß das Publikum die interessantesten Aufschlüsse sich versprechen. Seine Freimüthigkeit würde sich vielleicht nicht auf die Schilderung der preußischen Politik unter Herzberg und Haugwitz beschränken, oder wenn er in seinen historischen Rückblicken Friedrichs des Großen Vater einen „gekrönten Korporal" neunt, wenn er Friedrich selbst undeutsches Wesen, Eifersucht gegen die Talente Untergebner, Verkennung der moralischen Triebfedern, der Ideen, der Persönlichkeiten, Abgötterei der Ziffern und Waffen, Fatalismus zum Vorwurf macht, wenn er, wie ironisch, an dessen soldatischen Ermunterungszuruf: „Ihr Racker, wollt ihr ewig leben?" erinnert, mit dem Beifügen, Friedrich habe durch dieses „neubegeisternde Wort oft wahre Heldencharaktere unwiderstehlich entfaltet." Auch nicht auf Joseph II., dem der preußische Friedrich in so vielen Dingen Vorbild war, wenn der Verfasser es etwa tadelt, daß, während unter Theresien „Geburt und Würde manchem Verbrecher, wenn auch nicht zu gelinderer, doch zu geheimer Bestrafung verhalfen, Kaiser Joseph mit *auffallender* Begierde den Gesichtspunkt verfolgt, die Gerechtigkeit soll für Jeden gleich, unerbittlich seyn, kein Stand, kein äußerer Glanz soll vor Strafe und Schande schirmen, wobei man *mit Recht* besorgen mußte, die schlecht unterscheidend nur vom augenblicklichen Eindruck fortgerissene Menge möchte das Brandmahl der öffentlichen Strafe nicht nur auf den Verbrecher selbst beziehen, sondern auch auf seinen *Stand*, auf seine Stelle," oder wenn er im Gegensatz gegen die gewaltsamen Neuerungen Josephs in Ungarn Theresiens „weise, schonende, feste, immer auf gleicher Linie mit der langsam steigenden Kultur, mit der Lokalität, mit den vervielfältigten Bedürfnissen der Nation fortschreitenden Veränderungen" preist, wenn er es als ein Meisterstück der Politik heraushebt, daß „gute Köpfe, ja ganze Ortschaften unter ihr freiwillig zum Katholizismus übertraten, daß sich die deutsche Sprache ausbreitete, daß die königlichen Kammer- und Fiskaleinkünfte ohne Druck stiegen und daß, obgleich die lezten sechzehn Jahre ihrer Regierung kein Landtag Statt fand, dennoch ihr Andenken bis auf den heutigen Tag in Segen steht."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. *Menzel*.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 52. 21. Mai 1834.

Geschichte.

4) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden. Von Joseph Freiherrn von Hormayr. 3 Bände. Wien in der Karl Gerold'schen Buchhandlung. Neue Ausgabe. (Ohne Jahrszahl.)

(Schluß.)

Hr. v. Hormayr hat streng katholische Ansichten, wie man sieht; ob er diese inzwischen gemildert hat, ist eine Frage, die wir uns nicht getrauen zu bejahen. Denn er hat noch in neuester Zeit dem bayrischen Maximilian, dessen ausgezeichnete Eigenschaften durch eine finstere Bigotterie verdunkelt wurden, der Deutschland großentheils die Verlängerung der Leiden des dreißigjährigen Religionskrieges verdankt, den Beinamen des Großen geschöpft. Doch glauben wir, daß der Verfasser, jezt in protestantischen Ländern lebend, einigen Anstand nehmen dürfte, in der Aufzählung der Verdienste der Kaiser aus dem Hause Habsburg um die europäische Menschheit die Kämpfe gegen die Osmanen, die Reformation und die französische Revolution auf Eine Stufe zu stellen, in allen dreien die „mit der ersten Krone der Christenheit zugleich behauptete Schirmherrschaft göttlicher und menschlicher Satzung, Sitte und Bildung" zu erkennen. Den dreißigjährigen Krieg haben sich weder Protestanten noch Katholiken zu sonderlichem Ruhme anzurechnen; er gehörte zu den Verirrungen einer Zeit entfesselter Leidenschaften und Vorurtheile, der die Geschichte keine schimmernden Farben leihen sollte. „Gegen eine der größten geschichtlichen Negationen, sagt Hr. von Hormayr, gegen den Fanatismus des sich über den Glauben mündig erklärenden Verstandes, gegen die Reformation und gegen die gleichzeitig aufkochenden Ideen kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, Wahlrechts und Selbsthülfe führte Oesterreich siebenzigjährigen unterirdischen, dreißigjährigen offenen Krieg — aber fünf-und-zwanzigjährigen, keinem andern vergleichbaren, gegen die falsche Liberalität eines entarteten Jahrhunderts, gegen soldatischen Despotismus, gegen die Wiederkehr einer Alles verschlingenden Universalmonarchie." Nein, eine solche, alle Begriffe verwirrende, Trug und Wahrheit durch einander werfende Zusammenstellung würde ein Schriftsteller nicht mehr als ein historisches Urtheil unterschreiben, der der Zueignung seines Werks an Oesterreichs Jugend und Volk die Versicherung beifügen zu müssen glaubte, daß er „unter Volk nicht den Pöbel, so wenig als unter der Jugend die Parvisten oder Gassenjungen verstehe."

Es wäre ein Leichtes, von ähnlichen Urtheilen,

Digitized by Google

Behauptungen und Darstellungen, die sich mit den Grundsätzen der historischen Moral nicht vertragen wollen, eine kleine Lese zu veranstalten; das Meiste halten wir aber der Zeit zu gut und dem, wie gesagt, populären Zweck des Werks, wohl auch dem Umstand, daß eine Arbeit, unter den Störungen des Kriegslärms unternommen, die Spuren einer gewissen Eilfertigkeit, eines Mangels an Reife nie ganz verläugnen wird, zumal wenn der Verfasser, wie Hr. v. Hormayr, in den Ereignissen von Tyrol, deren „Geheimniß, Blitzesschnelligkeit und Einheit er mit Mithrydats Römermord und der sizilianischen Vesper" vergleicht, mithandelnde Person war. Wenige Beispiele mögen genügen. So fertigt er den in ganz Europa laut gewordenen Unwillen über die treulose Bombardirung von Kopenhagen und Wegnahme der dänischen Flotte mitten im Frieden als ein „erkauftes, erschrockenes oder stumpfsinniges Geschrei" ab, während er fast unmittelbar darauf eine schöne Ausführung über die historische Nemesis gibt — so geht er über den Frevel des Rastadter Gesandtenmords mit der Bemerkung weg, „diese mordbrennerischen Kriegsherolde hätten die deutsche Geduld namenlos mißbraucht und seyen aus eigner Schuld so übel heimgewiesen worden" — so spricht er von Napoleon bald als von einem „Abenteurer," bald als von einem „racheschnaubenden Tiger" und als Moskau in Flammen steht, läßt er ihn den Kopf so verlieren, daß der Kaiser in den Verlegenheiten seiner Lage den „Rath französischer Köche und Putzhändlerinnen nicht verschmäht." Nun Niemand wird läugnen, daß Napoleon als Feind, als Eroberer, als grenzenloser Egoist, Hassenswerthes genug gethan hat, aber er war zu groß, als daß man ihn verachten dürfte. War Napoleon ein Tiger und kann der Verfasser bedauern, daß die Höllenmaschine ihres Ziels verfehlte, so sind seine Helden lauter großmüthige „Löwen." Suwarow, der Erstürmer von Ismail und Praga, ist ein „menschlicher, ritterlicher, uneigennütziger Held, ein zärtlicher Kinderfreund" und wie klassisch romantisch! — über dem Haupte Kutusows, wie einst vor der cimbrischen Schlacht über Marius, schwebt, als jener die Reihen des in Schlachtordnung aufgestellten Heeres durchreitet, ein Adler in den Lüften und weissagt Sieg. Bei den Gräueln zu Neapel während des Feldzugs von 1799, wo es „ordentlich schien, als habe das Schicksal sich gefallen, Bonapartes klassischen Feldzug von 1796 einen andern aus dem Gebiet der Romantik gegenüberzustellen und den Römergang des ersteren durch einen reichen Kranz von Wunderen aus dem ritterlichen Mittelalter zu überbieten" — bei diesen Gräueln, denen Nelson und seine Buhlerin, die berüchtigte Lady Hamilton, präsidierten, ist Hr. v. Hormayr zwar so gerecht, anzuerkennen, daß diese Thaten ein Flecken bleiben in Nelsons Ruhm, er übersieht aber doch das Anstößige dieses Verhältnisses so sehr, daß er den sterbenden Helden in der Schlacht von Trafalgar in seinen letzten Augenblicken, neben dem begeisterten Gedanken an das Vaterland, in der verklärten Siegesfreude, sich noch mit der „geliebten Hamilton" beschäftigen läßt. Hier hatte er offenbar vergessen, daß er auch für die Jugend schreib. An der Kaiserin Katharina lobt er außer ihrer „altrömischen Beharrlichkeit und punischen List" — sie legte von beiden in ihren Entwürfen gegen Polen und die Türkei überzeugende Proben ab — unter anderm Weiteren auch ihre „Mäßigung, ihre Anerkennung der Naturstetigkeit, die sich nicht übereilen, die sich Nichts abtrotzen läßt, des Wechsels aller menschlichen Dinge und des sich ohne voreschnelle Einmischung immer untrüglich von selbst wiederherstellenden Gleichgewichts" und indem er fortfährt, zu zeigen, wie sie das altrömische Militär- und Administrativsystem auf ihr ungeheures Reich überträgt, schließt er die Bemerkung an, „ihr Besitz an Gebiet und Macht habe das alte Rom bei weitem übertroffen." Hier scheint denn doch Alles voller Hyperbeln — Mäßigung, Nichtvermischung, Gleichgewicht! Durch was anders — kann man fragen — ist Polen untergegangen, als durch das Einmischungssystem, als dessen Erfinderin in seiner Anwendung im Großen Katharina gelten könnte, wenn nicht vor ihr die Römer mit demselben Glück und Talent gegen die Unabhängigkeit fremder Staaten davon Gebrauch gemacht hätten? Und durch was anders ist das europäische Gleichgewicht verrückt worden, wo nicht verloren gegangen, als wiederum durch die Theilung Polens? Zum Glück war aber Rußland weder damals noch ist es jezt so mächtig, daß, wenn auch an Territorialumfang größer als das altrömische Reich, es sich im Uebrigen mit diesem nur entfernt zu messen vermöchte. Wenn je dieser Fall einträte, so könnte es wohl neben ihm nicht noch vier europäische Großmächte geben, namentlich auch nicht mehr diesen „Grund- und Schlußstein des europäischen Gemeinwesens, der Freiheit und der Ordnung," wie der Verf. Oesterreich bezeichnet. Rom hatte Alles verschlungen — die ganze civilisirte Welt von dem Wendekreis des Krebses bis zu den Wäldern Germaniens und den Säulen des Herkules huldigte seinem Scepter und nur im Osten schüzte fast bloß römische Mäßigung die Parther vor römischer Herrschaft. Alle Achtung vor der Größe Rußlands — aber die endlosen Steppen Sibiriens sind noch kein Römerreich werth. Der Verfasser wird also bei einer wirklich neuen Ausgabe ohne Zweifel Ein und das Andere zu berichtigen haben.

Bei all diesem ist die vorliegende Geschichte kein unmerkwürdiges Denkmal der Zeit, in der sie verfaßt ist, besonders der poetisch-politischen Seite derselben. Hr. v. Hormayr behandelt seinen Stoff meist sehr geistreich.

Digitized by Google

Diese Fülle mikrokosmischer Bilder und Parallelen, die aus einem reichen Schatz von Wissen wie aus einem Kaleidoskop hervorquillt, diese glänzende Rhetorik, diese pittoreske Ausstattung mit lateinischen und französischen Sentenzen in Versen und Prosa, dieses Einmischen pikanter Schlagwörter, diese dithyrambischen Erhebungen mögen zuweilen bis zur Ueberladung gehen und dadurch einiger Maßen als eine Sünde gegen den strengen Geschmack erscheinen — eine vielfach anziehende Lektüre wird dieses Werk mit all seinen Mängeln und Einseitigkeiten stets bleiben. Das Buch ist durch und durch österreichisch und diese österreichische Persönlichkeit ist sein Verdienst.

5) Geschichte der Kreuzzüge von Michaud, Mitglied der französischen Akademie. Uebersezt von Ungewitter und Förster. Mit lithographirten Charten und Bildern. Quedlinburg, bei Basse. Bis jezt 7 Bände.

Dieses schöne Werk des Herausgebers der „Bibliographie der Kreuzzüge“ wurde unternommen in den lezten Jahren der Napoleon'schen Periode und scheint, gleich mehreren Schriften Chateaubriands, dem aus der Freigeisterei der Revolution als Gegensatz neu hervorgegangenen religiösen Sinne das Daseyn zu verdanken. Es ist nicht bloß eine gelehrte Schöpfung, es ist die Arbeit eines Mannes, der gewisser Maßen in einer persönlichen Beziehung zum Gegenstande seiner Forschungen steht. Er hat, wie er in der dem vierten Bande der französischen Ausgabe vorgesezten Zueignung an den St. Johanniter-Orden von Jerusalem sich ausspricht, nicht bloß den Geschichtschreiber seiner Helden gemacht, sondern unter ihnen gelebt, sich mit ihnen befreundet, und wenn ihm, dem Maltheser und Ritter des heiligen Grabs, das poetisch gesunkene Zeitalter nicht vergönnt hat, seinen Namen den ruhmvollen Kämpfern für die Befreiung des gelobten Landes beizugesellen, so hat er wenigstens dem Verlangen nicht widerstehen können, als frommer Pilger die Gegenden zu durchwandern, welche ehedem ein Gottfried von Bouillon, ein Boemund, ein Tancred, ein Balduin, ein Richard mit dem Geräusch ihrer Thaten erfüllt haben, so hat er wenigstens nicht versäumt, die unter der Restauration an die Mildthätigkeit seiner Landsleute ergangenen Zurufe zur Erhaltung der dürftigen Reste der Wiege des Christenthums durch seine Stimme zu unterstützen und es ist ihm die Freude geworden, den Namen des allerchristlichsten Königs, selbst an der Spitze einer zu diesem Zwecke veranstalteten Subscription zu sehen, für welche sich nach dem Vorgange des Hofes die ganze hohe Aristokratie des Reichs interessiren mußte. War nun auch, wie zu erwarten stand, diese Zeit einer künstlichen Wiedergeburt christlicher Ritterlichkeit und ritterlicher Frömmigkeit in Frankreich von keiner Dauer, weil zwischen dem religiösen Bedürfniß des Volks und einem politisch-jesuitischen Hofkirchenthum Nichts gemein ist, welches, je mehr es geistliche Dinge zur Modesache macht, desto mehr dieselben dem Volke entfremdet, so scheint es doch, Michaud habe nicht so leicht weder die Enttäuschung zu ertragen noch sich neuen Illusionen hinzugeben vermocht, und deßhalb seiner Quotidienne und den Umtrieben der Karlisten Lebewohl gesagt und, um in der Vergangenheit sich über die Gegenwart zu trösten, die Reise nach dem Orient angetreten. So unangenehm die Veranlassung für den Verfasser persönlich seyn mochte — die Wissenschaft kann dadurch nur gewinnen, und das Publikum wird es ihm ohne Zweifel mehr Dank wissen, wenn er vielleicht in einer fünften Auflage (die vierte von 1826 ist in 8 Bänden) sein historisches Werk *) aus Beobachtungen an Ort und Stelle um einen Band bereichert, als wenn er die „heldenhafte Mutter des Wunderkindes“ auf all ihren romantischen Kreuz- und Querzügen bis zur Auflösung des Dramas in den Mauern von Blaye begleitet hätte.

Obgleich aber Michaud katholizirender Royalist ist, so ist es nicht der kirchlich-andächtige, sondern der national-französische Gesichtspunkt, aus welchem er seine Geschichte der Kreuzzüge behandelt hat. Die Kreuzzüge bilden einen wesentlichen Theil der französischen Volksgeschichte. Die beiden großen Prediger der Kreuzzüge, Peter der Einsiedler und der heilige Bernhard von Clairvaux, waren Franzosen, der erste Kreuzzug wurde in der französischen Stadt Clermont beschlossen, in Frankreich dauerte der Eifer für den heiligen Krieg am längsten und unter dem Feldgeschrei: Dieu li volt (Gott will's) erlitten die Sarazenen ihre ersten und härtesten Niederlagen. Noch jezt zeugen so manche französischen Ortsbenennungen, welche sich auf dem Schauplatz der Kreuzfahrer durch alle Jahrhunderte herab erhalten haben, daß das Walten der französischen Nation dort am mächtigsten gewesen war.

Dieser französisch-katholische Geist, welcher durch das Werk weht, scheint indeß im Ganzen der historischen Gerechtigkeit keinen Eintrag zu thun. Daß den Thaten der Franzosen auch in Bezug auf den Umfang der Darstellung mehr eingeräumt ist, wer will es verargen? Dagegen ist der Ton gegen die Griechen, die in dieser Zeit der Begeisterung allein kaltklügelnde Politiker geblieben sind, nicht bitter, gegen die Muselmänner nicht bigott, gegen die nebenbuhlerischen Deutschen, Engländer, Italiener ohne Anmaßung. Die großen Namen eines Richard, Friedrichs II., Saladin, obgleich der erstere der Nebenbuhler des französischen Königs, der zweite der Todfeind

*) Die Ausbeute seiner Schrift ist seitdem unter dem Titel: Correspondence d'Orient erschienen.

Digitized by Google

des Pabsts, der leztere aber der gefürchtete Widersacher der Christenheit ist, haben sich über Mangel an Anerkennung nicht zu beklagen. Wenn er Kaiser Konrad III. auf die Autorität Wilhelms von Tyrus einen „einfältigen Mann“ (virum simplicem) nennt, weil derselbe sich auf die Treue der ihm von den Griechen mitgegebenen Führer verließ, so scheint er freilich vergessen zu haben, daß Arglosigkeit und Beschränktheit verschiedene Dinge sind, und daß es dem König Ludwig und seinen Franzosen, die anfangs über die Niederlage der treuherzigen Deutschen spotteten, bald darauf trotz ihrer Klugheit nicht besser erging; wenn er aber die rohen Sitten der deutschen Ritter, wodurch sie gegenüber den feineren und gewandteren Franzosen in einem nachtheiligen Lichte erscheinen, nicht unberührt läßt, so ermangelt er auf der andern Seite nicht, zu melden, mit welch unbezähmbarer Tapferkeit die Gefahren des Kampfes und mit welch heldenmüthiger Geduld alle Anstrengungen und Beschwerden des Kriegs von den Deutschen bestanden wurden, oder wie die Emiren, welche dem Sultan Saladin über Friedrich Barbarossas Triumphzug bis zu dem verhängnißvollen Selef, worin (armenischen Schriftstellern zufolge) der Kaiser ertrank, Bericht erstatteten, von Bewunderung über die Mannszucht und Stattlichkeit des deutschen Heeres erfüllt waren.

Fragt man, wodurch Michauds Werk nach der verdienstvollen Arbeit Wilkens gleichwohl zu einer allgemeinern Verbreitung auch unter dem deutschen Publikum geeignet scheine, so möchte vor Allem seine höchst lebendige Form der Darstellung zu erwähnen seyn, in gelehrter Beziehung aber seine umfassende Benützung der orientalischen Quellen, wozu Paris wegen der daselbst befindlichen reichen literarischen Schätze und Frankreich wegen des vielfachen fortwährenden Verkehrs mit dem Morgenlande ungewöhnliche Hülfsmittel darbieten mußten. In den Belegen (pièces justicatives) hat der Verfasser eine Menge interessanter Aktenstücke beigefügt, die auch auf die Gegenwart, z. B. die Verhältnisse Frankreichs zur hohen Pforte, zu Egypten, das Protektorat Frankreichs über die Katholiken der Levante ꝛc., ein aufklärendes Licht werfen, und worunter Aeußerungen aus Luthers Predigten und Tischreden über Türkenkriege und die bekannte Leibnitz'sche Denkschrift an Ludwig XIV. (de expeditione aegyptiaca, epistola ad regem Franciae scripta) nicht vergessen sind. Manche dieser Belege, z. B. die Erläuterungen zur Geschichte der Ritterorden, der Assisen von Jerusalem, der Assassinen (Haschischijen, Leute, die sich durch den Genuß des Haschisch, eines aus den Blättern des Hanfs bald als Flüssigkeit, bald in Latwergengestalt, bald als versüßte Mundkügelchen, bald als Räucherwerk bereiteten Reizmittels fanatisirеn) ꝛc. würden allerdings passender eine Stelle in dem Werke selbst gefunden haben. Dadurch, daß dies nicht geschehen ist, erscheint Manches fragmentarisch und unzusammenhängend, und die Darstellung wird oft nachlässig und ungleich. Französische Kritiker haben zwischen Michaud und de Thou Aehnlichkeit entdecken wollen, aber man braucht von Michaud eben nicht mit Geringschätzung zu denken, um zu finden, daß ein Schriftsteller, der sich von den Parteiansichten seiner Zeit nicht frei zu halten wußte, mit dem französischen Thucydides sich nicht vergleichen lasse.

Vermischte Schriften.

Banditenleben von Mac Farlane, aus dem Englischen von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Rein, 1833.

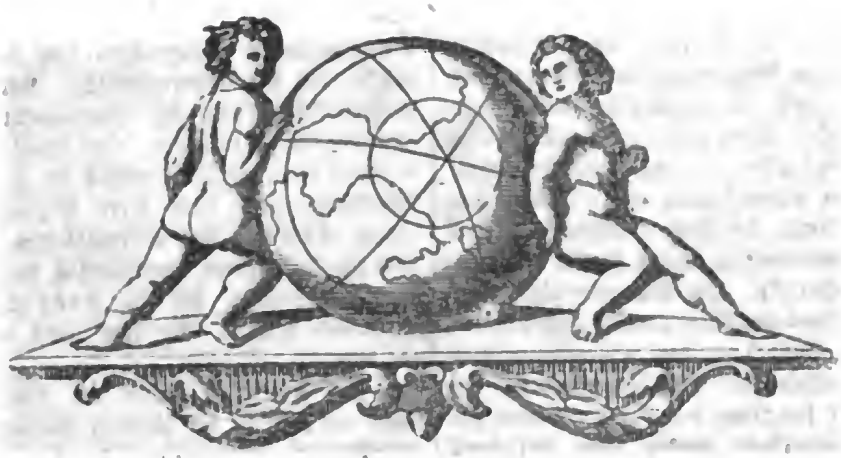
Räubergeschichten, mehr oder weniger bekannt, und aus allen Zonen und in jeder Gattung. Zu den schrecklichsten gehört die Mordthat, die ein räuberischer Wirth in Ungarn an seinem eignen Sohn verübt, indem er ihn für den Fremden hält, dem er sein Geld nehmen will. Zu den lustigsten gehört die Gefangennehmung einer Komödiantenbande durch Räuber, die sich von ihr vorspielen und vorsingen lassen. Die italienischen Geschichten im ersten Bande haben zugleich ein historisches Interesse. Ihre Helden sind jene nobeln Banditen, die zugleich als Patrioten den Guerillakrieg gegen die Franzosen (in der Revolutionszeit) führten. Es finden sich in diesen Geschichten mehrere charakteristische Züge. So war z. B. jeder verloren, der damals in Italien kurzes Haar trug nach der neuen französischen Mode. Die Banditen gingen so weit, gefangene Soldaten oder Reisende zu skalpiren, trotz den Irokesen. Nur wer einen rechten dicken und langen Zopf hatte, galt als loyaler Unterthan und guter Christ.

Frage.

Rabe, Prediger in Ansbach, der die Mischnah übersezt hat, soll auch eine Uebersetzung der Gamara handschriftlich hinterlassen haben. Existirt dieses Manuscript noch? Wo ist es hingekommen? Kann man es habhaft werden? Eine gefällige Mittheilung darüber wird von der Redaktion dieser Blätter mit Dank angenommen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 53. 23. Mai 1834.

Homöopathische Literatur.

Erster Artikel.

Ehe wir einige der neuern Erscheinungen der homöopathischen Literatur unsern Lesern vorführen, mag es nicht unpassend seyn, eine Uebersicht des gegenwärtigen Standpunktes der neuen Heilmethode zu geben, wobei wir eben so wenig ihre Licht- als ihre Schattenpartien unbeachtet lassen wollen.

Ein Ungenannter, der so eben die große Schaar der antihomöopathischen Schriften durch eine neue vermehrt hat, schildert zwar die Homöopathie als eine schauerliche Mißgeburt mit dickem Rumpfe, Bocksfüßen, krummen Armen und langen Fingern, Fuchsaugen, Eselsohren und einem Wasserkopf; nichts desto weniger finden sie eine Menge Andere trotz der dreißig Jährchen, die sie nun auf dem Rücken hat, ungemein liebenswürdig; die Zahl ihrer Anbeter wächst in schneller Progression; sie ist die Modedame, von der Alle sprechen; für die gleich Zehne das Wort nehmen, wenn Einer sich erkühnt, etwas Nachtheiliges gegen sie vorzubringen. Selbst ein Theil ihrer früheren Gegner hat zu ihrer Fahne geschworen, andere sind wenigstens verstummt, um dem Zahne der Zeit den Kampf gegen die Schöne zu überlassen, die durch ihre Angriffe nur bekannter wurde. Daß sie der Zeit eben so wie den Angriffen ihrer Gegner trotzen wird, daß sie gleich einer Ninon de l'Enclos auch im Alter noch alte Verehrer zu fesseln und neue anzuziehen, verstehen wird, möchte übrigens Referent nicht gerade für entschieden annehmen; er gesteht vielmehr sine ira et studio, daß sie ihm unter keinen glücklichen Konstellationen geboren zu seyn scheint.

Wohl nicht viel weniger als die Hälfte der gegenwärtig in Deutschland erscheinenden medizinischen Schriften mag die Homöopathie betreffen. Ihre Literatur hat bereits eine solche Ausdehnung erreicht, daß die Homöopathen selbst zu klagen beginnen, man habe keine Zeit mehr Alles zu lesen und das Gute zu studiren. Sieben Journale sind ihr gewidmet, darunter eines für homöopathische Thierheilkunde unter dem Titel Zooiasis „zunächst geschrieben für die Stadtthierärzte und die Landpfarrherren“ (die hier vermuthlich zum ersten Male in so freundnachbarliche Berührung kommen); von einer achten Zeitschrift, die bloß Auszüge aus den andern liefert, erscheint so eben das erste Heft; eine weitere soll in Kurzem zu Karlsruhe das Licht der Welt begrüßen, eine zehnte in Paris und eine eilfte in Nordamerika. Das erste Dutzend wird somit bald voll seyn.

In ihrem deutschen Vaterlande hat sie eine Stellung eingenommen, die ihr vor zehen Jahren gewiß Wenige vorausgesagt hatten. Ihre Herrschaft breitet sich zusehends mit überraschender Schnelligkeit aus und

Digitized by Google

findet auch in Gegenden, wo sie lange ganz unbeachtet war, Anerkennung. Im Großherzogthum Baden war vor ein paar Jahren noch ein einziger homöopathischer Arzt; seit der Zeit aber haben mehr als 40 Aerzte die Homöopathie studirt und üben sie aus. In Würtemberg hat sich seit etwa zehen Jahren nur ein Arzt der neuen Heilmethode bedient, der keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden; gegenwärtig scheint sie sich auch hier weiter Bahn zu brechen *). In Bayern zählt man zwar noch nicht viele homöopathische Aerzte, doch scheinen die Verhältnisse der Aufnahme der Hahnemann'schen Lehre günstig. Ein einflußreicher Arzt interessirt sich für sie, selbst der Minister des Innern winkt ihr Beifall zu. An der Münchner Universität werden schon seit zwei Jahren Vorlesungen über Homöopathie gehalten; auch in Erlangen hat ein akademischer Lehrer den Auftrag erhalten, sie zu lehren, seine Vorlesungen sind bereits eröffnet und von vielen Zuhörern besucht. Nur in Würzburg hat noch kein Apostel des neuen Glaubens Zutritt gefunden. In Erlangen hat sich neuerlich Professor Leupoldt, ein mit der Geschichte der Heilkunde vertrauter Gelehrter, zu Gunsten der Homöopathie ausgesprochen, was um so mehr Beachtung verdient, als bisher die Historiker unter ihre vorzüglichsten Gegner gehörten. In München sieht man der Eröffnung einer homöopathischen Heilanstalt entgegen; auch auf den badenschen Hochschulen steht es vielleicht nicht mehr lange an, bis homöopathische Lehrstühle und klinische Anstalten errichtet werden. Unter den Heidelberger Universitätslehrern findet sich bereits ein Neophyte.

In Oesterreich steigt trotz mannichfachen Hindernissen die Zahl der homöopathischen Aerzte und das Interesse des Publikums für ihre Sache.

In Sachsen und Thüringen, von wo die Homöopathie ausgegangen und wo sie zuerst Wurzeln gefaßt hat, zählt sie sehr viele Anhänger, und ihr Begründer selbst wirkt noch in seinen hohen Jahren mit jugendlicher Kraft. In Leipzig wurde zu Anfang des vorigen Jahres eine homöopathische Heilanstalt eröffnet. In Sachsen-Meiningen erließ die Regierung im vorigen Jahre einen Befehl an die Apotheker, sich baldigst mit den homöopathischen Mitteln zu versehen, wenn nicht den Aerzten das Selbstausgeben solcher gestattet werden soll.

Auch in den beiden Hessen hat sie gute Aufnahme gefunden. Im Großherzogthum haben sich wie in Baden die Stände zu ihren Gunsten ausgesprochen; in Gießen ist Rau, ein eifriger Kämpfer für sie, bemüht, den homöopathischen Erfahrungen eine bessere Theorie anzupassen, als die Hahnemann'sche. Unter den kurhessischen Aerzten hat Kopp die Homöopathie einer praktischen Prüfung werth gefunden, ihre Erfahrungen großentheils bestätigt und, obgleich vielfach die Hahnemann'sche Lehre kritisirend, doch viele ihrer Gegner wanken gemacht. Sogar Simon, den unermüdlichen Kämpfer gegen dieselbe, dessen Humor unerschöpflich war, sobald er auf sie zu sprechen kam, hat die Kopp'sche Schrift in eine Wehmuth versetzt, die ihm selbst wohl sehr unerwartet kam.

In Preußen greift die Homöopathie gleichfalls mehr um sich; in der Provinz Sachsen ist sie schon lange eingebürgert, aber auch in der Lausitz, in Schlesien, in Westphalen kommt sie in Aufnahme, und in Berlin lenken mehrere Aerzte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie. Auch in Hamburg haben neuerlich einige Aerzte das Banner der Homöopathie aufgepflanzt.

In der Hauptstadt Braunschweigs ist sie schon seit 11 Jahren habilitirt, und ein ansehnlicher Theil ihrer Bewohner derselben zugethan. Eben so findet sie in Mecklenburg Eingang.

Mehrere Vereine sind eifrig bemüht, das neue Evangelium in Deutschland zu verbreiten. Der erste bildete sich bei Gelegenheit der Feier von Hahnemanns Doktor-Jubiläum am 10. Aug. 1829 und versammelt sich seither alle Jahre an diesem Tage. Bald darauf bildete sich ein Lausitzer Verein. Ferner entstanden im vorigen Jahre solche Vereine in Baden, in Hessen-Darmstadt und in Thüringen.

Die deutschen Homöopathen kämpfen unermüdet für ihre Emancipation — d. h. für das Recht des Selbstausgebens der Arzneien, das ihnen bis jezt nur an wenigen Orten (Würtemberg, Köthen, Mecklenburg) zugestanden ist. Vorzüglich sind die preußischen Homöopathen bemüht, sich dieses Recht zu erwerben; die Regierung hat es ihnen im verflossenen Jahre auf ein mit feiner Ironie geschriebenes Gutachten von Link von Neuem abgeschlagen. Wie wichtig den Ausübern der neuen Heilmethode dieser Punkt ist, mag daraus hervorgehen, daß seit 5 Jahren nicht weniger als achtzehn Schriften ihn beleuchtet haben.

Auch jenseits des Rheins fängt die Homöopathie an, Aufsehen zu erregen. Im Oberelsaß finden sich bereits homöopathische Aerzte in ziemlicher Anzahl; auch hier haben sie sich zu einem Vereine konstituirt, der vierteljährige Zusammenkünfte hält und bei jeder derselben neuen Zuwachs erhält. Auch in Straßburg tritt die Homöopathie — doch mehr in der Stille — auf. Im Süden Frankreichs wirkt vorzüglich des Guidt für ihre Verbreitung; eine schwere Krankheit seiner Gattin, gegen welche er vergebens den Rath der berühmtesten

*) Besonders seitdem ein junger homöopathischer Missionär in Stuttgart beim Publikum viel Glück gemacht und das Interesse für und wider die neue Methode bei den Aerzten angeregt hat.

Anm. der Redaktion.

Digitized by Google

französischen Aerzte angesprochen hatte, hob sich schnell und vollkommen unter dem Gebrauch von homöopathischen Mitteln. Hiedurch angespornt, studirte er unter Anleitung der Doktoren de Romani und de Horatiis in Neapel die Hahnemann'sche Lehre, trug sie nach Lyon über und erregte hier mit ihr großes Aufsehen. In einem öffentlichen Sendschreiben an Frankreichs Aerzte forderte er diese zu einer Prüfung der Homöopathie auf und versprach ihnen bessere Resultate von derselben, als von der Befolgung des Broussais'schen Systems, worin ihm in Deutschland auch manche Gegner der Homöopathie beistimmen werden. Der Bibliotheque homoeopathique zufolge vereinigte sich im Jahre 1832 eine nicht unbedeutende Anzahl von Aerzten zu Lyon zum Studium derselben; nach Nachrichten übrigens, die Ref. ganz neuerlich zugekommen sind, ist der Eifer für dieselbe schon wieder sehr abgekühlt. Dagegen hat sie nun in Paris Eingang gefunden. Seit dem December v. J. erscheint daselbst ein Journal de la Médecine homoeopathique, aus dessen ersten Nummern man ersieht, daß in Bordeaux eine öffentliche homöopathische Klinik besteht, und daß es außerdem auch in Thoissey, Lureuil und mehrern andern Orten Frankreichs homöopathische Krankenhäuser gibt. Eine homöopathische Gesellschaft hat sich zu Paris unter der Leitung des Dr. Petroz, der nach einer dreißigjährigen Praxis zu der neuen Behandlungsweise überging, gebildet. Mehr als zwanzig Aerzte sind ihre Mitglieder. Nach ganz neuen Nachrichten hat sogar Broussais, das Haupt der französischen Schule, im Hospital Val de Grace in Paris öffentliche Versuche mit der homöopathischen Heilmethode zu unternehmen angefangen, wozu Ref. seinen Patienten in allem Ernste gratulirt.

In der Schweiz ist Genf ein Hauptpunkt für die Homöopathie; Peschier — ein bekannter Name — hat sie hier in Aufnahme gebracht und gibt schon seit ein paar Jahren die Bibliotheque homoeopathique heraus. Auch in Basel, in Freiburg u. s. w. greift die Lehre um sich.

Von der günstigen Aufnahme, welche die Homöopathie in Italien, vorzüglich in Neapel finde, hat man früher viel Aufhebens gemacht. Allein es ist ausgemacht, daß sie daselbst eine sehr ephemere Erscheinung war. Ein ungenannter Arzt, dessen umfassende Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe die allgemein geschätzten Herausgeber der Heidelberger klinischen Annalen bezeugen, hat über „die Einführung, das Aufkommen und den Untergang der Hahnemann'schen Lehre zu Neapel“ lesenswerthe Notizen geliefert, die besonders insofern Beachtung verdienen, als sie geeignet sind, vor einem allzubereitwilligen Vertrauen auf die vielen, über die glücklichen Erfolge der Homöopathie sich verbreitenden Nachrichten zu warnen. Ungerecht wäre es indessen, wenn man die Folgen des dummdreisten Auftretens eines Dorfbarbiers, der durch einen österreichischen General schnell zum Homöopathen gestempelt wurde, zu einem Angriff auf die Homöopathie selbst benützen wollte. Referenten hat der Aufsatz an eine Stelle in einem vor mehr als 70 Jahren erschienenen klassischen Buche, das freilich heutzutage einer schlechtern Lektüre weichen muß (Zimmermann's Schrift von der Erfahrung in der Arzneikunst), erinnert. „Ein Arzt, der mit wunderbarlichen Mitteln prahlt, sagt er, ist weit mehr gesucht, als ein Arzt, der die ebenen Wege der Natur geht. Weit lieber überläßt der Kranke sein Leben einem Menschen ohne Wissenschaft, ohne Redlichkeit und ohne Hoffnung, anders, als durch die Dreistigkeit seiner Versprechungen, die Verborgenheit seiner Mittel und die Einfalt des Patienten, sein Glück zu machen. Ein neu angelangter Charlatan bringt eine ganze Stadt in Bewegung, wenn seine Versprechungen recht abgeschmackt sind. Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab, den grünen Esel zu sehen.“ — Daß die Homöopathie zu Neapel fast gänzlich wieder verschwunden ist, bestätigt auch de Renzi in seiner, im vorigen Jahre erschienenen medizinischen Statistik der Stadt Neapel.

Auf der pyrenäischen Halbinsel scheint man von der Homöopathie noch keine Ahnung zu haben; auch den stolzen Engländern hat sie noch keinen beifälligen Blick entlocken können. In Dänemark dagegen hat sie es so weit gebracht, daß Dr. Lund in Kopenhagen eine eigene, ihr gewidmete Zeitschrift herausgeben kann. Auch in Skandinavien hat sie Eingang gefunden; doch fehlt es an neueren Nachrichten über ihre etwaigen Fortschritte.

In Rußland wurde sie lange durch den verstorbenen Rehmann, welcher Chef des Civilmedizinalwesens und ihr ganz entschiedener Gegner war, niedergehalten. Jezt aber kann sie sich freier bewegen, und es finden sich in dem unermeßlichen Reiche da und dort homöopathische Aerzte, in Petersburg allein ein ganzes Dutzend. Im Oktober v. J. erschien eine kaiserliche Verordnung, welche die Ausübung der homöopathischen Heilmethode den gesetzlich zur Praxis berechtigten Aerzten ausdrücklich gestattet, die Anlegung homöopathischer Centralapotheken in Petersburg und Moskau anordnet, welche die Provinzialapotheken und alle im russischen Reiche sich befindenden Aerzte mit Arzneien versehen sollen; die Verordnung gestattet ferner unter besondern Umständen den Aerzten das Selbstausgeben der Arzneien, macht den Medizinalbehörden monatliche Berichte über die Wirkungen der homöopathischen Behandlungsweise und über deren Fortschritte zur Pflicht, welche in das Journal des

Digitized by Google

Ministeriums des Innern eingerückt werden sollen, und gestattet endlich den Medizinalbehörden, nöthigenfalls zu Berathungen über die Homöopathie betreffende Gegenstände auch homöopathische Aerzte einzuladen, wie auch zu den Visitationen der homöopathischen Apotheken. Diese Verordnung sehen die russischen Homöopathen als günstig für sich an, indem sie dadurch gesetzlich anerkannt sind. Sie wurde, ehe sie erlassen wurde, zwei homöopathischen Aerzten in Petersburg zur Begutachtung übergeben. Bereits ist eine homöopathische Apotheke in dieser Hauptstadt eingerichtet.

Noch ist zu erwähnen, daß auch bereits jenseits des atlantischen Ozeans die neue Heilmethode Vertheidiger und Verehrer findet. Die medizinische Fakultät der Universität zu Newyork hat den Dr. Hahnemann zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. In Philadelphia hat sich unter dem Namen der Hahnemann'schen Societät eine Gesellschaft von Aerzten zur Bearbeitung und Ausbreitung der homöopathischen Heilart gebildet. Kürzlich wurde auch eine „nordamerikanische Zeitung für homöopathische Medizin" angekündigt.

Aus den vorstehenden, unparteiisch gesammelten Notizen ist zu entnehmen, daß die Homöopathie in den lezten Jahren sehr an Verbreitung gewonnen hat. Es mag nicht übertrieben seyn, wenn die Freunde derselben die Zahl der homöopathischen Aerzte auf fünfhundert anschlagen (vorausgesezt, daß man nicht bloß die ausschließlich von der Homöopathie Gebrauch machenden Aerzte zählt).

Die Homöopathie hat — man kann es nicht läugnen — ihre Aktien, die noch vor nicht langer Zeit schwer abzusetzen waren, in guten Kurs gebracht; hat sie auch da und dort Verluste erlitten, so hat sich das Geschäft doch im Allgemeinen sehr gehoben und trägt gute Prozente. Trotz dem aber muß dem aufmerksamen Beobachter auffallen, daß die Homöopathie eben jezt, indem sie sich rasch verbreitet, einer Krisis entgegeneilt, in der es sich um das Seyn oder Nichtseyn handelt. Entweder geht sie aus dieser Krisis siegreich und geläutert hervor; oder sie stürzt in sich selbst zusammen und begräbt sich unter ihren eigenen Trümmern. Betrachten wir einige der Symptome, die auf die Annäherung einer solchen Katastrophe hindeuten, die erwarten lassen, daß der dies tyrannus — so nannten die ältern Aerzte die Zeit des Sturmes, welcher der Entscheidung einer hitzigen Krankheit vorherzugehen pflegt, — nicht mehr ferne ist.

Ein Theil von Hahnemann's Schülern ist mit der Behauptung aufgetreten, daß sein oberster Heilgrundsatz similia similibus nur annäherungsweise richtig, nur ein „Nothbehelf" sey; das wahre Prinzip des Heilens sey vielmehr: aequalia aequalibus; und das Simile lasse gar oft im Stiche. Die Menschenblattern sollen z. B. mit einem Minimum von höchst verdünntem Blatterustoff behandelt werden, die Krätze und die Nachkrankheiten derselben ebenso mit Krätzmaterie, das Quecksilbersiechthum (die Folgen des übermäßigen Quecksilbergebrauchs) mit Quecksilber u. s. w. Sie wollen recht eigentlich den Teufel durch Beelzebub austreiben. Hahnemann ist erbost darüber, daß das Ei klüger seyn will als die Henne, und protestirt feierlich gegen diese Verballhornisirung seiner Lehre, „die Isopathie, welche einige excentrische Köpfe als das non plus ultra von Heilmethode angenommen haben, ohne zu wissen, wie sie es realisiren könnten." Allein dieser Protestation zum Trotz liest man von den glänzendsten isopathischen Kuren. Keineswegs aber findet man eine Uebereinstimmung derjenigen, welche sich Erfahrungen darüber gesammelt haben. Hering, Lux, Groos u. s. w. behaupten, Großes mit der Isopathie geleistet zu haben; andere gefeierte Homöopathen dagegen versichern, durchaus keinen Erfolg bei Anwendung des angegebenen Heilprinzips gesehen zu haben (Kretschmar, Jahr u. s. w.)

Mehr Bekümmerniß als diese Steigerung seiner Heilgrundsätze macht Hahnemann die Neigung mancher seiner Schüler zu Rückfällen in allopathische Behandlungsweisen. Ihm selbst begegnete das Unglück, bei Annäherung der Cholera im Jahr 1830 seiner Heilprinzipien zu vergessen und den Kampher in wirklich erstaunend großen Dosen gegen die gefürchtete Krankheit zu empfehlen. Seine spätere Erklärung hierüber hat die begangene Inkonsequenz nicht verbessern können. Wegen seiner Empfehlung von Pechpflastern tadelt er sich selbst in der neuesten Ausgabe seines Organons; es „thut ihm leid, den nach Allopathie schmeckenden Vorschlag gethan zu haben, in psorischen Krankheiten ein Jucken erregendes Harzpflaster auf den Rücken zu legen, und in Lähmungen die feinsten elektrischen Schläge zu Hülfe zu nehmen, weil diese Vorschläge, die er feierlich wieder zurücknehme, den Mischlingshomöopathen einen Vorwand zu ihren allopathischen Versündigungen darbieten." Solche Versündigungen ließen sich besonders die Leipziger Homöopathen zu Schulden kommen und verwickelten sich dadurch in einen Streit, der für diejenigen, welche sich mit den Verhältnissen der Homöopathie genauer bekannt zu machen wünschen nicht ohne Interesse ist. Wir können ihn hier nicht im Detail verfolgen, sondern beschränken uns auf folgende Notizen darüber.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 54. 26. Mai 1834.

Kunstgeschichte.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Auch unter dem Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. Nach dem Italienischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Lorenz Ghiberti's vorzüglichste Bildgießereien fallen in die Blüthezeit der ersten Mediceer, Johann und Cosmo. Seine berühmteste Arbeit sind die Bronzethürme an der Johanneskirche in Florenz, von denen Michel Angelo in seinem genialen Style sagte, sie könnten die Pforten des Paradieses seyn. Ghiberti kam den meisten seiner kunstübenden Zeitgenossen darin gleich, daß er mehrere Fertigkeiten mit derselben Hand ausübte, und es in jeder zu einer anerkannten Meisterschaft brachte. Er war Maler, Bildhauer, Architekt, Gießer zu gleicher Zeit. Die hier mitgetheilte Chronik von Florenz zeichnet sich besonders durch die edle Zurückhaltung aus, mit welcher Ghiberti von sich selbst spricht, obschon er da, wo ihn der Verlauf seiner Kunstgeschichte zwingt, seiner eignen Thätigkeit die Darstellung zuzuwenden, es mit dem ganzen Stolze thut, der schon die Homerischen Heiden charakterisirt, wo sie von sich selbst sprechen.

Den Mittelpunkt der Chronik bildet die Vollendung der Johanneskirche, eines Werks von Arnuiph Capo, das nur bis zur Kuppel aufgerichtet war. Die Kirche blieb lange ohne ihren Schluß, woran weniger die Saumseligkeit der Stadt als die Rathlosigkeit Schuld war, wie man die Kuppel auf eine würdige Weise herrichte. Als die Stadt alle italienischen Künstler aufgefordert hatte, nach Florenz zu kommen und ihre Modelle für eine passende und bauliche Domkuppel vorzulegen, bestanden bei der Prüfung alle mit Schimpf, nur des Florentiners Brunellosco Vorschläge fanden Gehör, und ihm wurde der Dombau übertragen, so aber daß ihm Ghiberti an die Seite gesezt wurde. Brunellesco selbst, zu dem die Stadt so viel Vertrauen hatte, daß sie ihn auf ein Jahr zu ihrem Gonfaloniere machte, nebst seinem Freunde, dem Bildhauer Donatello, sind diejenigen, welche am öftersten im Vorgrunde dieser Künstlermittheilungen gesehen werden. Nach ihnen werden aber auch die Lebensmomente des Malers und Karmelitermönchs Philipp Lippi, eines jungen, von den Florentinerinnen verfolgten, ausschweifenden Künstlers hervorgehoben, desgleichen die Studien der Perspektive des Paul Uccello, die Thonarbeiten des Lucas Robbia, der Baukünstler Alberti, welcher nach den Regeln des Vitruv, über den er schrieb, arbeitete, Masaccio, der fromme Maler Johann von Fiesole,

Digitized by Google

der sich mit Gebet auf seine Gemälde vorbereitete, und zulezt die ersten Anfänge Leonardo's da Vinci. Alle diese Namen treten mit höchst charakteristischen Zügen auf, wir begegnen ihnen oft außer der Werkstatt, und hören, wenn sie von ihren Meisterwerken sprechen, gern zu, da sie glücklicherweise noch unberührt sind vom Idealismus der Kunst und sie in ihre praktischen, technischen Worte den Staub ihres Ateliers mischen, der sich in den Falten ihrer Röcke gesammelt hat. Jeder dieser Künstler wird nun von seinem eignen Genius beseelt oder von dem Verlangen, es einem größern Meister oder Vorgänger nachzuthun.

Die eingeflochtenen romantischen Elemente, so wie die durchgehende Satire auf die damals blühende Philologie Italiens dürfen hie und da Zweifel an der Aechtheit einzelner Partien erregen. Doch sollten sie in der That von Ghiberti herrühren, so ist diese Opposition gegen die Schulmänner höchst bemerkenswerth und kann mit dem Platonismus des Marsilius Ficinus und dem Schutz, welchen die Mediceer den erwachenden, idealeren Studien des Alterthums verliehen, in Zusammenhang gebracht werden. Die Liebe der schönen Lucia Buti zu dem Maler Fra Lippi ist die reizendste Episode, auf welche wir die Darstellung nach Abhandlung ernsterer Materien wieder gern zurückkommen sehen. Der junge Karmeliter unterhielt mit Lucien noch in der Wohnung ihres Vaters ein geheimes Einverständniß, das sich bei einem öffentlichen Feste recht zum Skandal des ganzen versammelten Florenz verräth. Der Vater schickt Lucien in ein Kloster und Lippi wird gleichfalls auf einige Zeit von Florenz entfernt. Doch will es Zufall und lange Bemühung, daß sie sich wieder treffen; Lippi entführt Lucien aus dem Kloster, bringt sie zu Ghiberti's Gattin, wo sie darauf Mutter wird. Der Vater hatte sie vorher vergeblich aufgefordert, zu ihm zurückzukommen. Lippi's Gönner verwenden sich in Rom, ihm Befreiung von seinen Gelübden zu verschaffen; doch stirbt er früher, als diese eintrifft, an den Folgen eines schleichenden Giftes, das ihm ein wahnsinniger und auf Lucien eifersüchtiger Kunstgenosse beigebracht hat, in Spoleto. Lucie zog nach Spoleto, um sein Grab zu hüten.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die eingestreuten Nachrichten über die politischen Zustände der Republik unter den Mediceern, obschon Ghiberti für alle diese Dinge nur das Auge eines Künstlers hat, der sein Interesse in dem eines so großartigen Freundes der Musen, wie Cosmo war, finden mußte. Er schildert mit dramatischem Talent den Ausbruch des Unwillens gegen diesen Fürsten der Republik, seine Gefangenschaft, die Verbannung und endliche Rückkehr des Vaters des Vaterlands, wie Cosmo darauf begrüßt wurde. Um ein Beispiel von der Art der Behandlung dieser Ereignisse und dem runden, gefälligen Style des Ganzen zu geben, nehmen wir einige Sätze heraus, welche die Stimmung der Stadt nach Vertreibung der Mediceer schildern: „Mit der Mediceer Verbannung (denn Cosmus sämmtliche Verwandte, die jemals im Rath gesessen, hatten die Flucht ergriffen) trat in Florenz ein Stillstand in allen Geschäften ein. Der Unruhen und Unordnungen gab es nur zuviel und es waren oft wochenlang alle Kaufläden und wie bei der Pest sogar ganze Häuser verschlossen. Jeder klagte, und wer schwieg, der that es aus Furcht vor den besoldeten Kundschaftern. Bange Niedergeschlagenheit that sich überall kund, und die heitern Künste suchten im Auslande Schutz. Donatello floh die Heimath und ging nach Padua, um die Reiterstatue des kühnen Gattamelata in Erz auszuführen. Masaccio folgte einer Einladung des Papstes nach Rom. Beim Carnaval gab sich der Trübsinn der Florentiner auf das deutlichste kund. Viele, die sonst von früh bis spät sich auf den Straßen zeigten, schlossen sich an diesem Tage ein. Diejenigen, die zum Feste erschienen, erlaubten sich über die schmachvolle Verbannung der Volksbeglücker die unverholensten Aeußerungen. Am meisten Aufsehn machte der Triumph des Todes, der von Piero di Cosimo (Lippi's Vergifter) angeordnet war. Den Zug eröffnete ein großer schwarzer Wagen, mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bemalt, der von schwarzen Büffeln gezogen wurde. Auf ihm prangte die riesenhafte Gestalt des Todes mit Sanduhr und Hippe. Um ihn befanden sich Grabsteine. Auf einen Posaunenstoß hielt der Wagen still, und es öffneten sich die Gräber und weißverhüllte Gerippe stiegen daraus hervor. Marschälle, deren Larven ein Todtenschädel war, auf den magersten Mähren, beleuchteten die Scene mit halbem Fackellicht. Die Aufgestandenen sezten sich auf den Rand der Gräber und sangen in dumpfen Tönen die Canzone, die mit den Worten anhebt:

Jammer, Klag' und Herzenswehe —

Kreuze von Todtenbeinen und schwarze flatternde Fahnen zeigten sich rings umher und mit zitternder Stimme ward das Klaglied gesungen:

Todte sind wir; schaut's mit Grauen;
Todt auch werden wir Euch schauen.
Was Ihr seyd, das waren wir;
Was wir sind, das werdet Ihr!

Diese Verse sollten die Trauer um die Mediceer ausdrücken; denn für Florenz waren sie todt." G.

Digitized by Google

Homöopathische Literatur.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Hahnemann begann den Strauß (1832), indem er die Leipziger Homöopathen wegen ihrer Einmischung von allopathischen Kuren in die Homöopathie mit derben Worten öffentlich zurechtwies. Diese entgegneten, daß sie keine unumschränkte Autorität anerkennen, die Wissenschaft könne und dürfe nicht durch persönliche Anatheme stabilirt werden. Mehrere angesehene Homöopathen ließen sich noch einzeln vernehmen, wiesen die Fälle nach, in denen sie allopathische Heilmittel für nothwendig halten, „wenn man nicht Menschenleben auf's Spiel setzen wolle." Kretschmar bemerkt, indem er die Nothwendigkeit mancher der Allopathie zu entnehmenden Heilmittel beweist, sehr anzüglich gegen Hahnemann: „Freilich wer nie Kranke selbst sieht, außer welche noch im Stande sind, ins Haus zu kommen; wer nur von seiner Studierstube aus gegen langweilige Uebel zu Felde zieht, welche uns auch Zeit zur langen Ueberlegung und zum Nachsuchen lassen, und wo ein Mittel noch hilft, wenn ein früheres nicht geholfen hat, der weiß so etwas nicht, der sieht es nicht und fühlt es nicht. Habeat sibi!" Im vorigen Sommer war ein vollkommenes Schisma eingetreten. Hahnemann lud zu der Versammlung des homöopathischen Vereins nach Köthen seine ächten Schüler ein. Auf denselben Tag veranstalteten die Leipziger bei sich eine Zusammenkunft der Ausgeschlossenen. Indessen muß dieser Stand der Sache beiden Parteien unbehaglich gewesen seyn; und so kam es, daß die Leipziger eine Deputation nach Köthen sandten und Hahnemann die Hand zur Versöhnung boten, die auch wirklich zu Stande kam, nachdem sämmtliche in der Versammlung zu Köthen Anwesende eine Erklärung unterschrieben hatten, wodurch ähnlichen Versündigungen gegen die homöopathische Lehre für die Zukunft Schranken gesezt werden sollten. Die Leipziger Homöopathen scheinen seitdem mit ihren allopathischen Einmischungen in der Homöopathie sparsamer zu seyn, andere aber beharren fest bei ihrer antihahnemann'schen Ansicht. So spricht z. B. erst ganz neuerlich Trinks von einem Falle, der von einem Homöopathen allopathisch behandelt wurde, folgendermaßen: „Ein Fall, der ein energisches Eingreifen von Seiten der Kunst erforderte und wo freilich das Riechen oder Eingeben von einem oder ein paar Streukügelchen eine gewissenlose Spielerei gewesen wäre — Verfahrungsweisen, von deren Nachahmung uns mehrere unglückliche Erfolge in mehreren akuten lebensgefährlichen Fällen für immer zurückgeschreckt haben. Discite moniti!" Dieser Ausspruch eines bekannten Homöopathen braucht keinen Kommentar.

Auch in Beziehung auf die Arzneidosen hat Hahnemann mit seinen Schülern zu kämpfen. Er selbst wendete bekanntlich im Anfange seiner praktischen Laufbahn die Arzneimittel in ungewöhnlich starken Gaben an; mit Aufstellung seines eigenthümlichen Heilprinzips aber ging er zu bis dahin unerhörten winzigen Dosen über und überbot sich hierin mehr und mehr, so daß er neuerlich die decillionfachen Verdünnungen (eine Zahl, von deren Größe unter Hunderttausenden kaum Einer eine richtige Vorstellung hat) für die zweckmäßigste Dosis hält; ja selbst noch weiter ist er gegangen, indem er häufig die enorm kleinen Arzneidosen nicht mehr einnehmen, sondern bloß durch das Riechen daran, wobei übrigens die Geruchsnerven keinen Eindruck empfinden, auf den Organismus wirken läßt. Er behauptet, die Arzneimittel werden um so wirksamer, je mehr sie nach der von ihm vorgeschriebenen Weise verdünnt werden. Ein Theil seiner Schüler aber meint, das müsse denn doch seine Gränzen haben; Manche wollen Hahnemann entgegen gerade die umgekehrte Richtung einschlagen und wieder zu größeren Arzneigaben ihre Zuflucht nehmen. Trinks besonders redet größeren Dosen das Wort, mit denen seinen Erfahrungen zufolge in vielen Fällen einzig und allein etwas geleistet werden kann. Die Wirksamkeit des Riechens an homöopathischen Streukügelchen findet selbst unter Hahnemann's eifrigsten Anhängern Zweifler; Widenmann wünscht, derselbe hätte zur Ueberzeugung der Ungläubigen Krankheitsgeschichten über seine damit vollführten Heilungen vorlegen sollen, und fürchtet nicht mit Unrecht, daß die Homöopathie sich dadurch lächerlich mache; denn in der That kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß uns Hahnemann noch auf dieselbe Stufe der medizinischen Kultur mit jenem afrikanischen Volke emporheben werde, dessen Aerzte die glänzendsten Kuren verrichten, indem sie des Tages mehrmal die Lagerstätte ihrer Patienten unter beständigem Blasen (ich will nicht sagen — Windmachen) und mit der wichtigsten Amtsmiene umgehen.

Früher hatte Hahnemann den Grundsatz, den Kranken erst dann eine neue Arzneigabe zu reichen, wann die vorhergegangene aufgehört habe zu wirken; die Wirkungsdauer einzelner Mittel wurde zu mehrern Wochen, ja zu Monaten angeschlagen *). Damit war gleichfalls ein

*) Der russische Obrist v. Bock, ein homöopathischer Dilettant, behauptet sogar in der allgemeinen homöopathischen Zeitung, daß eine einzige kleinste Gabe des durch Hahnemann's eigne Hände decillionfach verdünnten Steinöls (ein Senfsamen großes, damit besenchtetes Streukügelchen) fähig sey, seine Wirkungen auf den Organismus vierzehn volle Monate unverkennbar zu äußern.

Digitized by Google

schroffer Gegensatz gegen die sonstigen Behandlungsmethoden gegeben. Die Ungeduld ihrer Patienten verleitete bald viele Homöopathen zu häufigeren Arzneigaben; sie fingen an, von der Hahnemann'schen Regel nicht mehr viel Notiz zu nehmen, und der Meister selbst gab ihnen in der Folge Recht, obgleich einer seiner Schüler (Wiedemann) ihm nachweist, daß er damit seiner Lehre von der Erst- und Nachwirkung der Arzneien, die mit die Grundlage seines ganzen Systems bildet, einen empfindlichen Stoß versetze.

Es ließen sich noch mehrere Beispiele von Annäherung der Homöopathie an die alte hippokratische Heilkunst nachweisen, wie z. B. die größere Beachtung, welche die Homöopathie bei der Behandlung der Krankheiten auf die Ursachen derselben zu wenden neuerlich wieder angefangen hat, nachdem sie sie vorher im direkten Gegensatz mit den herrschenden Heilmethoden vollkommen außer Augen gesetzt hatte, die unter den Homöopathen überhand nehmende Nachsicht gegen ihre Patienten in Hinsicht der Diätvorschriften u. s. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei den langen theoretischen Streitigkeiten über Homöopathie von einem Theile ihrer Anhänger viel Scharfsinn entwickelt, und damit auch unter den Aerzten, welche die Naturgemäßheit und Wirksamkeit dieser Heilmethode entschieden in Zweifel ziehen, der Wunsch allgemeiner geworden ist, diesem ekelhaften Streite durch unbestreitbare Beobachtungen ein Ziel zu setzen, da man nicht erwarten durfte, durch Worte demselben näher zu kommen. So kam es auch, daß in neueren Zeiten manche frühere Gegner der Lehre sich zur Anwendung ihrer Heilgrundsätze entschlossen, um über ihren Werth ins Klare zu kommen. Die Einen wurden überrascht durch die Thatsache, daß unter der Anwendung von homöopathischen Mitteln schwere Krankheiten gehoben oder gebessert werden, und vertheidigten von da an die Homöopathie. Andere erhielten das Resultat, daß mit der Wirkung der homöopathischen Mittel ungefähr dasselbe herauskomme, was bei einem vernünftigen Verhalten die mächtige Heilkraft der Natur auch ohne ärztliche Hülfe zu bewirken im Stande sey. Solche Aerzte sind Kramer in Berlin, J. Braun, (auch Horn soll sich durch Versuche von der Unwirksamkeit der homöopathischen Mittel überzeugt haben), Seidlitz in Petersburg u. s. w. Referent gesteht übrigens, daß diese Stimmen insofern in dem Streite von keinem großen Gewicht seyn können, als die genannten Aerzte ihre Erfahrungen nicht detaillirt dem Publikum vorgelegt haben. Wichtiger sind ohnehin die öffentlichen Heilversuche in Krankenhäusern, denen aller Vorschub geleistet werden sollte, damit dem Streite, der viele Kräfte, die zu etwas Besserem zu brauchen wären, verzehrt, bald ein Ziel gesetzt werde. Krankenhäuser liefern viel richtigere und mehr in die Augen springende Erfahrungen als die Privatpraxis. Die homöopathischen Heilanstalten werden bald Materialien liefern, um den Prozeß der Homöopathie spruchreif zu machen, wenn sie ihre Tagebücher bekannt machen, wie die Leipziger damit den Anfang gemacht hat. Wir werden in unserm zweiten Artikel eine kurze Uebersicht der Leistungen dieser Anstalt im ersten Jahre ihres Bestehens geben und bei dieser Gelegenheit auch von den Resultaten der homöopathischen Heilversuche in Rußland und in der Thierarzneischule zu Berlin sprechen.

Wie auch immer die Sache sich entscheiden mag, ob die alte hippokratische Medizin der Homöopathie weichen muß, ob sie dieselbe mütterlich in ihren Schoos aufnehmen wird, oder ob die leztere ganz als eine taube Frucht erkannt werden wird, so ist doch als gewiß anzunehmen, daß der Streit einen wichtigen Einfluß auf den Entwicklungsgang der Arzneikunde haben wird. In den ersten zwei Fällen versteht sich dies von selbst; aber auch im lezten Falle ist vorherzusehen, daß eine größere Berücksichtigung der Diät, Beschränkung des Arzneigebrauchs oder Arzneimißbrauchs, einfachere Behandlung, aufmerksamere Beachtung der specifischen Wirkungen der Arzneimittel, strengere Kritik in Bezug auf medizinische Erfahrungen das erfreuliche Endresultat des bittern Streites seyn werden. V. A. R.

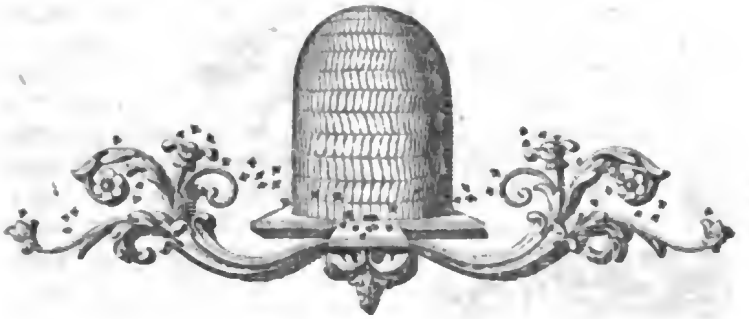
Biographie.

Memoiren eines preußischen Offiziers, herausgegeben von C. Herloßsohn. Zwei Theile. Leipzig, Literarisches Museum, 1833.

Der Erzähler schildert sehr umständlich zuerst seine Kinderjahre. Sein Vater war Bürgermeister einer kleinen Stadt, Friedrich der Große kehrte einmal bei ihm ein; der Knabe verging sich gegen einen Lehrer und wurde hart gezüchtigt; dann wurde er preußischer Kanonier, stand eine Zeitlang in Garnison, half Polen besetzen, ärgerte sich über den Schmutz, verliebte sich in ein Mädchen, duellirte sich einmal, ließ sich bei Jena mit schlagen und kam mit heiler Haut davon. Es ist zu bedauern, daß diese Erzählung so wenig pikant ist, da sie doch sehr denkwürdige Zeiten und Begebenheiten berührt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 55. 30. Mai 1834.

Handelswissenschaft.

Handbuch für Kaufleute oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen. Nach dem Englischen des Dictionary, practical, theoretical and historical, of commerce and commercical Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq. in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den nöthigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von C. F. E. Richter. Erster Band. Erste Lieferung. Aal — Canal. (20 Bogen.) Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Ein ungemein brauchbares Buch, nicht bloß Kaufleuten, sondern jedem Geschäftsmann zu empfehlen, da man darin auf die bequemste Weise über alle mögliche Gegenstände und Formen des Verkehrs in allen Ländern unterrichtet wird.

Die Artikel Abmachung, Abrechnung, Accise, Agio, Angeld, Anweisung, Avertissement, Bank, Bankerott, Banquier, Bazar, Bergbauvereine, Briefe, Buchhandel, Bürgschaft, Buchhalter ꝛc. beziehn sich auf allgemeine Handelsformen, die Artikel Abandon, Acker, Baggage, Ballast, Barratrie, Bodmerei, Canal ꝛc. auf die Schifffahrt; eine Menge Artikel sind den Handelsgegenständen gewidmet, als: Alaun, Aloë, Ambra, Arak, Auster, Balsam, Bambus, Baumwolle, Bernstein, Bezoar, Bier, Blei, Borax, Branntwein, Brasilienholz, Brod, Butter, Cacao ꝛc. Endlich werden die wichtigsten Handelsplätze geschildert: Aberdeen, Abo, Acapulco, Alexandria, Algier, Alicante, Altona, Amsterdam, Ancona, Antwerpen, Archangel, Augsburg, Bahia, Baltimore, die Barbaresken, Barcellona, Batavia, Bombay, Bordeaux, Boston, Bremen, Calcutta ꝛc. Bei jeder dieser Städte wird angeführt, wie groß der Umfang ihres Handels ist, was für Gegenstände sie hauptsächlich aus- und einführt, welche besondere Anstalten, welcher Münzfuß, welche Vortheile oder Nachtheile den Handel daselbst bedingen.

Der folgende Artikel Antwerpen mag beweisen, wie Vieles hier in engem Raum überschaulich zusammengefaßt ist: „Antwerpen, (Franz. Anvers, Engl. Antwerp, Niederländisch Antorf, Lat. Aduatica). Diese im Königreich Belgien liegende alte und große Handelsstadt (4° 22′ östl. Länge und 51° 14′ nördl. Breite) ist sehr stark befestigt, mit einem weiten und tiefen Hafen, welchen die Schelde bildet, der 1000 Fahrzeuge fassen

Digitized by Google

kann. Die Bevölkerung mag gegenwärtig zwischen 60 bis 65,000 betragen, mit 10,000 Häusern, war aber mit Mittelalter viel zahlreicher. Vor der merkwürdigen langen Belagerung und Eroberung durch die Spanier unter dem Herzog Alexander Farnese von Parma, im Jahr 1585, war es eine der wichtigsten Handelsstädte, doch dieses Ereigniß brachte deren Wohlstand und Handel gar sehr herab. Durch den Westphälischen Frieden, 1648, wurde durch den Einfluß Spaniens und Hollands bewirkt, daß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen wurde, welche Absperrung auch wirklich in Kraft blieb, bis die Franzosen die Niederlande eroberten. 1803 wurde der Hafen verbessert und wiederhergestellt und es erhoben sich ausgedehnte Werfte, Bassins, Hafenwerke und Speicher. Die größten Schiffe können bis dicht an die Stadt gelangen, und Canäle gewähren dem Handel nach dem Innern des Landes große Erleichterungen, so daß sich ein wichtiger Handelsverkehr auf's Neue nach Antwerpen gezogen hat. Durch ein 1811 erlassenes Dekret können alle Waaren im Entrepot daselbst niedergelegt und gegen eine Abgabe von ½ % vom Werthe wieder ausgeführt werden. Die Hauptausfuhr besteht in Getreide aller Art, Sämereien, Leinwand, Spitzen, wollenen Teppichen, Flachs, Talg, Hopfen u. s. w. Die Einfuhrartikel sind Baumwolle, französische Weine, kurze Waaren, Zucker, Indigo, Tabak, Kaffee und alle übrigen Colonialwaaren. — Antwerpen hat wichtige Fabriken und Manufakturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, baumwollenen Zeuchen, Spitzenzwirn u. s. w., und vorzüglich berühmt ist die Antwerpner Nähseide, die schwarzen Seidenstoffe und die daselbst verfertigte Druckerschwärze. Es hat jährlich drei Messen und seit 1827 eine Disconto- und Zettelbank, welche Noten von 500 und 1000 Gulden ausgibt. Für die Kriegsflotten Frankreichs hat Napoleon drei große Hafenbassins mit Schleusen angelegt, welche seither dem Handel, so lange er blühte, zu Statten gekommen sind. Im Mittelalter war Antwerpens Bevölkerung und Handel weit größer und wichtiger als Amsterdams, und unter allen nördlicher gelegenen Handelsstädten ist es diejenige, welche zuerst eine Börse besaß. — Zusatz. Die Citadelle, diese in der neuern politischen Geschichte so wichtige Festung, wurde vom Herzog von Alba erbaut und ist als Muster der Befestigungskunst anzusehen. — Es finden hier, in Rotterdam und Amsterdam die jährlichen großen Auktionen Statt, in denen die aus dem Niederl. Holländischen Ost- und Westindien eingeführten Waaren losgeschlagen werden. — Seit dem Jahre 1816 werden die Rechnungen in holländischen Gulden gestellt (deren Werth 1s. 8⅓d. Sterling), und in Cents. 20 Sous oder Stüver machen einen Gulden, und der Sous oder Stüver hat wiederum 5 Cents. Früher war die Rechnungsmünze im Handel Pfund plämisch = 2½ Thaler = 6 Gulden zu 20 Schillingen plämisch = 240 Groots = 1920 Pfenningen. Der Pari Cours zwischen London und Antwerpen ist 11 Gulden 58 Cents. für's Pfund Sterling. — Die Gewichte und Maße sind folgende. Durch ein im Jahre 1816 erlassenes Gesetz war das französische Gewichts- und Maßsystem bis zum ersten Januar 1820 beibehalten worden, doch hat man die alten Benennungen wieder eingeführt und das Pfund (pond) ist dem Kilogramm gleich (vergl. Amsterdam). — Die ältern Gewichte, welche in vielen Fällen angewandt werden, sind der Quintal oder Centner von 100 Pf., welches 103⅓ Apothekergewicht ist, so daß 100 Pf. zu Antwerpen 96.8 Pf. betragen. Das Schiffspfund hat drei Quintals oder Centner; der Stein 8 Pf. — Die alten Getreidemaße sind das Viertel = 4 Macken; 37½ Viertel = 1 Last, und 40 Viertel kommen 10½ Quarts königl. engl. Maßes fast gleich. Der Ahm (als Flüssigkeitsmaß, vorzüglich für Wein) enthält 50 Schoppen oder 35½ Gallon. (Nach M. Culloch.) — Die gegenwärtig üblichen Gewichte sind 50⅞ Pf. = 112 englischen Pfunden; 100 Pfunde = 100 Kilogrammen oder 202¾ Pf. alt Antwerpner Gewichts (vergl. Amsterdam). Die Tonne = 26½ Gallons = 100 franz. Litres. — Die Zollgesetze gebieten, daß jeder ankommende Schiffskapitain binnen den ersten 24 Stunden eine geschriebene Angabe oder Deklaration über die Güter mache, aus denen seine Ladung besteht, wobei die Colli nach Zeichen und Nummer specifizirt werden müssen; eben so muß der Werth nach dem laufenden Preise bei bemerkt werden, dann der Name des Schiffs oder Fahrzeugs, der des Kapitains und wo Beide zu Hause gehören und dergl. — Während der fünf Jahre 1824 bis 1828 war die Anzahl der eingelaufenen Schiffe folgende:

1824	. .	681	Schiffe.
1825	. .	800	„
1826	. .	928	„
1827	. .	822	„
1828	. .	955	„

Von denen im Jahre 1825 eingelaufenen kamen 114 von Liverpool, 119 von London, 44 von Hull, 48 von Havre, 41 von Bordeaux, 24 von Petersburg, 24 von Neuyork, 25 von Cuba, 26 von Rio Janeiro, 11 von Batavia u. s. w. (siehe Bulletin des Sciences Géographique 1826 Febr. 1829 Jan.)“ Es folgt dann eine Einfuhrliste, worin gezeigt wird, in welchem Verhältniß die Einfuhr der vorzüglichsten Artikel seit dem Jahre 1821—1829 gestanden hat, und die wir hier übergehn, um nicht eine Seite voll Zahlen zu geben. Endlich heißt es: „Verkaufsbedingungen und Usancen. Gewöhnlich findet ein Rabatt von 2 % für 20 Tage Ziel statt, und 1½ % für 6 Wochen oder zwei Monat Credit. Für Baumwolle wegen 20 Tage Ziel 2 % und 1½ % für zwei

Digitized by Google

und drei monatlichen Credit. Tara. Westindischen, Brasil. und Java-Kaffee für die Säcke (nicht doppelte) 2%, und Havanna wegen der Binsensäcke ½ Pfund p. Sack extra. Bourbon in ganzen Säcken 4½ Pfd. und in halben 2½ Pfd. Pimet, Pfeffer und und Ingwer in Säcken 2%; sämmtliche Artikel in Fässern die wirkliche Tara. Auf Cassia und Zimmet in Ballen 10%; in Kissen 6 à 6½ Pfd. p. Kiste. Potasche 12%. Quercitron 10%. Baumwolle in Ballen 1%, ohne die Packstricke, und 6 Pfd. p. Serone. Pferdehaar, die wirkliche Tara; Indigo in Kisten und Tonnen, die wirkliche Tara, in Seronen 6½ à 7 Pfd. p. Serone. Reis in Fässern 12%, und in Säcken 2%. Roher Zucker in Fässern und Havanna-Zucker in Kisten 11%, Brasil. in Kisten 16%, Java in Flechten und Körben 9%, Siam und Manilla in Säcken 3%. Bengal in dreifachen Säcken 5 Pfd. für jeden; Bourbon in Matten 6%. Bohea Thee, exclusive des Packtuchs 46 Pfd. für die ganze, 21 Pfd. für die halbe, 13 Pfd. für die viertel und 11½ Pfd. für die drittel Kiste; ff. grüner und schwarzer Thee 12 à 13 Pfd. für die Viertelkiste, 9 Pfd. für die Sechstel und 7 Pfd. für die Achtelkiste, und 5 Pfd. für die Zwölftel, 3 Pfd. für die Sechszehntelkiste und 2% in Dosen. Auf Tabak die wirkliche Tara ohne allen weitern Rabbat. (Aus einem Circularbrief von Dalmahoy und Comp., d. d. Antwerpen 31. Juli 1829.)

Und so erhalten wir eine Uebersicht aller Handelsverhältnisse von jedem nur irgend bedeutenden Handelsplatze, und die wichtigern, wie Batavia, Bordeaux, Amsterdam, Bombay, Calcutta ꝛc. sind verhältnißmäßig noch ausführlicher behandelt.

Wir geben noch einige Artikel, Waaren betreffend: „Bier. 1) Geschichte. Schon im höchsten Alterthum hat man Bier gebraut, und Herodot erzählt uns, daß die Aegypter, welche keinen Wein bauten, einen Trank aus gegohrner Gerste bereiteten (Buch II. C. 77). Eben so war dessen Gebrauch schon vor Alters in Griechenland und Italien eingeführt, obgleich es nicht scheint, daß er in diesen Ländern sich jemals sehr verbreitet habe. Meth, ein Getränk aus Honig und Gerste, war unstreitig der erste berauschende Trank im nördlichen Europa. Süßes, ungehopftes Bier (Ale) und auch das aus Malz und Hopfen gebrante war schon zu Tacitus Zeiten in Deutschland im Gebrauche (de morib. Germanorum, C. 23). Plinius sagt: „Alle Nationen, die das westliche Europa bewohnen, haben ein berauschendes Getränk, welches dieselben aus Korn und Wasser bereiten. — Die etwas verschiedene Methode, welche man beim Verfertigen dieses Getränkes in Gallien und Hispanien und einigen andern Ländern anwendet, hat sehr sich unterscheidende Namen; doch sind die Bereitungsarten im Grunde beinahe immer dieselben und eben so gleicht sich auch das Getränk. In Hispanien wird dieser Trank so gut bereitet, daß man solchen sehr lange aufbewahren kann. Man ersieht daraus, wie sinnreich die Menschen sind, wenn es darauf ankommt, ihren Gelüsten Vorschub zu leisten, denn selbst Wasser haben dieselben in ein berauschendes Mittel umzuwandeln gewußt.“ Hist. nat., Lib. XIV., C. 22). Die alten Sachsen und Dänen liebten das Bier leidenschaftlich, und den Genuß desselben zählte man zu den vorzüglichsten Freuden, welche Odins Helden in Walhalla genießen würden. — Die Brauerei des ungehopften, süßen Biers (Ale) war schon in den frühesten Zeiten in England bekannt. In den Gesetzen des Königs von Wessex, Ina, geschieht dessen Erwähnung, und wird besonders angeführt unter den Getränken, welche bei einem königlichen Feste unter der Regierung Eduard des Bekenners kredenzt wurden. Unter der Regierung der normännischen Fürsten war es üblich, daß sie selbst die Preise des Ales festsezten, und durch ein Gesetz vom Jahr 1272 wurde bestimmt, daß jeder Brauer in den Städten für einen Penny zwei Gallon und auf dem Lande für einen Penny drei oder vier Gallon Ale geben solle. — Hopfen bei dem Brauen des Biers anzuwenden, scheint eine deutsche Erfindung zu seyn, und in den niederländischen Brauereien wurde dessen Gebrauch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eingeführt, doch in den Brauereien Englands scheint es erst 200 Jahre später der Fall gewesen zu seyn, etwa zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. Im Jahre 1530 untersagte Heinrich VIII. den Brauern, Hopfen zu dem Ale zu nehmen; doch scheint es, als wenn diesem Befehle nur geringe Folge geleistet worden wäre. Die Anpflanzung des Hopfens fand in England jedoch erst 1552 Statt. (Beckmann Geschichte der Erfindungen Bd. IV. S. 336—311 der engl. Ausgabe.) Der dem Ale zugesezte Hopfen gibt ihm einen angenehmen Geschmack und macht solches haltbarer. Im Allgemeinen wird in England dem Bier mehr Hopfen zugesezt, als dieses in den Brauereien Schottlands der Fall ist. Leztere verwenden auf den Bushel Malz nur 1 à 1½ Pfund Hopfen für das gute Edinburger Ale.“ Dann folgt 2) Unterschied zwischen Ale und Bier, 3) Verfälschung derselben, 4) Beschreibung des englischen Biers, 5) Brauordnung, 6) Unkosten der Braulizenzen, 7) Zunahme des Brauens, 8) Abgaben, Verkauf, Ausfuhr. Und so von jeder Waare die kurze Geschichte, die Behandlungsart, die Verkaufsbedingungen ꝛc.

Der wichtige Artikel Bank nimmt 86 Seiten ein und ist äußerst vollständig. Wir wollen nur einen kleinen Artikel, Handelsformen betreffend, herausheben. „Anweisung (Assignation, Ziehung auf einen Dritten, Anweisung an Ordre), eine solche wird gewöhnlich auf einen Bankier oder eine öffentliche Kasse ausgestellt, und

Digitized by Google

erfordert eine jede gültige Anweisung, daß darin genau bestimmt sey, wer solche bezahlen solle (der Bezogene), die Summe und der Aussteller. In Großbritannien hat man dafür eine sehr einfache Form, ungeachtet in keinem Lande der Welt mehr als dort durch Anweisungen (Cheks, Cheques oder Drafts) umgesezt wird. Die gewöhnliche dortige Abfassung ist folgende:

London 30. Juni 1831.

£ 100.

Belieben Sie Herrn A. B. oder dem Inhaber hundert Pfund zu zahlen für Rechnung

C. D.

Herrn Jones Lloyd u. Comp.

In Deutschland und in den meisten andern Ländern pflegen die Anweisungen noch mehr Bestimmungen zu enthalten als z. B. den Bericht des Ausstellers u. s. w., selten aber sind solche von obiger Form an die Ordre des Inhabers gestellt. Dieselben gleichen allerdings (nach Mac Culloch) den Wechselbriefen, und unterscheiden sich in England wesentlich dadurch, daß solche fast alle ohne Ausnahme an die Ordre der Inhaber gestellt sind, während dieses anderwärts nicht so der Fall ist. — Wenn man in England Anweisungen auf einen gewöhnlichen Bankier ausstellt, ist es jedoch nicht wesentlich hinzuzufügen, daß auch der Inhaber zur Empfangsnahme des Geldes berechtigt sey. Durch Auslieferung, und nur durch solche, ist der darin angegebene Betrag in Empfang zu nehmen, und sind solche Anweisungen jedesmal sogleich bei Sicht zahlbar, ohne daß irgend Respekttage darauf angewendet werden können. Nach dem in London üblichen Gebrauche muß der Londoner Bankier jede solche Anweisung bis 5 Uhr Nachmittags bezahlen, oder vor 5 Uhr darauf bemerken, daß die Ziehung auf einem Irrthume beruhe, welches hinlänglich ist, um die Zahlung als verweigert zu betrachten."

Unter den Zusätzen des deutschen Bearbeiters bemerken wir den Artikel Deutscher Buchhandel. „Dieser ist von dem englischen und französischen Handel mit Büchern sehr verschieden; während in jenen Ländern London und Paris fast alles in sich vereinigen, was Buchhandel heißt und ausmacht, während auf diesen beiden Punkten die meisten Gelehrten, Schriftsteller, Dichter und Künstler versammelt sind, und zusammenwirkend sich zu großen Unternehmungen vereinigen, besizt Deutschland keinen ähnlichen Centralpunkt; die Kräfte der deutschen Gelehrtenwelt werden und sind vereinzelt, weniger durch die norddeutsche und süddeutsche Nationalität, als durch den Mangel eines großen Vereinigungspunktes, wie in den genannten Ländern, und die politische Getrenntheit und Absonderung durch die Verfassung, obgleich es einen deutschen Bund gibt, der Alles vereinigen sollte. Dieser Hindernisse ungeachtet, welche auf dem deutschen Buchhandel lasten, und wozu noch der äußerst wichtige Umstand tritt, daß in einigen der mächtigsten und größten deutschen Staaten die Gesetze wegen Verlagsrecht und Nachdruck mangelhaft sind, und dadurch zu deren Handhabung noch ein gemeinsames Zusammenwirken der sämmtlichen Bundesglieder entbehrt wird, hat sich Deutschlands Literatur und Buchhandel auf eine wenigstens eben solche Höhe geschwungen, als diejenige ist, zu welcher die Nachbarliteraturen gelangten; und kann der Deutsche sich erst der Preßfreiheit und eines Gesetzes gegen den Nachdruck rühmen, so steht es dahin, wie weit die Deutschen den andern Nationen vorauseilen werden, die sich dieser Wohlthaten schon so lange erfreuen. Beim Mangel der Gesetze gegen den Nachdruck in Deutschland sind natürlich auch die gegenseitigen Rechte der Schriftsteller und Verleger noch lange nicht unter den Schuz getreten, wie in andern Ländern, und pflegt der Verleger eines Autors, so lange es ihm Nuzen bringt, das Recht zu behaupten, diesen Autor zu drucken; eine Bestimmung, nach welcher die Werke eines verstorbenen Schriftstellers Gemeingut werden, wie in England nach acht- und zwanzig Jahren der ersten Erscheinung, und in Holland und Frankreich zehn bis zwanzig Jahre nach dem Tode des Verfassers, ist in den deutschen Gesetzen bis jezt nicht allgemein oder fest begründet. Dennoch haben, in Betracht, daß sich der deutsche Bundestag wegen der noch fehlenden definitiven Bestimmung der Rechte der Schriftsteller und Verleger, wie es der achtzehnte Artikel der Bundesakte anordnet, nicht vereinigen konnte, sich mehrere Bundesstaaten erklärt, und in dem muthmaßlichen Sinne des gedachten Artikels gegenseitig Verträge abgeschlossen, welche so lange gültig sind, bis ein allgemeines Gesetz von sämmtlichen Bundesstaaten deßhalb angenommen seyn wird. Diese zusammengetretenen einzelnen Bundesstaaten sind: Preußen, Hannover, Sachsen, Großherzogthum Hessen, Oldenburg, die Fürsten Reiß jüngerer Linie, Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, und soll das Eigenthumsrecht der Verfasser und Verleger bis und mit zwanzig Jahre nach dem Tode des Ersteren gesichert bleiben. Es hatten sich schon früher mehrere deutsche Staaten und Regierungen sehr ehrenvoll durch strenge Gesetze und Verordnungen gegen den Nachdruck ausgezeichnet, und Kaiser Leopold II. hätte, wäre er leben geblieben, sicher schon 1790 für die Rechte der Schriftsteller und Verleger mehr gewirkt, als bis jezt geschehen, allein die Fluth der Ereignisse war in den lezten vierzig Jahren zu reißend, und so ist der öffentliche und verkappte Nachdruck fast in allen südlichen deutschen Bundesstaaten, man weiß nicht, ob mehr geschüzt als geduldet."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 56. 2. Juni 1834.

Seelenlehre.

Bevor durch Kant, Fichte, Schelling die philosophische Spekulation einen so großen Aufschwung nahm, ging ihr eine Periode der empirischen Psychologie oder Erfahrungsseelenlehre vorher; jezt, nachdem die metaphysischen Theorien beinah erschöpft sind, kehrt man wieder zu jener Seelenerfahrung zurück. Die großen Fortschritte in der Physiologie, Biologie, Schädel- und Nervenlehre einerseits, und die großen neuen Entdeckungen im Gebiet des thierischen Magnetismus andrerseits haben mächtig mitgewirkt, das Studium der Seelenlehre zu fördern. Selbst die Jurisprudenz hat davon Notiz genommen und der Streit über die Zurechnungsfähigkeit der Gemüthskranken ist in jüngster Zeit heftig entflammt. Endlich beweist die neue Wundersucht, das Wiederaufleben der Geisterseherei, welche bedeutende Rollen die Seele jezt in den Meditationen der Menschen übernommen hat, während vor einigen Jahrzehnten statt der Seele immer die Begriffe: Gott, das Absolute, die Natur vorherrschten. Auch die Theologen scheinen sich seit einiger Zeit etwas mehr mit Unsterblichkeitslehren zu befassen.

* * *

1) Immanuel Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Vierte Original-Ausgabe mit einem Vorwort von J. F. Herbart. Leipzig, J. Müller, 1833.

Diese Anthropologie und die physische Geographie bilden den Uebergang zur Kritik der Vernunft des großen Kant und verhalten sich dazu wie die Physik des Aristoteles zu dessen metaphysischen Werken. Sie bezeichnen die Erfahrung als die Wurzel der Philosophie. Aber auch ohne diese Bezeichnung ist Kants Anthropologie als ein selbstständiges und populär geschriebenes Werk von eigenthümlicher Bedeutung. Sie lehrt die Seelenkräfte auf eine einfache Art unterscheiden, und ist durchaus nur auf den gesunden Menschenverstand, und durchaus nicht auf die Erweckung oder Befriedigung eines mystischen Sinnes berechnet, eignet sich daher in vorzüglichem Grade zur ersten Belehrung. Herbart macht ihr in der Einleitung einen leisen Vorwurf der Nüchternheit oder des Profanen. Es ist wahr, Kant genügt dem nach Höherm dürstenden Geist hier so wenig, wie in seinen andern Schriften, er geht nur bis dahin, von wo Andere erst ausgehn zu müssen glauben; aber er ist eben deshalb ein Aristoteliker und kein Platoniker, und wenn wir den halsbrechenden Sprüngen unsrer par force Denker lange genug zugesehn haben, thut es uns ordentlich wohl,

Digitized by Google

wieder einmal unten im Thale den ruhigen Spaziergänger zu betrachten. Die Philosophie schwankt nun einmal beständig zwischen der Pedanterei der Vorsicht und der tollkühnen Genialitätssucht. Gewiß hat Kant die Tiefe der menschlichen Seele nicht erschöpft, aber seine Anthropologie gewährt dennoch eine klare und lehrreiche Uebersicht über die, ich möchte sagen, geographische Vertheilung der Seelenäußerungen auf der Oberfläche des Lebens, im Individuum und in der ganzen Gattung. Dieses Wissen ist zur Verständniß der Gesellschaft und Geschichte Jedem nöthig, und hier gewiß so gefällig als möglich vorgetragen; das tiefere Wissen um den geheimen Zusammenhang der Seele mit dem Natur- oder gar mit dem Geisterleben darf man freilich bei Kant nicht suchen, gehört aber auch nur für Eingeweihte und will mit großer Vorsicht gehandhabt seyn. Wenn ich einer Dame oder einem jungen Menschen eine Seelenlehre empfehlen sollte, so gäbe ich ihnen für das erstemal gewiß lieber Kants Anthropologie als irgend ein anderes Werk in die Hand. Sollte nicht Jedem unsrer Leser die kräftige und klare Sprache Kants erinnerlich seyn, so möge hier eine kleine Probe stehen: Ueber Witz und Urtheilskraft. „Des vergleichenden Witzes Thun und Lassen ist mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geschäft. — Jener ist eher eine Blüthe der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren Grade in einem Geistesprodukt beide verbindet, ist sinnreich (perspicax). — Witz hascht nach Einfällen; Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Burgemeistertugend (die Pflicht, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Gesetzen zu schützen und zu verwalten). Dagegen kühn (hardi), mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten der Urtheilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems Büffon von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Wagestück ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) aussieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), wie sie der Abt Trüblet reichlich aufstellte, macht seichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nachgerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen. — Der Witz mit Wortspielen ist schal; leere Grübelei (Mikrologie) der Urtheilskraft aber pedantisch. Launiger Witz heißt ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebne) Schalk hervorblickt, Jemanden (oder auch seine Meinung) zum Gelächter aufzustellen, indem das Gegentheil des Beifallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage), z. B. „Swift's Kunst, in der Poesie zu kriechen" oder Buttler's Hudibras; ein solcher Witz, das Verächtliche durch den Kontrast noch verächtlicher zu machen, ist durch die Ueberraschung des Unerwarteten sehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundsätze in der Einkleidung aufstellt (wie Young in seinen Satiren) ein zentnerschwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geschäft ist und mehr Bewunderung als Belustigung erregt."

Indem er Gemüth und Denkart der Völker charakterisirt, sagt er vom Deutschen: „Sein Charakter im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von Anderen mit Geräusch benuzt werden; er hat keinen Nationalstolz; hängt, gleich als Kosmopolit, auch nicht an seiner Heimath. In dieser aber ist er gastfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell gesteht); disciplinirt seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — — Das ist seine gute Seite. — Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original seyn zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist); vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich klassificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgeboren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterei knechtisch zu seyn; welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anlegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bei Unterthanen Ansprüche, Anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als

Digitized by Google

Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebornen Talents verräth.“ Ist das nicht meisterhaft geschildert? Und so ist das ganze Buch geistreich, populär, praktisch, nicht schwebend in hohen Regionen und in einer dunkeln Sprache, sondern immer auf das Nächste, Gegenwärtige hinweisend in den eindringlichsten Worten.

2) Vorlesungen über Psychologie, von Dr. C. G. Carus. Leipzig, Gerhard Fleischer, in Kommission bei Frohberger, 1831.

Die Vorrede zählt die Prinzen, Minister und andere Vornehme und große Gelehrte auf, welche diesen in Dresden gehaltenen Vorlesungen zugehört haben. Ich würde dies für ein Geständniß der eignen Unvollkommenheit halten, die ängstlich nach Autoritäten hascht, wenn der Verfasser nicht ohnehin berühmt wäre, und wenn ich nicht schon in manchem Senftopfe, trotz der Etikette des vinaigrier aller europäischen Majestäten, gefunden hätte, daß der Senf wirklich gut sey. Ich habe das Buch also ohne Vorurtheil gelesen, oder wenigstens eher mit einem günstigen als ungünstigen. Aber am Schluß mußte ich mich doch fragen: was ist des langen Wohlredens kurzer, gedrungener Sinn? Diese gepriesene sogenannte genetische Methode, die uns wie durch ein Experiment die Seele gleichsam vor den Augen entstehen lassen will, ist doch nur eine andere Façon der alten Klassifikation der sogenannten Seelenkräfte und sagt uns nichts Neues. Ob ich die Fächer dieser Seelenkräfte bloß räumlich, oder nach der Aufeinanderfolge ihrer Entwicklung auch zeitlich auseinander falte, ist ganz einerlei. Bewußtseyn, Empfindung, Verstand und Willen bleiben, was sie sind. Wir wissen wohl, daß sich die Seelenvermögen im Kinde, Jüngling und Mann nach einander entwickeln, aber sie bleiben sich deßwegen doch gleich.

Die Untersuchung über Entstehung und Bestimmung der Seele, über den Zusammenhang der Seele und des Leibes ꝛc. hat sich der Verfasser überaus leicht gemacht. Er hält sich an das „Setzen des Idealen ins Reale,“ eine vornehme Floskel, mit der man bekanntlich alles abfertigen kann. Aber wodurch soll sich denn die Seele des Menschen von dem Stein unterscheiden? War der Stein nicht auch erst ideal in Gott, bevor er real wurde in der Natur? Weiter erklärt der Verfasser das große Warum auf eine fast komische Art, Seite 35. „Wenn die göttlichen Ideen, oder wollen wir nur sagen, die Seelen, aus der idealen Weltseite nicht in die reale, in die Naturerscheinung sich hineingebildet hätten, so würden sie überhaupt auch als Ideen nicht zu völliger Entwicklung gekommen seyn.“ So wäre denn der große Streit, ob die Henne oder das Ei eher dagewesen ist, glücklich entschieden. Das Ei ist offenbar das Ideale und die Henne das Reale, und wir wüßten nun, woran wir wären; „wenn sich das Ei nicht in die Henne hineingebildet hätte, so würde es überhaupt auch als Ei nicht zu völliger Entwicklung gekommen seyn.“ Schade, daß sich alle solche Sätze auch umkehren lassen, und das hätte der Verfasser wissen können.

Wenn ich das berühmte Buch nun aber wegen solcher hohlen Vornehmigkeiten durchaus nicht loben möchte, so ist es doch im Einzelnen in der That interessant und reichhaltig, denn es wimmelt von gut gewählten Citaten aus Philosophen, Naturforschern und Dichtern, wobei indeß auch wieder ein ziemlich unausstehliches Wichtigthun und Kokettiren, namentlich mit Goethe, vorschlägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Handelswissenschaft.

Handbuch für Kaufleute oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf Nationalökonomie und Finanzen ꝛc.

(Schluß.)

„Auch in Rußland und Polen sind neuerdings sehr angemessene Gesetze zur Sicherung des Verlags-Eigenthumsrechts erlassen worden. — Der Betrieb des deutschen Buchhandels, an den sich der der Schweiz, Dänemarks, Ungarns und in gewisser Hinsicht auch der der deutsch-russischen Provinzen anschließt, ist von dem englischen und französischen gänzlich verschieden. Derselbe ist gewissermaßen ein großer Kommissionshandel zu nennen, indem die Verleger ihre neuen Bücher, und zuweilen auch solche, die schon seit mehreren Jahren erschienen sind, den sämmtlichen andern sogenannten Sortiments-Buchhändlern franco Leipzig, in und außer den Messen in Kommission zum Verkauf senden, deßhalb jährlich eine Abrechnung entgegen nehmen, und beim Abschlusse derselben die Zahlung für die abgesezten Bücher, und die nicht abgesezten franco Leipzig in natura zurück empfangen. Es finden zwar nebenbei auch von sehr gangbaren und begehrten Büchern Bestellungen gegen sofortige baare Bezahlung mit oft beträchtlicherem Rabatt Statt, doch nur ausnahmsweise. Für beide handeltreibende Theile, so wie auch für's große Publikum, werden dadurch große Vortheile vereinigt, die weder in England noch Frankreich vom Publikum genossen und gewürdigt werden. Dort, und noch mehr ist dieses in Italien der Fall, muß der Bücherfreund oder Literator das Buch, welches er wünscht, ohne es zu kennen oder gesehen zu haben, kommen lassen, kaufen und bezahlen, und hat oft noch Mühe

Digitized by Google

genug, den Verleger zu erfahren, der es allein debitirt. In Deutschland kann er in jeder Buchhandlung (und wo ist jezt eine Stadt ohne solche?) das neue, ihm dem Verfasser und Inhalte nach ganz unbekannte Buch, erst prüfen, ansehen, erhält es auf Verlangen auch wohl Meilen weit zur Ansicht zugesandt! — Der Sortimentshändler hat dabei zwar mehr Mühe und Arbeit, überladet aber sein Lager nicht mit unbrauchbarem Gute, und sieht schon im ersten Jahre bald, was von neuen Erscheinungen guten Absatz findet, so daß er seine künftigen Einrichtungen und Bestellungen darnach machen kann. Und der Verleger — vorausgesezt, daß seine Unternehmungen nicht auf Täuschung des Publikums hinauslaufen oder Sudeleien sind, hat den Vortheil, daß seine Bücher schneller verbreitet werden, weil der Sortimentsbuchhändler dabei nichts oder wenig wagt, und die einzige für ihn drückende Last ist der 12 und 18 monatliche Kredit, den er zu geben hat, so daß bei beträchtlichen Unternehmungen das Kapital oft drei Jahr darinnen steckt, ehe er nur den ersten Groschen herausnehmen kann. Es ließe sich noch Manches über die Vorzüge und Mängel bemerken, welchen der Buchhandel in den verschiedenen Ländern an sich hat, es würde dieses aber weiter führen, als den meisten Lesern lieb seyn könnte." Er gibt sofort noch eine Uebersicht über die deutsche Bücherproduktion, wobei er unser Literaturblatt als Quelle anführt, und die Ungerechtigkeit gegen uns begeht, hinzuzufügen: „Diesen Berechnungen, mit welcher Sorgfalt und Umsicht auch solche immer gemacht seyn mögen, läßt sich aber dennoch der Zweifel entgegensetzen, ob sie richtig seyen, und haben dieselben eigentlich wohl kein anderes Verdienst, als darzuthun, wie Deutschland von Jahr zu Jahr in der Erzeugung der Bücher und Literaturprodukte zunehme." Diese Aeußerung ist unziemlich, wenn man bedenkt, daß wir selbst, so oft wir das mühevolle Werk der Berichterstattung übernahmen, zugleich die Unzuverläßigkeit der Meßkataloge, unsrer einzig möglichen Quelle, beklagten und von dem Leipziger Buchhändlerausschuß lange vorher die statistische Uebersicht verlangten, die sie erst jezt zum erstenmal gegeben hat.

Auch mißbilligen wir in diesen Zusätzen des Uebersetzers eine rohe Aeußerung über die Kritik. Was geht es uns an, frägt er, ob schlechtes oder gutes Zeug gedruckt wird, wenn es nur Leute gibt, die es gerne lesen und kaufen? Diesem Grundsatz zufolge hätte man nicht einmal ein Recht, sich über die Verbreitung von Gemeinheiten, Unsittlichkeiten, schlechten Lehren, geschweige denn gar über Langweiligkeiten und Plattituden in der Literatur zu beklagen, und die Kritik wäre nicht nur entbehrlich, sondern sogar ein Unrecht gegen die Bücherproduzenten und Konsumenten, denen die Bücher dadurch verleidet würden. Ich will diese Behauptung nicht aus moralischen, nicht aus Gründen der Ehre widerlegen, sondern nur aus einem nationalökonomischen, weil wir doch gerade auf diesem Boden stehen. Schlechte und dumme Bücher nehmen so gut wie die besten einen Theil der produzirenden und konsumirenden Nationalkraft in Anspruch, aber nicht, um die Gesundheit des Nationalkörpers zu erhalten, oder seine Kraft zu vermehren, sondern im Gegentheil, um ihn zu erschlaffen. Das Geldkapital, das in schlechten und dummen Büchern steckt, könnte nüzlicher angelegt werden, insbesondere aber könnte das geistige Kapital, das darin steckt, bessere Zinsen tragen. Schlechte Bücher entsittlichen, dumme Bücher hindern die Fortschritte der Intelligenz, sie nuzen nicht nur nicht, sondern sie werden sogar indirekt der Nation schädlich. So wenig wie man die Diebe zu den Mitteln rechnet, den Nationalwohlstand zu heben, so wenig kann man Bücher, welche dem Volke seine sittlichen Gefühle und Grundsätze oder den gesunden Menschenverstand stehlen, zu den Beförderungsmitteln geistiger Wohlfahrt zählen, die mit der materiellen so eng zusammenhängt.

Vermischte Schriften.

Schlüssel zur Offenbarung St. Johannis, oder Uebersetzung und Erklärung dieses heiligen Buchs mit Rücksicht auf die neuen Weltbegebenheiten, dargeboten durch einen Kreuzritter. Karlsruhe, Braun, 1833.

Der Verfasser sieht in der Apokalypse nur die Schicksale der katholischen Kirche vorbedeutet. Rom ist die große Babel, die aus dem Abgrund und Rauch aufsteigende Heuschrecken bedeuten die Bettelorden und Kreuzheere ꝛc. Begierig forschen wir nach den neuen Weltbegebenheiten, aber auch hier ist nur auf die katholische Kirche Rücksicht genommen, und das Verhältniß Napoleons zum Papste spielt in diesem Kommentar eine viel größere Rolle, als in der wirklichen Geschichte. Endlich forschten wir nach irgend einer Prophezeihung des Künftigen, aber da ist wieder von nichts die Rede, als von dem Ende der katholischen Kirche. Sie soll untergehen, Rom in Asche gelegt werden. „Die frommen Katholiken sollen nicht, nicht alle, möglichst wenige mit theilhaftig werden ihrer Sündenstrafen, des übervollen Maßes ihrer Missethaten ꝛc." also doch alle übrigen? Ich hoffe, der gerechte Gott wird bei dieser schrecklichen Gelegenheit auch die Bösen unter den Protestanten nicht verschonen, und empfehle ihm namentlich die Intoleranten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 57. 4. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

3) Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie von Dr. F. Rav. Biunde. Zweiter Band. Trier, Gall, 1832.

Ueber die mühsame Untersuchung: ob es überhaupt ein Gefühlsvermögen gebe? werden alle Dichter und Verliebte lächeln. Der Verfasser urtheilt sehr richtig, wenn er alle Gefühle von der „Harmonie des Eindrucks mit unsrer Erregbarkeit“ abhängig macht. Eine bessere Erklärung läßt sich schwerlich geben. Was mit unsrer Erregbarkeit harmonirt, erweckt uns ein Lustgefühl, sey es etwas Sinnliches oder Geistiges. Was damit disharmonirt, erregt unsern Widerwillen. Diese Harmonie ist immer etwas relatives, da die Erregbarkeiten verschieden sind. Daher kann dem einen unangenehm seyn, was dem andern sehr angenehm ist; oder der eine, der überhaupt stärkere und reichere Erregbarkeit besizt, wird mehr, tiefer und schöner oder schmerzlicher fühlen als ein andrer ꝛc. Dagegen scheint mir die Placirung des Gefühls zwischen dem Erkennen und Begehren (Seite 61) unrichtig. Das Gefühl steht nicht zwischen andern Seelenvermögen. Allerdings wirkt das Erkennen eines uns angenehmen Gegenstandes ein Gefühl der Lust in uns, welches zu einem Begehren darnach wird; doch ist das Gefühl auch unabhängig vom Erkennen und Begehren, denn oft fühlen wir uns wohl, ja selig, ohne daß wir im geringsten erkennen, warum? und wie oft fühlen wir tief, ohne im geringsten etwas dabei zu begehren. Was begehren wir z. B. wenn wir Shakespeare's Stücke lesen? Das Gefühl also bekümmert sich um Erkennen und Begehren nicht, es ist etwas für sich Bestehendes, wenn auch oft durch Erkennen ein Gefühl und durch ein Gefühl wieder Begierde erzeugt wird. Gefühl ist das unwillkührliche Urtheil unsrer Seele über unsern jedesmaligen Zustand. Dieses Urtheil drängt sich uns auf, sobald die Harmonie der äußern Eindrücke mit unsrer Erregbarkeit auf irgend eine Weise gestört oder erhöht wird; es tritt auch da ein, wo uns überhaupt Eindrücke fehlen. Wir fühlen nicht nur die Anwesenheit, sondern auch die Abwesenheit der Eindrücke, und nur deßwegen sind die religiösen Gefühle die feinsten, weil sie sich auf das beziehen, was wir auf's Innigste bedürfen und was uns am fernsten ist. Dieses Gefühlsurtheil begleitet den Menschen durch alle seine Zustände, er trägt es wie ein Barometer mit sich herum und es ist ein Seelenvermögen, was keineswegs zwischen Erkennen und Begehren, sondern vielmehr über ihnen, zu suchen ist. Das Gefühl ist Richter der Erkenntnisse und Begierden, nicht über deren Werth an sich, wohl aber über deren Beziehung

Digitized by Google

zur Harmonie unſeres Weſens, und dieſer Richter iſt immer ein höherer, er iſt der einzige, auf den wir uns ganz verlaſſen können. Wenn uns ein Sophiſt bethören will, und unſer Verſtand ſchon gefangen iſt, ſagt uns noch ein glückliches Gefühl, daß er Unrecht hat. Wenn unſere eignen Begierden uns zu Miſſethaten oder Verkehrtheiten hinreißen wollen, macht uns ein ſicheres Gefühl auf die Disharmonie aufmerkſam, die durch die einſeitige Befriedigung einer Neigung in dem Ganzen unſeres Weſens entſtehen würde. Nennen wir dieſen Richter in uns das moraliſche Gewiſſen, oder das Ehrgefühl, oder den Schönheitsſinn, oder die bloße Unterſcheidungsgabe zwiſchen Luſt und Schmerz, es iſt und bleibt immer der nämliche Richter; er richtet nur feiner, je feiner die Kolliſionsfälle ſind, und je künſtlicher die Haemonie zwiſchen uns und unſrer Umgebung iſt. Im Grunde aber iſt das Urtheil zwiſchen bitter und ſüß dem zwiſchen Ehre und Schande nahe verwandt, es ſind nur die niedrigſten und die höchſte Stufe derſelben Leiter.

Dieſe Stufen hat der Verfaſſer unterſchieden als ſinnliches, äſthetiſches, intellektuelles und moraliſches Gefühl. Die Temperamente hätte er nicht dem ſinnlichen Gefühl unterordnen, ſondern deren Unterſchied beſonders abhandeln ſollen. Die Temperamente beziehn ſich nicht auf ein einzelnes Vermögen des Menſchen, ſondern ſie umfaſſen ſein ganzes Weſen; es ſind Tonarten, in deren jeder die ganze Skala durchgeſpielt wird. Das Temperament hängt mit dem moraliſchen und äſthetiſchen Gefühl ſo genau zuſammen, wie mit dem ſinnlichen und wer wollte behaupten, es ſey der Körper, der hier auf die Seele Einfluß übe? Macht der Körper die Seele oder umgekehrt? Ehe die Blume aus der Pflanze hervorbrechen konnte, mußte die Pflanze ſelbſt aus einem Samen entſtehn, der wieder nur eine Frucht der Blume war. Was iſt eher? Aber auch ohne dieſe Frage näher unterſuchen zu wollen, wiſſen wir, daß das Temperament den ganzen innern und äußern Habitus des Menſchen umfaßt und allem ſeinem Thun und Treiben einen beſtimmten Stempel aufdrückt, vom Gange der Füße bis zum Gange der Ideen.

Schon die Kürze, womit der Verfaſſer die ſogenannten intellektuellen Gefühle abhandelt, beweiſt, daß er nicht recht gewußt hat, was er damit machen ſolle. Das Wohlgefallen an der Wahrheit, an Witz, Scharfſinn und Wiſſenſchaftlichkeit, iſt wohl ſchwerlich von dem äſthetiſchen oder moraliſchen Gefühl verſchieden. Die Wahrheit erfreut, die Lüge empört uns nie um ihrer ſelbſt willen, es muß nothwendig ein Gefühl des Schönen oder Häßlichen, des Edlen oder Niedrigen hinzukommen. Jede Wahrheit enthält entweder eine Schönheit oder eine Lehre, im erſten Fall erregt ſie das äſthetiſche, im zweiten das moraliſche Gefühl. Die Freude an mathematiſchen Wahrheiten, an der Entdeckung der Logarithmen oder an der Löſung einer ſchwierigen Rechnung ꝛc. dürfte wohl keinen hohen oder beſondern Rang unter den Gefühlen einnehmen. Sie iſt nur objektiv, aber nicht ſubjektiv von der Freude jedes glücklichen Finders oder Arbeiters unterſchieden. Was den Witz und das ganze komiſche Gebiet betrifft, ſo gehört freilich Intelligenz dazu, aber deßwegen möchte ich den Witz doch nicht vom äſthetiſchen Gebiet ausſchließen. Gerade der Witz beweiſt, daß uns Wahrheit an ſich nie intereſſirt, nie Gefühle in uns erweckt, ſondern daß die Wahrheit Hand in Hand mit Schönheit, oder Hand in Hand mit der ſittlichen Würde gehen, oder daß ſie wenigſtens ſich erſt vor uns verſtecken muß, um uns nicht als Wahrheit, ſondern als etwas Schönes und Erhabenes, oder wenigſtens als etwas Ueberraſchendes zu gefallen. Der Witz iſt die ewige poetiſche Proteſtation gegen die proſaiſche Nüchternheit der Wahrheit.

Die Lehre vom Begehrungsvermögen und Willen macht den Schluß. Sie iſt dem Streit weniger unterworfen als die Lehre von den Gefühlen; doch hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer hier auf die Unterſchiede der Temperamente mehr Rückſicht genommen hätte, denn ſchwerlich gibt es einen Charakter ohne den Einfluß des Temperaments, ja die Charaktere ſind nur die species, die Temperamente das genus in der geiſtigen Thierwelt, wenn man von der Menſchheit, ſofern ſie noch nicht ganz aus der Barbarei getreten iſt, dieſen beſcheidnen Ausdruck brauchen darf.

4) Verſuch einer Metaphyſik der innern Natur. Von Heinrich Schmidt, Prof. in Heidelberg. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Indem der Verfaſſer ſich einfach zu den alten Grundſätzen Kants und noch ſpezieller zu denen des Kantianer Fries in Jena bekennt, legt er eine edle Beſcheidenheit an den Tag, die unſern jüngern Philoſophen nicht ſehr gewöhnlich iſt. Die Sucht, nicht nur originell, ſondern auch hyperboliſch zu ſeyn, oder wenigſtens zu ſcheinen, iſt aus einer Krankheit beinah zur andern Natur geworden. Die Philoſophie iſt weit mehr eine Kunſt, das Verſtändliche unverſtändlich, das Bekannte wieder unbekannt zu machen, als umgekehrt, und die Berliner wenigſtens können nicht in Abrede ſtellen, daß ſie den kauderwelſchſten Philoſophen allezeit für den größten gehalten haben. Gegenüber der dummen Wichtigthuerei nun, die, um originell zu erſcheinen, entweder die Wahrheit geradezu umkehrte oder wenigſtens den einfachſten Sinn in die dunkelſten Worte kleidet, iſt die Beſcheidenheit eines jungen Univerſitätslehrers, der nur ſo viel, oder vielleicht nicht einmal ſo viel ſcheinen will, als er iſt, gewiß ſehr lobenswerth.

Digitized by Google

Auch die Rückkehr zum Kantianismus können wir, nach dem oben Gesagten, nicht mißbilligen, sofern die jungen Studenten, (die ohnehin immer jünger werden, immer unreifer die Schule verlassen,) vor allen Dingen Pflege des einfachen gesunden Menschenverstandes und Orientirung bedürfen. Zu den Geheimlehren ist es immer noch Zeit und der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Wo wäre irgend ein tiefer Denker, dem die wahre Weihe nicht erst viel später gekommen wäre, als in den Universitätsjahren. Die Universität soll um der Schüler, nicht um der Lehrer willen da seyn, sie soll nur solche Lehren ertheilen, welche der Jugend angemessen sind, nicht wie sie die Willkür oder Pedanterei, Genialitätssucht oder Minutiosität der Professoren beliebt. Die Universität soll eine höhere Bildungsanstalt, aber nicht eine Menagerie gelehrter und genialer Monstrositäten seyn. Nicht alles, was in die Bücher und für reifere Leser gehört, taugt zum Vortrag vor die Universitätsjugend. Das weiß jeder, der jemals eine Universität besucht hat. Und namentlich was die Philosophie betrifft, sollte davon auf Universitäten nichts gelehrt werden, als das Allgemeinste, Verständlichste, die doppelte, theils psychologische, theils historische Einleitung in das Studium der Philosophie. Dann erst und in reifern Jahren kann man durch Selbststudium weiter kommen. Nichts aber ist wahnsinniger, als die Köpfe einer Menge junger Leute, von denen kaum der fünfzigste zur Philosophie nur überhaupt Beruf hat, von vorn herein mit den Hirngeburten des ersten besten Pedanten oder Schwärmers anzufüllen, in dessen Hände sie zufällig auf dieser oder jener Universität gerathen, ehe sie nur ein Urtheil haben, unter den vielen Philosophien eine zu wählen.

Das Wichtigste und der Kern der vorliegenden Schrift ist die Polemik gegen die absolutistischen Philosophien, d. h. gegen die, welche sich über die Beschränkungen und Bedingungen unsrer Erkenntnißweise wegsetzen und eine absolute unbedingte Erkenntniß annehmen wollen. Er sagt: „Wir wollen nicht, wie die Spekulation der Identitätssysteme, aus dem Absoluten das bedingte Daseyn von Körper und Geist, oder aus der Indifferenz die Differenz in Körper und Geist objektiv ableiten: aus dem Absoluten als solchem läßt sich nie das Bedingte, aus der Indifferenz nie die Differenz herausbringen. Hier sollte nur subjektiv gezeigt werden, wie diese verschiedenen Beurtheilungsweisen der Dinge nothwendig in der Organisation der menschlichen Erkenntniß liegen, und wie sie sich hier zu einander verhalten." Und sehr gut ist folgende Beweisführung: „Wenn ich ein Glied meines Körpers, Hand oder Fuß, bewege, so kann ich es einmal spiritualistisch als Wirkung meines Willens, und zugleich auch materialistisch als Wirkung meines körperlichen Organismus, als bloß körperlich verursachte Thätigkeit der Nerven und Muskeln betrachten; denn für jede körperliche Veränderung muß es eine körperliche Ursache geben, wie denn auch in den Thieren dieselben Bewegungen der Glieder nur aus körperlichen Ursachen erklärt werden, die im Menschen zugleich aus der geistigen Ursache des freien Willens erklärt werden. Faßt man nun dieses Verhältniß in dem gewöhnlichen Sinne des Materialismus und Spiritualismus objektiv auf, d. h. denkt man sich Körper und Geist als objektiv verschiedene Realitäten, so würde in dieser doppelten Erklärung, die doch nicht zu vermeiden ist, allerdings ein Widerspruch liegen, denn ich kann nicht eine und dieselbe Wirkung zugleich zwei Ursachen zuschreiben. Zwei Ursachen können sich wohl vereinigen, um Eine Erscheinung hervorzubringen, aber dann ist die Erscheinung auch aus zwei Wirkungen zusammengesetzt, deren jede nur eine Ursache hat. Jede Ursache ist für sich zureichender Grund ihrer Wirkung und schließt jede andere Ursache aus. In unserem Fall müßte also, objektiv genommen, nur entweder der Wille oder der körperliche Lebensprozeß alleinige Ursache der Bewegung eines Gliedes seyn. Subjektiv hingegen fällt dieser Widerspruch weg, denn hier sind Wille und körperliche Lebensäußerung nicht verschiedene Realitäten, also auch nicht verschiedene Ursachen; sondern beide sind nur verschiedene Erscheinungsweisen des Einen menschlichen Wesens, und ich kann daher eine Lebensäußerung nach der Ansicht der äußeren Erscheinungsweise aus körperlichen Ursachen, nach der inneren Erscheinungsweise aus geistigen Ursachen ableiten. In diesem subjektiven Sinne nun kann man dem Materialismus wie dem Spiritualismus in ihren entgegengesetzten Erklärungsversuchen die größte Ausdehnung gestatten, ohne daß davon für die Selbstständigkeit beider Natursysteme die mindeste Gefahr zu befürchten wäre. Der Materialismus mag seine materialistischen Erklärungen geistiger Thätigkeiten noch so weit ausdehnen, wie etwa Gall in seiner Organlehre des Gehirns versucht hat, so ist davon für die Selbstthätigkeit und Freiheit des Geistes nicht das Mindeste zu fürchten, denn dem Spiritualismus steht es eben so frei, das Körperliche geistig zu erklären. Beiden ist die zerstörende Kraft dadurch genommen, daß sie in die subjektive Bedeutung umgesetzt sind, objektiv aber als durchaus nichtig betrachtet werden müssen."

Wir haben also hier die bekannte Kant-Friesische Grundanschauung, die dem gesunden Menschenverstande so sehr zusagt und vor Verirrungen warnt. Nun wird die Seele unter die bekannten vier Kantischen Kategorien gestellt und ihre Vermögen werden demnach näher erörtert. In diesen Ausführungen hätte der Verfasser die trockne Regel vielleicht etwas mehr in der geistreichen Manier Kants mit in die Augen fallenden Beispielen unterstützen und den neuern somnambulen Erfahrungen etwas mehr

Digitized by Google

Aufmerksamkeit widmen können. Je mehr wir mit ihm der Ansicht sind, daß die Psychologie nicht über die Erfahrung hinausgehn soll, um so mehr müssen wir auch verlangen, daß sie sich vor keiner Erfahrung verschließe, oder die unwahrscheinlichen Erfahrungen wenigstens erst näher prüfe, ehe sie sie verdammt. Endlich hätten wir dem vernünftigen Buche eine etwas wärmere und anregendere Sprache gewünscht.

5) Die Lehre vom Menschen. Von Karl Friedrich Lessing. Erster Band. Breslau, in Kommission bei Max und Comp., 1832.

Ein Buch, das unangenehm zu lesen ist. Die ewigen Entweder und Oder, in welche der Verfasser alle Dinge dieser Welt eintheilt, ermüden entsetzlich. Da sind die Dinge entweder körperlich oder geistig, entweder Substanz oder Form, entweder lebendig oder todt (anorganisch oder organisch), entweder frei oder unfrei (Mensch oder Thier), entweder gemüthlich oder verständig ꝛc., als ob die ganze tiefe Fülle der Welt bloß um der leeren Form der Unterscheidung willen da wäre. Diese Unterscheidungssucht führt den Verfasser sogar zu offenbaren Irrthümern. Um den Unterschied zwischen Gemüth und Verstand festzuhalten, will er denselben bis in das Gebiet der Einbildungskraft verfolgen, das doch seine ganz eigenthümlichen und vom sogenannten Fühlen und Denken unabhängigen Gesetze hat. Er sagt: „a) Erkennen wir bloß zur Befriedigung unsrer Gemüthstriebe: so bleibt das dem Gedächtniß imprimirte Seelenbild in Vergleich mit den Umgebungen unvollständig und seine Belebung durch Rückerinnern kann nur nach Gemüthsrücksichten erfolgen. b) Erkennen wir dagegen nach dem Zwecke des Verstandes, so drücken sich im Seelenbilde nicht bloß die Einzelnheiten der Umgebungen, sondern auch ihr geistiger Zusammenhang aus. Hier muß zwar nach der Beschaffenheit des Seelenbildes die Rückerinnerung ebenfalls wirken, jedoch zeigt sich in der Rückerinnerung objektiver Zusammenhang der Erkenntnisse, und der Handlungsfall bestimmt durch Ursache und Zweck, ob das Seelenbild in Gemüths- oder Verstandeshinsicht belebt werden soll.“ Das ist Unsinn. Erinnerung ist Erinnerung, sie mag den Verstand oder das Gemüth beschäftigen. Das Seelenbild bleibt unter allen Umständen das nämliche, es kann nur entweder klarer oder dunkler seyn, und das hängt nur von der Stärke des Eindrucks ab, mit dem es sich uns eingeprägt hat, und von der Stärke oder der Neuheit des Interesses, das wir noch daran nehmen; nie aber hängt es ab von dem Unterschied des Verstandes und Gemüthes. „Das fühlende Gemüth erinnert sich vollkommen so lebhaft nicht bloß an die Einzelheiten, „sondern an den ganzen geistigen Zusammenhang“ einer frühern Erscheinung, wie der denkende Verstand, und umgekehrt kann der Verstand sich oft sehr vergeblich mit der Entzifferung einer dunkeln Vorstellung abmühen, die ihm vielleicht erst durch eine Gemüthserregung klar wird. Die Wahrheit ist, daß sich die Phantasie zu Gemüth und Verstand, oder das Vorstellungsvermögen zu dem Gefühls- und Denkvermögen genau verhält wie die Natur selbst. So wie die wirkliche Rose Rose bleibt, ob ich etwas bei ihr fühle oder denke, so bleibt die eingebildete Rose in der Poesie oder Erinnerung ebenfalls Rose, mag ich nun mehr bei ihr fühlen oder denken. Gemüth und Verstand als solche thun nichts dazu und davon und können die Gesetze der Einbildungskraft so wenig verändern als die der Natur.

6) Handbuch der Psychologie. Von Prof. Dr. K. H. Scheidler. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1833. Auch unter dem Titel: Propädeutik und Grundriß der Psychologie.

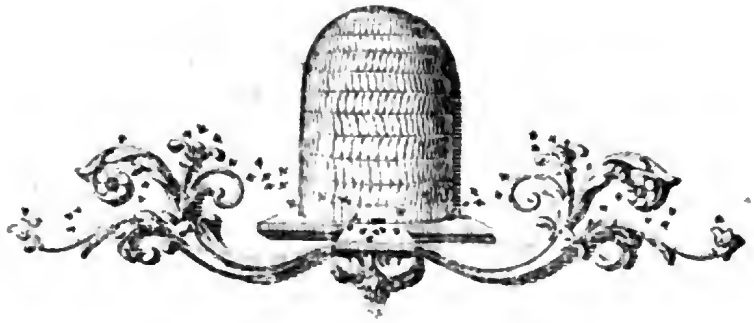
Wenn sich der Verfasser nach alter deutscher gelehrter Weise etwas zu lange bei den Vorbereitungen aufhält und ein dickes Buch bloß über die Nothwendigkeit, die Psychologie zu studiren, schreibt, ehe er zum Studium selber kommt; so würzt er doch diese Erörterungen nicht nur durch zahllose pikante Citate (ein Schmuck aller seiner Schriften), sondern er gibt seiner Empfehlung des psychologischen Studiums auch eine ganz praktische und zeitgemäße Richtung, indem er nachweist, wo es fehlt und welche große Lücken seine Versäumniß veranlaßt. Daß Seelenkunde zur Rechtswissenschaft gehört, daß sie dafür unentbehrlich ist, haben in jüngster Zeit schon Andere nachgewiesen und es ist sogar eine literarische Fehde darüber entstanden. Man hat gegenüber den starren Rechtsbegriffen der römischen Schule die Humanität der deutschen geltend gemacht, man hat dem Untersuchungsrichter Kunde des menschlichen Herzens und dem Strafrichter Billigkeit und Rücksicht auf die Zurechnungsfähigkeit des Delinquenten empfohlen; man hat verlangt, daß nicht jeder Fall unter die gleiche Regel gebracht werden soll. Die Aerzte sind in demselben Falle wie die Juristen. Auch sie bringen gern alle Fälle unter die gleiche Regel, und vergessen über der physiologischen Aehnlichkeit die psychologische Unähnlichkeit. Nicht jeder Arzt nimmt Rücksicht auf Temperament, Charakter, Bildung und Stimmung. Nicht jeder weiß, wie man den Körper durch die Seele kurirt.

Auch der Theologie empfiehlt unser Verfasser sein Studium, und mit Recht. Waren nicht die Theologen von jeher die größten Unmenschen, die unbarmherzigsten Prokrustes, die jeden Menschen mit dem gleichen Maße messen und ihn auf der Tortur lang zerren wollten, wenn er kurz war, oder dekapitiren, wenn er lang war? Ist das schöne Streben der Liebe, allen Menschen das gleiche Heil zu bringen, nicht in die Dragonaden und Auto da Fe's ausgeartet?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 58. 6. Juni 1834.

Seelenlehre.

6) Handbuch der Psychologie. Von Prof. Dr. K. H. Scheidler. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1833. Auch unter dem Titel: Propädeutik und Grundriß der Psychologie.

(Schluß.)

Und was war dieser blutigen Mißgriffe lezter Grund? Mangel an Menschenkenntniß, Vergessenheit der natürlichen Unterschiede unter den Menschen und ihrer Bedürfnisse. Zwar ein höchstes Moralgesetz und ein vernünftiger Gottglauben muß jeder Religion zur Pflicht gemacht werden, wenn ihr heiliger Name nicht ein Mißbrauch seyn soll, aber im Uebrigen, in den Nebendingen kann nicht Toleranz genug obwalten. Ich erlaube mir einige Ansichten über diesen interessanten Gegenstand, die ich vor mehreren Jahren in einem wenig bekannt gewordenen Journal (den Nürnberger Blättern) mittheilte, hier wieder aufzufrischen, der Controverse gewärtig.

Man spricht fast nur von dem Einfluß, welchen die Religion auf die Menschen haben soll, und bedenkt zu wenig den Einfluß, welchen umgekehrt die Menschen auf die Religion wirklich haben. Die Religion ist wie das Sonnenlicht etwas durchaus Einfaches, aber es werden mannichfache Religionen daraus, indem die Menschen sie sehr eigenthümlich und sehr verschieden auffassen, so wie das einfache Licht, von irdischen Gegenständen aufgesogen, sich in viele Farben bricht. Sehen wir nun einmal von der religiösen Sonne ab, und blicken rückwärts auf die Landschaft, die von ihr beleuchtet wird, auf das große Panorama der Völker, die den bunten Farbenschmuck ihrer Religionen vor uns ausbreiten, so kann dies vielleicht dazu dienen, uns eine recht lebhafte Empfindung von allgemeiner Toleranz einzuflößen. — Wenn man die wechselseitige Verdammung der ältern Zeiten und die unlautere Duldung der unsern betrachtet; wenn man sieht, wie offen oder heimlich jede Religionspartei die andere verwünscht und sich allein für die einzig rechte hält, so darf man sich allerdings nicht darüber beschweren, daß die Religionsspötter diesen Widerspruch lächerlich machen. Die religiöse Ausschließlichkeit ist immer lächerlich, wenn nicht noch etwas schlimmeres. Wozu anders kann sie führen, als entweder zu einem endlosen Religionskriege, oder zu dem Siege einer Partei, und der lezteren wäre noch weit mehr zu beklagen, als der erstere, weil die Einseitigkeit ihre Herrschaft immer nur auf Gewalt und Unnatur gründet. Welche Religion ist so vollkommen, daß sie jedem Himmelsstrich, jeder Nation, jeder Kulturstufe, jedem Temperament anpaßte? Man hält zwar mit Recht die christliche Religion für dieses Ideal, aber die Versuche,

Digitized by Google

dieſes Ideal zu verwirklichen, widerſprechen ſich bekanntlich auf ſo mannichfache Weiſe, als es verſchiedene chriſtliche Sekten gibt, und dieſe verdammen ſich unter einander mehr als je ältere Religionsparteien gethan, und treiben den Grundſatz der Ausſchließlichkeit bis zur äußerſten, früher unbekannten Strenge. Was wäre nun wohl mehr zu beklagen, wenn der Kampf dieſer chriſtlichen Sekten endlos fortwüthete, oder wenn eine dieſer Sekten den Sieg davon trüge? — Es bleibt aber noch ein dritter Ausweg übrig, die Verſöhnung, und unter dieſer verſteh ich mit nichten die prahlhafte Duldung unſrer Zeit, ſondern die innige und rückhaltloſe Anerkennung alles Guten aller Religionen, den Einklang aller ächten religiöſen Töne. Da die Menſchen von Natur aus verſchieden ſind und dieſe urſprünglichen klimatiſchen, nationellen und phyſio-pſychologiſchen Unterſchiede immer bleiben werden, ſo läßt ſich zwar nicht erwarten, daß die ganze Menſchheit, oder ein Volk, oder auch nur ein Einzelner jemals jene vollkommene Harmonie des Religiöſen in ſich hervorrufen werde; indeß iſt nicht abzuſehn, warum die Menſchen nicht wenigſtens endlich zu einer klaren Erkenntniß ihrer Einſeitigkeit kommen, und demzufolge die Ausſchließlichkeit aufgeben und ſich, jeglicher mit ſeiner Stimme, der allgemeinen Harmonie dienend unterordnen ſollten? Es iſt gewiß, daß ſich die Religioſität des einen Volkes oder Individuums immer mehr auf eine ſinnliche oder phantaſtiſche Weiſe in der äſthetiſchen Schöpfung religiöſer Symbole, Mythen und Ideale, die des andern mehr auf eine ſittliche Weiſe im Willen und in Handlungen, die noch eines andern mehr auf eine gemüthliche Weiſe in Gefühlen, Begeiſterungen und Entzückungen, und die wieder eines andern mehr auf eine verſtändige Weiſe im Denken über das Göttliche und in religiöſen Syſtemen ausſprechen wird; warum aber ſollte jeder, der einſeitig der einen Richtung folgt, nothwendig die übrigen Richtungen läugnen oder verdammen müſſen? warum ſollte es nicht endlich dahin kommen, daß einer die Religiöſität des andern nicht bloß duldete, ſondern mit Ueberzeugung anerkennte, ſo wie einſt auf einer andern Stufe religiöſer Bildung, im unchriſtlichen Alterthum, jeder zwar einer Lieblingsgottheit huldigte, aber deßhalb doch die andern Gottheiten nicht verläugnete? Was ſich dort auf eine rohe und objektive Weiſe ausſprach, das könnte und ſollte endlich in einem höhern Sinne auch auf ſubjektive Weiſe eintreten. Wer durch vorherrſchende Denkkraft angetrieben wird, das Göttliche in den Tiefen des Verſtandes zu ergrübeln, ſollte zugleich anerkennen, daß in der menſchlichen Seele noch andere Neigungen und Kräfte ſchlummern, die nicht weniger fähig ſind, ſich dem Göttlichen zu nähern, wenn auch auf andern Wegen, und er ſollte nicht mehr ſo hochmüthig auf die herabſehn, die von der Willenskraft oder von dem äſthetiſchen Sinne, oder von dem übermächtigen Gefühl getrieben ſich weniger durch religiöſe Gedanken als durch religiöſe Handlungen, Vorſtellungen und Entzückungen auszeichnen. Und ſo umgekehrt. Der ſinnliche Italiener, der die erhabenſten religiöſen Ideale in ſeiner bildenden Kunſt und Kirchenmuſik auf dem äſthetiſchen Wege erreicht hat, ſollte nicht den denkenden Theoſophen, nicht den ſtrengen Moraliſten, nicht den ſchwärmeriſchen Pietiſten verachten. Der Moraliſt hinwiederum ſollte neben ſeiner überwiegenden Willensſtärke auch die Rechte des freien Denkens, des äſthetiſchen Sinnes und des frommen Gefühles anerkennen, und der Schwärmer endlich ſollte allen ſeinen religiöſen Entzückungen ſich überlaſſen dürfen, ohne deßhalb die Gedanken und den Willen abtödten und alles Aeußere und Sinnliche als weltlichen Tand verdammen zu wollen. — Es iſt gewiß der größte Irrthum aller Religionsparteien, daß ſie die Ausſchließlichkeit gleichſam als ein nothwendiges Poſtulat der Vernunft annehmen, und nicht im mindeſten zweifeln, es könne nur eine Religion die wahre, und dieſe einzige könne nur die ihrige ſeyn. Die Wahrheit iſt im Gegentheil, daß keine religiöſe Anſicht die andere ausſchließt, ſondern umgekehrt ſie ſelbſt vorausſezt und erfordert, weil jede für ſich von einem richtigen, aber nur einſeitigen Standpunkt ausgeht. Man muß ſie alle vereinigen, was der einen fehlt, durch die andere ergänzen, was die eine übertreibt, durch die andere mäßigen, was die eine läugnet, durch die andere beweiſen, und ſie alle wie verſchiedene muſikaliſche Töne durch den Einklang reinigen und verſtärken, indem ihre Monotonie wie ihr Mißlaut aufgehoben wird. Es kann nicht die Abſicht Gottes ſeyn, nur eine dieſer Stimmen eintönig vorwalten und die andere verſtummen, noch weniger, ſie alle eine fortwährende Diſſonanz aushalten zu laſſen; vielmehr ſollen ſie alle in einer unermeßlichen Fuge, im Hymnus der ganzen Menſchheit, ſich harmoniſch in einander ſchließen. — Ich bin durch die Betrachtung der Geſchichte ſowohl, als durch die Prüfung der allen hiſtoriſchen Erſcheinungen urſprünglich zu Grunde liegenden Seelenkräfte des Menſchen zu der innigen und unerſchütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß es im religiöſen Sinne keine abſolute Einheit, ſondern nur gleichſam eine Konföderation, oder um in dem hier ſo genau paſſenden und richtigen und muſikaliſchen Bild zu bleiben, nur einen harmoniſchen Einklang verſchiedener Stimmen geben kann, und daß der Entwicklungsweg der Menſchheit wirklich auf dieſe und auf keine andere Einheit hinzielt. Die Farben treten nur nach einander hervor, um endlich im Regenbogen ihren ſchönen Bund zu ſchließen. — Die Geſchichte faltet aus einander, was in des Menſchen Seele wie im Keime ſchlummert. Es iſt einerlei, ob man von der hiſtoriſchen Erſcheinung zurückblickt auf die pſychologiſche Urſache, oder umgekehrt. Man muß auf

Digitized by Google

beiden Wegen immer zu denselben Resultaten gelangen, denn Geschichte und Psychologie bestätigen sich wechselseitig, und es gibt kein psychologisches Phänomen, das nicht der Grund eines geschichtlichen, kein geschichtliches, das nicht die Folge eines psychologischen wäre. — Die Seele ist das innere Paradies, aus dem die vier heiligen Ströme fließen in die Welt. Der erste Quellbrunn ist in den Sinnen aufgethan, im Willen der zweite, im Gefühl der dritte, und der vierte im Gedanken. Aus dem ersten fließen alle ästhetischen, aus dem zweiten alle ethischen, aus dem dritten alle pathetischen, aus dem vierten alle intellektuellen Erscheinungen des Lebens her, und das Religiöse theilen alle mit einander. Im Religiösen nehmen sie ihren gemeinschaftlichen Ursprung, zum Religiösen streben sie wieder hin auf allen Wegen. Das Göttliche offenbart sich dem Sinn, wie dem Willen, dem Gemüth wie dem Verstand, es erscheint im sichtbaren Bilde wie in den Handlungen, in den Gefühlen wie in den Gedanken. Es sind die vier Elemente der menschlichen Seele, in deren Färbung der göttliche Lichtstrahl gebrochen wird. Wie es kein Licht gibt, außer in einer Farbe, so gibt es nichts Religiöses, außer in sinnlichen Anschauungen, in sittlichen Handlungen, in Gefühlen des Herzens und Gedanken des Verstandes. — Des Menschen Seele ist aber so beschaffen, daß darin immer nur eins jener Elemente über das andere vorherrscht, und die Ausgleichung wird nur in der Harmonie aller dieser einseitig beschaffenen Seelen gefunden. Man nennt diese einseitige Beschaffenheit der Seele das Temperament, und es gibt mithin vier Temperamente, je nachdem eines jener vier Urelemente in der Seele vorherrscht. Im sanguinischen Temperament herrscht der Sinn vor, im cholerischen der Willen, im melancholischen das Gefühl, im phlegmatischen der Verstand. Diese Temperamente sind an die Individuen vertheilt und bilden nach Geschlecht, Alter, Volksstamm und Klima ganze Gattungen. Sie sind ein Erbe, das der Mensch von der Natur empfängt und das er nie veräußern kann. Das Temperament bestimmt unabänderlich den Charakter und alle Aeußerungen des Menschen. In ihm ergießt sich vorherrschend einer jener vier oben genannten Lebensströme. Alle Lebensäußerungen des Menschen zeugen daher auch von diesem Urquell und in allen Erscheinungen der Geschichte prägen die Temperamente sich aus, jegliches nach seiner Art. Wie dies insbesondere bei allen religiösen Erscheinungen der Fall ist, wollen wir jezt näher betrachten. — Das sanguinische Temperament hat eine vorherrschende Richtung zum Sinnlichen und zwar mehr passiv im Genuß sinnlicher Eindrücke, oder mehr aktiv in der Schöpfung der Phantasie. Daher sucht es auch Gott überall im sinnlichen Bild oder Ton; es will Gott leibhaftig schauen oder doch seines Geistes Wehn und seines Schreckens Donner vernehmen, und wenn eine mehr geistige Religion ihm die Naturgötter raubt, so strebt es dennoch wieder, auch das Geistige in Symbolen und Kunstidealen zu versinnlichen, oder wenigstens durch Baukunst und Kirchenmusik vermittelst der Sinne auf das religiöse Gefühl zu wirken. — Im cholerischen Temperament herrscht der Wille vor und zwar ebenfalls entweder mehr passiv in der Bestimmbarkeit, in der Fügung unter das Gesetz, oder mehr aktiv in kühnem Aufschwung und heldenmüthigen Thaten. Daher sucht es Gott in einem sittlichen Gesetz, es will Gottes unbekannten Willen im prophetischen Heldenthum offenbaren, oder den durch das Gesetz schon offenbarten Willen desselben vollstrecken, es will für Gott leben, handeln, streiten, sterben. — Das melancholische Temperament zeichnet sich durch die Herrschaft der Gefühle aus, indem es sich entweder mehr passiv den innern Entzückungen und Qualen, oder mehr aktiv den nach außen stürmenden Leidenschaften überläßt. Daher sucht es Gott in der Liebe, in der wollustvollen Ausgießung eines heiligen Geistes, der die ganze Welt mit Wonne durchströmt. Unendliche Sehnsucht nach unendlicher Entzückung, die Qual der mangelnden Befriedigung, und die Schwelgerei im innern Genuß, wenn diese Befriedigung erfolgt, dies sind die Symptome der Gefühlsreligion. — Im phlegmatischen Temperament, in welchem die Sinnlichkeit, der Wille und das Gefühl vollkommen beruhigt und abgestumpft erscheinen, tritt dagegen der kalte, ruhig beobachtende und überlegende Verstand hervor, und zwar entweder mehr passiv im Auffassen und in der Kombination, oder mehr aktiv im Eindringen und in der philosophischen Spekulation. Daher sucht es Gott in einem Begriff, es denkt Gott und strebt vor allen, sich von dem Daseyn, und dann von der Beschaffenheit des göttlichen Wesens zu unterrichten. Fragen wir nun, auf welche Weise diese Temperamente unter den Menschen vertheilt sind, so ergibt sich zunächst, daß im Bezug auf den Geschlechtsunterschied beim männlichen Geschlecht mehr Willen und Verstand, beim weiblichen mehr Gefühl und Sinn vorwalten. Was den Unterschied des Alters betrifft, so scheint sich immer zuerst der Sinn, später der Wille, dann das Gefühl, zulezt der Verstand zu entwickeln. Der Mann ist mehr geneigt, für Gott zu handeln oder Gott zu denken, das Weib versenkt sich mehr in religiöse Gefühle oder in die sinnliche Anschauung. Auf das zarte Alter macht ebenfalls die sinnliche Pracht und Erhabenheit des Gottesdienstes den meisten Eindruck, im Jünglingsalter will der frische Muth sich in Thaten aussprechen, erst in reifen Jahren erstrebt und reinigt sich das Gefühl, und im Alter ist man am meisten geneigt, dem Ewigen nachzudenken. — In Bezug auf die klimatischen und geographischen Unterschiede scheint es, daß im Süden die Sinnlichkeit, im Norden der Wille, im Osten das Gefühl, im Westen der Verstand einheimisch sey.

Digitized by Google

Dabei bemerken wir nicht undeutlich eine gewisse religiöse Diagonale, die von Südwesten nach Nordosten läuft. Die Völker des Südens und Ostens bilden einen allgemeinen Gegensatz gegen die des Nordens und Westens, und dieser Gegensatz stimmt mit dem der Geschlechter überein. Die südöstlichen Völker, bei denen Sinn und Gefühl vorherrschen, haben eine mehr weibliche, die nordwestlichen, bei denen Willen und Verstand vorherrschen, eine mehr männliche Religiosität. — Der geschichtliche Unterschied stimmt dagegen mit dem der Lebensalter überein. Der Entwicklungsgang der ganzen Menschheit bietet kein anderes Schauspiel dar, als was in dem Leben des Einzelnen sich zeigt. Die ältesten mythischen Religionen waren mehr sinnlich, und erhoben sich im Judenthum zur Sittlichkeit. Mit dem Christenthum begann die Religion des Gefühls und sie ist jezt in die des Verstandes übergegangen. — Die Menschen sind indeß nicht nach so starren Linien gesondert, daß sich bei ihnen die bezeichneten vier Hauptrichtungen nicht auf mannichfache Weise paralleliſiren oder durchkreuzen sollten. In jeder Religion findet man daher wenigstens etwas von den andern, wie in jedem Temperament wenigstens eine leise Schattirung von den übrigen. Jede Religion hat ein Gesetz und eine Kunst, eine Liebe und ein System, in jeder sind Helden, Künstler, Schwärmer und Denker geweckt worden; aber eines hat immer vorgewaltet, und dieses Vorwalten einer einseitigen Richtung, die alle andern zurückdrängte, bezeichnet den verschiedenen Charakter der vielen Religionen, in welche die Menschen von jeher sich getheilt haben. — Es gibt gewisse, gleichsam chemische, Verwandtschaftsgesetze, nach denen die psychischen Elemente sich verbinden, wie die physischen, und nach diesen allein können auch die Verwandtschaften der verschiednen religiösen Richtungen bestimmt werden. — Willen und Sinn, Gefühl und Verstand bilden die grellsten Dissonanzen, sind am entschiedensten sich entgegengesezt, wie Nord und Süd, Ost und West. Daher findet sich in einer sittlichen Religion am wenigsten Sinnlichkeit, und in einer sinnlichen am wenigsten Sittlichkeit; deßgleichen in einer Gefühlreligion am wenigsten Verstand, und in einer Verstandsreligion am wenigsten Gefühl. — Dagegen verbindet sich mit dem Willen am leichtesten der Verstand, wie bei den nordwestlichen Völkern, und das Gefühl am leichtesten mit dem Sinn, wie bei den südöstlichen Völkern. — In entfernterer Verwandtschaft steht der Wille mit dem Gefühl, der Sinn mit dem Verstande. — Hieraus ergibt sich, daß eine sittliche Religion mehr Verstand, weniger Gefühl, am wenigsten Sinnliches in sich aufnimmt, eine sinnliche mehr Gefühl, weniger Verstand und am wenigsten Sittliches; eine Gefühlsreligion mehr Sinn, weniger Willen, am wenigsten Verstand; endlich eine verständige mehr Willen, weniger Sinn, am wenigsten Gefühl. — Dies sind die anthropologischen Dissonanzen und Konsonanzen, über welche man sich verständigen muß, wenn man den unendlichen Wirrwarr der religiösen Töne sich entwickeln will. Sie haben eine geometrische Evidenz, und sind Naturgesetze, gegen die wir nicht streiten können und nicht streiten sollen. — Die Anwendung dieser allgemeinen Regel auf besondere Fälle der religiösen Streitigkeiten unsrer Tage möge sich jeder Leser selber machen. —

Auch den Geschichtschreibern empfiehlt der Verf. die Psychologie und dem Dichter, verlangt aber auch umgekehrt, daß die Psychologen sich in der Geschichte und Poesie umsehen sollen, und führt eine Menge der in dieser Beziehung lehrreichsten Geschichtswerke, Biographien und Dichtungen an.

Außer einem Register aller irgend wichtigen psychologischen Werke hat der Verf. auch noch in seinen überreichen Citaten dem Leser hunderte von Wegen für seine weitern Forschungen eröffnet.

Dem Körper widmet er zum Behuf der Seelenkunde große Aufmerksamkeit, und geht bei der unwillkührlichen Mimik und Physiognomik bis ins Detail. Doch citirt er dabei keinen Aeltern als Gall und Lavater und hätte wohl noch, wenn nicht die zahllosen Chiromanten, die nebenbei auch in weiterm Sinn Physiognomik trieben, doch wenigstens des alten Neapolitaners Porta gedenken sollen, dessen Vergleichung der menschlichen mit der thierischen Physiognomie immerhin ein sehr lehrreiches Buch bleibt und im Fabelhaften und Willkürlichen viel Wahres enthält.

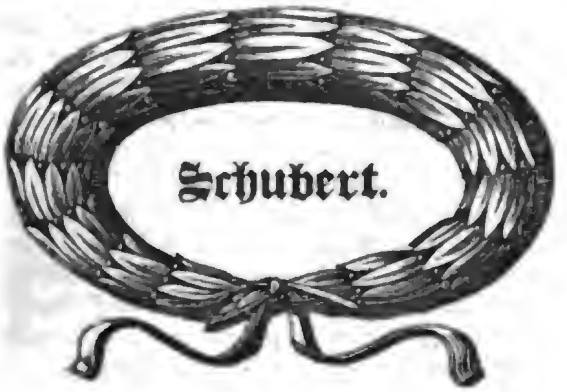
Uebrigens ist der Verf. ein eifriger Anhänger von der Unkörperlichkeit der Seele. „Ueberhaupt fallen Körperliches und Geistiges im Menschen, so eng es auch mit einander verknüpft ist, so wenig ganz zusammen, oder gehen so wenig völlig in einander auf, daß die Seele nicht nur sich deutlich und bestimmt von dem Leibe unterscheidet und dieses Bewußtseyn durch allen Wechsel der körperlichen Zustände oder Theile beharrlich behauptet, so wie oft sich mit ihrem Willen den körperlichen Affekten entgegensezt und sie überwindet; sondern daß sich auch bei genauerer Untersuchung der in vielen Fällen allerdings stattfindende Parallelismus keineswegs in allen nachweisen läßt, was doch der Fall seyn müßte, wenn Seele und Körper identisch wären. Es ist Thatsache der Erfahrung, daß körperliche und geistige Entwicklung nur bis zu einem gewissen Punkte (und selbst da nicht völlig gleichmäßig) parallel laufen: daß der Geist, wenn der Körper schon seinen Culminationspunkt erreicht hat und abzunehmen anfängt, nicht nur noch lange Zeit fort sich entwickelt, sondern sein höheres Leben dann eigentlich erst beginnt: daß oft gerade dann, wenn das Leibliche dahinsinkt, das psychische Leben erhöht wird (z. B. im Zehrfieber); daß bei s. g. Geisteskranken oft kurz vor dem Tode die volle Besonnenheit zurückkehrt; daß bei Krankheiten aller Art Seele und Leib fast nie in demselben Grade leiden, im Gegentheile oft der eine Theil (fast) ganz gesund bleibt: endlich, daß Vollkommenheit des Körpers (Schönheit, Schärfe der Sinne u. d. m.) keineswegs immer auf entsprechende des Geistes schließen läßt."

Im Geschlechtsregister der einzelnen Seelenkräfte unterscheidet der Verf. bei den Gefühlen auch Verstandesgefühle (intellektuelle), gegen die wir Protest einlegen. Er beruft sich dabei unter anderm auf Biunde, dessen Werk wir ebenfalls angezeigt und dabei unsern Widerspruch vorgebracht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 59. 9. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

7) Die Geschichte der Seele. Von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage, nebst 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

Schuberts Werk hat seiner Vortrefflichkeit wegen die schnell der ersten nachfolgende zweite Auflage wohl verdient und sie erfreut uns um so mehr, als sie zugleich beweist, welche große Verbreitung das so interessante, in neuerer Zeit so sehr vorgeschrittene Studium der Seelenkunde findet.

Schubert gehört nicht mehr der aristotelischen Schule Kants, sondern der platonischen Schellings an. Er beschränkt sich nicht auf die Oberfläche der psychischen Erscheinungen, sondern sucht in die Tiefe der Seele einzudringen, und er gibt nicht eine bloße Aneinandereihung und Beschreibung von Seelenkräften (wie auch Carus trotz seines kleinen Schelling'schen Anstrichs von Ideal-Realität nicht mehr gegeben hat), sondern er faßt das Seelenleben, dem Organismus analog, in seinem innern Zusammenhange auf, in ächt naturphilosophischer Weise. Sein Werk ist bei weitem das am meisten systematische und zugleich umfassendste in dieser Gattung. Es ist nicht zu verwechseln mit verwandten naturphilosophischen Werken, z. B. Steffens Anthropologie, Eschenmayers Psychologie, weil diese keineswegs ausschließlich von der Seele, sondern zugleich von der ganzen Natur, selbst von der unorganischen und von der Astronomie handeln, und weil dieselben, in philosophischer Konsequenz fortschreitend, der Erfahrung, den Beispielen, dem Detail der Erörterungen nicht viel Raum übrig lassen, während Schubert mit dem größten Sammlerfleiß alle Seiten des umfangreichen Buchs mit Thatsachen aus der Erfahrung bereichert hat. Nun gibt es zwar Sammlungen dieser Art, und zum Theil sehr reichliche, wie die schon erwähnten von Kant, Carus, Scheidler und noch ältern von Muratori, Henning, Mauchart ꝛc., aber diesen fehlt wieder das System, die tiefe naturphilosophische Begründung. Das doppelte Bedürfniß der empirischen Reichhaltigkeit und der wissenschaftlichen Tiefe ist in keinem psychologischen Werk in so vollkommenem Grade befriedigt, als in dem vorliegenden.

Die zweite Auflage ist vielleicht um ein Drittel stärker, und doch nicht theurer als die erste. Die meisten Zusätze finden sich in dem ersten Theile, der von dem körperlichen Organismus, und in dem lezten, der von dem Verhältniß des Geistes zur Seele handelt. Seine

Digitized by Google

frühern verwandten Werke: über die Nachtseite der Naturwissenschaft (in drei Auflagen), Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, Symbolik des Traums, haben die vorherrschende Neigung und das ausgezeichnete Talent des Verfassers für Untersuchungen über die menschliche Seele genügend dargethan. Durch seine Naturgeschichte, von der jezt ebenfalls eine zweite Auflage erscheint, durch seine Kosmologie, die Urwelt und die Fixsterne, hat er zugleich wie Oken bewiesen, daß ihn die philosophische Spekulation nicht einseitig vom Gebiet der Erfahrung hat abirren lassen. Die religiöse Richtung, die ihm schon frühe eigen war, die sich aber je länger je mehr in ihm entschieden hat, kommt fast durchgängig seinen psychologischen Untersuchungen zu Statten, denn wer kein Auge hat für die höhere Schönheit der Seele hienieden und für ihre Bestimmung jenseits, wer nur ihre sogenannten Vermögen abschäzt, wie ein Inventarium, der hat auch den wahren Beruf für diese tiefsinnigste aller Wissenschaften nicht. Nur einigemal ist die Frömmigkeit des Verfassers in Nichtbeachtung oder Tadel solcher Dinge ausgeartet, die, wenn sie auch nichts von Demuth und timidem Wesen an sich tragen, gleichwohl von göttlicher Natur sind, z. B. so mancher Kampf in der Geschichte.

Mit Zurückbeziehung auf das, was wir bei Gelegenheit der ersten Auflage in Nr. 34 des Literaturblatts von 1831 gesagt, heben wir nur die Umrisse des Ganzen und einige charakteristische Partieen hervor. Nachdem der Verfasser den höhern Ursprung und die höhere Bedeutung alles Seyns nachgewiesen und dann die körperliche Natur des Menschen, als die Wohnung und das Mittel der Seele in einer klaren und umfassenden Erörterung beschrieben hat, geht er zur Seele selbst über, und fragt zuerst nach ihrem Wesen für sich, nach ihrer Fortdauer, nach ihrem eigenthümlichen Wirken in ihrer Geschiedenheit vom Körper, dann nach ihren Wirkungen und Eigenschaften im Körper, und endlich noch nach ihren Verhältnissen zum Geiste.

Er trennt Leib, Seele, Geist. Daß die Seele unabhängig vom Leibe leben könne, beweist der Traum, und derselbe Traum beweist auch eine Unabhängigkeit der Seele vom Körper: „Die Wirksamkeit und Weise der Seele wird demnach, sobald sie in mehr oder minderem Grade unabhäng vom Leibe sich zu äußern vermag, eine so ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verschiedene, daß wir daraus schließen können, was die Seele für sich allein, in ihrer Besonderheit vom Leibe seyn möge. — In einigen Fällen, so dürfte man sogar hinzufügen, lassen uns solche Zustände die Seele in ihrer Besonderheit und Verschiedenheit selbst vom Geiste erkennen, und es ist unter anderem auffallend, wie die Sprache der Seele so ganz nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, statt der Worte besteht, während die Sprache des Geistes die eigentliche, gedankenvolle Menschen- und Wortsprache ist. Wenn dann beim Einschlafen oder im Irreseyn des Fiebers der Geist in seine innern Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele spricht; da verwandeln sich sogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im gesunden Zustand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geist beim Erwachen die ihm gebührende Herrschaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge seiner Natur: welche ursprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erscheinen der Dinge für das äußre Auge, sondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darstellt.“

Hierbei muß natürlich die Rede vom Magnetismus seyn. Der Verfasser sieht in der Entdeckung desselben einen Wink des Himmels. „Wie im leztverflossenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist: den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Daseyn und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen gesunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig, ja bei den Meisten, so vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen. — Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand der Menschenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war.“ Sollte hiermit nicht ein zu hartes Urtheil über unsre Zeit ausgesprochen seyn? Ist denn wirklich unser Zustand so trostlos und verarmt zu nennen? Darf man so völlig die Erhabenheit der neuern Weltgeschichte, die in großen Wehen sich vollendende Regeneration, die im Schmerz doch standhaft vollbrachte Heilung

Digitized by Google

verkennen? Darf eine ganze große Zeit wegen der seichten Ansichten einiger Materialisten und Religionsspötter verurtheilt und verdammt werden?

Höchst geistreich vergleicht der Verfasser den Wahnsinn mit den Afterorganismen und Schmarozzerpflanzen. Er ist gleichsam ein Ueberbein der Seele, oder ein Mitesser. „In einigen Krankheiten spielt gleichsam ein fremdes Leben mit unserem Leibe; erzeugt und bildet sich mitten in diesem seinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieses krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; selbst die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchse eine vorwaltende Richtung, und es ist in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere. — Wie in diesen Krankheiten der bildenden Seele eine andere, fremde Leiblichkeit, statt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth selbst die Natur des Hundes; so geschieht dies beim geistigen Irreseyn und beim Wahnsinn selbst der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.“ Der Verfasser gedenkt einiger merkwürdiger Fälle, da einmal die Vernunft im Wachen und der Wahnsinn im Traum, das andermal umgekehrt die Vernunft im Traum und der Wahnsinn im Wachen vorherrschte. „Ein junger Mensch, der im Dienst eines Kaufmanns stund, erschien sich selber jede Nacht in seinem Traum als ein sehr ansehnlicher, reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und inneren Erfahrungen des Traumes knüpften sich, im vollkommen deutlichen Zusammenhang, an die fortgesezte Traumgeschichte der nächsten Nacht an. Eben so war der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von seinem Herrn ausgescholten worden, in seinem hierauf folgenden Starrsucht ähnlichen Traumparorismen ein Mann von Jahren, welcher für Weib und Kind zu sorgen hatte. Im wachen Zustande war er wieder ganz in seiner gewöhnlichen Stellung zum äußeren Leben: Lehrling; in jedem neuen Parorismus war es dagegen, als erwache er jezt aus dem gewöhnlichen Leben wie aus einem Traum, und ginge wieder an sein eigentliches Geschäft als Familienvater. Beide Zustände gingen so völlig abgeschieden von einander ihren Gang fort, daß er sich im Traume nie als Lehrling dachte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen aufnahm, was ihn eben noch in seinem geistigen Irreseyn bekümmert und beschäftigt hatte. Beim eigentlichen Wahnsinn nimmt zulezt die erdichtete, falsche Persönlichkeit ganz oder großentheils die Zeit des Wachens ein, die wahre dagegen scheint öfters im Traume ihr altes Recht zu behaupten, und diesem ihr voriges Wesen fortzusetzen (m. v. m. Symbolik des Traumes 2te Aufl. S. 217 u. 218). Ueberhaupt wirkt und besteht diese wahre und wache Persönlichkeit eben so neben der erdichteten fort, als die Lebensbewegungen des Herzens und des Nervensystems eines leidenden Körpers neben dem falschen Bildungsprozeß fortbestehen, der irgend einen mächtigen Auswuchs am Leibe hervorbringt, oder der den Zustand heftiger Entzündung in irgend einem Organe begleitet. Die Schmerzen können hierbei so heftig seyn, daß sie jedes andere Gefühl im Leibe übertäuben und die gesammte Thätigkeit des Nervensystems gefangen nehmen; der irre geleitete Zudrang des Blutes nach einem solchen Afterorganismus hin kann mächtiger seyn, als nach irgend einem normalen Organ, dennoch ist das ganze Aftergebilde in sich selber ohne selbstständiges Leben; es weicht den angewendeten Heilmitteln oder es stirbt, sobald der Leib, durch den es besteht, aufhört es zu ernähren. Zuweilen können solche Afterorganisationen eine, für die Erhaltung des gefährdeten Lebens wohlthätige Ausscheidung des Fremdartigen seyn; eine Krisis, wodurch ein lange erduldeter, allgemeiner Zustand der Kränklichkeit gehoben wird. Dann erinnern sie an eine Bemerkung von Cox (über Geisteszerrüttungen S. 115 u. f. d. deutsch. Uebers.), nach welcher zuweilen bei wahnsinnig Gewesenen nach der Heilung eine vortheilhafte Veränderung des Charakters, im Vergleich mit dem, was sie vor ihrem Verrücktwerden gewesen, wahrgenommen wird, so wie sich auch an Blödsinnigen, die durch eine zufällige Verletzung des Kopfes genasen, nachher zuweilen eine auffallende Erhöhung der Seelenkräfte zeigte.“ Dies ist gewiß die geistreichste und richtigste Erklärungsart des Wahnsinns.

In der Wechselwirkung der Seele mit dem Körper und der Außenwelt erkennt der Verfasser eine höhere Potenz des körperlichen Organismus, und vergleicht mit dem Athmen, Ernähren und Bewegen, mit Schlaf und Wachen die verschiedenen sogenannten Seelenvermögen. Sehr einleuchtend und schön ist die Vergleichung des Gefühls mit der Nahrung, weil hier die Analogie des Hungers und der Uebersättigung, der Diät und der Schwelgerei sehr nahe liegt, und die Vergleichung der Muskelbewegung mit dem Willen. Minder klar erscheint uns die Vergleichung des Athmens mit einem Einsaugen des geistigen Elementes, in welchem wir leben. „Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam

Digitized by Google

wie in Pulsen nach §. 31) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten inneren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des inneren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt. — Der künstliche Magnet athmet, damit sein inneres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes, welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren, hält und trägt." So schön dieser Gedanke ist, so scheint er doch ein Pleonasmus zu seyn, denn was der Verfasser mit dem Schlafen und Wachen verglichen hat, ist doch im Grunde das nämliche, was er hier mit dem Aus- und Einathmen vergleicht, nämlich die An- und Abspannung, die Polarisation zwischen Arbeit und Ruhe, oder ernster und heitrer Thätigkeit. Was Schubert über die in leztrer Beziehung vorkommenden Kontraste sagt, ist sehr interessant. Er hat versucht, die Sache unter eine Art von Regel zu bringen, nach gleichsam optischen Gesetzen. Wie das grüne Farbenbild das rothe, das blaue das gelbe hervorruft und umgekehrt, so weist er nach, daß Philosophie und Drama, Mathematik und Musik, Sprachstudium und Naturwissenschaft, einander ergänzen. Nicht nur daß Moliere ein eifriger Schüler des Deskartes war, Lustspieldichter überhaupt gewöhnlich ernst, Trauerspieldichter sentenzenreich und zur Philosophie geneigt, umgekehrt aber Philosophen und Denker häufig große Liebhaber der Bühne waren, z. B. Aristoteles, Lessing, so trifft auch eine Glanzperiode der Philosophie jedesmal mit einer dramatischen zusammen. Sophokles, Aristophanes, Plato stehn sich so nahe als Goethe, Schiller, Kant und Schelling. Eben so auffallend ist die Liebe der Schulmänner und Sprachforscher zu Gärten, Blumen, Landschaften, und wenigstens hin und wieder der Naturforscher, wie z. B. Werner zu Sprachen, nährend ebenfalls die große philologische Periode der Italiener und Holländer mit dem ersten Aufschwung der Naturwissenschaften zusamfiel, und auch jezt wieder, nachdem die Theorien der Erfahrung wieder mehr Platz machen, das Sprach- und Naturstudium, besonders auffallend auf einigen Universitäten Hand in Hand gehen.

Die schwierigen Fragen nach dem Anfang und Ende der Seele, nach der Präexistenz derselben vor dem gegenwärtigen Leben, nach der Fortdauer ꝛc. löst der Verfasser einfach als Christ, doch nicht ohne die abweichenden Ansichten anzuführen. Vielleicht hätte er gerade hier noch etwas ausführlicher seyn dürfen. Hier hätte die indische, muhamedanische und selbst die rabbinische Lehre noch eine genauere Erwägung verdient, obgleich der Verfasser der lezteren eine verhältnißmäßig größere Aufmerksamkeit geschenkt hat (S. 657). Ich will nicht sagen, daß er der abgeschmackten Mährchen des Talmud hätte gedenken sollen, die nur Spiele einer eben so grausamen als geängstigten Phantasie sind, z. B. die Bestrafung eines Juden nach dem Tode, die darin bestand, daß er in eine trächtige Hindin verwandelt wurde, und nun nicht nur die widerliche und der menschlichen Seele widerstrebende Gemeinschaft mit zwei Wesen in einem Körper, sondern auch gleich dem Aktäon die Angst der Flucht vor den Zähnen der Hunde erdulden mußte. Aber abgesehn von diesen und ähnlichen Talmudhistörchen, hat die rabbinische Seelenlehre doch einen eigenthümlichen Zug, der Beachtung verdient. Sie erklärt nämlich die Widersprüche im Charakter der Geschlechter und die oft seltsamen Sympathien und Antipathien derselben aus der Seelenwanderung dergestalt, daß weibliche Seelen in männlichen Körpern mit Weibern, männliche Seelen in weiblichen Körpern mit Männern sich abstoßen als gleichnamige Pole, umgekehrt aber troz des gleichen körperlichen Geschlechts sich wegen des verschiedenen Geschlechts der Seelen anziehen. Eine fabelhafte, doch gewiß feine und sinnreiche Erklärung so mancher ehelichen Gegensätze.

Die Seelenwanderung überhaupt, soll man sie denn so ganz ohne Weiteres verdammen? Der Verfasser erklärt sich auf's entschiedenste für eine bleibende Physiognomie des Menschen, die zwar Fortdauer, Läuterung, Veredlung, aber kein Anderswerden im Sinn der Seelenwanderung zulasse. Warum diese Beschränkung? Ich will zwar die nahe liegende Analogie vom Wahnsinn, von der Besessenheit, vom Traum, worin in demselben Körper mehr als eine Seele thätig scheint, nicht benuzen, um darauf einen Beweis für die Seelenwanderung zu gründen; aber wenn ich den Hang der Menschen zum Putz, zum Reisen, zur Geschichte, zur Poesie, zum Theater, zur Veränderung überhaupt betrachte, so scheint darin eine ursprüngliche und sehr unschuldige, ja nothwendige Tendenz der Seele angedeutet, sich zu entäußern und an ein Fremdes hinzugeben, um es sich dann erst anzueignen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 60. 13. Juni 1834.

Seelenlehre.

7) Die Geschichte der Seele. Von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage, nebst 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1833.

(Schluß.)

Was ist die Poesie anders, als ein unvollkommner Versuch zu Zauberei und Seelenwanderung? Welch andrer Trieb liegt der Reiselust, der Theaterlust und so manchem großen Heldenleben zum Grunde? Dies ist ein eben so starker Trieb in uns als der Trieb zur Selbsterhaltung. Variatio delectat nicht bloß, sie ist uns unentbehrlich. Dafür ist uns die Mannichfaltigkeit in Natur und Geschichte gegeben, daß wir, was wir an uns selbst nicht anders finden, wenigstens in Andern finden. Dauern wir fort, so muß unser unendlicher Wissens- und Lebenstrieb, der immer zugleich Veränderungstrieb ist, sich doch wohl steigern, es müssen uns, wie viele poetische Gemüther sich längst geschmeichelt haben, ferne Welten eröffnet werden, durch die wir reisen können von Stern zu Stern. Aber darf dann die Phantasie bei einer solchen bescheidnen Reise stehn bleiben? Der Erkenntnißtrieb kann sich nicht mit dem bloßen oberflächlichen äußern Schauen begnügen, er muß durch Verwandlung unmittelbar in die fremde Sache eindringen. Dann erst weiß man eine Sache ganz, wenn man sie selbst geworden ist.

Sollten wir auch annehmen müssen, des Menschen Seele sey zu ewiger Einseitigkeit verdammt, wie das Thier, so muß es doch auch bevorzugte höhere Geister geben, welche das Glück genießen, sich durch unmittelbare Verwandlung von dem wahren Wesen fremder Dinge zu unterrichten, und der Poesie ihres Lebens eine Vielseitigkeit zu geben, deren Mangel wir beschränkten Sterblichen schmerzlich vermissen, und ohne die es eigentlich nicht der Mühe werth ist zu leben. Will man sich indeß über die Beschränkungen, Einseitigkeiten, über die Willkür und Härte des Schicksals, die uns verdammt, gerade mit einer solchen Seele und Physiognomie in so enger Einseitigkeit durch die Welt zu gehn, beklagen, so kann man sich mit einer kühnen pantheistischen Vorstellung trösten. Man darf nur annehmen, daß es nur Einen Geist gebe, den allgemeinen ewigen Geist, der in Allem ist, der aber durch Selbstbeschränkung zugleich in unzählbare einseitige Seelen emanirt ist, die hinwiederum wandernd durch die Mannichfaltigkeit zur Einheit zurückkehren. Wenn die Liebe der Gottheit zur Welt jederzeit durch die Inkarnation ausgedrückt worden ist, und hierin eigentlich

Digitized by Google

die höchste Poesie aller Religionen beruht, so sollte man sich doch nicht so gegen die Verwandlungen sträuben.

Denken wir uns unsre Seele unsterblich, so können wir sie doch wahrlich nicht zu einem ewigen Einerlei verdammen, und wenn es auch toujours perdrix wäre. Immerfort im Lichtglanz schweben, immerfort singen, welch unsinnige Bestimmung für den reichen Geist! Etwas weniger abgeschmackt, doch eben so einseitig sind die altnordischen und muhamedanischen Vorstellungen von einer Verewigung irdischer Freuden im Himmel. Die edelste wie die gemeinste Vorstellung ist hier gleich fehlerhaft, weil sie einseitig ist, weil sie eine ewige Monotonie für den Geist verlangt, dessen Element gerade der Wechsel ist, wenn auch immer von einem (persönlichen) Brennpunkt aus und wieder im Hinblick auf einen andern (göttlichen) Brennpunkt. Man darf sagen, es bleibt den ewigen Geistern eigentlich nichts übrig, als sich zu verwandeln. Die unsterblichen Seelen alle sind genau in dem Fall wie Wischnu, der sich so oft inkarnirte, wie Jupiter, der es vor Langeweile im Himmel nicht aushalten konnte, kurz wie alle Gottheiten und Dämonen von jeher. Selbst im christlichen Himmel gibt es keine Engel und in der christlichen Hölle keine Teufel, die nicht als Schutzgeister oder Verführer immer mit der Welt sich beschäftigten, weil auch sie vor Langeweile nicht in dem Einerlei ihres abgeschmackten Aufenthaltsortes bleiben könnten. Daher ist die Legende vom Ritter Wahn so vortrefflich. Ihm war es vergönnt, lebendig in den Himmel zu kommen, aber er sehnte sich wieder heraus, wie Dante aus der Hölle. Und warum? Es ging dort einförmig her, der Wechsel des Lebens fehlte. Gibt es denn aber ein abstraktes Seyn, ist denn nicht alles Leben, und somit nothwendig Wechsel, Verwandlung?

Indem der Verfasser am Schluß des Werkes von der Macht des Geistes handelt, spricht er sich über Wissenschaft, Kunst und Staat aus. Es ist hierbei sonderbar, daß er zwar der lebendigen Mannichfaltigkeit der Geschichte in Bezug auf den Unterschied der Stände das Wort redet (Seite 937), aber nicht auch in Bezug auf die Begebenheiten und Thaten. Die Geschichte lehrt, daß viele Anfangs treffliche Herrschaften doch endlich ausarteten und geändert werden mußten. Wenn wir die historische Bedeutung des Adels, der Priesterschaft, des Feudalismus und der Hierarchie nicht verkennen, so sollen wir doch auch für die der Reformen nicht blind seyn. Der Verfasser begnügt sich aber, vom Staate zu sagen: „Der Mensch soll hienieden durch die Unterwerfung und den Gehorsam gegen eine äußere Herrscherordnung zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorsam gegen Gott erzogen werden.“ Da könnte man fragen, warum hat sich denn Luther dem Papst nicht unterworfen? oder warum hat sich Europa nicht willig der Herrschaft Napoleons gefügt, denn er war doch ein Herrscher par excellence und bot noch überdies (wie der Papst) den Vortheil einer größern Einheit, einer Weltmonarchie dar, als welche immerhin der einfachste Ausdruck der göttlichen Alleinherrschaft ist. Der Verfasser meint es gut, und seinem sanften und frommen Sinn wolle man das Mißbehagen an den politischen Stürmen der gegenwärtigen und jeder Zeit zu gute halten, selbst wenn er über den Wehen den Segen der Geburt selbst vergessen sollte.

8) Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, herausgegeben von Dr. G. H. Schubert. Dritter Band. Erlangen, Heyder, 1833.

Kleine Biographien und Anekdoten von Auferweckten oder geistig Wiedergebornen, die, theils durch harte Schicksale oder sonderbare Zufälle, theils durch einen innern Zug der Natur zu Mustern der Frömmigkeit gebildet wurden. Wenn solche Bücher in die Hände verwahrloster Menschen gerathen, können sie Gutes stiften. Beispiele belehren und ergreifen mehr, als leeres Moralpredigen; doch wer ein gutes Gewissen und einen heitern Blick hat, bedarf solcher timider und etwas lämmelbrüderlicher Geschichten nicht. Es stünde schlimm um Gott und die Welt, wenn sich echte Frömmigkeit nicht mit einer männlichen Weise vertragen könnte, wenn sie uns durchaus und nothwendig zu breiweichen Frömmlern, Gebetflüsterern, pietistischen Süßlingen und Augenverdrehern machen müßte, und leider sieht diese Physiognomie aus vielen Seiten des vorliegenden Buchs heraus. Und was ist das für eine politische Apostrophe Seite 351, worin nicht etwa von dem fanatischen Freiheitsschwindel und von den Anarchisten, sondern ausdrücklich von der „Volksvertretung“ und vom „Liberalismus“ gesagt wird, daß sie rein des Teufels seyen, und nicht nur den zeitlichen, sondern sogar den „ewigen Tod“ brächten?

9) Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Von C. H. Weiße. Dresden, Grimmer, 1834.

Der Herr Professor wolle es uns nicht übel deuten, aber es bedünkt uns, er sey über die Schranken der Philosophie hinausgegangen, wenn er sagt: „Ich beharre dabei, daß der Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes nicht a priori aus dem reinen Begriffe zu führen, sondern aus lebendiger, sittlich-religiöser Erfahrung zu schöpfen ist. Es beruht nämlich dieser Beweis nicht auf der negativen Absolutheit des Begriffs, sondern auf der positiven Absolutheit des Geistes, dem Gegenstande und Inhalte jener höhern Erfahrung, die das Christenthum die Wiedergeburt im Geiste

Digitized by Google

nennt. Nicht vermöge einer logischen Kategorie ist der Mensch unsterblich, sondern allein vermöge der Thatsache der Menschwerdung Gottes und der in dieser Menschwerdung jedem Einzelnen dargebotenen Erlösung." Wenn man diesen etwas gekünstelten Satz in ehrliches Deutsch auflöst, so heißt es: „die Unsterblichkeit beruht auf dem Glauben an die Unsterblichkeit," und das ist eine von den Wahrheiten, die wahr und dennoch nicht philosophisch sind. Von Hegels Unsinn, einen Begriff zum Vater einer Thatsache zu machen, wollen wir gar nicht reden, in dieser Widerlegung hat Herr Weiße vollkommen Recht, aber was bietet er selbst dafür? Wenn es der Philosophie an der Thatsache der Menschwerdung Gottes genügen könnte, so wäre es auch vollkommen genug an der Bibel, und außer ihr brauchten wir keine weitere Philosophie (den Eulenspiegel vielleicht ausgenommen) und der philosophische Stuhl zu Leipzig, von dem aus uns eine solche Wahrheit erst gesagt werden müßte, wäre höchst überflüssig, da es jede Kanzel auch thäte.

10) Versuch einer Antwort auf die Frage: gibt es Gespenster, Erscheinungen von Verstorbenen oder von Geistern an Lebende? Von Dr. J. H. A. H... Emmerich, Romen. Ohne Jahrzahl. S. XII. 81.

Die Möglichkeit der Gespenster ergibt sich, nach des Verfassers Meinung, 1) aus der Unsterblichkeit der Seele. Man könnte eben so gut umgekehrt sagen: die Unsterblichkeit der Seele ergibt sich aus der Möglichkeit der Gespenster. Man sieht also wohl, daß der Verfasser der Mann nicht ist, der das große Räthsel lösen wird. Auch seine folgenden Voraussetzungen sind unhaltbar; denn wenn er sagt, die Seele stehe mit der Gesammtheit der Geister in Verbindung, so wissen wir davon so wenig als von der Unsterblichkeit, und wenn er sagt, Geister müßten wohl schon deßwegen wahr seyn, weil die ganze Welt an Geister glaube und von jeher geglaubt habe, so geht es uns mit der philosophischen Deduktion wie jenem Mann im Mährchen von Rübezahl, der zwar immer fortschritt, aber doch immer auf ein- und derselben Stelle blieb.

11) Ueber eine bleibende und universelle Geisterscheinung hienieden. Von Franz Baader. München, Theissing, 1833. S. 20.

Geisterscheinung, nicht Geistererscheinung. Mit Recht stellt der Verfasser die erstere, die Erscheinung der Idea (von der Raphael sprach) oder der göttlichen Sophia bei Jakob Böhme, höher als die letztere, und um so mehr, als diese höhere Idee in ihrer Einwirkung auf Wissenschaft und Kunst so fruchtbar ist. Seine mystische Ansicht von der Sache ist übrigens dem Böhme abgeborgt.

12) Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. Fünfte Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1834.

Wieder eine bunte Sammlung, theils theoretischen, theils thatsächlichen Inhalts, woraus wir einiges Pikante mittheilen wollen.

Eine Schwester erzählt: „Die Kranke lag im Fieberschlummer und ich nickte mehreremal auch auf einige Minuten ein. Ich wachte jedesmal sehr schnell auf, war aber doch immer beim Erwachen in einer ganz sonderbaren Betäubung. Mein erster Blick fiel immer auf L*n*'s Bett und da sah ich sie jedesmal in gedoppelter Gestalt, beide Gestalten neben einander, im Bette liegen, so daß ich immer, selbst beim Arzneieingeben, einige Zeit brauchte, bis ich fand, welches die eigentliche L*n* sey. Die eine Gestalt war viel weißer, als die andere, und kam mir manchmal ganz verklärt vor, hatte auch ein weißes Kleid an und Kopfbedeckung, während die andere Gestalt mehr roth im Gesicht war, ein buntes Jäckchen anhatte und nichts auf dem Kopf (welches eben die Kranke war, die wirklich so aussah und sich trug, da sie keine Haube im Bette, der Hitze wegen, leiden konnte), so daß ich mich dabei des Gedankens nicht erwehren konnte: So (nämlich wie jene weiße Gestalt) mag L*n* aussehen, wenn sie todt ist! Sobald ich (bei größerer Annäherung des Löffels mit der Arznei an den Mund der Kranken) wußte, welches die eigentliche L*n* sey, war auch die andere Erscheinung weg. — Sie sagte Niemanden etwas davon. Vier Tage darnach sagte die Kranke zu einer andern Schwester, die zur Theilnahme an der Pflege eingetreten war: Ich weiß gar nicht, wie ich liege, ich komme mir immer wie getheilt vor, als wenn ich in zwei Theilen wäre. — Ehe noch dieser Tag zu Ende ging, gab die Kranke ihren Geist auf."

„In dem kaiserlichen Palaste zu — ist die Sitte, daß in gewissen Zimmern und Sälen desselben, von einer adeligen, dazu besonders in Pflichten genommenen Leibgarde Wache gehalten wird. — Dies war nun auch in einer Nacht im Thronsaale zu Zeiten E's. der Fall. Da geschah es, daß auf einmal, nicht nur einer, sondern mehrere, und hierauf die ganze Zahl der Wachthabenden, zu ihrem außerordentlichen Erstaunen die Kaiserin, die sie um diese Zeit der Mitternacht doch schlafend wußten, in ihrem kaiserlichen Ornate auf dem Throne sitzen und ernst auf sie niederblicken sahen. Sie wußten nicht, war es Wirklichkeit oder Traum, und Keiner hatte den Muth, die Gestalt anzusprechen oder gegen den Thron vorzuschreiten. Während solchen starren Erstaunens der Wache suchte der Chef der Wache,

Digitized by Google

Graf v. O., das Zimmer der diensthuenden Hofdame, der Gräfin v. N., zu erreichen, und ihr den außerordentlichen Vorfall im Thronsaale mitzutheilen. „Das ist eine Unmöglichkeit, sprach diese; ich weiß gewiß, daß die Kaiserin in festem Schlafe liegt: denn ich vernahm so eben bei halbgeöffneter Thüre ihre Athemzüge.“ Sie trat leise ein und fand auch die Kaiserin wirklich in festem Schlafe. Aber Graf O. ruhte nicht, die Dame mußte mit ihm in den Thronsaal. Sie trat ein, und wie groß war auch ihr Erstaunen, als nun auch sie die Kaiserin auf dem Throne sitzen und ernst zu ihr niederblicken sah. Sie eilte in das Schlafzimmer der Kaiserin zurück, fand diese noch schlafend, weckte sie aber und erzählte ihr, was im Thronsaale gesehen werde. Die Kaiserin, begierig, sich selbst von dieser Sonderbarkeit zu überzeugen, erhob sich und ging begleitet von der Hofdame in den Thronsaal. Und siehe! da saß sie noch und von sich selbst nun gesehen, so wie von Allen noch, stumm und ernst auf sich niederblickend. „Ich befehle euch, sprach die Kaiserin zu der Wache mit Muth, — tretet vor und gebt Feuer auf dieses Scheinbild hier auf dem Throne!“ — Da flogen die Kugeln durch die Gestalt in die Wand des Saales und diese zerfloß im Pulverdampfe. — Aber die Kaiserin ergriff hierauf ein ernstes Ahnungsgefühl und als sie aus dem Saale trat, sprach sie: „meine Kinder ich werde nicht mehr lange bei euch seyn!“ Drei Monate nachher erfolgte auch wirklich der Kaiserin Tod.“

Vorzüglich merkwürdig ist auch ein aus Schuberts Geschichte der Seele hier mitgetheilter Traum des Geh. Kirchenraths Schwarz in Heidelberg, worin derselbe nicht nur auf eine Weise griechisch las und verstand, wie er es im Wachen damals nicht im Stande gewesen wäre, sondern sogar ein ihm ganz unbekanntes auffallendes griechisches Wort las und behielt, wobei die Grammatik bis auf den Accent und die weibliche Form streng eingehalten war, wie er nachher, als er das Wort nachschlug, zu seinem Erstaunen fand.

Die Replik des Herrn — y —, unsern Zweifel an den Stigmatisirten betreffend, wollen wir nicht dupliciren. Es kommt ja doch nichts dabei heraus. Im Uebrigen wünschen wir dieser in vieler Beziehung interessanten Sammlung, worin einer künftigen Forschung Thatsachen aufbewahrt werden, glücklichen Fortgang.

13) Die Königin der Hellseherinnen in Orlach. Eine sehr kleine Erzählung und eine große Wahrheit für die Gläubigen und Ungläubigen. Von einem Augenzeugen. Gedruckt bei Haspel in Hall, 1833. S. 14.

Seit etwa einem Jahr ist viel Redens von einem besessenen Mädchen in Orlach, die bald mit ihrer natürlichen, bald mit einer rauhen männlichen Stimme (des in sie gebannten Geistes) sprechen soll. Da hätten wir eine Bestätigung der talmudistischen Lehre von zwei Seelen in einem Leibe. Das Nähere ist von Aerzten und Psychologen noch nicht mitgetheilt, so viel ich weiß. Das vorliegende Schriftchen eines Augenzeugen stellt die Sache als groben Betrug dar und macht sie lächerlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Journalistik.

Archives des sciences morales et politiques, ou Revue du progrès social. Paris 1834.

Frankreich bietet jezt eine merkwürdige Erscheinung dar; in keinem Land ist die Wissenschaft des politischen Zusammenlebens so eifrig und vielfach betrieben und wohl auch formell so ausgebildet, nirgends aber auch ist die Gesellschaft so in Verfall, so aller moralischen und politischen Klammern entblößt, als in Frankreich. Dies ist kein Widerspruch. Eben weil die Gesellschaft locker geworden und ihrer Auflösung nahe ist, bemühen sich eine Menge Baukünstler und Handlanger, sie neu auf ganz anderer Grundlage aufzuführen. In welchem Styl, in welchen Proportionen und aus welchen Materialien aber das Gebäude aufgeführt werden soll, darüber sind nur Wenige einverstanden.

Um nun einen Sprachsaal zu eröffnen, wo die Theoretiker sich verständigen können, haben sie obige Archives oder Revue gegründet, die eine bedeutende Lücke in der französischen Journalistik ausfüllt. Diese Revue wird in Deutschland schon deßwegen Interesse und Anklang finden, weil darin die deutsche Philosophie mit einer in Frankreich sehr seltenen Gründlichkeit besprochen wird. In dieser Beziehung heben wir besonders die Artikel aus von Amédée Prévost von Genf, der in München sein Studium über deutsche Philosophie sehr erweitert hat. Der Reichthum wie die Richtung dieser Revue läßt sich aus dem Inhaltsverzeichniß der ersten Hefte abnehmen: Ueber die Restauration der Gesellschaft in Frankreich; über die politische Laufbahn Lamartines; über die Coalition der Mutuellisten; über die Bank der vereinigten Staaten; über die Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien; über F. H. Jakobi (von A. Prévost); über Schleyermacher; über Hegels sämmtliche Werke (auch von A. Prévost); über J. Benthams Schriften; über Ch. Fourriers industrielle Theorie; über die mystische Philosophie Swedenborgs und J. Böhmes; über Ancillons Glauben und Wissen; Biographien von Bacon, Leibnitz, Demaistre, H. Saint-Simon; Napoleon, beurtheilt durch die Gesellschaftswissenschaft. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

LESEGESELLSCHAFT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 61. 16. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

14) Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile, mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1832.

Das berühmte Buch hat seinen Eindruck auf die Zeitgenossen nicht verfehlt, das beweist die so schnell erfolgte zweite Auflage. Diese ist vermehrt worden, theils durch eingeschaltete Gutachten von Schubert und Görres, theils durch einige neue Thatsachen, und verbessert durch einige Rektificirungen, z. B. durch Auslassung des der ersten Auflage so komisch anstehenden 31. Septembers. (Vergl. die erste Auflage, Theil II. S. 185 und die zweite S. 225.)

Wir wollen den alten Streit nicht aufwärmen. Obgleich wir nicht an das Hereinragen einer fremden Welt in die unsere glauben, so begreifen wir doch vollkommen den Werth solcher Beobachtungen für die Seelenkunde, die es mit der Seele in dieser Welt zu thun hat. Es wäre wenigstens eben so blind, einer solchen Krankheitsgeschichte keinen hohen Werth beizulegen, als durch sie das Räthsel des Ewigen gelöst zu glauben. Wir haben uns darüber zur Genüge ausgesprochen und wollen hier nur noch der neuen Zusätze gedenken. Die Bemerkungen Schuberts über die Wirkungen äußerer Naturkräfte auf die Seherin, sind dessen Geschichte der Seele entlehnt. Auch Caspar Hausers wird hierbei gedacht und wohl hätte noch die Homöopathie erwähnt werden dürfen, denn sie liefert die meisten Thatsachen, aus denen die Erregbarkeit des Menschen (im kranken Zustande) für unendlich kleine Reizmittel hervorgeht. — Görres hat sich in seiner bewundernswürdig gedachten und geschriebenen Vorrede zu Susos Leben in eine Erörterung gerade des am meisten mystischen Theiles der Weinsperger Offenbarungen vertieft, und da das Bild, das er vom innersten Seelenleben der Seherin entwirft, äußerst klar und kurzzusammengedrängt ist, glauben wir es zur Orientirung derer hersetzen zu müssen, die sich vielleicht schwieriger in den wunderlich verschlungenen Kreisen der Seherin zurecht finden: „Dem Hellsehenden ist die innere Welt, die hinter dem Traume liegt, aufgeschlossen; er wandelt in ihr im vollen Tageslicht; in die Peripherie seines Daseyns gestellt, schaut er hin gegen seinen verhüllten Mittelpunkt; alle Strahlen der Einflüsse, die von Oben in denselben fallen und durch ihn hindurch

Digitized by Google

sein Inneres durchströmen, schlagen gegen ihn, der mitten in ihre Strömung, das Antlitz gegen ihren Quellpunkt hingerichtet, sich gestellt, in scharfem Wellenschlage an; sein Inneres wird ihm objektiv, und er schaut es in allen seinen Tiefen an, und blickt aus demselben hindurch in jene Strahlen hinüber in eine andere geistige Welt, aus der sie herübergeschienen. Aber in demselben Verhältniß, wie die anschauende und jede andere Thätigkeit, indem sie aus dem höchsten geistigen Mittelpunkte in den untergeordneten des Lebens herabsteigend in den Umkreis eingetreten, für die geistige Welt in ihrer Würde und Bedeutung sich geniedert hat, ist sie dagegen in's gesteigerte Centrum aller natürlichen Dinge, das im Leben des Menschen beschlossen ruht, versetzt, der Naturmitte selber näher gekommen, und indem sie sich in ihr centrirt und dadurch im Naturgebiete zu höherer Würde sich gesteigert, hat sie diese Würde in sich selber aufgenommen. Dem Hellsehenden steht alsdann die Welt nicht mehr gegenständlich gegenüber, sie ist vielmehr subjektiv in ihn eingegangen; nicht hereinschauend in ihre Natur strebt er von ihrem Aeußern in ihre Mitte hineinzublicken, er schaut vielmehr wie aus ihrer Mitte heraus, und nur in die geistige hinein. — Nach Innen zurück ist dem schauenden Sinn eine neue geistige Welt nun aufgegangen, und sie liegt vor ihm in derselben Klarheit, wie im wachen Zustande die äußere Natur. Wie in der äußern Anschauung der Leib sich in bestimmte Lebensgebiete theilt, und so auch die Sonnenwelt sich in geordnete Kreise löst, und diese Kreise mit jenen Gebieten in einem bestimmten Verkehre stehen: so theilt sich dieser innern Betrachtung nun auch die Seele in Gebieten und die geistige Welt in Kreisen ab, die ebenfalls in geordneten Beziehungen wechselseitig sich verknüpfen. Das sind diese Kreise, mit denen jene Hellseherin, deren Zustände J. Kerner in reiner, scharfer Beobachtung aufgefaßt und mit gewissenhafter Treue geschildert hat, ihr Inneres umschrieben: jener Sonnenkreis, in dem die sichtbare Naturwelt liegt; der Lebenskreis, der, der Seele angehörend, einer höhern geistigen entspricht; zwischen beiden der Traumring mit der Mittelwelt, und im Innern des seelischen Lebenskreises die drei andern, die dem Geiste angehören. Es ist ihr aber der innerste dieser drei Kreise sonnenhell, sein Mittelpunkt aber selbst noch heller als die Sonne; in ihm sah sie eine nicht zu durchschauende Tiefe, je tiefer, um so heller, die sie die Gnadensonne nennen möchte, und von der es ihr schien, als bestehe Alles, was da lebt und webt, durch Fünkchen aus dieser Tiefe. (Man sehe der Seherin Aeußerungen hierüber.) Von dort gingen auch die Wurzelzahlen ihres Daseyns aus, in denen sie die Rechnung ihres Zustandes führte; von dort und den nächsten Kreisen kamen alle Anweisungen für ihre Heilung; von dort aus bildete sich die eigene innere Sprache, in der sie dachte und innerlich verkehrte. Man sieht leicht, der Standpunkt in dieser Perspektive liegt im innersten Mittelpunkt des Lebens und seinem Sensorium; der Augenpunkt fällt in den Mittelpunkt des Geistes, in den jenes höhere Licht hineinleuchtet, indem er von der Schauenden aufgeglänzt; im Vorgrunde und den Mittelgründen liegen die untern und die höhern Seelenvermögen, und Alles steht mit dem geistigen Kosmus eben so im Verkehr, wie der Leib durch die Sinne mit dem natürlichen."

Dann aber fährt Görres fort die Grenzen zu beleuchten, bis wohin das magnetische Hellsehn reicht: „Es öffnet sich in diesem Zustande allerdings ein anderer Himmel, aber dieser Himmel ist der unterste, der Hades und die Mittelwelt, dem Naturkreise am mittelbarsten und nächsten angehörig, weßwegen eben auch die Schutzgeister durchgängig die Laren des Hauses sind. Die Anschauungen der Hellsehenden gehören daher ganz und gar dem wissenschaftlichen Gebiete an; ihre Psychologie ist nur eine subjektive, und als solche Ergänzung der gewöhnlichen Objektiven; ihre Weltweisheit ergänzt in gleicher Weise die ordentliche der Schule, und in ihnen sezt sich nur eine Geistes- und Geisterphilosophie der Natur und Naturphilosophie entgegen. Das Thun der Somnambülen ist daher auch beinahe ausschließlich ein heilkundiges und am liebsten gegen sich selbst gewendet; darum rechnen sie und zählen sie immerfort; verordnen und fordern alle Naturkräfte gegen ihren Zustand auf, dem als einen krankhaften sie sich zu entziehen wünschen. Aber wo das Gebiet der Hellsehenden eben in ihrem tiefsten Augenpunkte seine Grenze findet, dort beginnt ein höheres, und das ist eben das der Heiligen. Jener Seherin von Prevorst war der Zugang zu allen Kreisen offen, aber in jene Tiefe, die sie die Gnadensonne nennt, kam sie nie; sie durfte nur hineinschauen, und es kam ihr vor, als schauten noch viele andere Geister mit ihr in die Tiefe; auch ihre Führerin sah sie in der Klarheit des ersten Ringes, aber noch nicht in seinem Mittelpunkt. Anderwärts sezt sie dem Gesagten merkwürdig und entscheidend hinzu: „Ein Somnambüles kann kein anderes Schauen aussprechen, als dasjenige im Centrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, auf's Mittelreich, das in unserm Luftraum ist; das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels aber hat noch kein Somnambüles ausgesprochen." Dies Schauen im innern geistigen Kreise aber ist nun eben das Schauen der Heiligen, und ihnen allein ist es vergönnt gewesen, das dort Erschaute auszusprechen. Es sind bei ihnen keine innern und äußern Natureinflüsse, in deren Wirkungskreis sie wider

Digitized by Google

Willen eingetreten und deren störende, verstimmende, einschneidende Thätigkeit die geforderte Polarisirung des untern Lebens herbeigeführt; es ist nicht die Welt, die, indem sie in scharfen Gegensätzen auf den in Harmonie geordneten Organism angegangen, die krankhafte Zersetzung in ihm hervorgerufen, und nun mit den wach gewordenen Polen fortdauernd im Rapporte bleibt, und den Willen, dessen sie sich bemeistert, nur noch enger ans Band der allgemeinen Naturnothwendigkeit anknüpft. Nein, es ist die ernste, strenge, freiwillig übernommene Asceſe, aus der jene Scheidung hervorgegangen; nicht der Natur und ihren Einwirkungen hat der fromm Begeisterte nothgedrungen sich hingegeben, aus freiem Willensentschlusse ist er in sich selbst bis zur tiefsten Tiefe seines innern Lebens hinabgestiegen, und nachdem er zuvor durch jene Asceſe die Kraft der widerspänstigen Natur gebrochen, demüthiget er sich vor Gott und öffnet sich in unbedingter Hingebung seinen Einwirkungen. Und nun ist es auch nicht die Natur, die sich, wie dort, mit ihm in Rapport versetzt; es ist die Gottheit selber."

15) Aeltere und neuere Geschichte des Glaubens an das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige, in Beziehung auf eine Fortdauer der Seele, Engel, Gespenster ꝛc., besonders aus den Meinungen nicht-christlicher Völker gezogen, von Ernst Simon. Zweite Auflage. Heilbronn, Claß, 1834.

Eine reichhaltige Kompilation, die gleichwohl noch manches Indische, den Tralles, die Talmudisten ꝛc. hätte benutzen können, und unter andern auch die, wie es scheint, wenig gekannte Legende vom h. Brandanus, dem christlichen Odysseus. Das Buch ist weniger systematisch, als unterhaltend und wimmelt von pikanten Zügen des menschlichen Aberglaubens, wovon wir nur einige mittheilen wollen: „Der Lappe und der mehr kultivirte Indier verstecken und begraben bei ihrem Leben ihr erspartes Geld und ihre zusammengewucherte Schätze, weil sie glauben, daß sie in der andern Welt mit demselben das Nothwendige erkaufen und mit größerer Gemächlichkeit leben könnten. Die celtischen Völker gaben sogar bei Lebzeiten sich einander Wechselbriefe, die erst im andern Leben fällig und zahlbar waren. Sie warfen in den Scheiterhaufen, auf welchem einer verbrannt wurde, der aus ihrer Mitte verstorben war, geschriebene Briefe an ihre Verwandte und Freunde hinein, in denen sie den eben Verstorbenen ihrer Freundschaft empfahlen, und auch von ihrem Befinden, Wohl und Wehe Nachricht gaben; denn sie waren überzeugt, daß auch in der andern Welt Freunde einander kennen, und Freundschaft werde gepflogen werden. In dieser Hinsicht steckten die Allibarons dem Todten eine vollgestopfte Tabackspfeife in den Mund, damit er nach ihrer Art mit den ihm bekannten und unbekannten Seelen rauchen, und auf diese Weise die Freundschaft erneuern und stiften könne. Zu Heliopolis steckte man ehemals dem Verstorbenen goldene, silberne, kupferne oder bleierne Münzen in den Mund, damit er in der andern Welt, wenn es nöthig sey, bezahlen könne. Die Tunkineſen und Sineſer verbrennen bei ihren Leichenbegängnissen Paläste, Häuser, Hausgeräthe, Kleidungen von Silber oder Goldpapier, in der festen Meinung, daß diese sich in wahrhafte und geräumige Häuser und Paläste verwandeln würden, und so den Verstorbenen zum Aufenthalt und Bequemlichkeit dienen und nutzen könnten. — Aus dieser Quelle floß die grausame Gewohnheit, bei den Leichenbegängnissen der Könige, Fürsten, Oberhäuptern und anderer angesehenen Personen, ihre liebsten Weiber, Sklaven, Freunde und Lieblinge mit den Entseelten zu begraben, oder zu verbrennen, damit solche Personen mit einem großen Gefolge in der andern Welt ankommen, und durch solche bedienet werden könnten."

„Zu gleichem Endzweck gibt der Bonze in Sina, der Japoneſer, der Talapoin in Siam, der Lama in Thibet, der Schech Mekkrami in Nedsjeran Ablaß und Paßbriefe auf die Himmelsreise mit, kraft welcher dem Gestorbenen die Seligkeit zugesichert und dem Himmelspförtner befohlen wird, den Privilegirten von Qualen und Wanderungen nicht nur befreit zu halten, sondern ihn sogleich in den völligen Genuß des Paradieſes zu setzen. Diese nämliche Sitte herrscht auch bei den Christen in Armenien, in Georgien und Rußland: ein jeder nur wenig begüterte Georgianer, erzählt Reineggs, läßt sich bei seinem Tode einen großen Ablaßbrief und wirkliche Empfehlungsschreiben an den heiligen Petrus auf die Brust legen, und nimmt es mit sich zu Grabe. Dieserhalb finden sich auch immer Mönche aus Jerusalem in Georgien ein, welche dergleichen Creditive von dem dortigen griechischen Patriarchen zum Austheilen empfangen haben, und sie verkaufen sie ziemlich theuer. Auch in Rußland geben die Geistlichen den Verstorbenen Päſſe und Empfehlungsschreiben mit in's Grab, worin bezeugt wird, daß der selige N. N. als ein treuer Anhänger der griechischen Kirche gelebt, daß, wenn er auch manchmal gesündigt, er diese Sünde doch durch die Beicht, das heilige Abendmahl und die Absolution getilgt; daß er die Fasten gehalten, fleißig gebetet, Gott und die Heiligen geehrt habe. Aus allen diesen Gründen sey dem Verstorbenen gegenwärtige, zwischen die Finger gesteckte Schrift mitgegeben worden, damit er durch derselben Vorzeigung von dem heiligen Petrus oder Nicolaus sogleich in die Thüre des Himmels eingelaſſen werde." Das dürfte

Digitized by Google

doch wohl jezt nicht mehr, oder nur in entlegenen sibirischen Steppen der Fall seyn.

Gern theilten wir die Beschreibung der verschiedenen Höllen mit, in denen sich die Phantasie des Gräßlichen erschöpft, doch sie ist zu lang. Die ärgsten Schilderungen der Rabbiner hätten hier nicht fehlen sollen, und die herrliche Schilderung des muhamedanischen Himmels (am besten in dem anonym erschienenen „Orientalischen Rosenöl", Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1815) auch nicht. Originell ist die mongolische Vorstellung von der Hölle: „Nicht weit von dem Palast des Erlikchan ist ein weites Meer, welches aus lauter Urin und Unflath besteht, und der erste Aufenthalt der Verdammten ist. Ueber dieses Meer führt ein eiserner Pfad, welcher die wunderbare Eigenschaft hat, daß, wenn ruchlose Seelen, welche die drei Hauptstücke ihrer Religion verachtet, und die Geistlichkeit nicht verehret haben, darüber wandern, so wird er unter ihren Tritten so dünne wie ein Haar, zerreisset endlich, und die Verbrecher werden sogleich und ohne alles weitere Verhör an diesen Ort ihrer Bestrafung hinabgestürzt. — Weiter sieht man ein Blutmeer, in welchem viele Menschenköpfe schwimmen; es sind Diejenigen, welche im Leben Zwietracht und Blutvergießen unter Freunden und Verwandten gestiftet haben. Nicht fern von da ist eine abgelegene Strecke weißer fester Erde, wo viele Verdammte mit ihren Händen nach Nahrung und Wasser wühlen, ohne es zu finden; nach und nach fallen ihnen die vom Graben zerfleichten Hände und Aerme bis an die Schultern ab, und wachsen wieder zu einer neuen Qual. Dieses sind Menschen, welche in dieser Welt den Priestern weder Speise, noch Trank, noch Kleider gereichet haben. — An einem Orte der Hölle kriechen viele, welche die Lehre der Geistlichkeit verachtet haben, ohne Füße herum, und werden in einem großen Kessel mit Pech gesotten. An einem andern Orte sitzen Reiche, welche im Ueberfluß gelebt haben, ohne den Armen Almosen mitzutheilen; sie sind in Ungeheuer verwandelt, deren Kopf und Leib so groß, wie Berge, der Hals aber so dünne, wie ein Haar ist. — In einer andern Abtheilung hält sich ein Haufe von gewesenen Religionsspöttern auf, welchen kleine Teufel ohne Unterlaß die Ohren mit brennendem Ruß füllen, damit sie, so gerne sie auch wollten, sich nicht unter einander verstehen können. Ruchlose, welche die heiligen Hütten der Bünhauen beraubt, geistliche Bücher verbrannt, und stolz gelebt haben, werden in einer besondern Abtheilung, in siedende Kessel geworfen, die mit Schlangen angefüllt sind. An andern Stellen werden die Verdammten auf dem Rost oder am Spieß unaufhörlich gebraten. — Noch ist ein Ort, wo an einer Wolke von Unflath hundert und acht Hacken befestigt sind, an welchen die Sünder aufgehängt werden, und wenn sie der Wind abwirft, so fallen sie auf andere darunter befindliche Spitzen, bis sie ganz zerfleischt sind; alsdann erschallt eine Stimme, die ihnen das Leben wieder gibt; dessenungeachtet aber währt ihre Strafe einige hundert Millionen Jahre fort, und sie werden abwechselnd in Stücken zerhackt, an allen Gliedern zerschlagen, oder in Mörsern zerstampft. — Ferner gibt es eiserne, finstere, und doch ganz glühendheiße Höllen; hinwieder wird eine kalte Hölle vorgegeben, wo die sündigen Menschen vor Aufgang der Sonne erfrieren, und von den höllischen Geistern herumgeschleift werden, bis sie zur Erneuerung ihrer Strafe wieder aufleben. Weiter ist ein Ort bestellt, wo man Die, welche Stolz in Kleidungen getrieben und üppig gelebt haben, züchtiget. Eine Menge kleiner Teufel machen daselbst eiserne Stangen in einer Schmiedeesse glühend, und reiben damit die Rücken der Schuldigen. Endlich ist noch ein Ort, wo Verbrecher zwischen eisernen Platten wie Mühlsteine zerschmettert, und immer wieder lebend gemacht werden; wo man ihnen die Beine abraspelt, rädert u. s. w."

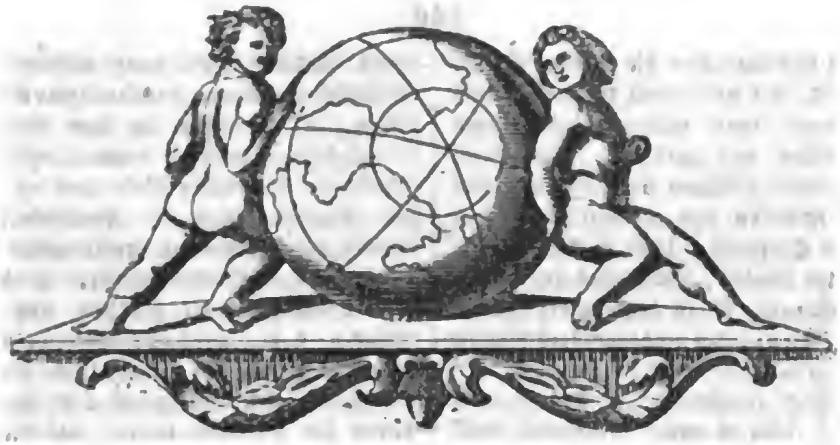
Dagegen kommt auch wieder viel Komisches vor. „Im afrikanischen Königreiche Matamba glauben die Wittwen, daß ihres verstorbenen Manns Seele auf ihnen ruhe, insonderheit wenn sie sehr vertraulich miteinander gelebt haben. Daher fürchten sie sich, und um nun die Seele zu vertreiben gehen sie sogleich nach des Mannes Tod in Begleitung eines Priesters an ein nahes Wasser. Der Priester bindet ihre Hände und Füße, und wirft sie einigemal in das Wasser, um dadurch die Seele des Mannes zu ersticken, und sie zu verhindern, die Wittwe zu plagen. Nur diese Zeremonie macht sie erst recht zu Wittwen, und erlaubt ihnen wieder zu heirathen, ohne die Vorwürfe und Plagen des ersten Mannes befürchten zu müssen. Auch heirathen sie gemeiniglich, sobald die Zeremonie vorbei ist. Die, welche diese Wasche nicht vornehmen, müssen in Lumpen gehüllt, sich zu Hause halten. Einige Weiber beklagen sich über Brustschmerzen, indem ihre Brust zu enge sey, die eigene und des Manns Seele zu fassen. Sie laufen umher, schrelen und machen allerlei Narrenstreiche. Andere bezeugen große Freude darüber, daß sie die Ehre haben, auch die Seele des Manns in sich zu besitzen, und machen unter diesem Vorwande allerlei unschickliche und närrische Dinge. Wenn sie aber einen Liebhaber gefunden haben, so nehmen sie die Bad-Zeremonie vor, um dem neuen Manne Platz zu verschaffen."

Von dieser Art ist der ganze Inhalt des Buchs, wenig Reflexion, viele und interessante Thatsachen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 62. 20. Juni 1834.

Seelenlehre.

(Fortsetzung.)

16) Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. Von C. J. H. Windischmann. Erster Theil. Die Grundlage der Philosophie im Morgenland. Dritte Abtheilung. Bonn, Marcus, 1832.

Nachdem der Verfasser in den ersten Abtheilungen eine meisterhafte Charakteristik des chinesischen Wesens im Leben, Staat und Philosophie, und dann des indischen Brahmaismus gegeben, setzt er in dieser dritten Abtheilung die Betrachtung über die Inder fort und beschäftigt sich vorzugsweise mit den indischen Büßern, Gymnosophisten, Sannjasis, indem er nachzuweisen sucht, daß dieselben Heilseher gewesen seyen und seyen. Er geht dabei von der bekannten Friedrich Schlegel'schen Voraussetzung eines gottbegabten idealen Urvolkes aus. „Die indischen Urkunden sprechen selbst ausdrücklich von der Verringerung der menschlichen Geistes- und Willenskraft nach dem Vorübergang der drei ersten Weltalter, von der einfacheren patriarchalischen Lebensweise und der längeren Lebensdauer in der Urwelt, und wie der Geist, durch allmähliches Erlöschen seines ursprünglichen strahlenden Glanzes in der Andachtsgluth (Tapas) und durch Abnahme des lebendigen Feuers, womit er alles durchdrang und erwärmte, aus seiner innigen Einigkeit (Joga) mit Brahma heraus- und demselben gleichsam gegenübergetreten, zwar noch die Erkenntniß (Dschnana) besessen, aber eben um dieses schon mehr äußerlichen Standpunktes willen selten mehr jene Einigung völlig erreicht habe, vielmehr selbst verdunkelt und dem selbstsüchtigen Zweifel hingegeben worden, in welchem er an die Stelle seiner innern Bereitwilligkeit zur gänzlichen Hingebung das äußere Opfer gesetzt und, endlich in dichte Dunkelheit gerathen, nur durch Gaben der Wohlthätigkeit sich aufrecht zu erhalten gesucht habe. Bis zu diesem Grade der Trübung seines ursprünglichen Verhältnisses sey der Geist durch das Adharma (die Ungerechtigkeit herabgesunken." Die nordischen Völker setzten sich stolz über diesen Verlust hinweg, nicht so die Inder. „Der Charakter der Titanen und Heroen, wie die älteste griechische Poesie ihn auffaßt, oder der nordischen Helden und Götter, wie die Edda ihn darstellt und wie er noch in den späteren Gesängen und Sagen des Nordens erscheint, hat zwar denselben Grundton und es geht auch hier alles aus von einer im Innersten ergriffenen Subjektivität und leidenschaftlichen Persönlichkeit, die sich in ihrem Trotz gegen das Schicksal bis zur Vermessenheit des Geistes aufschwingt oder mit unersättlicher Begier in sinnlicher

Digitized by Google

Lust und Gewaltübung schwelgt; aber die indische Natur, obgleich verwandter Art, hat noch einen tieferen Grund und höheeen Aufschwung; denn während jene kühnen Japhetiden der griechischen und nordischen Vorwelt in der Kraft ihres stürmischen, trotzigen Herzens von einem Extrem zum andern schweifen und Himmel und Erde erschüttern, schnell im Entschluß, kühn in der Ausführung und unbeugsam im Unglück, jedoch alles in raschem Verlauf der Unternehmungen; so ist dagegen bei den indischen Rischi's und Muni's das verhängnißvoll bewegte Herz (Manas) so tief in die Leidenschaft für sich selbst versunken, so unaussprechlich empfindlich für das gekränkte Selbstbewußtseyn, „sich nämlich außer Brahma's Herrlichkeit zu wissen," daß es nicht bloß in raschen Entschlüssen und Thaten seine Entladung, in irdischen Genüssen seine Befriedigung sucht; sondern sich anhaltend und ganz krampfhaft in sich selbst verschließt, alle Kräfte und Aeußerungen des Lebens in sich zusammendrängend, die Welt, in welche es aus seiner Verborgenheit hervoegegangen, wieder in sich absorbirend und vernichtend, um so kraft der tiefsten Concentration, mit voller Energie und im Lichtglanz des Geistes in die göttliche Herrlichkeit einzukehren und mit unwiderstehlicher Macht über die Creaturen zu herrschen. — Kraft dieser Andachtsgluth vertieft sich der Büßer in die Dhjana-Joga (innige Betrachtung) des in den höchsten und niedrigsten Wesen wandelnden, strahlenden Lichtgeistes, unerkennbar von jenen, deren Geist nicht durchgebildet ist. So in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, in Betrachtung versunken erkennt und überwindet der Büßer die weltlichen Zustände und Bestrickungen (Guna's) der Seele und gewinnt zuletzt das Durchaussehen; aber durch Wiederanhänglichkeit an die Sinngegenstände kann er, des Sehens wieder beraubt, auf's Neue in die Weltumwälzungen (Sansara) zurückfallen, wo dann das Unglücksgefühl sich seiner Seele bis zum Entsetzen bemächtigt. Also in jener Tiefe und Concentration der Betrachtung sich zu halten, das ist von Allem das Nothwendige."

Selbst dem Polytheismus soll, sofern er pantheistischen Ursprungs oder aus der Emanation hervorgegangen ist, ein magnetisches Hellsehn zu Grunde liegen. Der Verfasser ist überzeugt, „daß mit jenen hochgerühmten Urvätern mitten unter ihren mehr oder minder verwilderten, dem Naturdienst und zum Theil zügelloser Leidenschaftlichkeit hingegebenen Geschlechtern etwas Besonderes vorgegangen seyn müsse, wodurch sie sowohl für sich selbst zu höherer Einsicht gelangten, als auch auf Stammfürsten und Völker mit unwiderstehlicher Gewalt einwirkten. Hierdurch allein kann es erklärbar werden, wie sie den eingerissenen Naturdienst, dessen Leidenschaftlichkeit das Bedürfniß der Befreiung in ihnen weckte, dennoch nicht ganz ausrotteten, ihn vielmehr allmählich in einem symbolischen Kultus umwandelten, ja als solchen ihn sogar heilig achteten und zur Verpflichtung machten; demungeachtet aber jede Anhänglichkeit an die äußere Welt und an innere Naturtriebe und Begierlichkeiten als Knechtschaft, des Geistes unwürdig und gegen seine ursprüngliche Bestimmung, verwarfen. Die Nichtverletzung, ja die religiöse Pflege aller Creaturen, die Zartheit und Sorgfalt in dieser Pflege u. s. w., welche sie geboten, muß also einen ganz andern Beweggrund haben, als die sinnliche Lust an der Natur oder die Furcht vor ihren Schrecknissen; es dürfte sich vielmehr zeigen, daß dieser Beweggrund in einem eigenthümlich angeregten Bewußtseyn von der ursprünglichen Bestimmung und den Schicksalen des Geistes liege, und daß durch den symbolischen Naturkultus dem Geist ein Dienst erwiesen werde, damit er in den Naturentfaltungen, welche er durchwandeln muß, um zu seiner wesentlichen Bestimmung zu gelangen, nicht gekränkt oder gestört, überhaupt keine Creatur von Erreichung ihres Ziels abgehalten werde. Der Geist ist es, nach welchem nun die sehnende Seele im allem Naturkultus verlangt, dem sie sich durch alle Stufen der Natur zu nähern, mit dem sie sich ganz zu vereinigen sucht." Insbesondere hebt der Verfasser die symbolische Bedeutung des Sonnenkultus des Feuertodes ꝛc. hervor, als Abbilder des innern Lichts und des Versinkens in Gott.

Deutlicher noch als die Lehren scheinen die Handlungen der indischen Gymnosophisten für die Ansicht Windischmanns zu sprechen: „Ist einmal der kataleptische und ekstatische Charakter in den eigenthümlichen Situationen jener alten Büßer und verzückten Verachter, d. h. im alten Gebrauch das Tapas nicht zu läugnen; so wird es auch begreiflich, wie sie in den Stellungen, worin sie magisch ergriffen wurden, stehen blieben, z. B. mit emporgestreckten Armen, das Haupt empor, den Blick nach oben u. s. w., wie sie ferner jenen Gluthstand zwischen fünf Feuern, oder unter den heftigsten Regengüssen, im Winterfrost u. s. w., ja noch weit mehr ertragen konnten, ohne des im Scheintode tief verborgenen Lebens beraubt zu werden. Physische und chemische Veränderungen oder auch Zerstörungen konnten wohl hie und da auf der Oberfläche des Leibes vorgehen, aber das Innere blieb unversehrt und es hat z. B. die Insolation bei Kataleptischen selten entzündliche Folgen, wie auch Feuer nicht schadet, wenn nach der Aussage der Indier, die Seele in Brahma entzückt ist, und sein Sonnenlicht ihr einwohnt."

Das Resultat ist endlich: „Diesen und allen bisher vorgelegten urkundlichen Angaben zufolge kann es doch nicht wohl bezweifelt werden: 1) daß wir hier vom

Digitized by Google

Anfang des eigentlichen Brahmanenthums an ein magisches und magnetisches Leben der Seele vor uns haben, und zwar nicht bloß als miteinwirkend auf den Glauben und die Denkart der Brahmanen, sondern als das eigentlich konstitutive Prinzip der ganzen Gesetzgebung, und 2) daß alles, was durch das Gesetz und durch die Veda's, worauf dasselbe beruht, als göttliche Offenbarung verkündigt wird, in der That nichts anderes sey, als was von den alten Rischi's und Muni's über die wichtigsten Angelegenheiten, Verhältnisse und Schicksale des Menschen, im ganzen Umkreis der Natur sowohl als im Herzen und im Geiste so auf magische Weise vernommen und in Gesichten geschauet wurde. Wir wagen daher auch nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß diese Vernehmnisse und Gesichte den Stufen des magischen und magnetischen Zustandes von dessen erstem Eintritt an bis zu seiner Vollendung im sonnenklaren Hellsehen durchaus entsprechen. — Den drei Regionen der Welt und dem dreifachen Aufenthalt in denselben entsprechen drei Zustände der im Umkreis des Dharma begriffenen, von der Finsterniß bis zum Licht und zum höchsten Ziel fortschreitenden Seele, nämlich: das gewöhnliche Wachen, der Traumschlaf und der Wonneschlaf (Suschupti) nebst deren Uebergängen in einander. Wir wollen den Charakter dieser drei Zustände dem gemäß, was Manus von der Dreiwelt lehrt, näher bezeichnen. — Das gemeine Wachen hat allerdings Realität, aber nur die sinnliche; in Bezug auf die wirkliche Wahrheit ist Nichterkenntniß darin herrschend. Bethörung, Versunkenseyn in den Gegenständen, Habsucht, zudringliche Begierde, Getheiltheit im Wandel, Abläugnung des künftigen Seyns, Anhänglichkeit an das Handgreifliche und Schamlosigkeit im Besitz desselben verwirren den Zustand der in diese Welt erwachten Seele tausendfach. Sie ist durch denselben in den Sansara (den Weltumtrieb) hineingezogen und er entspricht der Finsterniß (Tamas) nach deren verschiedenen Stufen vom ersten Erwachen ins irdische Daseyn und von den untersten Stufen der Wesen bis zum Leben der Sudra und den mannichfaltigen eitlen Künsten und Raffinerien dieser Welt, endlich bis zur Aufgewecktheit der Beflügelten (der Vögel) u. s. w. und bis zur Gewaltherrschaft der Rakschasa's (der Riesen und Riesenfürsten) über die sichtbare Welt. In dieser Welt der sinnlichen Wirklichkeit und praktischen Thätigkeit geht alles ein und aus, Gutes und Böses, Hohes und Niedriges, Wissenschaft und Werke; aber die Unwissenheit und Bethörung waltet vor und das Licht ist vielfach gehindert, so daß jene genannten Wesen: Steine, Bäume, Thiere, Vögel, niedere und niedriggesinnte oder gewaltsame Menschen gar leicht die Oberhand, zur Unterdrückung der Großgesinnten und Erleuchteten, gewinnen. — Im Traum herrscht annoch der Sinnendienst in Bildern fort. Die Seele wird von dem Radschas beherrscht, und zwischen Freude und Leid, Anhänglichkeit und Haß leidenschaftlich bewegt. Gefallen an Unternehmungen (großen Projekten) wechselt mit Zaghaftigkeit und Scheue vor drohenden Gefahren; aber die Seele gelangt trotz großer Anstrengung so wenig zum gewünschten Ziel, als sie den Gefahren auszuweichen vermag. So läuft das phantastische Leben auf Unstetigkeit und auf Eitelkeit hinaus, welche gerne zwischen Dämmerung und Farbenschimmer spielt. Schaulust, Thu'lust, Spiel und Rausch bezeichnen die niedrigsten Grade des Schlaf- und Lebenstraums. Herrscherlust, Machtspruch, Wortkampf und Rechthaberei sind Kennzeichen der mittlern Stufen; ihnen gehören die Könige und Hofbrahmanen an. Auch die hier auf den höchsten Stufen stehen: himmlische Sänger und Diener der höhern Geister nebst den Schönen des reich ausgeschmückten Indrahimmels führen noch ein Traumleben, reich an Lockungen und verführerischen Vorspieglungen; aber sie schweben schon im Uebergang zum wahren Erwachen in die Wonne von Brahma's Welt. Gleich beim Eintritt in das Satvam geht dem Lebendigen das Licht der Erkenntniß auf, vom ersten Erwachen (der Buddhi) in dieser Welt des Wahrheitglanzes bis zur vollen Klarheit des Lebens in derselben und bis dahin, wo das Brahmaseyn wirklich erreicht wird. Buße, Reinigkeit, Bezähmung, Erkenntniß und Nachdenken über den Geist (Atma) sind die Kennzeichen des wahren Wachseyns der Lebendigen (Dschiva's). Büßer, Brahmanen u. s. w. stehen auf der ersten Stufe der Satvagunna, die zweite nehmen die Rischi's, die Deva's u. s. w. ein und alle, die der Vollendung nahe stehen; auf der dritten befindet sich Pradschapati (der Weltschöpfer Brahmâ) und das Nichtentfaltete, so wie der Geist, welcher vollendet ist. Alle sind nach verschiedenen Graden der sichtbaren Welt und dem Traumleben entrückt und wie in tiefen Schlaf versenkt; aber es ist ein Wachen im Wonneschlaf, in welchem der entfesselte Geist mit Pradschapati in Brahma wacht. Täglich ist zwar jeder Mensch in dieser Ruhe, die für die Welt als Schlaf oder als Abwesenheit, Ohnmacht u. s. w. erscheint, doch die wenigsten wissen, zurückgekehrt, etwas davon und fallen beim Erwachen in diese sichtbare Welt wieder der Unwissenheit anheim. — So hätten wir nun das Mittelglied gefunden, wodurch jene scharfe Sonderung in drei Casten sich auf die Zustände und Stimmungen der Seele bezieht, durch deren unterscheidende Betrachtung die vollendeten Seher der Vorwelt das Gesetz dieser Sonderung festgestellt haben." Der vierte höhere Zustand ist dann Turijam, der rein geistige, das Ziel der übrigen.

Auch folgende Vergleichung darf nicht unerwähnt bleiben. Die Inder sind bekanntlich an die strengste

Digitized by Google

Vermeidung des Unreinen gebunden: „Die Ueberreste der im eignen Hause bereiteten Opfergaben sind, wie bei Magnetischen die von Personen innerhalb des Rapportes bereiteten Speisen und Getränke, allen andern vorzuziehen. Was dagegen von andern, wenn auch sonst reinen Personen, dargereicht wird, darf nur unter Vedasprüchen angenommen und genossen werden. Unbedingt ausgeschlossen ist alles, was ein Verbrecher (insbesondere also ein Tschandala) nur angeblickt hat. Aber auch die Sudraspeise verdunkelt das göttliche Licht, eben so wie in magnetischen Krisen z. B. Wasser u. s. w., von Fremden dargeboten, das Licht, mit welchem sie sich umgeben oder durchdrungen sehen, mit einemmale unterbrechen oder ganz hinwegnehmen kann. Speise und Trank von Unreinen bewirkt dasselbe in noch weit höherem Grad. — Es ist gar nicht zu berechnen, wie groß der Einfluß gewesen, den solche Strenge der Enthaltsamkeit von allem, was das irdische Leben aufregt und strotzend und trotzig wuchern macht (insbesondere demnach auch von Gewürzen und geistigen Getränken) auf die Erhebung zum geistigen Leben gehabt haben muß."

Diesem allem zu Folge erklärt der Verfasser so vielen indischen Orgiasmus, wir so manchen spätern christlichen aus einem unnatürlichen, krankhaft gereizten, verirrten Magnetismus unter der niedern Natur, oder Magismus.

Aus den wenigen mitgetheilten Proben ersieht man, daß dieses Werk allerdings einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der magnetischen Zustände enthält, und es wäre sehr der Mühe werth, auf diesem geschichtlichen Wege im Aufsuchen des Magnetismus in frühern Zeitaltern fortzufahren.

N. B. Hätte der Verfasser nicht auch an Tibet erinnern sollen, oder wird er vielleicht später erst davon sprechen. Wenn man in den Kasten-Unterschieden und Büßungen der Brahminen magnetische Beziehungen anerkennt, wie sollte man sie in jenem mystischen Verhältniß des Dalai-Lama übersehn? Von den rohen Extasen der Schamanen, in welchen man auf's Bestimmteste in neuerer Zeit magnetische Zustände erkannt hat, bis zu der sublimsten geistigen Verklärung in der göttlichen Ruhe und in dem Alles Durchschauen des Dalai-Lama ist in diesem Priesterthum vielleicht mehr als im Indischen, was an den animalischen Magnetismus mahnt? Und ist es nicht seltsam, daß der Dalai-Lama nicht nur als im Rapport mit dem ganzen Weltall gedacht wird, sondern daß dabei sogar die Pole umgekehrt weeden; denn der Dalai-Lama erfährt nicht etwa an sich die Störungen der Außenwelt, sondern umgekehrt ist die Vorstellung des Volks, daß wenn er sich bewegt und statt in göttlicher Ruhe zu weilen, unruhig wird, auch Störungen in dee Natur und im Völkerleben eintreten.

17) Briefe über Dämonologie und Hexerei. Aus dem Englischen des Walter Scott. Von Dr. Bärmann. Zwei Theile. Zwickau, Schumann, 1833.

Die zahlreichen englischen Hexenprozesse, über welche Sir Walter Scott in diesem Werk genauen Bericht erstattet, sind das Interessanteste darin, obgleich es mit diesen Prozessen jenseits des Kanals nicht anders beschaffen war, als diesseits. Auch über viele andere Zweige des menschlichen Aberglaubens, Geisterseherei, Schatzgraben, Prophezeihen, Astrologie ꝛc. breitet der Verfasser sich aus, außer einigen Thatsachen aber, die er gelegentlich mittheilt, ist nicht viel in seinen Untersuchungen über diese Gegenstände zu finden. Sein Raisonnement ist ungemein oberflächlich und trivial. Warum versichert er uns auf jeder Seite, daß er ein aufgeklärter Mann sey? Bedarf es denn solcher Versicherungen? Sir Walter Scott, dem man doch wohl ein bischen Wundersucht zu Gute gehalten hätte, gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß er an die seltsamen Dinge, mit denen er den Leuten einen kleinen Schauer einjagt, selbst nicht glaube. Wozu diese prosaische Versicherung? Würde der Dichter nicht viel besser gethan haben, das phantastische Reich des Aberglaubens unsern Augen vorüberzuführen, es uns unter seinem poetischen Gesichtspunkt zu zeigen, als uns weitläuftig zu sagen, daß ein aufgeklärter Mann an dergleichen nicht glauben dürfe, was wir ja ohnehin schon wissen.

Ich weiß nicht, ob es vielen Lesern so geht wie mir, aber ich bekomme jedesmal Kopfweh, wenn ich nur eine halbe Stunde Walter Scottiana gelesen habe. Sein Styl ist so gräßlich ermüdend, leer und pretiös dabei, daß er den intellektuellen und ästhetischen Sinn gleich sehr beleidigt, und daß das Zeitalter diesen langweiligen und im Grunde rohen Geist so lange nicht nur hat ertragen können, sondern ihn sogar zum Abgott erhoben hat, wird kommenden Jahrhunderten sicher einmal zum Beweise dienen, wie sehr wir von den Grazien verlassen waren. Großer Erfindungsgeist und die Gabe, der Geschichte ihre malerische Seite abzugewinnen, soll ihm nicht bestritten werden, aber warum hat er Alles in ein so widerstrebendes Element, in eine Sprache voller Anmaßung und geduldtödtenden Breite gebraucht? Warum ist er der Hudson Lowe jedes Lesers geworden, der dem nordischen Wassergott nur etwas Feuer entgegensetzt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 63. 23. Juni 1834.

Tagesgeschichte.

Zwei Jahre der Regierung 1830—1832. Von Alphons Pepin. Deutsch von L. von Alvensleben. Leipzig, Kayser, 1834.

Das Gegenstück zu der Schrift: „Lafayette" von Sarras. Wie jener die Regierung Ludwig Philipps im Sinne der Opposition tadelte, so rechtfertigt sie dieser im Sinn von Thiers und Guizot, und gibt der Opposition ihren Tadel reichlich zurück. Der Verfasser selber sagt: „Dieses Buch, welches authentische Documente enthält, hat den Zweck, drei Thatsachen zu beweisen. 1) Daß ganz Frankreich die Regierung von 1830 wollte, der es seine volle Genehmigung gab, sey es offen, sey es stillschweigend; daß es folglich eine Albernheit ist, zu behaupten, die Verordnung vom 7. August sey ein übereiltes und unpopulaires Werk gewesen, weil es damals keine materielle Gewalt gegeben habe, welche im Stande gewesen sey, dem Lande irgend eine Regierung gegen seinen Willen aufzudringen. 2) Daß die, welche sich jezt der Regierung von 1830 und dem monarchischen Prinzipe feindlich erklärten, eben die sind, welche im Jahre 1830 zuerst das monarchische Prinzip wollten, und die sie mit Enthusiasmus proklamirten, als eine Nothwendigkeit für Frankreich, welches die Charte retten wollte, indem es die Juli-Ordonnanzen zurückwies. 3) Daß nicht nur die Monarchie vom 7. August und das monarchische Prinzip, sondern auch das Regierungssystem, welches seitdem verfolgt wurde, durch eben die festgesezt, und mit mehr oder minder Energie entwickelt wurde, welche sich jezt das Ansehen geben, als wären sie stets die gewissenhaften Kämpfer für ganz andere Dinge gewesen."

Zuerst sucht er zu beweisen, Frankreich habe durchaus keine Revolution, keine Veränderung gewollt und würde Karln X. treu geblieben seyn, wenn dieser die Charte nicht selbst verlezt hätte. Er sagt, es sey eine Lüge, daß man während der Restauration Komödie gespielt habe, nein, Frankreich sey den Bourbons aufrichtig ergeben gewesen, wenn auch nur unter der Bedingung der Charte: „Nein, die ehrenwerthen Bürger, welche eine Danksagung an Karl X. votirten, weil er gesagt: „Keine Hellebarden mehr!" und die Censur aufhob, spielten keine gehässige Komödie. Und als die Deputirten Frankreichs im Jahre 1830 die Adresse am Fuße des Thrones niederlegten, und ihre Ehrfurcht einem Fürsten bezeigten, den sie keines Mineids fähig hielten, da waren sie nicht die Mitverschworenen einer Rolle, welche

Digitized by Google

den Gebräuchen einer von Natur offenherzigen Nation widerstreitet.“ Wenn nun der Schild gegen die Bourbons erhoben worden sey, so habe dieser Kampf nur den Menschen, nicht den Dingen, nur denen, welche den damals gesetzlichen Zustand Frankreichs verletzten, nicht diesem Zustand selbst gegolten, für welchen man ja eben gekämpft habe (S. 28). Erhaltung des Bestehenden sey also die Tendenz der Julirevolution gewesen, und keineswegs Umgestaltung.

Die, welche wirklich gekämpft haben, müssen am besten wissen, wofür gekämpft wurde. Das gibt der Verfasser zu. Aber die Beschuldigung, daß Casimir Périer und das ganze jezt herrschende Centrum während des noch unentschiedenen Kampfes im Juli sich sehr zurückhaltend, ja feige benommen habe, erwidert er durch Gegenbeschuldigungen. Was habe Lafayette gethan? Nur paradirt, während Gerard an der Spitze der Truppen gekämpft habe. Dem sey aber wie ihm wolle, so bleibe es eine ausgemachte Thatsache, daß gerade Laffitte, dessen Hotel das Hauptquartier der Julikämpfer war, und mit ihm die ganze jetzige Opposition nichts anderes gewollt, an nichts anderes gedacht habe, als an die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans. Wenn man später geäußert habe, daß sich damals schon Stimmen gegen diese Wahl erhoben hätten, so sey dies unwahr. „Wenn die Generalstatthalterschaft Widerspruch fand, wer waren dann die Widersprechenden, wer konnten sie seyn? — Es war nicht Herr von Lafayette, welcher später in der Kammer sagte: „Es schien uns zweckmäßig, einen nationellen Thron zu erheben, und ich muß gestehen, daß sich meine Wünsche für den Prinzen befestigt haben, als ich ihn näher kennen lernte.“ (Kammer der Deputirten, 8. Aug. 1830.) — Es war auch nicht Herr Maugüin, welcher am 8. Aug. 1830 in einem Briefe sich den treuesten Unterthan Seiner Majestät Ludwig Philipps nannte. — Es war auch nicht Herr Audry von Puyraveau, der denselben Brief unterzeichnete und später in der Kammer sagte: „Wir wissen, daß die beste Regierung die ist, welche sich auf die Sitten der Nation begründet, und das thut unsere jetzige. Wir haben der Regierung Treue geschworen, und schwuren nicht vergeblich; nie wird sie aufrichtigere Freunde haben als uns.“ (Kammer der Deputirten, 6. Sept. 1830.) — Eben so war es nicht Herr von Schonen, oder Herr Lobau, oder Herr C. Périer, oder Benjamin Constant, welcher auch 1830 sagte: „Ludwig Philipp und die konstitutionelle Charte sind die lezte Stütze unsers Heiles.“ (Kammer der Deputirten, 9. Nov. 1830.) — Endlich waren es auch nicht alle die ehrenwerthen Deputirten, welche die Erklärung vom 31. Juli unterzeichneten, und einen Theil der Camarilla bildeten.“

Aus denselben Gründen sey auch das sogenannte Stadthaus-Programm eine reine Erfindung: „Welchen Glauben soll man in die Existenz dieses Programmes setzen, das man jezt dem Herrn von Lafayette zuschreibt? Worauf gründet sich eine solche Annahme? Wenn es am 31. Juli 1831 ein Programm gab, welches das Gegentheil von der Erklärung des Hôtel-de-Ville hätte seyn müssen; wenn es ein Programm gab, obgleich es Niemand gesehen hat, Niemand es vorlesen hörte, weßhalb wurde dann diese für Frankreich so wichtige Sache in diesem Augenblicke so geheim gehalten? Weßhalb wurde sie nicht nur den Kammern, sondern auch allen denen vorenthalten, welche der Sitzung vom 31. Juli beiwohnten? Weßhalb versäumte man die Vorlesung damals, ohne daß sie Jemand verlangt hätte? Weßhalb hat Herr von Lafayette, den man uns jezt als allmächtig darstellen will, nicht selbst dies Programm vorgelesen, an welchem er jezt so hartnäckig zu hängen scheint, obgleich er am 31. Juli davon kein Wort sagte? Weßhalb haben die, welche von dem geheimen Programm wußten, so lange gewartet, dessen mysteriöse Existenz zu enthüllen, da doch zu jener Zeit Alles am hellen Tage geschehen mußte, da es nichts Verborgenes für die denkwürdige Versammlung geben durfte, die ganz frei von allem äußern Einflusse dastand? Man hat Mühe, die Auslegung dieses republikanischen Programmes, das von der vom ganzen Volke gebilligten Konstitution vom 31. Juli so ganz verschieden ist, in den Worten zu finden, welche Herr von Lafayette später in der Kammer Aussprach: „Ich bin weit entfernt, zu sagen, daß das, was sich zutrug, die Frucht der Gewalt war. Die Nothwendigkeit, die Gemüther zu vereinigen, eine Menge von Umständen, über die man nach den Ereignissen leichter urtheilen kann, die Versicherungen, daß das siegreiche Volk das Recht und die Pflicht hätte, zu fordern; — diese Gründe vereinigten uns Alle für die angenommene Ordnung der Dinge. Ich muß noch hinzufügen, daß von allen Parteien in Frankreich Niemand so sehr darüber hat urtheilen können, als ich. Es kamen uns die einstimmendsten und befriedigendsten Zeugnisse der Genehmigung an dem, was wir gethan, des Thrones, den wir erhoben, des Monarchen, den wir gewählt, zu. Dies war eine wahrhafte Heiligung für die Meinung der beinahe unbedingten Totalität in Frankreich.“ (Kammer der Deputirten, 6. Okt. 1831.) — Weiter oben habe ich bewiesen, daß nach den Ausdrücken des Briefes, welchen Herr von Lafayette an seine Bevollmächtigte unter dem 15. Juli 1831 schrieb, und worin es heißt: „Nach dem Besuche des neuen Statthalters im Hôtel-de-Ville glaubte ich mit dem beabsichtigten Könige mich aussprechen zu müssen.“ — Dadurch ist die

Digitized by Google

Nichteriſtenz des Programmes, das vom Hôtel-de-Ville benannt, vollkommen bewieſen. Nimmt man nun nach jenem Briefe an, daß eine Unterredung Statt fand, wo republikaniſche Einrichtungen, ſo zu ſagen, zur Sprache kamen, was aber doch immer nur eine Vermuthung bleibt; und wenn ferner eine Unterredung für ein Programm galt, ſo kann ſie doch nur im Palais-Royal Statt gefunden haben, und nicht im Hôtel-de-Ville, da Herr von Lafayette zugibt, daß er ſich erſt nach dem Beſuche des Generalſtatthalters im Hôtel-de-Ville, d. h. ſpäter als am 31. Juli, gegen den Herzog von Orleans ausgeſprochen habe; folglich müßte man das Programm vom Palais-Royal und nicht vom Hôtel-de-Ville ſagen. — Hieraus nun folgt: 1) das, was man ein Programm nennt, iſt nur eine vorgebliche Unterredung; 2) dieſes Geſpräch, welches man ein Programm nennt, trägt nicht den Datum, den man ihm geben will, d. h. es fand nicht am 31. Juli, am Tage der feierlichen Erklärung der Kammern, Statt. — Daraus folgt: daß dieſes Programm eine Täuſchung und ein Anacheonismus iſt, und das geht aus dem Briefe des Herrn von Lafayette ſelbſt hervor.“ Aus dem Umſtand übrigens, daß ſich die Regierung nicht früher gegen dieſes Programm erklärte, ſcheint hervorzugehen, daß man anfangs es nicht ungern ſah, wenn der Pöbel glaubte, Ludwig Philipp und Lafayette ſeyen ein Herz und eine Seele, und das Programm kommt vielleicht mehr auf Rechnung des erſtern als des leztern.

Nicht ohne eine feine Bosheit ſchildert Pepin die ängſtlichen und dringenden Bemühungen der Deputirten und namentlich der Mitglieder der jetzigen Oppoſition, den Herzog von Orleans zur Annahme des Staatsſteuers zu bewegen. Der Herzog verſteckte ſich, (bis zum 29. Juli aus Furcht und bis zum 31. aus Klugheit), machte ſich koſtbar, ließ die ungeduldigen Freiheitsmänner warten und ihnen durch Madame Adelaide ſagen: „Mein Bruder iſt nicht hier; können wir aber dem Lande nützen, ſo kennt uns Frankreich, und kann auf uns zählen. Iſt ein Mitglied der Familie Orleans nöthig, ſo bin ich bereit, mich nach Paris zu begeben; es werde dort aus mir, was Gott will, und ich theile das Schickſal der Pariſer.“ Endlich am Morgen des 31. Juli, da alle Gefahr ganz gewiß vorüber war, trat der Herzog hervor, und wie beeilten ſich die liberalen Deputirten, und wetteiferten, ihm zu huldigen! Das ganze Land jubelte, ſo populair war Orleans. Und warum war er populair? Weil, ſagt Pepin, er eine Garantie des fortbeſtehenden Friedens und der Ordnung war. 1789 galt es, einer heilloſen Unordnung ein Ende zu machen, 1830 galt es, eine beſtehende Ordnung aufrecht zu erhalten.

Frankreich wollte die Ordnung, das beſtehende Geſetz und einen König. Ihr Deputirten von der Oppoſition, ſagt Pepin, waret im Sinn der Nation das Werkzeug dazu. Warum möchtet ihr dies jezt läugnen? Ihr habt nicht nur den König gemacht, ihr habt auch das Syſtem gemacht, gerade ihr, die ihr euch jezt ſo heftig gegen dieſe Wahrheit ſträubt! Périer hat kein anderes Syſtem eingeführt, als das des Heren Laffitte. Hat Herr Laffitte nicht im Innern gegen die Republikaner gedonnert und nach Außen die Unmöglichkeit des Krieges dargethan? war ſein Syſtem nicht Ordnung im Innern, Friede nach außen? Was hat Périer anders gethan? Sagte nicht Herr Laffitte 1830: „Unſer Syſtem wird nicht geändeet werden. Es iſt nicht wahr, daß eine Reaktion beginnt, denn die Ruheſtörer ſind in das Nichts zurückgewieſen. In zwei Tagen wird ein Wahlgeſetz, welches auf feſten und ſichern Grundlagen beruht (das Geſetz von 1831), zeigen, wie wir die Frankreich verſprochenen Inſtitutionen verſtehen. Bei dieſem verhängnißvollen Beſtreben bedarf die Regierung der Unterſtützung. Es iſt nicht nöthig, die Schwieeigkeit der Lage durch eine ärgeriiche Ungeduld noch zu erhöhen. (Herr Laffitte, Kammer der Deputirten, am 28. Dec. 1830.) — Gibt es etwas Klaeeres, etwas Beſtimmteres, als eine ſolche Frage? Und was könnte das gegenwärtige Miniſterium noch mehr ſagen? — Herr Laffitte rühmt ſich, die Ruheſtöree vernichtet zu haben, und mit dem Worte Ruheſtörer will ee die Ungeduldigen bezeichnen, d. h. die Männer der Linken, welche ſich ſchon da, als Herr Laffitte noch an der Spitze der Geſchäfte ſtand, bemühten, die Schwierigkeiten ſeiner Lage auf ärgerliche Weiſe zu veegrößern; dieſe Leute haben Herrn Laffitte ſein Wahlgeſetz nie verzieben. Denn dieſes Wahlgeſetz, welches auf ſicheen und feſten Grundlagen beruht, verdanken wir Heren Laffitte, und eben dieſes Geſetz hat uns die Kammer von 1830 gegeben. Dank ſey dahee Heren Laffitte für ſein Geſetz, welches er jedoch ſpätee bereute, als er den compte-rendu gegen ſein eignes Syſtem unterzeichnete. Und was ſagt Herr Laffitte denen, welche 1830 den Krieg wollten? „Die Ordnung befeſtigen, ohne welche es keine wahre Freiheit gibt; das gute Einverſtändniß zwiſchen Frankeeich und dem übrigen Euroopa erhalten; Alles verhindern, wodurch dieſe Ordnung und dieſes Einverſtändniß geſtört weeden könnten; — dies iſt die Pflicht und der Wunſch derer, denen dee König die Verwaltung des Reiches anvertraut hat.“ (Laffitte, Kammer der Deputirten, am 3. Nov. 1830.)“

Digitized by Google

Wie kommt nun die Opposition dazu, fragt Pepin, ein System, das sie einst nicht nur gebilligt, sondern selbst zuerst eingeführt hat, und das durch die in den Wahlen beurkundete Zustimmung des Volks wiederholt sanktionirt wurde, jezt zu desavouiren, jezt dagegen zu kämpfen? Schließlich macht der Verfasser die Opposition wegen ihres steten Durchfalls in den Wahlen, wegen ihres stets zurückgewiesenen zudringlichen guten Rathes bei Hofe, und wegen ihrer loyalen Affektation gegenüber den rothen Mützen, wofür ihr diese schlechten Dank wissen, lächerlich. Der Sinn des Ganzen ist ungefähr: ihr habt nicht Verstand genug für das Königthum und etwas zu viel für die Republik!

Sieht man auf die Personen, so ist diese Anklage schlagend. Allerdings haben sich die Männer der Opposition eine unheilbare Wunde selbst versezt, indem sie einen König machten, ohne das Königthum ertragen zu können. Sie mögen siegen oder unterliegen, immer trifft sie der gerechte Spott der Geschichte. Entweder sagt man: warum wart ihr so thöricht, ein Haus zu bauen, das ihr nun selber wieder mit so vieler Mühe einreißen müsset, oder: warum wart ihr so thöricht, ein Haus zu bauen, das nun euer Kerker wird? Ihnen hat der Genius der Geschichte das Brandmal der politischen Duperie aufgedrückt, das nie verlöscht.

Sieht man aber auf die Dinge, so entsteht die Frage, ob der so wohlfeile Sieg der neuen Dynastie über ihre untreu gewordenen ersten Freunde auch eine hinlängliche Garantie für ihre eigene Zukunft seyn wird? Phantastische Erwartungen zu täuschen, ist nur für den lustig, der wirkliche Bedürfnisse befriedigt. Was ist nun aber das wirkliche Bedürfniß Frankreichs? Ist es die Lage, in der es sich jezt befindet, und in der es nur die Wahl zwischen zwei Uebeln hat. Man ist nicht für den Orleanismus, man ist nur gegen den Karlismus und die Republik. Man weiht dem erstern nur die Waffen, nicht die Herzen. Im ersten Jahre noch schwach, genoß Ludwig Philipp von innen und außen mehr Vertrauen, nach vier Jahren stark geworden, ist in demselben Stufengrade, indem seine Macht zugenommen hat, das Vertrauen zurückgewichen. Man darf also wohl sagen, daß irgend ein Fehler begangen worden sey, weil sonst nothwendig Macht und Vertrauen sich auf gleicher Höhe würden erhalten haben.

Selbst die neue Quadrupel-Allianz ist keine Garantie für Ludwig Philipp, weil sie nur gegen äußere, nicht gegen innere Gefahren gerichtet ist. Man kann in den Armen seiner besten Freunde an der Kolik sterben. Mit einem Wort, wer das Unglück hat, von den Launen, ich will nicht sagen eines Volks, sondern einer Stadt, und noch dazu der launenvollsten in der Welt abzuhängen, wer das Unglück hat, gegen die Bürger Soldaten brauchen zu müssen, deßhalb den Soldaten schmeicheln und sie nach und nach unwillkührlich zu Prätorianern machen zu müssen, wenn sie ihm nicht noch früher durch Volksbestechungen untreu werden — darf der wohl sagen, oder darf man von ihm sagen: die Iden des Märzes sind vorüber?

Biographien.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Zehnter Jahrgang. Zwei Theile. Mit vier Portraits. Ilmenau, Voigt, 1834.

Diese Bände enthalten die Todten des Jahrs 1832 und darunter Männer von höchstem Ruhm oder wenigstens bedeutender Auszeichnung unter ihren Zeitgenossen, wie Beck, Bonstetten, Cotta, Devrient, Droste-Hülßhoff, Gentz, von der Goltz, Goethe, Krause, Kügelgen, Sailer, Schmalz, Unzelmann, Julius von Voß, Zelter, Zimmermann ꝛc. „Von den 1401 Verstorbenen, deren Gedächtniß der gegenwärtige Jahrgang auf die Nachwelt überzutragen sucht, haben 1010 in der zweiten Abtheilung nur kurze Notizen erhalten können, aber von 391 derselben findet man in der ersten so genügende Lebensbeschreibungen, als es die aufgesuchten und gesammelten Nachrichten und der beschränkte Raum nur immer erlaubten. 246 hievon können als Originalarbeiten angesehen werden, deren Verfasser meist in dem beigegebenen Verzeichniß angegeben sind und erscheinen also hiermit zum erstenmal im Druck; 145 dagegen sind aus schon früher gedruckten, meist einzeln erschienenen Gedächtnißschriften, Sammelwerken oder Zeitschriften entlehnt, dabei aber die benuzten Quellen jedesmal gewissenhaft angegeben.“ Die bedeutendern Männer sind wie billig ausführlicher, mit Benuzung der vorhandenen Quellen, und wo diese fehlten oder nicht hinreichten, von Freunden und Bekannten geschildert. Wird der Herausgeber immer mehr dahin streben, die Biographien der minder Interessanten abzukürzen, so dürfte dies auch der Verbreitung des verdienten Werkes immer förderlicher seyn. Herr von Gentz ist wohl auf 8 Seiten zu kurz weggekommen, da dem unbedeutenden Schütz deren 14 gewidmet sind, und eine ganze Seite dem Pastor Tschaschel zu Türchau bei Zittau, dem nie etwas begegnet ist und der nie etwas gethan hat, außer daß er geboren wurde, studirte, Landpastor wurde, zweimal heirathete und starb. Für solche Männer wären wohl 3 Zeilen hinlänglich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 64. 25. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

1) Geschichte des Osmänischen Reichs, größtentheils aus bisher unbenüzten Handschriften und Archiven, durch Joseph v. Hammer. Neunter Band. Schlußrede und Uebersichten. Pest, Hartleben, 1833.

2) Desselben Werks zweite verbesserte Ausgabe. Erste bis fünfte Lieferung. Daselbst, 1834.

Die Riesenarbeit dieses Geschichtswerks ist nun bald vollendet. Der neunte Band enthält die Schlußrede und eine Menge Beilagen zur Erläuterung des Textes. Der zehnte und lezte Band wird noch weitere Beilagen enthalten.

In der Schlußrede erklärt sich der gelehrte Verfasser über die Gründe, die ihn vermocht, sein Werk nicht weiter als bis zum Frieden von Kainardsche zu führen. Er verschmäht nämlich „halbe Wahrheit, leise Andeutungen, scheue Winke," und um die jüngste Geschichte der Türken mit historischer Würde entwerfen zu können, fehlen ihm die authentischen Quellen. Daß er aber alles, was er geschildert, in ganzer Wahrheit, in bestimmtem Ausdruck und mit Freimuth geschildert habe, glaubt er denen entgegenhalten zu müssen, die von der jeweiligen Discretion der Censur eine allzu geringe Meinung hegen. Die ganze, das Werk so gut charakterisirende Stelle möge hier stehen: „In Betreff der Details, wovon der Vorwurf weniger den Schlachten und Kriegsbegebenheiten, als den inneren Veränderungen und Beförderungen gelten kann, schien es unerläßlich, die dändereichen Quellen wenigstens in so weit zu berücksichtigen," daß keine von denselben unter besonderen Titeln hervorgehobene Thatsache mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, daß die Bahn, welche die Großwesire und andere Vordermänner der Regierung in Krieg und Frieden durchlaufen, nach ihren verschiedenen Stationen, nach Folge der Jahre gehörig abgemärkt würden. Ueberhaupt ist, nach dem in der Vorrede gegebenen Worte, auf Ort- und Zeitbestimmung die größte Mühe und Sorgfalt verwendet, jede Oertlichkeit nach Möglichkeit ausgemittelt, jedes Datum mühsam ausgerechnet und am Rande beigesezt worden. Die am Rande fortlaufende chronologische Säule und die Quellentopik der Noten sind der schmale und breite Teppichrand, welchen der Morgenländer als Zeit und Ort benennt, und womit der Geschichtschreiber den Teppich einsäumen muß, welchem die Begebenheiten eingewoben sind. Nebst der Topographie und Chronologie sind Philologie und Ethnographie nicht leer

Digitized by Google

ausgegangen. Wenn unersättliche Kunstrichter noch Mehreres über das innere Leben des Staates, über Kunstfleiß, Sitte, über die Schicksale der unterjochten christlichen Völker zu finden wünschen sollten, so diene ihnen zur Antwort, daß auch nicht das Geringste hierin Einschlagende vernachläßiget worden, wie schon die ausführlichen Beschreibungen der Festaufzüge und Geschenklisten beweisen, daß aber, wo die Quellen schweigen, vermuthendes Gewäsche unstatthaft schien; demnach mag kühn an dergleichen Anforderer die Aufforderung ergehen, einen einzigen, für die Sitten- und Kulturgeschichte der Osmanen und der von ihnen beherrschten Völker, charakteristischen Umriß nachzuweisen, welcher sich in den Quellen fände, und mit Stillschweigen übergangen worden wäre. Eben so wenig ist aus irgend einer Rücksicht eine erhebliche Thatsache, in welchem ungünstigen historischen Lichte sie auch erscheine, oder in welchem diplomatischen Dunkel sie auch bisher verhüllt gewesen, verschwiegen oder von der Censur getrieben worden. Es genügt hier, auf die Instruktionen hinzuweisen, welche Ferdinand I. seinem Gesandten nach Rom ertheilte, um das wegen des Mordes des Cardinals Martinusius verhängte Interdikt aufheben zu machen, auf die Auseinandersetzung der ungarischen Verschwörung und ihrer Theilnehmer, auf die Erzählung der Verhandlungen des Belgrader Friedens und des geheimen Subsidienvertrages. — Vorzüglich liegen in dieser Geschichte alle bisher in dem Schleyer der Archive verhüllten diplomatischen Geheimnisse zu Tage. Die Quellen, aus welchen verläßliche Auskunft geschöpft werden konnte, flossen bisher nur äußerst sparsam; außer den gedruckten, aber sehr seltenen und außer England kaum bekannten Verhandlungen des englischen Botschafters S. W. Roe, außer den Geschichten des Carlowiczer Friedens von Humiecki, des Passarowiczer Friedens von Vendramino Bianchi, und der dreifachen Geschichte des Belgrader Friedens von Langier, Neipperg und Moser, außer den Reiseberichten einiger Botschafter und einiger von Ranke benützten venetianischen Relationen, waren alle diplomatischen Verhandlungen mit der Pforte bisher im heiligen Dunkel der Staatsarchive begraben geblieben. Diese Geschichte hat dieselben in ihrer Wesenheit zu Tage gefördert, und keine Gesandtschaft, in so weit nur irgend davon Kunde zu erhalten war, mit Stillschweigen übergangen. In gedruckten Werken haben nur Andréossy und Karamsin über die Botschaften Frankreichs und Rußlands berichtet, und wiewohl beide aus den besten Quellen ihrer Staatsarchive geschöpft, so sind doch sowohl jenem als diesem Sendungen entgangen, worüber diese Geschichte aus österreichischen und venetianischen Archiven berichtet. Die polnischen dürften, Dank den Mittheilungen meiner gelehrten Freunde, des Herrn Grafen v. Swiedzinski und des für sein Vaterland und die Wissenschaften zu früh verstorbenen Grafen Stanislaus Rzewuski, vollständig seyn; die englischen und holländischen, in so weit sie die gedruckten Quellen und die Gesandtschaftsberichte angaben; die Bailo sind aus den venetianischen Quellen zusammengetragen; wie mangelhaft früher selbst die Staatskanzlei über die Folge der österreichischen unterrichtet war, erhellet am besten aus der Vergleichung unserer Angaben mit dem von Jenisch in dem Prodromus des neuen Meninski gelieferten Verzeichnisse; eben so die Mangelhaftigkeit der bisher bekannten Friedensschlüsse und Verträge, aus der Vergleichung unserer Liste mit der von Martens und Schöll gegebenen, indem bei diesem nicht weniger als 280 Verträge fehlen. Um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, sind binnen zwanzig Jahren, nämlich von dem Jahre 1808, wo Graf Stadion zuerst die türkische Registratur der Staatskanzlei erschloß, bis ins Jahr 1828, wo die Lesung der venetianischen Archive vollendet ward, ein paar hundert große Schriftbündel in der Registratur der Staatskanzlei, und eben so viele in dem geheimen Hausarchive durchlesen worden. Jeder dieser Schriftbündel umfaßt in der Regel die Berichte und Weisungen eines Jahres, im Durchschnitte zweihundert Foliobogen, so daß jeder als ein dicker Foliant betrachtet werden darf, so wie die 68 dicken Folianten der Geschichte Marino Sanuto's, mit denen, und mit den besonderen Gesandtschafts-Relationen venetianischer und österreischer Gesandten, der Umfang der zum Behufe der Geschichte durchgrabenen Fundgruben der Archive ein halbes Tausend von Folianten beträgt. Ein halbes Hundert bilden allein die Byzantiner und Khevenhüller's Geschichte, ein anderes halbes Hundert die osmanischen Reichshistoriographen und die älteren europäischen Schreiber osmanischer Geschichte, wie Mezeray, Knolles, Sagredo, Lewenklau, Lonicerus, Königshofen, Ortelius, Bonfinius, Istuanfi, Dlugoß, Cromer u. s. w. Wie die Legion der verzeichneten europäischen Quellen osmanischer Geschichte, wie die viertausend Nummern starke Legion der verzeichneten Staatsschriften und Urkunden fleißig durchstöbert, und wie die zweihundert osmanischen Quellenwerke benützt worden sind, belegt jede Seite des Werkes durch Citate. Die Musterrollen der in den osmanischen Quellen enthaltenen Urkunden sowohl, als die der über osmanische Geschichte bisher in Europa erschienenen Geschichten, schienen eine nöthige Zugabe des Werkes, und dieselben werden, sammt den anderen für nöthig erachteten Verzeichnissen und Registern, in diesem und dem folgenden lezten Bande geliefert. Da die Sichtung und Ordnung der Materialien dieser und

Digitized by Google

anderer Verzeichniſſe ſowohl, als des umſtändlichen Namen- und Sachregiſters erſt in den lezten zwei Jahren nach Vollendung der Geſchichte vorgenommen werden konnte, ſo war es dem Verfaſſer nicht möglich, die von der Verlagshandlung gemachte Zuſage der Beſchränkung des Werkes auf neun, ſtatt auf zehn Bände zu erfüllen."

Wer das gewaltige Werk durchgeleſen hat, muß das hier Geſagte beſtätigen, denn die kritiſche Benutzung der zahl- und umfangreichſten Quellen läßt ſich ſo wenig als die parteiloſe Darſtellung verkennen. Die Arbeit iſt erſtaunenswürdig und einzig in ihrer Art. Welche ausdauernde Liebe, welche Geduld des Sammlerfleißes, welche äußerlich günſtigen Konſtellationen, welche literäriſchen und diplomatiſchen Verbindungen, und endlich welcher Totalblick, welche Gabe der Kombination, ich möchte ſagen, welches adminiſtrative Talent gehörte dazu, um ſo ungeheure Apparate zuſammenzubringen, zu beherrſchen, zu gebrauchen, und der Welt dieſes ſchöne Reſultat darzubieten.

Dieſes Geſchichtswerk gehört überdies zu den ſeltſamen Fügungen des Schickſals, die ein Zufall ſcheinen und doch einer Berechnung gleichkommen. Es war früher nicht möglich, die osmaniſche Geſchichte in dieſem Umfang und mit dieſer Genauigkeit zu ſchreiben, weil die Quellen, hauptſächlich die orientaliſchen ſelbſt, unzugänglicher waren; und es wird vielleicht in nicht zu langer Zeit wieder unmöglich werden, weil das türkiſche Reich ſeinem Untergang ſo nahe iſt. Nur die jüngſte Zeit bot alle die äußern Vergünſtigungen dar, unter denen es einem genialen Forſcher möglich war, die mannichfachen zerſtreuten Bilder jenes intereſſanten Volks zu ordnen und die flüchtigen und vergänglichen in einem ewigen Spiegel feſt zu halten.

Am Schluß kündigt der Verfaſſer ein zweites, mit dieſem nahe verwandtes Werk an, die Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt. Seltſam genug, daß er ſich noch genöthigt ſah, gegen eine Partei unter den Orientaliſten zu eifern, die ſich ein Verdammungsurtheil über die Poeſie der Türken erlaubt haben, ohne ſie zu kennen, denn der größte Theil der türkiſchen Dichter war ihnen unbekannt. Indeß wird dieſe gelehrte Grille wie ſo manche andere endlich zu ringen aufhören. Was hat man nicht alles verachtet, bis der rechte Mann kam, der uns zeigte, was wirklich an der Sache ſey. Am beſten ſprechen die Proben, und ſolche, wie auch wir ſie gleich in den nächſten Anzeigen unſern Leſern vorlegen werden, dürften hinreichen, ihr Urtheil feſtzuſtellen. Der Verfaſſer ſagt: „Die Dichterwerke eines Volkes ſind nicht bloß für zergliedernde Proſaiker da, welche den Leib des Oſiris zerſtücken, oder für ſylbenmeſſende Proſodiker, welche Virgilianiſches Loos nur in Sylben ſtechen, ſie ſind nicht bloß als anatomiſche Leichname dem Scalpell haarſpaltender Grammatiker und verſeſpaltender Variantenſammler Preis gegeben; die Poeſie eines Volkes iſt der treueſte Spiegel ſeines Geiſtes, Gemüthes, Genius und Charakters, ſie iſt die Flamme des heiligen Feuers, der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menſchheit zum Himmel auflodert. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ward die Poeſie der Osmanen dem Geſchichtſchreiber derſelben zum jahrelangen Studium; vor vier und dreißig Jahren iſt er zum erſten Male im deutſchen Merkur, mit der Ueberſetzung eines Gedichtes: Von den lezten Dingen, und des ſchönen Frühlingsgedichtes Meſihi's, als Ueberſetzer türkiſcher Poeſie, aufgetreten, und hat ſeitdem das zum obigen Behufe geſteckte Ziel nie aus den Augen verloren. Wie die Sammlung der hiſtoriſchen Quellen erſt in dreißig Jahren möglich geworden, ſo auch die Sammlung aller Blumenleſen, Denkwürdigkeiten und Lebensbeſchreibungen osmaniſcher Dichter, an der Zahl nicht weniger als vier und zwanzig. Im Laufe der Geſchichte konnten nur die Rottenführer dieſer heiligen Legion mit den Inſchriften ihrer Fahnen in Vorſchein kommen, und nur hie und da konnten einzelne Verſe hiſtoriſchen Inhalts angeführt werden. Nun aber ſoll auf die Geſchichte des osmaniſchen Reiches, als Anhang, die Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt folgen, als Seitenſtück zur Geſchichte der ſchönen Redekünſte der Perſer, über deren Werth ſich Goethe im weſtöſtlichen Diwan ſo vortheilhaft ausgeſprochen; nur weit gründlicher und erſchöpfender als jene, weil zur Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt nur vier Werke, zu der der osmaniſchen aber vier und zwanzig zu Gebote ſtanden, weßhalb hier nicht, wie dort, bloß die Proben von zweihundert, ſondern von noch zweitauſend Dichtern und Verſekünſtlern geliefert werden ſollen. Das Erſtaunen über ſolchen Reichthum wird ſich vermindern, das Intereſſe an dem Gehalte deſſelben vermehren, ſobald man weiß, daß die Türken zwar von keinem urſprünglichen und eigenthümlichen poetiſchen Genius, wie die Araber und Perſer, beſeelt, ſich doch alle Schätze der geiſtigen Kultur dieſer beiden Völker angeeignet, und daß ſie ſich in dieſer Hinſicht, wie in ſo mancher anderen, zu den Perſern und Arabern verhalten, wie die Römer zu den Griechen."

Die in dem neunten Bande mitgetheilten Beilagen ſind: 1) Verzeichniß der Würden und Aemter des osmaniſchen Reichs, 2) der Moſcheen, 3) der hohen Schulen, 4) der Bibliotheken Konſtantinopels, 5) der handſchriftlichen orientaliſchen Werke über osmaniſche Geſchichte im

Digitized by Google

Besitz des Herrn von Hammer, 200 an der Zahl, 6) Verzeichniß von dritthalbhundert Dynastien aus der Universalgeschichte Ahmed Mewlewis, 7) von Kapitulationen, Friedensschlüssen, Handlungsverträgen und andern Traktaten des osmanischen Reichs von der Gründung desselben, bis zum Frieden von Kainardsche im Jahr 1774, 8) der Gesandtschaften fremder Mächte und an die Pforte von dieser an jene, 9) von 4000 Staats- und Geschäftsschreiben, Diplomen und Urkunden, 10) von 40 Titulaturen der osmanischen Staatskanzlei.

Von der zweiten wohlfeilern und abgekürzten Auflage liegen bereits die ersten fünf Lieferungen (800 Seiten) vor uns. Das Ganze ist auf beiläufig zwanzig Lieferungen berechnet und wird nur an 10 Rthlr. kosten, zum Vortheil des größern Publikums, während die erste Auflage mit allen Ausführungen und Beilagen für das gelehrte Publikum 60 Rthlr. kostet. Wir freuen uns über diese wohlfeilere Ausgabe vorzüglich deßwegen, weil sie vom Verfasser selbst veranstaltet und dadurch den schlechten Auszügen vorgebeugt worden ist, die doch unfehlbar von diesem oder jenem spekulativen Manne besorgt worden wären.

3) Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer. Pest und Leipzig, in Commission bei Hartleben, 1834.

Obgleich schon viele arabische und persische Werke in Europa gedruckt worden sind, und zwar von englischen, französischen, holländischen und deutschen Pressen, so ist doch außerhalb Konstantinopel nichts Türkisches gedruckt worden, mit einziger Ausnahme der vor einem halben Jahrhundert zu Wien erschienenen Chronik Fenajis. Aber auch unter jenen in Konstantinopel herausgegebenen Werken befindet sich kein poetisches. Das vorliegende ist also das erste türkische Gedicht, welches gedruckt erscheint. Der Herausgeber hat die Kosten von einem ihm bei einer frühern Gelegenheit zu Theil gewordenen Preise der Berliner Akademie bestritten und wird den Ertrag des vorliegenden Werkes abermals auf den Abdruck eines türkischen Werkes verwenden. Auch kündigt er die nach Beendigung seiner osmanischen Geschichte rascher sich fördernde Geschichte der osmanischen Poesie an, in der er die Trefflichkeit der türkischen Dichter zur Genüge nachweisen wird.

Mit Faslis Werk hat er einen herrlichen Anfang gemacht. Dieser Dichter, ein Zeitgenosse Shakespeares, wird von Herrn von Hammer mit Recht die Urquelle der orientalischen Blumenpoesie genannt, da alle Bilder, Scherze, Sentenzen dieses Genres nur der Abglanz Faslis, gleichsam nur Blüthen, herübergeweht aus dem himmlischen Rosenhain jenes Dichters sind. Auch der in Petersburg gedruckte armenische Auszug und die von le Vaillant de Florival gelieferte Uebersetzung desselben enthalten nur einen schwachen Anklang von der Schönheit des Originals.

Unsere Leser mögen sich hier mit einem kurzen Auszug aus der Uebersetzung des Herrn von Hammer begnügen. Kann auf die zahllosen einzelnen Schönheiten nicht aufmerksam gemacht werden, so wird doch die Trefflichkeit des Gedichts schon aus den Umrissen erhellen.

Nach einer langen Anrufung Gottes, die eine mystische Tendenz des Gedichts ankündigt, beschreibt Fasli das Reich des König Frühling, die Hauptstadt Rosenhain und darin die Rose. Was je an einem Mädchen schön war, wird auf diese reizende Rose angewendet, und wie ein Mädchen wird sie naiv, eitel und ein wenig kapriciös geschildert. Der Fluß Chiser, von ihrer Schönheit angelockt, zeigt ihr in seinem Spiegel ihr eignes Bild.

Als eines Tags das Morgenlicht,
Wie Spiegel zeigte sein Gesicht;
Als sein Gesicht in Licht entglomm
Und spiegelte sich in dem Strom,
Bemüht sich Ros' auf tausend Weisen,
Wie schön sie sey, der Welt zu weisen.
Sie hob sich aus dem Kleid der Nacht
Als Weltensonne frisch erwacht;
Dem Schmuck zu geben vollen Lauf,
Sezt sie Rubinenkrone auf;
Daß ihre Schönheit sey vollkommen,
Wird heute Roth auf Roth genommen;
Sie sezt sich auf den Thron als Schah
Und Staub des Wegs ist andrer Schah;
Um ihre Schönheit zu besiegeln,
Fehlt es ihr nur sie abzuspiegeln;
Da tritt vor sie sogleich der Fluß,
Und legt den Spiegel ihr zu Fuß.
Als sie sich d'rin so schön erblickt,
War voll Erstaunen sie entzückt;
Als sie sich sah so schön und rahn,
Da kam die Eitelkeit sie an ꝛc.

Ganz voll von ihrer Schönheit befahl sie dem Ostwind, den Ruf von ihren Reizen in der ganzen Welt auszustreuen und sich überall umzusehen, ob es etwas Schöneres gebe als sie.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 65. 27. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

3) Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersezt durch Joseph von Hammer. Pest und Leipzig, in Commission bei Hartleben, 1834.

(Schluß.)

Der geistreiche Ostwind thut, was die Schöne befiehlt und trifft unterwegs die Nachtigall, die als ächter Sänger liebt, ohne zu wissen wen, die von gegenstandloser Sehnsucht verzehrt ist.

Du siehst hier, sprach er, einen Armen,
Mit nassem Aug', der zum Erbarmen,
Lieb unterwies mich in dem Grame,
Ich weiß nicht, was da sey mein Name.
Du fragst, woher ich sey gekommen,
Von Lieb' hab ich Beginn genommen;
Zur Liebe kehrt zurück mein Fuß,
Dies mein Entschluß, mein Genius.
Ich bin's, den Liebe ganz verwirrt,
Der in der Welt herum nur irrt;
Es ist zu bleiben nicht mein Wille,
Es ist zu gehen nicht mein Wille,
Seit ich den Zügel ließ der Liebe,
Bin ich nicht Meister meiner Triebe;
Wohin mich treibt der Liebe Willen,
Dort bleibe ich der Liebe willen;
Kurz! mich beherrscht der Liebe Qual,
Ich habe keine freie Wahl.
Auch weiß ich nicht, für wen ich brenne,
Wem Tag und Nacht ich Gluth bekenne.
Wiewohl die Gluth beständig flammet,
Weiß ich doch nicht, woher sie stammet.
So lebe ich, ein eigner Wicht,
Und kenne die Geliebte nicht,
Weiß nicht, für wen die Gluth, der Brand,
Für wen ich flehend heb' die Hand.

Da erzählt ihm der Ostwind von dem Reich des Frühlings, von Rosenhain und von der Rose.

Oft hing an's Ohr des Wortes Gold,
Und sprach: O Jüngling, gut und hold,
Von dem, was sich mit mir begeben,
Will ich dir haarklein Nachricht geben;
Auch ich, ein lustiger Asbal,
Bin mit dir ganz im selben Fall',
Ich denke stets an schönes Kind,
Bin unbeständig wie der Wind;
Begier ist's, die mich schwindelnd dreht,
Und die mein ganzes Seyn verwebt,
Es wirbelt immer mein Entschluß,
Ich dreh' mich ohne Kopf und Fuß,

Digitized by Google

Ich kann nicht wählen, kann nicht ruh'n,
Begierde ist mein ganzes Thun,
Mein Ursprung ist Begier und Lust,
Die mir den Leib zerstreut in Wust;
Dem Aeußern nach, Beglückter mein,
Bin ich zu Hauf' im Rosenhain,
Wo ich im Dienst der Fürstin Rose,
Ihr zu Gefallen lauf' und kose;
Mein Hauch frischt auf die Blumen ganz,
Und gibt dem Rosenbeete Glanz.
Der Sprosser sprach: Beglückter Mann,
Dein Hauch weht mich mit Reinheit an,
Was für ein Ort ist Rosenhain?
Wie mag wohl die Prinzessin seyn?

Der Ostwind sagt ihm alles, als sich nun aber der Vogel in die reizende Rose, die er nur aus der Beschreibung kennt, verliebt, straft ihn der Ost, nennt ihn einen Bettler, der es nie wagen dürfe, der Königin zu nahen, und schreckt ihn auf jede Weise ab. Der arme Verliebte verzweifelt ganz und gar, bis der mitleidige Fluß Chiser ihn tröstet:

In Schmerz und Herzensleid befangen,
Beherrscht von peinlichem Verlangen,
Begann der Sprosser laut zu schlagen
Der Liebe Weh in bitt'ren Klagen;
Sehnsucht zerwühlet ihm den Kragen,
Er ist vom Unglücksdorn geschlagen,
Von Liebesschmerz als Baum gefällt,
Er geistlos zur Erde fällt;
Von Liebe wund und weher Glieder,
Liegt er am Trennungsschmerz darnieder,
Sein Leib von weichen Klagen weich,
Haardünn, ein Haar dem Haare gleich;
Zuletzt schnürt's ihm die Seele zu,
Er sieht, es helfe nicht die Ruh,
Erniedrigt und schlecht angethan,
Trat er den Weg zur Freundin an.
Die Liebe öffnet ihm die Flügel,
Ihn tragend über Feld und Hügel,
Nur auf der Freundin Gau bedacht,
Zieht er sehnsüchtig Tag und Nacht.
Zur Station, wo Herzverein,
Gerade hin zum Rosenhain.
Als er nun kam zum Gülistan,
Da weht ihn Duft der Freundin an,
Diesseits des Rosenbeets Gehägen
Kam fleißig ihm ein Freund entgegen,
Ein Reisender, der unverweilt
Durch diesen Hain dem Meer zueilt,
Der reine Fluß mit hellem Sinn,
Der weltbeschauend pilgert hin,
Er kam vom Rosenhain gerade,
Den Sinn gewandt auf reine Pfade;
Als ihn der Sprosser kommen sah,
Da trat er ihm mit Grüßen nah;
Der Fluß erwidernd den Selam,
Den Grüßenden in's Auge nahm,
Er sah, es sey ein Bettler irr,
Getäuft, berauscht, verblüfft und wirr,
Verrufen sey er durch die Liebe,
Gezeichnet auf der Stirn mit Liebe,
Sein Wuchs durch Lieb' ein C gekrümmt,
Durch Gram zum Neumond eingeschrumpft.
Der reine Fluß sprach: Liebberauschter!
Von Liebe und von Gram gebeugt,
Wovon bist du so ausgezehret?
Was füllt dein Inneres mit Blut?

Der Vogel klagt ihm sein Leid, und der Fluß erbietet sich sogleich, ihn nach Rosenhain zu führen, dahin, wo die schöne Rose ihr Bild in seinem Spiegel betrachtet. Der entzückte Vogel kommt in das beseligte Land und sezt sich auf eine Cypresse, die ganze Nacht hindurch in seelenschmelzenden Tönen seine Liebe klagend. Unter andern unterhält er sich mit dem Monde.

Er sprach mit Schmerz: O Mond so licht,
Der du die Welt erfüllst mit Licht!
Wohnst du vielleicht bei jener Sonne,
Weil dich erhellt des Lichtes Wonne?
Hat sie vielleicht dir Glanz geliehen,
Damit die Welt zu überziehen?
Die Finsterniß so dicht und grell,
Durch deine Ankunft wird sie hell.
Laß mich nicht trostlos in der Nacht,
Führ' mich dorthin, wo Liebchen wacht.
Mir dem Verirrten auf dem Wege
Sey du der Führer durch die Stege;
Und kömmst du zu der Huldin Kreise,
So fließ dein Licht wie Klage leise;
Sag ihr: O Sonne, Welt durchglühend,
Und Sonnenstäubchen an sich ziehend!
Heb' aus dem Staub mit Huld den Freund,
Den irren, dem nicht Sonne scheint.

Die schlummernde Rose erwacht von den süßen Tönen, wird dadurch wundersam gerührt und fragt, wer der Sänger sey.

Indem Bülbül in Leid zerfloß,
Und sein Gebet vor Gott ergoß,
Da hört die Ros' im Schlafe schnell
Ein wunderseltenes Gegell;
Es dringt zu ihrem Ohr' ein Ton,
Der Seel' im Herzen Freude gibt.
Als sie gehört den Nachtigall,
Sagt sie: Was ist das für ein Schall,

Digitized by Google

So Lebensgeist in Ruhe wälzt?
Wer ist es, der die Töne schmelzt?
Welch' Sänger, welch' ein Musikant!
Welch' Sänger, welch' ein Hierophant!
Stieg' Venus zu der Erde nieder,
Um auszuströmen solche Lieder?
Um es zu hören für gewiß,
Ruft sie den spähenden Narciß.
Als er erschien auf ihr Geheiß,
Sprach sie: o Augenlicht im Kreis!
Ich hört' ein wunderlich Getön,
Wer musicirt denn gar so schön?
Die Seele solche Nahrung fand,
Daß ihr entfloh darob Verstand;
Geh hin und suche und erfahr',
Weß Künstlers diese Musik war;
Floß sie vom Himmel wie der Thau?
Sproß sie als Tulpe auf der Au?
Geh', frag', woher die Töne kamen,
Und um des Künstlers Land und Namen,
Erkund'ge dich genau mein Lieber,
Und bringe mir Bericht darüber.

Sobald sie aber von der Narcisse erfährt, es sey nur ein armer Schlucker, ein unbedeutender häßlicher Vogel, so regt sich sogleich ihr Hochmuth wieder:

Was will allhier der Unglücksvogel,
Hier ist kein Platz für losen Vogel,
Wer ist der Bettler ohne Scham,
Der Nachts so nah der Fürstin kam?
Indem mit Klagen er gekommen,
Hat er den Kopf mir eingenommen;
Er ließ mich bei der Nacht nicht schlafen,
Sagt wie sein Heulen zu bestrafen.
Was nennt er mich bei Tag und Nacht?
Hat er die Möglichkeit bedacht?
Es hoffe nicht der Bettler, Narr,
In meine Näh' zu kommen gar;
Die Liebe färb' ihm Wang nicht gelber,
Nicht kaltes Eisen schmiede selber;
Sag' ihm, er soll von hinnen gehen,
Er hoffe nicht mich je zu sehen.

Bülbül will vor Kummer über diese Härte vergehen. Da nimmt sich der geistreiche Ostwind seiner an und stellt der Rose vor, daß eine so treue und poetische Liebe doch nicht zu verachten sey, und daß sie Mitleid mit ihm haben solle. Die Rose wird gerührt:

Die Rose sprach, als sie's gehöret,
Geh zu dem Bettler, der verstöret
Sag ihm, wenn er aufrichtig liebt
Und sich aufrichtig mir ergibt,
So soll er warten meiner Hulden,
Und treu ausharrend sich gedulden;
Er leide, bis Arznei im Zug,
Dem Mann' der Lieb' ist Schmerz genug.
Wem wahre Liebeskost beschieden,
Der wünschet sich nicht Heil und Frieden.

Nun wagt es der entzückte Vogel, einen Brief an sie zu schreiben. Der Jasmin ist Liebesbote. Die Rose hat ein zu gutes Herz, als daß sie den sehnsüchtigen Liebhaber länger quälen könnte. Sie schreibt ihm:

Wie geht es dir? bist du gesund?
Bist immer noch mit Schmerz behaftet?
Da du mich so aufrichtig liebst,
So eile denn mich zu genießen.
Ich seh', o Armer! es thut Noth,
Daß ich aus Mitleid treu dir sey;
Was sollst du dich noch länger sehnen,
Zeit ist's, daß du als Freund mir nah'st,
Daß ich dir meine Schönheit zeige,
Weil würdig du bist des Genusses.
Du warst so lang der Trennung Sklave,
Nun werde des Genusses Fürst!

Aber noch sind die Armen weit von ihrem Glück entfernt, denn die ränkeschmiedende Hiacynthe stiftet den neidischen Dorn auf, sich dem zärtlichen Bewerber entgegenzusetzen.

Wo des Genusses Sonne scheint,
Ein Hinderniß sogleich erscheint;
Wer einen trauten Freund besitzt,
Wird von der Liebe Gram geritzt.
Mit Dornen ist die Ros' umfangen,
Und wo ein Schatz liegt, liegen Schlangen,
Und wo bescheeret ward ein Freund,
Ein Nebenbuhler auch erscheint.
Ein Grausamer war aufgestellt,
Der Ros' als Hüter beigesellt.
Der zahmen Rose Ehrenwächter,
Und auf Befehl ein Meister ächter
Tyrannischer Natur, voll Neid,
Bösartig, freuend sich am Leid.
Deß Nicken scharf wie das der Lanzen,
Deß Wimpern wie die Pfeile tanzen,
Stäts mit dem Dolche angethan,
Und in der Hand die Partisan.

Der arme Liebhaber klagt dem bescheidenen Veilchen seinen Kummer, und während er sich mit ihm unterhält, wird er vom Netze umstellt und gefangen, denn die Neider haben ihn beim König Frühling angeschwärzt. Nun sitzt er im Käfig, hoffnungsloser als je zuvor. Aber auch der Rose nahen Feinde. König August zerstört Rosenhain mit seinen Gluthwinden. König Herbst folgt ihm und diesem König Winter in der Eroberung. Doch gelingt es endlich dem König Frühling, die Feinde zu vertreiben und triumphirend wieder in

Digitized by Google

den blühenden Rosenhain einzuziehen. Da gedenkt auch die gute Rose ihres gefangenen Freundes wieder, schickt ihm den Ostwind zum Trost und kommt selbst, ihm einen Besuch zu machen. Dann bittet sie ihn beim König Frühling los und wählt ihn zu ihrem Gatten. Ein prächtiges Fest wird bereitet.

An einem Morgen, wo der Tag
Der Welt wie Rosen offen lag,
Wo Tage des Genusses hell,
Der Welt Gesicht ein Rosenquell;
Wo Welt eröffnet sich wie Rosen,
Die Menschen wie die Sprosser kosen;
Da schmückte sich im Gülistan
Die Ros' in goldenem Kaftan,
Von außen und von innen roth,
Und auch der Turban hohes Roth,
Sie schmücket sich mit Lust und Ruhm,
Wirft einen grünen Mantel um.
Um an dem Loose sich zu rächen,
Will sie bei einem Fest einsprechen,
Um trübe Herzen aufzuhellen,
Füllt sie das Glas mit Weinspinellen;
Den Tulpen wurde kund der Willen,
Das Stingelglas mit Wein zu füllen,
Dem Thau befohlen, reinen Wein
In Blumenkelch zu schenken ein,
Und den Narcissen, mit dem Becher
Sich einzufinden hier als Zecher ꝛc.

Das Fest wird von allen Blumen mitgefeiert und unsre Liebenden sind sehr glücklich, aber das Glück der Liebe dauert nicht, der Herbst kommt wieder,

Die Rose ward dem Wind zum Raub,
Und Sprosser stürzte in den Staub.

Am Schluß löst der Dichter die Allegorie auf:

Der Schah, des Frühlings Majestät,
Ist die Vernunft, die stets besteht.
Die Rose, die des Schahs Erzeugte,
Ist Geist, den die Vernunft erzeugte,
Die Stadt, der Rosenhain genannt,
Ist Leib als Lotterbett bekannt,
Der Sprosser in dem Rosenbeet
Ist Herz, das nach dem Geist sich sehnt,
Das Herz vollendet sich durch Geist,
Deßhalb ist es in ihn verliebt,
Der Ostwind ist die Leidenschaft,
Die zwischen Herz und Seele geht,
Die Sehkraft, die im Leibe wohnt,
Ist die Narciß' im Rosenbeet,
Die Tulpe, die krebenzt im Kreis,
Ist liebevolle Freundlichkeit,
Cypresse, die beschrieben wohl,
Ist der Gerabheit frei Symbol,
Der Bach ist Reinigkeit der Seele,
Worin sie spiegelt die Geliebte,
Im Thaue, der den Wein kredenzt,
Ausfluß von Gottes Huld erglänzt,
Die Lilie ist Tapferkeit,
Das Veilchen ist Bescheidenheit,
Die Hiazynth' stellt vor den Neid,
Der Dorn ist Zorn, der nur entzweit,
Was ich vom Sommer sagt' und Herbst,
Ist Doppeleigenschaft in dir,
Der eine bringet Nutzen dir,
Der and're aber schadet dir,
In diesen beiden Eigenschaften
Die Jahreszeiten alle haften.
Die eine ist des Zornes Kraft,
Die alle Kräfte mit sich rafft,
Der Mensch von feuriger Natur
Wird seinen Leib entzünden nur,
Dies ist der brennende August,
Der legt die Seelenstadt in Wust.
Nun wird's dir klar, wie im August
Vorübergeht des Frühlings Lust;
Sobald die Leidenschaft ergrimmt;
Reißaus Vernunft und Seele nimmt.
Vernunft kann kein Geschäft vollbringen,
Der Zorn verdirbt's mit allen Dingen.
Die and're Kraft Geschlechtesliebe,
Die Nutzen bringt durch ihre Triebe,
Ihr Thun ist Gnaden zu vermehren,
Und and're Farben zu bescheeren,
So hab' ich sie den Herbst genannt,
Deß Eigenschaften wohl bekannt,
Wenn Zorn und Lust sich übernehmen,
So wird dadurch der Leib zum Scheinen,
Indem Natur dadurch verdirbt,
Das Temperament als kalt erstirbt,
Dies hier zum Schah des Winters wird,
Der Lieb' und Seele usurpirt.
Der Schah Newruz im Gegentheil
Ist in der Seele Licht und Heil,
Der Zorn, die Lust muß unterliegen,
Und Gottes Licht muß endlich siegen,
Es hilft dem Geist und dem Verstand,
Eroberud ihr sie das Land,
Befreit den Geist von Körperbanden,
Und führt ihn zu der Seele Landen,
Und Geist und Herz vereint im Kuß,
Sind Ros' und Sprosser im Genuß.

So schön wie der Inhalt, eben so schön ist auch die äußere Ausstattung dieses Werks, der türkische wie deutsche Druck auf dem besten Papier höchst reinlich und elegant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Hammer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 66. 30. Juni 1834.

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung.)

4) Wamik und Asra, das ist, der Glühende und die Blühende. Das älteste persische romantische Gedicht im Fünftelsaft abgezogen von Joseph von Hammer. Wien, Wallishausser, 1833.

Auch dieses Gedicht ist ausnehmend schön, und obgleich kurz (das ganze kleine Buch enthält nur 40 Seiten), doch eine poetische Einheit. „Anßari, einer der ältesten und größten neupersischen Dichter, welcher in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung gestorben, verfaßte Wamik und Asra, d. i. der Glühende und die Blühende (in römischer mythologischer Sprache Amor und Fiora), das älteste persische romantische Epos, das schon früher, unter der lezten Dynastie der altpersischen Könige, in Pehlewi verfaßt, erschienen war. Später bearbeiteten denselben Stoff Dschordschani, der Wohlberedte, der mit Anßari gleichzeitig, dann der spätere Dichter Samiri. Alle diese drei Bearbeitungen gingen verloren, und Dewletschah, der Biographe der persischen Dichter, der nur einige Verse der Bearbeitung Dschordschani's sah, bedauert sehr den Verlust des Ganzen. — Nach solchen in der Geschichte der persischen Redekünste aus den Quellen mitgetheilten Nachrichten, schien alle Hoffnung, je dieses alte Gedicht aufzufinden, verschwunden, als mir bei der, zum Behufe der Geschichte des osmanischen Reiches, unternommenen Durchlesung der Biographien osmanischer Dichter und ihrer Werke, die frohe Kunde ward, daß sich das Epos Anßari's in einer türkischen Bearbeitung Lamii's, des größten romantischen Dichters der Osmanen, erhalten habe.“ Der Verfasser hatte das Glück, diese türkische Bearbeitung zu finden. „Die nähere Bekanntschaft mit Wamik und Asra gewährt die Einsicht in die Ursachen der Unterdrückung dieses alten persischen Epos; diese sind keine anderen, als die im Gedichte angepriesene Lehre der alten Feuerdiener, welche als die der Gebern, im neueren Persien eine verbannte und verdammte. So großen literarischen Werth dieses Gedicht als das älteste persische romantische Epos hat, so steht es doch an poetischem vielen anderen neueren, vor Allem der himmlischen Schirin nach.“

Herr von Hammer hat in den Text eigene poetische Gedanken eingewebt. Hier, wo es sich nur von einer freien Bearbeitung und noch dazu von einem Auszug handelt, erscheint es speziell gerechtfertigt. Wir sind so eifersüchtig auf die ächte orientallsche Originalität, und legen auf deren treue und schmucklose Uebertragung so viel Werth, daß es uns wahrhaft wohlgethan hat, von

Digitized by Google

Herrn von Hammer ſelbſt zu vernehmen, wie ſehr er dieſen Grundſatz anerkennt, da er in dem vorigen Werke, Roſe und Nachtigall, ausdrücklich erklärt, er glaube überall in Colliſionsfällen den deutſchen Reim der treuen Ueberſetzung des Sinns aufopfern zu müſſen.

Der Glühende und die Blühende ſchwärmen im Genuß ihrer wechſelſeitigen Liebe.

Willſt du das Bild von unſ'rer Liebe ſchauen:
So ſprach zur Blühenden der für ſie glüht;
Sieh, wie in die Vergißmeinnicht, die blauen,
Der rothe Mohn ſich ſenkt und Funken ſprüht.
Darauf zum Glühenden die für ihn blüht:
Von unſ'rer Lieb' ein Ebenbild zu finden,
O Liebſter, ſey vergebens nicht bemüht;
Es wird dem Bilde nimmer ſich entwinden,
Wie Roſenflor und Flammen ſich verbinden.

Und Wamik d'rauf: Die Flamme brennt als Roſe,
Und leuchtet nicht die Roſe auf als Gluth?
Vom Dichter wird's gefühlt, wenn auch die Proſe
Gemeine d'ran erkühlet ihren Muth.
Es blühr und brennt zugleich der Jugend Blut,
Im blauen Aether Sternenroſen brennen,
Und Blumenſterne glüh'n auf jeder Huth,
Warum willſt doppelt Du was Eins iſt nennen?
Der Flor, die Gluth ſind Eins, und nicht zu trennen.

So hatten Wamik, Aſra, ſich gefunden
In ihres Lebens ſchönſter Blüthenzeit.
O dreimal, viermal hochbeglückte Stunden,
Dem reinſten, innigſten Genuß geweiht,
Dem jeder Morgen neue Reize leiht!
Sie ſind ſich ſelbſt genug, und ſie bedürfen
Nicht äuß'ren Glücks zu ihrer Seligkeit;
Sie brauchen nicht Goldminen aufzuſchürfen,
Um Honigſeim der Liebe auszuſchlürfen.

Sie fuhren fort den Götterteich zu leeren
Der ſüßen, reinen Liebesſchwärmerei,
Und der Vertrauten konnten ſie entbehren,
Denn das Geheimniß lebt nur zwiſchen Zwei.
Wenn d'rum der Dritte weiß, ſo iſt's vorbei;
Vertraute ſind nur Prügel unter'n Füßen,
Es laſtet ihre Gegenwart wie Blei.
Der Schleier nur ſey Scheidewand von Küſſen,
Die nach gehobenem ſich mehr verſüßen.

Und Aſra ſagt: Ich faſſ' zum erſten Male,
Warum die Kerze manchmal Roſen ſprüht,
Und wie von einem einz'gen Sonnenſtrahle
Der Frühling blühet und der Sommer glüht;
Die Kerze hat ein ſinniges Gemüth,
Beim Nah'n des Freundes ſtreu't ſie friſche Roſen,
Der Freundin ihn zu künden ſo bemüht;
Sie weiß, daß, wenn auch d'raußen Stürme toſen,
Sie bald dem Seelenfreunde wird liebkoſen.

Und Wamik ſo: Wie in dem Regenbogen
Ein Strahl des Licht's dem andern ſich vermählt,
Sey Blut und Gluth mitſammen eingeſogen
Im ſchönen Bund', der unſer Seyn beſeelt.
Du haſt des Himmels tiefes Blau erwählt,
Ich huldige der Farbe der Granaten,
Wird deiner Fahne meine beigezählt,
So pflanzen wir ſie auf in Sternenſaaten,
Begeiſternd uns dadurch zu ſchönen Thaten.

Oft ſprachen ſie von der geheimen Lehre
Des Prieſterthumes, dem ſie ſich geweiht;
Denn Wamik ſtand mit Schilde und mit Speere
Zum Angriff und zur Abwehr ſtets bereit,
Des Feuers heiligem Altar beiſeit,
Und Aſra, erſt zur Prieſterin erkoren
Der Waffen- und der Weisheit-Göttin Neith,
Wiewohl ſie Tempeldienſt nicht abgeſchworen,
Beſchäftigte ſich nur mit Blumenflören.

In dieſer Eigenſchaft als Prieſter deuten ſie ſich das Feuer und die Blumen myſtiſch:

So hör': Es hat das Feuer ſieben Zungen,
Mit denen es ſich in der Welt ausſpricht.
(O leih' mir Eine, Feuer! daß, gelungen,
In ſpätern Zeiten brenne mein Gedicht!)
Die erſte Zunge iſt das reine Licht,
Das leuchtet in den Sonnen, in den Sternen,
Und wer verſtände dieſe Zunge nicht?
Sie ſpricht von Weltenfern' zu Weltenfernen
Den Lichtvers, welchen ewig Engel lernen.

Als Feuerzunge ſpricht in Ungewittern
Der Blitz des Himmels Zorngerichte aus,
Der Erde Feſten und Tyrannen zittern
In ihrem hochgewölbten gold'nen Haus;
Es beten die Einſiedler in der Klauſ';
Mit Keilſchrift ſchreibt der Blitz in Felſenwände
Die Sage von des jüngſten Tages Graus;
Es widerhallt des Donners Wort ohn' Ende
Von Gottes Grimm und ſeiner Huldenſpende.

In Pflanzen wohnt des Feuers dritte Zunge,
Die in denſelben meiſt gefeſſelt bleibt,
Doch fahret ſie hervor im raſchen Schwunge,
Wenn hartes Holz mit härterem ſich reibt!
Sie iſt's, die Blatt und Blum' und Knoſpen treibt;
Es brennt der Dorn, und die Propheten beben.
Sie lebt im Zuckerrohr, im Rohr, das ſchreibt;
Sie gießet Kraft in das Gewürz, in Reben,
Des Weines ſüß'ge Gluth beſeelt das Leben.

Digitized by Google

Im Steinreich liebt das Feuer nicht zu prunken
Mit äuß'ren Staates Glanz, es schläft im Stein
Verschlossen tief, als wahrer Götterfunken,
Der will daraus hervorgelocket seyn.
So schließt im Herzen sich die Liebe ein,
Dort unerreichbar feindlichen Gewalten;
Mehr gilt ihr Sicherheit als äuß'rer Schein,
In welchem sich das Leben will entfalten;
Der Funken kann im Kiesel nicht erkalten.

Es wallt im Menschen selbst ein thierisch Feuer,
Das in dem Blute kocht den Lebenssaft,
Verbrennend oft der Herzensruhe Scheuer,
Wenn es auflammt als wilde Leidenschaft.
Ein feurig Roß bedarf des Zügels Kraft,
Und Feuer sprüht das seid'ne Haar der Katze;
Weh' dem, den Fiebers Hitze niederrafft,
Und Kohlen brennt aus seines Blutes Schatze!
Gemäßigt nur ist Gluth an ihrem Platze.

Des Hauses Mittelpunkt ist in dem Herde,
Um den sich die Familie vereint;
O Himmelsseligkeit, die auf der Erde
In dem Familienglücke widerscheint!
Gastfreundschaft Feuer keinem Gast' verneint;
Kunstfördernbes in Oefen und in Essen,
Wohlthätiges, das Erz und Eis entsteint,
Es hat der Mensch, bevor er dich besessen,
Die Eicheln und das Fleisch nur roh gegessen.

Wie ohne Herd der Mensch als Thier versunken,
So bleibt er Schlamm und kalter Lehmen nur,
So lange nicht der ew'ge Götterfunken
Zum Geiste adelt thierische Natur.
Vernunft und Sprache sind die lichte Spur
Des Herrn der Welt in seinem Ebenbilde,
Lebendig brennt sein Wort auf Vesta's Flur,
Es brennt das Wort bald heftig und bald milde,
Ein Genius mit diamant'nem Schilde.

Du hast gesprochen wie des Feuers Junge,
O möchtest du in Einem sprechen fort,
O möchte ich, mit gleichem Segelschwunge,
Den Blumennachen steuern in den Port!
Fiel Afra dem Geliebten in das Wort:
So hör' vom siebensachen Blüthenstrahle,
Womit Natur ihr schönstes Seyn beflort;
Goldfrucht ist Feuer aus der Silberschaale
Der Blüthen bei des Weltalls Göttermahle.

Der erste Strahl vom Blüthenregenbogen
Erhellt das Auge in der Blumen Licht;
Der zweite von den Steinen eingesogen,
Aus der Juwel' und Eisenblüthe bricht,
Und Sonnen in die Diademe flicht;
Des Thier's, des Menschen Blüthe ist die Jugend,
In der das ganze Leben ein Gedicht,
Das schönste, wenn, vereinet mit der Tugend,
Nicht Prunk und künstliche Gefühle lugend.

Wie die Natur in ihren Reichen blühet,
So blüht der Tag, das Jahr, der Stern, der blinkt,
Es blüht der Tag, wenn Morgenröthe glühet,
Das Jahr, wenn mit des Frühlings Roth geschminkt;
Der Sternennebel, den der Aether trinkt,
Der Lichtschaum, der zum Sterne sich gestaltet,
Und immer mehr und mehr in Glanz versinkt,
Sind Blüthen einer Welt, die sich entfaltet,
Und nach Aeonen erst zu Eis erkaltet.

Die Sterne sind der Blüthenstaub der Blume,
Die, aufgeblüht, als Schöpfung wird geseh'n;
Es blühen in des Herzens Heiligthume
Gefühle, die sich d'rin wie Sterne dreh'n,
Mit Lob und Preis, Vertrau'n und Dank und Fleh'n,
Mit Liebe, so die Blüthe aller Blüthen,
In der was ist, und war, und wird geschehn;
Ich werde, mein Geliebter, mich wohl hüten,
Durch Worte weiter sie dir zu entblüthen.

Die Liebenden werden getrennt. Afra kommt in den eisigen Norden, Wamik in den heißen Süden.

Mit Afra hat sich Seltsames begeben;
Als sie gekommen in's beeiste Land,
Da regte sich ein wunderbares Leben
In der Natur, die Afra's Hauch empfand;
Es stürzt Lawin' als Bach von Felsenwand,
Die Quellen hören alle auf zu stocken,
Eisblumen duften an der Fensterwand,
Die Wiese geht in grünen sammt'nen Socken,
Des Schnee's Gewimmel wird zu Blüthenflocken.

Vernehmet nun, wie Wamik's Loos nicht minder
Seltsam der Urne des Geschick's entfloß;
Er ward im Land' der halbverbrannten Inder
Umringt von einem schwarzen Räubertroß,
Und weil er sich gutwillig nicht entschloß,
Zu ihrem Götzendienst sich zu bekennen,
Ward er geführt, auf einem Sonnenroß',
Zum Scheiterhaufen, den Altar sie nennen,
Als Opfer d'rauf lebendig zu verbrennen.

Asphalt und Naphta floß als Höllenzunder,
Die gier'gen Flammen leckten himmelan,
Es kann dem Liebeglühenden, o Wunder!
Die Gluth des Elements nichts haben an.
Die Liebe ist der feuerfeste Talisman.

Digitized by Google

Womit es ihm gelingt die Gluth zu kühlen,
Und sie zu wandeln in ein Gülistan;
Und wie die Flammen wirbelnd, tosend wühlen,
Erliegen sie, besieget den Gefühlen.

So blieb der Glühende zwar unversehret
In Mitten des geschürten Feuerbrand's,
Doch, von der Herzgeliebten fern, verzehret
Er sich in seinen eig'nen Flammen ganz.
Die Schönheit selbst verlieret ihren Glanz,
Und wird, wenn unbewundert, schnell veralten,
Weil Liebe ihr nicht reicht den Myrthenkranz;
Die Schönheit, ohne Liebe, wird erkalten,
Die Lieb allein wird in sich selbst zerspalten.

So fror denn Afra mitten unter Blüthen,
Die in dem Nord hervor ihr Odem rief,
Und die Gefühle, die Wamik durchglühten,
Verkohlten ihm das Blut im Herzen tief.
Als es Sie kalt, und heiß Ihn überlief,
Ergriff Sie Sehnsucht nach dem and'ren Leben,
Weil hier das Glück so unstät und so schief;
Es hört ihr Genius der Wünsche Beben,
Und ihnen ward, was sie gewünscht, gegeben.

Versetzet wurden Beide sie in Sterne,
Als Jungfrau Afra, und Wamik Arktur,
Sie leuchten in des Himmels höchster Ferne
Als die zwei Höhen himmlischer Natur,
Und Lieb' und Schönheit folgt der lichten Spur!
Die Jungfrau schwingt des Lichtes gold'ne Aehre,
Die Sternenschnuppen sind Lichtfunken nur,
Arkturus schüttelt sie vom Feuerspeere
Als Liebesgruß, zu Schönheit höchster Ehre.

Möchte uns doch der Herausgeber das Ganze dieser sinnreichen Gedichte mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprach-Literatur.

1) Deutsches Reimwörterbuch. Die Anklänge der hochdeutschen Sprache oder Aufstellung ihrer tonverwandten Wörter zum Behufe der Dichtkunst von F. W. Jung, Hofrath in Mainz. Darmstadt, Haumann, 1834.

Nervenleiden und schlaflose Nächte brachten den Verf. dahin, die mechanische Arbeit des Reimaufsuchens vorzunehmen, und da er fand, daß das große Reimlexikon von Peregrinus Syntax (Leipzig bei Brockhaus 1826) zu theuer und zu sehr voll Wiederholungen sey, so glaubte er der poetischen Welt einen Dienst zu leisten, indem er sein kleines, nur 170 Seiten starkes Lexikon herausgab. Ob der Dienst gerade Dank verdient? Gute Dichter bedienen sich niemals eines Reimlexikons und schlechte sollte es ohnehin nicht geben. Doch zur Charakteristik einer Sprache ist ein solches Verzeichniß der Gleichlaute immerhin nützlich. Der Verfasser hat sich mit Recht der Kürze befleißigt, nicht bei jeder Flexion dasselbe Wort wiederholt wie Syntax, der alle Wörter durchdeklinirt und durchkonjugirt, und z. B. unter agst all die zahllosen Wörter wiederholt, die schon unter agen standen, wie sagen, sagst ꝛc., und auch die allzugesuchten Schwerreime vermieden.

Dagegen hat er sehr Unrecht, wenn er Sage und Sprache, Wage und Brache, Magd und Smaragd, flach und gemach, stachst und fragst, Skalde und Spalte, Gram und Damm, halben und Alpen ꝛc. zusammenreimt.

2) Handwörterbuch deutscher Synonymen ꝛc., oder Erklärung der in der deutschen Sprache vorkommenden ähnlich- und gleichlautenden (sinnverwandten) Wörter. Ein Hülfsbuch von F. W. Genthe. Eisleben und Leipzig, Reichardt, 1834.

Wenn es bloß auf seltne, schwierige oder witzige Synonymen ankäme, so könnte man sich wohl das kleine Verzeichniß derselben gefallen lassen, aber die allerlangweiligste Erklärung der allerbekanntesten Synonymen ist doch unleidlich. Weiß denn nicht Jeder, was „begegnen, entgegen gehen, entgegenkommen und zusammentreffen“ ist, muß es uns erst auf einer halben Seite erklärt werden, daß wir ja nicht entgegen gehen und entgegen kommen verwechseln. Mit solchen trivialen Erklärungen sind hier beinahe 400 Seiten gefüllt. So nimmt die Erklärung dessen was „aufmachen, aufthun, eröffnen“ sey, beinahe eine halbe, und was „aufputzen, ausputzen, herausputzen, putzen, schmücken, aufschmücken“ sey, über eine halbe Seite weg; und doch ist das Buch in seiner Weitschweifigkeit nicht einmal vollständig, denn zu dem putzen und schmücken hätte offenbar noch „zieren, prunken, Staat machen“ gehört. Ueberall sind zu wenig Synonymen neben einandergestellt. So gehörte z. B. zu „besitzen, haben,“ noch hegen, inne haben, gehören ꝛc. und überhaupt hätten alle Synonymen in ihren Abzweigungen aus dem ihnen gemeinschaftlichen Grundbegriff abgeleitet werden sollen, also z. B. aus dem Begriff Haben zuerst das „Sehnen, Verlangen, Begehren“ ꝛc., dann das „Erlangen, Erreichen, Entreißen, Nehmen, Einnehmen, sich bemächtigen, Erhalten“ ꝛc., sofort das wirkliche „Haben, besitzen“ ꝛc., und endlich auf der einen Seite das „Anbieten, Antragen“ ꝛc. und das „Geben, Darreichen“ ꝛc., und auf der andern Seite das „Verlieren, Einbüßen, darum Kommen“ ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 67. 2. Juli 1834.

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung.)

5) Arabische Sprüchwörter, oder die Sitten und Gebräuche der neuern Aegyptier erklärt aus den zu Kairo umlaufenden Sprüchwörtern. Von J. L. Burckhardt, herausgegeben von W. Ouseley, deutsch mit einigen Anmerkungen und Registern von H. G. Kirmß. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1834.

Ein Theil dieser Sprüchwörter stammt aus einer Sammlung des Scheref ed din ibn Aiad, die übrigen hat der Verfasser selbst im gemeinen Leben gesammelt. Burckhardt von Basel, der berühmte Reisende in Arabien, Syrien und Nubien, der außer seinen Werken über diese drei Länder noch eine treffliche, in diesen Blättern rühmlichst erwähnte Schilderung der Wechabiten hinterlassen hat, war dem Orient so akklimatisirt und eingebürgert (er legte ja sogar in Mekka selbst den Koran aus), daß Niemand hier kompetenter ist, als er. Uebrigens ist zu bedauern, daß viele Sprüchwörter, die vielleicht gerade einen tiefen Blick in die innern Zustände und sittliche Bildung oder Roheit des Volkes hätten thun lassen, aus europäischer Delikatesse weggelassen worden sind. Werden denn wissenschaftliche Werke bloß für junge Ladies geschrieben? und ist zwischen einer Verdammniß der Frivolität, der wir vollkommen beipflichten, und einer Pruderie in wissenschaftlichen Werken, wo nichts verhüllt werden darf, kein Unterschied?

Mehrere dieser Sprüchwörter stimmen vollkommen überein mit solchen, die auch bei uns gäng und gäbe sind:

Tausend Kraniche in der Luft sind nicht so viel werth als ein Sperling in der Hand.

Der Eilige und Langsame kommen an der Fähre zusammen (Extreme berühren sich).

Die Wände haben Ohren.

Der Einäugige ist im Lande der Blinden eine Schönheit.

Gewohnheit ist die fünfte Natur.

Schweigen ist die beste Antwort für den Thoren.

Nimm einen Kothball und wirf ihn gegen die Wand; wenn er nicht kleben bleibt, so läßt er doch einen Fleck zurück.

In seiner Heimath hat der Pfeifer keine Freunde. (Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.)

Die Katze, welche schreit, fängt nichts.

Der Hund, welcher bellt, beißt nicht.

Wo das Auge nicht sieht, betrübt sich das Herz nicht. (Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.)

Er floh aus dem Regen unter die Traufe.

Digitized by Google

Alles Verbotene ist süß.

Wer sich zur Streu macht, den fressen die Kühe. (Wer sich unter die Treber mengt, den fressen die Schweine.)

Die Trauben sind sauer.

Die rechte Hand weiß nicht, was die linke thut ꝛc.

Dagegen sind viele ganz nationell und den Sitten des Islamismus angemessen.

Nimm entweder den ersten oder den lezten Sklaven, d. h. kaufe den Sklaven ganz jung, daß du ihn selbst ziehen kannst, oder einen völlig ausgebildeten, dessen gute Eigenschaften du sogleich erkennen kannst.

Scherze nie mit deinem Sklaven, oder er wird dir bald den Hintern zeigen.

Zwischen Hana und Bana sind unsere Bärte verloren gegangen. Dies bezieht sich auf die Geschichte eines ältlichen Mannes, der die Thorheit beging, noch zwei Weiber zu nehmen. Die Eine, Hana, zog ihm die grauen, die Andere, Bana, die schwarzen Haare aus und so kam er um seinen Bart.

Der Mann zwischen zwei Weibern ist wie der Rücken zwischen zwei Stöcken.

Lieber die Tyrannei der Türken, als die Gerechtigkeit der Araber. Dies ist gewiß ein interessantes Sprüchwort.

Auf einem Roßkäfer reiten ist besser, als auf einem Teppich zu Fuße gehen.

Ein Schlag vom Liebhaber schmeckt so süß wie eine Rosine.

Die Eifersucht der Ehefrau ist der Schlüssel zu ihrer Scheidung.

Wer des Sultans Suppe ißt, verbrennt sich die Lippen und wäre es auch erst nach langer Zeit.

Viele Sprüchwörter verrathen eine niederträchtige Gesinnung, z. B.

Mögen sie tausend Nacken schlagen, nur nicht den meinen.

Ist es der Ehemann zufrieden, was braucht sich der Kadi drein zu legen.

Wenn das Wasser der Sündfluth kommt, so lege deinen Sohn unter deine Füße, d. h. mache ihn zu einer Brücke, um dich selbst auf seine Kosten zu retten.

Thue nichts Gutes, so findest du nichts Böses.

Was du umsonst haben kannst, davon bereichere dich; was etwas kostet, dem geh aus dem Wege.

Geld heilt alle Wunden.

Ein Schlag, der dir Vortheil bringt, thut dem Nacken keinen Schaden.

Wirf dich vor dem elenden Affen zur Zeit seiner Macht nieder.

Geißle den Unschuldigen, damit der Schuldige bekenne.

Und fände er seine Nahrung (Gewinn) im Hintern eines Hundes, er würde sie essen ꝛc.

Dagegen sind der großherzigen Sprüchwörter verhältnißmäßig wenige, z. B.

Besser mit einer Art sich schröpfen lassen, als die Gunst Anderer erbetteln.

Das ist der beste Mann, der sich freut über Anderer Wohlergehen.

Die Begierde treib aus deinem Herzen, so lösen sich die Fesseln von deinen Füßen.

Ich bin wie ein Docht in der Lampe, den Leuten gibt es Licht, es selbst verbrennt.

Noch wollen wir eine Anzahl pikanter Sprüchwörter hervorheben, die sich theils durch die Originalität des Gedankens, theils durch den Orientalismus des Bildes auszeichnen.

Wenn unser Herr Gott das Verderben der Ameise beschließt, so läßt er ihr Flügel wachsen.

Wenn dich eine Schlange liebt, so trage sie als Halsband, d. h. suche gefährliche Menschen dir geneigt zu erhalten.

Die Welt ist ein Spiegel, wie du dich ihm zeigst, so gibt er dich wieder, d. h. wie du gegen die Leute handelst, so handeln sie wieder gegen dich.

Der Käfer ist eine Schönheit in den Augen seiner Mutter.

Gewinn in Koth ist besser, als Verlust in Bisam.

Wirf ihn in den Fluß, er kommt gewiß mit einem Fisch im Munde wieder herauf, d. h. er hat unverwüstliches Glück.

Wohin kann die Sonne fliehen vor den Bleichern?

Sie verkaufte die Lampe, um sich einen Vorhang dafür zu kaufen.

Sie ging hungrig schlafen und ihr Mann ist doch ein Becker.

Bekümmert, weil sie keine Kühe hatte, flocht sie ihr Haar zu einer Peitsche.

Sie ist schwanger, säugt ein Kind und hat vier Kinder vor sich.

Die Katze träumt von nichts als Mäusen.

Die Rose fiel der Meerkatze zum Lohne.

Waffen bei der Hand, fern der Verstand.

Kaum daß man die Katze gelobt hatte, verunreinigte sie das Mehlfaß.

Er fastete ein ganzes Jahr und brach dann die Fasten mit einem Zwiebel.

Er schlug mich und weinte. Er lief mir den Rang ab und klagte.

In der Länge seines Körpers hat sich der Verstand verloren.

Erst ließ er seinen Vogel fort und lief ihm dann wieder nach.

Eine Blinde scheert eine Wahnsinnige.

In jedem Kopf ist etwas von Weisheit.

Die Maus wollte auch um zwei Pfund Zucker nicht einen Brief zur Katze tragen.

Unter jedem gesenkten Kopfe wohnen tausend Bubenstücke. Traut dem Sentimentalen nicht, sagt Schiller, zuletzt findet ihr immer einen Schurken dahinter.

Grobes Mehl für immer ist besser, als feines Mehl nur von Zeit zu Zeit.

Die Nadel kleidet die Leute und ist selbst nackt.

Ihr Essen läßt sich nicht in demselben Topfe kochen. So sagt man, daß österreichisch und bayrisch Fleisch in demselben Topfe eins das andere herausspringen machen.

So lange du selbst unbärtig bist, verspotte keinen mit einem kurzen und dünnen Barte.

Sie warben um sie, da sträubte sie sich; sie verließen sie, da that sie verliebt.

Sie umarmten sie, da blieb sie still; sie warfen es ihr vor, da that sie stolz.

Der Mann umarmte die Frau; da geberdete sich die Nachbarin, als ob es ihr selbst geschehn wäre.

Kläglich, wie der Blick des Geizhalses auf seinen Schuldner, der fallirt hat.

Einige dieser Sprüchwörter haben dem Verfasser Anlaß gegeben, sich Seite 172 über die ägyptische Hochzeitgebräuche, Seite 203 ff. über Ackerbau und Steuern und S. 221 ff. über die Klasse der ägyptischen Freudenmädchen, Ghovasi genannt, in interessanten Abhandlungen auszusprechen. Wir wollen nur kurz das Resultat seiner Steuerberechnungen anführen. „Eine Gesellschaft von sechs und zwanzig Bauern hatte ein Grundstück von siebzehn Feddans gepachtet, von denen vierzehn mit Durra und drei mit Wassermelonen bepflanzt werden sollten; denn arme Fellahs, welche kein Grundeigenthum besitzen, haben die Gewohnheit, alljährlich zusammen zu treten und ein Feld zu pachten. Das Verhältniß ihrer Ausgaben zu ihrem Gewinn stellt sich nun so:

	Piaster.
Totalertrag	1302
Summe der Ausgaben	993½
Reinertrag	308½

Die Steuern für dieses Jahr betrugen neun und zwanzig Piaster auf den Feddan mit Durra und Wassermelonen, welche gewöhnlich zusammen gesäet werden; im Ganzen also . . . 493

Nach Abzug der Steuern verblieben also den Fellahs 315½

Der Ertrag eines Feddan war folglich nach Abzug der Steuern 18½ Piaster. Jedes Mitglied bekam also auf seinen Theil zwölf Piaster, nachdem es sich die ganze Winterzeit hindurch abgearbeitet hatte. Da die Durrafelder in Oberägypten sehr selten, vielleicht nie, zweimal des Jahres besäet werden, so muß sich der Mann die übrige Zeit des Jahres hindurch anderweit zu erhalten suchen, indem er sich entweder an eine andere Gesellschaft anschließt, um Sommergetreide zu bauen, oder sich als Tagelöhner vermiethet. — Die Kornfelder bringen, obgleich die Saat bei weitem nicht so viel Körner hergibt, doch einen ungleich reicheren Gewinn, und zwar aus dem Grunde, weil diese Getreideart nicht eine solche langwierige und ununterbrochene Bewässerung nöthig macht. Zu derselben Zeit belief sich der Ertrag eines mit Korn besäeten Feddan in der Nähe von Esne auf 84 Piaster; die Bearbeitungskosten mochten auf 15 Piaster angeschlagen werden, und die auf einen mit Korn besäeten Feddan lastende Steuer betrug damals 40½ Piaster; es blieb also ein reiner Gewinn von 29 Piaster. — Die Getreidemaaße in Oberägypten sind der Erdeb und der Tellis. Der Erdeb hält 12 Mud's oder 24 Kadah's oder 48 Raftan's. Der Tellis hält 16 Mud's. Man hat zweierlei Mud's, nämlich den Mud el schunne (oder Scheuermud) und den Mud el sugi (oder suki) d. h. Marktmud; sechzehn Mud el schunne machen neun Mud el sugi. Die Aussaat auf die vierzehn Durrafeddans betrug 3½ Mud sugi. Der Ertrag war für jedes Mitglied 40 Mud, oder 1040 für die ganze Gesellschaft; dieses macht 297 Mud auf einen Mud Aussaat. Bei der Durra rechnet man gewöhnlich auf einen Mud Aussaat 300 Mud Ertrag, beim Korn aber zu Esne in Mitteljahren 25 Mud auf 1 Mud Aussaat; auf dem bessern Boden in den benachbarten Ebenen von Theben ist das Verhältniß 35 zu 1. — Die jetzige Absicht der Regierung geht dahin, die Bauern zu nöthigen, die ganze zu ihrem Dorfe gehörige Flur zu besäen, der Boden mag nun gut oder schlecht, hoch oder tief gelegen, und deßhalb zu bewässern seyn, oder nicht. Der schlechte Boden wird dem zu folge unter die Bauern vertheilt, und sie müssen in eben dem Maaße Steuern davon entrichten, als von dem guten. Neuerdings hat man den Bauern sogar das Vieh besteuert, und die Leute gezwungen, den Zehnten davon abzugeben, eine Schinderei, welche man zuvor in Aegypten nicht kannte und wahrscheinlich in keinem anderen Theile des türkischen Reichs findet. Das Getreide, welches sie nicht für Bedürfnisse ihrer eigenen Familie brauchen, dürfen sie nicht nach Belieben verkaufen, sondern müssen es der Regierung zu einem festgesetzten Preise überlassen. Der Erdeb Durra kostete damals zu Esne 5¾ Piaster. 1 spanischer Dollar ist gleich 8 Piaster; 1 Piaster = 40 Para's.“ Daß, seitdem Burckhardt diese Beobachtungen machte, das

Digitized by Google

Aussaugungssystem des Pascha von Aegypten fortgedauert hat, ja noch höher gestiegen ist, bezeugen alle neuern Nachrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprach-Literatur.

(Schluß.)

3) Beiträge zur deutschen Philologie und Geschichte. Erster Band. Deutsche Etymologie. Erste Abtheilung. Theorie der Wortbildung und Wurzelverzeichniß, von Fr. Schmitthenner. Darmstadt, Heyer, 1833.

Ohne mit Grimm wetteifern zu wollen, hat der Verfasser seiner Liebe zu derartigen Studien nachgegeben und eine scharfe Theorie der Hervorbildung deutscher Wörter aus ihren einfachsten Wurzeln versucht.

Wir können ihm nur beipflichten, wenn er sich gegen die Annahme erklärt, daß alle Wurzeln ursprünglich Verben seyn müßten. Richtig ist allerdings, daß die große Mehrzahl der Wörter aus dem Verbum sprießt, dessen Begriff der reichste und lebendigste ist; richtig ist ferner, daß die Wurzel als das Lautbild der Anschauung, weil in der Welt überall Bewegung, Leben und Thätigkeit ist, meist Bewegung und thätiges Verhalten ausdrückt. Allein ganz allgemein den Begriff der Wurzel und denjenigen des Verbums gleichzusetzen, ist falsch und verrückt gleich von vorn herein die richtige Ansicht der Sprache. — Vorerst gibt es in der Sprache eine Menge Wörter, die, wie diejenigen für das ganz Ruhende, z. B. die Farben, quantitative Verhältnisse u. s. w., wie salo schwarz, prûn braun, plâo blau, ma groß, min klein, véh bunt, (ari), eriro, eristo, eher, erste, pi bei, zuo zu u. s. f. sich gar nicht auf einen Verbalbegriff reduciren lassen. Es gibt eben so viele andere, bei denen die Ableitung von Verben, wenn sie auch ihrem Begriffe nach möglich wäre, bei ihrer Form ganz unstatthaft ist, obgleich sie allerdings mit Verben in einer kollateralen Verwandtschaft stehen. Nach welchem Bildungsgesetz könnten ei, das Ei, êwa, Gesetz, nusz, Nuß, nusca die Binde, von Verben stammen. Wenn muot, Muth auch wirklich mit muohan, mühen verwandt wäre, so ist es doch um nichts klüger muot von muohan abzuleiten als Noth von Nothwendigkeit. Wer daher wirkliche Verben als Wurzeln annimmt, wird nach dem Obigen allerdings eine große Anzahl von Wörtern glücklich ableiten können, muß aber die Deutung einfacher Wurzelwörter, wie poum Baum, nusz Nuß, pein Bein, diu Diener u. s. f. entweder aufgeben, oder seine Zuflucht zu Fiktionen nehmen, womit er den sichern Boden der Wissenschaft verläßt. Letzteres ist nur zu oft geschehen. Anstatt z. B. in der Wortfamilie lat. lu-ceo, lu-na, lu-men; ahd. lio-ht, liu-p, u. s. w. die in allen Wortformen konstante Wurzel lu hell, licht, die ein historisch gegebenes Element ist, festzuhalten, nimmt man an, alle Wörter stammten von dem Verbum lucere, und und fingirt nun lu-men aus lucmen, lu-na aus luci-na. Daß diese Fiktionen falsch sind, versteht sich von selbst, da lucêre von lux (= luc-s) stammt, daß sie nicht einmal zureichen, zeigt schon das obige Beispiel; denn woher nun liu-p?" Und schon a priori muß man annehmen, daß die Sprache sich nach dem Denken richtet, und daß demzufolge nur da, wo der Grundgedanke eine Handlung ist, auch das Wurzelwort verbalisch ist. Es versteht sich von selbst, daß „reisen" nicht von „der Reise", sondern umgekehrt die Reise vom reisen herkommt; aber eben so versteht es sich von selbst, daß „der Baum" nicht von „bäumen", sondern bäumen vom Baum herkommt. Von welchem Verb läßt sich nicht ein Substantiv, von welchem Substantiv nicht ein Verb ableiten, aber welches die Wurzel oder der Ausgangspunkt sey, das erklärt sich allemal nur aus dem Verstande. Das, was man zuerst denkt, ist auch in der Sprache das Wurzelhafte.

Der Wortbildung aus der Wurzel heraus hat der Verfasser große Aufmerksamkeit geschenkt. Wie aus der einfachsten Wurzelsylbe durch Hinzutreten von Aspiration, von Liquidis, von harten Konsonanten, durch Umlautung oder Verwandlung der Vokale, durch die Guna (Vorsetzung eines a vor a, e, u), durch Reduplikationen ꝛc. ein immer mehr komplizirtes Wort entsteht, das weist Herr Schmitthenner hier systematisch-tabellarisch nach Klassen und durch viele Beispiele nach.

Dann gedenkt er auch der metaphorischen Ableitungen, wo der Gegenstand durch ein einseitiges Kennzeichen oder durch eine besonders damit verbundene Vorstellung, oder Geistiges durch Sinnliches bezeichnet wird, z. B. die Ableitung der Frau von frô, die erste, frühe, des Hoffens von auf, äufen, aufrichten ꝛc. Er ist hierüber sehr kurz, gerade dieser Theil der Wortbildungslehre ist aber einer der interessantesten.

Den Schluß macht ein deutsches Wurzelverzeichniß, nach den oben aufgestellten Eintheilungsgründen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 68. 4. Juli 1834.

Orientalische Literatur.

(Schluß.)

6) Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Dritter und vierter Band. Leipzig, Enobloch, 1833.

Im Allgemeinen müssen wir von diesen Fortsetzungen, wie von den Anfängen sagen: wozu die, auch beim besten Fleiß nothwendig immer hinter dem Original zurückbleibende Kopie, wenn wir die Originale selbst haben könnten? wozu so viele moderne Nachahmungen der orientalischen Poesie, da es doch weit lohnender wäre uns unmittelbar an die Quelle zu wenden, die vorhandenen guten Uebersetzungen zu verbreiten und so manches schöne Gedicht, was wegen der Ungunst des Publikums noch auf einen Uebersetzer wartet, endlich dem deutschen Publikum bekannt zu machen? Oder um Alles zu sagen: warum zwei bis drei Uebersetzungen der englischen Nachahmung Lalla-Rookh und nur eine der ächten Schirin? und warum ist jenes schwache Nachbild in mehr Händen und wird öfter genannt, als dieses himmlische Urbild? Mehr als einmal haben wir diese Klage schon ertönen lassen, und wir werden nicht aufhören, auf Kosten der Nachahmungen treue Uebersetzungen zu verlangen. Ganz in demselben Falle wie dem Orient gegenüber, sind wir in Bezug auf den alten Norden. Wir übersetzen sehr fleißig die Oehlenschläger, Tegner, Atterbom, Nikander ꝛc., deren Gedichte doch die alte Sagenzeit nur matt nachspiegeln, und so viele der schönsten alten Sagas liegen noch unübersezt in Kopenhagen.

In den vorliegenden Bänden hat Herr Stieglitz Bilder aus der Türkei, aus dem mongolischen Norden und aus China mitgetheilt. Wenn es ihm schwer, ja unmöglich werden mußte, in den frühern Bänden dem poetischen Geist der arabischen und persischen Dichter nachzukommen, so hat er dagegen hier den Vortheil, daß er an den Türken, ohne mit ihren Dichtern wetteifern zu wollen, die historische Seite und insbesondere ihren uns so nahe liegenden Kampf mit den Griechen hervorheben konnte, daß die weiten mongolischen und tschudischen Steppenländer seiner Phantasie einen freien Spielraum ließen, und daß das chinesische Wesen, dem unsern in so mancher Beziehung analog, die Nachahmung nicht nur erleichterte, sondern sogar etwas Travestirung zuließ. Aus diesen Gründen haben die hier mitgetheilten Bilder mehr Farbe, als die in den frühern Bänden enthaltenen, die oft eine allzu große Sehnsucht nach den Originalen erweckten.

Digitized by Google

Ein prachtvolles und zugleich gehässiges Bild des türkischen Despotismus durften wir erwarten, doch hätte Herr Stieglitz der zarten türkischen Lyrik wohl nebenbei seine Aufmerksamkeit schenken sollen. Wo dufteten schönere Rosen als auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Osmanen? Wenn der Geschichtschreiber davon nicht Notiz nehmen wollte, wäre es ungerecht, aber der Dichter? der deutsche Dichter? blühte unsre Minnepoesie nicht auch in den Zelten der blutigen Barbarei? und wenn wir unser Mittelalter darum preisen, sind wir dann nicht auch eine gleiche Gerechtigkeit dem goldnen Bienenschwarm türkischer Dichter schuldig, die uns den Honig ihrer süßbetäubenden, träumerischen Blumenwelt verschwenderisch darbieten?

Ueberall hat der Dichter der Phantasie Nahrung gegeben und nationelle und lokale Bilder reichlich zusammengetragen. Doch würden wir ihm dies noch mehr danken, wenn er seiner lyrischen Sprache durchgängig eine mehr naive volksthümliche Haltung gegeben hätte. Wir wollen dieses leidige Sentimentalisiren nicht dem Einzelnen zum Vorwurf machen, da es eine Krankheit der ganzen Zeit ist, doch bei jedem Einzelnen müssen wir immer wiederholt diese Seuche beurkunden, um ihre weite Verbreitung zu beweisen und ihr möglichst entgegen zu wirken. Wenn Matthissons Muse über eine Urne gelehnt Wehmuthszähren vergießt, so mag dies in einem fürstlichen Hofgarten bei Kondolenzgelegenheiten angehn; aber wenn wir in die Zelte der Baschkiren und Jurten der Kamtschadalen, in die winterlichen Steppen Sibiriens zu Scenen, die nur ein Teniers malen sollte, geführt werden, so müssen wir hier jede sentimentale Rührung für höchst überflüssig halten. Da hören wir einen schmutzigen Kamtschadalen vor der russigen Jurte seiner Schönen folgendes Lied singen:

Und unter der Thüre, da steht er still;
Er harrt, ob keiner ihm öffnen will;
Er harrt und harret; es bebt sein Herz;
Es zuckt im Busen der dumpfe Schmerz — :

„Erglänzt dein Licht
Mir nicht?
Gingst du zur Ruh
So bald,
Holdselige Gestalt? —

Die feuchte Luft
Voll Duft,
Kein Stern von fern
Zu schau'n —
O düst'res Nebelgrau'n!

Auf kaltem Stein
Allein,
Hier harr' ich starr,
Vom Ost
Umweht beim Winterfrost."

Die Krähe krächzt auf dem Birkenzweig,
Der Reif fällt eisig nieder,
Der müde Wand'rer sitzt starr und bleich;
Kein Laut entschlüft ihm wieder.

Und folgendes tatarische Reiterlied:

Ueber Strom und Hügel
Auf flücht'gem Roß,
Ein straffer Bogen,
Ein scharf Geschoß.

Und nahn wir brausend
Dem Todtenfeld,
Spricht aus den Steinen
Manch alter Held.

Von Ogus grüßt er
Und Dschinghischan,
Erzählt die Siege
Des Tamerlan.

Das wühlt wie Flammen
Ins Herz sich ein
Und will die Fackel
Der Freiheit seyn.

Und bricht die Fackel
Nur erst hervor,
Dann sprengen wir siegend
Der Knechtschaft Thor!

Das Bild der flüchtigen Reiter ist recht schön, eben so die aus den Steinen sprechende Erinnerung, aber die Fackel der Freiheit gehört nicht hieher, die zwei lezten Verse haben keine Spur mehr von asiatischem Geist. Eben so hätte der Dichter die alten Tschudengräber und die Einsamkeit um sie her höchst ergreifend schildern können, ohne in sentimental moderne, europäische Rührungen zu verfallen:

Und des Erzgebirges Trauer
Hallt die Brust des Wand'rers wieder,
Steigt er von der Felsenmauer
In das Grabgefilde nieder.

In einem dritten Liede, worin die Dauren geschildert werden, spielt der Verfasser mit dem Namen und macht aus dem Volk ungefähr das, was Goethe mit so

Digitized by Google

lieler Emphaſe immer vom deutſchen Spießbürger verlangt oder an ihm geprieſen hat:

Hat ſich das Schwert der Mandſchu tief nach Süden
Mit ſcharfem Zug die Herrſcherbahn gefurcht,
Wir ſeine Brüder weih'n uns gern dem Frieden,
Von unſ'rer Berge feſtem Bau umburgt.

Wir locken auf geheimnißvollen Wegen
Aus ihrem Schooße Silber und Geſtein,
Und tauſchen vom Chineſen uns dagegen
Den grünen Thee, die weiche Seide ein.

Auch unſer Acker bringt uns reiche Spende
Wofür der Jäger ſeine Beute tauſcht,
Und Schutz verleihen uns der Häuſer Wände,
Wenn rings umher die Wanderhorde rauſcht.

So halten wir am Dauernden und Rechten,
Genießen froh, was ſtiller Fleiß verlieh'n,
Und laſſen rings in wechſelnden Gefechten
Beherrſcher und Beherrſchte um uns zieh'n.

Beſſer ſind die Lieder, in denen bloß ein mythologiſches oder lokales Bild durchgeführt wird, z. B. folgendes ſogenannte Sturmlied der Kalmücken:

Durch die Lüfte jagen
Die flücht'gen Geiſter,
Des Sturms Gebieter,
Des Lebens Meiſter.

Sie zauſen luſtig
Den Wolkenſchleier,
Und Wirbelwetter
Iſt ihre Feier.

Sie reiten heulend
Auf wilden Drachen,
Die ſperren blitzend
Weitauf den Rachen.

Und wenn ſie brüllend
Im Zorne grollen,
Dann hört der Wand'rer
Den Donner rollen.

Doch wenn ſie lächeln
Dem Volk zum Segen,
Dann netzt die Fluren
Der milde Regen.

Dann ſtrahlt die Leuchte
Des Himmels nieder,
Und ſanfter hauchen
Die Lüfte wieder.

Und von den Lüften
Getragen, breitet
Der Elephant ſich,
Der's All durchſchreitet.

Und auf dem Rücken
Des Thiers getragen,
Erhebt ſich den Schutzgeiſt
Der Erde ragen.

Bei dem großen Drama, in welchem der Verfaſſer das chineſiſche Leben zu charakteriſiren unternommen hat, ſcheint ihm Goethes Jahrmarkt beſtändig vorgeſchwebt zu haben, und dieſes Muſter war auch ganz glücklich gewählt. Die Bedächtigkeit und der minutiöſe Scharfſinn der Chineſen iſt z. B. in folgendem Monologe ſehr gut bezeichnet:

Wie ſeltſam iſt's, daß immer doch nur Einer,
Nur Einige zugegen, wenn von Publikum
Die Red' iſt — und doch iſt ſo gut wie Keiner
Hier Einer, Einige ſelbſt — — was iſt nun Publikum? —
'ne ſchwere Frage — ſchwerer noch die Antwort drauf —
So ſchwer als jene bei Horaz, wieviel zu einem Hauf
Sandkörner eigentlich gehören.
Genügt 'ne Million? — Gut; doch wenn wen'ger einer,
Steht der Begriff noch feſt? Kann überhaupt beruhen
Je ein Begriff auf ſchwankender Quantität?
Und gilt nicht hier vielmehr die Quantität? —
Auch weiß ich, irgendwo ſagt ein Poet,
Der Beſſern Beifall ſey ihm viel, viel mehr
Als das Geklatſch von einem ganzen Heer.
Die Beſſern alſo ſind ſein Publikum —
Wer aber ſind die Beſſern? wer die Menge?
So dreh' ich ſtets im Kreiſe mich herum
Und komme nicht aus dem Gedränge,
Nur weil der Begriff mir fehlt; denn hätt' ich den,
Die Sache müßte ſich von ſelbſt verſteh'n.
Da bleibt kein and'rer Rath, als vor dem Stuhle
'nes jungen Doktors von der neuen Schule;
Denn dieſe Herren verſtehen zu begreifen
Und nach Begriffen ſich ihr Augenglas zu ſchleifen.
So daß, was And're nur mit off'nen Augen ſeh'n,
Durch die Begriffsbrill ſie vor dem Erſcheinen ſchon verſteh'n.

Doch kommt in dieſem Drama das Berliniſche 'ner, 'ne, 'nes, mal, 'rein ſtatt einer, eine, eines, einmal, herein ꝛc. zu oft vor. Viele Liedchen ſind dem Drama verwebt, unter andern folgendes beherzigenswerthe:

Es war einmal ein Papagei,
Der plapperte ein paar Worte;
Mit unaufhörlichem Geſchrei
Durchſchmettert' er die Pforte,

So oft ein Wand'rer vorüberging;
Doch Einem ward zu arg das Ding.
Der schlug mit seinem Stecken
Den Vogel für sein Necken.

Der Vogel ließ im trüben Muth
Die lahmen Flügel fallen;
Ach, dacht' er, wie habt ihr es gut,
Ihr kleinen Nachtigallen;
Ihr äfft nicht, was ein And'rer rief,
Ihr singet euer eigen Lied,
Drum freu'n an eurem Gesange
Die Großen und Kleinen sich lange.

Ihr Herrn, verschmäht die Lehre nicht
Vom lahmen Papageie;
Es brütet mancher dumme Wicht
Auf fremdgelegtem Eie;
Doch bringt es keinem Wohlergeh'n;
Muß doch die arme Grasmück seh'n,
Wie der Kuckuck, den sie gebrütet,
Gegen ihre Jungen wüthet.

Möchte dieses Werk des Herrn Stieglitz dazu beitragen, die Liebe zur Kenntniß des Orients und besonders der orientalischen Poesie zu verbreiten. Wenn diese Kopien zu den Originalen hinleiten, so nehmen wir herzlich gern unser Bedauern zurück, daß sie die Originale nicht ersetzen können.

Fremdwörterbücher.

1) Allgemeines Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehn und Vermeiden der in unsrer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. J. Ch. A. Heyse. Erste Abtheilung. Sechste vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1833.

Dieses nützliche Buch hat die verdiente Verbreitung gefunden. Es ist um so unentbehrlicher, als sich trotz des Eifers unsrer Puristen, die Sprachmengerei jährlich vermehrt, besonders durch die außerordentliche Menge technischer Ausdrücke, die in Naturwissenschaften und Gewerbkunde neu aufkommen, und durch die immer künstlicher sich verschärfende und verfeinernde politische Sprache der Tribünen und Zeitungen. Hunderte von fremden Ausdrucksweisen sind jezt gäng und gäbe, von denen man vor zehn bis zwanzig Jahren noch nichts wußte. Soll es, kann es verhindert werden? Ich glaube nicht. Der Begriff hat das Vorrecht, das Wort muß ihm nachtreten. Da wo die Gallomanie und die gelehrte Latino- und Gräkomanie fremde Wörter für Begriffe brauchte, die sich eben so gut, vielleicht noch präciser im Deutschen ausdrücken ließen, sind diese Modeabgeschmacktheiten und Pedantereien auch wieder verbannt worden. Man vergleiche den Styl von 1734 mit dem von 1834 und man wird sich von dieser Wahrheit hinlänglich überzeugen. Wo dagegen der Begriff schärfer durch das fremde Wort bezeichnet wurde, wo man kein deutsches dafür setzen konnte, ohne Verwechslungen, Mißverständnisse und unklare Vorstellungen zu veranlassen, da ist auch das fremde Wort geblieben und mit Recht. Je mehr aber die Völker unter einander sympathisiren lernen, sich ihre Kultur und ihre Ansichten mittheilen, um so weniger ist auch das Herübergreifen einer Sprache in die andere zu verhüten, und wer es verdammen wollte, würde nur die alte Barbarei zurückwünschen.

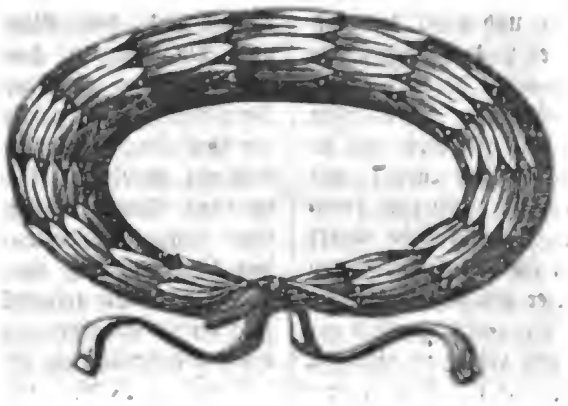
Das Lexikon von Heyse ist überaus reichhaltig und wenn wir noch etwas dabei zu wünschen hätten, so wäre es eine größere Rücksichtsnahme auf Erklärungen. Woher kommen die Worte Admiral, Fidibus ꝛc.? Heyse hat vergessen, es uns zu erklären.

2) Handwörterbuch zur richtigen Aussprache der Fremdnamen sowohl aller ausländischen Personen-, als Länder- und Städtenamen älterer und jetziger Zeit, so wie der in der Umgangs- und wissenschaftlichen Sprache gebräuchlichen Fremdwörter. Von Dr. Karl Lippert. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1833.

Das vorliegende Lexikon enthält auf 158 Seiten in doppelt so viel Spalten auf jeder ungefähr sechzig Namen. Da ist das Wichtigste aufgenommen, aber freilich noch lange nicht Alles. Man denke nur an die ungeheure Menge französischer und englischer Namen. Aus der Umgangssprache hätte mehr mitgetheilt werden sollen. Wir vermissen z. B. Master, Mistriß, comfortable etc. Auch die Tuillerien, die Mouchards, Herr Majeur fehlen, ferner die technischen Seeausdrücke, viele Völkernamen, die Gentoos, die afrikanischen Aschantees ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 69. 7. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1834.

Wenn man diese Papiere, die sich vorzüglich mit Deutschland beschäftigen, mit den Briefen des Verstorbenen über England vergleicht, so findet man freilich den Blick nicht so umfassend, das Urtheil nicht so frei, doch ist es nicht die Schuld des Verstorbenen. Kann man denn etwa in Deutschland über Deutschland schreiben? Kann sich der Deutsche vor seinen Spiegel stellen, ohne die Ruthe hinter demselben zu erblicken? Besser also man sieht weg in andere Länder, über andere Völker, da ist ein Scherz erlaubt, da nimmt man es dem Schriftsteller sogar nicht übel, wenn er geistreich ist. Nur in die eignen Angelegenheiten muß er sich nicht mengen, oder wenn er es thut, nur ja nicht witzig seyn wollen. Dieser ängstliche deutsche Witz, der sich verstohlen ein höchst genirtes Plätzchen sucht und immer umsieht, ob man ihn auch nicht kriminell belangen wird, dieser bittersüße Witz, dessen Köstlichkeit man in der Beklemmung nicht einmal schmeckt, und dessen Sinn aus Vorsicht oft so künstlich versteckt wird, daß ihn der Autor selber nicht mehr findet; wäre es nicht besser, wir wären gar nicht mehr witzig? Wenigstens beschämt uns die Vergleichung. England, das doch wohl ein paar lächerliche Seiten weniger hat, als das in dieser wie in jeder Hinsicht brillantirte Deutschland, England wird von einem von Witz und Geist übersprudelnden Deutschen mit Spott überströmt, mit einem Regen von Cayennepfeffer überschüttet, und für unser gutes Deutschland fallen nur einige schüchterne Stäubchen ab. Aber Sie hätten wohl besser gepfeffert, wenn Sie gewollt hätten, und Sie hätten gewollt, wenn — —? Nicht wahr, mein Herr?

Doch ist die Vergleichung dieses Werks mit den frühern über England vielleicht unpassend. Sie sollen sich nicht ähnlich sehn, sondern im Gegentheil kontrastiren. Der Verfasser hat, wie jeder Mensch, zwei Naturen in sich. Er liebt die Idylle und den Spott. In England gefiel ihm viel Spott und ein wenig Idylle, in Deutschland gefällt ihm viel Idylle und ein wenig Spott.

Das Buch beginnt mit einigen heitern Bemerkungen über die Rezensionen, welche die Briefe eines Verstorbenen hervorgerufen haben; dann folgt ein Besuch im Herrnhutischen, worin das Stillleben der geistigen Schäflein reizend und mit genau so viel Ironie geschildert ist, als es die poetische Gerechtigkeit verlangt, denn diese befiehlt nicht nur gerührt zu seyn, wo es Noth thut, sondern auch überall zu lachen, wo zu lachen ist. In dieser Erzählung findet sich folgende Episode, die des Verfassers philosophische und unparteiische Ansicht

Digitized by Google

von der Feudalaristokratie beweist und daher dem entgegengehalten werden kann, was er in den Briefen aus England von seinen Wappenvögeln gesagt hat: „So fuhr ich eine Zeitlang sinnend weiter und spann einen Faden der Spekulation nach dem andern ab, als mich das gewaltige Geschnatter einer Heerde Gänse neben mir aufstörte und zwei graue Gänseriche sich eben zum ernstlichsten Kampfe anschickten, denn Frühjahrsliebe mochte im Spiele seyn. Mir aber kamen die barocken Gestalten wie Ritter vor, in helle Federpanzer gehüllt, welche die roth lakirten Lanzen eingelegt, eben gegen einander ansprengen wollten, um auf Tod und Leben zu kämpfen, während rund umher aus dem Kranze der Damen vom hohen Balkone melodisches Stimmengewirr, leises Flehn, süßes Flüstern, bald für Diesen bald für Jenen den Sieg vom Himmel zu erbitten schien. — Und ich bewunderte die tapfern Prinzen, die immer neue Gänge begannen, so ungleich manchen unsres Geschlechts, welche ihre Zwiste nur durch andre Gänseriche auszumachen pflegen, die auch gutmüthig genug sind, sich für ihr Interesse todt schlagen zu lassen. Diese gefiederten Prinzen zahlten wenigstens mit ihrer Person. Ich aber nahm mir vor, mit höherer Macht begabt, jezt wohlthätig ihren Streit zu schlichten und dann gelegentlich ihre Tapferkeit mit ihren eignen Federn zu schildern; denn bin ich nicht auch eine Art Federritter? ein Edler des neuen Faustrechts, welches den Kiel statt des Schwertes führt, und wahrlich in geschickter Hand keine geringeren Wunden, als jenes einst versezte, auch heute noch zu schlagen weiß. Ja seltsam genug ist es, daß die einflußreichsten und gefährlichsten Federhelden unsrer Zeit sogar denselben Namen wieder führen, als ehemals die mächtigen Schwerthelden; ich meine die Ritter Burggrafen in Deutschlands Gauen, welche „Advocati“ hießen.“ Eine Auswahl von Herrnhuter Liedern aus dem alten Gesangbuch mit griechischen Lettern geschrieben (um Leserinnen eine Röthe zu ersparen), ist die Spitze des Komischen in dieser von der liebenswürdigsten Laune diktirten Schilderung, aus der wir folgenden kleinen Zug hervorheben wollen: „Also, um den Faden meiner Erzählung wieder zu ergreifen, so war auch meiner Freundin in dem gesegneten Gemeindebasthof heute dreierlei sehr appetitlich aufgestellter Kuchen zum Frühstück gebracht worden. „Der eine“ — hatte der Kellner erklärt (welcher eben als Missionär, ich weiß nicht von welchem Pole, zurückkam, und von der wahrscheinlich schlechten Kost daselbst sehr mager aussah,) „der eine wird vor dem Kaffee, der andre zum Kaffee, der dritte nach dem Kaffee genossen.“ — Fancy, der, wie seine Herrin sehr oft bemerkt hat, Menschenverstand besizt, vernahm jedes Wort und befolgte des Missionärs Anweisung so gründlich, vor, zum und nach dem Kaffee, daß er jezt, dem Platzen nahe, in Todesängsten lag, und eben aus der Hand eines mildthätigen Bruders, der Hundearzt in Nova Zembla gewesen, ein starkes Brechmittel hatte verschlucken müssen. Aus Furcht vor der Explosion war ihm einstweilen in einem Unterstübchen ein Feldbett aufgeschlagen worden, und von fünf zu fünf Minuten brachte der Jäger das Bülletin. — Eine bange Stunde war schon verflossen, und noch immer keine Wirkung da, als plötzlich der Jäger hereinstürzte, um mit triumphirender Miene zu melden, daß eine Krisis eingetreten sey. „So eben,“ sagte er, „haben das herrnhutische Mittel, welches nach vorn intendirt war, auf die hintere Konstitution gewirkt.“ Mit einem glücklichen Lächeln empfing man die frohe Nachricht; ich aber machte bei mir selbst ernste Betrachtungen. Ist es nicht klar, sagte ich zu mir selbst, daß künftig nichts mehr ohne Konstitution bestehen kann? Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, und hörten wir es nicht eben: Konstitution ist schon ein Lieblingswort des Volks geworden, ja, wie die Kammern in obere und untere, theilt es auch schon die Konstitutionen in vordere und hintere ein. Zu den leztern kann man ohne Zweifel allegorisch jene rechnen, welche auf sich warten lassen, oder unvollkommen gegeben wurden, denn sie liegen, so zu sagen, noch im Hintergrunde der Zeit, und auch in anderer Beziehung paßt die scharfsinnige Benennung, z. B. da, wo Stände existiren, die nur dem Namen, nicht der That nach da sind, denen ähnlich, von welchen der selige Feldmarschall K.... zu sagen pflegte: „sie kommen mir ganz so vor, wie mein H.... Beide haben Sitz und Stimme, aber Beiden nimmt man es verdammt übel, wenn sie laut werden.“

Die Mittheilungen aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen und die Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern enthalten ein buntes Allerlei. Eine der längsten Abhandlungen betrifft die bäuerlichen Verhältnisse in Preußen. Der Verfasser ist mit dem Grundsatz der Bauernemancipation einverstanden, tadelt aber Vieles an der Ausführung. „Der Zweck war ohne Zweifel human und gut, die Sache an sich auch für beide Theile in vieler Hinsicht nützlich, ja, was immer eine Hauptsache ist, der Richtung des Zeitgeistes angemessen, ein Umstand, der oft selbst ungerechte Mittel entschuldigen muß; wäre sie also nur auf möglichst gütlichem, vor allem einem weniger kostspieligen Wege, und ohne ängstliche Pedanterie, hauptsächlich aber mit gehöriger Rücksicht auf ganz verschiedene Lokalität und Umstände in den verschiedenen Provinzen ausgeführt worden, oder — da man einmal gewaltsam verfuhr, und den Knoten zerhauen wollte — hätte sie wenigstens schnell auf einmal und mit Energie, durchgreifend Statt gefunden

Digitized by Google

— so brauchte man sich eben nicht sehr zu beklagen. — Statt dessen aber präparirte man sich bedächtig darauf, die Bevölkerung am kleinen Feuer zu rösten und ihr (sehr politisch) auf ein halbes Jahrhundert das Beispiel eines willkührlichen Eingriffs in das Eigenthum von Seiten des Gouvernements recht ad oculos zu demonstriren. Eine Menge neuer Behörden wurde, unter dem Namen: General-Kommissionen, für die Ablösung und Auseinandersetzung der bäuerlichen Verhältnisse kreirt, und ein Heer von Oekonomie-Kommissarien (großentheils aus banquerott gewordenen Gutsbesitzern, Pächtern, oder verabschiedeten Privatbeamten rekrutirt) nebst Feldmessern, Bonitеurs ꝛc. auf jene ohnehin armen Landestheile los gelassen und deren Bewohner dadurch in unabsehbare Kosten und Sorgen verwickelt. — Man hat dergleichen Kommissarien genug gesehen, die sich jährlich über 2000 Rthlr. verdienten, und da die Reglements zum Theil mangelhaft und unbestimmt sind, so wußten viele im Lauf eines Jahres ganz bequem 900 Arbeitstage zu liquidiren. Jezt soll, wie man sagt, diesen Mißbräuchen mehr vorgebeugt worden seyn, wogegen wieder vergönnt ist durch Extrapostgelder u. s. w. sich bedeutende Summen zu verschaffen, wie es denn überhaupt hier meistens auf die persönlichen Gesinnungen des Kommissarius ankömmt, und auch ganz besonders darauf, wie er bei seiner Generalkommission angeschrieben steht, und was er daher durchführen zu können glaubt. Eben so schnell werden denn auch viele Kondukteurs zu kleinen Kapitalisten, und gar reichliche Brosamen fallen noch für Bonitеurs, Schreiber und dergleichen vom Tische des Herrn. Man hat Güter reguliren gesehen, wo die Kosten der Regulirung, noch ehe dieselbe beendigt war, schon den ganzen Werth der Entschädigung überstiegen hatten, so daß der Gutsbesitzer nicht nur die Dienste und Leistungen der bäuerlichen Wirthe umsonst verlor, sondern auch noch Geld dazu geben mußte; Fälle, die leicht zu beweisen sind, und nach der Aussage glaubwürdiger Leute würde eine gerichtliche Untersuchung, welche Kosten viele Regulirungen z. B. in Kottbuser, Kalauer und Soraner Kreise verursacht haben, ebenfalls beweisen, daß diese Kosten nebst den daraus nöthig gewordnen Bauten jezt schon ein Drittheil des Werthes der ganzen Güter übersteigen, obgleich noch wenig Recesse völlig realisirt sind. Und dennoch kann man auch damit verhältnißmäßig noch sehr zufrieden seyn. — Ich werde ein stärkeres Beispiel anführen, mit dem ich auf das genaueste bekannt bin. — In der Standesherrschaft Muskau, in der Oberlausitz, nebst der Herrschaft Branitz, welche beide demselben Herrn gehören, und welche 45 Dörfer in sich schließen, dauert die Regulirung jezt über 10 Jahre. — Diese Angelegenheiten waren in den ersten Jahren so in's Auge geführt, die Verhandlungen auf so viele unerhebliche, das Auseinandersetzungsgeschäft gar nichts angehende Sachen mit Uebergehung der wesentlichen Gegenstände gerichtet worden, daß eine ganz unendliche Menge von Streit, Prozessen und Verwirrungen erwachsen war, von welchen, wenn es überall auf deren rechtliche Durchführung hätte ankommen müssen, die Partheien nebst Kind und Kindeskindern das Ende kaum erlebt haben, gewiß aber darüber Viele gänzlich zu Grunde gegangen seyn würden. Der Präsident der betreffenden Generalkommission war selbst dieser Ansicht, und erklärte dem Besitzer der Herrschaften, als er ihn mit seinem Besuch beglückte, mit großer Gemüthsruhe: seines Erachtens könne diese Regulirung vor 50 Jahren nicht beendet werden, und es bleibe allerdings problematisch, wie das Dominium nach Wegfall aller bisherigen Leistungen unter den hiesigen Umständen werden bestehen können. Eine tröstliche Aeußerung!" Endlich kommt folgende Berechnung:

10	Dörfer verursachten	40,000	Rthlr.	Kosten
„	„	49,000	„	Bauten
35	„ werden	140,000	„	Kosten verursachen
„	„	171,500	„	Bauten
45	Dörfer also . .	180,000	Rthlr.	Kosten
„	„ „ . .	220,500	„	Bauten

Summa Summarum 400,500 Rthlr. durch die Regulirung verursachte extraordinaire Ausgaben in dreißig Jahren."

Hier können wir nichts dafür und nichts dawider sagen, bei solchen speziellen Klagen audiatur et altera pars. Daß übrigens kommissarischer Schlendrian nicht in's Reich der Träume gehört, wissen wir wohl, wissen aber auch nicht minder, daß Schwierigkeiten und Verzögerungen öfter von denen ausgehn, die alte Vorrechte verlieren sollen. Und wenn der Verfasser die Bauern-Emancipation um der Bauern selbst willen beklagt, so ist dies wohl nur die Logik eines gekränkten Gefühls. Er sagt: „Wäre aber der abzusehende, endliche Erfolg nur noch wenigstens glücklich zu nennen! Doch auch dies ist bloß in solchen Gegenden der Fall, wo der Boden vortrefflich und der Umfang der Güter klein ist. In unsern sandigen ausgedehnten und Waldgegenden, wo die größeren Herrschaften die Dienste der Bauern, und vor allen ihre Lohn-Fuhren zur Bewirthschaftung des Waldes, Klafterabfuhr, Holztransporte aller Art u. s. w. nicht entbehren können, und der Bauer wiederum, wegen des geringen Ertrags seiner Aecker die Unterstützung und den Verdienst von der Gutsherrschaft nicht missen kann, stellt sich das Resultat der Regulirung höchst hemmend und nachtheilig. In allen Dörfern, wo die Regulirung Statt findet, schaffen sämmtliche Bauern, die

Digitized by Google

Hälfte oder ein Drittheil ihres Landes verlierend, auch sogleich ihre Pferde ab, mit denen sie früher ihre Hofdienste abthaten, (deren sie in der Standesherrschaft Muskau nur zwei Tage, in seltenen Fällen drei die Woche zu leisten hatten,) und die übrigen Tage dem Herrn für Lohn fuhren. — Sie schaffen die Pferde ab, weil sie sie nicht mehr auf eignem Grund und Boden ernähren können. Sie werden nun sogenannte kleine Leute, keine Art von weiter greifender Industrie kömmt ihnen mehr nahe, sie bearbeiten und düngen ihr Bischen Feld nothdürftig selbst mit Frau und Kind nebst ein paar Kühen, und sind für ewig zufrieden, wenn sie nicht Hunger leiden, was sie aber auch sehr oft unter den neuen Umständen nicht einmal erreichen, und eben so wenig die Staatsabgaben erschwingen können, mit denen sie bereits in ungeheurem Rest stehen *). Die Herrschaft muß nun für ihre Transporte selbst große Pferdeparks anschaffen, und die Fourage zum Theil im Auslande kaufen, da unsre Provinz wenig Hafer trägt, die Bauern aber ihren halbwilden Pferdeschlag mit wenig Korn, Stroh und Gras ernährten, was man ihnen nicht nachmachen kann. Der Verlust, den die Herrschaft dadurch jährlich erleidet, ist höchst beträchtlich, wie es bei allen solchen gezwungenen Etablissements in der Regel der Fall ist. Die Cirkulation, wie dem Verdienst im Lande aber geht eine noch größere Summe jährlich dadurch verloren, welche sonst in der Bauern Tasche floß. Doch wie soll es erst im Kriege werden, wenn man Vorspann, Getreidelieferungen ꝛc. gebraucht? Was soll man dann von diesen kleinen Leuten und den gänzlich entkräfteten Gutsbesitzern noch nehmen, wenn eine Zeit der Noth eintritt, da schon jezt kaum das Nothdürftigste erzielt wird, und die Königlichen Steuern auf den Dörfern in jenen Gegenden nur durch fortwährende Exekution höchst mangelhaft eingetrieben werden können?"

Hierauf muß erwidert werden, daß es zwar nicht zu läugnen ist, plötzliche Veränderungen, selbst zum Besten des Einen Theiles vorgenommen, schaden beiden Theilen, weil die Vortheile der Gewohnheit verloren gehn, ehe die des neuen Zustandes gefunden sind. Jede, auch eine drückende Lage gewährt zulezt den Trost einer gewissen Bequemlichkeit und jede neue, auch eine günstige Lage, ist anfangs unbequem. Lassen wir aber nur die Natur und des Menschen Betriebsamkeit sorgen, so wird sich zeigen, daß die neue Konkurrenz dem alten Monopol vorzuziehn sey. Nur das wäre zu beklagen, wenn Ackerbau und Viehzucht in der Hand freier Eigner degenerirten, aber das ist nicht vorauszusetzen, denn es läßt sich dafür im Kleinen so viel thun, als im Großen, und die Konkurrenz und Association befeuert den Eifer und verstärkt die Kräfte mehr und sichrer, als die zufällige Laune und der große Reichthum eines dominii. Auch hier wird die Zeit erst richten. Die Beispiele von Frankreich und England entscheiden noch nichts. England ist trotz der großen Feudalherren besser bebaut, Frankreich trotz der kleinen Eigner schlechter; aber diese Thatsache beweist nichts für den nationalökonomischen Nutzen der großen Feudalterritorien, sondern nur, daß die Engländer, *obgleich* durch die Aristokratie des Bodens gedrückt, fleißiger und betriebsamer als die Franzosen sind, die unter diesem Druck nicht mehr leiden und *gleichwohl* aus nationellem Leichtsinn für ihr Eigenthum weniger emsig besorgt sind. Dagegen frage man, ob der kleine Eigner, der schon seit Jahrhunderten emancipirt ist, nicht ein besseres Leben führt, als der Sklave, der es noch nicht ist; und man ergreife die Landkarte und sehe sich da die blühenden Städtchen an, wo sonst nur die Burg eines Dynasten mitten in einer von wenig Sklaven bewohnten Wildniß stand? Wer hat die Städtchen gebaut, ihren Wohlstand gepflegt? Die Konkurrenz, der Untergang des Monopols. Sollte der edle Verfasser im Ernst behaupten wollen, die Viehzucht werde durch die Regulirungen degeneriren? Gehört es nicht im Gegentheil zu den angenehmen Ironien des Lebens, daß das Vieh überall da am besten gedeiht, wo die meiste Freiheit ist, das Rindvieh in der Schweiz und Holland, das Pferd unter den freien Arabern, in England und die Schweine im glücklichen Otahaiti?

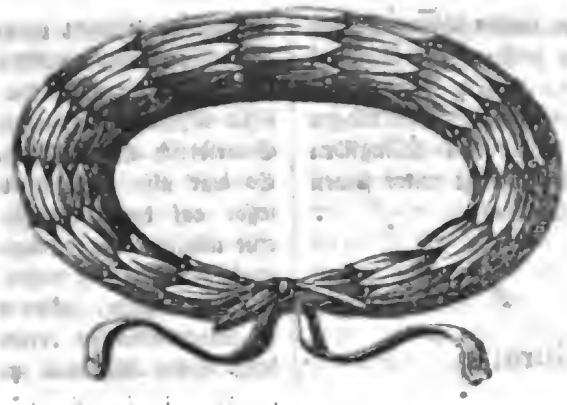
Im zweiten Bande theilt uns der Verfasser eine „*Flucht ins Gebirge*," die Schilderung einer Reise nach dem schlesischen Riesengebirge mit, die wir für die Blume dieses Werks halten. Hier werden wir an die englischen Reisen des Verfassers erinnert, und überzeugen uns auf's Neue, daß er in seiner Reiselaune am liebenswürdigsten ist. Bevor er in's Gebirge kommt und idyllisch gestimmt wird, hat er noch Zeit genug zu spotten. Das klägliche Loos eines Güterbesitzers ist sein Thema: „Jede Woche erscheint irgend woher wenigstens *ein* Erlaß oder *eine* neue Verordnung, wäre es auch nur, um die Posteinnahme zu erhöhen; oft jagen sie sich wie Gewitterwolken Tag für Tag. Heute bekomme ich z. B. Befehl, bei Kriminalstrafe in jedem elenden Dorfe drei verschiedene Pestlazarethe anzulegen, und eine solche Menge Dinge dazu anschaffen zu lassen, daß das ganze Vermögen der Gemeinde sie nicht zu bestreiten im Stande wäre."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir wissen, daß ein solcher Mann noch im 70sten Jahre sich wieder verheirathete, aus dem einzigen Grunde, weil er, wie er den Gerichtshalter sehr ernsthaft versicherte, etwas *mehr Dünger* in seiner Haushaltung bedürfe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. *Menzel*.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 70. 9. Juli 1834.

Novelle.

Lessing. Novelle von A. Freiherrn von Sternberg. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834.

Diese so eben erst ausgegebene Novelle gehört unstreitig zu den besten Produktionen in diesem Fach. Wird man hin und wieder darin an Wilhelm Meisters Lehrjahre und an Tiecks Dichterleben erinnert, so liegt diese Verwandtschaft doch nicht bloß in der gewählten Sprache, sondern auch im Gegenstande selbst. Lessing erscheint hier als Jüngling und zwar zuerst auf dem Lande in seiner doppelten Beziehung zu seinen altbürgerlichen und ängstlich pedantischen Eltern und zu einer gräflichen Familie, in deren Umgang der junge Dichter den höhern und feinern Reiz des Lebens kennen lernt. Seine Liebe zu der einen Tochter des Hauses ist mit einer, Lessings vollkommen würdigen Zartheit nur angedeutet. Aus diesem ländlichen Kreise wird er nach Berlin versetzt, wo ihn der heitre Kritiker Mylius und die Schauspielergesellschaft, von der seine Miß Sara Sampson aufgeführt wird, in Anspruch nimmt; der große Beifall, welchen dieses Trauerspiel erlangt, bringt ihn noch in mehr hohe Bekanntschaften, wobei er vorzüglich als Vertheidiger der ächt deutschen Dichtkunst gegenüber der Gallomanie zu kämpfen hat. Auch Gellert tritt einmal auf. Die Novelle rundet sich freundlich ab, indem die Gräfinnen vom Lande wieder zum Vorschein kommen; die schönste soll für einen Prinzen entführt werden, Lessing trägt zu ihrer Rettung bei, und sie wird endlich unter den Auspicien des Königs einem jungen Grafen vermählt, der Lessings Freund ist.

Da das Morgenblatt schon mehrfache Proben aus dieser Novelle mitgetheilt hat, brauchen wir über die edle und feine Sprache, in der sie durchgängig vorgetragen ist und welcher die Berlinismen einer kleinen Soubrette keinen Eintrag thun, nichts weiter zu sagen. Die Charakteristik Lessings, auf die eigentlich alles ankam, ist zwar nicht erschöpft, aber auch nicht verfälscht worden, und dies ist sehr viel in einem von der Goetheschen Verzärtelung ergriffenen Genre der Poesie. Lessing tritt hier nicht mit der Entschiedenheit auf, die ihm eigen war, und erscheint neben Mylius, dessen Spott doch bei weitem dem seinigen an Schärfe nicht gleichkam, wie ein sanfter Johannes; allein dies ist der junge Lessing, und diesen kleidet etwas Milde äußerst wohl, um so mehr, da der Verfasser diese Milde nie in Schwäche ausarten, und das Verhältniß des armen Dichters zu vornehmeren Personen nie demüthigend erscheinen läßt.

Digitized by Google

Sollte der Verfasser wohl eine zweite höhere Aufgabe lösen wollen? Eine Schilderung Lessings als Dichter, nicht der Miß Sara Sampson, sondern der Emilia Galotti? des Nathan? eine Schilderung nicht des jungen Lessingschen Gemüthes, sondern des reifen Lessingschen Verstandes? eine Schilderung Lessings nicht unter seinen Freunden, sondern unter seinen Feinden?

Humoristische Literatur.

1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1834.

(Schluß.)

„Zugleich sollen die armen Bauern in der Heuernte ihr Dorf verlassen, um einen Kordon gegen die Cholera zu ziehen. Den andern Tag wird mir bei zehn Thaler Strafe angekündigt, binnen vierzehn Tagen auf alle Kreuzwege meines Guts so und so angestrichene Wegweiser aufzustellen; am dritten werde ich aufgefordert, schleunigst die oder jene Straße in eine weiche Chaussee*) umzuwandeln ꝛc. Habe ich nun mit unsäglicher Mühe und nicht geringen Kosten wenigstens ein Lazareth in jedem der elenden Dörfer zu Stande gebracht, und pro forma wenigstens einige Leute gegen die Cholera an der Dorfgränze zu manövriren abgeschickt, so kommt in der nächsten Woche die konfidentielle Nachricht vom Landrath: man möchte sich nicht übereilen, da man höhern Orts wieder andere Prinzipien angenommen zu haben scheine. „Ist die Pfrudo-Chaussee endlich mit vielen Kosten fertig: so findet sich's, daß bei schlechtem Wetter kein Mensch darauf fortkommen kann und die Leute nun gewaltsam über Felder und Wiesen fahren müssen, wenn sie nicht auf der neuen Straße übernachten wollen. — Die Wegweiser aber haben boshafte Leute eines Morgens abgesägt. Ich will schon in den sauren Apfel beißen, neue machen zu lassen, als mir mein Nachbar sagt: Wartet doch erst, ob man's euch wieder befiehlt! — Mein Nachbar nämlich hatte auch Wegweiser nach Befehl aufgestellt, aber humoristisch nichts darauf schreiben lassen — und Niemand fand Anstoß daran, denn die Eingebornen wußten ohnehin den Weg, und Fremde kommen ja so leicht in unsere Wüste nicht. *) Ich folgte dem Rath; und wirklich kein Mensch hat sich weiter darum bekümmert. Die Wegweiser liegen noch — denn selbst sehen und kontrolliren, das ist unserer, nur am Schreibtisch unermüdlichen, Regierer Sache nur selten. Es war also vielleicht bloß einem Referendär oder Assessor auf der Studirstube eingefallen, daß Wegweiser eine nützliche Sache seyen. Er hatte seinen Vortrag gemacht, und gleich wurde an uns arme soulfredouleurs, die Gutsbesitzer, dekretirt, dergleichen auf unsere und Gemeindekosten zu errichten. Den Befehl einmal gegeben, dachte Niemand weiter daran. Haben wir doch unsern verehrlichen Herrn Regierungs-Präsidenten, obgleich er schon zehn Jahre regiert, noch nie in unserm Kreise gesehen. Im benachbarten Orte fuhr er einmal durch, war aber unpaß und schlief, dem Vernehmen nach, von einer Gränze bis zur andern.“ In dieser behaglichen Unbehaglichkeit geht es noch eine Weile fort, und das nennt man dort Raisonniren. Auch die Justiz kriegt ihr Theil: „Drei oder vier gewaltsame Hauseinbrüche haben auch schon ganz kürzlich hier statt gefunden. Man kennt die Verbrecher allgemein; aber was hilft's? — Ja, wären sie schon des Nachts durch's Fenster eingestiegen, so muß man sie ja noch zuerst respektvoll fragen: ob sie wirklich stehlen oder morden wollen, oder nicht eine andere sehr wohlthätige Absicht haben; oder wäre dies Letztere auch nicht der Fall, doch nicht vielleicht jetzt noch in sich gehen und sich bessern wollten, da Raub und Mord sie am Ende zu nichts Gutem führen könnten. Bleiben sie gegen dies Alles unempfindlich, und fassen sie Euch an der Kehle, dann erst, wenn Ihr anders noch Zeit dazu habt, ist es Euch vergönnt, Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen, immer aber mit größter Vorsicht, dem lieben Räuber wo möglich doch ja kein Leids zuzufügen.“ Auch die Frömmelei geht nicht leer aus, obgleich sich der Verfasser deßfalls ausdrücklich auf Berlin zurückbeziehen muß, weil das schlesische Gebirge eine zu lachende Physiognomie hat, um „solch ein jammervolles Zwitterding zwischen Jesuiten, Puritanern und Herrnhutern“ zu begünstigen.

Dann schweift der Verfasser in den Schönheiten dieses Gebirges und überläßt sich rein seinem Gefühl.

*) Weiche oder auch landräthliche Chausseen sind Straßen ohne Steine, nur von Sand oder Lehm aufgefahren, in gerade Linie gelegt und mit einer Allee lombardischer Pappeln eingefaßt, welche letztere den Reisenden trösten sollen, wenn er stecken bleibt.

*) Dabei fällt mir eine andere, merkwürdige Wegweiserindustrie ein, die ich in einer, einst größtentheils katholischen Provinz gesehen habe, welche sich aber schon geraume Zeit in protestantischen Händen befindet. Der verrückte Graf D... hatte nämlich bloß die an der Straße stehenden Crucifixe in Wegweiser umgewandelt, indem er auf unsers Herrn Christus ausgestreckten Arme die nächsten Orte mit ihrer Entfernung schreiben ließ. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe diese Gotteslästerlichkeit bemerkt und abgeändert wurde.

Digitized by Google

Folgende Schilderung des berühmten Fürstenstein, das er Felseneck nennt (wie er überhaupt die Namen verändert) ist so wahr als warm: „Wahrlich, Felseneck gehört zu dem Schönsten und Ueberraschendsten, was ich in Europa gesehen, und ich werde nie das freudige Staunen vergessen, das mich zu einem lauten Ausrufe des Entzückens hinriß, als ich, beim Hinaufsteigen mich glücklich verirrend, durch Zufall gerade von dem schönsten Punkte aus, dem sogenannten Riesenbett, den ersten Blick auf diese noch nicht geahnete, und sich nun plötzlich in ihrer ganzen Größe vor mir entfaltende Herrlichkeit warf. — Ernst rauschten um mich her die Wipfel eines dichten Waldes voll majestätischer Bäume, in schwindelnde Tiefe sank vor mir senkrecht die Steinwand hinab, wo in der weithin sich krümmenden Schlucht ein Waldbach vorüber strömt, bis ihm ein hoher einzeln stehender Fels, den Weg versperrend, entgegen tritt. Und wie von Geistern hingezaubert, schwebt auf dieses Felsen Gipfel das königliche Schloß, frei in die blaue Luft sich emporthürmend, und rund um mit Teraſſengärten geschmückt, die von Stufe zu Stufe herabsteigend, ihre Blumen tief unten in der kühlen Fluth zu baden scheinen. Gegenüber aber ragt von einem noch höhern Berge, als Seitenstück des Schlosses, die Ruine der alten Burg herüber, die lebendige Ahnentafel des hohen Geschlechts, das hier schon seit Jahrhunderten blüht. So ist die Nähe, und nicht minder bewunderungswerth ist die entferntere Umgegend. Auf drei Seiten wird nämlich die Landschaft vom Gebirge umschlossen; und zwar in unendlich abwechselndern und malerischeren Formen, als dieses in dem berühmten Thale von Rehberg darbietet, wo es zwar höher, aber bei weitem nicht so mannichfaltig und durchbrochen erscheint. Auf der vierten Seite schweift dagegen das Auge frei über die fruchtbarste Ebene, durch viele Städte und Hunderte von Dörfern mit den reichsten Fluren belebt, welche am Horizonte wieder durch eine Reihe niedriger und anmuthiger Hügel bekränzt werden. Fast bleibt hier nichts mehr zu wünschen übrig, doch könnte im Detail allerdings die Kunst noch Vieles thun, namentlich am Schlosse, das zwar eine prachtvolle aber doch, näher beleuchtet, nur rohe und im Einzelnen durch manchen Uebelstand entstellte Masse ist. Stünde Warwick Castle z. B. an dieser Stelle, sie wäre werth ein Wallfahrtsort für die Reisenden aller Länder der Erde zu werden."

Durch eine Menge von Lokalmerkwürdigkeiten und Lokalanekdoten, die der Verfasser einmischt, hat er seine Schilderung sehr lebhaft und anziehend gemacht. Schade, daß ihm noch mancher charakteristische Zug entgangen ist. Wie trefflich würde er die Figur des alten W. von Tannhausen gezeichnet haben, dieses Tyrannen der hohen Landaristokratie, der anfangs ein bescheidener Fleischhauer, dann ein Leinwandhändler, bald ein Millionär, ein Crösus wurde, den verschwenderischen Majoratsherrn vorschoß, in seiner einfach ländlichen Tracht an ihrer Seite in ihren glänzenden Equipagen fuhr und zulezt ihre Grafschaften sequestriren ließ. Wie vieles hätte der Verfasser ferner noch der tragikomischen Geschichte des Herrn von Lorch beifügen können? Er schildert das alte Schloß K. Ist es ihm nicht gesagt worden, daß dieses Schloß ein berühmtes Fenster hat, das man nur von außen sieht und von innen nirgends finden kann? Kennt er die Anekdote von dem Pastor in D., der sonnabendlich seine Spielpartie mit dem Vater des Herrn von Lorch machte, und einmal, erst früh in sein Dorf zurückkehrend, auf der Kanzel unter dem Gebet einschlief und, als der Küster ihn weckte, laut ausrief: „ich passe?" Kennt er die göttliche Geschichte von dem Strumpfwirker aus G., der in K. auf den Kirchthurm stieg und, um eine Inschrift auf der Glocke zu lesen, so lange wartete, bis der Hammer aushob, dann geschwind den Kopf dazwischen steckte, und — patsch — zerquetscht wurde, und was dergleichen angenehme Traditionen mehr sind. Es ist Schade, daß trotz unsrer Büchermasse doch von den sonderbaren und hauptsächlich komischen Personen und Begebenheiten, die sich eine Zeitlang im Munde der Lebenden in jeder Stadt und jeder Landschaft erhalten, so wenig übrig bleibt oder Gemeingut wird; da solche Lokalbilder aus dem Leben immer anziehend sind und Land und Leute gut bezeichnen. Der verstorbene Weber hat in seinen trefflichen Briefen eines Deutschen über Deutschland einen Versuch gemacht, solche Lokalbilder zu sammeln; er verdient wohl, fortgesezt zu werden.

Im zweiten Bande wird der Brief eines Preussen besondere Aufmerksamkeit erregen. Zu welcher Gattung gehört der Ton, in dem er gehalten ist? Man glaubt Mirabeau habe den Brief gedacht, E. M. Arndt habe ihn geschrieben und Goethe hinterdrein revidirt und schön geglättet. Man liebt zwar jezt im Putz das teppichartig Bunteste und im Styl die mannichfachsten Reflexe, doch Referent zieht einfache Farben und Wahrheiten vor.

Hier ist die Wahrheit, daß die außerordentliche Hoffart, mit der einige servile Pedanten in Berlin und auf einigen preußischen Universitäten bald ihren philosophischen, bald ihren politischen, bald ihren belletristischen Unsinn zu Tage fördern, die hochtrabende Art, mit der sie das schlechthin Nichtige, Läppische, Platte treiben, eine Menge lächerliche Seiten darbietet, daß aber diese verhältnißmäßig wenigen Quer- und Leerköpfe

doch nicht mit der Nation, und daß ihre Hirnverfinsterung nicht mit dem Geist der preußischen Verwaltung verwechselt werden darf. Was Preußen durch seine Heerverfassung, Municipalverfassung, durch die Fortschritte seiner Bauern-Emancipation und seines Gerichtswesens, durch Vereinfachung seiner Gesetzgebung, durch seine Sorge für den Unterricht und für den freien Handelsverkehr geleistet hat, stellen wir unbedenklich höher, als alle Leistungen des konstitutionellen Gezänkes in andern Ländern. Preußen hat, ohne den Namen zu haben, doch das Wesen einer konstitutionellen Staatsgrundlage, und auf dieser baut sich so leicht die parlamentarische Rotunde, wenn es deren bedarf, als sich schwer von oben, von einem ohnmächtigen Parlament, von einem ängstlich zusammengefügten, jeden Augenblick dem Falle nahen Kartenhause herab ein tüchtiges Fundament in die untern Regionen senken läßt. Preußen hat den Volkskörper gekräftigt, während in andern Staaten nur das Gesicht barbirt worden ist. Preußen hat noch geräuschloser und unblutiger als England, aber nicht minder umfassend reformirt, und man müßte mehr als aristokratisch seyn, wenn man diesem trefflichen Staate vorwerfen wollte, daß es unter den Leuten, die sich als Tonangeber, namentlich in der Literatur, vordrängen, einige verstiegne Unsinnsprediger und seichte Hoffartsnarren zählt. Mag auch auf eine Zeitlang die blödsinnige Lämmelbrüderei, oder das platte Kunstgeschwätz, oder die diplomatisirende Gedankenlosigkeit Goethescher Wohlredenheit, oder umgekehrt die dem Hirschhornraspeln und Kugelnschleifen vergleichbare Barbarensprache Hegels dort Mode seyn, solche Moden dauern niemals lange, wie die Moden beweisen, die weiland durch Nikolai, Wöllner, Lafontaine, Kotzebue, (Julius von Voß) und endlich durch Jahn aufgebracht wurden, und solche vorübergehende Erscheinungen sollen uns niemals täuschen, noch zu einem ungünstigen Urtheil über das preußische Wesen hinreißen, wie es oft genug im Süden geschieht. Nimmt man aber die Miene an, Preußen zu bewundern und zu loben, so sollte man sich nicht in Vornehmigkeiten sonnen, sondern fein bürgerlich dahin blicken, wo für den Bürger und Landmann etwas geschehn ist; denn da liegt das wirkliche Gold, wo auch immer der Schein liegen mag.

Es ist aber eine ziemlich allgemeine Erscheinung, daß wenn in jüngster Zeit von Preußen die Rede ist, das richtige Maaß des Urtheils und der Sprache so selten getroffen wird. Hier bricht ein übelverhehlter Haß, Mißgunst, Verkennung alles Guten, und politischer Spott von einem englisch-französischen Standpunkt aus überall hindurch, dort schwärmt man in der weiland Kosackenbegeisterung fort und macht durch servile Hyperbeln selbst das gerechte Lob verdächtig. Hier hört man oft, Preußen sey in die Zeit vor Jena zurückgefallen, dort macht man glauben, es sey Alles noch wie 1813. Aber weder das Eine ist der Fall, noch das Andre. Es geht hierin Preußen wie Frankreich. Auch dort ist es nicht mehr so, wie zur Zeit der Revolution, noch wie zur Zeit der Restauration; in beiden Ländern wird das Alte nie völlig wiederkehren, wohl aber das Neue fortschreitend sich ausbilden, und Preußen hat hierin sogar einen Vorsprung vor Frankreich, weil sein Lebensprozeß in den untern Regionen der Gesellschaft vor sich geht, in den Elementen, welche die Grundlage des Staats sind, und nicht bloß in der aristokratisch-monarchischen Höhe und in einem Dynastiewechsel, wie in Frankreich. Während in diesem lärmenden Frankreich sich im Grunde nichts geändert hat, als die Person des Herrn und die Livrée seiner Bedienten, ist es in Preußen oben ruhig und einfach beim Alten geblieben, nach unten aber ist nicht nur Bildung und Wohlstand des Volks, sondern auch dessen Freiheit gepflegt, erweitert, gefördert worden. Oder ist es nicht Erziehung zur Freiheit, wenn das Volk gleichsam in der politischen Elementarschule die Rudimente derselben in einem selbstständigen Municipalwesen, in der gleichen Verpflichtung zur Landesvertheidigung und nach außen zugleich in einem stolzen Nationalgefühle lernt? Bei alledem aber wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die Spaltung in den Ansichten über Preußen einen sehr natürlichen Grund in den vor zwanzig Jahren die deutschen Gemüther bewegenden Hoffnungen gehabt hat. Glaubte man nicht, es werde für Andere Alles thun, in einer Zeit, wo Preußen wenigstens den Triumph erlebte, für sich selbst viel zu thun, und gewiß mehr, als was Andere für sich thaten. So lag selbst im Tadel Preußens eine schmeichelhafte Voraussetzung, und selbst die Resignation auf ungern aufgegebene Hoffnungen war nicht ohne Entschädigung, wenn man nicht allzublind Schein und Wesen verwechseln wollte. In der Weltgeschichte hat der Handelnde immer Recht. Die Geschichte sieht nicht auf Erwartungen, sondern auf Thatsachen; sie verweilt nicht bei den Berechnungen und Gemüthsbewegungen über nicht geschehene Dinge, sondern nur bei dem, was wirklich geschieht. Von diesem historischen Standpunkt betrachtet, ist Preußen wahrlich nicht zurückgeschritten, wenn es auch viele seiner Scholastiker, Pedanten, Schmarotzer und seichten Poeten sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 71. 11. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

2) Der Salon. Von H. Heine. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Wir erhalten hier, was Heine über die Gemälde-Ausstellung in Paris 1831 gesagt, dazu neue Gedichte und Etwas aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. Ueber sein anmuthiges Talent überhaupt haben wir uns schon mehr als einmal ausgesprochen, und wiederholen, daß wir uns freuen, über die dummstolze Gesinnung erhaben zu seyn, die einen solchen Geist gering zu schätzen affektirt. Man tadle, schelte ihn dafür, daß er sich so oft wie ein böser Junge recht ungezogen geberdet hat, aber man mißkenne nicht den schönen Geist, der aus diesen verwahrlosten Sitten durchbricht. Vor allen Dingen, ihr guten Deutschen, fühlt euch doch nicht immer gleich beleidigt, wenn der Geist Sprünge macht und genial ausschweift. Nehmt nur nicht gleich die Hofmeistersmiene an, wenn einer einmal in Eurer hohen Gegenwart den Rock auszieht oder gar euch ein Schnippchen schlägt. Seyd ihr ein Volk, so erinnert euch, daß Völker so gut wie die Könige ihre Hofnarren, die Satiriker, brauchen, die ihnen zuweilen die Wahrheit sagen.

Uebrigens hat sich Heine in Paris ungemein civilisirt und sogar eine gewisse vornehme Oberflächlichkeit angenommen, die ihn mit der Zeit den Berlinern, die in den Zauberkreis der Goethe'schen Phraseologie gebannt sind, näher bringen dürfte, obgleich er mit Goethes großem Schatten noch nicht definitiv Frieden geschlossen hat. Er sagt über diesen: „Meine alte Prophezeihung (die seinige? wenn wir uns recht erinnern, so wurde sie nur angeregt durch ein um etwas früher erschienenes Buch) von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu seyn. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Künstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende

Digitized by Google

Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel-Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie kannten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, (hier wird Heine selbst flüchtig, denn Dante war mit Leib und Seele ein Ghibelline), und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit. — Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang seyn wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst. — Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt selbst ein trübseliges Ende? Jene überwiegende Geistigkeit, die sich jezt in der europäischen Literatur zeigt, ist sie vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben, wie bei Menschen, die in der Todesstunde plötzlich hellsehend werden und mit verbleichenden Lippen die übersinnlichsten Geheimnisse aussprechen? Oder wird das greise Europa sich wieder verjüngen, und die dämmernde Geistigkeit seiner Künstler und Schriftsteller ist nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, sondern das schaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das sinnige Wehen eines neuen Frühlings?"

Auch Pfizer in seinem bekannten Briefwechsel hat so gefragt, und Graf Platen sich beinah mit dieser Frage identifizirt? Ich möchte aber fragen, wozu diese unnütze Frage? Fragt nach dreihundert Jahren wieder nach, und ihr werdet erfahren, daß die Welt noch steht, daß es noch kluge und dumme Leute gibt, wie heute, daß man noch lebt und liebt, Romane macht und schreibt, Spektakel gibt und sieht. Welche Mode dann herrschen wird, muß einem Manne, der die Welt kennt, gleichgültig seyn, und ob es bis dahin Genies geben wird, die sich etwa mit dem geistigen Großmogul unsrer Zeiten messen können, das wird von dem Gott Talleyrands abhängen, von dem bekannten launenvollen Vater des Genies, nämlich vom Zufall. Oder läßt sich wohl das Genie berechnen? Hat es die Berliner Philosophie so weit gebracht, die Nothwendigkeit der Geburt Shakespeares im sechzehnten Jahrhundert aus dem konkreten Allgemeinen zu beweisen? Daß aber, abgesehn von den Zufälligkeiten origineller Talente, der Sinn für Kunst und Poesie überhaupt abhanden kommen sollte, ist deßwegen ganz unwahrscheinlich, weil alle Bedürfnisse und Neigungen des Menschen ohne Ausnahme angeborene, bleibende sind, und jede einzelne nur mit der andern abwechselt. Je mehr wir eine Zeitlang uns der Rheinschifffahrtskommission, den Werken Klübers, den deutschen Ständeprotokollen, den zahllosen Streitschriften über Nationalökonomie und Strafrecht, oder der fleißigen Lektüre holsteinischer und griechischer Zeitungskorrespondenzen widmen, um so eher wird die prosaische Reaktion ihren Kulminationspunkt erreichen, um dann der zurückgedrängten poetischen Dampfkraft plötzlich wieder den Deckel zu lüften. Da wir uns eine Zeitlang in der Poesie übernommen haben, so ist Ruhe auch in dieser Hinsicht des deutschen Bürgers erste Pflicht. Die verwöhnte Zunge muß hungern, um wieder schmecken zu lernen.

Die Gedichte, zärtlichen Inhalts, gleichen den frühern des Dichters in der zarten leichten Sprache, doch die scharfen und originellen Bilder sind etwas seltner geworden. Eins der schönsten ist:

Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt wie sehr ich traurig bin
Und kränkst mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.

Auch folgendes ist gewiß mehr als eine Tändelei der Ueberreizung:

Wie rasch du auch vorüberschrittest
Noch einmal schautest du zurück,
Der Mund, wie fragend, kühngeöffnet,
Stürmischer Hochmuth in dem Blick.

O, daß ich nie zu fassen suchte
Das weiße flüchtige Gewand!
Die holde Spur der kleinen Füße,
O daß ich nie sie wiederfand!

Verschwunden ist ja deine Wildheit,
Bist wie die Andern zahm und klar,
Und sanft und unerträglich gütig,
Und ach! nun liebst du mich sogar!

Digitized by Google

Gemein dagegen ist das folgende Gedicht. Gemein deßwegen, weil auch nicht einmal ironisch vom Gelde die Rede seyn darf, wenn man ein Tete a Tete beschreibt. Dies ist der faule Fleck in Heines sonst so schöner und geglätteter Poesie. Es fehlt ihm die Grazie der Ehre. Wenn man sich pikirt, den Don Juan zu spielen, so sollte man doch auch nicht vergessen, daß Don Juan zwar das Geld wegwirft, aber nicht zählt, nicht davon spricht.

Die lezte humoristische Lebensgeschichte enthält ungemein viel ächt Komisches, im Geist der ältern spanischen Romane, von denen erst die Engländer die ihrigen machen lernten. Kämen wir doch auf diesen derben, kräftigen Geschmack zurück, und ließen unsre miserable Novellenkoketterie und sentimentalen, prüden, frommthuenden Ernst, der unsre Romane so unerträglich macht, unterwegs! Sähen wir das Leben wieder in seiner Nacktheit, in seinem Schmutz, in seiner prosaischen Wahrheit mit den geistvollen Augen eines Cervantes an, und wären es auch nur die Augen Smollets oder eines niederländischen Malers. Heine könnte hierin etwas Großes leisten, er hat das Talent dazu in höherm Grad als Jean Paul, dem seine leidige Sentimentalität und überdies seine wenige Menschenkenntniß immer böse Streiche spielte. Aber ich fürchte, Heine wird seinen großen Beruf deßfalls verkennen, denn er ist und bleibt zu subjektiv, jeden Augenblick vergißt er, daß er uns die Welt malen will, indem er uns sich wieder selbst präsentirt und irgend eine kleine Koketterie mit seiner schönen Seele, mit seinem Glück bei den Damen, mit seinem ihm selbst nie liebenswürdig genug erscheinenden Leichtsinn und mit seiner Tapferkeit an den Mann bringt, so daß wir nicht den eiteln Dichter über dem schönen Gedicht, sondern das schöne Gedicht über dem eiteln Dichter vergessen. Wer diese schlimme Neigung hat, scheint zur Objektivität in der Poesie verdorben, und wenn er noch so viele Anlage dazu hätte. Noch Niemand hat von Heine mehr gesprochen, als er selbst. Sollte er dieses Geschäft nicht lieber der Nachwelt überlassen?

Heine weiß wohl, daß er bisher selbst zu der alten Schule gehörte, daß seine Subjektivität noch vollkommen im Geschmack Goethes und jener literarischen Aristokratie ist, welche sich mit ihrem kleinen Ich der ganzen Welt gegenüberstellen, jede ihrer Launen an ihr auslassen und dafür Bewunderung verlangen, ganz unähnlich den Dichtern und Künstlern des Alterthums und Mittelalters, die ihr Ich der Zeit, dem Volk, dem Geist der Kunst unterordneten, und wenn sie je eitel, egoistisch, kapricids waren, dies wenigstens verbergen mußten und nicht zur Schau tragen durften. Heine stellt sogar das Extrem der sogenannten Kunstperiode dar, die mit Goethe vorübergegangen seyn soll, denn wenn Goethe sich darauf beschränkte, sich nur nicht zu geniren, so ging Heine noch weiter, und machte aus dieser Lizenz sich eine Pflicht und sezte in die Ungenirtheit einen Ruhm. Aber wozu denn die Fehler der Alten tadeln und sie doch beibehalten, ja noch überbieten? Wozu Goethe einen Vorwurf machen, wenn man Heine ist?

Wir geben Heine die bestimmte Versicherung, daß die neue Schule in jeder Kunst, wie in der Dichtkunst, mit Objektivität beginnen wird, und daß sie mithin seiner eignen Manier sehr ferne stehn wird. Was wir, ohne uns die Prophetengabe anzumaßen, gewiß wissen, ist, daß in kürzerer oder längerer Frist die Reaktion eintreten wird, die zur Natur zurückführt und zur Hingebung des dichterischen Geistes an seinen Gegenstand, Beseitigung alles Persönlichen und Subjektiven in seiner doppelten Richtung, in der ironisch-frivolen nicht minder als in der sentimentalen. Die ganze Welt wird einst den Ekel mit uns theilen, den wir schon jezt empfinden, indem wir überall statt Gedichte nur Dichter finden.

Sollte dem scharfsinnigen Heine davon die Ahnung anwandeln, und doch nicht zugleich etwas in ihm seyn, das ihn fähig und geneigt machte, ein Schlaglicht seines Geistes in die künftige objektive Periode zu werfen? Seine Schilderungen, besonders die komischen, würden den höchsten Reiz haben, wenn er sich nur überwinden könnte, nicht mehr von sich zu sprechen, nicht bei jeder Gelegenheit wie ein gewandter Ladendiener ein Stück von seiner Vortrefflichkeit auszulegen oder umzuschlagen, wenn er statt sich selber eine komische Person in die Mitte der Handlung stellte und mit klassischer Ruhe das Tableau oder den kleinen Roman ausmalte. Wenn schon die Zeitgenossen, die doch wahrlich an die Aufdringlichkeiten der Poeten gewöhnt sind, dies bemerken, wie viel mehr wird nicht die Nachwelt hier ein strenges Urtheil fällen? und welches viel größere Verdienst würde Heine sich erwerben, wenn er durch objektivere Darstellungen nicht nur dieser Nachwelt, sondern überhaupt der ästhetischen Vernunft schmeichelte, welche zu allen Zeiten die nämliche bleibt, und mit der sich ein so grelles Hervortreten der Eigenliebe niemals verträgt. Zugegeben, die Eigenliebe sey natürlich und darum erlaubt, so ist es doch unter allen Umständen geschmacklos, wenn man sich nicht durch die Kunst, sie zu verbergen, seinen Triumph erhöht.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Zeitgeschichte.

Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. Von Dr. V. A. Huber, Prof. in Rostock. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Dies ist derselbe Viktor Amadeus Huber, der kürzlich in öffentlichen Blättern auf eine Kritik seines Buches über die neuromantische Poesie mit so vieler Feinheit, mit einem so seltenen Anstande antwortete, daß sich Herr von Rumohr, um in seiner Schule der Höflichkeit den Ton, der in der literarischen Welt herrschen soll, zu zeichnen, nur an ihn zu wenden braucht. Noch nie sind die Behauptungen eines Gegners so gewandt, ich möchte sagen mit einer solchen graziösen Zuvorkommenheit widerlegt worden, als in jenem gegen die untenstehende Chiffre gerichteten Aufsätze.

Glücklicherweise kann der Verf. dem deutschen Publikum eine neue Probe seiner guten Sitten vorführen; denn auch das vorliegende Buch ist weit entfernt, den Forderungen der Kritik zu entsprechen. Es ist Gott sey Dank wieder ein Buch, das an Plan, Ordnung, Deutlichkeit, Reife einen Mangel hat, den der Verf. durch sein anständiges Benehmen in irgend einem öffentlichen Blatte weniger empfindlich machen wird. Es ist wieder ein Buch, das alles im schlechten Styl, in Verworrenheit der Ideen, im Mangel jeder praktischen Anwendbarkeit schon Geleistete bei weitem übertrifft, und von dem schriftstellerischen Talente des Verfassers eine so ungünstige Meinung erweckt, daß man eine um so größere von seinen civilen Sitten fassen muß, um sich für die Zukunft nicht ein für allemal mit ihm auseinanderzusetzen. Treten wir diesem gedruckten Labyrinthe näher!

Unsern Universitäten stehen Veränderungen bevor. Wer ist dadurch bedroht? Vielleicht die Wissenschaft; vielleicht das ungebundene Leben der Studenten; vielleicht der Adlerwirth in Passendorf bei Halle, vielleicht der Wirth in der Hirschgasse bei Heidelberg, wo man sich um Zwistigkeiten auf den Museumsbällen todtzuschießen pflegt; vielleicht die schönen Münchnerinnen, wenn es keine Hessenloher Juristenbälle mehr gibt; vielleicht die Fruchthändlerin hinter der Berliner Universität, welche den unter den Kastanienbäumen wandelnden Hegelianern objektive Kirschen verkauft; vielleicht das Vincenzgäßchen in Kassel; vielleicht sogar die Professoren. Hier sizt der wunde Fleck. Hier sträubt man sich, hier läßt man fälschlicherweise in Zeitungen, wie die Leipziger rücken: Privatnachrichten aus Wien zufolge soll in der bestehenden Verfassung der Universitäten, diesem alten Reste deutscher Vorzeit, nichts geändert werden; hier endlich gibt man Schriften heraus, welche schon auf dem Titel mit schlechtem Styl auftreten: Einige Zweifel über einige Ansichten über deutsche Universitäten u. s. w. Herr Huber schreibt entschieden für „das bischen Selbstständigkeit," welches die deutschen Universitäten noch erhalten haben; er will seinen Gehalt von der Regierung ziehen, und dennoch für keinen Staatsdiener gehalten werden: er will wahrscheinlich auch noch das Honorar von den Studenten, weil damit das freiwillige, spontaneische Verhältniß zwischen Lehrendem und Lernendem ausgedrückt wird. Herr Huber spricht, wie in seiner Schrift über neuromantische Poesie, sehr viel von der alten Romantik, vom Mittelalter, und ist konsequent genug, seine antiquarischen Sympathien gegen den Büreaukratismus, und gegen Liberalismus durchzuführen. Die eigentliche Frage übergeht er, er hält sie für unbedeutend, was ihm keine Behörde glauben wird; sogar über die Verpflanzung nach großen Städten bleibt er schweigsam. Es ist ihm jede Reform willkommen, die nicht weiter geht als bis zur ersten Stufe, die zum Katheder führt. Es ist ihm Alles recht, wenn nur die Professoren fortfahren dürfen, täglich zwei Stunden zu lesen, ihre Nepoten zu befördern, ihre Kollegen anzufeinden, Zuhörer mit unsaubern Späßen zu locken, auf Kosten des Staats schlechte Literaturzeitungen herauszugeben, sich in den Mußestunden mit Ausfällen gegen Schönes und Heiliges zu beschäftigen, sich überhaupt eines ekelhaften Styls zu befleißigen, Brod mit — dt zu schreiben, und statt: ich thue, zu sagen: ich kann nicht ermangeln, dies zu thun. Dies ist die Sache: gegen Pedanten möge uns die Wiener Konferenz helfen! Die Jenaer Literaturzeitung möge sie verbieten; die Schriften der Professoren möge sie einer doppelten Censur unterwerfen; sie möge alten Dozenten des Staatsrechts den Witz untersagen, und jungen, mangelhafte Abhandlungen über die neuromantische Poesie zuschreiben! Wird sie das thun? Nein. Nun, was will dann Herr Huber?

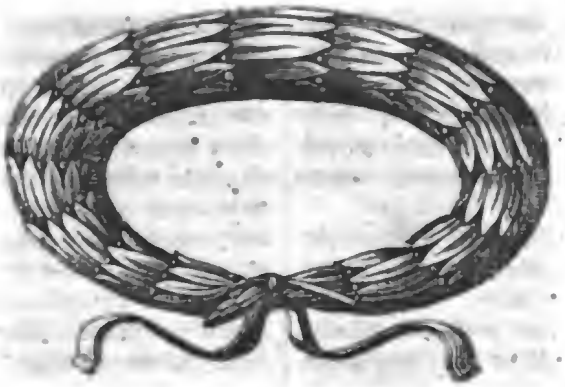
G.

Nachtrag

zu der Beurtheilung der Tutti Frutti. Rezensent glaubt in Bezug auf eine in der Allgemeinen Zeitung so eben zur Sprache gebrachte Lizenz jenes Werks erklären zu müssen, daß auch er in dem Namen Lork einen ihm aus seiner Jugend noch dunkel erinnerlichen Namen jener Gegend wiederzuerkennen geglaubt hat, eine Täuschung, welche des Verstorbenen Kunst, lokale Wahrheiten und Phantasiespiele zu mischen, verantworten mag, und deren Aufklärung, wie gerade das Beispiel des Rezensenten beweist, zur Satisfaktion des dabei betheiligten edlen Namens allerdings nothwendig war und dem Verstorbenen, wenn er anders nur billig seyn wollte, nicht als eine bloße Lappalie hätte erscheinen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 72. 14. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Fortsetzung.)

3) Hammelburger Reise, oder meine Abentheuer in der Luft. Eilfte Fahrt. Nürnberg. Riegel und Wießner, 1833.

Der Verfasser dieser liebenswürdig geschriebenen Reisen hat zwar keine Spur von der Sentimentalität Jean Pauls, aber desto mehr von seiner guten Laune und von seinem phantastischen Witz. Auf der andern Seite neigt er sich als politischer Satiriker am meisten zu dem jüngst verstorbenen geistreichen Verfasser von „Welt und Zeit.“ In solcher poetischen Verwandtschaft nimmt er, trotz seiner Bescheidenheit und Anonymität einen hohen Rang unter unsern Humoristen ein, und die Hammelburger Reisen wird man noch mit Vergnügen lesen, wenn mancher unsrer sich spreizenden Poeten längst vergessen seyn wird. Nichts ist seiner Unsterblichkeit so gewiß, als ein gesunder natürlicher Humor. Nichts fließt so gewiß in den Lethestrom hinab, als manierirte Sentimentalität und hyperpoetische Unnatur.

Wer die Manier des Verfassers noch nicht kennen sollte, den werden folgende Stellen orientiren: „Ich sah mich plötzlich von einem Rudel meiner Freunde umringt, die nach meinem Einsteigen herbeiliefen, um sich zu erkundigen, wohin denn auf einmal die Reise gehe, und mir Glück zu wünschen, nicht in Worten allein, sondern auch mit den dargereichten gefüllten Pokalen und Ehrenbechern, welche ihnen, als gewesenen Landtagsdeputirten, Gildemeistern und Schützenkönigen von allen Seiten zuerkannt, feierlich dargereicht und sogar aus der Fremde zugeschickt worden, damit sie daraus, als neue Erzschenken des heiligen Miches, statt dem Haus Oesterreich, welches sein Amt hierin etwas nachlässig verwaltet, alle Frei- und Gutgesinnten förderlichst tränken und erquicken sollten. Schade nur, daß der liebe Gott in dem Jahr, welches das überschwenglichste an solchen Pokalen und Ehrenbechern gewesen, gerade den wenigsten und schlechtesten Wein hat wachsen lassen, so daß daraus Manchen viel eher ein bitterer als ein süßer Trunk geworden; es ist eben nicht alles gleich in dieser Welt, und gerade im schönsten Apfel, ja sogar im deutschen Reichsapfel selbst, hat man endlich einen recht bösen Wurm gefunden, wie denn auch mir, seitdem ich meine eilfte Fahrt begonnen, kein anderer als eilfer Wein gebühren sollte, wovon mir aber durch Mißgünstige die unentgeldliche Lieferung vielfach erschwert werden will.“ — „Ich habe immer in meiner Einfalt die Philosophie für ein großes Schlossermeisterstück und Verirschloß gehalten, das Niemand, als wieder nur ein gelernter Schlossergesell, umzudrehen

Digitized by Google

versteht, das aber sonst zu weiter gar nichts nutz ist. — Stark wie alle alten Leute in Deutschland, wo man gewöhnlich sagt: ein starker Siebziger, ein starker Achtziger; einen starken Neünziger läßt man gar nicht mehr allein ausgehen, sondern gibt ihm einen Wächter und Begleiter mit, damit er keine Händel anfange unterwegs ꝛc."

Von vollendetster Klassicität ist folgende humoristische Geschichte, die Aristophanes nicht schöner erfunden, Lukian nicht liebenswürdiger erzählt hätte: „Sie kennen den bestimmt ausgesprochenen Willen des guten Königs Heinrichs IV. von Frankreich, daß er nicht eher ruhen wolle, als bis jeder Franzos sein Huhn im Topfe habe. So viel Hühner waren aber in Frankreich nicht aufzutreiben; 30 Millionen Franzosen setzen voraus 30 Millionen Hühner, was keine Kleinigkeit ist, wie es sich ganz klar aus jeder auch nur etwas scharfen agrikolen Statistik herauswirft. Es wurde also in der damaligen französischen Parlementar- oder Schnatterkammer beschlossen, diese Thiere in Deutschland, vorzüglich zunächst in Schwaben, aufkaufen zu lassen. Zu diesem Ende schickte König Heinrich einen eigenen Gesandten, den Jakob Bongars, auf den schwäbischen Kreistag nach Ulm. Zu derselben Zeit aber war mein Urauherr, Heinrich Lang von Balgheim, wohlbestallter Hühnervogt in der Grafschaft Oettingen und weit und breit berühmt, daß alle seine Eier zwei Dotter hätten. Wie denn nun die Franzosen Spionen überall den rechten Mann gleich zu treffen wissen, wendet sich Monsieur Bongars alsbald an meinen Urauherrn, und der Lieferungs- und Subsidienvertrag über die 30 Millionen Hühner wurde im goldnen Hahn zu Ulm richtig abgeschlossen. In wenigen Monaten, meist durch aushilfsweise herbeigeschaffte funktionirende Hähne, und durch ernstlichst beschleunigte Ausbrütungen, hatte mein Ahnherr die Zahl der 30 Millionen vollständig beisammen und fing an, sie über Nördlingen gegen Straßburg hin zu treiben; und weil er nebenbei kein Hühnchen ungerupft lassen konnte, so brachte er dabei noch außerdem eine solche Last Federn zusammen, daß er sie in Bausch und Bogen, jedoch um ein Billiges, der Reichsstadt Nördlingen überlassen konnte, womit diese Stadt ihre weit berühmten großen Federmärkte begründet hat. So ging es dann mehrere Tage ganz erwünscht und die 30 Millionen Hühner folgten dem mit rothem Kamm und Ritterspor voraus marschirenden Goggelhahn in schönster Ordnung, und ohne daß auch nur die geringste Gewaltthätigkeit an den Bauern von ihnen verübt worden wäre, als etwa hin und wieder höchstens mit einigem Scharren und Picken auf den Feldern, gleichwie auch nur sehr wenige Pipskranke nachgetrieben wurden. Unglückseliger Weise zog sich aber eines Tags, ich weiß nicht, war es im Badischen oder Würtembergischen, der Trieb an einer alten Dorfkirche vorbei, in welcher der Pfarrer, einer aus der Sekte der jezt ausgestorbenen Mystiker, in ein erschreckliches Toben und Wüthen ausbrach, über der ersten Menschen unverantwortlichen Sündenfall, unserer Erbsünde unauslöschliches Brandmal und der Hölle ewige Pein, und daß nichts an uns Schwaben und Franken, und den Menschen allzumal, gut sey geblieben, weder an Leib noch an der Seele, weder innerlich noch äußerlich, weder an Haut noch an Haar, Mark oder Bein, Fleisch und Adern, Verstand oder Willen, sondern alles verderbt, verunreinigt, und ein Gräuel vor Gott geworden, Sela! Dabei hustete, schnaubte und schlug er so fürchterlich auf die Kanzel, daß, o Jammer! meine Hühner auf der Straße alle in die Höhe flogen, und (30 Millionen!) die Sonne verfinsterten, überall sich auf die Kirchthürme, Hausdächer und Bäume sezten, andere aber Rudelweis gar über das Wasser flogen. Von allen Seiten liefen die Gutsherren, die Pfarrherren, die Prälaten, die Erbzinnsherren, die Steuerherren herbei mit langen Stangen und riefen: Heida, du sollst mein Bedehuhn werden, mein Brandhuhn, mein Bubenhuhn, meine Erbhenne, mein Fastnachtshuhn, mein Gartenhuhn, mein Gerichtshuhn, mein Gülthuhn, mein Gatterhuhn, mein Gauhuhn, mein Holzhuhn, meine Kirchtaghenne, mein Laubhuhn, mein Leibhuhn, mein Lothhuhn, mein Pfingsthuhn, mein Rauchhuhn, mein Rodehuhn, meine Schutzhenne, mein Schmerhuhn, meine Verjehhenne, meine Verspruchhenne, mein Vogthuhn, mein Weidhuhn, mein Zehnthuhn, mein Zinshuhn. So verkehrt, leider Gottes! ist es mit König Heinrichs frommer Absicht gekommen; alle diese Hühner, die er seinen Bauern zugedacht, sind jezt auf und davon und in die Schlösser und Amthäuser geflogen, als frische Zeichen einer fortgesezten Knechtschaft. Ein dichter Schwarm, der bis nach Wien gekommen, wurde als gebackene Händl mit vielem Appetit verzehrt, wider all mein Bitten und Schreien, daß es Hühner der Franzosen wären; aber da hieß es, was Franzos? der Franzos, selbst ein Goggelhahn, hat uns schon viele Hühner gefressen, jezt steht die Mahlzeit an Uns."

Spielend, doch artig sind auch die Betrachtungen über die Maus: „Das Höchste aber sey zulezt genannt! hier was sie sehen, die Mus Linnaei, die Maus, oder das Mäuslein. Die Deutschen, nachdem sie jezt ihr Wappen und Reichspanier verloren haben, sollten billig das Mäuslein in ihre Fahnen und Bundessiegel nehmen; denn nachdem ein Schiff, ein Kriegsheer, nur dann für vernichtet gehalten wird, wenn es auch um die Maus geschehen, das Volk mit Mann und Maus zu Grund gegangen ist, so kann man, so lange noch eine Maus in Deutschland übrig bleibt, fröhlich die Fahnen wehen lassen

Digitized by Google

und das beliebte Trostlied singen: Deutschland, Polen, ist noch nicht verloren. — Längst schon ist das Wohlleben der Mäuse, besonders der Stadtmäuse, ein Gegenstand der alten Fabeln und Dichtungen gewesen, und des alten Indiers Sinnspruch war es bereits: daß der Ochs, welcher den Pflug ziehe, weder Rast noch Heu genug genieße, die Maus aber auf dem Kornboden im Ueberfluß lebe. Das Höchste, was daher auch ein Deutscher seyn möchte, wäre eine Maus; ein Mäuslein möcht er seyn, um anzuhören, was im Zwielicht der Kabinette, oder der Kongresse, oder der Londoner Konferenzen gesprochen wird. Wird der Deutsche bei aller seiner Milde endlich einmal keck, so pocht er auf seinen Mäusestand und will sich's verbeten haben, daß man ihm keine Mäuse und sich selbst nicht mausig mache; denn er dünke sich auch nicht dumm und wisse, so gut wie andere Mäuse, mehr als Ein Loch, und lause ihm, daß er sich fürchten sollte, nicht leicht das Mäuslein über den Rücken; wir möchten uns fürsehen, daß uns nicht das Mäuslein beiß, und ist das sein höchster Schwur: die Maus soll davon keinen Faden mehr abzwicken, und sollten wir so grimmig thun, wie die Maus im Kindbett. Katz oder Maus, er mach sich nichts daraus, und wenn er so droht, ist es Zeit, ihm aus dem Weg zu gehen, denn er ist kein Duckmäuser, obwohl manchmal ein Kalmäuser. — Nichts geht in der gelehrten Welt über die deutschen Bibliotheksmäuse; Archive haben sie schon mehr als Eines gefressen; am schlimmsten daran sind die armen Kirchenmäuse. Ihre größte That ist, daß sie sogar einen deutschen Erzbischoff von Mainz gefressen, den Hatto im großen Mäusejahr 913, nicht figürlich, wie etwa ein armer Dorfpfarrer aufgefressen wird durch Mäuse in Gestalt der Bettelstudenten, der armen Kapläne, der einsammelnden Kapuziner, oder anderer weitläuftiger junger Vetterlein oder Väslein, man weiß nicht woher; sondern leibhaftig, mit Stumpf und Stiel, und schneller als der Rastadter Kongreß und die Regensbueger Reichsdeputation mit den andern deutschen fürstenmäßigen Bischöfen feetig geworden. — Daß der Mäuse besonders in Deutschland so viele sind, darf man sich nicht wundern, nachdem dieses Land zu den Bergländern gehört, die Mäuse aber, wie uns der kaiserliche Hofpoet Horatius erzählt, von den Bergen geboren werden. Nascetur ridiculus Mus, durch Herrn Voß auf's schärfste, und daß man sogleich dabei mitlachen kann, übersezt: Ius Mus, raus Maus. Inzwischen ist es nicht immer der Fall, daß die Berge Mäuse gebären; man hat auch schon erlebt, daß aus winzigen Mäusen große Berge von Beschwerden, Zweifeln, Anständen, weitläufigen Untersuchungen und Vielschreibereien, aus der Mücke ein Kameel, ein Gesetzkameel, ein Onus multorum Camelorum geboren worden; ja nach dem Byzantinischen Chronicon Paschale (Bonn 1832) hat zu Rom im Jahr Christi 76 eine gnädige Frau, Namens Alzippe, einen Elephanten, und nach andern Zeugnissen im Jahr 1280 eine Edelfrau zu Sempach einen Löwen geboren, woraus man überhaupt ersieht, was eine Frau fähig zu leisten wäre, sobald sie nur wollte."

Nur einmal wird der Verfasser ernsthaft, aus einer Entrüstung gegen Johannes von Müller, welche seinem moralischen Gefühl und kritischen Verstande gleich viel Ehre macht. „Müllers ganze Kunst sey gewesen, daß er eine Reichsarmee von zusammengetriebenen Kollektaneen divisionsweis, und so gut sich's machen lassen, zusammengruppirt, und sie dann mit den gehörigen Schlag- und Kommandowörtern in eine lange Parade gestellt, unter dem musikalischen Spiel überall eingemischter Sentenzen, die zwar ein weiches frommes Gemüth anzudeuten geschienen, an sich selbst aber meistens nur halb wahr gewesen. Ueberall entschuldige und beschönige er das alte mystische Treiben einer abergläubigen Vorwelt, neige sich selbst dazu, sähe in den Päbsten nichts als Biedermänner und Anwälte der bürgerlichen Freiheit, in den Mönchen lauter Uranbauer von Deutschland und Wohlthäter der Menschheit; schmeichle, wo er nur könne, allen alten adeligen Namen, denen er wider alle Wahrheit das Flittergold eines geschichtlichen Ursprungs, selbst noch über das Zeitalter der Geschichte hinaus, einkrämen möchte. Darüber sey er von allen diesen Lobs und Schmeichelei Participanten präconisirt, in ihre Salons zugelassen, von der übrigen unterthänigen gelehrten Dienerschaft aber eifrigst mit Konfekt und Weihrauch servirt worden. Eine wirkliche Kunst, oder ein Gefühl seiner schweren Aufgabe, das Bild einer Schweizergeschichte nach ihrer Natural-, Nacional-, Kantonal-, Synodal und Episkopal Zerrissenheit in einem vereinten Brennpunkt aufzufassen, habe er nirgends gezeigt, sondern nur eine faselnde weinerliche Manier, in einer auf Stelzen gehenden Sprache. Was allerdings das Auge bestechen könnte, sey überall die genaue, dabei immer etwas idyllische Schilderung der Oertlichkeiten, die er nach seiner genauen Kenntniß überall einzuflechten nirgend versäumt. Sonst aber gehe nirgends eine ruhige Bewegung oder ein natürlicher Zusammenhang hervor, sondern dieselben Dinge würden nach dem Wechsel der Zeit und des Orts immer wieder von neuem im Reg der Erzählung herumgetrieben, so daß es dem Blick vor den unaufhörlich flimmernden und zusammenfließenden Bildern schwindlicht werde. Die Kritik müsse häufig der Leichtgläubigkeit Platz machen. Besonders nachlässig sey die Erzählung in den ächten Zahlen und Namen, die Genealogie oberflächlich und die verschiedensten Stämme in einander werfend, z. E. Welfen und Agilolfinger. Alle Blätter liefen über von Noten, die gleichfalls sehr oberflächlich wären, Urkunden anführten,

Digitized by Google

ohne Angabe des Ortes und des Monatstages und der Quellen, aus denen geschöpft worden sey. Wahrscheinlich liege dieser Fehler in der Flüchtigkeit der ersten Kollektaneen, der ohne schreckliche Nacharbeit nicht mehr zu heilen gewesen. An staatsrechtlichen Blicken in die alten Gesetze, Verfassungen und Ordnungen der Gemeinden, fehle es bei diesem Verfasser, der bekanntlich kein Rechtskenner gewesen, ganz und gar. Mit einem Wort, die heutige Welt würde für so viel Weihrauch etwas Besseres fordern." Dies ist von Anfang bis zu Ende wahr, aber noch lange nicht genug, um die ganze Verächtlichkeit dieses berühmten literarischen Charakters zu bezeichnen. Wir erinnern an das, was wir neulich erst bei Gelegenheit der interessanten Biographie des Herrn von Strombeck in diesen Blättern gesagt haben. Männer wie Johannes Müller sind ein Maaßstab, woran man die gutmüthige Einfalt, die Leichtgläubigkeit, die sentimentale Schwachherzigkeit und Bedientennatur eines guten Theils der gebildeten deutschen Nation beurtheilen kann. Ob so ein Mann mit den heiligsten Dingen den frivolsten Spott treibt, die ehrwürdigsten Namen in seinem falschen Munde schändet, die politische Fahne stets von neuem wechselt, wie ihm ein neuer Vortheil oder eine neue Dekoration geboten wird, ob er Ehre und Vaterland verräth, seinem Herrn und Wohlthäter auf empörende Weise untreu wird, dem Eroberer, gegen den er gestern noch wie rasend gethan in erheucheltem Patriotismus, morgen den Stiefel küßt, unter dem Druck der herabwürdigendsten fremden Usurpation und Despotie von Freiheit spricht (Müllers Reden in der weiland k. westphälischen Deputirtenkammer), ob so ein Mann nebenbei hündische Sitten hat, und nur deßhalb in seiner Schweizergeschichte eine gewisse alte Schweizerstadt so unglimpflich behandelt, weil er einmal dort wegen einer gewissen Sympathie in starken Schweiß gesezt wurde, ob endlich so ein Mann geschmacklos, fade, pretiös, in jeder Aeußerung seiner Denk- und Gesinnungsart affektirt, falsch, ekelhaft ist — das verschlägt unsern guten Leuten in Deutschland einmal nichts; von der süßen Gewöhnung des Bewunderns können sie sich nicht losreißen, und sie würden sich um ihre Manie zu verehren nicht bringen lassen, und wenn die ewige Wahrheit selbst vom Himmel niederstiege, ihnen Fischgalle in die Augen zu reiben. Wie weit ist das Gemeingefühl, der gesunde Menschenverstand und das öffentliche Urtheil eines Volkes noch zurück, das solche Autoritäten gelten läßt.

4) Zweibeins sämmtliche Werke. Erster und zweiter Band. Leipzig, Kollmann, 1833.

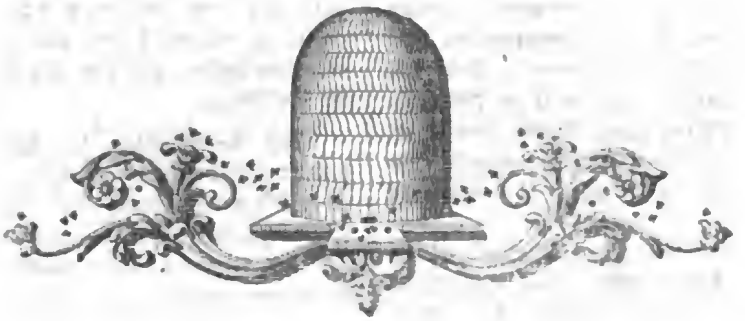
Ob es dem Verfasser gelungen ist, Jean Paul zu erreichen, mögen folgende Pröbchen darthun. „Die Vorrede, oder eigentlich Nachrede des Schriftstellers — denn er macht sie zulezt — ist ein Empfehlungsbrief, den man seinem Kinde in die Welt mitgibt, sagt ein großer Humorist. Aber die jetzigen schreibseligen Autoren, nehmen sich, wenn sie in Kindeswehen liegen, nicht Zeit, dem Kleinen einen solchen Geleitsbrief zu schreiben. Sie waschen und kleiden es oft gar nicht, die grausamen Väter, von denen mancher, wenn er — wie Empedokles, um sich die Unsterblichkeit zu erwerben — in den Krater des Vesuvs spränge, keinen ganzen Schuh verlöre, stoßen den armen Wurm nackt hinaus, um sich vor jede Hausthüre zu schleichen, und ein Almosen zu erbetteln. Sie gleichen Wilhelm I. von Sicilien, der das Gold und Silber in seinem Lande einsammelte, und dafür Münzen aus Rindsleder schlagen ließ. Diese Marschälle der Schreibewelt — Marschall stammt her von Mähre (Pferd) und Schalk (Knecht) — sind Stallknechte des Pegasus. Sie gleichen den Quacksalbern, und was einst die lächerlichen Pietisten zu Halle faselten: das Tabaksrauchen sey deßwegen zu unterlassen, weil sich sein bitterer Geschmack und die süße Lehre Christi nicht mit einander im Munde vertrügen, das könnte man von ihnen sagen, ihre Pillen und Purganzen verderben den Magen, welche die heilsame Speise des Christenthums gut machte. Ihre Helden kommen mir vor wie die Bildsäule Ludwigs XIV., in altrömischer Tracht und mit einer Perrücke, wie Leibrocks edle Räuber. — Auch mit euch ihr lieben Kritiker und Recensenten, von denen manche, wie Deotatus und Strabo ganz mit Zähnen, oder wie Ludwig XIV. mit einem Theil, oder wie Pyrrhus und Prusias nur mit einem einzigen durch das ganze Kinn laufenden Zahn auf die Welt kommen, möchte ich ein freundliches Wörtchen sprechen. — Haltet euch nur so fern von meinem Guckkasten, wie der Maler Velesques von seinen Gemälden — (welcher um die Wirkung sogleich zu sehen, mit vier Fuß langen Pinseln malte — damit ihr mir mit euren langen Nasen die Gläser nicht einstoßt, wenn ihr in meinen Kasten gucket. Ich will euch nicht in drei Klassen theilen, wie den Grüneberger Landwein, in Schuldreimänner und Wenderecensenten ꝛc."

„Hochgeehrtes Fräulein, holde Braut! Da Sie von den herzlichsten Glückwünschen schon ganz überschüttet sind, und ich nur noch Ihren Brautkranz hervorgucken sehe, so will ich nicht erst sagen, was Sie heute schon so oft gehört haben: lange mögen Sie am Arme ihres Gatten von blühenden, jungen Genien umspielt, froh und glücklich durch dieses Leben wandeln; sondern ich mache den blühenden Brautkranz zu meinem Zielpunkt, lade als Kugeln die schönsten Worte in meinen alten Karabiner und feure — Sie dürfen nicht erschrecken und zittern — damit auf den Brautkranz los." — „Einem Biographen, der so viele Personen abzukonterfeien hat, kann nichts leichter passiren, als daß er manchmal etwas übersieht, z. B. einen Kuß, wie es diesmal Zweibein ging. Wer also ein Freund oder eine Freundin von Küssen ist, lese diesen Nachtrag mit doppelter Aufmerksamkeit. Die Scene, welche ich hier in meinen Kasten lege, trug sich neulich an Sternheims Geburtstag zu. Ich werde sie mit der größten Gewissenhaftigkeit schildern und gleich Anfangs die Hauptsache verrathen. Otto hatte sein Herz, wie der Komponist Gretry der Stadt Lüttich, oder wie Zweibein vor zwanzig Jahren seiner Frau, Emilien vermacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 73. 18. Juli 1834.

Das Unrecht der Schriftsteller.

Das älteste und natürlichste Recht des Schriftstellers ist das des Selbstverlags. Wenn es ihm nicht möglich ist, unter gleich guten Bedingungen die Früchte seines Fleißes an den Buchhändler, als den Zwischenhändler, zu verkaufen, so muß es ihm freistehn, sie dem Publikum unmittelbar selbst zu verkaufen, ohne Zwischenhändler.

Die Schriftsteller haben sich bisher dieses unbestrittenen Rechtes nur selten bedient, weil die Gewerbefreiheit, die große Zahl und Konkurrenz der Verleger, und eben jene Leichtigkeit, mit welcher der Autor sein Werk in eigenem Verlage herausgeben konnte, es den Verlegern unmöglich machte, den Autor zu drücken, ihn also nicht in den Fall sezte, von seinem vorbehaltenen Recht Gebrauch zu machen.

Würde sich dagegen eine geschlossene Buchhändlerzunft bilden, würde dieselbe das Monopol des Verlags behaupten und würde der Autor nicht nur vom Eintritt in diese Zunft ausgeschlossen, sondern auch zugleich um sein altes Recht des Selbstverlags gebracht, so würden sich auch die Bedingungen, unter denen der Selbstverlag für die Schriftsteller bisher ziemlich gleichgültig war, plötzlich ändern. Die Buchhändler würden jezt in dem Falle seyn, auf ihr Monopol trotzend, durch ein sehr naheliegendes Einverständniß unter sich die Honorare herabzudrücken, ja wenn es ihre Handelspolitik erforderte, sogar einen Autor aus dem literarischen Verkehr völlig auszuschließen, kurz es läge jezt in der Hand der Buchhändler, den Autor auf jede erdenkliche Art zu chikaniren, ja ihn als Leibeignen zu behandeln. Und in diesem Fall würde es dem Autor sehr einleuchtend seyn, welch ein unschätzbares Recht er in dem bisher gering geachteten Selbstverlag besessen habe. So bedient man sich der eignen Equipage nicht, wenn man wohlfeil und bequem zur Post reisen kann. Fiele es aber den Postbehörden ein, die Preise zu hoch anzuspannen oder gar die Pferde zu verweigern, so würden wir uns wohl nach dem eignen Stalle umsehn und es für das höchste Raffiment der Grausamkeit halten, wenn uns dieselben Postbehörden das Halten eigner Pferde untersagten und sie konfiscirten.

Inzwischen haben sich zwei Frankfurter Buchhändler kein Gewissen daraus gemacht, eine Verfügung der Art gegen die Autoren zu verlangen. Der von ihnen ausgegangene Entwurf einer Reorganisation des Buchhandels im deutschen Bunde will die Autoren ihres unveräußerlichen Rechts, des Selbstverlags, berauben.

Ich habe mich vor einiger Zeit gegen die Nachdrucker erklärt, und ich würde mich einer großen Inkonsequenz schuldig machen, wenn ich nicht in diesem Frankfurter

Digitized by Google

Buchhändlerprojekt noch etwas viel Schlimmeres erkennen würde, als was der Nachdruck ist. Die Usurpation der dem Schriftsteller durch seinen Fleiß zukommenden Vortheile ist von Seiten der Nachdrucker noch weit minder verletzend, als sie es von Seiten einer Korporation wäre, die mich zwingen könnte, meine Schriften entweder ungedruckt zu lassen, oder sie ihr zu jedem ihr beliebigen Preise abzutreten.

Aber abgesehn von den materiellen Nachtheilen, in welche die Schriftsteller durch diese, dem Privatrecht schnurstracks widerstreitende Monopolisirung des Buchhandels gerathen würden, wäre dieselbe auch für die Schriftsteller, für die ganze deutsche Literatur ein ewiger Schimpf. Es würde dadurch ausgesprochen, daß die Bücher nur der Buchhändler, wie das Brod nur der Bäcker wegen da sey, und die Zunft würde bald, wie weiland Venedig und die Hansa nicht nur den Autoren, von denen sie kauft, sondern auch dem Publikum, dem sie verkauft, entehrende Gesetze vorschreiben. Da das Monopol aber für alle, die sich ihm unterwerfen müssen, schon dann ein Schimpf ist, wenn es sich nur von Zucker und Kaffee handelt, wie viel mehr soll es nicht die Gemüther einer vorzugsweise gebildeten, vorzugsweise für ihre Literatur lebenden Nation empören, wenn es geistige Güter betrifft? Soll Deutschland ein Paraguay werden? Sollen hier die Buchhändler Jesuiten werden, wie dort die Jesuiten Kaufleute wurden?

Wäre es nur möglich, daß sich eine solche Gilde konstituiren könnte, ohne alsbald zu dem Extrem fortgerissen zu werden, das schon in ihrer ersten Abweichung vom Rechte liegt? Sie würde, um sich ihres Monopols zu versichern, ihre innere Verwaltung koncentriren, ihre Mitglieder majorisiren, den Autoren und dem Publikum gegenüber im Zusammenhange und nach Grundsätzen eines konsequenten Interesses handeln, und mit den Regierungen über den Verbrauch der Ideen so kontrahiren, wie etwa die Holländer über den Verbrauch der Muskatnüsse, die ostindische Compagnie über den Verbrauch des Thees. Gesetzt auch, wir glaubten anfangs diese Gilde oder ihre oligarchische Leitung, unter welche die Kleinen nothwendig fallen würden, auf der Stufenleiter, die von der lustigsten Höhe des Liberalismus hinab zum loyalen Fundament führt, nicht tief genug stellen zu können, ja wir nähmen sogar an, daß sie zunächst nur das Complement der Censur würde, so wäre damit doch für die Folge keineswegs den Gefahren vorgebeugt, welchen sich die Regierungen möglicherweise durch Schöpfung einer solchen geschlossenen Gilde, die in den gesetzlichen und traditionellen Alleinbesitz der mächtigsten geistigen Waffen käme, in einer unbestimmten Zukunft ausgesetzt sehen könnten. Kaufleute taugen unter allen möglichen Ständen am wenigsten zum Dienst. Sie haben immer ihr eignes Interesse, und dies wird sich unter keinen Umständen jemals so auf die Dauer mit dem der Regierungen verschmelzen lassen, als das des Adels oder selbst als das der Gelehrten.

Die Buchhändler, die sich dem Sitz der Central-Censur am nächsten befinden, würden freilich aus der vorgeschlagenen Allianz der Censur mit ihrem kaufmännischen Interesse Vortheil ziehen können, und deßhalb ist mir der Umstand nicht unwichtig, daß der Vorschlag gerade von zwei ehrenwerthen Herrn aus Frankfurt am Main ausgegangen ist. Aber würde für die entferntern Buchhändler nicht gerade daraus folgen, daß sie die Vortheile der künftigen aus einem solchen Verhältniß naturgemäß entspringenden Oligarchie nicht theilen würden? Gewiß würden selbst die Schriftsteller sich zuletzt nur solchen Verlagshandlungen anvertrauen wollen, durch deren Firma die Zulässigkeit des Drucks und mithin der Absatz schon bedingt wäre, und im geheimen Kabinet der Buchhändlerbörse würden wir vielleicht merkwürdige Kabalen sich anspinnen sehn, um Nebenbuhler zu beseitigen, entfernte Provinzial-Verleger zu drücken, den ganzen Buchhandel in wenige Hände zu spielen. Die Zerstückelung Deutschlands gewährt dagegen keine völlige Garantie.

Die Freiheit der Diskussion achtend, die Theilnahme der Buchhändler an den politischen Fragen des Vaterlandes nach Gebühr ehrend, setze ich gern voraus, daß die beiden ehrenwerthen Verleger in Frankfurt am Main ihren Vorschlag aus reinem Patriotismus gemacht haben; dies hindert aber nicht, daß das Publikum der Sache etwas weiter nachdenkt, die Folgen überlegt und sich am Ende fragt: wird hier nicht ganz unschuldig ein Privatinteresse mit einem öffentlichen verwechselt, und handelt es sich nicht eigentlich darum, ein augenblickliches Bedürfniß der Regierungen (Beaufsichtigung der Presse) zum einseitigen Vortheil einer Kaste auszubeuten?

Wir werden erfahren, wie die Regierungen hierüber denken. Einstweilen wäre es eine unstatthafte Voraussetzung, wenn man besorgen wollte, daß einseitig nur die Buchhändler, und nicht auch die Autoren in einer Sache gehört werden sollten, die so wichtige Privatrechte berührt, und daß ohne irgend einen Grund die weise Mäßigung, welche der Leitstern der europäischen Friedenspolitik ist, durch Monopolisirung einer Klasse hintangesetzt werden sollte, die dadurch unvermeidlich zu allen Konsequenzen eines privilegirten Egoismus und zu jedem kaufmännischen Uebermuth verführt werden würde, wobei denn doch die Vorwürfe nicht auf die Privilegirten, sondern auf die, welche das Privilegium ertheilt haben, zurückfallen würden.

Digitized by Google

Wie dem auch sey und welche Lösung dieser Knoten finden wird, so gilt der Grundsatz audiatur et altera pars, und es ist die Pflicht der dabei so sehr betheiligten, in ihrem künftigen Eigenthum bedrohten, einem entehrenden Helotendienst unter einer allmächtigen Kaufmannsaristokratie ausgesezten Schriftsteller, sich gegen diesen Handstreich zweier Buchhändler aus Frankfurt am Main zu wehren.

Dr. Menzel.

Humoristische Literatur.

(Fortsezung.)

5) Berlin wie es ist und — trinkt. Von Ad. Brennglas. Vier Hefte. Mit kolorirten Titelkupfern. Berlin, Bechtold und Hartje, 1834.

Eine sehr unterhaltende Lektüre. Die Charakteristik der niedern Klassen Berlins ist vortrefflich, die ausgewählten Scenen in der Volkssprache tragen den klassischen Stempel der Wahrheit an sich, und sind doch decent genug gehalten, daß man im Vorlesen derselben nicht stecken zu bleiben braucht.

Das erste Heft enthält die Eckensteher, die neuerdings auch auf die Bühne gebracht worden sind, die Lazaroni Berlins, die den wirklichen Lazaronis aber in der That noch ähnlicher sind, als Berlin Neapel, nämlich Lastträger, die nur so viel arbeiten, als sie zur Nothdurft Lohn brauchen, und dann keinen Fuß mehr rühren, sondern der göttlichen Faulheit Opfer bringen und sich nur durch Schnapsen, Witz und Händelmachen die trägen Geister auffrischen. Unter den vielen Situationen, in denen sie hier gezeichnet werden, heben wir nur eine hervor:

Die blutige Nase.

(Ein Eckensteher ist vor Gericht gefordert, weil er einem Andern die Nase blutig geschlagen hat; als ihn der Auskultator vernehmen will, erzählt er Folgendes:)

Eckensteher. Ja sehn Se, Herr Kultater, es war jrade an einen Sonntag, undt war en starker Nebel, so steh ick in mein Logis un denke vor mir: Kielmeyer, denk ick, wo dämeltsten deute hin? Na, denk ick, Du wirscht rausdämeln vor's Oranienburger-Thor zu Rennebohmen. Jut. Jesagt, jedhan! Ick seh aus't Fenster raus; ick denke: ziehst De Dir Deine bunte Kartun'ne an, oder nich? Na, denk ick, det Wetter is halweje, et fallen keene Camisbrodte von Himmel, Du wirscht Dir Deine Kartun'ne anziehen. Jut! — Wie ick runter komme un bin kaum ne Ecke jejangen, so drippelt's. Schwerebrett! denk ick, Du kannst doch woll nich in Deine Jacke jehen, Du wirscht Dir Deinen blauen Rock anziehen — det heeßt nich den hellblauen, sondern den, den ick in de Reezenjasse von Abrammen gekooft habe, det heeßt eijentlich von Eva'n, denn er war nich zu Hause — un sehn Se, Herr Kultater, ick kehre richtig um un ziehe mir meinen Rock an.

Auskultator (unwillig). Zum Teufel, weiter! Das gehört ja nicht zur Sache!

Eckensteher. Ja woll, Herr Kultater! Ick kann doch nich ohne Rock jehen? Also ick jehe nu mit meinen Blauen und komme richtig raus zu Rennebohmen, un falle bei ihm rinn. Ick sage zu ihm: „Jun Dag, Rennebohm!" sag' ick. — „Jun Dag, Kielmeyer!" sagt er. „Wie jeht's Dir!" frage ich ihm. — „Ich danke Dir!" sagt er, „un Dir? „O ich danke Dir!" sagte ich. Darauf sagte Rennebohm: „kann ich Dir vielleicht mit einen Bittern aufwarten?" — „Ne," sagt ich, „ich danke Dir, ich habe mich einen Anies mitjebracht." Darauf jreiff ich in de Rocktasche un hole meine Carline raus un jieße einen hinter de Binde. „Er schmeckt Dir woll?" sagt er. „Ja!" sage ich. Rennebohm nimmt also ooch einen, ich nehme ooch noch einen, und Rennebohm nimmt ooch noch einen. Des ist jut! — Nu jesellte sich da ein Mensch zu uns, der nimmt ooch einije; wir unterhalten uns, wir kommen in Streit, un der Mensch schimpft mir in der Hitze des Jespräch's: „Fanschon!" Nu sehn Se, Herr Kultater — ick bin ein Mensch wie ein Kind; wenn mir Eener ins Jesichte spuckt un sagt: et rejent! so jlob ick't; wenn aber Eener Fanschon zu mir sagt, so steigt mir die Jalle int Jeblüte un ick werde ärjerlich; denn sehn Se, Herr Kultater, Fanschon des is ein Hundename; denn ick habe mal bein Commerschenrath jearbeet't, un der hatte einen Hund, un dieser Hund, der hieß: Fanschon. Und ein Hund, Herr Kultater, das ist eine Thöle — und ich kann doch unmöglich keine Thöle nich sind! — Ick jeh also auf den Menschen, der mir Fanschon jeschumpfen hat, druf zu, un frage ihm: „Haben Sie uf mir Fanschon jesagt?" — „Wie so?" sagt er. Also nu werd ick unanjenehm und steche ihm eine. Er stecht mir wieder eine; darauf stech' ich ihm noch eine, und darauf stecht er mir ooch noch eine, un wie wir so in den besten Stechen sind, so kommt mein Freund Rennebohm und stecht uns alle Beede eine, un fuhrwerkt mit uns vor de Thüre raus, so deß wir uns verheddern, un jrade in den Rennsteen turkeln. — Nu kommt der Mensch zufällig unten zu liejen un ich auf ihm druf, un wir liejen ooch gar nich lange, so kommt ein Gend'armerie un frägt: „Krooyzeng! was macht ihr da?" — „Entschuld'jen Se, Herr Gend'armerie!" sagte ich, „ich bin kein Krooyzeug! Deß hier unten is mein Freund, un ich habe ihm was zu sagen." Un der Gend'armerie verzieht sich und verschwindt. Nu wird der Mensch aber da unten unruhig ꝛc."

Das zweite Heft enthält die Höckerinnen, offenbar die genialste Klasse der Berliner Bevölkerung, deren Witz und Erfindungsgeist vorzüglich den armen Berliner

Digitized by Google

Pocten anzuwünschen wäre. Folgende Scene mag für sich selbst sprechen. Eine Höckerin wird durch einen Käufer erzürnt und läßt sich also gegen ihn aus: „Wat meent det spilldrije Jerippe? J er Jespenst! Em blase ick ja durch seine durchsichtije Knochen, det er verhungern soll in de Luft, un wenn er sich vor 11 Dage zu Fressen mitnimmt! Schneid' er sich doch seine dritthalb Haare von Kopp runter, un stech' er se in en Wulljack, damit er zeitlebens zu suchen hat, wenn er seine Liebste ne Locke schenken will. J kik doch mal, er ausgehungerter Federfuchser, er will Leite schikaniren? He? Leite will er schikaniren? Er hungrijer Federfuchser! dhu er mir doch den Gefallen: knautsch er sich zusammen un jeh' er zum Plundermaß, un verkoof er sich vorn virtel Fund Lumpen, en andrer Mensch jibt ja doch nischt vor em. Nehm er doch de Watte aus de Waden un stopp er se sich in de Ohren, damit er nich seine Schande hören muß! J er verhungerter Sekretär mit 'n Kommodenkasten, — er will mir hier schikaniren? Leg er sich doch auf de Hundebrücke hin, damit er unter seines Jleichen ist; un lass' ee sich doch de Sonne in Hals scheinen, damit er endlich mal wat Warmes in Leibe kricht! — Junge Frau, schöne Bärblansch! drei Silberjroschen de Virtelmetze; soll ick messen?

Die Frau (besieht die Birnen). Sechs Dreier!

Höckerin. Wie? Ick habe woll nich recht verstanden? Sechs Dreier, wie?

Die Frau. Na, mehr sind sie doch nicht werth!

Höckerin. Nich? J, is nich möglich? Junge Frau, — sind Se nich die olle Müllern? Wo wohnen Se'n in de Woche, ick möchte Ihnen mal det Sonntag's besuchen? Soll ick Ihnen de Birnen vor sechs Dreier villeicht noch in'en Stempelbogen inwickeln un zu Hause schicken? Jeh Se jo, jeh Se!

Ein junger Mann (geht vorüber und lacht). Schimpf' Sie tüchtig!

Höckerin (steht auf). J, is er ooch da? Wo hat em denn der Deibbel widder herjeführt, er schwindsichtijer Ellenreiter. Wat meent er, er jrünschnäblijer Tietkendreher, ick soll schimpfen? Loof er doch, er Heringsfabrikant: stehl er doch seinen Herrn Zuckerkante un stopp er sich en Centner int Maul, damit er sich nich blamirt! Stech' er doch seinen dämmlichen Kopp in de Feuertiene, damit er nich bloß hinter de Ohren naß is! Halt' er sich doch de Oogen zu, damit er nicht vor sich selber erschreckt, er Wanschenvertilgungsmittel! Dhu er mir den Jefallen un . .

Ein Schneidergeselle (stößt sie etwas unzart bei Seite). Na brüll' Se doch nich so, un mach' Se mir en bisken Platz!

Höckerin (die einmal im Zuge ist). J er durch un durch verfädelter Schneiderjeselle, wat koste 'n det halbe Fund Kalbfleesch von em? Wat hat er da geredt? ich soll em en bisken Platz machen? J dhu er sich doch nich so dicke, er Ziejenbock; son Kerl wie er is, den laß ich janz durch! Seh mal eener den Flederwisch an, der will Leite stoßen? Schneiderjeselle, Du jammerschst mir! Loof jo, loof det De wech kommst, sonst pack' ick em zwischen zwee Milchbrödte un eß em zum zweeten Frihstück uf. J er besoffner Jüngling mit de umjekippte Vatermörder, ick will em ne Laterne in de Hand jeben, damit er sich untern Rennsteen leichten kann. Jeh er jo, jeh er!"

Im dritten Hefte finden wir die phlegmatische Klasse der Holzhauer, die in ihree Ruhe gleichwohl so ironisch und boshaft sind, daß man nicht leicht mit ihnen zu thun hat, ohne sich zu schiefern, wie folgende Scene zwischen einem Bürger und Holzhauer darthut:

B. Nun, hier sind die fünf Thaler.

H. (steckt das Geld ein und bleibt stehen). Na, wie is et denn?

B. Was denn nun noch?

H. Na hör'n Se, ohne Bierjeld wer'n Se uns doch nich . . .

B. Auch das noch? Nein, nein, Ihr habt genug! Ich gebe keinen Heller mehr.

H. Nich? So? Na, lassen Se't man jut sind, det hat nischt zu sagen. Darum laß' ick mir ooch noch keene jraue Haare wachsen; et jehört zwarsch dazu, aber wenn't nich is, denn is et nich. Na, schlafen Se recht woll, det hat nischt zu sagen. (Er geht und wirft mit aller Kraft die Thür hinter sich zu.)

B. (kommt schnell heraus und schreit mit kupferrothem Gesicht). Was soll denn das heißen? Warum wirft er denn die Thür so?

H. (sieht sich auf der Treppe nach ihm um). Nee, nu lassen Se man sind, nu nehm' ick keen Bierjeld, un wenn Se mir een Thaler bieten!

B. (wüthend). Untersteh' Er sich solche Dummheiten noch 'mal!

H. Nee, Se können mir bieten, wat Se wollen! Ooch nich en Pfennig nehm' ick.

B. (immer wüthender). Was? Er will mich wohl noch foppen, er dummer Kerle?!

H. Nee, wie jesacht, jeben Se sich keene Mühe! Det war ja man mein Spaß, wie ick mir von Ihnen Bierjeld foderte. Wenn ick wirklich mal Bierjeld nehme, so seh' ick mir meinen Mann an, aber von All und Jeden nehm' ick keen Bierjeld! Nee! Da könnte am Ende Jeder kommer, un wollte mir Bierjeld geben!

Im vierten Heft produciren sich die Köchinnen. Indem der Verfasser ihr Vornehmthun im komischen Licht zeigt, wirft er ziemlich scharfe Seitenblicke auf ihre Herrschaften und erweckt keinen sehr vortheilhaften Begriff von der häuslichen Sittlichkeit Berlins.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 74. 21. Juli 1834.

Humoristische Literatur.

(Schluß.)

6) Antithesen oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Gerold, 1834.

„Herr Humor, oder wie er sich eigentlich schreibt, Humour, ist ein geborner Engländer, aber von unerweislicher Herkunft; nach Einigen der Sohn des Lord Geist und der Sängerin Fantasie-Herz, nach Andern der Abkömmling einer uralten Familie, die der berühmte Johnson bis auf Lucian von Samosata zurückführt. Wodurch seine Ezistenz begründet ist, weiß Niemand; er erscheint bald reich, bald arm; er reis't, seit man von ihm spricht, unausgesezt, mit Wechsein auf die ersten Kassen Europa's (Frankreich ausgenommen, wo er noch fremd ist); das große Handelshaus, Lenz u. Comp., honorirt alle seine Anweisungen. Er hält sich nirgend lange auf, ist bald da, bald dort. In Deutschland wurde er vorzüglich bekannt durch Hippel und durch einen gewissen Jean Paul, welche auf seine Veranlassung mehrere Schriften herausgegeben. Von da ab nennt ihn Jung und Alt; man kennt ihn als Sonderling, als guten Gesellschafter, Schalk und Erzspaßmacher, und wer ihn nicht persönlich zu kennen das Glück hat, rühmt wenigstens, von ihm gehört zu haben. Goethe machte seine Bekanntschaft, als er seinen Faust dichtete. Dieser Herr Humor, der fast alle Länder der Erde bereist, unter allen Völkern gelebt hat, alle Sitten und Gebräuche kennt, im ganzen menschlichen Wissen zu Hause ist, der mit Humboldt glänzende Hypothesen aufgebaut und mit Cuvier die fossilen Reste urweltlicher Thiere gesammelt, der Zacharias Werner seinen Freund nannte, der Alles erlebt und Alles gesehen hat, ist eigentlich der lustige Rath der Menschheit, der, wie Paganini, dessen Herzenshand er schon in der Wiege geküßt, geheimnißvoll die Welt durchwandert, bald an den Tafeln des Reichthums schweigend darbt und bald am Tischchen der Armuth jauchzend schwelgt, jezt um eine Zähre des Mitgefühls bettelt und jezt in genialem Uebermuthe die Perle im glühenden Weine hinabschlürft, die ihm ein Fürst nicht theuer genug bezahlte; der in diesem Augenblicke dem Chamäleon gleicht, das, selbst ohne Farbe, jede ihm nahende Farbe in seinem Spiegelpanzer abstrahlt, und gleich darauf wieder im tiefsten Schwarz erscheint."

Digitized by Google

Diesmal hat der Humor nur seine heitre Farben ausgelegt und es ist nichts Tragisches an ihm. Er vergleicht Wien mit Berlin und aus dieser Vergleichung entspringen ihm eine Menge Kontraste, von welcher Seite er auch das Leben jener Hauptstädte auffassen mag, überall treten sie in einen polaren Gegensatz. Folgendes Gespräch ist einem Berliner Theezirkel entlehnt:

„Herr N. Sie sprechen schon recht jeläufig. Wie jefällt Sie Wien? Sie waren auch in Berlin; wünschten Sie lieber dort zu sind? Wien ist sehr anjenehm; bleiben Sie lange hier?

Franzose. Bis Ende April; dann reise ich nach Italien, pour faire mes promenades dans Rome.

Frau vom Hause. Mein Fräulein, Sie nehmen gewöhnlich zum Vesperbrote, nicht wahr?

Die Wienerinnen. (Immer mitsammen und in einander sprechend.) Ja, gnädige Frau, in der Regel trinken wir Kaffee auf die Jausen; aber Feind bin ich dem Thee just gerad' auch nicht; aber mit Obers.

Frau vom Hause. Sie meinen Sahne? Er schadet so weniger; heißer Thee mit kalter Sahne.

Wienerinnen. Der Thee zehrt und wenn man nicht zum Fettwerden inklinirt —

Herr Humor. Er macht etwas unruhig.

Wienerinnen. Man muß ihn halt nicht alle Tage trinken.

Fräulein vom Hause. Das ist eben sehr schwer für uns, da wir an Thee gewöhnt. —

Wienerinnen. Ich thät' mir'n halt abgewöhnen, wenn ich Sie wäre, Fräul'n.

Humor (zu mir). Jetzt geht es los.

Fräulein vom Hause. Ich könnte mir den Thee so wenig versagen, als ein Wiener sich des Wörtchens Halter entschlüge.

Humor. Verzeihen Sie, Fräulein, halter sagt kein Wiener, er sagt halt —

Fräulein vom Hause. Aber unterrichten Sie mir man mal, mein Herr, was für einen Sinn der Wiener eigentlich in dieses häßliche Wort zu legen pflegen thut?

Wienerinnen. Ja schaun's, das kann man halt nicht sagen; Leut' von Distinktion sagen's zwar nie; mir kommt's gar nie heraus, aber im Ganzen hört man's halt freilich öfter als es nöthig wär'; wissen's, es ist halt so bequem das Wort; man sagt hier in Wien in einer Minute mehr damit, als man in Berlin in einem ganzen Tag mit uneben sagen kann.

Fräulein vom Hause. Mit eben, wollen Sie sagen, Fräulein; der Berliner sagt statt es ist halt so: es ist man eben so! Doch, das ist eben nicht so ganz ohne und ziemlich difficil.

Wienerin. Ja eben — sollt es wohl heißen; aber es ist halt nicht alles Ebene immer eben — eben.

Bei diesen Worten blickte das Fräulein um sich in einer Art Selbstgefühl, indem sie ihre liebenswürdige Schwester, an die so eben für einen Moment die Reihe des Schweigens gekommen war, mit dem Arme anstieß, sie gleichsam, sollte sie selbst es noch nicht gemerkt haben, über den erfochtenen Sieg in Kenntniß zu setzen, nebenbei aber ihr schönes Batisttuch entfaltete, gleichwie ein liebreizendes Zeichen, daß sie jeden Augenblick bereit sey, mit ihrem Feinde Frieden zu schließen.

Eine Hitz' hat's — fuhr die holdselige Brünette fort, ich versichere —

It's at's? — wandte sich der junge Franzose heimlich fragend zu Herrn Humor: Monsieur, qu'est-ce que ce que ça, It's at's? Je vous en assure, je ne comprends point ce mot, ce terme It's at's — mais —

Humor. Mademoiselle wollte sagen, daß es im Salon heiß sey, drückend warm —

Franzose. Ah, das ist sehr kurz ausgedrückt; j'apprends par coeur ce terme It's at's, je trouve fort bien dit que ce que ça.

Aeltliche Dame aus Leipzig. Es sind jetzt zwei Monate, daß ich in Wien; allein ich kann Ihnen sagen, meine Fräulein, daß ich hier Manches noch immer sehr schwer verstehe; in Leipzig —

Dürft' ich, fiel die andere Wienerin rasch ein, drei Jahre seyn, und ich findet' mich mit den dortigen Hüten und Hauben noch nicht zurecht.

Aeltl. Dame. Ja, es hat so jede Stadt ihr Eigenthümliches; so hat auch Leipzig ganz eigene Hauben; indessen kommt ein Mädchen dort auch eher unter die Haube. —

Wienerin. Aber unter was für eine Hauben und Hauben sind halt auch verschieden.

Herr N. Bitt' um Entschuldigung, mein Fräulein, aber enzig und alen, weil jerade die Sprache jewesen von das Wort Halter —

Humor. Halt — wollen Sie sagen.

Herr N. Halt — wollte ich jesagt haben: ich versichere Ihnen, bloß enzig und alen, dieweil wir nunmehr alleweile von Dialechten die Rede begonnen, das eene von die beeden Fräulein hat, daß ich nicht die Unwahrheit lügen thue, allewele wir nun in der Konversation okkupirt seyn, wenigstens dreemal Halter —

Humor. Halt — wollen Sie sagen.

Digitized by Google

Herr N. Halt jesprochen dreemal nach eenander, ick will nicht ehrlich sind, wenn ick übertrieben. Aber, ick kenne das; wenn man eenmal in das Verplempern rinjekommen, so bleebt man drein, und da hilft man Alles nischt nicht. In Berlin, wo man, wie bekannt, das reenste Teutsch spricht, (der jemeine Mann spricht benahe so jud als ick) fällt mir en solches Wort, wie Halter — Halt — wollt' ich sagen, ja schauderhaft auf; aber bitt' um Entschuldigung, es ist man och jar zu schauderös; mich ist immer, wenn ick diesjenigte Wort hier vernehmen thue, als — o ick versichere Ihnen, aber das Vergleichen ist meene Sache nie nicht jewesen.

Wienerin. Berlin ist darum eben Berlin, und Wien ist halt Wien."

Prägnanter und voll treffender Wahrheiten sind folgende Charakterschilderungen.

Die Frauen.

Honneur aux dames!

„Die Berlinerin ist schön, die Wienerin reizend; die Berlinerin hat schönere Züge, die Wienerin lieblichere Formen. Die Berlinerin ist in ihren Bewegungen anständig, die Wienerin anmuthig; jene geht, und zwar vorsichtig, diese hüpft und schwebt, gefällig und leicht. Die Berlinerin macht schöne Toilette, die Wienerin macht die Toilette schön; jene ist elegant, diese geschmackvoll; jene macht die erste Mode mit, diese macht sie. Im Allgemeinen sieht man in Berlin zu viele Frauenzimmer ohne Hut oder Haube und viele in zu mißlichen Kopfverzierungen, als sich mit dem Begriffe einer großen Stadt verträgt.

Die Berlinerin spricht, die Wienerin plaudert; jene besser als sie kann, diese bequemer als sie soll: der Dialekt der Märkerin ist bisweilen sehr wehthuend, der der Oesterreicherin zuweilen sehr angenehm und im Ganzen (halt) nicht übel. Die Berlinerin liest, was sie gut findet, oder ihr von diesem oder jenem Gelehrten empfohlen worden ist; die Wienerin nur, was ihr gefällt und ohne viel zu wählen; jene versteht den Prediger, diese die Predigt.

Die Berlinerin ist nur scheinbar ernst und flegmatisch; angeregt, wird sie heiter, lebhaft, unterhaltend; die Wienerin ist eben so nur scheinbar leichtsinnig und frivol, angeregt, wird sie ernst, still und thätig. Die Berlinerin liebt, die Wienerin verliebt sich und glüht, wenn jene nur eine sanfte Wärme aushaucht, und beginnt mit der eigentlichen Liebe da, wo die Berlinerin schon in den geläuterten Zustand der höheren Freundschaft übergegangen, ist sonach reicher um die Blüthenzeit des Herzens. Die Berlinerin ist treu von Natur, die Wienerin ist nicht untreu, wenn es der Mühe werth ist. Die Wienerin, die als Mädchen nicht Fünf zählen konnte, schreibt als Frau eine Algebra; bei der Berlinerin ist's umgekehrt. In Berlin sieht man auf öffentlichen Bällen Mädchen aus den ersten Häusern, Mädchen aus den Wiener ersten Häusern sieht man kaum in ihren eigenen."

Den Charakter der Männer und des Volks hat der Verfasser weniger scharf unterschieden, und hätte sich da, z. B. über das Militair, noch Manches anbringen lassen.

Wir können bei diesem Anlaß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es einigermaßen zur Verfälschung des Urtheils über die deutsche Nation beiträgt, wenn man die beiden genannten Hauptstädte als Repräsentanten derselben ansieht, in dem Sinn wie etwa Paris wirklich Frankreich repräsentirt. Sowohl Wien als Berlin liegen auf der slavischen Seite, sind im eroberten und erst allmählich germanisirten Slavenlande gegründet, und entbehren sehr viel von dem kerndeutschen Wesen der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Städte. Ueberdies sind sie trotz ihrer Größe doch in Bezug auf das ganze Deutschland nur als Provinzial-Städte zu betrachten, es fließen hier nicht (wie in London und Paris) alle Provinzialeigenthümlichkeiten zusammen um sich zu durchdringen, sondern sie selbst stellen nur eine Eigenthümlichkeit dar im Gegensatz gegen die andern.

7) Bunte Briefe, 1832. Von Dr. Woldemar Seyffarth, Verfasser der Reisetage. Zwei Theile. Altenburg, Literatur-Comptoir, 1833.

Schade, daß der Verfasser seine vernünftigen und heitern Gedanken in einen wahrhaft weiblichen Wortschwall einkleidet. Daß Kürze und Würze nicht bloß im Klange reimen, sollten insbesondere Humoristen wissen. Auch die lustigste Erzählung wird traurig, und die interessanteste Abhandlung langweilig, wenn die Worte nicht das Maaß der Gedanken halten. Zum Belege folgende Stellen Theil I. S. 184: „Palliativ-Mittel, mein sehr verehrter Freund, taugen schon deßhalb nichts, weil sie nur Palliativ- und keine Radikal-Mittel sind. Bei Anwendung derselben vertauscht man das harte Wort Uebel mit dem weichern Uebelstand und wirft dem Uebel ein Mäntelchen um, damit es entweder den Augen Anderer ganz unsichtbar werde, oder doch dem Behafteten weniger übel stehe. Wird aber der Leidende dadurch seiner Schmerzen ledig? Mit nichten. Und deßhalb taugen die Palliativ-Mittel nichts. Ich rangire sie in dieser Beziehung auf gleiche Fläche mit den ungebührlich beliebten halben Maaßregeln. Man will und man will nicht. Also thut man, was zwischen wollen und Nichtwollen liegt, und das ist in der Regel etwas Nutzloses, etwas Widersinniges, etwas Dummes. Man

Digitized by Google

sagt: liebster Freund, mein Pelz muß gewaschen werden, allein Sie wissen, Nässe verdirbt den Pelz, deßhalb seyen Sie zwar so gut, ihn zu waschen, doch bitte, machen Sie ihn nicht naß. Und nun wird der Pelz ungenäßt gewaschen, sieht anfangs rein aus, ist aber in der That noch eben so schmutzig wie vorher. In natürlicher Folge müssen, sobald das Mäntelchen der Palliativ-Mittel zu kurz wird, Radikal-Mittel, und sobald man die Halbheit der halben Maaßregeln einsieht, ganze zur Anwendung kommen. Nun schmerzt, physisch wie moralisch, der Schnitt in das kranke, zwecklos gereizte Fleisch doppelt, und statt eines Dankes, den er nicht verdient, erhält der Arzt gerechte Vorwürfe. So bemerkte vor mehreren Jahren, irre ich nicht, im Jahre 1826, die sächsische Regierung, daß die seit lange zu allgemeiner Verbreitung der Kuh- oder Schutz-Blattern-Impfung gesetzlich angeordneten Maaßregeln ihren heilsamen Zweck nicht erreichten." Nun geht es drei Seiten lang fort, indem gezeigt wird, daß das Impfen in Sachsen nicht habe vorwärts gehen wollen. Dann heißt es weiter: „Fragt mich nun Ihre Ungeduld, wozu diese Dissertation der Eingang, die Vorbereitung seyn soll, so weiß ich im Voraus, daß meine Antwort Ihnen das Horazische: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, ablocken wird. Das kann mich indessen nicht abhalten Ihnen der Wahrheit gemäß zu sagen, daß vorstehendes exordium seine Entstehung lediglich einem — kranken Zahne schuldet. Und ehe Sie nun das parturiunt ausrufen, rufen Sie in Ihr klassisches Gedächtniß die Worte Eutrop's: romanum imperium, quo neque ab exordio ullum fere minus, neque incrementis toto orbe amplius humana potest memoria recordari, —, was auf gutes Deutsch nichts Anderes heißt, als daß man über den geringfügigen Anfang einer Sache sich nicht mockiren soll. Mir, das können Sie glauben, war mein Zahn, der mich lezte Nacht aus dem Schlafe weckte, mich fast sinnios betäubte und mir jede Stunde zu einem Jahrtausende verlängerte, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, und obige meine Aeußerungen über das Nichtswürdige der Palliativ-Mittel und halben Maaßregeln sind nur ein schwacher Nachhall der grimmigen Verwünschungen, die ich in der Schmerzens-Wuth gegen dieselben — gedacht habe. Nächstdem verwünschte ich den Kellner sammt seiner infamen Lüge, daß die Sache — Zahnschmerz eine Sache! — hier in Hamburg von kurzer Dauer sey, verwünschte mich, daß ich ihm geglaubt, verwünschte die Schwäche meines Willens, dem ich vergebens aufgab, den Schmerz nicht zu fühlen, verwünschte die Nacht, weil sie nicht Tag war, und concentrirte alle diese Verwünschungen in denen der Palliativ-Mittel, die den ersten Anfall besänftigt hatten und nun so boshaft waren, mich für mein Vertrauen in Verzweiflung zu jagen. Denken, malen Sie sich das mit der Lebhaftigkeit Ihrer Phantasie, und nicht wahr, Sie bewundern die Mäßigkeit, mit welcher ich das Untaugliche der Palliativ-Mittel, das Halbe der halben Maaßregeln angegriffen habe, und finden das exordium vollkommen gerechtfertigt?" Und so fort. Das ist doch wohl sehr breit und langweilig?

8) Stella. Eine poetisch-humoristische Gabe von Ferdinand Stoll. Leipzig, Kollmann, 1833.

Ein seltsames Allerlei. Vorn die zahmsten Philistereien, hinten politische Satiren. So bietet der Verfasser unter dem pretiösen Titel „Metrisches" Gedichtchen wie folgendes dar:

Hofthürklingeln — auf der Hausflur
Stampfen, Plaudern, Schneeabstäuben —
Sonntagsstille — Bratendüfte —
Innige Familienstube.

Man sieht ordentlich, wie sie so innig beisammensitzen, und die Gans, die sich aus purer Familienanhänglichkeit zu dem Schmaus hat schlachten lassen, unter den Messern und Gabeln ihre innige Seele in Bratenduft zum zweiten Mal aushaucht, und wie Vetter Michel höflich davon frißt und der Dichter ihn innig anblickt:

wie ist der Gedanke labend,
solch ein Edler bleibt uns nah,
immer heißt es, gestern Abend
war der Vetter Michel da.

Doch der Dichter setzet sich aus der Philisterei heraus, er will etwas Munteres, etwas Spektakel.

Wird denn nicht
Dem armen Dichter
Bald einmal die
Freude lächeln
Daß auch 'nmal ein
Froh Allegro
Munter durch die
Saiten klimpre?

Dazu hilft ihm denn die Politik und am Schluß des Werkchens sehen wir ihn mitten unter den sächsischen Liberalen bedeutende Ausfälle gegen die Ultras und sogar eine Parodie auf Goethes bekanntes Lied machen:

Kennt ihr das Land, wo noch die Knute zieht,
Durch Prügel erst die Liebe hold erglüht,
Wo Juchtenduft durch kühle Lüfte weht? ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 75. 25. Juli 1834.

Kunst-Literatur.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 539.

Obgleich diese Reisebeschreibung gleich jeder andern die kleinen Abenteuer des Reisenden und eine Schilderung von Land und Leuten enthält, so hat sie es doch vorzugsweise mit der Kunst zu thun, und sie begnügt sich nicht bloß mit den Kunstwerken, die dem Reisenden unterwegs aufgestoßen sind, sondern sie knüpft daran noch sehr ausführliche Betrachtungen über Geschichte und Theorie der Kunst überhaupt und viele Seiten lang glaubt man mehr in einer Aesthetik, als in einer Reisebeschreibung zu lesen.

Der Verfasser besitzt eine seltene Klarheit, ich möchte sagen Reinlichkeit des Blicks, und da es ihm auch an der Gabe zu unterscheiden und Kategorien aufzustellen, nicht fehlt, so erhalten wir von ihm eine so malerische Charakteristik alles dessen, was er gesehen, daß wir das ganze starke Buch hindurch unter den sprechendsten Bildern wandeln, die uns gleichwohl den Blick nicht verwirren, da ihre Mannichfaltigkeit dem Ordnungsprincip des Gegensatzes unterworfen ist.

So schildert er gleich im Eingang den Totaleindruck der holländischen Städte: „Die Bauart ist mehr bequem als freundlich. Die Häuser, tief und mit schmaler Vorderseite, scheinen selbst die Form der Schiffe angenommen zu haben, die mitten in der Stadt auf den breiten Kanälen vor ihnen liegen. Das untere Stockwerk ist häufig hoch aber getheilt zu Vorrathsräumen und Hangestuben benuzt; darüber bezeichnen große Fenster mit glänzenden Scheiben die geräumigen Gemächer, den Aufenthalt des Luxus, während die obern, schon sehr hochliegenden Zimmer klein, für Kinder und Diener angewendet scheinen. Die untere Bekleidung des Hauses ist häufig in Marmor, gewöhnlich dunkel, glänzend und solide; weder in der eleganten Nüchternheit des neuesten Geschmacks noch mit den barocken Verzierungen des siebzehnten Jahrhunderts. Der Eindruck des Ganzen ist wie der einer ehrbaren, wirthschaftlichen Jungfer, mit derben Zügen, die in der Jugend nicht schön oder anziehend waren, aber in reifern Jahren wohl erhalten, verständig und gutmüthig erscheinen. Wie bei ihr das dunkle, anständige, häusliche Kleid in seiner steifen Glätte ein Beweis der Reinlichkeit, aber auch der Sorgfalt ist, die unvermeidlichen Spuren wirthschaftlicher Thätigkeit weniger auffallend zu machen, so trägt die holländische Stadt auch überall, trotz des glänzenden Marmors an den Pfosten und des blanken Messings an den Thüren, eine Neigung zu dunkeln Farben zur Schau.“

Digitized by Google

Wer wird folgender genialen Skizze einer allgemeinen Kunstgeschichte seinen Beifall versagen? „Der Geist kann sich in dem Reichthum der Natur nicht sammeln; das Einzelne ziehet ihn an, aber jedes Einzelne führt zugleich zu Anderm fort. Die Pflanze haftet im Boden, die Sonne spiegelt sich in dem thauigen Grase, und die Wolken werfen von oben her ihren Schatten auf das Gefilde. So schweift der Blick umher und gibt uns nur das Gefühl,

Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen,
Und sich die goldnen Eimer reichen.

Der Sinn kann nicht bei der ruhigen Form weilen, die Harmonie, der bewegte Sphärengesang zieht ihn mit sich fort, er sammelt sich erst in dem Gedanken an Gott. So wurde das erste Naturgefühl nicht zum Bilde, es wurde Poesie, Gesang, die Hymne des Psalmisten. Die Hebräer sind wohl in jeder Beziehung als die Repräsentanten dieser ersten Stufe zu betrachten. Auf sie folgte eine andre Weltanschauung, die ihre höchste Ausbildung bei den Griechen erlangte. Wenn der Geist auch davon ausging, die irdischen Dinge nur als vorübergehende, vergängliche anzusehen, die der Hauch des Schöpfers hervorruft, und in ihr Nichts zurücksenkt, so mußte er doch später in diesem Wechsel das Beharren, das Gesetz des Bestehens erkennen. Während er früher in der Welt nur die rastlose Bewegung wahrnahm, die ihn bei keinem Einzelnen weilen ließ, haftete sein Blick endlich auch mit Wohlgefallen bei den einzelnen Gebilden und wurde sich ihrer Kraft und Schönheit bewußt. Zuerst aber mußte die schönste aller Gestalten ihn fesseln, der Mensch. Jene demüthige Klage des Psalmisten, die den Menschen mit dem schwachen, vergänglichen Grase verglich, enthielt schon das Bewußtseyn höherer Ansprüche, und führte zu andern Vergleichungen mit den edlern Gestalten der Natur. Aber alle finden sich in ihm, dem Menschen, wieder, er erscheint daher als das lebendige Gesetz der Natur; ihre Gestalt ist nur soweit verständlich, geistig bedeutend, als sie ihm gleicht. — Erst für die christliche Anschauung wurde die Natur zu einem Ganzen, zunächst freilich nur dadurch, daß man sie für eine feindliche Macht hielt, der sich der Mensch zu entziehen habe. Aber dennoch war hiedurch die große Scheidewand gezogen, welche sie einst selbstständig machen sollte. — Im frühern Mittelalter äußerte sich diese Anerkennung nur durch die völlige Negation; alle Gestalten verloren, wenn die Kunst sie auffaßte, den Schein natürlicher Zufälligkeit, nahmen verständig berechnete symmetrische Formen an. Aber gerade diese Enthaltsamkeit wirkte vorbereitend, um die höchste Eigenthümlichkeit der landschaftlichen Natur empfinden zu lernen; denn diese geometrisch berechneten Formen waren auch wieder willkürliche und wurden bald zu heitern Arabesken, die von selbst pflanzenartige Gestalten enthielten. In tieferer Weise vorbereitend wurden sie aber, als sie sich zu der ernsten Architektur der gothischen Dome ausbildeten. — So finden sich denn die ersten Anklänge dieses Gefühls in den Minnesängern, die, wie nach langem Winter, nicht müde werden, dem Frühling entgegen zu jauchzen. Freilich ist dies bei ihnen nur noch sinnliches Behagen. Die Natur ist nur der Schauplatz ihrer Lust, der Frühling nur die Zeit der Liebe. Aber das Auge der Liebe ist sinnig, und mehr und mehr erwachte das Gefühl auch für die eigenthümliche Bedeutung der Gestalten, die sich wie im Mitgefühl mit dem Menschen schmückten. — So kam denn beides zusammen, die jugendliche Freude an der heitern Natur und der ordnende architektonische Sinn, um, als die bildende Kunst zum ersten Male wieder die Fesseln der mathematischen Regel abstreifte, und freies, heiteres Leben darstellte, es gleich mit landschaftlichen Formen zu umgeben. Ich meine die Eyck'sche Schule, die auch hierin gleich anfangs mit wunderbarer Meisterschaft auftrat."

Der Verfasser geht nun ausschließlich zur Landschaftmalerei über. Nachdem er bemerkt, daß die Landschaft in der Eyck'schen Schule noch innig mit der Historie verbunden und noch keineswegs selbstständig gewesen sey, bezeichnet er ihre erste völlige Emancipation mit dem Namen Lorrain. „Sie schloß sich zuerst an die italienische Landschaft an, deren schärfer ausgesprochene, heroischere Züge dies erleichterten und bei denen auch das verbreitete Gefühl für die untergegangene Herrlichkeit Roms eine solche Auffassung begünstigte. Eine Ahnung hievon kann man schon bei Elsheimer erkennen. Deutlicher wurde sie bei Paul Brill (1566—1626), der zwar noch das überfrische, sinnliche Kolorit des Breughel beibehielt, aber doch schon bedeutende Bergformen und eigenthümlich italienische Bauwerke hinfügte. Er und die Brüder Both sind aber nur die Vorläufer des Meisters, der die Auffassung der italienischen Natur in diesem Sinne vollendete, des Claude Lorrain. Mit ihm waren die Lehrjahre der Landschaftmalerei beendet; sie hatte die Meisterschaft erreicht und erlangte unter seinen Händen einen Ernst, wie ihn bisher nur die historische Malerei gehabt hatte. Aber freilich war es nur die italienische Natur, welche er erkannt hatte, und seine ganze Weise sagte nur dieser zu. — Erst Ruisdael von Overdingen und besonders Jakob Ruysdael; jener mehr als zwanzig, dieser mehr als dreißig Jahre nach Claude geboren, brachen sich eine neue Bahn, indem sie die nordische Natur rein in ihrem Charakter auffaßten. Indessen geschah dies freilich in einem allgemeinern Sinne, als es bei Italien geschehen war. Overdingen hatte (wie seine Gemälde und noch mehr seine radirten Blätter beweisen) Skandinavien gesehen, und die schroffen Gegenden mit ihren Wasserfällen und

Digitized by Google

Fichtenstämmen hatten auf den Niederländer tiefen Eindruck gemacht. Der Charakter dieses Landes, der insofern dem italienischen verwandt war, als er sich in festen, scharfen Formen aussprach, dafür aber einen völlig verschiedenen, fast entgegengesezten Ausdruck hatte, war am meisten geeignet, zunächst nach dem italienischen verstanden zu werden. Ruysdael ging weiter: ihm wurde auch die Bedeutung der scheinbar uninteressanten Fläche und des einheimischen Waldes klar, und er wußte in manchen Beziehungen die Eigenthümlichkeit des niederdeutschen Landes mit unübertrefflicher Wahrheit darzustellen." Der Verfasser hätte noch sagen können, daß diese Maler die Natur ganz frei und getrennt von der Geschichte, ja im Gegensatz gegen sie aufgefaßt haben, während, wie er so treffend andeutet, Claude noch gleichsam die todte Geschichte in den Ruinen Italiens festhält. Wenn der Verfasser eben so treffend bemerkt, daß die Landschaftmalerei später wieder durch das Novellenartige, durch das Hervorheben von Nebendingen und Einzelheiten verdorben und die große einfache Naturansicht jener ältern Maler verloren gegangen sey, so hätte er um so mehr die Landschaft in jener frühern reinen Auffassung als eine Entäußerung des Historischen, als einen Gegensatz zu ihm auffassen und nicht den etwas vagen Grundsatz aufstellen sollen, daß sich die Landschaft unter allen Umständen nur als „der Wohnsitz der Menschen" in dem Sinn auffassen lasse, „wie der Körper Wohnsitz der Seele sey" (vergl. S. 39). Ich möchte gerade umgekehrt behaupten, daß man bei der Landschaft nie daran denken dürfe, daß sie Wohnsitz der Menschen sey. Abgesehn von den tief ergreifenden Bildern Everdingens, die uns die Natur durchaus in Abwesenheit des Menschen darstellen, würde man selbst eine kultivirte Landschaft mißverstehn, wenn man in ihr nicht das Walten der Natur, sondern nur das des Menschen sehn wollte. Es ist wahr, die Natur ist der Wohnsitz der Menschen, und selbst die wilde Natur steht in einer gewissen Korrespondenz mit der Wildheit der Menschen, aber ist denn der Mensch oder ist die Natur das Primitive? Ich denke, die leztere. Ich erkläre mir den Norweger lieber aus seiner Felsen-, Wald- und Seenatur, als umgekehrt diese Natur aus dem norwegischen Menschen. Der Mensch an sich ist ein so allgemeiner Begriff, wie Gott. Ich kann auch sagen, Gott ist in der Natur, oder die Natur ist der Wohnsitz Gottes, und doch würde ich Unrecht haben, wenn ich die malerische Eigenthümlichkeit der Landschaft aus dieser frommen Betrachtungsweise erklären wollte. Unabhängig von Gott und von den Menschen behauptet die Natur nach geographischer Lage und Klima, wie nach der eigenthümlichen Bildung von Meer und Land ihre mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten, die auch das Auge und die Hand der Kunst nicht anders auffassen kann, als sie eben sind, ganz unabhängig von Gott und Menschen.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen wechseln wieder kleine Reisebilder. Noch einmal kommt der Verfasser auf die holländische Reinlichkeit zu sprechen. Muß man aber nicht dabei unterscheiden? Muß die Umständlichkeit, muß das Instrument, womit ich einen Fleck auf den Fußboden zu machen vermeide, nicht am Ende das Auge eben so sehr, ja noch mehr beleidigen, als der Fleck selbst? Ist es nicht auch in deutschen Wirthshäusern weit ekelhafter, wenn das blecherne Gefäß, in welches die Gäste ihre Pfeifen ausleeren, mitten auf dem Tisch neben den Flaschen und Gläsern, ja neben den Speisen steht, als wenn die Gäste ihre Tabakasche ohne weiteres auf den Boden ausschütten? Ist ein gewisses Glas in Holland nicht weit empörender für ein reinliches Auge, als jeder mögliche Fleck auf dem Boden?

Dann folgen wieder Kunstbetrachtungen, z. B. „Freilich wirkt die Verbindung thierische Glieder mit dem menschlichen Körper sehr verschieden. Centauren und Sphinxe können schön seyn, an den Satyrn sind die Bocksfüße, an den Faunen die thierischen Ohren, am Haupte des Jupiter Ammon selbst die Hörner nicht anstößig. Aber der hundsköpfige Anubis scheint uns schon häßlich. Der Grund hiefür ist klar; den untergeordneten Gliedern können wir thierische Kraft gestatten, aber wir dulden ungern die Herrschaft eines thierischen Kopfes über menschlichen Bau. Indessen alle diese Verbindungen schließen sich doch noch an die gemeinsame organische Bildung des menschlichen und thierischen Körpers an. Die einzelnen Theile behalten ihre natürliche Bedeutung, die Stellen des Körpers, an denen das Fremdartige angefügt ist, sind wenigstens zu ähnlichen Verbindungen geschaffen, alle nothwendigen Glieder sind da, und keines ist nach den allgemeinen Gesetzen der organischen Gestaltung völlig überflüssig oder störend. Geringe Wiederholungen, wie etwa im Körper des Centauren, hemmen doch nicht sichtbar. Anders aber ist es bei der Vervielfältigung der Glieder; denn sie fügt nicht nur Ueberflüssiges an, sondern sie entstellt auch das Nothwendige." An dergleichen scharfsinnigen Unterscheidungen ist dieses treffliche Werk überaus reich. Wir theilen noch einige mit: „Wenn Denner uns einen greisenhaften Kopf in fast natürlicher Größe mit allen Runzeln vor Augen bringt, so ist das allerdings widerlich, weil er dadurch gerade das Untergeordnete am Menschen heraushebt, das Geistige zurücksezt. Ebenso wenn van der Werff Handlungen einer heroischen Zeit mit so feinem Pinsel und sorgfältiger Glätte darstellt, so wird der Kontrast der weichlichen Auffassung gegen die großartige Naturwelt, welcher der Gegenstand angehören soll, störend seyn. Ganz anders aber bei den Gegenständen,

Digitized by Google

welche Douw darstellte. Das leblose Hausgeräth kann nicht dadurch veelieeen, wenn seine mechanisch gebildete Form mit allen Einzelheiten wiedergegeben wird." — „Während die alte Komödie mit ihren hohen ernsten Gegenständen auf's leichteste spielt, sie in phantastischen Formen vorbringt, den Boden der Wieklichkeit vollkommen verläßt, und gerade dnech diesen kecken Muth und den Kontraſt gegen den Ernst der Sachen so gewaltig wiekt, verfähet die neuere Kunst gerade umgekehrt. Sie verlangt mindestens Wahrscheinlichkeit, duldet keine Unmöglichkeiten, hält sich duech die Bedingungen der wirklichen Welt gebunden. In der antiken Komödie ist die Komik in der Behandlung, in der modernen liegt sie im Gegenstande."

In einee längeen Abhandlung, die so vortrefflich ist, daß wir sie nur um ein weniges kürzer gewünscht hätten, (weil das Beste auch immer kurz gesagt seyn will), speicht sich der Verfasser über den Gegensaß des Modernen gegen das Mittelalter und gegen das klassische Alterthum aus. „Das Mittelalter stand scheinbar weitee entfernt von der Auffassung des wirklichen Lebens in seiner höchsten Indivídualität, als die alte Welt, in der That aber war sie ihr schon genäheet. Denn die höchste Potenz des Individuellen hat ihr Wesen darin, daß das Einzelne und Zufällige, und (da das Allgemeine nothwendig geistigee Natur ist) das sinnliche Element voeherrscht. Im Alterthume kam es nicht dazu, weil das Sinnliche stets zugleich selbst mit geistigee Bedeutung gefaßt wurde. Jezt aber, da die Sinnlichkeit als dem Geiste durchaus seemd und feindlich angesehen wurde, und da deunoch das Bild der körperlichen Eescheinung nicht entbehren konnte, zeigte dieses die Natur ohne alle eigene geistige Bewegung, nur von äußerer Regel gefesselt, und daher iheem innern Wesen nach recht sinnlich und selbstständig gegen den Geist. Es begann dahee auch sehr bald eine Gegenwiekung dieser Selbstständigkeit, die Entwickelung eines Begriffes, den die alte Welt nicht gekannt hatte, des Begriffes der gemeinen Natur. Die sinnliche Natur wae durch den Kampf, weichen der Geist gegen sie führte, zu Ehren gekommen, und machte sich auch in der Kunst geltend; jene groteskeu, nicht selten unsittlichen Gestalten, häufig mik Veespottung dee Priester, die wir in den Bauweeken des Mittelalters finden, sind die ersten Aeußerungen dieses Gefühls, und man erkennt in ihnen schon zum Theil eine naive Auffassung des bewegten Lebens, welche der höhern Kunst noch fremd wae."

Sodann zeigt der Verfaſſer, wie die Emancipation der gemeinen Natur vollkommen nue im Protestantismus erreicht wurde: „Deshalb hatte sie denn auch, obgleich völlig selbstständig, ihee höchste Blüthe nur in protestantischen Ländern, weil nur hiee dee Geist, dem sie angehörte, sich ruhig und unangefochten entfalten kpnnte. Während Callot wie Cervantes in katholischen Ländeen einzeln sich ausbildeten, und die Schärfe des Gegensatzes noch in ihren eigenen Werken empfinden lassen, entwickelte sich die gutmüthige Heiteekeit der niederländischen Maleeei in ähnlicher Parallele mit jenem beittischen Humor, der in Shakespeare seine höchste Steigerung hat."

Wie tief man auch in neuerer Zeit wieder geneigt ist, jene protestantisch-niedeeländische Kunst zu stellen, so eettet doch der Verfasser ihre Bedeutung und ihren Werth mit ächtphilosophischem Tiefblick. Die scheinbae sklavische Natuenachahmung z. B. in der Blumenmalerei, in dem Stillleben hat doch gerade „eine geistige Potenz. Denn durch das sorgfältige Eingehen auf die feineren Einzelnheiten erhielten wir das Gefühl von dem Werthe, von der Macht dieser leblosen Dinge; und dies könnte auch hier seyn, so daß diese Bilder deunoch einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Beziehung auf den Menschen hätten." Und gleicht diese holländische Blumenliebhaberei nicht wirklich einer Bezauberung? „Blättern Sie in den Lebensbeschreibungen der holländischen Maler, so finden Sie eine Verehrung für diese Gattung, die schon unserer Zeit unbegeeiflich scheint. Da sagt uns einer dieser „Geschichtschreibee der Kunst," er habe es sich zue strengen Regel gemacht, über gleichzeitige Künstlee nicht zu urtheilen; nue bei Johann van Huysum, dem Blumenmaler, diesem Phönix, dessen Ruhm an allen Höfen von Europa ertöne, voe dessen Bildern die Beschauer zu Statuen wurden (Stonden as Stokbeelden te kyken), kann er sich nicht zueückhalten, glaubt eine Ausnahme machen zu dürfen, und bricht in mächtiges Lob aus. Gleichzeitig war die Malerin Rachel Ruysch für dieselben Gegenstände beeühmt, und erweckte solche Begeisterung, daß ein ganzer Band von Gedichten zu ihrem Peeise eeschien. Daher wae es denn auch nicht übereaschend, daß ein anderer Blumenmaler eensthaft den Rang vor dem mächtigen Bürgermeister von Amsterdam veelangte, und daß dee Beſitzer eines Bildes von de Heem, von dem er sich auch in seiner Aemuth lange nicht teennen konnte, es endlich dem Könige von England schenkte und dafüe nicht weniger als ein einträgliches Amt erwaetete. Allein diese Voeliebe für Blumen beschränkte sich nicht auf die Malerei; auch in der Architektur sehen wir Blumentöpfe und Gewinde angebracht, und der feste Stein muß die leichten Biegungen der Pflanzenwelt annehmen. Dieselben Formen erkennen wie auf dem rothen Damast und in den goldenen Leisten der Wände, auf den Stickereien der Kleider und überall, wo die Phantasie frei wirken konnte."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BONN

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 76. 28. Juli 1834.

Kunst-Literatur.

Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 539.

(Schluß.)

„Aber die Macht dieser Formen äußerte sich nicht bloß in einem plumpen Luxus und dem müßigen Spiele des Geschmacks, sondern sie drang auch in die ernstesten Dinge ein. Selbst die nüchternen, rechnenden Köpfe an der Börse zu Amsterdam schwindelten; Millionen wurden in Spekulationen auf die Blumenliebhaberei des Publikums, wie in unsern Tagen auf den politischen Kredit der Staaten, verwettet, und das Erscheinen einer seltenen Zwiebel wirkte auf die Handelswelt, wie jezt der Tod eines großen Ministers."

Dazu eine äußerst beherzigenswerthe Bemerkung: „Menschliche Gestalten, wenn sie nicht etwa wie in der Landschaft oder im Gesellschaftsbilde dem Ganzen untergeordnet, sondern wie im höhern historischen Gemälde heroisch, in ihrer ganzen Würde und Schönheit aufgefaßt und zusammengestellt sind, erscheinen zunächst nur als Gruppe, als mehrere Einzelne, und die Harmonie des Ganzen bleibt ihnen ein Aeußeres. Allein eben ihrer selbstständigen Würde und Schönheit halber darf diese Harmonie denn auch nur leise empfunden werden, sie darf nicht vorherrschen, wenn daraus nicht ein weiches Verschmelzen entstehen soll, das jene Selbstständigkeit aufhebt. Dies empfinden wir schon bei Correggio; in dieser himmlischen Wonne, in diesem Farbenzauber, der die einzelnen Gestalten verbindet, fühlen wir etwas Verletzendes, eine Richtung, die vielleicht nicht bei ihm, wohl aber in weiterer Entwickelung, mit der Hoheit und Würde nicht vereinbar ist. Anders verhält es sich aber bei unsern heutigen Gegenständen. Jede einzelne dieser Blumen und Früchte ist ihrer Form nach wohl angenehm, aber nicht schön, ihrer Bedeutung nach ohne Würde. An ihnen kann daher jenes malerische Prinzip sich möglichst selbstständig zeigen, ohne durch den Gegenstand bedingt oder beschränkt zu seyn, und das musikalische Element der Malerei, das in der Landschaft noch eben so ihrer eigenen Natur angehörte, erscheint hier frei und durch sich selbst gegeben. Die eigenthümliche Stellung dieser Gattung im Gebiete der Kunst ist daher gerade der Nachahmung der Natur entgegen, es kommt ihr auf Wahrheit gar nicht an, vielmehr auf Wirkungen, welche nur für die Kunst Bedeutung haben."

Es folgen nun sehr ausführliche Betrachtungen über die gothische Baukunst überhaupt und über die gothischen Kirchen und andre Gebäude, hauptsächlich in den Niederlanden insbesondre. Warum der Verf. die Westgothen von jedem Antheil an dem Namensursprung der

Digitized by Google

gothischen Baukunst ausschliesst, ist mir nicht klar geworden. Die gothische Baukunst entstand offenbar erst durch Vermählung deutscher und muhamedanischer Eigenthümlichkeit, also zunächst an dem Grenzpunkt, wo beide sich berührten, in dem gothischen Spanien. Wenn auch diese neue Richtung erst in Deutschland sich entfaltete, so wie das ebenfalls an jener gothisch-maurischen Grenze entstandene Ritterthum in Frankreich kulminirte, so hindert dies nicht, daß die ersten Keime in Spanien gelegt wurden.

Die mathematischen Anschauungen des Verfassers sind sehr klar und erschöpfend. Aus den einfachsten Linien, Grundlagen und Proportionen entwickelt er uns den ganzen Wunderbau der gothischen Dome, und erhöht zugleich den Reiz und die Deutlichkeit dieser Betrachtungen durch Vergleichung mit der antiken Baukunst. Er zeigt den Uebergang von dem plastischen Prinzip der alten Baukunst zum malerischen der gothischen, die allmähliche Verschmelzung der früher selbstständigen Säulen und übrigen architektonischen Glieder zur Harmonie des Ganzen. „Die kräftigen Glieder der Pfeiler, die vollen Halbsäulen und die scharfen Ecken wurden erst vervielfältigt und verkleinert, dann mit weniger entschiedenen Gliedern gemischt, endlich in durchweg gleiche Stäbe umgebildet. Während Kapitäl und Basis früher die Halbsäule bezeichneten, wurden diese Begränzungen anfangs über mehrere benachbarte Schäfte gezogen, daß sie ihre Bedeutung verloren, dann ganz fortgelassen. So war der lezte Ueberrest jenes Widerstrebens vertilgt; das Ganze bestand zwar aus einzelnen, deutlich erkenndaren, aber so gleichförmigen Gliedern, daß nichts die Einheit und die vollkommene Durchführung des perspektivischen Systems störte. — Aber nachdem jene massigen Formen ihre Bedeutung verloren hatten, zum biegsamen Schmucke geworden waren, konnte die Erfindung leicht und üppig mit ihnen spielen. Daher entstanden die überladenen Zierrathen auf an und für sich schwerfälligen Grundverhältnissen, die pflanzenartigen Formen, die vielfältig verzogenen und bald sogar die herabhangenden Gewölbe, und es bildete sich jener bunte, eitle Styl, der besonders in England bis weit in das 16te Jahrh. hinein fortdauerte. Eben so leicht war es aber, in ein entgegengesetztes Extrem zu verfallen, und das, was nur noch überflüssiger Schmuck war, völlig fortzulassen. Neben dem „hochblühenden“ Styl der Engländer bildete sich daher eine nüchterne Weise, in welcher im Innern und Aeußern die Wände, in den Verhältnissen, die sich durch die vertikalen Glieder gebildet hatten, aber ohne diese Glieder und dadurch kahl und breit, hingestellt wurden. Beispiele dafür sind die holländischen Kirchen; aber auch in Deutschland sind sie nicht selten.“

Nach diesen Betrachtungen über die Baukunst folgen ähnliche über die historische Malerei der Niederländer. Die Bemerkungen über Quintin Messis, Schoreel, Rubens, van Dyk ic. sind sehr interessant. Eigenthümlich und sehr gerecht ist des Verfassers Urtheil über Rubens. Er faßt diesen großen Maler als den Repräsentanten der Naturkraft auf, der ganz an seinem Platze stand in einer Zeit und in einem Land, die durch ihre Reaktion gegen die bisherige Naturverdammung ausgezeichnet sind. „Die Schönheit des Körpers ist mehr die der menschlichen Natur, des Geschlechts, Alters, Volksstammes und ähnlicher allgemeiner Verhältnisse, der Ausdruck des Gesichts aber höchst individuell. Soll die Kunst beide in Einklang bringen, so muß sie den Körper möglichst geistig, das Gesicht aber nicht mit dem vollsten Ausdrucke der Persönlichkeit, sondern in einem allgemeinern, natürlichern Geiste auffassen. — Das Gefühl dieser Nothwendigkeit trieb die Italiener zu einer Auffassung der Gestalt, wie sie in der antiken Plastik vorkam. Allein freilich kann der Leib nicht den vollen geistigen Ausdruck des Kopfes erhalten, und die plastische Harmonie beider kann daher nur dadurch erreicht werden, daß dieser sich zu jenem, in seiner möglichst geistigen Gestalt herabläßt. Dem widerstrebte der ursprüngliche Sinn, der, so demüthig er den Geist des Menschen betrachtete, doch noch weniger der Natur die Herrschaft einräumen konnte. Aber auch selbst die moderne, durch die Beziehung auf das Alterthum entstandene Denkweise war darin nicht befriedigt; je mehr sie die menschliche Kraft anerkannte, desto weniger konnte ihr die antik italienische Auffassung genügen. Denn sie mußte es empfinden, daß der Mensch in seiner höchsten Leistung, in der kräftigen That vollkommen selbstständig und mehr als jene allgemeine Natur ist. Es bedurfte, da die allgemeinere, antike Gestalt dem geistigen Ausdrucke des Kopfes widersprochen haben würde, jener gesunden reichen Fülle. Allein so sehr dieser Typus sich für die bekleidete Gestalt eignete, so wenig war er für die Darstellung des Nackten gemacht, das an sich schon den Ausdruck des verständigen Geistes im Gesichte schwächt. Die stärkere Sinnlichkeit ist daher hier durch nichts gemildert, und droht, wenn auch nicht in jene geistige Verderbniß der italienischen Natur, so doch ins Gemeine und Widerliche überzugehen. In Rubens Zeit hatte man noch nicht, wie es in der Folge, größtentheils durch Nachwirkung jenes kräftigen Jahrhunderts, geschehen ist, die feinern Züge des antiken Naturgeistes empfunden und zum Theil im Leben wieder erweckt. Man verwechselt in der Kunst wie im Leben die derbe Ueppigkeit mit dem Genusse natürlicher Sitte, und freilich war dieser Irrthum nöthig, um sich des eigenen Standpunkts bewußt zu werden. So stellen diese Werke die Schattenseite, aber einer kräftigen, lebensfrischen Zeit dar, und hatten für die Kunst das Verdienst, endlich Wahrheit statt einer fremden angenommenen Form zu geben. Freilich, wenn wir Rubens mit der Antike, mit Raphaels überirdischer Reinheit, oder mit den spätern

Digitized by Google

Idealisten vergleichen, so können wir ihn „natürlicher“ nennen. Allein mit den italienischen Naturalisten hat er deßhalb noch nichts gemein. Diese bringen mit einer sichtbaren, die Unbefangenheit der Kunst verletzenden Absichtlichkeit die schärfsten Gegensätze zusammen; tiefes Dunkel ist der vorherrschende Ton ihrer Gemälde, aus dem grelle Lichter und allerdings kräftige Farben hervortreten. Weil ihre Formen, im Gegensatze gegen die antikisirten Formen der Idealisten, aus der gemeinsten Natur genommen sind, hat man sie Naturalisten genannt; übrigens aber ist diese trübe Welt von entschieden häßlichen, am liebsten alten und runzlichten Gestalten eben so weuig natürlich wie das milchweiße Kolorit und das süßliche Wesen Guido's in seiner beliebtesten Manier. Von dieser trüben Auffassung, von diesem gesuchten Effekt ist denn doch in der klaren, derben Welt des Rubens keine Spur.“

Nach einer sehr lebendigen Schilderung der alten Stadt Brügge, die das freundliche Asyl vieler Fremder, namentlich Verbannter ist, und die noch ganz ihren mittelalterlichen Charakter beibehalten hat, macht der Verf. Bemerkungen über die flandrische Schule, über Hemling ꝛc. und beantwortet dann die Frage: worin eigentlich der höhere religiöse Ausdruck jener alterthümlichen Bilder liege? Er liegt nicht in der Frömmigkeit des Zeitalters oder des Landes, denn er fehlt ältern Zeiten und vielen sehr frommen Ländern, und kommt erst in der spätern minder frommen Zeit auf. Er liegt auch nicht in der Andacht der einzelnen Maler, von denen die trefflichsten oft gerade die wildesten oder üppigsten Weltmenschen waren. Der Verf. glaubt daher, daß jener fromme Ausdruck eine in der Kunst selbst liegende Ursache habe, und er bezeichnet ihn durch „das architektonische Prinzip im Gemälde.“ Wir geben nur den Schluß dieser ausgezeichneten Auseinandersetzung: „In den ersten sogenannten byzantinischen Gemälden war das Christliche mangelhaft, denn sie waren nur ascetisch strenge, ehrwürdig, und die wichtigere Seite des Christenthums, das Liebende und Verbindende, fehlte; das Malerische unvollkommen schon wegen der strengen plastischen Haltung, und im Gebiete der Schönheit stehen sie weit zurück, weil Beides, das Natürliche und das Geistige, unlebendig und unfrei erscheint. In den späteren, namentlich italienischen Bildern ist ein Fortschritt in jeder Beziehung, mehr Milde und Anmuth, Geist und Leben, und zugleich in der Verbindung zu einer perspektivisch geordneten Gruppe mehr Malerisches. Auch diese aber wurden von der Eyck'schen Schule übertroffen, in der die Verbindung nicht mehr eine äußerliche, sondern die landschaftliche Natur, das Ganze durch Licht, Farbenglanz und Spiegelung völlig verschmolzen war. In dieser Schule war der eigenthümlich christliche Schönheitsbegriff vollkommen reif und ausgebildet. Aber jezt trat auch das Einseitige desselben heraus, und es sollte eine Zeit kommen, wo man dieser christlichen Kunst eine andere, nicht christlichere, aber vermeintlich schönere entgegensezte. Der Punkt, an dem sich die Wege schieden, war die Auffassung der menschlichen Gestalt. Käme es im Gemälde bloß auf das Ganze an, fiele das Schöne völlig mit dem Malerischen zusammen, so wäre die Auffassung der Eyck'schen Schule unübertrefflich gewesen. Allein in der Malerei ist das Ganze nicht mehr ein so einfaches wie in der Plastik von nur einem untheilbaren Geiste belebtes, sondern der Geist des Ganzen sezt die Geister der Einzelnen voraus, und diese, die hier in der Mehrheit, und daher sich gegenseitig bedingend und herabsetzend erscheinen, sind doch wieder höher als die eine, sie umgebende Natur. In jener frühen Schule aber erschien der Mensch nur in dem christlichen Sinne der Demuth, und die Natur schöner als er. Die phantastische leuchtende Darstellung derselben, jenes mystische Centrallicht, dessen ich oft erwähnt habe, spricht die Harmonie des Irdischen in Gott tiefsinnig aus, aber nicht völlig ohne Willkür. Diese Maler sind im Gebiete der Schönheit, was die Mystiker im Gebiete des Wissens: sie geben die tiefste Anschauung, aber nicht ohne im Einzelnen den Dingen Gewalt anzuthun, oder ein süßliches Spiel mit ihnen zu treiben. In dem Streben, das Höhere zu erreichen, gingen die Niederländer und Italiener den abweichenden Weg, indem jene den Ernst der Bedeutung der menschlichen Züge fast bis zum Trüben verfolgten (worüber ich bei Quintin Messis sprach), diese aber immer mehr zu einer weichen Behandlung hinneigten, die zulezt bei Pietro Perugino das Höchste des Lieblichen, aber nicht ohne einen Beigeschmack des Süßlichen erreichte. So haben die Italiener mehr Reiz, die Niederländer mehr christlichen Ernst. Noch einmal und in höchster Gestalt erscheint die Vereinigung christlichen Ausdrucks mit der Schönheit bei Raphael, aber schon er selbst ist sich in dieser Beziehung nicht gleich, schon bei ihm beginnt die Trennung des Schönheitsbegriffes von dem Religiösen, welches das Charakteristische der Folgezeit ausmacht. Selbst sein kurzes Leben war zu lang, um die widerstrebenden Elemente verbunden zu halten. In seinen früheren Arbeiten erkennen wir noch ganz das 15te Jahrhundert, die Weichheit des Perugin durch einen edleren Geist höher gewürdigt. Auch die Werke seiner zweiten Manier haben haben noch den christlichen Charakter. Die Bilder seiner lezten Zeit sind nicht weniger schön, vielleicht selbst großartiger, mit noch reiferen Studien ausgeführt; aber es fehlt ihnen jener Zug höherer Weihe, wir nennen sie schön, im Gegensatze gegen die frühere religiöse Kunst. Auch hier bestätigt sich jener Satz: Je mehr das architektonische Prinzip im Gemälde erhalten ist, desto mehr hat es religiösen Ausdruck. Raphaels Bilder zweiter Manier, in welchen zwar nicht mehr die strenge Symmetrie der früheren ist, die aber in der Stellung der Figuren und

Digitized by Google

im Landschaftlichen die Perspektive noch sehr deutlich zeigen, sind religiöser als seine lezten Werke, und zumal als die des Michel Angelo und der spätern, die immer mehr bloß flache Anordnung im Vorgrunde geben. Vielleicht scheint Ihnen, daß ich dies Architektonische überschätze, und daß der verschiedene Ausdruck des Ganzen mehr von dem Gefühle, das wir in den einzelnen Gestalten sehen, abhängt; allein die Züge einer Jungfrau des Hemling oder des Perugino machen in einer andern Anordnung eine ganz andere Wirkung: was dort lieblich und milde ist, wird unter anderm Umgebungen sinnlich und schwach erscheinen. Ueberdies tritt auch gleichzeitig mit der Veränderung der äußern Anordnung eine andere Auffassung der menschlichen Gestalten ein. Statt dürrer Heiligen und zarter Jungfrauen sind jezt die muskulösen Formen der alten Plastik, statt des sanften Ovals und der anspruchlosen Gesichtsbildung die strengen Züge des griechischen Profils vorherrschend. Auch in der Körperbildung kam also ein anderes architektonisches Prinzip auf, und diese volleren, im antiken Sinne aufgefaßten Gestalten duldeten ihrerseits die Unterordnung unter die strenge Symmetrie und Perspektive nicht, wie wir an einigen florentinischen Bildern dieser Periode, die Beides verbinden wollen, bemerken können. So war in Kurzem eine völlige Umwandlung der Kunst geschehen, ohne daß man sagen kann, von welchem dieser einzelnen Theile sie ausging. Die architektonische Anschauung war eine andere geworden, und auf dem neuen Fundamente mußte sich nothwendig auch ein anderer Bau erheben. Dieser Wechsel gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte, und Alles hängt von der richtigen Auffassung desselben ab. Auch in der alten Welt verlor sich die architektonische Strenge im Laufe der Zeit. Allein dort war es Erschlaffung, welcher der gänzliche Verfall nachfolgte; hier aber trat eine höhere Begeisterung ein, welche ein Neues an die Stelle des Alten sezte. Die antike Kunst starb wie ein gesunder Mensch an Altersschwäche, während die christlich-religiöse ihrem Leben auf seiner Höhe ein Ende machte. Jene zerfiel zugleich mit der Religion, diese verließ die Religion, um für sich zu bestehen."

Noch eine Bemerkung knüpft sich hieran, die zu den schönsten dieses Buches gehört. „Unsere Väter, vor einem halben Jahrhundert, gingen noch an den Werken der vor-Raphaelischen Zeit, an den ältern Italienern und Niederländern, wie an den gothischen Domen kalt und unberührt vorüber, die uns durch die Rückwirkung der wiedergewonnenen Antike wieder vollkommen verständlich geworden sind, und uns eben so tief und tiefer ergreifen, als die alte Kunst selbst. Dieser geschichtliche Gang der Dinge, besonders auch die Erfahrung der lezten Zeit, gibt uns sehr deutliche Aufschlüsse über das Wesen der Schönheit. Das Verständniß der Antike öffnet uns den Sinn für das Mittelalter; die Kunst des Mittelalters aber führte auf ihrer höchsten Spitze zur glühenden Verehrung der alten Kunst. Sie rufen sich also gegenseitig hervor, und kehren wieder zu sich zurück, bilden also eine in sich abgeschlossene kreisähnliche Gestalt. Die Besorgniß von einer unbegränzten Zahl von Kunstgeschlechtern verschwindet daher, und wir sehen eine innere Einheit des Schönen, und daß dasselbe auf eine bestimmte Erscheinung zu beschränken wäre. Auf den ersten Blick scheint zwar ein harter Dualismus zu entstehen, weil nur jene beiden, die antike und die christliche Kunst entstehen können. Allein näher betrachtet mildert sich auch dies. Denn nur in der Architektur stehn beide Formen einander so schroff gegenüber, daß jede dritte historische Gestalt der Baukunst als eine Vorbereitung der einen oder der andern erscheint. In den mehr individualisirten Künsten dagegen gehen sie sanfter in einander über, und es entsteht eine Reihe von verschiedenen Durchbildungen beider Grundprinzipe. Diese erscheinen daher als die entfernten Pole des Ganzen (das mehr elliptisch als kreisförmig ist), zwischen denen sich die verbindenden Linien in lebendiger, wenn ich so sagen darf, elastischer Weise mehr und mehr ausdehnen."

Indem der Verfasser durch die bedeutendsten Städte Belgiens den Rückweg einschlug, ereilte ihn die Revolution in Lüttich oder vielmehr, sie kam ihm zuvor, denn plötzlich sah er sich von Tausenden umringt, die seinen Pferden in die Zügel fielen und unter donnerndem Geschrei Nachrichten von ihm über die Revolution in Brüssel verlangten, die so eben ohne sein Wissen hinter seinem Rücken vor sich gegangen war. Nicht ohne Humor schildert er sich in dieser Situation. Alles Politische war ihm zuwider, und er blieb sich in seinem antiquarischen Charakter so treu, daß er auch noch in Lüttich trotz der Revolution nur die alten Kirchen und Bilder aufsuchte und in komischen Aerger gerieth, wenn sich die Leute in diesem kritischen Augenblick nicht für sein Studium interessiren wollten.

Niemand wird dieses Werk aus der Hand legen, ohne den Verfasser für die großen Genüsse der Phantasie und des Geistes, die es gewährt, dankbar zu seyn. Daß er seine großartigen ästhetischen Ansichten nur gelegentlich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke, wie sie ihm auf der Reise vorkommen, anknüpft, und daß er sie nicht in ein System und Kompendium einkleidet, gereicht ihm, wenn wir nicht irren, zum Vortheil. Wie viel lebendiger wird jede Regel, wenn wir sie nur durch das Beispiel kennen lernen, wie gern folgt man dem Reisenden, wie erquickend ist der Wechsel, und wie viel angenehmer erscheint uns selbst die Belehrung in dieser interessanten Verwirrung, — während uns die Regelmäßigkeit und Trockenheit eines Vortrags im kahlen Hörsaale langweilt. Und richtet nicht am Ende Zerstreuung, Langeweile und der dem Menschen eigenthümliche Trieb, von einem allzu lang ausgedehnten Thema abzuspringen, in der Empfängniß auch des gründlichsten Systems eben so viele Verwirrung an und reißt das Gedächtnißbild eben so in Fetzen, als wenn wir die Suite der Ideen erst wie auf einer mineralogischen Reise hie und da aufgelesen und herausgeklopft hätten?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 77. 30. Juli 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

1) Der Nibelunge Lied, nach dem Abdruck der älteſten und reichſten Handſchrift des Freiherrn Joſeph von Laßberg. Herausgegeben und mit einem Wörterbuch begleitet von O. F. H. Schönhuth, Tübingen, Oſiander, 1834.

Der nur für Freunde veranſtaltete erſte und größere Abdruck der Laßberg'ſchen Handſchrift iſt nur in den Beſitz weniger gekommen, daher iſt die Verallgemeinerung derſelben durch die vorliegende kleine Oktavausgabe ſehr dankenswerth, und ſie iſt kein diebiſcher Nachdruck, wie deren leider noch immer in unſrer Nähe vorkommen, ſondern mit der ausdrücklichen Erlaubniß des Freiherrn von Laßberg veranſtaltet.

Der Herausgeber nennt die zu Grunde liegende Handſchrift die älteſte. „Ich ſage die älteſte Handſchrift, ohne damit die Behauptung aufzuſtellen, daß ſie den älteſten Text enthalte. Das leztere laſſen wir unbedingt derjenigen Handſchrift, welche K. Lachmann in ſeiner kritiſchen Ausgabe des Nibelungenlieds vom J. 1826, 4., zu Grunde gelegt hat. Den Schriftzügen nach zu urtheilen iſt die Handſchrift, welche vorliegender Ausgabe zu Grunde liegt, unbeſtreitbar die älteſte. Sie mag wohl noch dem Ende des 13ten Jahrhunderts angehören. Sie beſteht aus 115 Quartblättern von ſtarkem Pergament, das nur wenig gelitten hat. Das eigentliche Nibelungenlied nimmt 89 Blätter ein ſammt dem Blatt mit dem Namen des früheren Beſitzers; die Klage füllt 26 Blätter.

Auf dem erſten Blatte Seite a ſteht:

Hainrichen Durricher iſt daz bouch.

Auf dem uneinslezten Blatte Seite b (das lezte Blatt iſt nur noch Fragment eines Blattes) ſteht:

Et ſie est vinis per me neſcis tu von oſterach.

Die Schrift bei dieſen beiden Bemerkungen iſt zuverläſſig erſt aus dem 15ten Jahrhundert. Die erſte weist auf einen der früheren Beſitzer der Handſchrift, die leztere ſcheint nur Spielerei eines Beſitzers und keineswegs die Schrift eines Abſchreibers. Jede Seite der Handſchrift beſteht durchgängig aus 33 Linien, welche, nur durch Punkte bei jedem Verſe unterbrochen, fortlaufen. Die erſte Seite beginnt mit einem roth und blau gemalten großen Anfangsbuchſtaben. Kleinere gleichfalls roth und blau gemalte Anfangsbuchſtaben ſind bei jeder Aventivre. Die Ueberſchriften dieſer Aventivren ſind roth geſchrieben. Was ſonſt größere Buchſtaben ſind, z. B. die nach einer gewiſſen Anzahl vorkommenden Abſätze in den Aventivren, ſind nur roth. Die Eigennamen in der Handſchrift haben immer große Anfangsbuchſtaben. —

Digitized by Google

Abbreviaturen kommen mehrere vor: der meistens d', vnt immer vn̄, sogar chom̄ für chomen. Besonders ist beinahe durchaus der Vokal nach w ausgelassen. Auch bei den Eigennamen kommen Abbreviaturen vor. Bei einzelnen Wörtern ist nicht immer eine konsequente Schreibart durchgeführt, aber doch zeichnet sich diese Handschrift noch vor den meisten der übrigen durch ihre Konsequenz aus. Was bei andern Handschriften so selten der Fall ist, finden wir hier: sie ist aus Einer Feder geflossen und ein Federzug dem andern gleich. Kurz, man wird nicht leicht eine so schön geschriebene altdeutsche Handschrift auffinden. Schade, daß diese vorzügliche Handschrift gegen die Mitte hin zwei Lücken hat, wodurch 6 Blätter fehlen. Der Freiherr von Laßberg hat in seinem Abdrucke der Handschrift aus der vielleicht zweitältesten Handschrift zu St. Gallen diese Lücken ergänzt. Sie sind dort, so wie im vorliegenden Abdrucke, mit Strichlein bezeichnet. Ueber die Geschichte unserer Handschrift so viel: Sie befand sich in früherer Zeit auf dem Schlosse Hohenems im Rheinthal. Daher bekam sie wahrscheinlich Bodmer, als er daraus den lezten Theil des Lieds, so wie die Klage, im Jahr 1737, 4., abdrucken ließ. Von der lezten Erbin von Hohenems kam sie an einen gewissen Dr. Schuster zu Prag. Von diesem erhielt sie ein Herr Frickart zu Wien, der sie zum Kauf ausbot. Schon sollte sie nach England verkauft werden, um dort vielleicht — nie benüzt — unter den Büchersammlungen zu prangen, da kam der jetzige Besitzer und rettete das herrliche Kleinod noch zur glücklichen Stunde aus den Händen der Ausländer."

Die Klage ist hier nicht mit abgedruckt, der Herausgeber will sie erst später aus derselben Handschrift mittheilen, wenn das vorliegende Buch Abfaß findet.

Ein hintenangebundenes kleines Wörterbuch erleichtert die Lektüre des Textes, und es gehört wahrlich nur eine kleine Mühe dazu, sich in das altdeutsche Lied einzustudiren, wovon man dann einen unendlich höhern Genuß hat, als von den neudeutschen Uebertragungen, in denen sich das alterthümliche Gepräge so sehr verwischt.

Stellen aus dem Codex mitzutheilen, sie mit andern zu vergleichen ꝛc. scheint hier überflüssig, da die Vergleichung bereits nach der ersten Ausgabe öfters gemacht worden ist, und dies Geschäft den Alterthumsforschern vom Fach ausschließlich zukommt.

Diese kleine wohlfeile Ausgabe eignet sich wie die frühere (ebenfalls mit einem Wörterbuch, aber auch mit einer gar kuriosen Vorrede ausgestattet) von Zeune, um sie in die Tasche zu stecken und bequem mitzunehmen.

2) Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersezt von dem königl. bayerischen Ober-Appellationsrathe, Josef von Hinsberg. Zweite, verbesserte Auflage. München, 1833. J. Lindauer.

Ich muß gleich von vorn herein erklären, daß und warum ich alle Neudeutschungen des Nibelungenliedes für unnöthig, ja für nachtheilig halte. Erstlich glaube man nicht, daß das Große und Schauerliche, das Tiefe und das Hohe, das Natürliche, Derbe und Einfältige, kurz das Poetische seines Inhalts und der Zustände und Sitten, die es schildert, durch irgend eine Modernisirung nahe gebracht werden können; im Gegentheil, je näher der Ausdruck dem gegenwärtigen rückt, desto fremdartiger und abstoßender sogar muß der Inhalt auf uns wirken, desto mehr müssen wir dessen Wahrheit und Schönheit verkennen, desto langweiliger und geschmackloser wird uns selbst die äußere Darstellung, als ein Ganzes betrachtet, erscheinen. Diese Wirkung haben selbst die besten Neudeutschungen von Simrock und von Follen. Von den Hagen-Busching'schen Dollmetschungen will ich gar nicht reden, an denen ich im Jahre 1815 bereits, wo ich noch dazu eine ziemlich starke Dosis altdeutschthümliche Zuneigung zur Lektüre brachte, erfahren habe, wie ungenießbar sie sind; und der Widerwillen, der mir erregt worden war, konnte erst in Anerkennung des Gedichts verwandelt werden, als ich durch v. d. Hagens Vorlesungen über dasselbe 1817 veranlaßt wurde, es in der Ursprache zu lesen. Und wie bald liest man sich in diese so weit hinein, als zum Genuß des Ganzen erforderlich ist, so daß der des Liedes und des Genusses, den es bietet, nicht werth zu seyn scheint, der die geringe Mühe, es in der Ursprache zu lesen, scheut. Auch Goethe scheint von eigentlichen Uebersetzungen des Nibelungenliedes nicht viel zu halten, wenn er sagt: (Werke VI, 237—38) „Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesezt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jezt noch räthlich und thunlich sey, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben." Denn die Nibelungen in ein prosaisches Volksbuch verwandeln ist ganz etwas anders, als es, Aventiure für Aventiure, in neudeutschen Versen und Reimen wiedergeben. Der Volksbuchton hat für die Gebildeten dann wieder eine ähnliche Wirkung; denn auch er ist der Darstellung alles Derben, des „Ungefügen" jener alten Zeit vollkommen angemessen, das uns beleidigen muß, wenn es in zierlichem hochdeutsch sich äußert.

Digitized by Google

Herr von Hinsberg theilt natürlich diese Ansichten nicht. Statt sich durch die früheren Neudeutschungen belehren zu lassen, daß man sie überhaupt nicht unternehmen, oder höchstens Goethes Vorschlag befolgen solle, hat er vielmehr den genialen Einfall gehabt, man müsse, um es besser zu machen, es nur noch ärger, als seine Vorgänger, machen. Diese haben sich doch noch bestrebt, so weit es die hochdeutsche Sprache zuläßt, in Ausdruck und Versmaaß, dem Original nahe zu bleiben; Herr von Hinsberg wirft diese lästige Fessel weg, und übersezt, wie ihm der neudeutsche Schnabel gewachsen ist. Haben die früheren Uebersetzer ihre Mühe nur selten belohnt gefunden, ist es ihnen nur selten gelungen, im Neudeutschen die Einfachheit und Treuherzigkeit, auch die Liedlichkeit und die Kraft des alterthümlichen Ausdrucks zu erreichen; so hat Herr von Hinsberg sich an diesem allen, an dem ganzen Gedicht, ja an der Poesie und dem guten Geschmack überhaupt versündigt. Die Sprache des Nibelungenliedes ist wie die Zeit, der es angehört, noch reich an sinnlicher, individuellbestimmter Bezeichnungsweise; sie bezeichnet das Allgemeine, man darf nicht sagen, durch ein Besonderes, sondern in und mit dem Besonderen; noch weniger kehrt sie es um und sezt, wo sie ein Wirkliches und Besonderes zu benennen hat, bloß anspielend ein Allgemeines; sie ist mit einem Wort, noch nicht rhetorisch, noch weniger philosophisch, eben darum aber poetisch. Wie die Sprache, so sind es auch die Menschen und Begebenheiten, die im Liede geschildert werden. Jene denken nur, indem sie zugleich das Einzelne empfinden und vorstellen, sie äußern ihre Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen nur als diese bestimmten, auf diesen bestimmten Gegenstand gehenden und nicht als allgemeine, selten sogar in der nackten Form von Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen; sie sind noch so wenig sentimal, dies Wort mit Schiller als Gegensatz von naiv genommen, wie die Homerischen Griechen. Den Begebenheiten ist ebenso der Stempel der Unmittelbarkeit aufgedrückt. Dies ist die Regel, dies der Totaleindruck, den das ganze Gedicht nach Inhalt und Form auf uns macht und eben dadurch ist es poetisch. Jezt kommt Herr v. Hinsberg und übersezt alles in unsere rhetorisch und philosophisch gewordene neudeutsche Sprache, sezt richtig ein Abstraktum, wo im Original ein Konkretum steht, eine Reflexion, wo dort ein Gefühl unmittelbar laut wird, Ach und O öfter in einer Aventiure, als man's im ganzen Gedicht sonst findet, eine kostbar gedrechselte und zahme Redensart, wo dort ein gewähltes, aber ungeziertes, ein ehrerbietiges, aber kein feiges Wort steht. Hiemit noch nicht zufrieden, vergreift er sich auch am Versmaaß des Gedichtes. Daß die Form desselben ein wenig modifizirt werden muß, wenn neudeutsche Worte hinein passen sollen, das hat nicht allein Follen in der Vorrede zu seinem Musterſaal deutscher Dichtungen als nothwendig gezeigt, sondern vornehmlich auch Uhland durch die Art und Weise, wie er den Nibelungenvers zu seinem „Eberhard" benuzt hat. Herr von Hinsberg bindet sich an Nichts. Wie es ihm beliebt, braucht er den Nibelungenvers, oder läßt ihn abwechseln mit dem fünffüßigen Jambus. Im ersten Gesange gleich kommt diese widerliche Mischung vor; der zweite hat dagegen den Nibelungenvers ganz ausgestoßen, der dritte ihn wieder ganz zu Ehren aufgenommen; doch im vierten verschwindet er wieder, und so geht es in völlig willkürlicher Abwechselung bald auf diese oder jene Art fort. Ob Herr von Hinsberg auch wohl nur eine Ahnung von dem nothwendigen Charakter des Epos hat? Und wenn er weiß, daß eben dieser Charakter jedenfalls ein sich gleich bleibendes Versmaaß erheischt, warum hat er, wenn ihm das alte nicht zusagte, es nicht lieber ganz aufgegeben? Diese Hanswurstjacke von Alt und Neu ist wahrlich an und für sich das Widerlichste, was ersonnen werden mag. Daß derselbe auch nicht im Entferntesten den Nibelungenvers versteht, davon zeigt, daß er ihn da, wo er ganz eigentlich hingehört, in den lezten Gesängen, wo der furchtbare Kampf in und vor dem großen Saal geschildert wird, nicht wieder hat auftreten lassen. Was kann die Wirkung von diesem Hinsberg'schen Verfahren anders seyn, als daß wir durch ihn nicht eine Parodie, sondern eine Travestie des guten Nibelungenliedes bekommen haben. Menzel hat, glaub' ich, von den Fouqué'schen Rittern gesagt, es kucke ihnen der Zopf unterm Harnisch herfür; von den Hinsberg'schen Nibelungenrecken muß man sagen, daß ihnen überall die Nähte der modernen Uniformen platzen, deren Taille ihnen zwischen den Schultern sizt, während die Wattirung zum Brusthöcker wird, die Aermel aber bloß bis an den Ellenbogen reichen. Ohne allen Scherz ist aber zu sagen, daß die Aeußerung ihrer Gesinnungen in der modernen Sprache, die ihnen in den Mund gelegt wird, nicht mehr derb, sondern verwildert, nicht mehr heldenmüthig, sondern renommistisch, nicht mehr natürlich und kindlich, sondern albern und kindisch erscheint. Ihr ganzes Thun kommt uns nicht mehr bloß ungeheuer, sondern kannibalisch, eigentlich zu sprechen, völlig unsinnig und verrückt vor. Man begreift gar nicht, wie so geschliffen redende Menschen nur zu so ungefüger Denk- und Handlungsweise kommen können, wie es z. B. nur möglich ist, daß die Helden vom Rhein, die doch die Worte so klug zu drechseln wissen, so dumm sind, lieber Alle unterzugehen, als einen der Ihrigen, der sie wirklich, wider ihr Wissen und Wollen, in's Unglück gestürzt hat, der gerechten Strafe zu überliefern. — Findet die Hinsberg'sche Uebersezung gleichwohl so viel Beifall, daß schon eine zweite Auflage nöthig wurde; so ist dies nur ein neuer Beweis für den verderbten Geschmack des Publikums, der überall

Digitized by Google

nach dem Grellen greift. Wir wollen unsere Leser nicht mit Proben der Geschmacklosigkeit, welche jede Seite gegenwärtiger Uebertragung darbietet, behelligen; doch sind wir erbötig, wenn der Uebersetzer etwa die Richtigkeit unserer Behauptungen in Zweifel ziehen sollte, nicht allein diese, sondern auch häufiges Mißverstehen des Originals durch zahlreiche Beispiele zu erreichen. Hier nur eines, statt aller: In der âventiure von Sifride heißt's im Original:

Ich sage iu von dem degene, wie schoene der wart,
sin lip vor allen schanden was vil wol bewart,
starc unde maere wart sit der küene man.
hei was er grôzer êren ze diser werlde gewan.

— — — — — — — — —

In sinen besten siten bi sinen jungen tagen
man mohte michel wunder von Sifride sagen,
was êren an im wüchse und wie schoene was sin lip.
si heten in ze minne diu vil waetlichen wip.
Man zôch in mit dem flêze als im daz wal gezam:
von sin selbes muote was tugent er an sich nam.
des wurden sit gezieret sines vaters lant,
daz man in ze allen dingen sô rehte êrlichen vant.
Er was nu sô gewahsen, daz er ze hove reit
die liute in gerne sâhen; manic frouwe und manic meit
im wunschten daz sin wille in immer trüege dar.
holt wären im genuoge; des wart der herre wol gewar.
Vil selten âne huote man niten lie daz kint,
in hies mit kleidern zieren Sigmunt und Sigelint
sin phlâgen ouch die wisen, den êre was bekannt
des mohte er wôl gewinnen beidiu liute unde lant.

Bei Herrn von Hinsberg finden wir:

Stets nahm er zu an Schönheit, Muth und Stärke
Und reifte so zu jedem Heldenwerke;
Der innern Kraft gebrach der Unterricht
Wie seiner Abkunft wohl geziemte, nicht;
Er übte schon in frühen Jünglingstagen
Großthaten aus mit wunderkühner Hand;
Sein Name lebt in Liedern, lebt in Sagen,
Und seinen Ruhm sah manches ferne Land;
Es liebten ihn die Mädchen und die Frauen,
Sie freuten sich, den Holden anzuschauen
Und nimmer ward ihr Auge satt genug,
Wenn ihn zur Burg sein Roß vorübertrug;
Von Weisen ward des Knaben kräft'ge Jugend
Gebildet, einst der Völker Schutz zu seyn;
Sie pflegten treu den Keim der Ehr und Tugend
So trat er in das Jugendalter ein.

Ohne Zweifel glaubt Herr von Hinsberg für diese, wie für manche andere ähnliche Stelle, ganz besonders deßwegen ungetheiltes Lob zu verdienen, daß er die Reihenfolge des Vortrages logischer geordnet habe, obwohl das Original sich darin so spröde bewiesen hat, daß es nicht ganz hat gelingen wollen, dessen unlogisches Zusammenstellen des Ungleichartigen ganz zu überwinden. Allein ich muß bekennen, daß mir der scheinbare Mangel an Logik im Original nichts weniger, als fehlerhaft, vielmehr als eine Tugend erscheint; denn nur so ist es dem Dichter gelungen, uns anschaulich zu machen, wie jeder Tüchtigkeit des Knabenlebens und seiner leiblichen und geistigen Erziehung, eine Tugend und Vortrefflichkeit des Jünglings und Mannes, als Blüthe und Frucht entspricht. Mag also die Ordnung im Original unlogischer seyn, so ist sie doch sinn- und bedeutungsvoller und das, glaub' ich, entscheidet für die poetische Vortrefflichkeit. Wo ist aber, um auch das Einzelne zu bewähren, doch die Grundansicht unserer Vorfahren von leiblicher Schönheit nicht allein, sondern auch von der Fleckenlosigkeit des Leibes, davon schon Tacitus redet, im neudeutschen Text geblieben, jenes: sin lip vor allen schanden was vil wol bewart? Das ist eine wesentliche Auslassung, denn ohne jene Ansicht verstehen wir Vieles in jener Zeit und in unserm Gedicht, z. B. Brunhildens Amazonenhaftigkeit, nicht. Dagegen weiß das Original nichts von einem Unterricht, der seiner Abkunft geziemte, wohl aber von einer Erziehung, die ihm nöthig war, wenn er auch aus eignem Antriebe schon nach Tugenden strebte. Die Heldenwerke und Großthaten mit wunderkühner Hand des Neudeutschen sind auch nur Aufblähungen der gediegeneren Ausdrücke des alten Textes, da wohl von „ellenthaften Muot" und davon die Rede ist, daz man in ze allen dingen sô rehte êrlichen vant. Wie trefflich diese Aussage ist, begreift freilich nur der, welcher sich aus der Lektüre des Originals überzeugt hat, daß Wörter wie „fromm, ehrlich" in ihrer gegenwärtigen Bedeutung in Vergleich mit der alten, abgegriffenen Scheidemünze zu vergleichen sind. Denn während diese Wörter sich jezt nur einseitig auf die Sinnesweise beziehen, lag in ihnen sonst der Inbegriff von Gesinnung, Kraft und Wirksamkeit. „Fromm" heißt nicht bloß wohlgesinnt, sondern tüchtig, heilsam thätig; êrlich heißt nicht bloß „nicht diebisch," sondern treu, redlich, ruhmvoll, preiswürdig denkend und handelnd. Wie matt muß bei solcher Gediegenheit der Sprache jede Verneudeutschung werden?

Dr. W. V. Mönnich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 78. 1. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

5) Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage aus P. E. Müllers Sagabibliothek II. Band, mit Hinzufügung erklärender ꝛc. Anmerkungen und Exkurse, übersezt und kritisch bearbeitet von Dr. Lange, Privatdocent in Gießen. Frankfurt a. M., Brönner, 1832.

Prof. Lachmann hat schon 1816 den ersten Theil der Müller'schen Sagabibliothek übersezt. Hier folgt die erste Abtheilung des zweiten Bandes, die als ein Ganzes für sich gelten kann „denn es findet sich darin 1) eine gedrängte Darstellung der Volsunga- und Nornagestssaga, mit beständiger Beziehung auf die entsprechenden, mythisch-historischen Lieder der Edda Sämundar hinns froda Th. II. (Kopenh. 1818); 2) eine ähnliche Uebersicht des Inhalts der sogenannten Vilkinasaga (richtiger: Thidreks von Bern Saga) mit beständiger Rücksicht auf die altdeutschen Dichtungen dieses Sagenkreises; 3) hinter jedem einzelnen größern Abschnitte jener Sagaen historisch-kritische Untersuchungen, hauptsächlich über Wesen und Bedeutung, Alter, Fortbildung und Abfassung derselben, und endlich 4) am Schlusse des Ganzen zwei größere Abhandlungen, die eine: über den Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen nordisch-deutschen Sagenkreises; die andere: über die Ausbreitung und Fortpflanzung desselben im Norden. Kurz, es kann dieser Theil der großen Sagabibliothek wiederum für eine kleinere, aber umfassendere Bibliothek der nordisch-deutschen Heldensage gelten."

Gewiß ist diese Uebersetzung ein dankenswerthes Unternehmen, da die Verdienste jener Sagabibliothek allgemein anerkannt sind. Wenn Herr Lange die Bemerkung macht, daß eine Uebersetzung der Sagaen, die sich nicht auf Deutschland beziehen, überflüssig wäre, so irrt er doch wohl. Allerdings ist es jedem Gelehrten, der sich dafür interessirt, zu wünschen, daß er die Sprache kenne, aber es ist nicht von jedem zu verlangen. Viele haben gerade so viel Zeit, sich mit dem Inhalt der Sagaen, aber nicht so viele Zeit, sich mit Erlernung der dänischen und isländischen Sprache zu beschäftigen. Die Uebersetzung der Heimseringlasaga, der Niallssaga und so mancher andern wäre daher wohl zu wünschen.

Unter den Zusätzen des Verfassers zeichnet sich eine Skizze des Nibelungenliedes aus und eine Untersuchung über den Fortschritt von der mythisch-symbolischen zur mythisch-historischen und mystisch-allegorischen Bildung. Er beschäftigt sich darin fast ausschließlich mit der

Digitized by Google

antiken Mythologie, macht dann aber folgende Anwendung auf die nordisch-deutsche: „Wenden wir die in vorausgehender Abhandlung gewonnenen Resultate auf die nordisch-deutsche Heldensage an, so gilt es auch hier, gleichwie bei der Erforschung der ursprünglichen Heimath derselben, vor Allem die in derselben, besonders wie sie im Nibelungenliede dargestellt ist, auf's Innigste mit einander verschmolzenen zwei Hauptelemente derselben, nämlich: die Sage von Sigurd oder Siegfried und die von Thidrek oder Dieterich (d. i. Theodorich), Atle oder Etzel (d. i. Attila) und den übrigen Helden der Völkerwanderung, in der wissenschaftlichen Betrachtung zu trennen. Denn während, wie die vorausgehenden Untersuchungen gezeigt haben werden, die leztere (Dieterich-Etzelssage), gleichwie die Homerische Heldensage größtentheils, die Ossianische aber durchaus, nur aus sagenhaft-historischen Anlässen und nicht etwa aus ursymbolischen oder allegorischen Motiven herzuleiten ist, so ist dagegen die Sigurdssage, an ihrer ursprünglichsten Gestalt und abstraktesten Allgemeinheit aufgefaßt, eine reinsymbolische gewesen, und daher auch aus dergleichen Motiven abzuleiten. Es war nämlich die Sigurdssage ursprünglich nichts weiter, als ein mythisch-symbolisches Mährchen, zu vergleichen etwa dem biblischen Mährchen von der Schlange, dem Apfel und dem Weibe im Paradiese, welches der Volksgeist der Urzeit gleichfalls ersonnen zu haben scheint, um sich das Uebel, das über die Welt gekommen war, und das Herrlichste und Edelste hinwegnahm, auf eine kindlich-anschauliche Weise zu erklären. — Ob ich nun gleich die ursprüngliche Sigurdssage, in ihrer muthmaßlichen orientalischen Urgestalt, ja zum Theil selbst noch in der denkbar ältesten skandinavischen Darstellung derselben, eine mythisch-symbolische glaube nennen zu müssen, so verhält sich dies doch ganz anders mit der nordischen und deutschen Darstellung dieser Sage im 8ten und vollends im 12ten und 13ten Jahrhundert. Denn bereits in den hierher gehörigen Gesängen der Edda, noch mehr aber in der Volsungasaga, welcher nichts als die äußere Einkleidung fehlt, um auf den Namen eines epischen Heldengedichts Anspruch machen zu können, ist das symbolische Moment, der symbolisch-philosophische Gedanke des Urvolksgeistes, hinter dem sagenhaft-historischen oder dem heroisch-epischen Momente, fast gänzlich versteckt; das ursprüngliche Rein-Symbolische der Sage hat, besonders durch ihre Vermischung mit der auch in den Norden gedrungenen Sage von den ersten Helden der Völkerwanderung, Attila und Ermanarich, in seiner Fortbildung in der heroisch-epischen Periode, episches Gewand, epische Darstellung angenommen. Und nun vollends in der deutschen Darstellung dieser Sage im Nibelungenliede und im Heldenbuche, sowie in der nordisch-deutschen Darstellung derselben in der, hauptsächlich aus niederdeutschen Sagenelementen entstandenen, Vilkina- und Niflungasaga hat sich dieselbe in ein völlig heroisch-episches, so zu sagen ritterlich-romantisches Mährchen umgestaltet, und dieses ist, besonders in Verbindung mit der späteren eigenthümlichen Heldensage der deutschen Nation, der sogenannten Dieterich-Etzelssage, durch tausend andere, theils historisch-sagenhafte, theils rein oder willkürlich- — jedoch nach den Gesetzen der poetischen Wahrscheinlichkeit — erdichteten Motiven auf die oben angegebene Weise im Munde des Volks und einzelner Sänger mehr und mehr zu dieser Masse der Sagen und Gesänge angewachsen. — Es würde nun gewiß ebenso einseitig und irrig seyn, die ursprünglich tiefe symbolische Bedeutung der Sigurdssage, wie sie selbst noch in der spätern romanhaften Ueberarbeitung und Ausschmückung derselben in der deutschen Darstellung, besonders aber im Nibelungenliede, durchblickt, verkennen zu wollen, als es höchst einseitig und verkehrt wäre, darin alles und jedes, was doch meistens offenbar nur historisch-epische Ausschmückung der Volkssage oder poetisch-willkürliche, romanhafte Ausmalung einzelner Sänger und Sagenbearbeiter ist, auf eine symbolische oder vielmehr auf eine mythisch-allegorische Bedeutung zurückfahren zu wollen. Hat man die symbolische Grundidee, die der ganzen Dichtung ursprünglich unterliegt, wie oben geschehen ist, zugegeben, so glaube ich, ist der Symbolik und ihren Anhängern volle Gerechtigkeit widerfahren. Mögen sie nun eine gleiche auch den historisch-sagenhaften und rein-erdichteten oder fabelhaften Elementen der nordischen und deutschen Heldensage widerfahren lassen, und nicht etwa Alles ohne Unterschied in ein symbolisches Chaos zusammenwirren wollen, wie dies offenbar von Mone und v. d. Hagen vielmals geschehen ist."

Doch hat Mone gerade in seiner neuesten Untersuchung („Quellen und Forschungen") die geschichtlichen Quellen des Nibelungenliedes mit dem seltensten Fleiß und Sammlergeist verfolgt, so daß man ihm eher den Vorwurf machen könnte, er habe zu viele historische Anspielungen in jenem Lirde gefunden, als zu wenige.

4) Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von F. K. Freiherrn von Erlach. Erster Band, erste Lieferung. Mannheim, Hoff, 1834. S. 144.

Mit Ausschließung der politischen Lieder, welche O. L. B. Wolff kürzlich gesammelt hat, und der geistlichen, die ebenfalls längst gesammelt sind, hat der Herausgeber hier eine systematische Folge von deutschen Volksliedern

Digitized by Google

aller Art begonnen. Wenn Manches darin steht, was uns schon aus dem Wunderhorn von Arnim und Brentano bekannt ist, so hat doch der Herr von Erlach jederzeit das alte Original zu Rathe gezogen und die willkürlichen Zusätze, Retouchirungen, Modernisirungen, welche sich diese Herren zuweilen gestattet haben, gewissenhaft vermieden.

Den Anfang machen sieben schöne Lieder von Luther, Frau Musika, das Lied vom Hofe.

Denn wer gedächt
Zu leben schlecht,
Ganz fromm und g'recht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt
Und gar geschwächt,
Gehöhnt, geschmächt,
Und bleibt allzeit der andern Knecht.

Beim Schmeichelstab
G'winnt mancher Knab
Groß Gut und Haab,
Geld, Gunst und Gab,
Preis, Ehr' und Lob;
Stößt andre 'rab,
Daß er hoch trab:
So geht die Welt jezt auf und ab.

Ferner das bekannte Lied auf die beiden Knaben, die zu Brüssel um des Glaubens willen gemartert wurden. Der Herausgeber hätte dieser schönen und schlichten Ballade nicht den pretiösen und doch trivialen Titel „Kraft und Sieg der Wahrheit" geben sollen. Dann das bekannte Weihnachtslied „vom Himmel hoch, da komm ich her"; das Lied „eine feste Burg ist unser Gott", dem der Herausgeber abermals die abgeschmackte Ueberschrift „Glaubensmuth" gegeben hat; das Vaterunser und das Lied von der christlichen Kirche.

Hierauf folgen zwanzig treffliche Trink- und Scherzlieder von Dr. Johann Fischart, genannt Mentzer, z. B. die bekanntern „den liebsten Buln, den ich hab" und schürz' dich, Gretlein." Dabei sind aber auch einige Gedichte sehr ernsten, ja erhabenen Inhalts. So zürnt der Dichter über sein Vaterland:

Was Ruhm hat der jung Adler doch
Wenn er sich rühmt der Eltern hoch
Wie sie frei wohnten in Bergsklüften
Und frei regierten in den Lüften,

Und er sizt gefesselt auf den Stangen.
Muß, was der Mensch nur will, ihm fangen?
Also was ist dir für ein Ehr
Wenn rühmst die alten Teutschen sehr;

Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du acht'st nicht der Freiheit dein,
Kannst kaum in dei'm Land sicher seyn.

Läßt dir dein Nachbarn sein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
Sollt auch solch feiger Art gebühren,
Daß sie soll Kron und Szepter führen?

Ja ihr gbührt für den Königsstab
Ein hölzin Roß, welchs sie nur hab,
Und führe für den Adler kühn,
Ein bunte Axel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball
Den man schlägt, wenn er hupft im Fall:
Weil heut doch schier kein Ernst ist mehr
Handzuhaben Freiheit und Ehr.

Eben so schön ist ein Lied von Hutten:

Da laß ich jeden liegen
Und reden was er will,
Hätt Wahrheit ich geschwiegen
Mir wären Hulder viel:
Nun hab ich's gsagt
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen
Wiewohl noch ich
Nit weiter fleich; (fliehe)
Vielleicht werd wieder kummen.

Sechs Lieder von Hans Sachs sind gut gewählt, z. B.

Man sagt von Geld und großem Gut.
Das thun ich alls ring achten,
Für alls gfällt mir ein freier Mut,
Darnach ich nur will trachten.
Kein sunder (besonder) Witz und Kunst so spiz
Will lassen um mich wohnen,
Und singen frisch fröhlich ob (bei) Tisch:
Nun gang (geh) mir aus den Bohnen.

Auf meiner Weis will ich hinaus
Das Vöglein lassen sorgen
Und fröhlich seyn nur überaus
Vom Abend an bis Morgen.
Auf meinem Tisch, ob schon nit Fisch
Und köstlich Speis thun wohnen,
So eß ich Kraut, fällt mir die Haut,
Sing: gang mir aus den Bohnen.

Will Gott, so muß kein Geld bei mir
Durch Alter schimmlich werden,
Kaum auf Leib nichts, ist mein Begier
Viel Glück ist noch auf Erden,
Es kummt bei Tag, wer warten mag,

Digitized by Google

Das mir mein Weif wird lohnen,
Nach dem ich ring und fröhlich sing:
Nun gang mir aus den Bohnen.

Unter drei Liedern von Bartholomäus Ringwaldt ist folgendes gar schön:

Ich lob die Poln in ihrer Zier.
Sie bleiben bei der alten Manier.
Bekleiden sich nach Landesbrauch
Wie Türk und Moskowiter auch.

Aber ihr in dem teutschen Land
In Kleidung haltet kein Bestand,
Daran man euch mit wahrem Grund
Wie andre Völker kennen kund.

Sondern ihr seyd recht wie die Affen
Nach Welschen und Franzosen gaffen.
Sowohl nach Böhmen und dergleichen
Die ihrer Lande Gränz erreichen.

Was die an Rüstung, Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müssen Jungfrau, Mann und Knaben
Auch allenthalben um sich haben.

Mit welcher Tracht und losen Dingen,
Sie sich nur um die Heller bringen.
Und machen, wie man's wohl erfindt,
Daß alles Geld im Land verschwindt.

Ja, wenn sie noch bei einem blieben,
Und nicht so ofte Wechsel trieben,
In Röcken, Wämsen, Stiefel, Hut,
So ging es hin und wär noch gut.

Aber, eh daß man sich umsicht,
So wird was neues aufgericht;
Darauf so falln sie insgemein:
Wie sollt ihr dann vermöglich seyn?

Dann folgen noch einzelne Lieder von Belitz, Puschmann, Knaust, Schede. Auch dieser leztere singt:

Teutschland — sag's mit Vergunst —
Begabet ist mit mancher Kunst,
Derer sich's gar nit schämen thar (darf).
Hoch schätzen wir fremd Ding,
Und achten unsers für gering:
So doch das unsrig andrer Kunst und Lahr
Weit übertrifft, wie offenbar.
Was bringt's dann für Nutz und Frommen,
Schätz suchen anderswo, doch leer heimkommen?

Ferner Lieder von Denaisius, Metzger, Hager von Nürnberg, und von Unbekannten, worunter viele schöne Balladen oder Romanzen, die zum großen Theil schon im Wunderhorn, im deutschen Museum, in Büschings Volksliedern ꝛc. vorkommen; endlich Manches aus Grimms altdeutschen Wäldern, aus Vulpius Kuriositäten „der Tannhäuser" und das schöne Gedicht „die Krone der Königin von Afion."

Jeder Freund der alten Volkspoesie muß dem Herausgeber für diese reiche Sammlung, wovon nur die erste Lieferung erschienen ist, die aber vier starke Bände umfassen wird, dankbar seyn.

Im lezten Bande will er die Volkslieder der neuesten Zeit sammeln. Wir wünschen, daß er dabei möglichst an solche Volkslieder denken möge, die in den Wachtstuben, Spinnstuben, unter Handwerksburschen, in der übelriechendsten Kneipe von Hamburg und in der russigsten Sennhütte auf den Alpen vorkommen, und nicht an die vornehmen sogenannten Volkslieder, die für Studenten, reiche Weintrinker, Freimaurer und freiwillige Krieger gemacht worden sind, und denen eben alles abgeht, was zu einem echten Volkslied gehört, wenn es auch wahr ist, daß durch die Mischung der Stände im Kriege, und durch die Hoffart, mit welcher niedere Stände die höhern nachahmen, viele solcher vornehmern Lieder, selbst Opernarien weit unter dem Volke verbreitet worden sind. Auch die Singvereine; so wohlthätig sie gewirkt haben, dürften hin und wieder zu beschuldigen seyn, daß sie der echten Volkspoesie entgegengewirkt und zu viel abstrakte, didaktische und sentimentale, und überhaupt unpoetische Lieder unter das Volks gebracht haben. In dieser Beziehung muß ein Sammler von neuern Volksliedern wohl eine strenge Kritik üben und nicht über eine gewisse Gränze des Echtvolksthümlichen hinausgehn. Wenn er aber allerdings einige vornehmere Lieder, die einmal allgemein im Volk gesungen werden, aufnehmen muß, so sollte er auch auf der andern Seite die gemeinen und niedrigen Lieder, die eben so unsre Zeit und die Krise, in der sich die untern Klassen befinden, charakterisirt, nicht aus einer Art von prudem Patriotismus übergehn.

Im Ganzen ist es eine nicht uninteressante Wahrnehmung, daß sich die gelehrte Poesie und die Volksdichtung wechselseitig angezogen und durchdrungen haben. Die Restauration der Lyrik seit Herder und Goethe verdanken wir der Annäherung an das deutsche Volkslied, und worin anders beruht der Zauber in den Dichtungen Uhlands? Auf der andern Seite aber ist auch die gelehrte Poesie zum Volk hinabgedrungen und zwar gerade in ihrer, der Volkspoesie widerstrebenden, didaktischen, moralisirenden, pathetischen und sentimentalen Richtung. Ist diese seltsame Rückwirkung eine Art Rache, welche die aus der Mode gekommene klassische Poesie an der die neue Romantik bedingenden Volkspoesie nimmt? oder kommt nur, wie immer, so auch in diesem Falle die alte Mode, nachdem sie von den Vornehmen abgelegt worden ist, an das Volk? oder erhebt sich vielleicht das Volk auf eine höhere Stufe des Urtheils, indem es die alte naive Lust verlassend, zu ernstern Gegenständen sich hinneigt?

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 79. 4. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

3) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

Die Vorrede sagt: „Wenn ich nicht anstehe, einer Seits den Parcival, das vorzüglichste Gedicht Eschenbachs, in Reichthum der Phantasie und Anmuth des Witzes dem Ariosto, und in Tiefsinn dem Dante dreist an die Seite zu stellen, so muß andrer Seits auch zugegeben werden, daß in schöner Form und Rundung des Ganzen dieses Gedicht das Lied der Nibelungen unendlich übertrifft. Noch mehr aber müssen wir staunen, wenn wir erfahren, daß dieses Werk von so reichem und verwickeltem Inhalte, in welchem die kleinste Episode ihre vollständigste Auflösung, die leiseste Beziehung ihre genügende Erläuterung erhält, — in welchem trotz des Chaos der sich drängenden Begebenheiten dennoch die Handlung klar und deutlich vor unsern Augen sich fortspinnt, und mit der weisesten Besonnenheit Schritt vor Schritt zum befriedigenden Ende geführt wird, — gedichtet ward von einem Manne, der weder lesen noch schreiben konnte, dem die Fülle der Begebenheiten daher nur durch Vorlesen aus dem französischen Werke des Provenzalen Kyot (oder Guiot), eines uns unbekannten Dichters, mitgetheilt, und durch Widerlesen des bereits Gedichteten im Gedächtniß erhalten werden konnte. Wo und in welcher Weise er seiner Quelle nach- oder ihr hinzugedichtet habe, läßt sich bei unsrer Unbekanntschaft mit derselben nicht beurtheilen; dennoch bleibt Wolfram das Verdienst der Originalität ungeschmälert, da es bekannt genug ist, wie die Dichter des Mittelalters den rohen vorgefundenen als Sagen im Volke umgehenden Stoff, ihn als lautre Wahrheit annehmend, und als solche auch treulich wiedergebend, in ihrer eigenthümlichen Weise auffaßten, und als ein neues Werk darstellten, in welchem mit der älteren Sage nur die allerallgemeinsten Umrisse der Handlung übereinstimmend befunden werden.“ Dieses Lob ist nicht übertrieben, wenn man die Vergleichung mit Dante und den Nibelungen ausnimmt, die gewiß bei dem ganz verschiedenen Charakter dieser Gedichte nicht paßt. Der Parcival ist in der That nach den Nibelungen und neben dem Tristan das großartigste deutsche Epos.

„Parcival erlangt die höchste Glückseligkeit auf Erden, welche nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthume des heiligen Grals zur äußern Erscheinung kommt,

Digitized by Google

nur durch das errungene, unbedingte und unerschütterliche Gottvertrauen; somit ist uns in der Erziehung des Heldenjünglings Parcival die Erziehung der ganzen Menschheit zur immer mehr sich läuternden Reinheit und Gottähnlichkeit gegeben. — Dies ist die überall klar hervortretende Grundidee des Ganzen, die indeß, nirgend ausgesprochen, sich nirgend pedantisch geltend macht, dennoch aber auf die natürlichste Weise mit umsichtiger Kunst der vielgestaltigen Handlung ihre bezweckte Richtung und entschiedene Bedeutung gibt.“ Dies ist wahr, aber nicht genug. Wissentlich bezweckte Wolfram von Eschilbach mit seinem großen Gedicht die Apotheose des christlichen Ritterthums im Geist der Kreuzzüge, und unwillkürlich wurde ihm das Gedicht durch den deutschen Charakter, den er ihm verlieh, zu einer allegorischen Geschichte des deutschen Volkes, wie dasselbe sich durch seine inwohnende Kraft je mehr und mehr seiner ursprünglichen Barbarei entkleidet und endlich die höchsten geistigen Höhen erreicht.

Der Verfasser hat nur einen kurzen Auszug in Prosa gegeben und nur hin und wieder einige übersezte Verse eingestreut, verspricht aber die Herausgabe einer vollständigen Uebersetzung. Dies ist ein sehr löbliches Unternehmen, da der Parcival im Original weit ermüdender ist, als die Nibelungen und sicher weit weniger Leser findet. Doch wäre zu wünschen, daß der Verfasser dem neudeutschen Reime keine Schönheiten des altdeutschen Originals opferte, daß er lieber die Reime wenigstens hin und wieder wegließe, um den Sinn desto treuer wieder zu geben, und daß er nicht durch Einmischung moderner sentimentaler oder emphatischer Ausdrücke die Einfalt des alten Gedichts zerstörte.

In der Einleitung hat die Uebersetzung:

Eine Sage ich Euch erneue,
Die singt von großer Treue,
Von Angst und Freud' und Lieb' und Leid,
Von Weibes rechter Weiblichkeit,
Und Mannes Mannheit hehr genug,
Die folgend tiefem Herzenszug
Durch Streit und Drangsal unbezwungen
Zum hohen Ziel sich hingerungen.
Dem Helden bier' ich also Gruß:
Er, Weibes-Augen ein süßer Genuß,
Bot Weibes-Herzen süße Pein;
Unthaten feind, von Unthat rein,
Gewann er, wo er Streit nur fand,
Den Preis mit siegreich kühner Hand.
Doch ist bis jezt noch ungeboren,
Den zu dem wunderreichsten Sang,
Der jemals meiner Kunst gelang,
Ich auserkoren.

Das Original lautet:

Ein maere wil i' u niuwen,
daz seit von grözen triuwen,
wiplichez wibes reht,
und mannes manheit alsô sleht,
diu sich gein herte nie geboue.
Sin herze in dar an niht betroue,
er stahel, swa er ze strite quam,
sin hant dâ sigelichen nam
vil manegen lobelichen pris.
er küene, traecliche wis,
(den helt ich alsus grüeze)
er wibes ougen süeze,
unt dâ bi wibes herzen suht,
vor missewende ein wâriu fluht.
den ich hie zuo hân erkorn,
er ist maereshalp noch ungeborn
dem man dirre aventiure giht
und wunders vil des dran geschiht.

Demnach müßte die Uebersetzung eigentlich lauten:

Eine Mähr' ich euch erneue
Die sagt von großer Treue,
Von rechter Weibes Weiblichkeit,
Von schlichter Mannes Mannheit,
Die keiner Härte je sich bog,
Weil ihn sein Herz nicht betrog.
Von Stahl, wenn er zum Streite kam,
Seine Hand siegreich nahm
Viel manchen löblichen Preis ꝛc.

Da ist „von Angst und Freud' und Lieb' und Leid“ und von „hehr genug“ und von dem „folgend tiefem Herzenszug“ und vom „Hinringen zum hohen Ziel“ doch nirgends die Rede.

Vom Inhalt des Gedichts geben wir hier einen Auszug des Auszugs. Gamuret will keinem Herrn als dem höchsten dienen und geht deshalb auf Abenteuer. Er kommt nach Mohrenland, rettet eine Königin und wird mit ihr vermählt. Der Verfasser hätte die schwarze Schöne, von der er bloß sagt:

Ist etwas licht, so wie der Tag,
Dem freilich glich die Dame nicht;
Denn schwarz war Leib ihr und Gesicht,
Den thauigen Rosen ungleich gar;

Digitized by Google

etwas beſſer malen ſollen, denn das Original fügt hinzu:

Von ſchwarzer Farbe war ihr Schein,
Ihre Krone ein lichter Rubin,
Dadurch man ihr Haupt ſah.
Die Wirthin zu ihrem Gaſte ſprach,
Daß ihr lieb wäre ſein Kommen.
Herr, ich habe von Euch vernommen
Viel ritterlicher Würdigkeit.
Darum laßt euch nicht leid ſeyn,
Wenn ich euch meinen Kummer klage,
Den ich nahe im Herzen trage.

Wenn dieſe Dame nicht etwas Liebenswürdiges hätte, würde man ſich Gamurets Vermählung mit ihr weniger erklären können. Die Frucht ihrer Ehe iſt Feirefis, ein Knabe ſchwarz und weiß wie eine Elſter, halb von des Vaters halb von der Mutter Farbe. Auf ſeinen Zügen kommt Gamuret ſodann nach Spanien, und rettet und heirathet hier die ſchöne weiße Königin Herzeloide, die ihm den Parcival gebiert. Gamuret fällt gegen die Heiden. Herzeloide zieht mit ihrem Sohn in eine Wildniß, fern von allen Menſchen, denn ſie will ihn hüten, daß er nie ein Held werde, damit er nie ſo unglücklich ende wie ſein Vater. So wuchs das Kind auf, mit ſeiner eignen Herkunft unbekannt. Ihm war geſtattet, ſich Pfeile und Bogen zu ſchnitzen, mit denen er den Vögeln nachſtellte;

Doch ſchoß er einen ihrer nieder,
Der kurz vorher ſo ſüße Lieder
Geſungen noch: ſah man den Kleinen
Mit Schmerzgebehrden um ihn weinen.
Er wuſch am Fluß ſich alle Morgen.
Noch wußte nicht ſein Sinn von Sorgen;
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da ſchwoll die kleine Bruſt ihm: hin
Lief weinend er zur Königin, —
Doch fragte ſie, was ihm geſchehn?
So wußt er Rede nicht zu ſtehn,
Wie's Kindern oft ja noch geſchieht.

Herzeloide, ſtets um ihn beſorgt, forſchte dieſem Weſen nach, und da ſie fand, wie der Vögel Geſang ſeinen Buſen mit ſolchem Sehnen und ſolcher Wehmuth erfüllte, ſchwur ſie allen Vögeln Haß, und befahl, ſie zu tödten. Der Knabe aber bat, ihnen Frieden zu geben, denn nur ſchöner ſchienen die nun zu ſingen, die dem Verderben noch entflohen waren. Einmal ſieht Parcival zufällig im Walde einen Ritter, er hält ihn für Gott, von dem ihm ſeine Mutter erzählt hat. Der Ritter aber lacht und ſagt ihm, auch er ſolle ein Ritter werden, er möge nur zum König Artus gehn. Da läßt es dem Knaben keine Ruhe mehr, er will fort; die Mutter aber, die ihn nicht länger halten kann, ſtattet ihn zu ſeiner erſten Fahrt wie einen Narren aus und gibt ihm ganz verkehrte Lehren mit auf den Weg, damit er überall ausgelacht, verſpottet und zu einer baldigen Rückkehr genöthigt werden möge.

In Narrentracht reitet er aus und einen ganzen Tag lang am Ufer eines kleinen Bachs entlang, da ihm die Mutter geſagt, er ſolle über kein dunkles Waſſer reiten. Endlich ſcheint ihm der Bach hell genug zu werden und er wagt darüber zu ſetzen. Dann ſieht er ein ſchlafendes Frauenzimmer in einem Zelt. Seine Mutter hat ihm den Rath gegeben, nur gleich bei Frauenzimmern dreiſt zu ſeyn und ihnen Ring und Kuß zu rauben. Er fällt alſo ohne weiteres über die ſchöne Jeſchute her, küßt ſie und nimmt ihr mit Gewalt ihren Ehering, weshalb ihr zurückkehrender Gemahl, Herzog Orilus, ſie alles Schmucks beraubt auf einen dürren Klepper ſezt und dem Parcival nachjagt. Dieſer iſt weitergeritten und hat die bei der Leiche ihres von Orilus erſchlagenen geliebten Schianatulander weinende Sigune gefunden, die er an Orilus zu rächen gelobt. Endlich naht er ſich dem Artushof, findet aber vor den Mauern den ganz rothen Ritter Iwer, der den gaſtlichen Becher des Königs in den Schooß der Königin ausgeleert, den Becher ſelbſt geſtohlen und alle Ritter der Tafelrunde frech zu Kampf herausgefordert hat. Mit einer Botſchaft deſſelben kommt Parcival zu Artus, und wird wegen dieſer Botſchaft und wegen ſeiner Narrenkleidung verlacht und verachtet, beſonders von dem böſen Keye, ſezt ſich aber gar bald in Reſpekt, indem er in dieſer Tracht und mit ſeinen ſchlechten Waffen den rothen Ritter überwindet. Von da kommt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn in Ritterſitten und Religion unterweiſt, ihn die Narrentracht ablegen läßt, und ihm Lehren gibt, die denen ſeiner Mutter gerade entgegengeſezt ſind. Insbeſondere ſoll er bei Frauen ſittſam und bei Männern nicht vorlaut ſeyn, ſoll nicht nach Ring und Kuß ſtreben, und nicht kindiſch nach Allem haſchen, denn Beſcheidenheit und Schweigen ziert den Mann.

So neugeſchaffen kommt Parcival zu der Prinzeſſin Konduiramur, deren Schönheit ihn auf's tiefſte rührt, bei der er aber ein beſcheidenes Schweigen beobachtet. Sie ſelbſt muß den Anfang machen. Als der Jüngling noch im ſüßen Morgenſchlaf liegt, fühlt er ſich durch leiſes Seufzen und heiße Thränen, welche auf ſeine Wangen herabträufeln, geweckt. Die Augen aufſchlagend, ſieht er die Herrin des Hauſes, nur mit einem weiß ſeidnen Hemde bekleidet, und einen Sammetmantel

Digitized by Google

über die Schultern geworfen, knieend über ihn gebeugt. Parcival bittet sie aufzustehn, denn so knieen dürfe sie nur vor Gott; sie sezt sich nun zu ihm auf das Bette, erzählt die Bedrängniß, in die Klamide sie versezt, doch schwört sie, daß sie vom höchsten Thurme sich werde herabstürzen, ehe sie ihm ihre Hand reiche. Morgen früh solle von neuem der Sturm auf die Stadt beginnen, wenn sie seinem Willen sich nicht füge. Innig bewegt, sichert ihr Parcival zu, ihr beizustehn, wie er mag, und getröstet schleicht die Fürstin, an ihren schlafenden Dienern vorbei, wieder in ihr Gemach zurück. Sogleich rüstet sich Parcival zum Streit, und besiegt erst den Seneschal Klamides, dann diesen selbst und schickt sie Beide als Gefangene an Artus Hof. Er selbst aber heirathet die befreite Prinzessin, und Beide sind so unschuldig, daß sie die Ehe erst am dritten Tage vollziehen, ein sonderbarer, aber so charakteristischer Zug, daß ihn unser Uebersetzer nicht hätte weglassen sollen. Ueberhaupt, wenn man allzu prude seyn will, was soll aus der Poesie der alten Zeiten zulezt werden? Parcival ist sehr glücklich mit Konduiramur, verläßt sie aber, um seine geliebte verlassene Mutter wiederzusehn.

Parcival, in dumpfes Sinnen verloren, überläßt dem Roß die Zügel, das ihn pfeilschnell über Stock und Stein eine weite Strecke trägt, bis er gegen Abend zum See Brumbane gelangt, auf welchem mehrere, nach ihrem Aussehn zu urtheilen, reiche Ritter in einem Kahne fischen. Aus den Mienen Aller aber spricht Schmerz und düstrer Gram. Auf Parcivals Frage nach einer Herberge weiset der Aelteste, ein ehrwürdiger Greis, ihn nach einem Schlosse, wo er ihn selbst heut Nacht noch wieder zu sehen hoffe. — Nachdem der Jüngling noch einen Theil des Waldgebirgs zurückgelegt hat, stellt hoch auf einem Felsen mit vielen Thürmen die bezeichnete Burg sich dar, kühn und fest gebaut, so daß kein Heer, das durch die Luft auf Flügeln sich nicht hinaufschwingen kann, sie jemals erstürmen wird. — Auf Parcivals Ruf und die Empfehlung des greisen Fischers wird die Zugbrücke niedergelassen, und er reitet in den Burghof, den aber hoher Rasen bedeckt, ein Zeichen, daß selten hier fröhliches Ritterwerk begangen werde. Eine zahlreiche Ritter- und Dienerschaft empfängt zuvorkommend den Gast. — Man bringt ihm wohlriechende Wasser zum Waschen und kostbare Kleider, womit er geschmückt wird. — Als am Spätabend der Wirth, eben jener greise Fischer, vom See zurückgekehrt ist, wird Parcival zu ihm in einen prächtigen Saal, den hundert Kronleuchter und unzählige Kerzen erleuchten, geführt; Polsterbetten laden ringsum zur Ruhe ein, herrliche Teppiche liegen davor ausgebreitet, in marmornen Kaminen brennt süßduftendes Aloeholz; es herrscht eine Pracht, wie sie noch kein menschliches Auge erblickt hat. In einem Lehnstuhl am Hauptkamine, in Pelze dicht gehüllt, sizt der Wirth, doch vermögen sie nicht, den furchtbaren Fieberfrost zu lindern, der, wechselnd mit der glühendsten Hitze, ihn schüttelt; an unheilbarer und der schmerzvollsten Krankheit leidet der unglückliche Mann, der den Gast bittet, neben ihm Platz zu nehmen.

Zahlreich war versammelt die Ritterschaft
Im festlichen Saal; da brach die Hast
Der Jammer plötzlich. Ein Knapp trat her,
In der Hand einen Blut-gerötheten Speer,
Im Kreis herum ihn schweigend tragend.
Die Ritterschaft erhub sich klagend,
Der tiefes Leid und düstern Schmerz
Des Speeres Anschaun goß in's Herz.
Der Knapp, zur Pforte wieder gewandt,
Durch die er gekommen, drauf verschwand.
Nun an des Saales and'rem Ende
That auf sich eine stahl'ne Thür,
Und zwei Jungfrauen traten behende
Hervor, mit Schleier und Blumenzier
Im langen glänzend blonden Haar.
Auf gold'nen Leuchtern brennende Kerzen
Trug das anmuthvolle Paar.
Wohl Lieb entzündend, wenn bei den Schmerzen
Des kranken Gebieters für diese Triebe
Der sehnenden Brust noch Neigung bliebe.
Ihm folgte ein Zweites, ein Tischgestell
Von Elfenbein tragend; rosig hell
Flammte ihr Mund; ein Gürtel golden
Umschloß die Scharlachkleider der Holden,
Die dann von den Hüften in weiten Falten
Hernieder wallten.

Es neigten die Vier sich ernst bescheiden,
Und vor den Wirth hinsezten die Beiden
Das Gestell. — Anderer Jungfrauen Vier
Mit Kerzen traten aus der Thür,
Und wieder Vier, die einen Stein,
Hellstrahlend wie der Sonne Schein,
Hertrugen, einen Granatjachant,
Wie man noch nimmer auf Erden fand.
Gegen den Wirth sich neigend, bewegten
Die Acht sich her, und die Leztern legten
Auf das Gestell von Elfenbein
Den plattgeformten glänzenden Stein,
Und traten mit niedergeschlagenem Blick
Dann zu den ersten Vieren zurück.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 80. 6. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

5) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

(Fortsetzung.)

Es hatten diese vier Jungfraunpaare
Ein zierlich Blumengewinde im Haare,
Und sammtne Gewande, mit Gürteln umschlossen,
Doch grüner wie Gras, das frisch entsprossen.
Vier Jungfrauen abermals erschienen
Mit brennenden Kerzen, und hinter ihnen
Sah man zwei Fürstentöchter kommen,
Die fern hieher zum Dienst entnommen.
Auf weißen Tüchern brachte das Paar
Zwei scharfe silberne Messer dar;
Die legten sie vor dem König nieder
Und kehrten mit Zucht sich neigend wieder
Zu den andern, die vor ihnen kamen.
Von der kostbarsten Seide, Plialt mit Namen,
Und von Stoffen aus Ninive
War ihr Gewand, so weiß wie Schnee. —
Endlich aber nahte die Königin;
Von ihrem Antlitz ging aus ein Licht
Wie bei des neuen Tags Beginn
Die Sonne durch die Wolken bricht.
Auf einem Kissen von grünem Achmardi,
Dem feinsten arabischen Seidenstoff,
Trug sie, was in Menschenbusen hie
Die Wonne des Paradieses troff,
Und was von dem höchsten Wunsche der Erden
Gewünscht nicht kann, gedacht nicht werden. —
Den heiligen Gral. Urepanse hieß
De Joie, von der er sich tragen ließ.
Der Gral aber war von solcher Art,
Daß höchste Keuschheit der bewahrt,
Und frei jedes Tadels die mußte seyn,
Die zur Pflegerin sich erlesen der Stein.
Sechs Lampen von lauterem Glase — nicht
Von Armuth eben zeugte ihr Licht —
Mit brennendem Balsam trugen dem Grale
Voran sechs liebliche Jungfräulein.
Vor den König sezte die heilige Schaale
Die Königin nieder und in die Reihn
Der achtzehn Ersten mit ernstem Neigen
Traten die Sieben, so daß der Reigen
Der herrlichen Krone-tragenden Maid
Zur Rechten und Linken sich zierlich reiht.

Digitized by Google

Nun werden hundert Tafeln aufgedeckt und mit kostbarem Tischgeschire besezt. Eine große Pagen- und Dienerschaar reicht die Speisen umher, und bedient knieend den König, Parcival und die Gäste. Heerlich, wie die Vorbereitungen zu dem Mahle, ist das Mahl selbst; denn die wunderbare Kraft des Grales spendet den Bewohnern der Burg alles, was irgend an Speise und Trank begehet werden mag; so wie der Wunsch danach ausgesprochen ist, steht es da vor dem heiligen Gefäße. — Parcival sieht wohl die Wunder um ihn her und ist vom höchsten Staunen ergeiffen, doch die Lehre von Gurnemanz bindet seine Zunge, und er wagt nicht, nach der Ursach oder Bedeutung von allem diesem zu fragen, indem er fürchtet, dem Wirth durch sein Fragen zu nahe zu treten, und hofft, auch ohne dies zu erfahren, wie es um die Wunder hier stehe. — Inzwischen bringt ein Knappe ein prächtiges Schwerdt, das der gütige Wirth dem Gast überreichen läßt: „es sey von trefflicher Art, und er werde ihm für die Gabe danken, wenn er erst dessen seltne Kraft erprobt habe." Weh, daß auch jezt Parcival nicht fragte, denn durch die Ueberreichung des Schwerdtes ward er dazu aufgefordert. Durch die Unterlassung der Frage beachte er über sich und den Wirth namenlosen Jammer. — Das Mahl ward nun aufgehoben; Urepanse und die Jungfrauen entfernen sich in demselben Zuge, wie sie gekommen, und die Gesellschaft erhebt sich. Als Parcival sich zur Nachtruhe empfiehlt, sieht er durch eine halbgeöffnete Thür in einem Nebengemache auf einem Polsterbett den allerschönsten alten Mann liegen; wer dies aber war, davon ein ander Mal. — Am Morgen darauf kommt Niemand mehr ihn zu bedienen, vielmehr schimpft, da er wegreitet, der Thürmer hinter ihm her. Da reitet er bestürzt weiter. Von einer Linde herab tönt eine süßklagende Stimme. Es ist Sigune, die in den Zweigen des Baumes ihren geliebten Schionatulander noch immer in den Armen hält. Von ihr erfährt Parcival, daß er auf dem geheimnißvollen Schlosse Montsalvaz gewesen, wo der alte König Titurel gewohnt. Sein Sohn Amfortas leide an einer unheilbaren Krankheit, könne aber nicht sterben, weil die Kraft des h. Grals ihn erhalte. Er könne aber nicht gerettet werden, außer durch einen Ritter, der ihn um sein Leid und um die Wunder des Schlosses frage, und seit Menschengedenken sey kein Ritter auf das Schloß gekommen, weil keiner hinkommen könne, der dahin wolle. Parcival sieht nun, was er versäumt und ist voll Gram. Unterwegs findet er die leidende Jeschute und versöhnt sie mit ihrem Gatten Orilus, den er bezwingt und ebenfalls an Artus Hof als Gefangnen schickt. Als er selbst dahin will, findet sich ein Falke zu ihm, der eine wilde Gans in der Luft abfängt. Als diese niederstürzt, fallen drei Blutstropfen in den Schnee und Parcival wird dadurch in ein tiefes Sinnen versezt.

Konduiramur, hier liegt dein Bild.
Wie hier das Blut den Schnee mit Roth
Gefärbt, der seine Weiße ihm bot, —
Konduiramur, so zart und licht,
Trägt roth und weiß dein Angesicht.

Lebendig malt dem trunknen Sinn
Ihr Antlitz auf den Schnee sich hin;
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritte glänzt von ihrem Munde:
Ein Bild, wie jenes, da mit Bangen
In morgentlicher Dämmerstunde
Die Königin zu Belripar
Ihm hülfestehend genahet war.
Warm trug er sie in treuer Brust,
Und schwärmend in der Liebe Lust
Mit Sinnen und Gedanken hing
Dem Traum er nach, der ihn umfing. —

Wie versteinert hält Parcival mit aufgerichteter Lanze, in Sinnen versunken, vor dem Bilde; so gewahrt ihn ein Knappe des Hofes, der so eben sich zum Aufbruch rüstet. — Mit Geschrei stürzt er in's Lager, und bringt die Kunde, daß unfern ein Ritter auf Kampf warte; die ganze Tafelrunde sey durch diese Frechheit geschmäht, wenn ihn Niemand bestehe. Segramors, der immer Streitbegierige, springt wüthend auf, und trozt Artus die Erlaubniß ab, auf das Abenteuer einzugehn. — Parcival, durch ihn gestört, wirft ihn nieder, und steht sogleich wieder starrend vor den drei Blutstropfen, einem zweiten Ritter geht es nicht besser. Endlich kommt der tapfere Gavin, merkt, was in des Helden Seele vorgeht und bedeckt die drei Blutstropfen mit einem Tuche. Da kommt Parcival wieder zu sich und geht mit Gavin an Artus Hof. Da aber kommt die häßliche Kundrie, eine Art von Megäre, und flucht dem Parcival, weil er zu Montsalvaz so thöricht still geschwiegen. Hiermit schließt der erste Theil des Gedichts, durch das Zusammenkommen der Gefangenen und Befreiten am Hofe Artus sich vollkommen abrundend. Nur der Schmerz und die Sehnsucht Parcivals bleibt übrig, um auf den zweiten Theil vorzubereiten.

Parcival wurde durch Gurnemanz Ermahnung zur Ehre so gut betrogen wie durch seiner Mutter Narrenlehre. Er hat, indem er der edelsten Bescheidenheit sich bewußt war, doch einen Fehler, sogar ein Unrecht

Digitized by Google

begangen. „Was er heilig hielt, hat ihn in Elend und Schmach gebracht. Eben so natürlich springt er daher von einem Aeußersten zum andern über, von dem unbefangenen Kindesvertrauen zum Argwohn, von der Demuth vor Gott zur Gottesverachtung; denn noch ist ihm die Erkenntniß nicht gekommen, daß Gott züchtigt, die er lieb hat, die wahre Grundfeste und der Schlußstein des christlichen Glaubens. — Wie er auch diese Kenntniß erlange, sich selbst durch lange Erfahrung läutere, durch das festeste Ausharren in Verfolgung seines hohen Ziels sich zu dessen Erreichung würdig mache, wie endlich in der Stunde der Todesnoth die Kraft Gottes sich ihm offenbart, und er am Ziele seines Strebens sich findet, ehe er es selbst ahnt, das wird in den folgenden Theilen des Gedichtes sich weiter entwickeln, in welchen zugleich alle in dieser wunderbaren Dichtung angeschlagenen Töne sich in die vollständigste Harmonie auflösen." Die Abenteuer Gavins, die denen Parcivals zur Folie und Abwechslung dienen, übergehen wir hier. Parcival findet auf seiner weitern Irefahrt zuerst in einer Einöde eine Klausnerin, in der er Signunen wiedererkennt, büßend am Sarge Schionatulanders. Weiter kämpft er mit einem Ritter, mit dem er sich in einen tiefen Abgrund stürzt, aber davon kommt. An einem heitern Morgen begegnet er einem greisen Ritter. Dieser tadelt ihn, daß er in Waffen daher reite; ob er denn nicht wisse, welch ein heiliger Tag heut sey, an dem es sich nicht zieme, der Ritterschaft nachzugehen? — Parcival antwortete trübe: Herr schon lange kümmert es mich nicht mehr, welcher Tag des Jahres sey, oder wie die Zahl der Wochen geht. Ich diente einst zwar Einem, der heißt Gott; ich diente ihm treulich, und nimmer wankte mein Sinn an ihm, bevor er so lästerlichen Spott über mich verhängte. Ich höre von seiner Hülfe, aber an mir ist sie verzagt. Der Greis entgegnete streng auf diese verzweifelnde Rede: „Redet ihr von dem Gott, den die Magd gebar, und glaubt ihr an seine Menschwerdung, und an das, was er heut um uns erlitt, so steht der Harnisch Euch sehr übel an. — Es ist heute der Charfreitag, dessen alle Welt sich freuen, und in Zerknirschung feiern mag; denn an diesem Tage ward die hohe Treue offenbar, die Gott an uns beging, da man ihn zu unsrer Erlösung an das Kreuz schlug." Da ergriff den Parcival zum ersten Mal der Gedanke an die Allmacht und Treue Gottes. Er beichtet bei einem heiligen Einsiedler. Diesem eröffnet er, die größte Sorge komme ihm daher, daß er den Gral nicht finden könne, und danach bekümmere ihn am meisten die Sorge um sein liebes Weib. Letztere lobt dieser, denn die Liebe der Ehegatten sey Gott ein Wohlgefallen; den Gral zu suchen, sey aber ein vergebliches Bemühen, und hier erfährt nun Parcival erst vollständig, welche Bewandtniß es mit dem Grale habe. — Der heilige Gral nämlich ist ein Stein der wunderbarsten und geheimnißvollsten Art. Als im Kampfe Lucifers und der rebellischen Engel gegen Gott und die treugebliebenen himmlischen Heerschaaren, eine Anzahl von Engeln unthätig und parteilos bei dem Streite blieb, wurden sie nach dem Sturze Lucifers von Gott verdammt, diesen Stein, der aus der Krone Lucifers gefallen war, zwischen Himmel und Erde schwebend zu tragen, bis zur Stunde der Erlösung der sündigen Menschheit. Da nun brachten sie ihn auf die Erde, und zu einem köstlichen Gefäße umgewandelt, diente er zu der Schüssel, aus welcher Christus das Osterlamm verzehrte, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut des Heilands auffing. Als das Christenthum nach dem Westen Europas hin sich mehr auszubreiten begann, trug ein Engel auf Gottes Befehl den Gral zu dem jungen und frommen Königssohne Titurel, der von nun an mit seinen Nachkommen Hüter und Pfleger des heiligen Grales seyn sollte. Nachdem lange Jahre Titurel diesem erhabenen Amte vorgestanden hatte, trat er das Königreich seinem Sohne Frimutel ab, der darauf im Kampfe für den Glauben Christi seinen Tod fand. Nun fiel das Reich und die Pflege des Grals auf seinen ältesten Sohn Amfortas; von seinen übrigen vier Kindern widmete sich Treurizent dem Dienste des Grals; die älteste Schwester, Joisiane, wird mit dem Herzog Kyot von Katalonien (den wir schon bei Kondwiramur antrafen) vermählt, dem sie eine Tochter Sigune gebiert, dessen Geburt sie aber nur wenige Stunden überlebt. Die zweite Tochter, Herzeloide, war dem Könige Kastis zur Ehe gegeben, hat aber schon am Tage der Vermählung den Gatten verloren. Später errang sie im Turnier zu Kanvoleis Gamuret zum Weibe, durch den sie Mutter Parcivals ward. — Die jüngste Tochter Frimutels, Urepause de la Joie, ist noch unvermählt; sie lebt bei ihrem Bruder Amfortas auf Montsalvas, und nur von ihr läßt sich, nach Joisianens Tode, der heilige Gral tragen. Dieses Amtes ist nur die reinste und keuscheste Jungfrau würdig. Jedem andern Sterblichen ist das Gefäß unantastbar. Wunderbar sind die Kräfte des Steins. Alle Charfreitage kommt eine weiße Taube vom Himmel, die eine Oblate auf ihn legt. Diese gibt ihm die Kraft, über alles, was die Erde nur erzeugt, zu gebieten; daher erhalten die Bewohner von Montsalvas und die Templeisen ihre köstliche Zehrung. Wer den Stein sieht, kann an dem Tage, an dem er ihn sah, nicht sterben; zweihundert Jahre lebt der in rüstiger Jugendkraft, dem sein Anschaun alle Tage zu Theil wird; sein Haar ergraut

Digitized by Google

nicht, und seine Haut strahlt immer im schönsten Glanze. — Eine zahlreiche Ritterschaft dient dem Grale und wehrt jeden Ungeweihten von dem Walde ab, in dessen Mitte Montsalvas liegt. Eine Inschrift, die zu Zeiten am Rande des Gefäßes erscheint, und sobald sie gelesen ist, verschwindet, zeigt die Namen der Knaben und Mädchen an, die der Gral zu seinem Dienste fordert. Aus den entferntesten Landen werden sie herbeigerufen und glücklich die Eltern, deren Kindern diese Freude zu Theil wird! Denn so wie sie auf Erden von jeder Todsünde befreit sind, wird ihnen im Himmel ewige Wonne. Vermählt auf Montsalvas zu leben, ist nur dem Könige des Grals gestattet, damit das Herrschergeschlecht sich fortpflanze. Wird aber ein fremdes Land herrenlos, und sehnt es sich nach einem Fürsten, so zeigt der Gral in seiner Schrift den Namen des Ritters, der dahin als König ziehen soll. Dort darf er sich vermählen, aber nicht seine Herkunft melden. Die Jungfrau auf Montsalvas dürfen zwar auch sich vermählen, müssen dann aber die Burg verlassen. Nie dürfen Hochfahrt und Unzucht dem reinen Gefäße nahen. Keusch, züchtig und demüthig müssen der König, und alle Gralsdiener und Frauen seyn. Wehe, daß dies jemals Amfortas vergaß, weßhalb er es mit grenzenlosem Jammer büßen muß. — Denn als in dem jungen Könige bei der Blüthe seiner Jahre die Minne lebendig ward, zog er aus auf Abenteuer, durch Ritterthaten um Minnesold zu dienen; „Amur" war sein Kampfgeschrei, doch nicht rein von unkeuschem Sehnen blieb sein Herz. Einst stieß er auf einen fremden Ritter aus ferner Heidenschaft, der sich hier das Königthum des Grals erstreiten wollte; Amfortas rennt ihn an, und tödtet ihn, wird zugleich aber von seinem Speere verwundet, dessen vergiftete Spitze in der Wunde abbricht, die unheilbar sich zeigt. Das Uebel steigt mit jedem Tage; ein giftiger Eiter entquillt ihr unaufhörlich; alle natürliche und übernatürliche Mittel werden aufgeboten zur Heilung: Wasser aus den vier Flüssen des Paradieses, das Reis, das die Sybille dem Aeneas zum Schutz in die Hölle mitgegeben hatte, des Pelikans Blut, mit dem er seine Jungen nährt, das Herz des Mägde-Reinheit prüfenden Einhorns, und der Karfunkel, der ihm unter seinem Horne wächst, Drachenwurzel; alles vergebens. Eine geringe Linderung der namenlosen Schmerzen gewährte dem unglücklichen König nur die vergiftete Lanze selbst; denn lag er im heftigsten Fieberfroste, und senkte man die Spitze desselben in die Wunde, so erwärmte sich sein Blut von der Hitze des Giftes; um das Eisen jedoch legte sich jedesmal Eis an, das nur durch die zwei silbernen Messer, die wir auch zu Montsalvas vortragen sahen mit der blutigen Lanze, abgeschabt werden kann. Auch ist's dem Leidenden Erquickung auf dem See Brumbane, wo Parcival ihn zuerst antraf, zu fahren, wo die Süße und Lüde der Luft den Kranken stärkt und labt. Endlich ließ der Gral die Worte lesen: Kommt ein Ritter nach Montsalvas, und fragt unaufgefordert und vor Ablauf der ersten Nacht, wie der König zu diesem Leiden gekommen sey, so solle es ein Ende haben. Die Krone des Grals aber gehe dann auf den Retter über. — Treurizent zog sich nun in die Wüste als Einsiedler zurück, und betete Tag und Nacht zu Gott, den ersehnten Ritter nach Montsalvas zu senden; er gelobte Gott für die Rettung des Bruders eine ewige Entsagung von aller Ritterschaft an, und entschlug sich alles Fleisches und Weines; doch vermehrt wird dadurch nur die Klage der Templeisen, denen nun auch die Hoffnung geraubt ward, daß Treurizent sich des halbverwaisten Reiches annehmen werde. — Täglich tragen sie den König vor den Gral, um durch dessen Anschaun den Tod von ihm abzuwehren. Endlich betritt ein Ritter die Burg, aber in Einfalt unterläßt er die Frage. So erklärt sich der Jammer Sigunens, da Parcival ihr seine Anwesenheit zu Montsalvas, und daß die verhängnißvolle Frage unterlassen sey, mittheilt, so die Verwünschung Parcivals durch die treue Gralsbotin Kundrie la Surzière. — Treurizent bemerkte am Sattelzeuge des Rosses Parcivals eine Turteltaube, dem Zeichen der Templeisen, und fragt ihn, ob er Lähelin sey, der kürzlich hier einen Templeisen erschlagen habe. Parcival verneint es, doch fällt ihm nun der Mord Ithers von Gahevieß schwer auf das Herz. Treurizent bebt bei dessen Nennung zurück, denn nun weiß er erst, wen er vor sich sieht, Herzeloidens Sohn, seinen eignen Neffen. Aber Parcival stürzt nur aus Leid in neues Leid; denn er erfährt nun auch, daß er in Ither seinen leiblichen Vetter erschlagen; daß er das Herz seiner Mutter durch sein Scheiden von ihr gebrochen hat, daß er der Drache gewesen, den sie an ihrer Brust gesäugt, der ihren Leib zerfleischt, und dann durch die Lüfte entflohen sey, wie der Traum es ihr zeigte; und, Wehe, ruft er, ewiges Wehe über mich! Auch das Königthum des Grals kann mich nun meinem Jammer nicht entreißen; Wehe, wie schwere Schuld habe ich auf mich geladen! Amfortas kann mir nimmer vergeben, den ich so treulos in sein Elend zurückstieß."

Auf seinen weiten Fahrten begegnet Parcival dem Gavin und kämpft lange mit ihm unerkannt, bis sie einander in die Arme sinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 81. 8. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

5) Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von Sau-Marte. Magdeburg, Creuz, 1833. S. 144.

(Schluß.)

Ein andermal kämpft Parcival eben so unentschieden mit einem Mohrenkönig. Dieser Heide hat übernatürliche Kraft durch die kostbaren Steine, die er an sich trägt, Parcival aber schöpft alle seine Stärke aus dem Gedanken an seine geliebte Konduiramur, doch will er unterliegen, da besinnt er sich eines Bessern, und denkt nur noch an Gott, von ihm allein die Kraft leihend, und sein Gegner wird sieglos; da auf einmal erkennt er, daß der Heide sein Bruder Feirefis ist. Sie kehren Beide an Artus Hof zurück. Hier erscheint auch Kundrie, die Graisbotin, wieder, wegen ihres Fluchs den Parcival um Verzeihung bittend. Er verzeiht ihr, und sie erhebt sich plötzlich in schöner Majestät und sagt: „Die Planeten, die die Welt umschweben, und des Firmamentes Zaum sind, erzeigen an Dir Seligkeit; sie nehmen den Kummer von Dir, der Grai und des Grales Kraft führt Dich in heiliges Leben; Du hast der Seele Frieden Dir zurückerstritten, und Deinem Leid die Freude wieder errungen. — Parcival erwacht wie aus einem schweren Traume; Freudenthränen entfließen seinen Augen; ohne daß er es ahnte, und wollte, da er am wenigsten auf sein hohes Ziel Bedacht nahm, in der Stunde der Todesnoth, als das Schwerdt des Bruders über seinem Haupte geschwungen war, und Er mit aller Kraft seiner Seele und dem festesten Vertrauen zu Gott um Hülfe rief, da erhörte der barmherzige Heiser sein Gebet, und verkündete seine Weihe in der Schrift des Grals. — Parcival beschließt, sogleich nach Montsalvas aufzubrechen. Einen Begleiter darf er mit sich nehmen, und zu diesem erwählt er Feirefis. Kundrie führt die beiden Brüder auf dem nächsten Wege gen Montsalvas, wo gerade jezt Amfortas wieder an den heftigsten Schmerzen leidet. Das Heer der Templeisen zieht seinem neuen Gebieter zum Empfange entgegen, und als er nahe ist, steigen die Ritter vom Roße, um ihn in Ehrfurcht zu Fuß zu begrüßen, und Parcivals Gruß däuchte ihnen ein Segen. — Drei Stunden betet er inbrünstig vor dem heiligen Gefäße zu Gott und zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, dann richtet er sich auf, tritt vor Amfortas hin, und fragt mit frommer Zuversicht: „Oheim, was wirret Dir?“ Und der durch Sankt Silvestern einen Stier vom Tode lebendig hieß dannen gehn, und

Digitized by Google

der dem Lazarus gebot aufzustehen, derselbe half, daß Amfortas gesund ward und genas. Und ein Glanz ging nun von ihm aus, wie die Sonne durch Nebel dricht, daß Absalon, Davids Kind, von Askalon Vergulat, Gamuret und selbst Parcival nur im trüben Scheine gegen ihn dastehn, und der Glanz ihrer Haut vor jenem zu verschwinden scheint. Parcival wird nun feierlich zum König gekrönt, und in sein Amt eingesezt, wie der Gral es geschrieben hat. — Inzwischen ist Konduiramur, auf die erste Nachricht von Parcivals Erhöhung, mit ihren beiden kleinen Söhnen, Kardeiß und Lohenangrin, von Belripar aufgebrochen, um nach Montsalvas zu ziehn. Sie ist bereits bis zum Plimizol gelangt, und hat auf demselben Platze, wo Parcivals Sinne einst von den drei Blutstropfen im Schnee gefangen genommen wurden, Nachtherberge genommen. Parcival eilt dem geliebten Weibe, das er in fünf und einem halben Jahre nicht gesehn hat, entgegen, spricht jedoch vorher bei Treurizent, dem Einsiedler, an, der ihn zur wahren Gotteserkenntniß mit guter Lehre geführt hat. Auf wohlbekanntem Wege reitet er die Nacht durch weiter, und mit Tagesanbruch findet er sich auf dem Plimizol. Kyot von Katalonien, der Oheim seiner Gattin, empfängt ihn, und führt ihn sogleich in deren Gezelt. — Schlummernd liegen vor ihm auf den schneeweißen Decken die holden Drei, mit lichten, vom Schlaf gerötheten Wangen; schöner wie die Blutstropfen ihm ehbevor hier das Antlitz des geliebten Weibes vorbildeten, findet er jezt das phantastische Bild verwirklicht." Bei der Rückkehr nach Montsalvaz gedenkt er Sigunens. Er findet die treue Magd, allein der Gram hat ihr Herz gebrochen, todt liegt sie über dem Sarge ihres Schionatulander hingegossen. Auf Montsalvaz vermag Feirefis den h. Gral nicht zu sehen; der schöne Greis, den Parcival zuerst durch eine Seitenthür gesehen, der alte König Titurel, erklärt diese Blindheit aus dem Heidenthum des Feirefis, der sich sofort taufen läßt und die Hand der herrlichen Jungfrau Urepanse erhält. Aus diesem Bunde entsprießt der berühmte Priester Johannes, der mystische Herrscher im Morgenlande. Parcivals Sohn aber, der junge Lohenangrin kommt von zwei Schwänen gezogen zu der Fürstin von Brabant und lebt in glücklicher Ehe mit ihr, bis ihre unzeitige Frage nach seiner Herkunft ihn hinwegtreibt, doch läßt er ein Schwert, ein Horn und einen Ring dem herzoglichen Geschlecht von Brabant, das von ihm abstammt, zurück.

Es würde überflüssig seyn, auf die hohen Schönheiten dieses Gedichts noch näher aufmerksam zu machen. Möge dieser kurze Umriß dazu beitragen, Lust zur Lektüre des Ganzen zu erwecken.

6) Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Ein literarhistorischer Versuch von Dr. Heinr. Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau ꝛc. Breslau 1832.

Wenn es schon im Allgemeinen von großem Interesse ist, gewisse Arten von Literatur oder Poesie in ihrer eigenthümlichen, wenn gleich von den übrigen, wie von den allgemeinen Kulturverhältnissen bedingten Entwicklung dargestellt zu finden; so kann dieses Interesse nur um so größer seyn, je bedeutsamer die Art der Poesie ist, deren geschichtliche Darstellung in der angedeuteten Weise unternommen ward. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man die Entstehung des deutschen Kirchenliedes, wie es mit der Reformation selbst lange genug gegangen ist, an Luthers ehrwürdigen Namen knüpft. Aber so wenig eine Begebenheit, wie die Reformation, das Werk eines Augenblicks, des einzelnen Mannes für sich seyn kann und gewesen ist, so wenig Luthers Bibelübersetzung als sprachliches Werk möglich war, wenn nicht die Sprache sich etwa von Eckehart und von Tauler an in Darstellung religiöser und weltlicher Stoffe schon so weit entwickelt gehabt hätte, daß sie dem energischen Geiste jenes großen Mannes, so zu sagen, mundrecht war; eben so wenig wird es einer besonnenen Ansicht möglich scheinen, daß das deutsche Kirchenlied, das seinen bleibenden Typus und vollendeteren Charakter allerdings Luthern verdankt, seine erste und gleich vollendete Gestalt vor Luthern empfangen habe. Man muß vielmehr auch für das Kirchenlied annehmen, daß es, wie die Reformation selbst, nach vielen, erst fast verfehlten, dann aber immer wiederholten, immer glücklicheren Versuchen, in Luthern endlich, da die Zeit erfüllet war, zu so gesundem, kräftigem Leben gedieh, daß es, als die Erfüllung lang ersehnter Wünsche, weit und breit mit Jubel empfangen, mit Liebe und Treue gepflegt werden und unausrottbare Wurzeln schlagen konnte. Den Beweis für diese allgemeine, geschichtphilosophische Ansicht liefert nun vorliegendes Werk des Herrn Professor Hoffmann, dem es überhaupt zu nicht geringem Ruhme gereicht, seinen an sich schon verdienstlichen, sprach- und literargeschichtlichen Arbeiten immer mehr ein kulturgeschichtliches Gepräge zu verleihen, die Erscheinungen auf dem Gebiete deutscher Sprach- und Literargeschichte immer mehr als Ergebnisse zu betrachten, welche nur im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung deutschen Geistes und Wesens wahres Verständniß, ja höhere Bedeutung gewinnen. Doch davon mehr bei Gelegenheit einer andern Schrift desselben Verfassers. Hier liefert derselbe, weniger durch Räsonnement, als thatsächlich den Beweis,

Digitized by Google

daß das deutsche Volk von jeher, selbst wäheend der Zeiten einer völlig latinisirten Gottesverehrung, das Bedürfniß gehabt habe, in seinen Andachtsübungen nicht bloß leidend sich zu verhalten, seinen religiösen Empfindungen namentlich durch Gesang Luft zu machen, und zwar, je länger je mehr, in einem ihm selbst verständlichen, in deutschem Gesange. Es ist höchst erfreulich, hier nachgewiesen zu finden, wie die lateinische Geistlichkeit sich immer mehr genöthigt sah, diesem unüberwindlichen Drange des Volks, mehr oder weniger nachzugeben; denn wir finden darin eine Bestätigung mehr für den anderweitigen schon anerkannten Satz: daß, was einmal in der vorigen Natur begründet ist, sich wohl zurückdrängen, nicht unterdrücken läßt, daß es endlich alle willkürlichen, naturwidrigen Schranken siegreich durchbricht. Kein Mensch, der nur je selbst gedacht oder gedichtet, der nur je Kunde genommen hat von Poesie und Philosophie der Nationen, wird daran zweifeln, daß man nur in der Muttersprache zu dichten und zu denken vermöge, was irgend der Rede werth seyn soll. Wie mag man nun glauben, daß eine Andachtsübung in fremder Sprache je eine wahre zu seyn vermöge, wie gar, daß ein religiöser Gesang eine Gemeinde innerlich nicht bloß erheben, sondern auch ergreifen, die Gesinnung rühren und läutern könne, wenn ihm kein Text in der Muttersprache zu Grunde liegt? Daß die Forderung deutschen Kirchengesanges auch für den katholischen Gottesdienst, wo sie in Deutschland laut geworden, nichts Chimärisches sey, vielmehr einem wahren Bedürfnisse zu begegnen suche, dessen Befriedigung nicht unterlassen werden darf, wenn man sich nicht fortwährend an dem Geiste der deutschen Nation versündigen will; dafür ist gegenwärtige Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor der Reformation der bündigste Beweis. So hat denn dieselbe nicht allein einen literarischen und kulturgeschichtlichen, sondern zugleich einen höchst praktischen Werth, wie ihn die Geschichte überhaupt hat, wenn man nur beachten wollte, was sie in hundert schlagenden Beispielen lehrt, ohne es gerade zu wollen. Was erfahren wir denn aber nun über das Kirchenlied? Zuerst macht der Verfasser wahrscheinlich, daß bis zum zehnten Jahrhundert vom deutschen Kirchenliede eigentlich gar nicht zu reden sey, da dem Volke nur gestattet war in der Kirche „Kyrie eleison" und etwa noch „Christe eleison" zu singen, welcher, bald in ein Jubelgeschrei ausartende Gesang unter andern auch bestimmt war, das Singen von Volksliedern und den alten Schlachtgesang zu verdrängen. Doch sah man sich schon wenigstens in der Hälfte des neunten Jahrhunderts veranlaßt, einen deutschen Text für das Kyrie eleison zu gewähren, so daß diese zwei, auch mit Christe eleison wechselnden Worte, nur als Refrain beibehalten wurden. Aufzuweisen ist nur ein einziges Lied der Art auf St. Peter, welches Doeen bereits 1809 bekannt gemacht und welches also schließt: Pitemes den goten trut alla samant upar lut, daz er uns firtanen giwerdo ginaden. Kyrie eleison, christe eleison! Aber an Nachrichten von mehreren bis zum 11ten Jahrhundert, die aber leider mit vielen Volksliedern verloren gegangen sind, fehlt es nicht. — Wie aber mit dem 12ten Jahrhundert für die deutsche Poesie eine neue Zeit beginnt, so wurde auch das Kirchenlied in diesem Jahrhundert in allgemeineren Gebrauch und zu höherer Entwicklung gebracht. Unter den vielen Anführungen und Nachweisungen hierüber verdient das Zeugniß eines wälschen Mönchs (S. 51) besondere Erwähnung, der an den Bischof von Konstanz um die Mitte des 12ten Jahrhunderts schreibt: das romanische Volk hat keine eignen (Kirchen-) Lieder nach Art Eurer Landsleute; sie bezeugt nämlich, wie religiöser Gesang in der Volkssprache, etwas den deutschen Ureigenthümliches sey. Auch die Schlachtgesänge dieser Zeit waren deutsche, obgleich religiöse, welche in der Kaiserchronik den ächt deutschen Namen „Wicliet" führen; sonst heißen sie, wie alle religiösen Loblieder, auch Leisen, des Schlusses „Kyrie eleison" wegen. Schon in dieser Periode lassen sich „Weihnachtslieder", „Osterlieder", Marienlieder unterscheiden. Im dreizehnten Jahrhundert erhielt sich das deutsche Kirchenlied, ohne eigentlich weiter, in religiösnationalem Sinne, ausgebildet zu werden. Hauptgründe sind die zunehmende Geistlosigkeit der, in sinnlichem Genuß verdumpfenden Geistlichkeit und die überreiche, Alles überraschende weltliche Poesie des Jahrhunderts, welche zwar Lieder religiösen Stoffes, z. B. die Marienlieder, aber weder im kirchlichen, noch allgemein volksthümlichen, vielmehr vorzüglich nur im ritterlich-weltlichen Sinne, hervorbrachte. Gleichwohl sind aus diesem Jahrhundert außer den vorerwähnten Arten noch Pfingst-, Wallfahrts- und Schifferlieder aufzuweisen, die inzwischen großentheils schon dem vorigen Jahrhundert angehört haben mögen, so gut wie das bekannte, weit verbreitete, noch bis auf unsere Zeit herabgekommene Osterlied: „Christ ist erstanden" ꝛc. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die herkömmlichen Kirchenlieder vermehrt und allgemeiner und es kamen, als Frucht der weltlichen Poesie, die ihre Blüthe erreicht hatte, religiöse Volkslieder hinzu. Wie wenig die Geistlichkeit eigentlich daran Theil hatte, geht daraus hervor, daß diese sogar statt ihrer Horen weltliche Lieder sangen, und nicht immer die saubersten. Merkwürdig und gewiß nicht ohne Einfluß auf Entwicklung religiöser Gesänge in und aus dem Volke erscheinen die Lieder der Flagellanten, welche bekanntlich in der Mitte des 14ten Jahrhunderts,

Digitized by Google

da die große Pest so furchtbare Verheerungen anrichtete, umherzogen und sich öffentlich, unter Absingung ihrer Bußlieder, geißelten. Das fünfzehnte Jahrhundert zeichnet sich vor den früheren nicht allein durch größeren Reichthum an geistlichen Volksliedern, sondern auch und vornehmlich dadurch aus, daß sich die Aufnahme derselben in den Ritus bei mehreren religiösen Feierlichkeiten immer häufiger zeigt und auch historisch nachweisen läßt. Das „Christ ist erstanden" wurde förmlich in die Agende aufgenommen, im nördlichen Deutschland namentlich auch andere deutsche Lieder schon von der Gemeinde beim Gottesdienst gesungen. Viele davon sind, selbst Marienlieder, aber diese „verändert und christlich korrigirt", in die protestantischen Gesangbücher übergegangen, ja selbst von Luther empfohlen und bearbeitet worden. Zu diesen rein deutschen Religionsliedern, die zum Theil wirkliche Kirchenlieder wurden, gesellten sich nun noch zahlreiche Verdeutschungen ursprünglich lateinischer Hymnen, besonders im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; aber Herr Prof. Hoffmann weiset auch nach, daß viele ursprünglich deutsche Lieder erst in's Lateinische zurückübersezt worden seyen, wie z. B. das schon im zwölften Jahrhundert vorhandene: Christ ist erstanden. — Eine Merkwürdigkeit, schon als Beweis, zu welcher Geschmacklosigkeit bloßes, durch keine Entwicklung des Sinnes für Schönheit geläutertes Andachtsbedürfniß führen kann, sind jene lateinisch-deutschen Lieder, welche der Verfasser mit Recht unter dem gemeinsamen Namen Bastardpoesie zusammenfaßt. Wir können hierbei übrigens die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unsere Literatur leider noch immer viel reicher an Bastarddichtungen ist, als man gewöhnlich meint. Oder wären jene Poesien weniger Bastardpoesien zu nennen, welche, ohne das Lateinische, Griechische, Englische, Französische, Spanische, oder wohl bald auch Russische Wort zu gebrauchen, sich doch mit so vielen ausländischen Begriffen, Redensarten, Wort- und Satzfügungen und Rhythmen durchwoben haben, daß sie vor gesunden und geübten Blicken nur um so mehr als Arlekinaden erscheinen müssen, je ernsthaftere, oder gar begeistertere Mienen sie zu zeigen bemüht sind. Dieser Ungeschmack der Ausländerei in der Poesie, den man als den schönen, kosmopolitischen Fehler der Deutschen fortwährend zu beschönigen sucht, sollte in jeder Gestalt, nicht bloß als Gallo- und Gräcomanie, an den Pranger gestellt werden. Jene mittelalterliche Bastardpoesie glaubt Herr Hoffmann auf mönchische Spielerei oder Unbeholfenheit zurückführen zu müssen; und ich denke, es wird sich kein anderer Ursprung nachweisen lassen. Aber ich glaube nicht, daß es Unbeholfenheit im Deutschen, als vielmehr im Reimen des Lateinischen gewesen seyn mag. Das älteste Lied der Art ist aus dem zehnten Jahrhundert und bezieht sich auf die zweite Versöhnung Ottos I. mit seinem bösen Bruder Heinrich 941. Der Anfang lautet:

Tunc surrexit Otdo
ther unsar Keisar guodo,
perrexit illi obviam
inde vilo manig man etc.

Den latinisirten Geistlichen, denen Unnatur zur zweiten Natur geworden, kam diese Buntscheckigkeit lange nicht lächerlich vor; sie wandten sie vielmehr getrost auch bei geistlichen Stoffen an, und es will mich bei Betrachtung dieser, ernst- und gutgemeinten Mischlinge doch bedünken, als ob dann die Geistlichen selbst von einem unverwüstlichen Naturtriebe genöthigt worden wären; wie es wohl zu geschehen pflegt, daß wir, mitten in einem hochdeutschen Gespräch, so wie wir entweder gemüthlicher werden, oder nach sinnlich handgreiflicher Bezeichnungsweise unserer Vorstellungen und Gedanken, im Ernst oder zum Scherz, trachten, unwillkürlich des uns natürlichen Volksdialekts uns bedienen. Im dreizehnten Jahrhundert, welches die Blüthezeit der deutschen Minne- und Ritterpoesie war, mußte Allen, die mit ihr vertraut waren, also auch christlichen, jenes lateinisch-deutsche Reimwesen höchst komisch erscheinen; und so kam es, daß es fortan nur noch zu scherzhaften, ja endlich zu gemeinen, zügellosen Liedern für den geistlichen oder übrigen lateinischen Pöbel gebraucht wurde. — Der lezte Abschnitt des ganzen Werkes gibt Nachricht von den im lezten Decennium des fünfzehnten und in den beiden ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts veranstalteten und großentheils auch schon gedruckten Sammlungen geistlicher Lieder, theils übersezter, oder aus dem Lateinischen umgedichteter, theils aber auch originaler oder aus deutschen Volksliedern umgedichteter, oder wenigstens ihren Melodien unterlegter. — Mir ist aus der Lektüre des ganzen Buches die Ueberzeugung geworden, daß das deutsche Kirchenlied, wie es seit Luther erscheint, seinen Grundcharakter dem christlichen, deutschen Volksliede verdanke, ein Ergebniß, welches mit einer andern, aus der Geschichte der Poesie zu beweisenden Wahrheit zusammenstimmt, wie mit der Natur der Poesie überhaupt, daß alle Nationalpoesie, also auch die geistliche, im ächten Volksliede seine ersten Keime habe.

Dr. W. B. Mönnich.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 82. 11. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

7) Reinhart Fuchs. Von Jakob Grimm. Berlin, Reimer, 1834.

Wir müssen es hier vorab den gelehrten Literaturzeitungen überlassen, diese neue Arbeit J. Grimms, die er inzwischen schon 1812 in Schlegels deutschem Museum angekündigt hat, als gelehrtes Literaturwerk ganz zu würdigen. Aber wenn hier auch der Ort dazu wäre, so wollen wir nur offen gestehen, daß wir eine solche Würdigung zu unternehmen außer Stande wären, wie Jeder, der nicht ganz dieselben Studien, nicht bloß der Gattung und des Faches, sondern auch des speziellen Gegenstandes gemacht hat: so durchaus neu ist diese Arbeit in Bezug auf den Stoff und die durch die Bearbeitung gewonnenen Resultate. Denn wenn auch schon vor zwei Jahren Mone den lateinischen Reinardus, den Grimm 1814 in Paris entdeckt, nach Vergleichung mit zwei Lütticher Handschriften herausgegeben hat; so kann doch erst jezt durch Grimms Arbeit die Untersuchung als vorläufig beschlossen angesehen werden. Das Resultat derselben ist sehr befriedigend. Denn wenn auch die Mühe, welche sich Mone gegeben, im Fuchs Reinhart einen dux Reginarius des neunten Jahrhunderts und so in jedem Thier und Faktum der Fabel ein satirisches Spiegelbild einer bestimmten historischen Person oder Begebenheit aufzufinden, als eine völlig vergebliche erscheint; so wird dieser Verlust für den Spieltrieb des Witzes und der Phantasie doch reichlich belohnt durch den Gewinn, welchen Grimms Forschungen dem literaturkundlichen Wissen und hellerer Einsicht in den Entwicklungsgang gewähren, welchen volksthümliche Dichtungsstoffe zu nehmen pflegen. Wahrscheinlich wird auch Herr Rosenkranz die literaturphilosophischen Demonstrationen modificiren müssen, die er neulich mit der Anzeige von Mones Reinardus verknüpft hat. — Gleich das erste Kapitel einer, dreihundert Seiten umfassenden Abhandlung über die Geschichte und das Wesen unsres Thierfabelepos, welche dem Abdruck neuer, noch nicht gedruckter Bearbeitungen und Zweige desselben vorangeschickt ist, handelt vom Wesen der Thierfabel auf eine so tief eindringende Art, daß, was Lessing darüber gesagt hat und seit Lessing darüber vorgebracht worden ist, durchaus seine Geltung verloren hat. Es wird nämlich gezeigt, daß die Aesopische Fabel, von deren Würdigung Lessing bei dem damaligen Standpunkt literaturhistorischer Forschungen (1759) ausgehen mußte, nur schöne Trümmer einer für die Griechen verlornen epischen Thierfabel, von welcher auch die Batrachomyomachie nur ein losgerissenes Fragment sey, darbiete, die Thierfabel keineswegs im vollendeten Musterbilde uns

Digitized by Google

zeige. Dieses vollendetere Musterbild trete vielmehr nur noch in unserm, jeden fremden Ursprung verläugnenden Reinhart Fuchs, und zwar um so deutlicher vor Augen, je weiter hinauf man die Geschichte seiner rein epischen Entstehung verfolgen könne. Es liege demselben und der Thierfabel ursprünglich nichts weniger, als absichtliche Satire oder auch nur Belehrung zum Grunde; heitere, unbefangene, sich selbst genügsame, folglich ächt poetische Auffassung des Thierlebens, das freilich hundert Analogien, besonders des niederen, an's Thierische gränzenden Lebens der Menschen, in sich trage, *) sey die natürliche, überall, also auch aus dem Boden unsers Vaterlandes hervorsprudelnde Quelle unserer epischen Thierfabel. Ihr geschichtlicher Ursprung könne sich übrigens wohl, wie der unsrer Sprache, in Zeiten verlieren, da unser Volk noch ein engverbundenes Glied jener großen Völkerfamilie gewesen sey, die sich seit Menschengedenken in vielen Zweigen, die dann ein selbstständiges eigenthümliches Leben gewonnen, über Asien und Europa verbreitet habe. Ferner deuteten die Namen, welche die Thiere in unsrer Fabel trugen, selbst auf Zeiten zurück, da diese noch im allgemeinen Volksglauben eine Bedeutung gehabt, da man z. B. sich noch allgemein öfters gescheut habe, ihre wahren Namen auszusprechen. Sollte nicht die Thierfabel darum bei uns gerade eine so ferne, ächtpoetische Ausbildung und diese behagliche, epische Ausbreitung gewonnen haben, weil das Christenthum zu uns gekommen, da wir einem gewissen Naturdienst noch ziemlich nahe standen und es uns daher von einem gewissen Alpdrücken, das doch immer die Schattenseite dieses Naturdienstes gewesen ist, nun mit einmal befreite, und aus diesem Traumleben so schnell erweckte, daß die Erinnerung an den Traum noch lange frisch und lebendig blieb und unsere Phantasie dem einen Theile desselben eine gefällige Form zu geben sich angeregt fühlen konnte? Sind viele Mährchen etwas anders, als das freie Spiel mit den Gestalten einer heidnischen Zauberwelt, die nicht mehr wirklich schreckt oder beglückt, mit welcher man aber gern Verstecken spielt, sich selbst und andere neckt und das behagliche Gefühl hervorruft, in welches durch erdichtete Wunder Glücks- und Unglücksfälle nicht bloß Un- oder Halbgebildete versezt werden? — So weit Grimm durch das oben Angedeutete das ursprüngliche Wesen der Thierfabel, wie sie im Reinhart Fuchs vorliegt, bezeichnen will, stimmen wir ihm durchaus bei, auch darin, daß um dieses Wesens willen ihr ächtpoetischer Werth, ein höherer zukomme, als der Aesopischen und Phädrischen, als der Lafontaineschen und Lessingischen. Allein wenn man hieraus folgern wollte, daß jede andere Form der Thierfabel, oder gar der Fabel überhaupt, unpoetisch oder eigentlich unzulässig wäre, so würde man irren und wohl auch weiter gehen, als Grimm selbst die Absicht haben möchte. Denn unsrer Meinung nach ist z. B. auch die didaktische Poesie noch Poesie, da Alles, auch eine Lehre, freilich nicht so leicht, als etwa Empfindungen, ächtpoetischer Darstellung fähig ist. So sind z. B. viele Fabeln von Em. Fröhlich, die vor zehn Jahren in der Schweiz erschienen sind, ächte Gedichte, obgleich sie Lehren und Wahrheiten aller Art aussprechen und obgleich sie selten Thiere, sondern öfter Bäume und Blumen, Wolken und Bäche redend wenigstens, wenn auch nicht handelnd auftreten lassen. — Die übrigen Kapitel der Abhandlung dienen großentheils zur näheren Ausführung oder zur Bekräftigung der in dem ersten Kapitel ausgesprochenen Grundansichten. Kapitel II. zeigt Fuchs und Wolf als Träger unsrer Thierfabel, als die Hauptpersonen, zu denen sich als Obmann der Löwe gesellt, welcher übrigens später erst in dieselbe eingetreten zu seyn scheint, da ursprünglich Brann der Bär in der deutschen Thierfabel, wie in den deutschen Wäldern, König gewesen. Eine nähere Zergliederung des Isengrimus, ein Fragment eines größeren lateinischen Gedichts, das hier zuerst aus einem Berliner Kodex ist abgedruckt worden, führt auf Südflandern, als dessen Geburtsstätte; die Zeit läßt sich nicht bestimmen, doch scheint es älter als der Mone'sche Reinardus, dessen Heimath das nördliche Flandern ist und dessen Entstehungszeit zwischen 1148—1160 fällt. Die lateinischen Bearbeitungen setzen nationaldeutsche Grundlagen voraus und es führen desfalls Spuren bis in den Anfang des zwölften, ja bis in die Mitte des elften Jahrhunderts, nicht aber wie Mone meint, bis in's neunte Jahrhundert hinauf. Wahrscheinlich ist die Reinhartssage eine fränkische und hat die reichste Ausbildung auf nordfranzösisch-deutscher Gränze, dann in den Niederlanden erfahren. Aber auch eine oberdeutsche Bearbeitung „Reinhart" aus dem zwölften Jahrhundert ist vorhanden; was davon schon 1817 aus der Coloczer Handschrift herausgegeben, nun durch Vergleichung einer Pfälzer Handschrift berichtigt und erweitert abgedruckt worden, im Ganzen 10 Gesänge, ist nur Ueberarbeitung einer früheren reindeutschen (?) Grundlage. Diese Ueberarbeitung zeigt Spuren französischer Quelle, enthält aber auch wesentliche Sachen, die dem französischen Gedicht, wie den lateinischen Bearbeitungen fehlen, der Verf. vielleicht Heinrich der Glichesäre oder Glichsenäre. Daß die Reinhartssage auch in Oberdeutschland nicht allein bekannt, sondern beliebt gewesen, zeigen unter andern auch Bearbeitungen einzelner Partien der Thierfabel vom 12ten bis in's 15te Jahrhundert, bildliche Darstellungen aus derselben, wie z. B. eines im Straßburger Münster, der Kanzel gegenüber ꝛc. Doch verlieren sich in Oberdeutschland alle Spuren derselben im 15ten

*) Daher denn wirklich die satirischen Züge mit der Ausbildung der Fabel gewachsen sind.

Digitized by Google

und 16ten Jahrhundert, gerade zu derselben Zeit, da in Niederdeutschland Reineke de Vos bekannt und beliebt wird. Dieser Reineke de Vos, im lezten Jahrzehent des fünfzehnten Jahrhunderts, ist unzweifelhaft nur freie, oft verschlechternde Uebertragung des niederländischen Reinaert von Willem die Madock, welcher wiederum zurückweiset auf die französischen Renart's, davon der älteste in's dreizehnte Jahrhundert gehört. Als Verfasser des niederdeutschen Reineke bezeichnet auch Grimm wieder Nicolaus Baumann, ohne jedoch den Heinrich von Alkmar ganz zu ignoriren, der aber als Niederländer eben nicht im Fall seyn konnte, einen niederdeutschen Reineke zu verfassen. Vielleicht gab eine neuere niederländische Bearbeitung Heinrichs dem Baumann nur Antrieb zu seinem niederdeutschen Reineke. Die abgedruckten Stücke sind folgende. 1) Isengrimus S. 1—25 aus Cod. Berol. lat. quart. 2 Fol. 32 — 41. Ms. Porg. aus dem 14ten Jahrhundert. — 2) Reinhart. S. 25—115. 3) Der Niederl. Reinaert von Willem die Madock, nebst einem zum erstenmal gedruckten Fragment einer Fortsetzung aus der legenda aurea, 1038 Zeilen. Dann über 40 einzelne, deutsche und lateinische Stücke, und ein französisches: le renart bestorné.

8) Reincke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe von 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1834.

Wenn Grimms Reinhart alle Interessen befriedigt, welche die Literaturgeschichte an der deutschen Thierfabel nehmen kann, so liefert uns Hoffmann hier wieder einen Text, in welchem man die Listen und Kniffe des durchtriebenen Reineke gerne liest. Denn, warum sollten wir es läugnen, die Form, in welche ihn Goethe gebracht hat, und in welcher ihn die meisten Gebildeten allein kennen, ist bei allen Vorzügen, die sie an sich hat, doch keineswegs dem Stoff, ja dem, oft bis zum Muthwillen schalkhaften Tone, der durch das Ganze geht, angemessen genug. Viele Scherze und Späße, Reden und Gegenreden sind nur ergötzlich in der niederdeutschen Mundart; viele Derbheiten nur in ihr erträglich und nicht beleidigend. Darum ist auch die Beifügung des reichen Glossars recht dankenswerth, welches es einem größeren, als bloß dem altdeutschen, Publikum möglich macht, sich den Genuß zu verschaffen, den die Lektüre des niederdeutschen Originals in höherem Maaße gewährt, als irgend eine Neudeutschung vermag. Wir bekommen nämlich einen der Lübecker Originalausgabe von 1498 genau entsprechenden Abdruck, der um so schätzenswerther ist, je seltener jene geworden. Was Grimm nur in allgemeineren Zügen und im Zusammenhange seiner umfassenden Abhandlung gezeigt hat, wird von Hoffmann in der Einleitung, umständlicher und durch mannichfaltige Sprachvergleichungen nachgewiesen: daß nämlich der niederdeutsche „Reineke" nur Bearbeitung des niederländischen „Reinaert" sey. Der hierauf gewendete Fleiß, wie der, einen möglichst genuinen Text darzubieten, erscheint um so musterhafter, als er nicht prunkend hervortritt, sich nicht eigentlich breit macht, vielmehr nur auf Mittheilung desjenigen sich beschränkt, was zur Beglaubigung der Resultate durchaus nothwendig und ausgemachter Gewinn für Sprach- und Literaturkenntniß ist. — Die zulezt noch angefügten Anmerkungen beziehen sich nicht allein auf Wort-, sondern auch auf Sacherklärungen, namentlich auf solche, die auf deutsches Recht bezüglich sind.

Dr. W. B. Mönnich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Zwei Jahre unter den Mauren oder der gezwungene Renegat. Scenen und Beobachtungen aus dem Leben eines spanischen Patrioten. Von ihm selbst beschrieben. Stuttgart, Balz, 1834.

Leon Lopez de la Serna y Espila, ein reicher Gutsbesitzer in der Mancha, heirathete die Wittwe seines Oheims und kam bald darauf zu der Ueberzeugung, daß die großen Schwierigkeiten und Unkosten, welche die desfalls nöthige Dispensation begleitet hatten, eine Prellerei der Pfaffen seyen. Dies machte ihn der liberalen Partei geneigt, an die er sich 1820 mit Wärme anschloß, gereichte ihm aber später zum Verderben. Die Karlisten klagten ihn an, brachten ihn um das Seinige und lieferten ihn in den Kerker, aus dem er unter einem Haufen gemeiner Verbrecher, in Lumpen und mit Ketten belastet, nach Ceuta deportirt wurde, nachdem man ihn durch Hunger und sogar Stockschläge vergeblich zum Verrath seiner liberalen Freunde hatte zwingen wollen. Es glückte ihm, von Ceuta zu den Mohren zu entfliehen, aber der Vicekonsul in Tetuan lieferte ihn durch eine List an den Konsul in Tanger aus und dieser ließ ihn und seinen Unglücksgefährten niederwerfen, auf's grausamste mißhandeln, und blutend, mit einem Knebel im Munde und wohleingepackt heimlich auf ein spanisches Schiff tragen. Durch einige dumpfe Töne, die sie mit aller Anstrengung von sich gaben, erregten sie inzwischen die Aufmerksamkeit der Mohren, sie wurden angehalten und vor den Pascha gebracht. Dieser war sehr entrüstet, daß der spanische Konsul das Gesetz umgangen habe, nach welchem jeder flüchtige Christ dem Pascha vorgestellt und von ihm gefragt werden muß, ob er ein Muhamedaner werden wolle. Er stellte also jezt diese Frage an unsre Spanier, die in der grausamen Lage, in der sie sich befanden, den Islam begreiflicherweise einer

Digitized by Google

Auslieferung an ihre Henker vorzogen. Sie wurden also Renegaten und hofften um so sichrer entfliehen und sich mit den spanischen Konstitutionellen unter Torlijos in Gibraltar zu vereinigen. Aber auf die Flucht eines Renegaten ist in jenen Ländern Todesstrafe gesezt. Ihr Versuch scheiterte und Leon wurden nicht nur mit seinem ersten, sondern noch mit mehreren andern spanischen Gefährten, die sich in gleicher Lage hier zusammengefunden hatten, ertappt und von den Mohren gefangen. Anstatt sie hinzurichten, schleppte man sie aber nach der Hauptstadt Fez, wo sie vom Sultan gütig aufgenommen wurden. Er ließ sie selbst vor sich bringen und hörte die Geschichte ihres Unglücks mitleidig an. So waren sie gerettet, verfolgten inzwischen ihren alten Plan, nur mit größerer Vorsicht. Um bis zur Ankunft eines Schiffs, auf dem sie mit Sicherheit entfliehen könnten, wenigstens leben zu können, wurde Leon ein Arzt und obgleich er nicht mehr von der Medizin und Chirurgie verstand, als was jeder Europäer etwa im Hause, bei gelegentlichen Krankheitsfällen der Seinigen oder beim zufälligen Anblick einer Operation davon erfährt, so war dies doch viel mehr, als was die unwissenden Mohren davon verstanden, er machte also viel Glück mit seinem neuen Geschäft. Bei dieser Gelegenheit gibt er uns die kurze Notiz, daß bei den Mohren das Magnetisiren etwas Gewöhnliches sey. Er hätte wohl über diesen interessanten Gegenstand mehr sagen dürfen. Sein Glück war Ursache, daß seine Gefährten ihn verließen, denn als sie ein Schiff fanden, auf dem sie entfliehen konnten, ließen sie ihn im Stich, um nicht seinetwegen, den die Mohren als Arzt nicht mehr entbehren konnten, verfolgt zu werden. In die Familie eines ehrwürdigen Mohren aufgenommen, sollte nun Leon dessen schöne Tochter Lela-Tachara heirathen. Er entwirft ein sehr artiges Bild von ihr, so wie von diesem maurischen Familienleben überhaupt. Der Heirathsantrag brachte ihn in große Verlegenheit, denn er durfte ihn, da seine Gattin noch in Spanien lebte, weder annehmen, noch durch das Ausschlagen eines so wohlwollenden Anerbietens neuen Verdacht erregen. Einige andre spanische Flüchtlinge rissen ihn aus dieser Lage, indem sie ihn zu einem neuen Rettungsversuch verleiteten; aber sie wurden unfern von Tanger eingeholt, man entdeckte, daß er derselbe Leon sey, der früher von dort entwischt war, und er bekam 500 Stockstreiche, die ihn fast ums Leben brachten. Er sollte nun in maurische Kriegsdienste treten, da aber ein französisches Schiff landete, so hatte er den Muth, sich ins Meer zu stürzen, und nach dem Schiffe zu schwimmen, das ihn nach Marseille brachte. Hier bekam er die Cholera und litt Hunger, da die französische Regierung wenig oder nichts mehr für die spanischen Flüchtlinge thun wollte (um, wie er vermuthet, die spanische Regierung desto eher zu einer Amnestie zu bewegen). Endlich aber kam er nach Paris, wo patriotische Freunde sich seiner annahmen.

Mährchen.

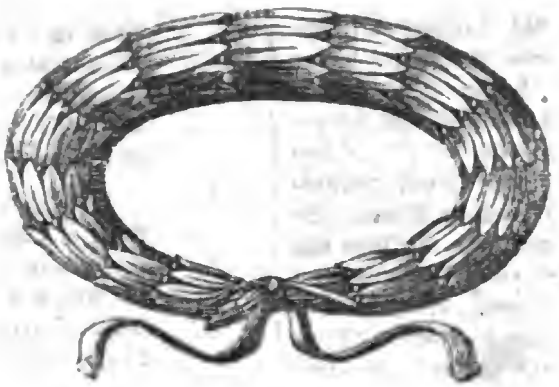
Das Buch von Rübezahl. Eine vollständige Sammlung aller Volksmährchen aus dem Riesengebirge, gesammelt und neu erzählt von J. Lyser. Mit sechs feinen Kupfern. Leipzig, Wigand, 1834. S. 182.

Vollständig ist diese Sammlung keineswegs, nicht einmal in Bezug auf Rübezahl, geschweige in Bezug auf andre Mährchen des Riesengebirges (vom Schloß Kynast, vom Greifenberg und Schafgotsch ꝛc.). Schon Prätorius ist zehnmal reichhaltiger als Lyser, dann steht noch manches bei Schwenk und in dem Anhang zu den 1756 gedruckten gar unterhaltenden Koppenbüchern. Endlich haben in neuerer Zeit Musäus, Fülleborn, Steffens theils alte Mährchen von Rübezahl bearbeitet, theils neue erfunden, auch eine ganze Sammlung von Rübezahlmährchen, die etwa vor zwanzig Jahren veranstaltet worden seyn mag, ist mir gelegentlich einmal vorgekommen, ohne daß ich mich genau des Titels und Verfassers erinnern kann. Dieser üppigen Mährchenfülle gegenüber dürfen nun Lysers achtzehn Mährchen, denn mehr sind es nicht, auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Indeß hat Lyser eine gute Auswahl getroffen und im Ganzen gemüthlich und dem jugendlichen Sinn angemessen erzählt, wovon wohl nur die übrigens verzeihliche Einmischung seiner Persönlichkeit im lezten Mährchen eine Ausnahme macht. Besonders unterhaltend ist die Geschichte von dem bösen Musikanten, der sein Weib so sehr plagte, und deshalb in eben dieses Weib verwandelt und von Rübezahl, der nun *seine*, des Mannes, Rolle übernahm mit der reichlichsten Widervergeltung heimgesucht wurde. Es ist die Idee, die dem liebenswürdigen Alpenkönig von Raymund zu Grunde liegt. Sehr lustig ist auch die Geschichte von dem Schneider, in dessen Gestalt und an dessen Stelle Rübezahl sich hängen ließ ꝛc. Dieser Berggeist ist eine unerschöpfliche Quelle für die humoristische Poesie. Er verträgt sich, so lange das Gebirge steht, mit allen Zeitaltern, Moden und Sitten, und ist vermöge seiner gutmüthigen Neckerei geeignet, überall die poetische Gerechtigkeit zu üben, Böse und Thoren zu heilen, Prahler zu demüthigen, und im Gegentheil die Unschuld zu retten, das verkannte Verdienst zu belohnen. Es ist nichts Hochtragisches in diesem Geiste, aber für die heitere Volkspoesie ist er unentbehrlich, und bei seiner entschieden ausgesprochenen Persönlichkeit eine poetische Concentration der Feenwelt, wie die italienischen Masken Personifikationen ganzer Gattungen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 83. 15. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

9) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersezt von Karl Simrock und erläutert von demselben und von Wilh. Wackernagel. Zwei Theile. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1833. S. 228. S. 202.

Walther von der Vogelweide ist unbestritten das größte lyrische Genie des schwäbischen Zeitalters. „Ihm ist daher auch seit der Wiederbelebung jener Literatur die meiste Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet gewesen. Schon Bodmer bemühte sich nicht ganz erfolglos um die Erforschung seiner äußern Lebensverhältnisse; Gleim ließ im Jahre 1779 ein eigenes Bändchen „Gedichte nach Walther von der Vogelweide“ erscheinen, von welchen er schon früher in den „Gedichten nach den Minnesängern, Berlin 1773“ einige mitgetheilt hatte. Leider sind diese ersten Versuche so gänzlich mißrathen, daß es nicht verwundern darf, wenn Gleims Zeitgenossen ihre Begriffe von dem Werth der Minnesänger nicht gar hoch gespannt haben. Tiecks „Minnelieder“ enthielten von unserm Dichter nur Weniges; aber auch durch seine Erneuung kam das Zeitalter des Minnegesangs nicht zu Ehren. Dies war den vereinten Bemühungen so vieler verdienten Männer um deutsche Sprache, Literatur und Sage und den neuern überraschenden Erfolgen der Brüder Grimm und K. Lachmanns vorbehalten. Unsern Dichter insbesondere anlangend, so gab uns Uhland 1822 eine treffliche Schilderung und Würdigung seines Gesangs *) und K. Lachmann 1827 eine kritische Ausgabe des Textes, welcher sich nur die jezt von ihm vorbereitete Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach wird an die Seite stellen können. Durch Uhland und Lachmann ist auch für das Verständniß Walthers und die Ermittelung der historischen Bezüge in seinen Liedern schon das Beste geschehen.“

Das vorliegende Werk enthält die sämmtlichen Gedichte Walthers in neudeutscher Uebersetzung, in drei Rubriken getheilt: Frauendienst, Gottesdienst, Herrendienst, und mit geschichtlichen sowohl als ästhetischen und prosodischen Erläuterungen.

Die Lizenzen, welche sich derselbe Uebersetzer auch hier wieder, wie früher bei seiner Uebertragung der Nibelungen (vergl. Literaturblatt 1827 Nr. 74) erlaubt hat, sind nicht wohl zu billigen. Er mußte treuer übersetzen, und wo der Geist und das Material der neudeutschen

*) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 8.

Digitized by Google

Sprache nicht mehr ausreichte, das Original wiederzugeben, mußte er die unübersetzbaren Stellen des leztern wenigstens in einer Anmerkung beifügen. So dankbar wir ihm für die mühevolle Arbeit sind, da Walther von der Vogelweide von jedem Deutschen gekannt zu seyn verdient, so wären wir ihm doch noch wärmer verpflichtet, wenn er das Modernisiren hätte lassen können. Wo Walther seine badende Geliebte mit sehr zärtlicher und sinnlicher Phantasie besingt und dies einen „werden sanc," d. h. einen ihm selbst werthen, theuren, heimlich lieben Gesang nennt, macht Simrock Seite 36 einen Hochgesang daraus, ein Wort, das man höchstens von Hymnen, Oden an Gott, das Vaterland ꝛc. gebrauchen darf, das aber so wenig für ein schwelgerisches Minnelied paßt, wie ein Altarblatt zu einem Kabinetstück. In dem herrlichen Liede, worin Walther von der Vogelweide die männliche Kraft der weiblichen Milde im deutschen Volk entgegensezt, übersezt Simrock S. 32 das alte kraftvolle Wort „tugent" mit Zucht, wobei man fast an die modernen Zuchtpolizeigerichte erinnert wird. Auch erlaubt er sich viele andere kleine Willkürlichkeiten ohne Noth. Ich will nicht in Abrede stellen, daß sich seine Uebersetzung im Ganzen gut lesen läßt, aber mit dem Original verglichen läßt sie doch die Kraft und Einfalt der alten Zeit öfters gar sehr fallen. Das am meisten musikalische Liedchen Walthers ist auch in der Uebersetzung am wohlklingendsten:

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandarabei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da fand ich meinen Liebsten schon:
Ich ward empfangen,
Heil'ge Frau'e!
Daß ich noch selig bin davon.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandarabei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei.
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Rosen er wohl mag,
Tandarabei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das als er und ich.
Und ein kleines Vögelein,
Tandarabei!
Das wird wohl verschwiegen seyn.

Gleichwohl sind auch hier einige Willkürlichkeiten. Die zweite Strophe schließt im Original:

er kuste mich wol tusent stund
seht wie rot mir ist der munt

was offenbar inniger und verliebter klingt als die kalte Frage:

ob er mir auch Küsse bot?
Seht, wie ist mein Mund so roth.

In der dritten Strophe sagt das Original

Do hat er gemachet
also riche
von Bluomen ein Bette stat
Des wird noch gelachet
inneclîche
kunt jeman an das selbe pfat.

Hier ist der Blumenreichthum, die Zierlichkeit des Betts und der Frohsinn und die Heimlichkeit in dem inniglichen Lachen durch die Uebersetzung nicht auszudrücken versucht worden. Dasselbe gilt auch vom Schluß dieses Liedes.

Ein anderes der schönsten und berühmtesten Lieder Walthers, das Lob Deutschlands, ist mit kaum zu verantwortender Willkür übertragen worden, und gerade die schönste Strophe ist am meisten mißhandelt.

Walther. Tiutsche Mann sind wol gezogen.
Simrock. Züchtig ist der deutsche Mann.

Das möchte zur Noth noch hingehn, obgleich Walther unter der Wohgezogenheit gewiß mehr versteht als Züchtigkeit.

Walther. Als Engel sint diu wip getan.
Simrock. Deutsche Frauen sind engelschön und rein.

Digitized by Google

Darf die schöne Einfalt in dem Original mit einer so abgedroschenen modernen Phrase „engelschön und rein," übersezt werden? um so weniger, als das Wort „rein" gleich darauf noch einmal vorkommt.

Walther. Tugent und reine Minne
Simrock. Zucht und reine Minne.

Ist Tugend und Zucht einerlei? und ist denn das Ziehen nicht schon im „wohl gezogen" des ersten Verses da gewesen? wozu diese doppelte Wiederholung des „rein" und der „Zucht" in derselben Strophe, da doch das Original ganz andere Wörter sezt?

Walther. Swer die suochen wil.
Simrock. Wer die sucht und liebt.

Das „und liebt" ist sehr überflüssig.

Walther. Der sol kommen in unser lant
Da ist wunne vil.
Simrock. Komm in unser Land,
Wo es noch beide gibt.

Ist es nicht fatal, den herzinnigen Ausdruck „da ist Wonne viel" ganz auszulassen, und dafür eine Tautologie zu setzen? Zugegeben, daß jede solche Uebertragung aus dem alten ins neue Deutsch ihre großen Schwierigkeiten hat, so darf sich doch unter keinerlei Umständen ein Uebersetzer solche Entstellungen erlauben. Es kommt ja nicht darauf an, daß sich so ein altes Lied modern reimt; aber das ist unerläßlich, daß die Uebersetzung die tiefe Innigkeit, die Wärme des Kolorits, die Kraft in Einfalt und Wort und Bild ohne schwülstigen oder verschönernden Zusatz bewahre, daß nicht ein falsches Wort für das rechte, daß nicht ein überflüssiges zu dem nothwendigen gesezt werde.

Wer den herrlichen Dichter nicht schon kennt, wird aus den beiden angezogenen Proben schon ersehn haben, welche lyrische Kraft und Lieblichkeit ihm inwohnt. Seine eigentlichen Minnelieder sind wohl die schönsten. Seine andächtigen Gesänge enthalten viel Tiefgefühltes, heben sich aber doch weniger hervor und sind auch an Zahl geringer. Dagegen zeichnen ihn wieder mehrere auch historisch merkwürdige politische Gedichte aus. Schön und auch gut übersezt ist folgendes Gedicht auf die Vermählung des Hohenstaufen Philipp mit der griechischen Irene:

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter sich erkoren
Der König Philipp schön und tadelsohne:
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserskind,
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind:
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Gemess'nen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte sacht die hochgeborne Königin,
Ros ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch Fest noch sah man nirgendwo.
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen.

Nur das „und tadelsohne" steht nicht im Original, und statt des modern zimperlichen „Täublein" steht einfacher „ein tube sonder gallen."

In einem spätern Gedicht schilt Walther den Philipp geizig, und lobt den Gegenkönig Otto, schilt aber auch diesen und ergießt sich endlich in ein ungetheiltes Lob Friedrichs II., der dem armen, schon bejahrten Sänger ein Reichslehen verehrt. Da bricht Walther in Entzücken aus:

Ich han min Lehen, al die weelt, ich han min Lehen.

Hieraus ersieht man, mit welchen Widerwärtigkeiten der edle Sänger während seines Lebens hat kämpfen müssen, denn er war schon alt, als Friedrich in Deutschland erschien. Der geistreiche Blick dieses Dichters umfaßte aber nicht bloß die Enge eines persönlichen Lebens in Liebe und Leid, sondern zugleich die großen Schicksale seiner Zeit, die er in wenigen Meisterzügen schildert:

Zu Rom, da hört ich lügen,
Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in aller Zeit;
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Noth war über alle Noth;
Da lagen Leib und Seele todt.
Die Pfaffen wurden Krieger:
Die Laien blieben Sieger;
Das Schwert sie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola Band:
Sie bannten, wen sie wollten,
Nicht den sie bannen sollten.

Unverholen gibt sich Walther von der Vogelweide, wie später Dante, als ächter Ghibelline zu erkennen. Folgendes Lied ist eigentlich der Text zu Dantes Schrift: de monarchia.

Als Gottes Sohn der Welt erschien,
Versuchten oft die Juden ihn;
Das thaten sie mit dieser Frage wieder:
Sie fragten, ob Wer frank und frei
Dem König Steuer schuldig sey?
Da schlug er ihre List und Tücke nieder.
Er ließ sich Münze weisen
Und sprach: Weß Bildniß seht ihr hier?

Digitized by Google

„Des Kaisers Bild,“ sprach der Versucher Rotte.
Da rieth er den Unweisen:
So gebt denn auch dem Kaiser ihr
Sein Königsrecht, was Gottes ist, gebt Gotte.

Noch kräftiger und dreihundert Jahr vor Luther höchst merkwürdig ist das Lied:

Ei! wie so christlich mag der Pabst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, Solches kann ich machen!“
(Was er da spricht, das hätt er besser nie gedacht.)
„Zwei Allemannen hab ich unter einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein:
Und laßt die Deutschen.....fasten.“

Mit derselben Entschiedenheit wie gegen den Pabst trat der Sänger auch gegen die treulosen Reichsfürsten auf, die um ihrer aristokratischen Interessen willen sich mit dem Pabst gegen den Kaiser heimlich und öffentlich verbanden. Obgleich Walther schon geraume Zeit früher als Friedrich II. gestorben seyn muß, ahnete er doch den tragischen Untergang der Hohenstauffen schon voraus. Daher ist folgendes Lied von hohem historischen wie poetischen Werthe.

Es hat der König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: O weh,
„Und aber weh, zum dritten weh!
Die Christenheit, die jezt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indeß der Höchste Schmach erduldet:
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet.
Das sey dir, süßer Gott, geklagt!

Denselben lauernden Fürsten ruft er zu:

Ihr Fürsten, die des Königs gern erledigt ständen,
Folget meinen Rath, ich weiß wohl Rath zu spenden:
Ich will ihn tausend Meilen weit noch hinter Trani senden:
Der Held will ziehn in Christi Land; wer ihm das wehret,
Der thut wider Gott und all die Christenheit daran;
Ihr Feinde, laßt ihn ruhig ziehen seine Bahn:
Vielleicht, daß er im deutschen Land nie wieder euch beschweret.
Wenn er, was Gott behüte, bleibt, so lachet ihr:
Kehrt er uns Freunden wieder heim, so lachen wir:
Wir harren Beide des Erfolgs: nehmt diesen Rath von mir.

Noch im späten Alter begab sich der Dichter selbst auf eine Kreuzfahrt, kehrte glücklich heim und starb zu Würzburg, wo noch lange auf seinem Grabstein nach seiner Verordnung die Vögel gefüttert worden seyn sollen.

10) Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen age, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans qui la concernent, par G. B. Depping et Fr. Michel. Paris, Firm. Didot frères, 1833.

Neben dem bekannten Eddagesang, Völundar-Quida stehen hier eine Menge Stellen alter deutscher, französischer, englischer und provenzalischer Gedichte, die sich auf den nämlichen Namen und Gegenstand beziehen, und aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß das nordisch-germanische Alterthum mit dem Namen Wieland den Begriff ausgezeichneter Kunstfertigkeit verband. Daher können wir nur beipflichten, wenn hier die Vermuthung aufgestellt wird, daß die germanische Wielandssage mit der griechischen Dädalussage ursprünglich eine und dieselbe sey. Der Name Dädalus bezeichnete bei den Griechen, der Name Wieland im Norden die Kunst überhaupt, und war mehr Name der Sache als der Person. Erst die Mythologie personificirt den Begriff, und die Mythen Griechenlands und des Nordens sehn sich sehr ähnlich. Dädalus wird als Mörder zum Tode verurtheilt, flieht nach Kreta und dient dem König Minos, gerade so wie Wieland dem König Nidung. Beide zogen sich die Rache der Könige zu, Dädalus durch die Gemahlin, Wieland durch die Tochter des Königs, und Beide entflohen dieser Rache durch dasselbe Mittel, indem sie sich Flügel machten. Mit Dädalus floh sein Sohn Ikarus und stürzte bekanntlich ins Meer, eben so floh mit Wieland dessen Bruder Egil und stürzte herab ins Meer. Die Uebereinstimmung ist also unverkennbar; nur ist die Annahme nicht gerade nothwendig, daß der Norden diese Sage von den Griechen entlehnt habe, sie werden wahrscheinlich, wie so viele andere Mythen, einen gemeinschaftlichen Ursprung in einer noch ältern orientalischen Sage haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 84. 18. August 1834.

Altdeutsche Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

11) Der Renner. Ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert, verfaßt durch Hugo von Trimberg. Zum erstenmal herausgegeben vom historischen Verein in Bamberg. 16 Heft. Bamberg, in Kommission bei Dresch, 1833. 4.

„Dieser Hwk, Huk, Hauk oder Hugo war kein Dynast der Reichsherrschaft Trimberg im ehemaligen Fürstenthume Würzburg, sondern wahrscheinlich nur in dem Dorfe geboren, welches am Fuße des Bergschlosses Trimberg liegt. Nach verschiedenen Stellen des Renners, und nach zwei hier folgenden archivalischen Quellen, war er von 1260 bis 1309 Magister und Rektor der Schulen am ehemaligen Kollegiat-Stifte der Maria und Gangolph zu Bamberg in der Theuerstat. Er unterzeichnete als Zeuge eine Urkunde vom 12. Februar 1294, eine andere vom 21. März 1303, ohne nach dem Muster der vorgehenden und folgenden Zeugen beizufügen, daß er Stiftsherr oder Bürger sey. Da das gemeinschaftliche Leben des Kollegiat-Stiftes schon aufgehoben war, und da sein Name in keinem Verzeichnisse der Scolastiker vorkommt: so war er als Rektor der Schulen der weltliche Oberlehrer, und hatte den Kantor, als weltlichen Unterlehrer, neben sich. Ob er besonderen Unterricht in der Dichtkunst, oder in andern wissenschaftlichen Zweigen ertheilte; ob er Einfluß auf andere Schulen der Stadt hatte, ist ganz unbekannt. Doch führte er als Oberlehrer noch den Beinamen Magister, wie sein Berufsgenosse am Domstifte. Sein vorzüglichstes, vielleicht einziges Vermögen scheint in seiner Sammlung von 200 Büchern, deren 12 von ihm selbst zusammen getragen oder verfaßt waren, bestanden zu haben. Denn er spricht im Renner die Hoffnung aus, daß er im höheren Alter sich von dem Unterrichte und von dem Erlöse aus den 200 Büchern ernähren könnte. Er begann den Renner im Jahre 1300, und sprach darin von seinen Gesellen (Zöglingen), für welche er vor 34 Jahren (also 1266) den Samner (Sammler) zum Andenken gefertigt hatte. Er bezeichnete beide Gedichte-Sammlungen durch die Worte: Jenes loffet vor diez rennet nach.“

Nur im Jahr 1519 ist der Renner einmal gedruckt worden, aber sehr verderbt. Lessing hat ihn herausgeben wollen, ist aber darüber gestorben. Inzwischen sind viele Fabeln Hugo von Trimbergs schon einzeln und hochdeutsch abgedruckt worden. Handschriften existiren 33, doch hat der historische Verein in Bamberg bei dieser Ausgabe nur 3 benuzt.

Der Renner ist eine Sammlung, bestehend aus allerlei lehrreichen und kuriosen, ernsthaften und scherzhaften

Digitized by Google

Legenden, Kontroversen und Fabeln, man könnte ihn den didaktischen Hans Sachs, so wie Hans Sachs den dramatischen Renner nennen. Obgleich um drei Jahrhunderte älter als Hans Sachs, theilte doch Hugo von Trimberg mit demselben die Vorliebe für das Mannichfaltige, die Lust, unaufhörlich neue und verschiedene, seltsame und abwechselnde Bilder in den Teppich der Sprache zu weben. Und auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie überall moralische Nutzanwendungen anknüpfen, welche die Ehrlichkeit der Zeit charakterisiren, obgleich uns jezt gerade diese Partien am langweiligsten vorkommen.

Sein Ton ist durchgängig, auch bei ernsthaften Gegenständen, heiter und von liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, z. B.

Kurzen Muth und langes Haar
Haben die Mädchen sonderbar,
Die zu ihren Tagen kommen sind,
Die Wahl macht ihnen das Herze blind,
Die Augen zeigen ihnen den Weg,
Von den Augen geht ein Steg
Zu dem Herzen nicht gar lang
Auf dem steiget mancher Gedank
Wen sie nehmen sollen, oder nicht,
O weh ꝛc.

Da finden wir allgemeine Satiren auf die Geschlechter, die Stände, die Menschen überhaupt gepaart mit biblischen Geschichten, mit einer Menge Thierfabeln, mit Weisheitslehren aller Art, mit geistlichen, politischen, sittlichen Ermahnungen und selbst mit literarischen Notizen. Ein Lied „von hoher Dichter Lobe“ strömt über von Tadel gegen die rohen „Herren“, die sich (nach der Hohenstauffen Untergang) nicht mehr vkl um Dichtkunst und Bildung überhaupt bekümmern, und vom Lobe der alten schwäbischen Dichter. Da heißt es:

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, thät mir leide.

Aber schon war der reine deutsche Sang verklungen und die Lust, Fremdes einzubürgern nahm überhand, daher lobt unser Dichter vor allem die vielseitigen und fremden Nachahmer im Sinn der heutigen Goethe'schen Schule:

Doch geht ihnen allen der Marner vor,
Der lustig teutsch und schön Latein
Allen frischen Brunnen und starken Wein
Gemischet hat in süße Töne.

Auch der Umstand, daß er als ein Vertreter der Bauern gegenüber dem Adel auftritt, beweist die Umwandlung der Zeiten. Er sagt vortrefflich:

Niemand ist edel, als den der Muth
Dazu macht und nicht das Gut,
Wenn einer ist edelich
Und der andre eselich,
Der Edle thut edelich,
Der Esel thut eselich,
Doch sieht man oft durcheinanderdringen,
Eselinge mit Edelingen.

* * *

Niemand ist schön, edel und reich,
Denn der da kommt ins Himmelreich,
Doch dahin kommt ein Armer eh,
Als eure Vögte, die euch thun weh.

Von dergleichen Sentenzen und witzigen Gedanken wimmelt der Renner, und sie verdienen wohl der Vergessenheit entrissen zu werden. Möge die Fortsetzung nicht lange auf sich warten lassen.

12) Altdeutsche Dichtungen. Aus der Handschrift herausgegeben von Dr. H. Meyer und E. F. Mooyer. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1833.

Eine sehr dankenswerthe Sammlung. Einfache Abdrücke der schönsten alten Gedichte, nur mit den nöthigsten Nachweisungen versehn, das ist es, was Mit- und Nachwelt von den Arbeiter in diesen reichen Fundgruben des Alterthums verlangt, den Plunder von langweiligen Notizen, Kommentaren, polemischen Kritiken ꝛc. wollen wir ihnen gern schenken. Den Kern verlangen wir, nicht die Schaale; die Alten selbst, nicht was die Neuen darüber schwatzen.

Acht schöne alte Dichtungen sind hier abgedruckt. 1) Die Legende vom h. Alexius. Wir übergehen sie hier, weil ihr Inhalt durch Goethes und Krug von Niddas Bearbeitungen nicht mehr unbekannt ist. 2) Dis ist der Bufant, die Geschichte vom Falken, nicht unähnlich der bekannten Historie von der schönen Magellone, doch in eigenthümlicher Wendung. Des Königs Sohn aus England kommt nach Frankreich und sieht die schöne Tochter des Königs und kann sie nicht mehr vergessen:

Sein Herz und seine Begierde
Stand unverwandt nach ihr,
Der schönen, keuschen, reinen
Jungfrau er nie vergaß,
Die in seinem Herzen war,
Er gedachte zu jeder Stunde,
Ach minniglicher rother Mund,
Wenn soll ich dich küssen je,
Mir ist nach dir so recht weh,
Daß ich keine Freude habe.

Es läßt ihn nicht ruhen, er kehrt nach Frankenreich zurück und entführt die Prinzessin. In einem Walde ruhen sie, im Schlummer entführt ihr ein Busant den Fingerring. Der Königssohn jagt ihm nach, holt ihn aber nicht ein und wird darüber wahnsinnig. Die Prinzessin sieht sich verlassen, kommt in eine Mühle und zulezt zum Bruder des Königs von England. Dieser findet im Walde einen wilden Mann, der aber ruhig wird, sobald er einen Busant mit den Zähnen zerrissen hat, und in dem man staunend den verlornen Königssohn wiedererkennt.

3) Dis ist der ritter underm zuber. Eine

Digitized by Google

Geschichte im Geschmack des Boccaccio. Die List einer verbuhlten Frau rettet den unter einem Zuber verborgenen Ritter vor den Nachstellungen ihres Gemahls dadurch, daß sie eine Scheuer in Brand steckt und durch den Feuerlärm den Mann aus dem Zimmer entfernt.

4) Von eyme gewerbe eins und einer. Ebenfalls ein zärtliches Abenteuer. Eine stolze Schöne läßt sich durch den zärtlichen Ritter endlich zur Nachgiebigkeit bewegen. Man denkt dabei an eine Idylle Theokrits.

5) Dis ist der kunig von franckreich. Aus einer andern Handschrift schon von Graff in der Diutiska edirt. Es ist die Geschichte des Hundes von Aubry. Der böse Marschalk legt heimlich einen häßlichen Zwerg zur schlafenden Königin und führt den König zu ihr; dieser verstößt seine Gemahlin, und ein Ritter, der sie unterwegs beschützen soll, wird von dem bösen Marschalk ermordet. Sie kommt zu einem Köhler und verrichtet bei demselben weibliche Arbeiten, die er in der Stadt verkauft. Unterdeß kommt der Hund des ermordeten Ritters nach Hofe und fällt den bösen Marschalk grimmig an. Man erkennt ihn als das Thier des Verschwundenen, man ahnet eine Unthat und der Marschalk wird zum Zweikampf mit dem Hunde gezwungen, unterliegt und bekennt seine Schandthat. Endlich wird auch die Königin durch ihre schönen Stickereien erkannt und vom König jubelnd heimgeholt.

6) Dis ist der schüler von paris. Eine treffliche Erzählung. Eine reiche Tochter von Paris liebt einen armen Schüler, der Vater duldet diese Liebe nicht, aber sie ist zu mächtig. Das Mädchen bestellt ihren Geliebten heimlich in ihre Kammer, aber im Uebermaaß der Leidenschaft springt ihm eine Ader und er liegt todt in ihren Armen. Ein treuer Knecht entfernt ihn und bringt ihn in seine Wohnung. Als er begraben werden soll, bittet das Mädchen ihren Vater, ihn begleiten zu dürfen und

> Da man ihn legte in das Grab,
> Sie ganz in sich versank,
> Ihr Herz ward so krank,
> Immer und immer mußte sie ihn
> Ansehn, da ging ihr Leben hin.

7) Dis ist ein hubisch spruch von liebe. Eine erotische Erzählung, die unter dem Namen der Nachtigall in die galante Literatur Frankreichs übergegangen und deren Inhalt so feivol ist, daß man ihr ein so ehrwürdiges Alter nicht ansehn sollte.

8) Von eyme trunken buben. Ein kurzes Fragment.

Was nun den Kodex betrifft, in welchem die vorstehenden Gedichte enthalten sind, so ist dieser „auf baumwollen Papier in klein Quartformat geschrieben, und enthält 172 Blätter oder doppelt so viele Blattseiten; den Schriftzügen nach gehört er in das 15te Jahrhundert. Fast die ganze erste Hälfte des Kodex nimmt das im Anfange des 13ten Jahrhunderts verfaßte Sprachgedicht des schwäbischen Dichters Freidank ein. Auf jeder Seite sind, fast durchgängig, 24 Verse; die Ueberschriften der Kapitel des Freidanks und die der Erzählungen, so wie die großen Anfangsbuchstaben sind roth; auf vielen Seiten, vorzugsweise im Freidank, sind alle Anfangsbuchstaben der Verse roth durchstrichen. Am Ende ist der Kodex defekt. — Nach zwei Urkunden, welche dem Kodex zum Einbande dienen, zu schließen, ist derselbe längere Zeit in der Schweiz gewesen und dort eingebunden worden. Das eine Pergamentblatt, welches ihm zum Einbande dient, enthält eine im Jahre 1403 ausgestellte Urkunde, die nicht mehr vollständig zu entziffern ist. Wir zweifeln gar nicht, sagen die Herausgeber, daß dieser Kodex derjenige ist, dessen L. Meister in seinen Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache (8. London [d. i. Züich] 1777. Th. I. S. 91) erwähnt, denn früherhin befand er sich in der Stadtbibliothek zu Bremen. Auf welchem Wege er aus der Schweiz dorthin gelangt ist, können wir nachweisen; wohl aber vermuthen wir, daß er beim Tode des im vorigen Jahrhundert verstorbenen H. Heisen, damaligen Bibliothekars der gedachten Bibliothek in Bremen, sich in dessen Händen wird befunden haben, und daß er nächstdem mit dessen nachgelassener Büchersammlung wird öffentlich versteigert worden seyn. Direkt oder indirekt erhielt ihn darauf der Buchhändler Cramer in Bremen, von welchem ihn der Mitherausgeber Dr. Meyer im Jahre 1805 erstand."

13) Des Meisters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtschreibers Reimchronik der Stadt Köln, aus dem 13ten Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handschrift zum erstenmal vollständig herausgegeben von E. v. Groote, Stadtrath. Köln, DuMont Schauberg, 1834.

Ein Zeitgenosse schildert hier die berühmten Kämpfe der Erzbischöfe von Köln gegen die Bürger dieser Stadt. „Ueber die neue Münze, welche Erzbischof Conrad zu schlagen und in der Stadt in Cours zu setzen beabsichtigte, entstand der erste Streit. Die Bürger, besonders die Hausgenossen, denen die Aufsicht über das Münzwesen und die Pflicht oblag, jeden Eingriff in die bestehende Münzordnung abzuwehren, widersetzten sich; und da sie, wenn auch nicht ihr Amt, doch die Münzgebäude von dem Erzbischof zu Lehn trugen, so begann dieser damit, in einer heftigen Urkunde vom Jahr 1258 die sämmtlichen Hausgenossen ihres Amtes zu entsetzen und ihnen ihre Privilegien und Freiheiten zu nehmen. In gleicher Art verfuhr

Digitized by Google

er im folgenden Jahre gegen die Schöffen, und sezte an deren Stelle meist Handwerker, welche früher zu solchen Stellen nie gelangen konnten. Diesen Mißgriff hatte indessen nicht bloß die Stadt, welche unter den Bedrückungen der neuen, hauptsächlich nur auf ihre eigene Bereicherung bedachten Schöffen seufzte, sondern nicht minder der Erzbischof zu beklagen, dessen Aerar unter diesen Verwaltern keineswegs seine Rechnung fand. Engelbert von Falkenburg trat in die Fußstapfen seines Oheims und Vorgängers und gab nicht nach, bis er endlich nach der Schlacht beim Ulrichsthor selbst in Gefangenschaft gerieth und, wie später nach der bei Wurringen sein Nachfolger, Siegfried von Westerburg, genöthigt wurde, die Freiheiten der Stadt auf das feierlichste anzuerkennen und urkundlich zu verbürgen. Bei allen Zerwürfnissen unter den alten Geschlechtern und dem emporstrebenden Mittelstande während jener Fehden trug dennoch der Bürgersinn und das gemeinsame Interesse da, wo die Gefahr auf's Aeußerste stieg und die fremde Gewalt aller freien Selbstständigkeit den Untergang drohte, den Sieg davon, und den vereinten Kräften gelang stets, wieder zu retten, was der Zwiespalt für immer zu zerstören und zu verlieren in Begriff stand. Erst hundert Jahre nach der Zeit, welche G. Hagen uns schildert, als nämlich die Bedrohungen von außen schon seltener und die Rechte der Städte durch Verträge und Reichssatzungen fester begründet waren, erhoben die mächtig und sehr reich gewordenen Gewerbestände, und unter diesen besonders die Wollweber, sich mit stärkerer Gewalt und glücklicherem Erfolge gegen die Patricier, deren manche schon auf ihren Schlössern, manche als Ministerialen an den Höfen benachbarter Landesherren wohnten, und sich um die Angelegenheiten der Stadt wenigee bekümmerten. Ein lebendiges Bild von diesen Fehden gibt die der Chronik Hagen's angehängte Weberschlacht aus den Jahren 1369—70, die zwar mit der Verbannung des gar zu übermüthigen Weberamtes endigte, jedoch dem Mittelstande die Theilnahme an der Verwaltung und Regierung der Stadt sicherte, indem er in den weiten Rath eintrat, während den alten Geschlechtern bloß der enge Rath vorbehalten blieb. Auffallend ist die Aehnlichkeit der hier geschilderten Begebenheiten aus der Entwicklungsgeschichte der kölnischen Stadtverfassung im 13ten, mit denen von Florenz im 14ten Jahrhundert, welche Machiavell aufgezeichnet hat. Die Vergleichung zwischen beiden Städten möchte sich leicht bis in die kleinsten Züge und die Charaktere der handelnden Personen durchführen lassen. Schon gleich das zweite Buch von Machiavell's Geschichte zeigt uns den Walther von Brienne, Herzog von Athen, wie er sich um 1343 der Stadt Florenz zu bemächtigen strebt und sich zu diesem Zwecke fast derselben Mittel bedient, die Conrad von Hochstetten um 1240—50 gegen Köln versucht; Beide trachten die untern Volksklassen für sich zu gewinnen, die edeln Geschlechter unter sich zu entzweien, und wo die offene Gewalt nicht ausreicht, wird List und Bestechung nicht gescheut. Wie Engelbert von Falkenburg das Geschlecht der Weisen auf seine Seite und durch deren Treubruch die Stadt beinahe in seine Gewalt bringt, so sind es in Florenz die Buondelmonti und Cavalcanti, welche sich auf die Seite des Herzogs schlagen; jedoch in beiden Städten wird dem Verrath und Meineid die gerechte Strafe durch Verbannung zu Theil. Ueber hundert Jahre währen diese Fehden in Köln wie in Florenz, und ein Matthias Overstolz in der einen, wie ein Lorenz Medicis in der andern, werden stets Muster hoher persönlicher Kraft und Bürgertugend bleiben."

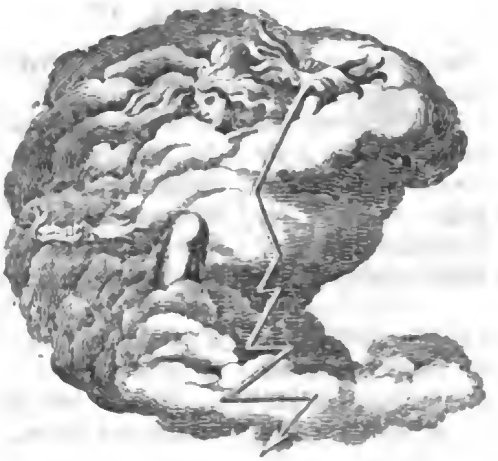
Der Vers. beginnt mit dem Tode Kaiser Friedrichs II. 1250 und schließt mit der Sühne zwischen der Stadt und dem gefangenen Erzbischof 1270. Seine Reimchronik ist die ächte historische Quelle dieser Begebenheiten, denn die in Prosa geschriebene und 1499 gedruckte Kronika van der billiger stat van Cöllen hat sie ausgeschrieben und citirt. Die einzige noch übrige Handschrift von Hagens Reimchronik ist 150 Jahre jünger als Hagen selbst, daher leider auch die Sprache derselben um anderthalbhundert Jahre modernisirt und nicht mehr ganz die des 13ten Jahrhunderts ist. Noch mehr zu bedauren ist die Parteilichkeit Hagens, der als Stadtschreiber den Geschlechtern blind ergeben war und deren Tyrannei gegen die Gemeinde beschönigt.

Ein kleines Wörterbuch am Schluß erleichtert die Uebersetzung der rauhen und nicht angenehm zu lesenden Verse. Außerdem sind dem Text Anmerkungen hintenangefügt, die zum Theil sehr interessant sind, z. B. folgende: „Albertus Magnus, damals Bischof von Regensburg und Provinzial des Dominikanerordens zu Köln, vermittelte die Sühne zwischen dem Bischof und der Stadt. Die Urkunden, welche der Bischof deßhalb der Stadt auszustellen sich entschließen mußte, s. bei E. Hamm a. a. O. S. 288 ff. Albertus Magnus war unstreitig um jene Zeit einer der gelehrtesten und einflußreichsten Männer Kölns. Er wae Meister der sieben freien Künste, und seine tiefe Kenntniß, besondees die in den Naturwissenschaften, mögen ihm den Ruf eines Zauberers zugezogen haben, in dem er beim Volke stand und als welchen ihn sogar Volkslieder bezeichneten. Die Vermuthung, daß er den Plan zum Dombau entworfen, verdient um so mehr Glauben, als der Schöpfer dieses Werkes unbedenklich Meister aller sieben freien Künste, oder, was eben so viel heißt, eingeweiht in die Mysteeien aller geistlichen und weltlichen Wissenschaft jener Zeit seyn mußte. Ein Theil der längst verschwundenen herrlichen Dominikanerkirche, welcher von Albertus Magnus erbaut wurde, hatte im Styl mit dem des Domes die größte Aehnlichkeit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 85. 20. August 1834.

Englische Geschichte.

1) Geschichte der protestantischen Reform in England und Ireland, in einer Reihe von Briefen, von William Cobbet. Aus dem Englischen übersezt. Zweite Auflage. Zwei Bände. Aschaffenburg, Pergay, 1833.

„Der Verfasser gehört zu den berühmtesten und dabei populärsten Schriftstellern seines Vaterlandes, und ist als ein Mann bekannt, der die Freiheiten des Volkes mit feuriger Liebe umfaßt. Er diente in der Armee, und nahm 1791 als Major seine Entlassung. Nachdem er 1792 auf kurze Zeit Frankreich besucht, ging er nach Philadelphia, wo er bis 1801 lebte. Nach seiner Rückkehr gründete er eine Wochenschrift (the Weekly Register), welche stets der Sache einer, vielleicht übelverstandenen Freiheit zugethan war; unsere Liberalen haben daher keinen Grund, den Verfasser dieser merkwürdigen Briefe einer knechtischen Gesinnung zu beschuldigen. Man verdankt ihm außerdem noch mehrere sehr geschäzte Werke, wie z. B. eine Geschichte des englischen Parlaments, 12 Bde., und die beste englische Grammatik, welche bisher existirt.“ Unser zeitungslesendes Publikum kennt diesen William Cobbet schon, und kann ihn aus dieser Schrift noch näher kennen lernen. Eine knechtische Gesinnung möchten wir ihm nicht vorwerfen, wohl aber eine äußerst plebejische, cynische, die Gesinnung eines Mannes, der nicht tugendhaft seyn kann ohne Grobheit, der keine Wohlthat zu üben vermag, ohne sie mit einer Ohrfeige zu begleiten, und der für eine gute Sache nicht glühen kann, ohne wie der Götze Püsterich Koth und Feuer zugleich zu speien.

Cobbet schrieb für die Emancipation der Katholiken, glaubte für diesen guten Zweck aber nicht genug thun zu können, wenn er (selbst Protestant) nicht jede Art von Verläumdung und Galle gegen den Protestantismus ausschüttete. „Eine gründliche und ehrliche Untersuchung wird uns nunmehr zeigen, meine Freunde, daß es in hohem Grade eine Aenderung zum Schlimmern war; daß die „Reformation“, wie sie heißt, in thierischer Brunst erzeugt, in Gleisnerei und Treulosigkeit auferzogen, und mit Raub, Zerstörung und Ströme unschuldigen englischen und irischen Blutes gefüttert und gemästet worden; und daß, was ihre entfernteren Folgen betrifft, einige davon nunmehr uns vor Augen in dem Elende, in der Bettelei, in der Entblößung, in dem Hunger, in dem ewigen Hader und Groll, die wir jezt allerwärts gewahr werden und die unser Ohr betäuben, und die uns die „Reformation“ zum Ersatz für den

Digitized by Google

Wohlstand, die Glückseligkeit, die Eintracht und christliche Liebe gab, deren sich unsere katholischen Voreltern in so vollem Maaße und durch eine so lange Reihe von Jahren erfreuten." Wie kann man der Kirchenreform die Uebel anrechnen, die ihre Durchführung bei dem Widerstande des Papismus nothwendig machte? Hat nicht die Einführung des Christenthums selbst Thränen und Blut genug gekostet, und sollten wir deßhalb wünschen, wir wären Heiden geblieben?

Daß man über die anglikanische Kirche, diese widerliche Karikatur der alten katholischen Kirche, von der sie nur das Schlechte und nichts Gutes beibehalten hat, erbost seyn kann, ist sehr begreiflich. Gegen einen englischen Pfaffen, den, wie ein Blutegel still gemästeten, schwarzröckigen Vetter eines Lords, der nichts zu thun hat, als seine Gebühren einzuziehen, gegen diesen langweiligsten aller geistlichen Tyrannen sind Dominikaner und Bonzen noch liebenswürdig, weil wir unserm Feinde lieber die Wuth des Tigers als jenes leidenschaftslose still lächelnde Blutsaugen verzeihen. Aber wenn man gegen einen Auswuchs, gegen eine Verzerrung des ursprünglichen protestantischen Geistes empört ist, warum sollte es dieser Geist selbst entgelten müssen? Cobbet fährt aus: „Als die protestantische Religion und mit ihr eine verheirathete Priesterschaft kam, wurden die ärmern Klassen ihres angebornen Rechtes beraubt und hinaus gestoßen, um nach dem herum zu lungern, was sie erbetteln oder stehlen konnten. Luther und seine Anhänger verwarfen gänzlich die Lehre, daß gute Werke nöthig seyen, um selig zu werden. Sie behaupteten, der Glaube und nur allein der Glaube, sey nothwendig. Sie strichen in ihrer Bibel die Epistel Jacobi, in welcher er die guten Werke anempfiehlt und auf ihrer Nothwendigkeit besteht, welche Epistel Luther „eine Strohepistel" nannte. Die „Reformatoren" wichen in den meisten andern Punkten so weit von einander ab, als die Farben des Regenbogens; aber Alle stimmten darin überein, daß gute Werke unnütz seyen, um selig zu werden, und daß die „Heiligen" — wie sie sich selbst zu nennen die Bescheidenheit hatten, ihr Recht auf den Himmel durch keine, auch noch so zahlreichen und ungeheuern Sünden verlieren könnten. Bei denen, wo Raub, Gotteslästerung, Ehebruch, Vielweiberei, Blutschande, Meineide und Mord beinahe so gewöhnlich waren, wie Schlafen und Wachen, bei denen, welche lehren, der Weg zum ewigen Heil könne weder durch eine dieser Sünden noch durch alle diese zusammen versperrt werden, bei solchen Leuten mußte die Barmherzigkeit, abgesehen davon, daß sie eine so wohlbekannte katholische Waare war, als eine Nebensache total verachtet werden."

Umsonst hatten Jahrhunderte gegen die Unnatur des Cölibats geeifert. Cobbet vertheidigt ihn. „Die Lüge hat lange Zeit hindurch gewährt; lange Zeit hindurch war heuchlerische Selbstsucht, unterstürzt durch Gewaltthätigkeit, Tyrannei und Grausamkeit jeder Art, bemüht, das englische Volk irre zu leiten. Jene, die sich mit dem Raube der Kirche und des Armen gemästet hatten, und es noch länger in Ruhe zu thun wünschen, suchten natürlich das Volk zu überreden, die Beraubten seyen Gesindel gewesen; die Einrichtungen, wodurch selbe so viel Eigenthum bekommen, seyen zum mindesten unnütz; die Besitzer seyen faule, unwissende und nichtswürdige Kreaturen gewesen, die Finsterniß statt Licht verbreitet und das verschlungen hätten, was zum Unterhalte Würdigerer hätte dienen sollen. Wenn alle Druckerpressen und alle Kanzeln im Lande zu einem solchen Unternehmen verbündet und dabei durch den Staat unterstützt sind, wenn die verlästerte Partei durch kaum zu schildernde Schreckuisse zum Schweigen gebracht ist: dann müssen die Angreifer siegen, die Masse des Volkes muß glauben, was sie sagen. Von Vernunft ist bei dieser Lage der Dinge nicht die Rede. Aber die Wahrheit ist unsterblich; mag sie auch auf einige Zeit gezwungen werden, zu verstummen, am Ende wird sie doch durch irgend etwas aufgeregt, ihr Recht anzusprechen, und über die Lüge zu triumphiren. Was dazu geeignet ist, dem Gebrauche unserer Vernunft freies Spiel zu geben, ist nun eingetreten. Endlich sehen wir das Land bedeckt mit Armuth, Fanatismus und Verbrechen. Wir hören von der Zunahme der Bevölkerung als von einem Unglück sprechen; wir hören von Projekten, bei dem Volke die Erzeugung von Kindern einzuschränken; wir hören von schottischen „Philosophen", welche das Land durchziehen, und den Fabrikarbeitern und Handwerkern Vorlesungen halten über Wissenschaft, ihre Weiber vor dem Mutterwerden zu bewahren; und einmal ist dies so weit getrieben worden, daß man die Beschreibung des mechanischen Verfahrens zu Erreichung dieses Endzweckes gedruckt vertheilte! Kurz, wir sind nun auf einen Punkt gelangt, auf dem wir uns gezwungen sehen, den Ursachen dieses monströsen Zustandes nachzuforschen. Als unmittelbare Ursache finden wir die Armuth und Herabwürdigung der großen Masse des Volkes; und diese verfolgen wir durch mehrere Abstufungen bis zur „Reformation", von deren Wirkungen eine die Zerstörung der Klöster war, welche, wie wir sehen werden, den aus der Arbeit gezogenen Gewinn in der Heimath festhielten, und nach einer Weise verbreiten, die dahin ging, das Leben des Volkes leicht und glücklich zu machen. Die Zeugnisse, die ich anführte, sind sicher von großem Gewichte; allein gesezt, es gäbe keine Zeugnisse

Digitized by Google

für jene Institutionen, was bedürfen sie mehr als den freien Gebrauch unserer Vernunft? Vernunft ist in solchen Fällen stets besser als Autoritäten; allein wer widersteht Beiden? So wollen wir denn sehen, ob die Vernunft nicht mit Verachtung die Schmähungen zurückweist, mit welchen die klösterlichen Institutionen überhäuft worden sind. Diese Institutionen blühten in England neun hundert Jahre durch; sie wurden von dem Volke geliebt; gewaltthätig, durch Räuberhände, mit dem Mordmesser wurden sie zerstört. Ward jemals eine an sich schlechte, oder in ihren Wirkungen schädliche Einrichtung so lange Zeit hindurch bei einem ganzen Volke in Ehren gehalten?"

Man kann inzwischen diese Uebertreibungen insofern billigen, als sie ähnlichen Uebertreibungen von der entgegengesezten Seite die Waage halten. Die wirkliche Herstellung der Klöster ist am wenigsten in England zu erwarten, daher können solche Bücher höchstens das Resultat haben, das englische Volk gegen die Katholiken tolerant zu machen, und das ist ein gutes Resultat. Ist es übrigens dem Verfasser darum zu thun, das Loos der Proletarier zu erleichtern, so sollte er die Hülfe allerdings in der Abstellung kirchlicher und besonders auch aristokratischer Monopole seines Vaterlandes, der Korngesetze ꝛc. suchen, aber nur nicht im protestantischen Lehrbegriff und noch weniger im Geist des Protestantismus.

Sollte man uns deutschen Romantikern künftig noch zum Vorwurf machen, daß wir uns in eine lächerliche Liebschaft mit dem Mittelalter einlassen, so können wir uns mit dem hageduchenen Prügel von Oldham entschuldigen.

Die Sache will indeß noch von einem andern Standpunkt aus betrachtet seyn. Ist diese Unzufriedenheit einer christlichen Konfession mit sich selbst nicht bedeutungsvoll, und um so mehr, da sie in jeder Konfession gefunden wird? Frankreich, selbst ein großer Theil Spaniens und Italiens ist seiner alten Kirche so überdrüssig, als England seines krassen Lutherthums, und wenn in Deutschland dieser Ueberdruß noch nicht bis zu dem gleichen Grade gestiegen ist, so ist dies mehr ein Verdienst der Volksgutmüthigkeit als vortrefflicher Dogmen und kirchlicher Institute. Mit einem Wort, die papierne Kirche ist noch schneller Ruine geworden, als die steinerne. Der Glaube hat die geweihten Hallen verlassen. Der Einzelne macht diese Wahrnehmung zunächst nur an sich selbst, und ohne zu wissen, daß der Andere ganz in demselben Fall ist, hofft er bei diesem das Verlorene wiederzufinden. So sehnen sich eine Menge Katholiken nach der protestantischen Lichtquelle und es ist keine Uebertreibung, sondern eine Behauptung, die ich jeden Augenblick durch eine Menge neuer und neuester Schriften belegen will, daß Aufklärungssucht und Rationalismus weit häufiger bei Katholiken vorkommen, als bei Protestanten, und man darf nur die Franzosen beobachten, die als katholisches Volk viel indifferenter oder ungläubiger sind, als wir deutschen Protestanten. Umgekehrt aber läßt sich nicht verkennen, daß bei uns eine katholisirende Tendenz stark vorgeschlagen hat, nicht nur in den Proselyten, sondern vorzüglich in der ästhetisch-servilen Richtung im Schooß des Protestantismus selbst. So sind die Gemeinden ihrer Kirche, wie ein Mann seiner Frau, erst überdrüssig, dann untreu geworden und haben mit der Frau des Nachbars geliebäugelt; doch Franzosen sind galant, Deutsche sind gutmüthig, sie sind ihrer treulosen Neigung nachgegangen, ohne der Frau etwas davon merken zu lassen, ohne die äußere Achtung und die Artigkeit gegen sie aus den Augen zu setzen. Niemand liest mehr den Voltaire außer Katholiken und Niemand macht mehr Gedichte auf die Madonna außer Lutheraner; dabei bleibt jeder aber doch äußerlich seiner Kirchenform treu. Nun kommt aber der brutale John Bull und ohne sich lange zu geniren, schlägt er gleich seine kirchliche Ehehälfte hinter die Ohren mit einem kräftigen seemännischen Fluch und wirft ihr vor, daß sie ihm viel weniger gefalle als seine erste Frau, die längst schon in geweihter Erde ruht.

Doch in so ernsten Angelegenheiten soll man nicht scherzen. Wir sind weit entfernt, das Festhalten der Massen an dem Bestehenden in jeder Konfession zu läugnen, doch immerhin sind die vielen Symptome von abnormen Neigungen und Wahlverwandtschaften in der sogenannten gebildeten Klasse bedenklich und ein Zeichen der Zeit.

2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neunten englischen Originalausgabe. Karlsruhe, Groos, 1834. S. 90.

Diese interessante kleine Schrift stellt die Resultate des ersten reformirten Parlaments von 1833 zusammen. Sie wird allen denen willkommen seyn, die nicht gleich den Ueberblick über die verwickelten, sich durchkreuzenden, verschobenen und wieder aufgenommenen Verhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, wie sie täglich in den Zeitungen mitgetheilt werden, zu gewinnen wissen.

Was haben die Tories nicht von diesem reformirten Parlament gefürchtet, bevor es gesammelt war? Sie behaupteten, es werde aus dem rohesten Haufen von Blutmenschen bevölkert werden und den Schlund der Revolution in dem Augenblick öffnen, in welchem es sich im Sitzungssaale vereinigt haben würde. Aber von alledem

Digitized by Google

geschah nichts. Nie war ein Parlament besonnener, gesetzter, vorsichtiger. Nie wurde eine große Reform mit mehr Diskretion ausgeführt.

Obgleich im System der Mäßigung einverstanden, zeigten sich doch die englischen Whigs den französischen Ministeriellen an Takt und fruchtbarem Patriotismus überlegen. Man wird sich noch des öfters wiederholten Skandals erinnern, der die französische Deputirten-Kammer entwürdigte, wenn wichtige materielle Interessen und große Administrativfragen an der Tages-Ordnung waren. Die Kammer brauste alsdann wie ein Meer von — Privatgesprächen, und einmal war sie so leer, daß der Präsident Dupin vergeblich die Namen der eingeschriebenen Redner ablesen und aufrufen ließ, und daß man eine Weile warten mußte, bis endlich einer hereintrat. Wie anders in England! Das Parlament beschäftigte sich unausgesezt mit mühseligen Detail-Reformen, und vermied das Parteigezänk, so viel als möglich. In England sah man auf die Sache, in Frankreich auf die Personen. Die nächste Folge davon ist, daß England unaufhaltsam fortschreitet, während Frankreich wirklich, wenn nicht zurückgeschritten, doch stehen geblieben ist. Ja man kann sagen, daß, wenn Frankreich noch in irgend einer Weise mehr gegen Außen, als im Innern, vorschreitet, dies nur eine Folge des englischen Beispiels, der englischen Allianz ist. Man müßte mit politischer Blödsichtigkeit gestraft seyn, wenn man die Ueberlegenheit der politischen Einsichten und Charaktere Englands über die französischen nicht anerkennte. In England arbeitet man an den großen politischen Tageswerken, in Frankreich wird fortwährend ein Glücksspiel damit getrieben. Der französischen Regierung scheint dies zwar nicht entgangen zu seyn und sie strebt sich je mehr und mehr zu anglificiren, und wir müßten uns ziemlich täuschen, wenn nicht in der nächsten Session die jezt endlich durch die Opposition und durch die Emeuten nicht mehr aufgehaltene Reform, die Ausrottung des zahlreichen Unkrauts in der französischen Verwaltung angekündigt würde; aber noch mehr würden wir uns täuschen, wenn wir darin etwas mehr als ein Parteimanövre sähen. In Frankreich thut man das Gute wie das Schlimme nur, um sich oben zu erhalten, nie um der Sache, immer nur um der Person und Partei willen. Die Menschen dienen nicht den Institutionen, sondern die Institutionen müssen den Menschen dienen. Die Minister werden immer nur in dem Maaß der Kultur oder Barbarei, der Emancipation oder dem Rückschritt dienen, als es denen schmeichelt, durch die sie herrschen, nämlich den Wählern und der Oligarchie in Paris und in der Armee. Will es der Zufall, daß diesen eine gute Einrichtung zu Statten kommt, wohlan, so wird Ministerium und Kammer für das Gute glühen; sagt ihnen etwas Schlechtes besser zu, wohlan, so wird es angepriesen und durchgesezt werden; ja wenn es etwas Dummes wäre, so würde man die großen Redner der französischen Tribüne mit der ernsthaftesten Miene von der Welt den tiefsten Sinn hineinlegen sehen. Die französischen Minister und Deputirten werden hierin bald so weit gekommen seyn, als die deutschen Philosophen, daher sie sich auch um diese zu bekümmern anfangen.

Nicht so die männlichen Britten. Sie haben es kein Hehl, daß sie brutal gegen alle andere Völker sind, und daß es ihnen auf ein kleines, ja selbst auf's größte Verbrechen gegen die Menschheit gar nicht ankommt, wenn es ihren Vortheil gilt; aber sie sind wenigstens ehrlich gegen sich selbst, sie wollen ihres Landes Wohl fördern und demselben seine Zukunft sichern. Sie betrachten sich als die Erbeigner des Nationalguts und wollen es auf die spätesten Enkel bringen; die Franzosen betrachten sich dagegen nur als die jeweiligen Verwalter und Nutznießer des übrigen und suchen es für ihre Personen und für ihre Zeit zu verbrauchen, gleichviel was für die Nachkommenden daraus entsteht.

Der Verfasser geht die Reihe der Reformen durch, die von den Whigs im Ministerium und Parlament eingeleitet worden sind, alles Konsequenzen aus der Parlamentsreform. Man sieht ein, daß nach und nach alle alten Mißbräuche der englischen Verfassung und Administration dem aufgeklärten, durch Erfahrung gereiften Geist des Jahrhunderts weichen müssen, und man fühlt sich geneigt, einer Nation Bewunderung zu zollen, welche dieses große und schwierige Werk nicht mit knabenhaftem Muthwillen, sondern mit männlicher Ruhe und mit der keuschen und sanften Hand des geübten Wundarztes thut, der das Uebel wegschneidet, und dem Patienten doch so wenig Schmerz und Scham als immer möglich verursacht.

Ueber Irland hat sich der Verfasser wenig oder gar nicht ausgesprochen, desto ausführlicher aber über die, Großbritannien überhaupt betreffenden Reformen. Zuerst über die Abschaffung der Sklaverei, wobei er hervorhebt, daß die Entschädigungssumme billig, und daß die Vorsicht, die Neger nicht in nackter Freiheit ohne Besitz und Aussicht von den Plantagen zu jagen, sondern sie sechs Jahre lang bei ihren vorigen Herren in Lohn zu lassen, sehr weise sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 86. 22. August 1834.

Englische Geschichte.

2) Das Reform-Ministerium und das reformirte Parlament. Nach der neunten englischen Originalausgabe. Karlsruhe, Groos, 1834. S. 90.

(Schluß.)

Sodann werden die finanziellen Reduktionen gepriesen: „Im Jahr 1830, als die jetzige Regierung das Staatsruder übernahm, betrugen die sämmtlichen Einkünfte des Landes, in runder Zahl, netto 50,000,000 Pfund Sterling. Von dieser Summe erschöpften die Nationalschuld, die Civilliste, der halbe Sold der Land- und Seemacht, die Pensionsgehalte ausgedienter und zurückgezogener Civilbeamten, und andere feste Posten, die Summe von 55,000,000 Pf. St. Es blieben also 15,000,000 Pf. St., welche der Reduktion fähig waren, exclusive der etwaigen Verminderung in den Erhebungskosten. Es ist wichtig, daß diese Distinktion beachtet werde; denn, sey es nun aus Unwissenheit, oder aus bösem Willen, oder aus beiden zugleich — man hörte oft und starrsinnig die Aeußerung: Was für eine elende Reduktion ist das, eine Million, oder zwei auf fünfzig Millionen! Wir bitten unsere Leser aber recht sehr, die fünfzehn Millionen ins Auge zu fassen, und dagegen die fünfzig Millionen bei Seite zu setzen; denn, obgleich leider das Land die größere Summe aufzutreiben hat, so kann doch die Regierung nur an der kleinern eine Reduktion vornehmen. Zwei Dinge, die so wesentlich verschieden sind, zu verwechseln, ist eine finanzielle Täuschung — die Diejenigen auf das Sorgfältigste vermeiden müssen, denen darum zu thun ist, den Werth und das Verdienst der gemachten Reduktion gehörig zu würdigen und zu untersuchen, welcher Ausdehnung sie noch ferner fähig sind.

Die Ausgaben des Jahres, welches am 5. April 1832 geschlossen war, betrugen . . . . 47,859,000 Pf. St.

Die Ausgaben des Jahres, das am 5. April 1833 zu Ende war, betrugen 45,365,000 Pf. St.

Wirkliche Verminderung der Ausgaben im Jahre 1833 . . . . . 2,493,000 Pf. St.

Die abgestimmte Schätzung der Ausgaben des laufenden Jahres, welches sich mit dem 5. April 1834 schließt, beträgt 44,922,000 Pf. St.

Weitere Reduktion der Ausgaben von . . . . . 443,000 Pf. St.

Totalsumme der Verminderung der Ausgaben, zwischen April 1832 und April 1834 . . . . . 2,936,000 Pf. St.

Somit ward, während der Jahre 1831, 1832 und 1833 eine Reduktion von beinahe drei Millionen bewirkt an jenem Theile der Ausgaben, der eine Reduktion

Digitized by Google

zuläßt, nämlich an den fünfzehn Millionen.“ Diese Reduktion wurde hauptsächlich durch Aufhebung unnützer oder Herabsetzung minder wichtiger Stellen, durch Wiederanstellung Pensionirter, kurz durch einen großen Sensenschnitt in die Sinekuren erreicht, und sie kam unmittelbar den Steuerpflichtigen, der Industrie und dem Handel zu Statten, denn sie erlaubte die Aufhebung oder mindestens die Herabsetzung einer Menge von Auflagen auf gedruckte Waaren, Kohlen, Schiefer, Lichter, Hanf, Spezereiwaaren ꝛc. „Die Regierung hätte einen weit glänzendern Beifall erhalten können, wenn sie sich dazu verstanden, die Provinzen mit Verminderung der Malzsteuer, und die Städte mit Aufhebung der Haus- und Fenstersteuer zu erfreuen; allein wir bitten die eifrigen Vertheidiger der Abschaffung der Haussteuer, sich wohl dieses Faktum zu merken, daß die sämmtliche Anzahl der Häuser in Großbritannien sich auf 2,846,179 beläuft, und daß die Haussteuer nur auf 450,617 haftet, folglich sechs Siebentel derselben völlig frei sind. Und zu dem kann diese Taxe keineswegs als eine solche betrachtet werden, welche ausschließlich oder besonders den gewerbsamen Armen zur Last fällt. Dagegen wird das Wohlthätige der Abschaffung von Abgaben für Kohlen, Lichter, Seife und Leder, selbst in der niedrigsten Hütte verspürt, wo man von Haussteuer nichts weiß. Nichts desto weniger geben wir zu, daß da, wo aus andern Ursachen Elend und Mangel ist, wie in einigen Distrikten in London, der Druck dieser Taxen schwer, und diese in ihrem ganzen Wesen verwerflich seyen.“

Auch die Bankfrage wird erörtert: „Die Privilegien der Bank von England sind einerseits als ein gehässiges Monopol getadelt worden; andrerseits hingegen vertheidigte man sie als ein nöthiges Schutzmittel gegen Schwankungen in dem Betrag des umlaufenden Papiergeldes. Wir dürfen wohl behaupten, daß diese leztere Meinung von solchen Männern gehegt wird, deren Erfahrung, Talent und Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, ihnen Ansprüche auf das unbedingteste Vertrauen erwirbt, in einer Angelegenheit, die so nahe Betrachtung erfordert. Es ist auf das Klarste dargethan worden, daß eine Konkurrenz, obwohl im Allgemeinen wohlthätig, in dergleichen Fällen zu schädlichen Resultaten führen muß. Wenn nämlich die Preise im Steigen sind, so führt sie dazu, die Masse des zirkulirenden Umlaufmittels übermäßig zu vermehren, und ermuntert so zu unvorsichtigen Spekulationen; darauf folgt dann panischer Schrecken, plötzliche Zusammenziehung der Kapitalien, und Elend und Jammer; — dagegen kann eine einzelne Bank ihre Emissionen nach Gefallen beschränken und sich nach den ausländischen Kursen richten, und zwar nicht bloß bei geringerer, sondern auch bei der höchsten Schwankung. Zugleich wird das Verfahren, nach dem sich die englische Bank in neuester Zeit in dieser Sache benimmt, als einfach und wirksam befunden. Nach vielen schmerzlichen Erfahrungen erkannte man endlich die Wahrheit einiger Prinzipien. Man hört nichts mehr von Verbotsgesetzen gegen die Ausfuhr von Goldmünzen, und es ist endlich ein System aufgestellt worden, welches unter den Augen des Publikums dem Lande ein ächtes Courantgeld verspricht, nebst jeder gesetzlichen Erleichterung in merkantilischen Geschäften. Somit fühlte sich Lord Althorp befugt, bei der Legislatur die Erneuerung der vorzüglichsten Privilegien der Staatbank, unter gewissen Bedingungen, in Vorschlag zu bringen. Die Grenzen unserer Schrift erlauben uns bloß die Grundsätze darzustellen, die die Regierung geleitet zu haben scheinen in einer Angelegenheit, welche so verwickelt und so schwierig ist, und der Gegenstand so langer und wiederholter Erörterung war. Sie sind: Die monatliche Rechnungsablage. — Die Rückbezahlung eines Theils des Kapitals. — Die theilweise Zurücknahme der Wuchergesetze, in so fern sie gegenwärtig der Wirksamkeit der Bank, und aller ähnlichen Anstalten hinderlich sind. — Die jährliche Entrichtung der Bank von 120,000 Pf. St. für die Gewährung ihres verlängerten Privilegiums. — Die Einräumung, daß die englischen Banknoten als „legales Zahlmittel“ (legal tender) gelten sollen, ausgenommen an der Bank selbst oder ihren Zweigen. — Die quartalweise Kundmachung des Gesammtbetrags der zirkulirenden Noten aller andern Bankanstalten, und gewisse Maßregeln zur Verbesserung der Privatbankvereine, deren wir bei dieser Gelegenheit erwähnen wollen. — All diese Einrichtungen sind mehr oder weniger wichtig, und ihr Wesen und Nutzen ist deutlich und kräftig durch Lord Althorp vor dem Parlament auseinander gesezt worden. Sie erhielten die Sanktion der höchsten Autorität.“

„Die Frage in Bezug auf die Erneuerung der Privilegiumsakte der Ostindischen Gesellschaft, und des Handels nach China, gehört zu den wichtigsten die dem Parlament vorgelegt wurden; und außer der Angelegenheit über die Sklavensache, war wohl keine mit größern Schwierigkeiten verknüpft. Ob das Monopol, in dessen Genuß sich die Gesellschaft befand, aufgehoben werden sollte? — und wie, in solchem Falle, Vermögen und Schuld zwischen Handel und Landbesitz zu vertheilen? — ob an der Verwaltung unsers indischen Reichs die Direktoren fernerhin Theil nehmen sollten, oder nicht? — und wie dann die Interessen der Regierenden mit jenen der Unterthanen zu vereinbaren wären? — ob es Europäern zu gestatten sey, sich in Indien niederzulassen, oder nicht? — und wie, im Falle solcher Erlaubniß, sie von Exzessen, die für die Eingebornen lästig und für unsere Regierung entehrend wären, abzuhalten? — Dies waren in der That Fragen von hoher Wichtigkeit und schwieriger Natur. — Der Vorschlag, welchen zu ihrer Lösung die Minister

Digitized by Google

machten, wurde mit geringen Modifikationen vom Parlamente angenommen. Der Verkehr mit China ward offen gestellt. Die großen verwickelten Rechnungen zwischen Handel und Ländereien wurden durch einen Vertrag geordnet, dessen Werth schon daraus hervorgeht, daß er die Billigung der Gemäßigten von beiden Seiten erhielt. Ein Rechtshandel, der sich Jahre lang hinausgezogen hätte, der nie auf befriedigende Weise zu schlichten gewesen, und während dessen Anhängigkeit es unmöglich gewesen wäre, der Gesellschaft politische Funktionen anzuvertrauen, ist so beseitigt. Die Inhaber des indischen Grundkapitals sind Gläubiger des Landes geworden, das nun unter ihre Sorgfalt gestellt ist. Von nun an wird ihnen auf das Ernsteste angelegen seyn, die Einkünfte zu erhöhen; diese können sie aber nur dadurch erhöhen, daß sie möglichst für Aufrechthaltung der Ordnung sorgen, und auf alle Weise zur Industrie aneifern. Die sonderbare und verderbliche Vereinigung von Regierungsämtern und ökonomischen Verrichtungen in denselben Personen hat aufgehört. Indien ist dem europäischen Unternehmungsgeist, und den europäischen Kapitalien hinfort offen gestellt. Die legislative Macht der höchsten Regierung erhielt neue Kraft. Es wurde eine Kommission niedergesezt zur Bestimmung, Ordnung und möglichsten Gleichstellung jener schwankenden und widersprechenden Gesetze, deren Verschiedenheit und Unsicherheit zu den größten Beschwerden Indiens gehören. Das Patronat, unter dessen Gunst so viel Mißbrauch Statt hatte, wird sofort beschränkt, und in Zukunft werden bloß fähige, verständige Beamte gewählt. In der Einrichtung des Rathes der Oberaufsicht (Board of Control) wurden Veränderungen getroffen, welche, die Wirksamkeit des Departements erweiternd, den parlamentarischen Einfluß der Minister verringern. Endlich ward jedes Amt in der Gesellschaft jedem brittischen Unterthan zugänglich gemacht, ohne Unterschied von Farbe, Abkunft, Kaste oder Religion. Sir Robert Peel bemerkte, daß die Diskussion über diese Gegenstände bei geringer Zahl von Mitgliedern (very thin houses) gehalten worden, und schrieb diesen Umstand der allgemeinen Gutheißung zu, mit der die Maßregeln von Männern aller Parteien anerkannt wurden. Herr O'Connell bezeichnete diese Akte als die Magna Charta des indischen Volkes."

Außer dieser wichtigen Maßregel ist aber auch noch manches Andere für den Handel geschehen, z. B. die oben schon erwähnte Herabsetzung der Auflage auf viele Handelsartikel. Sämmtliche Handels-, Schifffahrts- und Zollgesetze sind in einem großen Handelskoder in Einem Bande gesammelt worden. „Während diese Einrichtungen im Innern getroffen wurden, versäumte die Regierung nicht, unsern auswärtigen Handel auszudehnen und zu befördern, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie andere Staaten veranlaßte, dieselbe liberale Politik anzunehmen, die sich bei uns so vortheilhaft bewährt hat. Eine Mission nach Frankreich hatte bereits in dieser Beziehung den glücklichsten Erfolg. Dadurch wurde das Ausfuhrverbot der rohen Seide aus jener Gegend aufgehoben, — eine Sache, die im vorigen Jahre in einem Comité des Hauses der Gemeinen als höchst wichtig für unsere Seidenmanufakturen erklärt ward; allein eine bedeutendere Folge davon ist die neue Ansicht von diesem Gegenstande, die nun in ganz Frankreich Statt hat, und für beide Länder die wohlthätigsten Resultate verspricht. Handelsfreiheit ist der allgemeine Ausruf gewesen, und die Fabrik- und Handelsvereine sind am eifrigsten bemüht, eine vernünftige und liberale Handelspolitik gegen England zu empfehlen."

Hiezu kommt die Factorybill, die das Loos der Arbeiter erleichtert. „Das Parlament richtete seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Vortheile der höhern oder mittlern Klassen des Handelsstandes; es verlieh den Beschwerden des Arbeiters ein eben so geneigtes Ohr, als jenen seines Meisters. Die Factorybill ward mit größter Genauigkeit erwogen, und kein Gegenstand wurde verständiger und einsichtsvoller verhandelt. Die Mitglieder der Fabrikstädte zeichneten sich aus bei den Debatten. Das Haus hätte sich wahrscheinlich durch sein Gefühl hinreißen lassen, wäre die Regierung nicht, selbst mit Gefahr einiger Unpopularität, dazwischen getreten. Im Durchschnitt ist die Arbeitszeit sowohl für die Arbeiter auf dem Felde, als auch in Fabriken auf zwölf Stunden im Tage bestimmt; die Herabsetzung derselben auf zehn Stunden, was zuverläßig das Resultat von Lord Ashley's Bill gewesen wäre, würde in demselben Verhältniß die productiven Kräfte des Landes geschmälert haben; dazu wollte aber die Regierung ihre Einwilligung nicht geben, ohne zuvor genau die Gründe zu prüfen, aus denen die Maßregel für nöthig erachtet ward. Eine Untersuchungskommission wurde nun niedergesezt, und obgleich die Meinungen über die Zweckmäßigkeit mehrerer der medizinischen Fragen, die von den Mitgliedern der Kommission gestellt wurden, verschieden lauten, so ist doch gewiß, daß man auf solchem Wege zuschätzbarer Kunde über den Zustand der Fabrikbezirke gelangte; worauf ein Gesetz an die Stelle des Entwurfs von Lord Ashley trat, das für die Wohlfahrt des Handels nicht nur weniger bedenklich, sondern auch besser darauf berechnet, den wohlwollenden Absichten Derjenigen zu entsprechen, die auf gewissenhafte Weise sich dem ursprünglichen Vorschlage angeschlossen hatten. Dieses Gesetz verringert die tägliche Arbeit für Kinder, und, was eben so wichtig ist, es sorgt für die Erziehung der in den Fabriken arbeitenden Kinder, und zwar auf eine Weise, welche die Mitwirkung wohlthätiger Menschen aller religiösen Sekten gestattet, und dazu einladet. Es werden Inspektoren ernannt, die zur

Digitized by Google

Ausführung dieser Maßregeln beitragen, und werden ihre Bemühungen mit gutem Erfolge gekrönt, so hat sich die künftige Generation der Vortheile einer mehr gebildeten und gesitteten Bevölkerung der Fabrikorte zu erfreuen."

Auch der Augiasstall der englischen Rechtspflege ist auszuräumen angefangen worden. „Die Rechtspflege erhielt Verbesserungen durch eine Akte, die eine Menge von Mißbräuchen aus dem Wege räumt, deren Vorhandenseyn in dem Rechtswesen eines aufgeklärten Landes man kaum zu fassen vermag. Sie befugt die Richter, solche Anordnungen hinsichtlich der Prozeßschriften zu treffen, daß die Parteien gleich Anfangs genau einsehen mögen, wovon es sich handelt, statt zu mühsamen Nachforschungen in dem Labyrinthe des Gerichtsbuches genöthigt zu seyn, und hernach zur Beibringung kostspieliger Zeugen, die Thatsachen beweisen sollen, die am Ende gar nicht zum Handel gehören." Dann folgen die Details. „Der Geist der Reform ist sogar in das Kanzleigericht eingedrungen. Die desfalls beschlossene Bill versezt einen kräftigen Streich der Wurzel zweier der schlimmsten Uebel im Gerichtsverfahren, der Verzögerung und der Kostspieligkeit." Folgen wieder die ausführlichen Details, die zu lang sind, als daß wir es nicht dem Leser überlassen müßten, sie im Buche selber oder in den Parlamentsakten nachzulesen. Zu den Verbesserungen dieser Gattung gehört ferner die Aufhebung der Todesstrafe für Einbruch und Diebstahl.

„Nicht minder erheblich ist die Akte für die Abschaffung der Lehn- und Ablösungsgelder. Bis zu unserer Zeit, in dem 19ten Jahrhundert (Laien werden Mühe haben, es zu fassen!) mußte sich Derjenige, der eine bestimmte Erbfolge umgehen wollte, eine sogenannte Ablösungssumme (recovery) gefallen lassen; das heißt, er mußte einen Prozeß einleiten, bevor es ihm zustand, über jenes Eigenthum zu verfügen, das doch ganz das seinige war. Das sämmtliche Wesen der Bräuche und Gefälle wurde mit ernster Miene betrieben. Das Uebrige, galt als List und Trug, und füllte den Beutel der Advokaten. Dies Gemenge von Unfug verbreitete schweres und doppeltes Uebel; für's Erste, die Auslage, und dann die Gefahr, die mit dem kitzeligen Verfahren verbunden war, obwohl die Auslage gering zu nennen in Vergleich mit der Gefahr. Denn, wenn schon die Sache nur dem Scheine nach geführt wurde, so beobachtete doch das Gericht dabei einen solchen Ernst, daß ein einziges Versehen, eine zufällige Mißdeutung eines Rechtssatzes (und die hieher gehörigen Gesetze waren die schwierigsten und abstraktesten des Eigenthumsrechts), ja das Auslassen eines Wortes, bisweilen das ganze Verfahren umstieß. Es war kein seltener Vorfall, daß der Inhaber eines gekauften Gutes, vermöge einer aufgeworfenen alten Erbfolgebestimmung, mittelst eines technischen Versehens in der Ablösungsform, aus seinem Besitze vertrieben ward. Mit der Erhebung des Lehngeldes war es fast eben so schlimm; dabei kamen eben solche abgeschmackte Formalitäten vor, die gleichen Unkosten und häufig dasselbe Resultat. Das neue Gesetz hat endlich diese Anomalie vernichtet. Bände auf Bände sind über das Wesen und Wirken von Lehn- und Ablösungssachen geschrieben worden, so wie über die verschiedenen Entwürfe für die Beschränkung von Rechtshändeln dieser Art, — durch diese zwei neu verfaßten Statuten ist nun all dies in leeren Plunder verwandelt, woran sich höchstens in künftigen Zeiten noch etwa der Antiquar ergötzen mag." Auch in Bezug auf Erb- und Heirathsgüter wurden manche alte Mißbräuche abgeschafft.

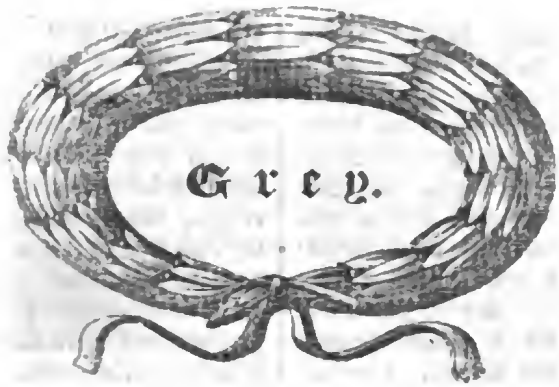
„Zu den wichtigsten Untersuchungskommissionen, die von der Regierung niedergesezt wurden, gehört diejenige, die die Korporationen betrifft, — eine Maßregel, die vielleicht die bedeutendste, die während dieser Session veranlaßt ward, genannt zu werden verdient, und an Werth bloß unter der Reformakte selbst steht. Es gilt hier den großen Kampf gegen den lezten Halt der Verdorbenheit des Torysystems, und der mißbrauchten Patronatskunst. Kein Uebel schrie so dringend nach Reform, kein Mißbrauch übte so schweren Druck aus auf die größere Masse der Bewohner der Korporationsstädte, als die Verwaltung ihrer Gemeingüter, und die unpassende Ausübung jener Macht, die doch ursprünglich auf den Vortheil des Volkes berechnet war. — In Verbindung mit der Korporationsreform steht eine wichtige Abänderung, welche während dieser Session gemacht wurde, und die die Abschaffung des sämmtlichen Selbstwahlsystems in den schottischen Burgortschaften zum Zweck hatte. Dieser große Mißbrauch, der, unter dem Vorwand, tumultuarische Auftritte zu vermeiden, die bei Volkswahlen oft Statt hätten, schon gegen vier hundert Jahre geherrscht, hat längst seine natürlichen Früchte getragen in der schändlichsten Vergeudung des Einkommens der meisten Gemeinden, in einer fortwährenden Verdorbenheit und Verschlagenheit, und endlich in dem allgemeinen Mißvergnügen und Unwillen aller Derjenigen, die dessen Einflusse ausgesezt waren."

Schließlich bedauert der Verfasser, daß in Bezug auf Armengesetze noch nicht genug gethan sey.

Was er von der auswärtigen Politik Englands sagt, wollen wir hier unberührt lassen. Entweder dieses System trägt Früchte oder es wird verändert, und in beiden Fällen dürfte das Urtheil darüber nicht zu voreilig zu fällen seyn. Gewiß indeß haben die innern Reformen Englands sich einer festen Grundlage zu erfreuen und eine segenreichere Dauer sich zu versprechen als Maßregeln der auswärtigen Politik, die sich nach den Umständen richten müssen, und bei denen das englische Ministerium keineswegs die Oberhand hat, wie in den Reformangelegenheiten seines eigenen Landes. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 87. 25. August 1834.

Englische Geschichte.

(Fortsetzung.)

5) Ueberlieferungen und Materialien zur Geschichte, von Dr. F. J. A. Schneidawind. Ersten Bandes erstes Heft. Die Staatsmänner Grey, Talleyrand, Fox, Pitt und Canning. Brittische Schilderungen und Urtheile. Deutsch mitgetheilt. Mit dem Portrait Cannings. Neuhaldensleben, Eyraud, 1833.

Diese Schilderungen sind aus englischen Zeitschriften übersezt, daher geistreich, tiefeindringend in den Charakter der geschilderten Personen, aber auch nicht ganz frei von Parteilichkeit. Der erste, für die Gegenwart interessanteste Aufsatz „Lord Grey“ beweist dies sogleich. Die Schwankungen seines bewegten Lebens, das Gefährliche seiner Stellung und die freilich nicht immer mit einer klassischen Heroengeberde vereinbarlichen Bemühungen, sich im Gleichgewicht zu erhalten, alle diese Einzelheiten eines nicht bloß zu großen, sondern vorzüglich auch zu kleinen Kämpfen verdammten Ministerlebens werden hier hervorgehoben, und die große welthistorische Bedeutung des Mannes, die schwere, unverrückbare Granitmasse der Thatsache, die er niedergelegt hat, wird über diese kleine Einzelheiten wohl zu wenig beachtet. Grade die eigenthümlichen Verhältnisse Englands erfordern Männer, die sich von der Höhe des antiken Charakters herablassen, um die Mißbräuche, die sich nicht mit einem revolutionären Handstreich ausrotten lassen, allmählich durch Geduld und unabläßige Arbeit zu besiegen, und um Schritt vor Schritt durch die Vernunft des Gesetzes dessen Unvernunft auszutreiben. Man habe mit diesen korruptesten aller möglichen Egoisten, die noch dazu des Gesetzes Buchstaben für sich haben, zu thun, und man wundere sich noch, wie es komme, daß mancher edle Kämpfer in England statt kühner Entschlossenheit nur bedächtige List zeigt, und statt eine große Maßregel mit einem Schlage durchzusetzen, nur halbe, viertel, ja Vierundsechzigstel-Maßregeln nach und nach zusammenaddirt.

Hier heißt es: „Es ist ein achtungswerther Beweis für Lord Greys öffentliche Grundsätze und seine starke, unwandelbare Ueberzeugung, daß er nach 36 Jahren, und gewiß ohne im mindesten an seine damaligen Aeußerungen zu denken, die Krönung von allen jenem Bombast entkleidete „welcher auf dem Königthume lastet, ohne es zu schmücken,“ und neben einer Menge Abgeschmacktheiten der Feudalbarbarei, in einem Zeitalter der Freiheit, des gesunden Menschenverstandes und der Oekonomie, ein Schauspiel von eben so empörender, als lächerlicher

Digitized by Google

und kindischer Verschwendung darbietet. Die Periode von 1792 bis 1800 war die glänzendste im politischen Leben Lord Greys. Er stand an der Seite von Fox, als das thätigste und ausgezeichnetste Mitglied der Whig-Partei und als der anerkannte Chef und Wortführer der Reformer. Im Jahre 1792 stiftete er im Vereine mit Lord Lauderdale, Erskine, Whitbread, Sheridan und verschiedenen Andern durch Gemeingeist und politische Talente ausgezeichneten Männern in und außer dem Parlament „die Gesellschaft der Volksfreunde". Die Existenz dieser Gesellschaft, so kurz sie auch dauerte, ist eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Reform. Ohne auf die Parteien im Unterhause Eindruck zu machen, versetzte sie der Borough-holigarchie, theils durch den individuellen Charakter und das Ansehen der Mitglieder, theils durch die einleuchtende Darstellung der Mängel in der Repräsentation, eine unheilbare Wunde. Sie hatte zum Zweck, die Reform sowohl gegen die Faseleien überschwänglicher Theoretiker und Marktschreier, welche nach fränkischem Muster sich in Klubs gebildet hatten, als gegen Pitt zu vertheidigen, der sie mit allem Grimm eines politischen Apostaten haßte und verfolgte. So griff er einst die Volksfreunde in einer Proklamation und im Parlamente gelegentlich an, aber Grey antwortete ihm mit einer so derben und überwältigenden Darstellung seiner Treulosigkeit und Apostasie, daß der Minister trotz aller seiner Anmaßung und Gewandtheit nichts Bündiges darauf zu erwidern wußte. Im April 1793 entwarf Grey die denkwürdige „Petition der Volksfreunde," brachte sie ins Parlament und trug darauf an, daß der gegenwärtige Zustand der Vertretung im Hause der Gemeinen von einer Comité des ganzen Hauses in Berathung gezogen werden sollte. Der Antrag wurde mit einer übermächtigen Majorität verworfen, nur 41 Mitglieder unterstützten ihn. Aber die Petition war so geschickt, klar und bündig entworfen, daß sie ein klassisches Dokument in den Archiven der Reform wurde. Im Jahr 1797 brachte Grey die Reformfrage abermals vor das Parlament und schlug einen Plan vor, der im Wesentlichen mit der jetzigen Bill vollkommen übereinstimmte. Er ward durch eine Majorität von 258 gegen 93 verworfen. Seine letzte Anstrengung für die Sache der Reform fand im Jahre 1800 statt, wo er bei Gelegenheit der irischen Union vorschlug „gewissen verfallenen Flecken das Wahlrecht zu nehmen, um die Unabhängigkeit des Parlaments aufrecht zu erhalten." Um diese Zeit begann sein Eifer zu erkalten. Der Mangel an Energie und Theilnahme bei der großen Masse des Volkes entmuthigte ihn, und dies Gefühl zeigte sich in einer Adresse der Volksfreunde an das Volk von Großbritannien, die ihm gleichfalls zugeschrieben wird. „Wenn die Maaßregel ihre Popularität verloren hat," heißt es darin „und die Nation aus Abneigung oder Gleichgültigkeit sie nicht thätig unterstützen will, so müssen auch wir jeden Gedanken an ein unnützes Verharren bei einer so verlassenen Sache aufgeben." Im Jahre 1806 ward Greys Vater in den Grafenstand erhoben, er selbst erhielt den Namen Lord Howick und wurde Mitglied des Kabinets, zuerst als erster Lord der Admiralität, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Fox Tode, während der kurzen Whig-Administration von 1806 — 1807. In diesem Jahre starb sein Vater und er trat als Graf Grey ins Oberhaus. Ein stolzer Mann wird bald einer Sache überdrüssig, worin er nur von einer schwachen, oder mindestens nicht sehr achtungswerthen Minorität unterstützt wird. Die Reformer hatten aber nicht nur an Zahl, sondern auch an Achtungswürdigkeit abgenommen. Ein anderer Führer, der alle Vortheile der Tugend, der Neuheit und noch weiter gehenden Grundsätze vereinigte, trat damals an ihre Spitze und Lord Grey gab, ehe er das Unterhaus verließ, die Sache der Reform lieber auf, als daß er die Leitung mit Francis Burdet getheilt, oder sich mit ihm darum gestritten hätte. Seine Verbindung mit den Grenvilles, und seine Versetzung ins Oberhaus besiegelte wenigstens für eine Zeit lang seine Trennung von den Reformern. Wäre sein Ehrgeiz minder persönlich, sein Charakter minder stolz gewesen, so würde er statt die Sache der Reform zu verlassen, weil das Volk sie verlassen hatte, vermittelst seiner Talente, seiner Beredtsamkeit und der Unbeflecktheit seines Charakters, die öffentliche Meinung wieder zu ihren Gunsten gewendet, und anstatt einen Nebenbuhler zu mißachten, ihm als Bundesgenossen die Hand gereicht haben. Die lange Herrschaft und die Tory-Grundsätze Georgs III., die politische Apostasie und persönliche Abneigung des Prinzen von Wales, hätten Lord Grey überzeugen können, daß die einzige Hoffnung eines Whig-Ministeriums in der Unterstützung der Nation liege. Dennoch hielt er seinen Blick noch immer auf die Aristokratie und die Krone gerichtet, als ob von ihr das Heil zu hoffen wäre." So blieb es bis zu Cannings Ministerium. „Man hätte von der Unabhängigkeit und den Grundsätzen Lord Greys erwarten sollen, daß er einen Minister unterstützen werde, der, wie je ein Minister, auf die Volksmeinung sich stützte und das Verdienst hatte, mit aller Heftigkeit persönlichen Hasses von der Borough-holigarchie und dem Torysmus angefeindet zu werden. Aber nein, in seiner hochmüthigen Eifersucht gegen einen jüngern Staatsmann, entzog ihm der Lord erst sein Vertrauen, und dann überließ er offen das Gewicht seines Charakters und seiner Beredtsamkeit den wüthenden Leidenschaften einer Opposition, deren Gesinnungen und Grundsätze er keineswegs theilte. Die Whigs aber, statt diesmal als müßiges Gefolge sich ihm anzuschließen, überließen ihn seiner stolzen Einsamkeit

Digitized by Google

und neideten ihn nicht um die hohlen Lobsprüche der Lords Eldon, Bathurst und Westmoreland. Es war nicht zu glauben, daß Lord Grey unter Canning ein Ministerium annehmen sollte, aber eine uninteressirte, freie Unterstützung dieses Ministers würde, statt seinem Rufe etwas zu schaden, als ein Beweis politischer Großmuth betrachtet worden seyn. Hätte er mit seiner Partei und dem aufgeklärten, liberalen Theile des Publikums Herrn Canning unterstüzt, so würde er den Triumph der Reform und den Fall des Torysmus beschleunigt und seinen eigenen Ruhm nur vermehrt haben. Die Ereignisse haben für Lord Grey gethan, was er selbst beinahe zu verhindern strebte. Der Tod Georgs IV. entfernte zwei große Hindernisse, die sich seinem Eintritt ins Ministerium entgegensezten — nämlich des Königs persönliche Abneigung und den heimlichen Einfluß, gegen den sich Lord Grey so unumwunden ausgesprochen hatte. Der neue König zeigte eine Offenheit und Gradheit der Gesinnung, woran Hof und Regierung nicht bloß seit Generationen, sondern seit Jahrhunderten nicht mehr gewöhnt waren. Allein ohne die Bethörung und den hochmüthigen Despotismus des militärischen Premierministers hätte alles dies noch nicht Lord Grey den Zugang in das Kabinet geöffnet. Wellingtons trotzige Erklärung gegen die Reform erst erbitterte die öffentliche Meinung allzusehr, und er stieg von seinem Ministerthrone herab, um von nun an statt für einen glücklichen Soldaten, für einen unfähigen, zwerghaften Staatsmann zu gelten. Durch eine höchst sonderbare Vereinigung von Umständen wurde es diesmal eine Empfehlung für das Ministerium, ein Freund der Reform und ein Freund der Borougholigarchie gewesen zu seyn. Dies allein hätte indeß Lord Grey schwerlich dahin gebracht, abermals Reformer zu werden, aber die ganze Nation unterstüzte jezt die Sache, und Lord Grey ließ sich noch einmal bewegen, ihr seinen Schuz angedeihen zu lassen."

Hier wird doch auf Greys großes Talent zu wenig Gewicht gelegt. Er folgte doch nicht bloß dem Impuls des Volks; wenn er diesem gefolgt wäre, so hätte er sich gewiß den Ruhm nicht erworben, eine Revolution verhindert zu haben. Die Art, wie er zwischen den beiden Klippen der alten Mißbräuche und des allgemeinen Umsturzes hindurchgesteuert ist, wie er den Weg betreten und seinen Nachfolgern leichter gemacht hat, England die Wohlthaten einer durchgreifenden Reform ohne die Verluste und Greuel einer radikalen Desorganisation zu gewähren, macht seinen Namen unsterblich.

Talleyrand ist hier treffend geschildert, doch wollen wir nicht näher darauf eingehn, da über diesen politischen Charakter kein Streit herrscht. Dann folgen eben so ausgezeichnete Biographien der ältern politischen Koryphäen Fox, Pitt, Canning.

4) Geschichte der englischen Civilliste. Verfaßt von Dr. Constantin Höfler. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Eine interessante staatswirthschaftliche Monographie. „So lange die Feudalgrundsätze galten, bezog der König von England, wie die übrigen Fürsten in den germanischen Reichen, sein Einkommen von Domainen und Regalien. Je mehr sich in der Folge durch gewaltsame Annäherung der Völker und das Erwachen einer größeren Regsamkeit Verhältnisse ergaben, die der ursprünglichen Einrichtung des Lehnwesens unbekannt waren, je mehr die Zahl derjenigen stieg, welche den Schuz der Krone begehrten, desto mehr mußten sich die Bedürfnisse der Krone häufen, mußten neue Wege gesucht werden, ihnen abzuhelfen. So geschah es, daß dem Könige seit den frühesten Zeiten zur Bestreitung der Ausgaben für sich und zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in außerordentlichen Fällen Subsidien bewilligt wurden, und eine Scheidung des öffentlichen und des königlichen Privateinkommens unnöthig schien. Seit Heinrich V. pflegte man den Königen bei ihrem Regierungsantritte zu den Regierungsbedürfnissen mit dem Ertrage der Zölle, die unter dem Namen des Tonnen- und Pfundgeldes begriffen wurden, ein besonderes lebenslängliches Einkommen zu bewilligen. Die Könige aus dem Hause Tudor halfen sich häufig durch sogenannte freiwillige Geschenke, die sie sich von ihren Unterthanen machen ließen, aus Geldverlegenheiten; ein ephemeres Mittel, das den Stuarts gefährlich wurde, seit die große Elisabeth den Ausweg der Einschränkung und Sparsamkeit ergriffen hatte. Seit Jakob I. wurde von den Ministern versucht, gewisse Lehnsgefälle mit Zustimmung des Parlamentes, in ein festes jährliches Einkommen für die Krone zu verwandeln. Die fortdauernde Verschleuderung der öffentlichen Gelder, welche bei den Stuarts vom Vater auf den Sohn forterbte, zwang diese, das strenge Joch mancher Lehnsverhältnisse zu lösen und wirkte mit, die Könige in den unglücklichen Konflikt zwischen ihrer hochgespannten Meinung von den königlichen Vorrechten und der Wirklichkeit zu bringen, die solche Grundsätze verwarf. Deßungeachtet dauerte auch die Verschleuderung der Domainen fort. Diese waren durch die Säcularisation der Klöster unter Heinrich VIII. bedeutend vermehrt worden. Da aber bald zur Begründung der neuen Ordnung der Dinge kein Mittel sicherer schien, als die Anzahl der durch eine Rückkehr der alten Verhältnisse in Nachtheil gerathenden Personen zu vermehren, so wurden die Domainen weggegeben, um den Zwecken der Krone Anhänger zu verschaffen und das leicht errungene Gut zerrann so schnell wie es gekommen. Im Jahr 1617 unter Jakob I. trugen die Domainen noch 80,000

Digitized by Google

Pfund Sterling; aber die Verschleuderung war noch immer im Steigen und die Zeit der Republik wie der Restauration boten sich die Hand, den Ertrag der Domainen zu vermindern und sie theilweise ganz verschwinden zu machen. Karl I. erhob an Gesammteinkommen vom Jahr 1637—1641 im Durchschnitt 900,000 Pf. St. jährlich, wovon 200,000 Pf. St. widerrechtlich, oder die doch unter Karl II. nicht mehr flossen. Unter Karl II. sezte das erste Parlament im Jahre 1660, um den gesunkenen Ertrag der Domainen zu ergänzen, die ordentlichen Einkünfte der Krone auf 1,200,000 Pf. St. jährlich fest, eine für die gewöhnlichen Bedürfnisse hinreichende und weit größere Summe, als jemals ein englischer Monarch gehabt hatte. Diese Summe floß aus der für gewisse aufgehobene Lehnsrechte der Krone als Ersatz bewilligten Trankſteuer, aus dem Tonnen- und Pfundgelde und einer Hälfte der Accise, die dem Könige lebenslänglich bewilligt worden, aus den Posteinkünften, aus den Krongütern, aus 2 Schill. Heerdsteuer von jedem Hause und andern unwichtigeren Bezügen. Diese von dem Parlamente freiwillig ausgesprochene Ergänzung des Ertrags der Domainen zur Aufrechthaltung und zum Glanze der Krone wird für den Ursprung der Civilliste angesehen, womit in der Geschichte der englischen Finanzen eine neue Epoche beginnt. Denn während vorher der Grundsatz gegolten hatte, daß mit der höchsten Ehre und Würde des Reichs auch die meiste Last verbunden sey, und die Könige auch zur öffentlichen Last am meisten beigetragen hatten, so wurden sie von nun an allmählich aus Gebern Empfänger, die Krone wurde ihres Antheils an der allgemeinen Beisteuer enthoben und dieser von dem Volke auf sich genommen, das sich vorläufig damit zu begnügen schien, daß es den Grundsatz geltend machte, die von dem Parlamente zu bestimmten Zwecken bewilligten Summen dürften auch nur zu diesen verwendet werden; über die gehörige Verwendung solle dieses die Aufsicht führen. Unfähig, die alte Ordnung herzustellen, unzufrieden mit der neuen, sah Karl II. sich kaum von Seite des Einkommens sicher gestellt, als er ohne das Parlament zu regieren suchte. Als dann Jakob II. den Thron bestieg und, in den Grundsätzen der Willkür fortfahrend, die Zölle, zur großen Unzufriedenheit des Parlaments, ohne dessen Zustimmung zu erwarten, erhob, so unterwarf dieses das Für und Wider einer lebenslänglichen Bewilligung der Revenüen einer reiflichen Prüfung, in welcher aber die königliche Partei zulezt den Sieg davontrug. Dem Könige ward als festes, lebenslängliches Einkommen die Summe von 2,000,000 Pf. St. jährlich bewilligt. Auch er glaubte, die Plane der Willkür sicher fortsetzen zu können; aber es wankte der Boden bereits unter seinen Füßen. Nur der Einfall des Herzogs von Monmouths verhinderte den Plan des Königs, das Parlament nach der lebenslänglichen Geldbewilligung aufzulösen. Da überraschte ihn mitten in seinen Entwürfen, die Volksfreiheiten zu unterdrücken, Wilhelm von Oranien und befreite England von der konspiratorischen Herrschaft der Könige aus dem Hause Stuart. William, dessen Bestreben vor allem auf einen freien Oberbefehl, ein großes Einkommen und eine entscheidende Stimme in den Berathungen hinging, um diese zur Sicherung Großbritanniens und Europas gegen den Uebermuth Ludwigs XIV. zu benützen, erwartete, daß die sämmtlichen Revenüen Jakobs II. auf ihn übertragen würden. Anders aber urtheilten die Whigs, welche damals die öffentlichen Angelegenheiten durch ihre Mehrzahl leiteten. Die wiederholte Bewilligung einer Summe von 2,000,000 Pf. St. in die Hand eines Einzigen schien ihnen die öffentliche Freiheit zu gefährden. Unbekümmert um die Person dessen, der den Thron einnahm, dachten sie nur auf Behauptung des Errungenen, sahen sie in William nur den König, von dem sie das Streben einer willkürlichen Ausdehnung seiner Macht für unzertrennlich hielten. Daher geschah es, daß das Parlament 1,200,000 Pf. St. als jährliche Revenüe der Krone in Friedenszeiten bewilligte; aber vorsichtiger, als zu Karls II. Zeit, bestimmte es nur die Hälfte davon zur Civilliste, d. h. zur Bestreitung der Ausgaben für die königlichen Majestäten und die Regierung (civil government); die übrigen 600,000 Pf. St. wurden für das Land und die Seemacht bewilligt und unter die besondere Controle des Parlamentes gestellt. — Erst als das Betragen des Königs keine den Volksfreiheiten nachtheilige Gesinnungen verrieth und er in dem Kampfe gegen Frankreich die Unabhängigkeit Englands und Europas auf das Nachdrücklichste und mit persönlicher Gefahr vertheidigt hatte, legte sich Argwohn und Eifersucht, und ungeachtet England kaum einem Bankerutte entgangen war, beschloß das Parlament (20. Dec. 1697, in gerechter Anerkennung, welch große Dinge Seine Majestät dem Lande geleistet haben, Wilhelm eine Summe von 700,000 Pf. St. p. a. für Lebenszeit zu bewilligen." So blieb es auch unter der Königin Anna und Georg I., außer daß sich das Parlament einigemal bewogen fand, durch außerordentliche Bewilligungen ein Deficit in der Civilliste zu decken. Auch erhielten Gemahlin und Sohn Georg I. eine bestimmte Summe. Unter Georg II. wurden jene 700,000 Pf. St. auf 800,000 erhöht, und trotz der großen Nebeneinnahme des Königs, wurde bei Hofe doch so viel verschleudert, daß das Parlament wieder außerordentlicherweise helfen mußte.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 88. 29. August 1834.

Slavische Sprache.

1) Dobrowskys Glagolitica. Ueber die glagolitische Literatur, das Alter der Bukwitza, den Ursprung der römisch-slavischen Liturgie ꝛc. Zweite verbesserte Auflage von Wenceslaw Hanka. Mit drei Kupfertafeln. Prag, Cajetan von Mayregg, 1832. S. 80.

2) Dobrowskys Slavin. Botschaft aus Böhmen an alle slavischen Völker oder Beiträge zu ihrer Charakteristik, ihrer Mythologie, Geschichte, Alterthümer, Literatur, Sprache. Mit einem Anhang: der böhmische Cato. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, von Demselben. Daselbst, 1834. S. 496.

Die Slaven nahmen erst mit dem Christenthum eine Schrift an. Mit ihrer ältern sogenannten cyrillischen Schrift, die sie mit dem griechischen Ritus erhalten hatten, trat später die sogenannte glagolitische, deren Erfindung man dem h. Hieronymus zuschrieb, und die den römischen Kultus in den slavischen Ländern begleitete, in Konflikt. Der ehrwürdige Dobrowsky, dem die böhmische Literatur so viel verdankt, beseitigt die heiligen und fabelhaften Erfinder dieser alten Spriftsprachen und geht der Wahrheit auf den Grund. Die glagolitische Schrift war nur ein Mittel, die Slaven zur römischen Kirche herüberzuziehen. „Es konnte kein günstigerer Zeitpunkt dazu gewählt werden, als eben der Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo man nach der Eroberung der Hauptstadt des griechischen Kaiserthums 1204 sich große Hoffnungen machte, die Griechen und griechischen Slaven mit der lateinischen Kirche zu vereinigen. Nicht leicht konnte der Bischof von Zeng (ich lese Seniensis von Senia, Segnia, für Scemensis) einen willfährigern Papst, als Innocenz IV. war, finden. Auch den griechischen Ritus in slavischer Sprache wollte dieser Papst den Russen (in Roth-Rußland) gerne gestatten, wenn sie nur in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren wollten. Desto williger ließ er sich finden, den römisch-slavischen Ritus auf Verlangen des genannten Bischofs zu erlauben. „Nos igitur, sind die Worte der Bulle, attendentes, quod sermo rei et non res est sermoni subjecta, licentiam tibi, in illis dumtaxat partibus, ubi de consuetudine observantur praemissa, dummodo sententia ex ipsius varietate literae non laedatur, auctoritate praesentium concedimus postulatam.“ Noch vor 128 Jahren erklärte es Papst Gregor VII. für eine Verwegenheit, daß die Böhmen eine slavonische Messe hören zu dürfen verlangten. Innocenz IV. war viel nachgiebiger. Seine Genehmhaltung,

Digitized by Google

wenn sie gleich nicht unbedingt war, trug dazu bei, daß sich von nun an (vom J. 1248) die glagolitische Liturgie nach und nach immer weiter in jenen Gegenden verbreitete. Selbst Ordensleute, Franciskaner, Benediktiner bequemten sich dazu, und gaben dem Verlangen des Volkes nach. Der Nationalruhm der Dalmatier und Kroaten fand seine Nahrung dabei, indem man für den ersten Erfinder und Urheber der Buchstaben, mit welchen die Glagoliten ihre Bücher schrieben, einen so berühmten Kirchenlehrer, den h. Hieronymus, ihren vermeintlichen Landsmann ausgab. Dies Vorgeben fand desto leichter Beifall, je weniger Anstand man hatte, die Worte dieses Kirchenlehrers in einem Briefe an Sophronius (linguae meae hominibus) von Dalmatiern und zwar von slavisch redenden Dalmatiern auszulegen. Man wünschte es so, und man glaubte es gern. Da nun Hieronymus namentlich vom Psalter redet, den er Leuten von seiner Sprache nach den 70 Dolmetschern verbessert übergeben habe, so konnte es nicht fehlen, glaubwillige Dalmatier zu finden, die, wenn man ihnen einen slavischen, nach der hieronym. Version veränderten und mit neuen, noch nie gebrauchten Buchstaben abgeschriebenen Psalter vorzeigte, ihn für Hieronymi Werk hielten." Der Verfasser geht dann sehr speziell auf die Eigenthümlichkeit der glagolitischen Schrift und deren ältesten Denkmale ein, und liefert Schriftproben in den angehängten Kupfertafeln.

Reichhaltiger ist das zweite Werk Slavin, obgleich uns die öfter wiederkehrende Form des Dialogs für Gegenstände dieser Art nicht passend scheint. Nur philosophische Gegenstände verlangen die dialogische Behandlung, gewiß aber nicht historische. Neben vielen neuen Untersuchungen und Mittheilungen finden wir hier auch manches Gekannte abgedruckt, z. B. Herders Ansicht von den slavischen Völkern aus dessen Ideen, die Sitten der Kroaten aus Engels Geschichte von Dalmatien ꝛc., der Illyrier aus Taubes Geschichte von Slavonien, aus Hacquets Reise, des alten Procop Schilderung der Slaven, Auszüge aus der slavischen Mythologie von Kapffarow, aus Dupré de St. Maures Beobachtungen in Rußland, aus Schafariks Geschichte der slavischen Literatur, aus Maciejowskis slavischer Gesetzgebung ꝛc. Ferner werden Proben aus fast allen slavischen Dialekten, alle Vaterunser, Nachrichten von seltnen alten Büchern und von Männern mitgetheilt, die sich schon in früherer Zeit um die slavische Sprache und Literatur verdient gemacht haben, z. B. Stephan Consul, Dalmata, Ungnad, Treuber, so wie von den zu Tübingen und Urach gedruckten cyrillischen und glagolitischen Büchern. Kurz was immer für die Kunde des slavischen Volks von Bedeutung ist, findet hier seinen Platz.

Nur weniges Pikante theilen wir hier mit. Von den Morlaken. „Die Freundschaft ist bei ihnen eine Religionssache: das slavonische Ritual hat bei ihnen einen besondern Segen für die Verbindung zweier Freunde oder Freundinnen in Gegenwart des ganzen Volks. Die auf solche Weise verbundnen Freunde heißen Pobratini und die Freundinnen Posestrine." Und einige russische Sprichwörter:

Gott wohnt hoch, der Czaar weit.
Die Teufel weinen nicht, wenn die Nonnen tanzen.
Er lebte lang, starb aber bald.
Die verreckte Kuh hatte die beste Milch.
Das Futter ist theurer als das Pferd.
Wer mich liebt, der schlägt mich.
Das Pferd hat vier Füße und stolpert doch.
Wer hoch fliegt, fliegt nicht weit.
Lieber unglücklich, als dumm.
Ein reicher Bauer ist wie ein gehörnter Ochse.
Lob ist des Mannes Untergang.
Nach dem Kriege gibt es der Tapfern viele.

Wir fügen hier die Anzeige eines wichtigen altslavischen Werkes bei:

Herr W. G. Dunder in Wien beabsichtigt die Herausgabe des Kaçich und ladet durch ein Circular mit folgenden Worten zur Subscription ein: „Die unzähligen Klagen der südlichen Slaven, und insbesondere mehrerer schätzbaren Gelehrten wie Barth, Kopitar in Wien, P. J. Schafarik in Prag, Ludwig von Gay in Agram, Jakob Grimm, Juranic ꝛc., über die beispiellose Unkorrektheit sowohl in orthographischer als sprachlicher Beziehung der bisherigen unansehnlichen Ausgaben des wahrhaft klassischen Kaçich, veranlaßte mich, eine den bisherigen Wünschen entsprechende = neue = elegante= correcte = und wohlfeile Pracht=Edition in Octav=Format zu veranstalten, und allen slavischen Völkern zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wird statt der bisherigen, durch Consonanten=Häufung sich übel auszeichnenden Orthographie, die einfache, auf richtige Grundlagen sich stützende, und vom Herrn Ludwig von Gay in Vorschlag gebrachte böhmische Orthographie, jedoch modificirt, angenommen werden. Andrie Kaçicha, Ugodni Razgovor Naroda Slovinskoga hat mit Recht während dreiviertel Jahrhundert die ausgebreitetste Publicität erlebt, und nicht nur bei dem Volke (welches in den dalmatinischen Seestädten, nach Appendinis Zeugniß, mit Bewunderung und Lust auf öffentlichen Plätzen dem Vorleser der rhythmischen Weisen des Greisensängers Milovan zuhört), sondern auch bei den Gebildeten und Gelehrten der slavischen Nation, — ja selbst im Auslande den verdienten Beifall gefunden, indem vor einigen Jahren in Straßburg eine Ausgabe desselben in französischer Sprache übersezt erschienen ist. — Die neue Ausgabe veranstalte ich eben so prachtvoll, mit ganz neuen schönen Lettern und auf dem feinsten französischen Velinpapier gedruckt,

Digitized by Google

wie die allgemein bekannte Pariser Ausgabe von: Adama Mickiewicza Poezye. W Paryżu w drukarni A. Pinard, 4 Tomi; und hoffe dadurch die befriedigendste Anerkennung und Theilnahme zu finden. Das ganze Werk wird aus 50 Bogen in zwei Octav-Bänden bestehrn, welche in eleganten Umschlägen bis Ende Oktober d. J. allen Herren Subscribenten portofrei eingesendet werden. — Außer der Oktavausgabe lasse ich eine zweite Ausgabe für Bibliotheken in gr. Quart, und eine dritte in Follo, beide auf dem schönsten starken Basler-Velin veranstalten, welche sämmtlich in einer der berühmtesten Offizinen Deutschlands gedruckt werden, und die ich einer gütigen Beachtung auf beifolgender Subscriptionsliste bestens empfehle."

Auf die Octavausgabe subscribirt man mit 2 fl. 30 kr. CM. oder 1 Thlr. 16 Gr. sächs.; auf die Quartausgabe mit 15 fl. CM. oder 10 Thlr. sächs.; auf die Folioausgabe mit 40 fl. CM. oder 26 Thlr. 16 Gr. sächs. bei dem Herausgeber Dunder, Gesch. Leiter der J. Wenedikt'schen Buchhandlung in Wien.

Englische Geschichte.

4) Geschichte der englischen Civilliste. Verfaßt von Dr. Constantin Höfler. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

(Schluß.)

„Lord Talbot machte nothgedrungen in dem Hause der Lords die kläglichste Beschreibung des zerrütteten Zustandes des königl. Hauswesens, welche der königlichen Ehre und Würde nachtheiliger war, als alle Libelle der damaligen Zeit. In dem Unterhause wurde damals gesagt: der allgemeine Glaube sey, jene Schulden seyen durch Bestechung der Repräsentanten des Volkes entstanden. Dieser Raub käme der Mehrzahl des Hauses zu gut, dem es erlaubt sey, die bestochenste Versammlung in Europa zu seyn, während die ehrlichen und rechtlichen Gläubiger der Krone in die größte Armuth versezt würden. Das Unterhaus, welchem die zunehmende Theurung und die sonderbare Lage des Königs vorgestellt wurden, dessen Armuth zunehme je reicher das Volk werde ꝛc., bewilligte den Ministern 618,340 Pf. St. zur Bezahlung der Schulden und eine jährliche Vermehrung der Civilliste um 100,000 Pf. St. Der Sprecher des Unterhauses bat den König, das weise anzuwenden, was seine Unterthanen freigebig bewilligt hätten."

„Gegen das Ende des Jahrs 1779 wurden in verschiedenen Theilen des Reiches Versammlungen gehalten, Associationen gebildet und Klag- und Bittschriften an das Parlament verfaßt. Ihre Anzahl belief sich im Januar 1780 an 40, und ihre Wichtigkeit stieg, da gerade damals Frankreich den Versuch machte, seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. Zwei Dinge waren es besonders, auf welche die öffentliche Stimme drang: Parlamentsreform und Beschränkung der öffentlichen Ausgaben." Der berühmte Burke wollte die Civilliste reformiren, aber es gelang nicht, man mußte periodisch der Civilliste immer wieder nachhelfen und ihre Schulden bezahlen. „Es wurde daher im Jahre 1803, als, ungeachtet der jüngst erfolgten Bezahlung so großer Rückstände, sich neue von 250,000 Pf. St. gezeigt hatten, eine neue Committee niedergesezt, den Zustand der Civilliste in Ueberlegung zu ziehen, und im Nothfalle die Transferirung einer bestimmten Anzahl von Artikeln von der Civilliste auf den consolidirten Fond in Vorschlag zu bringen. In Folge dessen und weil die Civilliste 1804 auf 591,842 Pf. St. 3 Schill. 10½ D. gestiegen waren, so machte in demselben Jahre W. Pitt dem Unterhause den Vorschlag, die Civilliste um 135,000 Pf. St. Occasional payments zu erleichtern und dieselbe um 60,000 Pf. St. jährlich zu erhöhen. Um den Einwürfen der Opposition, die sich über den plötzlichen ungeheuren Zuwachs der Schulden und über die skandalöse Verschwendung der öffentlichen Gelder beklagte, zu begegnen, suchte er den Begriff der Civilliste als einen bloßen Tausch für die Erbrevenüen festzuhalten, welche nun fast 1,500,000 Pf. St. jährlich trügen. Das Parlament bewilligte hierauf Bezahlung der Schulden und Erhöhung der Civilliste auf 979,043 Pf. St. 10 Schill. 9 Pence." Inzwischen dauerte das Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen fort bis 1820. „Als Georg IV. nach dem Tode seines Vaters zu der königlichen Macht, die er bereits besessen, auch Würde und Titel erlangt hatte, übergab er, nach dem Beispiele seines Vaters, seinen Antheil an den Erbrevenüen, mit Ausnahme von Cornwall und Lancaster, der Disposition des Parlamentes, jedoch um eine 415,600 Pf. St. höhere Summe, als sein Vater vor 80 Jahren erhalten hatte. Als schottische Revenüe wurde 109,000 Pf. St. bewilligt, als irische 207,000 Pf. St., von England allein 850,000, in allem 1,221,000, da noch einige Nebenbezüge hinzukamen. Während der Debatten darüber entgegnete Hr. Huskisson Hrn. Hume, der auf Untersuchung drang, daß, wenn auch die Krone von dem Parlamente Unterstützung begehre, dieses, nach Fox's Ausspruche, doch nicht die Freiheit habe, Rechenschaft über die Anwendung der Summen zu verlangen. Aber schon damals wurde verlangt, man solle alle eigentlich nationalen Ausgaben von der Civilliste trennen. Die Ausgaben waren seit 1816 um 150,000 Pf. St. weniger geworden, zum Theile eine Folge der Abnahme verschiedener Aemter ꝛc. von

Digitized by Google

der Civilliste. Diese allmählich eingeführte Erleichterung, ein Nothbehelf der Minister, legte den Grund zu der nachmaligen vollständigen Trennung des Civil-Government von der Civilliste.“ Diese erfolgte 1831 auf Lord Althorps Vorschlag. Das Civil-Government wurde unter die Controle des Parlaments gestellt, und als Civilliste wurden 520,000 festgestellt.

Universitätswesen.

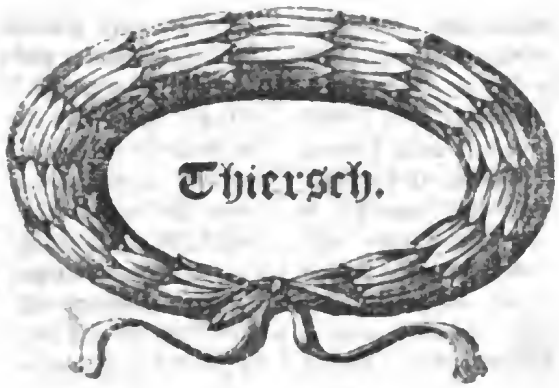
Universitäten und Hochschulen, im auf Intelligenz sich gründenden Staate. Eine wissenschaftliche Abhandlung von G. O. Marbach. Leipzig, Hinrichs, 1834.

Schon wieder eine Schrift über das Universitätswesen. Wir haben deren schon so viele angezeigt, daß wir uns nicht wiederholen wollen. Herr Marbach trägt auch keine neue Ansicht vor. Er wünscht, daß das gute Alte der akademischen Freiheit beibehalten werden möchte, fürchtet, daß dies bei dem Mißbrauch, den die politischen Schwindelköpfe davon machen, doch nicht möglich seyn werde, hofft aber wieder, es werde so viel Kraft in der Wissenschaft selbst stecken, daß sie sich unter allen Umständen durchkämpfen werde. Des letztern Trostes haben wir uns längst erfreut.

Ohne den vielbesprochnen Gegenstand auf's Neue zu erörtern, wollen wir nur eine gelegentliche Bemerkung des Verfassers hervorheben. Seite 25 sagt er: Preußen ist selbstständig, groß und verdankt Deutschland nichts; was es ist, das ist es aus sich selbst geworden, aber wohl verdankt ihm Deutschland die Möglichkeit seiner Existenz.“ Wir könnten dem Verfasser entgegnen: Preußen verdankt Deutschland Alles, von der deutschen Sprache, die es spricht, von der ersten Gründung eines Bisthums im Hevellerlande, von der ersten Kolonie des deutschen Ordens an der Ostsee, von Luthers Reformation bis zu dem jezt regierenden König, dessen Vorfahren Hohenzollern aus Schwaben waren, verdankt Preußen Deutschland Alles. Daß dann Deutschland wieder Preußen seit dem großen Kurfürsten ungemein viel verdankt, sowohl was die politische und kriegerische Stellung, als was die Bildung betrifft, das erkennt ja wohl jeder Deutsche an. Aber wozu überhaupt diese gehässige Entgegensetzung? Besteht denn nicht, die wenigen Polen abgerechnet, ganz Preußen aus Deutschen? Soll denn der Name der Deutschen, nach dem Belieben des Herrn Privatdocenten Marbach und zum Trotz einer zweitausendjährigen Geschichte auf die kleinen Bundesstaaten eingeschränkt werden? Will er den berüchtigten Grundsatz des Davoust wieder auffrischen, der auch kein andres Deutschland anerkannte, und der dafür (vor zwanzig Jahren) gerade der Preußen lautestes Verdammungsurtheil auf sich zog? Nur der unsrer innern Zerwürfniß hohnlachende Feind, der böse Nachbar, der da lauert, wie er an dem deutschen Bunde denselben Raub begehen könne, den er einst am alten Reich beging, nur ein boshafter Feind Deutschlands und Preußens oder ein unbesonnener Schwätzer kann die verderbliche Eifersucht zwischen den deutschen Stämmen durch hoffärtige Worte nähren wollen! Ist der Preuße im Vortheil, steht er groß neben dem Bürger der kleinern deutschen Staaten, so soll er sich doch dieses Vortheils nicht bedienen, um die kleinen zu höhnen, sie gegen sich zu reizen. Oder welche Art von Patriotismus müßte das an einem deutsch redenden Manne seyn, welche Art von Moral bei einem Manne, der einen edlen Eifer für deutsche Gesittung und Wissenschaftlichkeit an den Tag zu legen sich beeifert, und welche Art von Politik bei einem Manne, der die Zeit zu würdigen vorgibt und vor ihren Gefahren warnt? Schon die Großmuth würde gebieten, den schwächern Bruder zu schonen, aber in einer Zeit von solcher Erfahrung wie die unsrige, in den Augen eines Geschlechts, was so viel Kleines hat groß, so viel Großes hat klein werden sehen, ist ein eitler Rangstreit unter Brüdern doppelt thöricht. Wer weiß denn, ob sich die Brüder nicht wechselseitig bedürfen werden? wer anders, als ein Verräther, möchte Zwietracht im Lager säen, wenn der Feind nicht weit ist? Wir Deutschen haben oft genug gegen einander gesündigt, kein Stamm ist dabei ohne Schuld, so wie auch wieder keiner ohne Verdienst um den andern ist. Das sollten wir endlich begreifen und nicht so kindisch einander angrinsen, weil der eine ein größeres Stück Brod bekommen hat, als der andere. Es verträgt sich mit dem gereiften männlichen Verstande des Zeitalters nicht mehr, den Fahnenjunker von 1806 zu spielen und hochmüthig auf Alles herunter zu sehn, was nicht die silberne Schärpe trägt. Wir sind nicht umsonst klüger und billiger geworden, eine große Geschichte ist nicht umsonst an uns vorübergegangen, und wir haben nicht nur erlebt, wie die Hoffart bestraft, sondern auch, wie die brüderliche Gesinnung, das wechselseitige Vertrauen belohnt wird. Wehe denen, die immer mehr dazu beitragen, die Gesinnung von 1813 zu verwischen und die Gefühle des Hasses und Neides aus den fluchwürdigen Rheinbundzeiten zu erneuern. Wer auch nur den Willen dazu hat, wer sein Gemüth, seine Zunge in dieser Hinsicht nicht bezähmen kann, wir geben ihm unsre tiefste Verachtung zu erkennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 89. 1. September 1834.

Griechische Geschichte.

1) De l'État actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiersch. II Vol. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1833.

Nicht leicht hat ein Reisender unter so günstigen Umständen und so vorbereitet Griechenland betreten, als Hr. Thiersch. Kenner der alt- und neugriechischen Sprache und Literatur, seit einer Reihe von Jahren mit Hellenen, welche ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wegen Deutschland besuchten, persönlich befreundet, einer der ersten und beharrlichsten Wortführer der griechischen Sache, um ihr die Theilnahme Europas zu erhalten, Bürger eines Staats, aus welchem die Griechen zuletzt ihren Souverän erwarteten, dem Volk selbst, wenn auch nicht überall mit Namen, so doch als „der Lehrer" bekannt — brachte er eine Beglaubigung mit, die, ohne offizieller Natur zu seyn, nur um so geeigneter war, ihm bei den sonst verschlossenen Halborientalen Eingang zu verschaffen. In einem Lande, wo man sich nicht in den streng geregelten Formen der europäischen Gesellschaft bewegt, wo es keine Zeitungen, keine öffentliche Regierungs- und Verwaltungsstatistik gibt, sind unmittelbare Wahrnehmungen und mündliche Mittheilungen die Hauptquelle, aus welcher ein Fremder schöpfen muß, der sich über den Stand der Dinge daselbst gründlich orientiren will. Den Weg zu dieser Quelle hat Hr. Thiersch eingeschlagen und das Publikum erhält daher in seiner Schrift nicht das Werk eines alterthümelnden Philologen mit gelehrten Scholien zur Erläuterung klassischer Stellen, sondern die Schilderung des griechischen Volks, der Personen und der Dinge, wie es leibt und lebt, wie er es in den Häusern der Primaten, in den Hütten der Landleute, in den Lagern der Pallikaren, in den vertrauten Beziehungen zu den vorragenden Charakteren aller Parteien als ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe mit philhellenischem Interesse, aber unbefangen, anschaute und nach Licht- und Schattenseite würdigte.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte: einen historisch-kritischen und einen statistisch-poetischen. Im ersten Theil erzählt Hr. Thiersch die Geschichte Griechenlands unter der Familie Capo d'Istrias; im zweiten Theil entwirft er die Grundzüge einer dem Wesen des Landes und seiner Bewohner entsprechenderen Politik und theilt eine Menge Notizen über Bevölkerung, gesellschaftliche Verhältnisse, Ackerbau, Handel, Gewerbe, finanzielle Hülfsquellen ꝛc. mit.

Es war Zeit, daß Europa über dieses unglückliche Interregnum aufgeklärt wurde. Denn davon hing zum Theil die Entscheidung der Frage ab, ob Griechenland als ein neues Hospodariat konstituirt, oder ob es der

Digitized by Google

civilisirten abendländischen Staatengemeinde einverleibt werden sollte. Man versteht zwar nicht, wie Graf Johann Capo d'Istrias, von dem man im Grunde nichts wußte, als daß er ein geschickter russischer Diplomat war, plötzlich zu dem Ruf eines neuen Solons oder Lykurgs kommen konnte, der und kein Anderer bestimmt sey, all die poetischen Hoffnungen zu verwirklichen, womit man sich in Bezug auf Griechenlands Wiedergeburt in Europa trug. Allein noch schwerer begreiflich ist der andauernde Glaube an dieses Mannes Weisheit und Tugend, als er in seiner Aufgabe bereits gänzlich gescheitert war, als die sparsamen Nachrichten aus dem (man wird sehen, durch Wessen Schuld) wie verschollenen Griechenland wenigstens so viel mit Sicherheit erkennen ließen, daß eher Rück- als Vorschritte gemacht wurden, daß weder Ordnung recht gedieh noch Freiheit, daß kein alter Schutt verschwinden, keine frische Blüthe sprossen wollte. Wie man früher in übertriebenem Eifer das griechische Volk fast idealisirt hatte, so war man jezt auf ein entgegengesetztes Extrem gerathen — man traute ihm gar Nichts mehr zu. Die Ursache des verkehrten Gangs in Griechenland da zu suchen, wo sie lag, nämlich in den Maßregeln des quasirepublikanischen Präsidenten, daran dachte kaum Jemand. Hr. von Eynard, der Genfer, sprach für dessen redliche Absichten gut und so war man, wenn je einmal in den Berichten eines englischen oder französischen Reisenden oder in dem Courier de Smyrna ein minder günstiges Wort verlautete, eher geneigt, dies als Wirkung eifersüchtiger Nationaleinseitigkeit zu betrachten, als einem Zweifel Raum zu geben. Einem Deutschen gebührt das Verdienst, das historische Urtheil über den berühmten Zeitgenossen festgestellt zu haben.

Die Thiersch'sche Arbeit ist aber doppelt dankenswerth, indem sie nicht bei den äußern Erscheinungen im lezten Staatsleben des Grafen Capo d'Istrias stehen bleibt, sondern uns die innersten Triebfedern eines politischen Systems enthüllt, das wohl auch außer Griechenland praktische Verehrer genug zählt, hingegen vielleicht noch nirgend in so konsequenter Durchführung versucht, noch weniger von den Eingeweihten an's Licht gestellt worden ist. Das System ist alt, Capo d'Istrias hat es nicht erst erfunden, er wird auch nicht der Lezte seyn, der davon Gebrauch macht, obwohl sein Ausgang zur Warnung dienen könnte. Es besteht in der Kunst, die Selbstsucht, Schlechtigkeit und Unwissenheit der Menschen zu Mitteln zu nehmen, um sie desto sicherer zu beherrschen — eine Kunst, für welche allerdings die große Welt mit ihren Intriguen und Umtrieben eine tüchtige Schule seyn mag, bei der man aber, um sie mit Erfolg anzuwenden, nicht zu schnell verfahren darf, sondern die edeln Kräfte, die besonders ein großer Kampf in einem Volk zu entfalten pflegt, durch allmählige Aufreibung neutralisiren muß.

Wie viele Täuschungen hat unsere Zeit in kurzen Jahren durchlaufen und mit welcher Gutmüthigkeit gibt sie sich wieder neuen Eindrücken hin! Als Graf Capo d'Istrias auf die Einladung der Nationalsammlung von Trözene sich nach Griechenland begab, wer zweifelte an der alsbaldigen Verwandlung des geschmeidigen Höflings in einen Volkstribunen? Wer schäzte das griechische Volk wegen der Wahl eines so erleuchteten, uneigennüzigen, von reinster Vaterlandsliebe beseelten Führers auf der Bahn der geistigen und materiellen Wohlfahrt nicht glücklich? Nun, es war die Periode, als man in den Kosacken, die über den Balkan und nach dem Euphrat zogen, eben so viele Kreuzfahrer der Civilisation des Orients bewunderte. Welche Bewandtniß hatte es aber mit des Grafen liberaler Sendung in Wirklichkeit? der radikale Irrthum war, daß man ihn für einen begeisterten Freiheitskämpfer hielt, der, um sich seinem Vaterland zu widmen, die erquickende Nähe kaiserlicher Gunst ausgeschlagen habe, während ihn die Geschichte jezt als einen Ehrgeizigen zeigt, der mit phanariotischen Fürstengedanken umging, die ihn wahrscheinlich auch der geheimen Verbindung der Hetäria zuführten, so wie das unzeitige Losbrechen dieser sonst im Hinblick auf alte Kabinetsentwürfe nicht ungern gesehenen Verbindung seinen Austritt aus dem russischen Staatsdienst erklären kann. Allein wo hätte auch jener vermeintliche patriotisch-liberale Schwung herkommen sollen bei einem Manne, der dem hellenischen Volk und den Ideen des Zeitalters gleich ferne stand? Von der Liebe zum Land seiner Geburt? Er gehörte einer in Korfu eingewanderten dalmatischen Familie an. Von nationaler Bildung? Eine solche hatte er nicht erhalten. Er war in Italien erzogen worden nach Art der „Nobili" seiner Insel, die sich ausschließlich der italienischen Sprache bedienen und das Neugriechische als Sprache des gemeinen Volks verschmähen; seine Schule war überhaupt höchst dürftig und seine nachmalige diplomatische Laufbahn vermochte ihm wohl eine schimmernde Oberflächlichkeit zu verleihen, aber den „fast absoluten Mangel an gründlichem Wissen" nicht zu ersetzen. Von einem tiefen Sinn für Humanität? Er verachtete die Menschen, er kannte nur zweierlei Klassen; solche die geschaffen sind zu herrschen und solche, die geschaffen sind zu gehorchen. Von dem erhebenden Bewußtseyn, daß der freie Ruf einer ganzen Nation an ihn ergangen? Er hätte sich vielleicht angestrengt, die Tugenden und Talente zu bethätigen, die man von ihm vorauszusetzen schien, wenn er nicht gewußt hätte, daß er seine Einladung dem Einfluß der Häupter der russischen Partei verdankte, die ihn wahrscheinlich auch von der damals in Griechenland herrschenden Meinung unterrichteten, daß Rußland allein es sey, auf dessen Wohlwollen man rechnen könne — eine Meinung freilich, welche des Grafen Capo d'Istrias Verwaltung später

Digitized by Google

gänzlich ausgetilgt haben soll, was auch He. Thiersch als eines der wenigen Verdienste dieser Verwaltung anerkennt.

Die Entwicklung des korfiotischen Systems ist gar zu erbaulich, als daß wir nicht bei dieser interessanten Partie der Thiersch'schen Schrift noch einen Augenblick verweilen sollten. Wir wollen versuchen, dem Verf. in der Skizzirung der Regierungskunst des Grafen zu folgen. Das Ganze läßt sich auf diese zwei Sätze zurückführen: 1) ein Volk ist um so besser zu beherrschen, je weniger es Selbstgefühl besizt; 2) es gibt kein Verdienst als Anhänglichkeit an die Person des Herrschers. Diese Lehren der unumschränkten Gewalt wurden nach allen Seiten in's Werk gesezt, darum wurden die selbst unter den Türken geachteten Municipalfreiheiten des Volks angetastet, das Land mit Agenten der Willkür, Präfekten, Unterpräfekten, Polizeikommissären, Generalkommandanten, Spezialkommandanten, außerordentlichen Kommissären und Spionen überschwemmt, die Gerichte zu Werkzeugen herabgewürdigt, die altbyzantinischen Majestätsgesetze aus dem Staub hervorgesucht, die einflußreichsten Personen gestissentlich ruinirt, der Schulunterricht nach dem Plan des bekannten Sturdza regulirt, alle höhern Studien als für die Griechen nicht taugliche europäische „Philomathie" verbannt, auf der Centralschule zu Paros Plato, später zu Aegina der Unterricht in der französischen Sprache (γλωσσα των δολοφονων) verboten, und als man sich über diese Maßregeln beschwerte, von einem der Brüder des Präsidenten das naive Geständniß gemacht: „Was wollt Ihr von meinem Bruder? Jezt da die Griechen arm und unwissend sind, hat er so viele Mühe, sie zu regieren; wie würde es erst seyn, wenn sie reich und aufgeklärt würden?" Der Präsident selbst hatte seine Geringschätzung der Wissenschaften kein Hehl, es war ihm dies Alles eleudes Schulplunder, der den Leuten nur den Kopf verrücke, und am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn in Griechenland sich Niemand mehr über den Rang des Handwerkers und Bauers hätte erheben können. Für seinen Zweck brauchte er keine gebildeten Griechen; seine Verwaltungssöldner konnte er aus dem Ausland rekrutiren. Deßhalb war seine Regierung eine schöne Zeit für Glücksritter an den jonischen Inseln, aus den großen Städten der Levante, aus dem Nachlaß Ali Bassas von Janina ꝛc.; diese Abenteurer ohne Heimath überhäufte er mit Vertrauen und Geld, sie suchte er noch inniger an sich zu knüpfen durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft (des Phönixbundes) in der er ihnen Aussichten eröffnete, die sich nicht auf Griechenland beschränken, sondern, wie es scheint, bei einer künftigen Theilung der Türkei in Erfüllung gehen sollten. Der Ruhm des alten und neuen Griechenlands war für den Grafen Capo d'Istrias ein leerer Schall. Wer auf Belohnung von Verdiensten Anspruch machte, sah sich sehr getäuscht. Er betrachtete die Vergangenheit höchstens als Etwas, was sich vergessen lasse, wenn man künftig sich gut halte. Die Befreier des Vaterlandes behandelte er mit ungeheuchelter Wegwerfung. Zu den rumeliotischen Kapitäns sagte er, als sie sich ihm vorstellen ließen: „Ich kenne Euch, Ihr seyd Diebe und Lügner" (εισθε ολοι κλεφθαις και ψευδαις) und die Offiziere des General Church nach ihrer Zurückkunft von der Expedition von Makrinos, wodurch die Befreiung des westlichen Griechenlands bewirkt worden war, empfing er mit dem Kompliment: „Ah! diese Herren — ich weiß, Ihr habt Euch seit langer Zeit ausgezeichnet, Ihr habt nach Eurer Versicherung neun Jahre den Türken Schlachten geliefert, Ihr habt Ziegen und Schafe gestohlen, das sind Eure Thaten!" Den Wittwen und Waisen von Missolonghi, die sich in ihrer gedrückten Lage an ihn wandten, gab er den tröstlichen Rath: „Die zu schwach wären, auf dem Feld zu arbeiten, könnten ja den Taktikern sich als Wäscherinnen verdingen." Der Sinn dieses Raths erklärt sich durch die Art, wie er sich gegen die Tochter des Hadschi Michali benahm, deren Vater im Krieg in Candia sein unermeßliches Vermögen und sein Leben verloren hatte: „Du hast meine Hülfe nicht nöthig, sagte er zu ihr; Du bist jung und hübsch (ihr die Wangen streichelnd), Du kannst Dich schon fortbringen." Eben so wenig Sinn war da natürlich auch für den altgriechischen Ruhm zu finden. Als der Architekt Aleantzes die Regierung an die Gefahr erinnerte, in welcher bei der verzögerten Räumung der Burg von Athen die dortigen Denkmäler sich fortwährend befänden, rief Mustopides, ein Verwandter des Präsidenten unmuthig aus: „Die verfluchten Türken, daß sie nur einen Stein auf dem andern gelassen haben. Wenn Alles zerstört wäre, so würde man sich doch in Europa um diese Dinge nicht mehr bekümmern, das ist nichts als verkehrtes Zeug." Ja die Räumung war von dem französischen und englischen Admiral bereits mit dem türkischen Gouverneur unterhandelt und eine Kapitulation abgeschlossen, als die Sache nach einer Unterredung des Grafen mit dem Muselmann wieder rückgängig wurde, und nach einem Besuch der Citadelle bemerkte der Präsident über die Monumente: „es seyen Steine wie andere und nur die Phantasie exaltirter Menschen habe ihnen einen besondern Werth beilegen können."

Diese ganze Politik hatte bloß den Zweck, der Familie Capo d'Istria den Besitz von Griechenland zu sichern. Europa suchte man in Unkenntniß über die wahre Lage des Landes zu erhalten, das Volk schilderte man als Barbaren, die bloß despotisch regiert werden könnten, als anarchisch, räuberisch, und um diesen Anklagen den Schein der Wahrheit zu geben, ließ man die Wegelagerer ungestört ihr Wesen treiben — mit Einem Wort, man suchte die Schwierigkeiten zu vergrößern, um jeden

Digitized by Google

souveränitätslustigen Prinzen abzuschrecken, man wollte sich selbst mit einem Griechenland im kleinen Maaßstab begnügen, um keinen Neid zu reizen. Aus diesem Grund beeilte sich der Präsident unverantwortlicher Weise mit der Auslieferung der kandiotischen festen Plätze und beeilte sich gar nicht mit der Befreiung Athens, Euböas und der andern Punkte des griechischen Gebiets, welche noch in den Händen der Türken waren. Es ist bekannt, daß der Graf bei dem Prinzen Leopold seinen Zweck erreichte; die Insinnation, daß derselbe auch die griechische Religion annehmen müßte, war entscheidend. Der jetzige König der Belgier bedankte sich für eine solche Krone. Desto glänzender scheiterte Jener aber bei den Griechen selbst. Alle Hülfsquellen der Heuchelei, des Betrugs, der Gewalt waren erschöpft — überall Nichts als Mißbräuche, Unordnung, Zwietracht, Haß, Elend, Desorganisation — da kam die Katastrophe und nachdem des Grafen Bruder Augustin mit unbegreiflicher Verblendung das unheilvolle System noch eine Zeitlang fortgesezt hatte und auch er endlich abtreten mußte, hinterließ er im öffentlichen Schatz 24 Thaler, nämlich 143 Phönire in Kupfer und 855 in Papier, und dabei waren die Douanen verpfändet.

Bei diesem Umschwung der Dinge griff Hr. Thiersch auf mancherlei Weise eben so wohlthätig als geschäftsgewandt zur Versöhnung des Parteigeistes ein. An seiner Hand ging der alte Mauromichalis (die Regierung hatte ihm früher die Freilassung angeboten, wenn er ihre Gnade (ἔλεος) anflehte, er aber mit stolzem Selbstgefühl dies abgelehnt) aus seinem Kerker und die erbitterten Mainoten schon gegen Nauplia im Anzug, kehrten in ihre Berge zurück. Dann sah man den deutschen Professor zu den Rumelioten ins Lager reiten, an die Pallikaren vom Pferd herab eine Rede halten und auch hier Frieden stiften. Dann sah man ihn in den Rathsversammlungen der Opposition von Hydra, der Deputirten von Perachora, dann half er die Verlegenheiten bei Zusammensetzung der neuen Regierung beseitigen, dann die Gemüther auf den neugewählten König vorbereiten, dann wurde er aufgefordert, der Namen Ottos an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu treten, allein, um dies zu thun, hätte er zweierlei haben müssen, was ihm fehlte — nämlich eine Vollmacht und Fonds. Mit 100,000 Thalern hätte er gehofft, die Pacifikation Griechenlands zu bewerkstelligen. Da er ohne Mittheilung aus Bayern blieb und der Versuch, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, so weit sein Privatkredit nicht hinreichte, fehlschlug, so mußte er sich weiterer Schritte enthalten. Was er noch vor seiner Abreise that, war, daß er den Kongreß vermochte, den König förmlich anzuerkennen und mit Entwerfung einer Verfassung zu warten, bis die Regentschaft da wäre. Die Versammlung wählte ihn zum Ueberbringer ihrer Adresse nach München.

Nach diesen angenscheinlichen Verdiensten um Volk und Thron von Griechenland hätte man erwarten sollen, daß Hrn. Thiersch in dem Regentschaftskollegium eine Stelle übertragen werden würde. Es ist nicht klar, warum dies nicht geschah; wahrscheinlich jedoch hat sein unzweideutiges Benehmen gegen die gestürzte Partei in den Regionen der hohen Diplomatie eine sehr verschiedene Anerkennung gefunden.

Welches ist nun das Prognostikon, welches der Verfasser dem jungen Staat stellt? Es ist nicht unvortheilhaft, vorausgesezt, daß die Regierung national zu seyn versteht. „Fragt einen Menschen von der untersten Klasse, sagt er, welches die Hauptstadt Griechenlands sey? Die Antwort wird seyn: Konstantinopel. Fragt ferner: wann werdet Ihr eure Revolution vollendet haben: Die Antwort wird seyn: wann das griechische Kreuz sich auf der Sophienkirche erhebt.“ Und hierauf erzählt er, wie die Animosität zwischen Türken und Griechen gänzlich aufgehört und wie er in Nauplia mit Muselmännern aus Albanien, Thessalien und Macedonien, Soldaten und Kaufleuten, zum Theil Flüchtlingen, darunter Agas und Beys, Bekanntschaft gemacht habe, die ihn oft besucht und nie vergessen hätten zu fragen: „Wann wird unser König kommen?“ „Aber es ist nicht euer König, wendete er ein; es ist der König der Griechen.“ — „Er ist auch der Unsrige. Wir haben dasselbe Vaterland, dieselben Voreltern, dieselbe Sprache, dieselben Sitten und Gewohnheiten und Nichts unterscheidet einen albanesischen Muselmann von einem albanesischen Christen.“ — „Darin habt ihr Recht.“ — „Da wir dieselben Widerwärtigkeiten erlitten haben, so ist es natürlich, daß wir auch dasselbe Glück zu genießen wünschen.“ — „Aber euer Sultan und eure Religion?“ — „Der Sultan war uns stets fremd, wir kennen ihn nur durch seine Bedrückungen und was die Religion betrifft, so werden wir unter dem König zum mindesten nicht schlimmer daran seyn, als unter dem Großherrn. Er geht in seine Kirche, wir gehen in unsere Moschee und vielleicht beten wir mit der Zeit denselben Gott noch in demselben Tempel an, wie wir wissen, daß unsere Voreltern thaten, ehe diese wilden Thiere in unser Land eingefallen sind. Deßwegen wollen wir, daß dieser König auch der Unsere sey, aber wohlverstanden ein König mit einer Konstitution.“ — „Wie, mit einer Konstitution? Was ist eine Konstitution?“ — „Das heißt, daß der König uns nicht behandeln kann wie Schafe nach der Art des Sultans und die Köpfe abschlagen, wann er will.“

Ob freilich ein Griechenland in diesem großen Sinn auf dem von der Regentschaft eingeschlagenen Weg erzielt werden wird, wenn wir namentlich bedenken, daß sich, nach völliger Auflösung oder Auswanderung der tapfern Nationaltruppen, der Ueberwinder der Wesire und Paschas, die Macht des Königreichs auf die gemischten Schaaren fremder Söldlinge stützen muß, dies ist eine Frage, die die Zukunft schwerlich befriedigend lösen dürfte. Noch hat das wiedergeborne Griechenland seine olympischen Spiele nicht gefeiert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 90. 3. September 1834.

Griechische Geschichte.

2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. Von J. W. Zinkeisen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Leipzig. 1r Theil. Das Alterthum und die mittleren Zeiten bis zu dem Heerzuge des Königs Roger von Sicilien nach Griechenland (um die Mitte des 12ten Jahrh.). Leipzig, J. A. Barth, 1832.

3) Histoire de la Grèce moderne, par J. Rizo Nerulos, ancien prémier-ministre de la Moldavie etc. (Deutsch in der Pölitz'schen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes. 4te u. 5te Lfg. Leipzig 1830.)

Eine Geschichte von Altgriechenland ist nach so vielen Werken, welche wir darüber besitzen, eine sehr überflüssige oder sehr schwierige, eine Geschichte von Neugriechenland, wo erst Alles im Werden begriffen ist, eine kaum jezt schon befriedigend lösbare Aufgabe. Die Zeiträume aber, in welchen der große Prozeß der Verwandlung des alten Griechenlands in das neue durch mehr als zwanzig Jahrhunderte herab vor sich ging, sind so dunkel und lückenhaft, so gar nicht einmal durch das Dämmerlicht der Sage erhellt, welche, wenn auch im Einzelnen von zweifelhaftem Werth für die historische Forschung, wenigstens die Dauer eines Volkes beurkundet. Wie hätte sonst die neuerdings behauptete Meinung, wornach die griechische Nation auf ihrem eigentlichen Grund und Boden völlig erloschen seyn soll, so leicht Eingang erlangen mögen? Ueber vierthalbtausend Jahre erstreckt sich, mit Inbegriff seines mythischen Alterthums, die Geschichte von Griechenland; aber nicht der zehnte Theil dieser Zeit erlaubt eine in ununterbrochenem Zusammenhang fortlaufende Darstellung. Indeß wenn die gewöhnlichen Schul- und Gelehrtengeschichten in der kurzen Periode der Blüthe griechischer Wissenschaft und Kunst ihre Gränzen finden und überhaupt von den Schicksalen des griechischen Volkes bloß soweit Notiz nehmen, als dies zu Erreichung ihrer philologisch-artistischen Zwecke nothwendig ist, so sind die Bemühungen Derjenigen nur um so preiswürdiger, welche ohne durch die Schwierigkeiten, die ihnen bei Behandlung späterer Perioden entgegentreten, oder durch die Dürftigkeit der antiquarischen Ausbeute, die sie erwarten dürfen, sich zurückschrecken zu lassen, die Geschichte eines solchen Landes und Volkes vor Allem als eine der Quellen betrachten, woraus man die Philosophie der Geschichte der Menschheit schöpft. Sehr wahr und charakteristisch für den Geist seines Werks sagt daher Hr. Zinkeisen: „Ich glaube alle Schätze des griechischen Alterthums für Wissenschaft und Kunst, an denen wir den Geist bilden und die Kraft stärken, können nicht für das befriedigen

was mit dem griechischen Leben untergegangen ist, Selbstständigkeit, Kraft und Tugend eines Volkes.“ Wer diesen reinmenschlichen Gesichtspunkt festhält, für den wird die Geschichte von Griechenland allerdings nicht allein in der Zeit vorhanden seyn, welche die Nation durch das Geräusch ihrer Thaten auf dem großen Weltschauplatz erfüllte, oder wo jenes geistige Leben sich entfaltete, an dessen reicher Fülle sich die kommenden Geschlechter nährten, sondern gerne wird er eine Nation, der eine so erhabene Bestimmung zu Theil geworden war, auch auf der dunkeln Bahn des Mißgeschicks und des Zerfalls begleiten, gerne wird er jene halbverwischten Spuren aufsuchen, welche nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit durch die Macedonier und Römer ihre unfruchtbaren und resultatlosen Kämpfe gelähmter Lebensthätigkeit das ganze Mittelalter hindurch bezeichnen und mit freudiger Bewunderung wird er den Tag anbrechen sehen, wo über die alte Heimath der Civilisation von Neuem die Sonne der Freiheit aufgeht.

Dies ist denn auch Zweck und Ziel, welche Herr Zinkeisen zu verfolgen unternommen hat, das menschliche, nicht das gelehrte Interesse herrscht bei ihm vor. Darum bescheidet er sich, die altgriechische Geschichte durch neue Entdeckungen bereichern zu wollen, zufrieden, ein treues Bild von griechischer Art und Sitte in Verbindung mit den leitenden Begebenheiten zu entwerfen. Darum ist es vorzüglich das wenig betretene Feld der neuern griechischen Geschichte, wodurch sein Forschungsgeist angeregt worden ist und aus jener begnügt er sich, wie er selbst bemerkt, an diejenigen Beziehungen und Momente zu erinnern, welche ihm für die Würdigung dieser von Wichtigkeit zu seyn scheinen. Darum hat er sein Werk, wie schon die Form von Vorlesungen zeigt, in welcher er dasselbe erscheinen läßt, nicht zunächst an das gelehrte, sondern an das größere Publikum gerichtet, so jedoch, daß die Achtung, die er gegen das leztere hat, ihm die Pflicht auflegt, sich nicht nur der Popularität der Darstellung, sondern auch der Gründlichkeit zu befleißen und daß, während er jeden gebildeten Leser überhaupt zu befriedigen sucht, er die strengeren Forderungen des wissenschaftlichen Beurtheilers nicht unbefriedigt läßt. Darum mußte er aber auch (was er freilich eingestandener Maßen nicht ganz unbeschadet der Einheit der Darstellung thun könne, welche deßhalb öfters zwischen dem Ton der Erzählung und Abhandlung wechselt) zu sorglicher Prüfung der Fallmerayer'schen Ansicht von dem „Untergang der peloponnesischen Hellenen und der Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Volksstämme“ und je nachdem die Prüfung ausfiel, zur Polemik wider diese Ansicht um so mehr sich gedrungen fühlen, als ein großer Theil des Interesses für seine Aufgabe davon abhing. So inkonsequent auch in unserer plebejischen Zeit, welche dem Andenken alter Geschlechter die gewohnten Huldigungen verweigert, jede Frage nach der Abstammung eines Volkes erscheinen muß, — dennoch ist nicht zu läugnen, daß wir gegen die damit zusammenhängenden Illusionen nichts weniger als gleichgültig sind. Sicherlich würden die jetzigen Hellenen, wenn sie überhaupt unsere Theilnahme verdienen, derselben dadurch nicht unwürdig, daß sich etwa darthun ließe, daß kein Tropfen vom Blute der alten Helden und Weisen in ihren Adern fließe, aber wer möchte behaupten, daß nicht wenigstens die Theilnahme sehr geschwächt würde, daß sie durch das Fallmerayer'sche Werk nicht wirklich geschwächt worden sey? An ein slavisches Griechenland hat Niemand einen Glauben; für dieses gibt es keine Wiedergeburt; Griechenland ist dann ein untergangenes Liktonien, über dem die Wellen des Meeres hinrauschen.

Ob und wie weit es Hrn. Zinkeisen gelungen, dem griechischen Volke das bestrittene Ahnenrecht zu retten, ist eine Frage, die aus dem ersten Bande allein nicht beantwortet werden kann. Er selbst gibt seine Schrift für Nichts aus, als was Fallmerayers Schrift auch seyn will — für einen Versuch. Beide Schriften haben das gemeinschaftliche Verdienst, einen Theil des Streites auf das slavische Sprachgebiet versezt zu haben, wo vielleicht noch mancher Gewinn zu erheben ist, wenn namentlich die Untersuchung sich nicht vorzugsweise an die Vergleichung einiger slavischen Ortsnamen hält, sondern auch auf die Modifikationen tiefer eingeht, welche das neugriechische Idiom durch slavische Einflüsse erhalten zu haben scheint. Die Rückwirkung des Griechischen auf das Slavische, z. B. auf die Mundart der benachbarten Albanesen, könnten zu weitern Fingerzeigen dienen. Bis jezt hat dieses Etymologisiren noch wenig sichere Resultate geliefert. So viel kann man jedoch für ausgemacht halten, daß die Fallmerayer'sche Ansicht einer folgerechten Durchführung nicht fähig ist. Der Versuch, dies zu thun, hat wenigstens zu nachweisbaren Einseitigkeiten geführt. Wie will Hr. Fallmerayer es gegen Hrn. Zinkeisen rechtfertigen, wenn er sich von diesem vorwerfen lassen muß, daß er schon im achten Jahrhundert von Nichts als Morea und Moraiten spricht, daß er selbst in den von ihm wörtlich aufgenommenen Stellen der Byzantiner aus dieser Zeit ohne Weiteres den Ausdruck des Originals „Peloponnesos“ durch das angebliche slavische Morea wieder gebe, während keiner jener Schriftsteller vor dem dreizehnten Jahrhundert dieses Wort gebraucht? Während Philhellenen und gelehrte Reisende *) noch heutiges Tags im Leben der Neugriechen überall ohne Mühe eine Menge Anknüpfungspunkte an das

*) z. B. Dodwell, Pouqueville, Quinet, Kruse, Iken ꝛc.

Digitized by Google

griechische Alterthum und einen reichen Schatz der Verständigung über dasselbe entdecken, wäre schon von Byzantinern des achten Jahrhunderts „das ungeheure Binnenland vom Ister bis an die Alpenthäler Arkadiens und Messeniens mit der allgemeinen Benennung (σκλαβινια) bezeichnet," schon damals das gesammte Griechenthum durch rohe Barbarenhorden, von denen Hr. Fallmerayer ein Bild entwirft, daß Einem die Haare zu Berge stehen, vernichtet worden? Wenn man freilich die Stürme übersieht, denen Griechenland ausgesezt war — von den Einfällen der Gallier unter Brennus an, der Gothen, Hunnen, Vandalen, Avaren ꝛc. bis auf die Osmanen herab, so fragt man mit Recht, wie es möglich gewesen, daß nicht Alles, Land und Leute, zu Grunde ginge? Aber auch nach Philopömen, den man den lezten Hellenen genannt hat, auch nachdem die unruhige Freiheit der Nation in den Schlingen einer arglistigen Interventionspolitik erstickt war, erhielten sich viele heimischen Institutionen und in ihnen alte Sitte und alter Geist; manchen Städten vergönnte die Gunst ihrer römischen Beherrscher die Selbstständigkeit einer Municipal-Verwaltung; in Athen bestand noch im zweiten Jahrhundert ein Areopag, in Sparta gab es eine Gerusia, Ephoren, Nomophilaken ꝛc.; die allgemeinen Festspiele, die Amphiktionen-Versammlung dauerten fort und konnte Kaiser Julians Vorliebe nicht noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts das Griechenthum mit neuem Glanze aufleben lassen? Und vergleicht nicht noch damals Julian das Studium der Philosophie in Griechenland mit den nie versiegenden Quellen des Nils? Mag hiemit auch von der Wissenschaft der Grammatiker und Rhetoriker zu viel gesagt seyn, so darf man dagegen, wenn andere Bewunderer des Griechenthums über den Untergang der alten Herrlichkeit trauern, wenn sie die in Schutt liegenden Städte, die verödeten Marktplätze, die der Bedachung entkleideten Tempel, die halbzerstörten Wasserleitungen hererzählen, nicht vergessen, daß Griechenland an Denkmälern eben auch einen nichtgewöhnlichen Reichthum besaß, der nicht so bald, auch unter den schwersten Unbilden der Zeit sich aufzehren konnte. Wie viel aber von diesen patriotischen Elegien gehört der falschen Amplifikationsmethode einer gesunkenen Redekunst an oder wae höfische Panegyrik, berechnet, das Verdienst eines Autokrators, der vielleicht einige Antiquitäten ausbessern ließ, durch den Kontrast zu heben? Und im Vergleich zur Vergangenheit, war nicht Stoff genug zu klagen? Selbst nachdem Alarich, Genserich ꝛc. entsetzlich im Peloponnes gehaust, nachdem Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen des Meeres die Verwüstung der Menschen noch überboten, nachdem die berühmtesten Städte und Inseln, selbst das gefeierte Athen zu einem Verbannungsort byzantinischer Staatsverbrecher herabgesunken, konnten die Griechen gleichwohl in den Bildersturmfehden des achten Jahrhunderts eine Rolle spielen und sogar eine Flotte ausrüsten, womit sie den Kaiser in seiner Hauptstadt bedrohten, und aus dem ersten Jahrzehent des neunten Jahrhunderts berichtet Konstantin Porphyrogenitus von einem Sieg, welchen die Griechen von Patra gegen die bereits im peloponnesischen Thema angesiedelten Slavenstämme erfochten. Wenn in der Folge das Christenthum und der byzantinische Hellenismus sich das Slaventhum unterworfen, wäre da nicht das Wunder weit größer, daß die Slaven in Griechen verwandelt, als daß von den Griechen so bedeutende Reste sich erhalten hätten, daß sie den fremden Eindringern ihre Sitte und Sprache aufnöthigen konnten.

Wäre (nach Fallmerayer) „außer einzelnen Streifen an der Seeküste und einigen Buegen des Binnenlandes in Böotien, in Phokis, in Lokris, in Atolien, in Akarnanien, in Thessalien und Macedonien das alte hellenische Geschlecht völlig vernichtet" und die ganze Bevölkerung der nachfolgenden zwölfhundert Jahre „aus den Kindern und Nachkommen jener teuflischen Unholde erwachsen, welche vom sechsten Jahrhundert an unter dem Namen Skythen, Slaven, Slavinen, Slavesianen, Bulgaren, Hunnen, Avaren, Pazinaken, Kumanen und Alanen als Eroberer und Vertilger eingedrungen sind" — wie ließe es sich erklären, daß unter der nämlichen Regierung, des Konstantin Kopronymus unter welcher die slavischen Einwanderungen in Griechenland hauptsächlich Statt gefunden zu haben scheinen, alle Städte und Dörfer Griechenlands also mit wenig Ausnahme von den Einwanderern zerstört und verheert, die Einwohner hellenischen Bluts aber ausgerottet worden seyn sollen, gleichwohl, wie Hr. Zinkeisen aus einer Nachricht bei Theophanes argumentirt, die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, die durch die Pest entvölkerte Hauptstadt durch neue Ansiedler von den Inseln des ägäischen Meers und aus Hellas wieder zu bevölkern? Daß vom achten Jahrhundert an slavische Niederlassungen in Griechenland waren, ist unbestreitbar, daß schon frühe, sehr wahrscheinlich; eben so gewiß, daß, nachdem die streng nationelle Scheidung einmal aufgehört, hellenischer und slavischer Stamm sich vielfach kreuzten; den Untergang des ganzen hellenischen Geschlechts daraus zu folgern, geht jeden Fall zu weit, zumal die Ansiedlungen sich wohl auch zum Theil auf friedlichem Weg gemacht haben mögen, so daß es bald an gegenseitigen Befreundungen nicht gefehlt haben kann. Die Schilderung des slavischen Charakters, welche He. Zinkeisen nach dem gewiß nicht für die Slaven parteiischen Zeugniß Kaiser Leos des Philosophen gibt, läßt diese Barbaren auch keineswegs als solche Unmenschen erscheinen, als welches sie Hr. Fallmerayer darstellt. Mit besonderem Lob wird ihrer Gastfreundlichkeit, ihrer milden Behandlung

Digitized by Google

der Gefangenen, denen sie gerne als Freien und Freunde Niederlassung unter sich gestatten, ihrer Freiheitsliebe und anderer gesellschaftlichen Tugenden gedacht und Hr. Zinkeisen nimmt davon Veranlassung, einem fast allgemein herrschenden Irrthum zu begegnen, als ob überall, wo Slaven hingekommen, zugleich auch Sklaverei und Leibeigenschaft in ihrer verhaßtesten Gestalt, und Despotismus mit all seinen Schrecken, Menschenverachtung und Menschenverderbniß, mit eingezogen seyen — einem Irrthum, der, wie er glaubt, bloß aus einer verkehrten Anschauungsweise historischer Verhältnisse, aus einer Uebertragung der durch gegenwärtige Zustände gewonnenen Vorstellungen auf die Vergangenheit hervorgegangen ist, während richtiger anerkannt werden sollte, daß, wo bei slavischen Völkern jezt Despotismus waltet, dieser nicht auf slavischen, sondern mongolisch-tatarischen Ursprung in den Unterjochungs-Kriegen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurückweist.

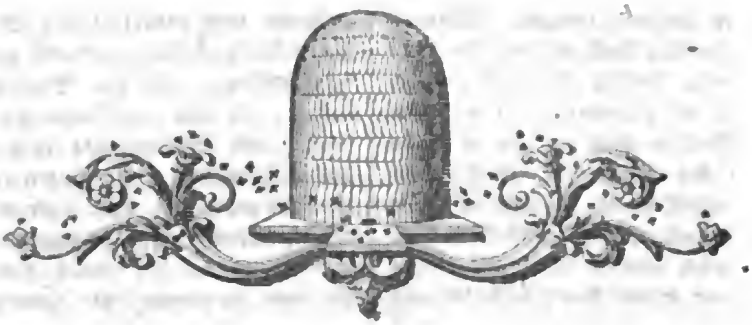
Wie alle Barbaren führten die Slaven keinen Belagerungszug mit sich und da Kaiser Justinian's Befestigungsbauten sich auf Griechenland erstreckten, so ist es bei der ohnehin von Natur festen Lage mancher Punkte sehr gedenkbar, daß ein großer Theil des Landes den Eroberern nicht anheimfiel. Die Eparchie Griechenland aber zählte neun und siebzig Städte und bei der spätern Themeneintheilung kommen auf den Peloponnes allein vierzig Städte. Diese waren wohl alle befestigt, und viele derselben mochten dadurch der Wuth der Barbaren entgehen. Die Einwanderungen der Slaven stellt sich daher Hr. Zinkeisen also vor. „Anfangs wurde von den Slaven wahrscheinlich nur das flache offene Land besetzt und nach des Volkes Sitten und Bedürfniß mit vereinzelten Weilern und Dörfern bebaut. Diese bildeten sich nach und nach zu mehreren Distrikten und bewahrten unter eigenen Stammfürsten, Zupanen, die vaterländische Freiheit des Volkes. Ganz abzusehen davon, daß die natürliche Beschaffenheit an sich diese Art der Ansiedlung am meisten begünstigen mochte, so scheint auch noch der Umstand, daß wir durchaus keine Spur von der Anlage größerer slavischer Städte diesseits der Thermopylen und des korinthischen Isthmos in so früher Zeit nachweisen können, besonders dafür zu sprechen. Die Seestädte, meistens von der Landseite her gut befestigt, blieben ohnehin im Besitz der alten Einwohnee und die wenigen althellenischen Binnenstädte, welche sich hie und da noch erhalten hatten, wurden Anfangs von den neuen Ansiedlern wahrscheinlich wenig beunruhigt, welche wir bei einigen früher mehrere Male zerstörten und gänzlich verfallenen Orten zur Zeit der fränkischen Eroberungen wieder im besten Zustande treffen, ohne über ihre Entstehung die geringste Nachricht zu haben. Die slavischen Ansiedler vermehrten sich von Jahr zu Jahr; vom Flachland breiteten sie sich bald nach den höher liegenden Bergthälern und nach dem Gestade des Meeres hin aus; die Anlage ihrer Ortschaften wurde gedrängter und beengte die alten Einwohner; es kam zu Reibungen, zu Feindschaft, zu einzelner Fehde und endlich zu allgemeinerem Kriege zwischen den hellenisch-romäischen Städtebewohnern und den slavischen Bebauern des Flachlandes. Was von jenen nicht innerhalb der Mauern lebte, sondern etwa das Weichbild der Städte und ihren nächsten Umkreis in Dörfern bewohnte, unterlag bald der Uebermacht der Slaven. Selbst einzelne kleinere Städte wurden von den Siegern eingenommen, besetzt, erweitert oder auch völlig zerstört und aus den Trümmern in einiger Entfernung von den alten neuaufgebaut. Sie erhielten dann theils rein slavische, theils aus den hellenischen und slavischen Idiomen gemischte Namen. In diesen Fällen beschränkte sich aber auch die Mischung nicht auf die Namen, sondern ging auf die Bewohner über und bekam bestimmtere Gestalt in Sprache, Sitte, Lebensweise und Charakter der nachfolgenden Geschlechter. Zu gleicher Zeit mögen damals aus ähnlichen Ursachen die meisten früher unbekannten Bergschlösser und Festungen in den entlegeneren Hochländern entstanden seyn, welche zum Theil von den aus dem Flachlande verdrängten Hellenen, zum Theil aber auch von Slaven zum Schutz gegen die kühnen Ausfälle jener angelegt wurden. So mag es sich ungefähr die ersten vierzig Jahre nach den Einwanderungen unter Konstantin Kopronymus gestaltet haben."

Abgesehen davon, daß Hr. Zinkeisen die Fallmerayer'sche Ansicht von der Ausrottung der Hellenen bestreitet, welche schon unter der Regierung des Kaisers Phokas, d. h. zu Anfang des siebten Jahrhunderts, vollendet worden seyn soll, ist er somit auch in Bezug auf den Hauptzeitpunkt der slavischen Niederlassungen nicht einverstanden, indem er denselben erst in die Jahre 746 und 47 sezt. Er beruft sich auf die Bemerkung des Konstantin Porphyrogenitus über den Peloponnes: „diese ganze Landschaft wurde slavinisirt und von Barbaren eingenommen, als jene verheerende Pest über den ganzen Erdkreis ging, zur Zeit da Konstantin Kopronymus das römische Reich beherrschte." Also ist doch Alles slavisch geworden? Ein griechischer Schriftsteller sagt es ja ausdrücklich. Nicht zu schnell geschlossen, entgegnet Hr. Zinkeisen; derselbe Konstantin erzählt, daß unter Nicephorus — mehr als fünfzig Jahre nach dem obigen Datum — die Slaven des Peloponnes, nachdem sie der byzantinischen Herrschaft unterworfen worden, abgefallen seyen und angefangen hätten die Häuser der zunächst wohnenen Griechen (er nennt sie Γραικοι) zu plündern. Das bereits erwähnte Treffen bei Patrá war die Folge.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 91. 5. September 1834.

Griechische Geschichte.

2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. Von J. W. Zinkeisen ꝛc.

3) Histoire de la Grèce moderne, par J. Rizo Nerulos, ancien prémier-ministre de la Moldavie etc.

(Schluß.)

Aber nicht genug, er spricht von einem festen Platz Maina (Κατρε Μαϊνης) und sagt ausdrücklich, daß die „Bewohner desselben nicht zu dem Stamme der Slaven gehörten, sondern Nachkommen wären jener älteren Romäer, welche man jezt in der Umgegend Hellenen nenne, weil sie von uralten Zeiten her nach dem Brauch der alten Hellenen am Götzendienst hingen.“ Das Land, das sie inne haben, sey schwer zugänglich, leide Mangel an Wasser, sey aber reich an Oelpflanzungen, welche ihnen Ersatz gewähren, und erstrecke sich längs der Meeresküste bis zu dem Vorgebirge Malea. Nach all diesem ist nicht zu zweifeln, daß der Ausdruck Konstantins, der ganze Peloponnes sey slavinisirt worden, eben nichts als eine rednerische Amplifikation war, die bloß besagen wollte, dieses Land sey damals momentan für das Reich verloren gegangen gewesen. Denn Griechenland im Kampf mit den Slaven, war als Provinz so gut als nicht zu rechnen. Ein merkwürdiges Moment dafür, daß es nicht so schlimm im Peloponnes hatte hergegangen seyn können, als der Fall seyn mußte, wenn die ganze einheimische Bevölkerung unter dem Schwert wilder Barbaren erlegen wäre, bietet jedoch die von demselben Konstantin beschriebene Lebensgeschichte des Kaiser Basilius des Macedoniers in der Anekdote von der reichen Wittwe Danilis dar. Rechnet man gleichfalls einen Theil der Erzählung als Uebertreibung ab, so bleibt die Schilderung des Reichthums der Wittwe aus Paträ an Gold, Sklaven, prachtvollen Gewändern, goldenen und silbernen Gefäßen, kunstreichen Stoffen ꝛc., womit sie den jungen Basil, dem ein Mönch die Kaiserwürde prophezeit hatte, zuerst als Gastfreund, später als Kaiser überhäufte und zulezt seinen Sohn, den weisen Leo, in ihrem Testament bedachte, wahrhaft fabelhaft, wenn man nicht annimmt, daß im Volke ein hoher Grad von industrieller Bildung herrschend war, der nicht auf einmal im neunten Jahrhundert und auch nicht bei Barbaren entstanden seyn konnte. Unter den Geschenken werden hundert buntfarbige kurze Gewänder gerühmt, hundert wahrscheinlich seidene Gewänder von so feiner Arbeit, daß ihre Fäden das Gewebe der Spinne übertrafen und jedes in einem Schilfrohr Raum hatte; in dem Testament kommen dreitausend Sklaven und achtzig Landgüter vor. All dies sezt einen lange dauernden,

Digitized by Google

geordneten gesellschaftlichen Zustand voraus. Wenn es sonach scheint, daß das griechische Volk wirklich die ersten Stürme der Völkerwanderung leidlich überstanden habe, so möchte die Begründung der Fallmerayer'schen Hypothese in einer spätern Periode noch weniger zu suchen seyn. Von den Anfällen der Saracenen litt Griechenland nicht nur verhältnißmäßig wenig, sondern es konnte durch Lieferung von Mannschaft, Schiffen und Geld künftig selbst zur Vertheidigung der übrigen Theile des Reichs mitwirken. Und wenn unter wechselnden Schicksalen noch Viel und Schweres über Griechenland erging, ein treffendes Wort hat Hr. Friedrich Thiersch gesprochen *). Was in dem schönen Epigramme die Weinrebe zu dem gefräßigen Thiere sagt, von dem ihre edeln Sprößlinge benagt werden, das hat Griechenland seit den 3000 Jahren seiner mit Ruhm und Herrlichkeit eben so wie mit Jammer und Elend beladenen Geschichte nach allen seinen Peinigern und Drängern in Recht und Wahrheit zugerufen:

Nagst du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder entsprossen,
Wein zu spenden, o Bock, wenn du als Opfer erliegst.

Das Resultat des Zinkeisen'schen Werks ist: Griechenlands Bevölkerung hat eine starke Beimischung von slavischem Blut erhalten, aber ganz slavinisirt wurde sie nie. Damit kann man zufrieden seyn, wenn nicht anders Hr. Fallmerayer von seiner seitdem mit Hrn. Thiersch gemeinschaftlich unternommenen Reise nach Griechenland noch stärkere Beweise für eine Hypothese mitbringt. Welches Volk könnte sich überhaupt rühmen, daß es die Reinheit seiner Abstammung ungetrübt bewahrt habe? und was müßte das für ein abgeschlossenes, menschenfeindliches Volk seyn, welches einen solchen Werth auf einen reinen Stammbaum legte? Gibt es nicht selbst mitten in Deutschland ganze Distrikte, die von slavischen Abkömmlingen bevölkert sind, und sind diese deßwegen jezt weniger gute Deutsche? So mag an und für sich so gar Viel nicht daran liegen, daß der althellenische Stamm slavische Pfropfreiser in sich aufgenommen hat. Ist ja doch auch aus der Vermischung der Pelasger, Aegyptier, Phönizier und Hellenen jenes griechische Volk entsprungen, zu dessen Lobe man nichts Schöneres sagen kann, als seine Bildung habe in harmonischer Einheit aller körperlichen und geistigen Vermögen bestanden. Allein jene Vermischung hatte auch ihre wohlthätigen Wirkungen. Als dieses Volk durch Ueberbildung, durch Abfall von der Natur und innerer Entzweiung seine sittliche Kraft verloren hatte, da wurde die Beigabe eines rohen, aber gesunden und naturkräftigen Volkselements Bedingung seiner Wiedergeburt, weßhalb auch Griechenland nach der Verschmelzung mit den Slaven weit kräftiger wieder dasteht, als seit Jahrhunderten. Und sollte die Vollendung dieser Wiedergeburt in dem Augenblick, wo sie zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen schien, gewaltsam gehemmt, auch einer weit spätern Periode vorbehalten bleiben, sind es nicht slavische Namen, die unter den herrlichsten des neuen Heldenthums glänzen, um nur zwei zu nennen, die Namen Bozzari, Karaiskaki?

Herr Zinkeisen schließt den ersten Band seines Werks mit der Bemerkung: Was Griechenland während der mittleren Zeiten unter Kampf, Noth und Bedrängniß errungen, habe im Lauf des zwölften Jahrhunderts — er nennt diese Zeit die entwicklungsreichste für eine neuhellenische Bildung — seinen Höhepunkt erreicht, leider sey aber mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts abermals der Geist der Zerstörung über das althellenische Land gezogen und die Begründung fränkischer Herrschaft habe auf langhin die aufgeblühten Hoffnungen wieder vernichtet.

Sechs Jahrhunderte später, unter türkischer Herrschaft, hat endlich die Befreiungsstunde für Griechenland geschlagen. Werden nun aber auch Kunst und Wissenschaft auf hellenischem Boden wieder einkehren? Werden die zerfallenen Städte aus dem Schutt wieder erstehen? Die verödeten Landschaften mit üppigen Fluren sich bedecken, mit gewerbfleißigen Menschen sich bevölkern? Darüber gibt Rizo's Geschichte, die zunächst eine Geschichte des Kampfes ist und der ihm vorangegangenen Thatsachen, keinen Aufschluß. Wie vor dem Jahr 1821 Niemand an die Möglichkeit dachte, daß je die griechische Nation sich aus ihrem anscheinenden Todesschlummer wieder aufraffen könnte, was just für Griechenland ein Glück war, weil auch die türkischen Staatsmänner diesen Glauben theilten und statt in der Revolution eine Bewegung der griechischen Nation zu erblicken und demgemäß ihre Maßregeln zu ergreifen, überall nur moskowitische Intriken argwohnten — so könnte man wohl auch durch andere Erfolge der Revolution überrascht werden, als man sich jezt einbildet. Statt daß ein selbstständiges Griechenland erstände, konnte der griechische Aufstand nur dazu gedient haben, die Auflösung des türkischen Reichs zu beschleunigen; statt daß das Licht europäischer Civilisation von Westen nach dem Osten zurückgewendet würde, um von Hellas aus über Vorderasien sich zu verbreiten, könnte auch wohl nur einer neuen asiatischen Barbarei Platz gemacht worden seyn; statt daß die griechische Flagge den Osten und Westen in neuen lebendigern Verkehr sezte, könnten die Geschwader des Halbmonds durch das Feuer der Branderführer und durch das „verdrüßliche" (untoward) Mißverständniß der „alten

*) Vorlesung, gehalten in der Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1828.

Digitized by Google

Verbündeten" des Sultans auch nur deßwegen haben zu Grunde gehen müssen, um den Scythen des Tanais und Borysthenes nicht mehr die Einfahrt in den Bosporus und endlich die Dardanellen streitig machen zu können.

Doch dies Alles ruht im Schooß der Zeit, einer dunkeln ereignißschwangern Zeit, deren Schicknngen keine Staatsweisheit znm Voraus berechnen kann. Ehedem, als noch das Recht des Stärkeren frei waltete, waren die Zeitgenossen die besten Historiker. Die Gewalt entwarf die Plane und die Gewalt führte sie aus; das Urtheil der Mitwelt war bald fertig. In unsern Tagen politischer Gleisnerei ist dies anders. Die Leidenschaften sind die nämlichen, der Mächtige nnterdrückt wie sonst den Schwachen; aber da ist ein Spiel von Kabalen und Machinationen, so fein angelegt, von so vielen Widersprüchen oft absichtlich durchkreuzt, daß die wahren Triebfedern der politischen Erscheinungen sich meist spät enthüllen, manchmal erst aus dem Gang des Ganzen errathen werden müssen.

Die äußern Erscheinungen der griechischen Revolution liegen vor den Augen der Welt. Der nach dem Auftreten Alexander Ypsilantis in der Moldau fast an Einem Tag erfolgte Ausbruch in Maina, Messenien, Elis, in allen Provinzen des Peloponnes, in Akarnanien, Aetolien, Attika, Livadien, Enböa, Kandia, Samos, auf den Felsen von Suli sind erstannenswerthe Thatsachen. Am 28. April 1821 pflanzten Hydra, Ipsara und Spezzia, reich durch ihren Handel, geschüzt durch ihre Klippen, furchtbar durch ihre kriegerische Marine, nachdem sie gewartet, bis ihre Schiffe von Konstantinopel, Kaffa, Odessa, Taiganrock, zurück waren, feierlich das Panier der Unabhängigkeit anf und in kurzer Zeit bedeckte eine Menge kleiner bewaffneter Fahrzeuge alle Gewässer der Levante. Unverwischlich sind die Spuren der Blutsceuen von Scio nnd Ipsara, unsterblich der Griechen Rache in dem Brand der Schiffe bei Tenedos, Samos, in den Thaten von Missolonghi und in Marko Bozzaris Heldentod bei Karpenisos. Was war aber von all dieser ungeheuren Bewegung Ursache und Antrieb? Was vermochte die Armatolen des Olymps und der akrokeraunnischen Gebirge, daß sie den Groll gegen ihren Todfeind, Ali von Tepelen, um gemeinschaftliche Sache zu machen, überwanden? Was flößte den Pallikaren den Muth ein, daß sie standhaft den Vertilgungskampf fortsezten, als die Könige von Enropa, auf dessen Theilnahme sie gezählt hatten, das Anathem über ihr Beginnen aussprachen? Als sie an einem thätlichen Uebelwollen der europäischen Mächte um so weniger zweifeln konnten, wenn sie das Benehmen des englischen Prokonsnls auf den sieben Inseln betrachteten, der — freilich der Verkäufer Pargäs — ihren Schiffen das Befahren der jonischen Gewässer verbot, während er sie den Türken öffnete? Daß sie nicht verzweifelten, als Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, undankbar gegen die griechische Revolution, die ihm Zeit ließ, seine Unabhängigkeit vorzubereiten, die disciplinirten Horden Arabiens und Nubiens wider das bereits befreite Morea entsandte? Das belebende, ermuthigende Prinzip, antwortet Rizo, das Geheimniß der griechischen Kraft nnd Ausdauer war das Nationalgefühl, das den Hellenen auch in seiner tiefsten Erniederung nicht verlassen hatte, das ihm den Abscheu gegen seine Fesseln, den Drang sich zu befreien einflößte. Diese allgemeine Stimmung fand sich schon unter den Griechen des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts. Als noch Europa vor dem osmanischen Namen zitterte, war die Verwirklichung dieser Messiasidee ihr stilles Gebet, verbreiteten orakelartige Volkssagen den Glauben daran durch den Orient und dieser Glaube gestaltete sich zu einer innern Gewißheit, je mehr die Bildung unter ihnen sich verallgemeinerte und ihr geistiges Uebergewicht über die Türken wuchs. Der Thessalier Rigas war es, welcher es unternahm, dieser allgemeinen Stimmung unter den Griechen eine bestimmte Richtung zu geben, und die Masse ihrer Kräfte durch Vereinigung, wirksamer zu machen. Er gründete einen großen Bund, gegründet auf unverbrüchliche Anhänglichkeit an Vaterland nnd Religion und berechnet auf die Gewohnheiten und Sitten des griechischen Volks — dieser Bund war die Hetäria.

Rizo ist eifrig bemüht, die Vermuthung zu entfernen, als ob auswärtige Anfstiftung dem griechischen Aufstande nicht fremd gewesen wäre, als ob, ungeachtet aller offiziellen Ableugnungen, eine arglistige Politik die Griechen als Mittel gebraucht hätte. Allen Ruhm des Entschlusses will er seinem Vaterland bewahren. Darum hat er wohl daran gethan, sein Werk mit der Einnahme und Zerstörung von Missolonghi zu schließen. Denn von da an würde es ihm schwer geworden seyn, manches traurige Bekenntniß zurückzuhalten. Es ist wahr, Europa hat Griechenland am Rande des Verderbens noch zulezt gerettet; aber Europa hat damit keinen Akt der Großmuth ausgeübt, nachdem seine Schuld es war, daß das vor europäischer Einmischung siegreiche Griechenland so in sich zerrüttet wurde, daß es unfähig erschien, sich selbst zu helfen. Von jezt an hat Griechenland keine eigene Geschichte mehr, es bildet einen Theil der diplomatischen Geschichte von Europa. Und in dieser ist seine Rolle eine untergeordnete, sein Interesse bedingt durch die Interessen der großen Mächte, es selbst ein kleines Königreich, abhängig und des Schutzes bedürftig.

Diese Zeit bedarf noch keines Geschichtschreibers, ihre Thaten des Friedens müssen erst vollbracht werden. Wenn übrigens ein Mann berufen ist, sie dereinst zu schreiben, so kann es nur ein Mann seyn wie Rizo,

Digitized by Google

der Geschäftserfahrung, Kenntniß der morgen- und abendländischen Literatur und patriotische Gesinnung mit einem unverdächtigen Grade historischer Unbefangenheit verbindet. In einer früher in Gesprächsform erschienenen kleinen Schrift (Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griechischen Volks. Zweiter Jahrgang, 1824) rügt er selbst die Uebertreibungen, die sich auch die Griechen häufig in ihren Berichten zu Schulden kommen lassen. Er läßt dort Kallias sagen: „Wenn Freunde uns ein geliefertes Seetreffen beschreiben, so begnügen sie sich nicht, uns zu benachrichtigen, daß sie dem Feind 10 oder 12 Kriegsschiffe weggenommen, sondern sie melden, die Hälfte der Flotte sey versenkt, die andere Hälfte hätten sie sammt der Mannschaft in ihre Gewalt bekommen — gleich als ob es nicht schon eine herrliche That wäre, wenn die griechischen Kähne sich der aus kolossalen Schiffen bestehenden beweglichen feindlichen Mauer gegenüber in Schlachtordnung stellen, einige davon zu Grunde richten, und die entfliehenden Schiffe mehrere Mal zwangen, sich feig in die Dardanellen zurückzuziehen; beschreiben sie ein Landtreffen, so nehmen sie 5 bis 6 Paschas gefangen, erobern auf einmal 6 bis 7 Festungen und denken nicht daran, daß die Kriegskundigen in Europa über Nachrichten lachen, die so weit von der Wahrheit entfernt sind, als die Türken von der Humanität.“ Rizo genießt auch das Vertrauen der gegenwärtigen Regierung, die ihn zuerst zum Staatssekretär, später zum Nomarchen der Cycladen (Regierungs-Kommissär im bayrischen Sinn) und in neuester Zeit zum Minister für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt hat. Daß aber die Darstellungsweise des Historikers etwas warm und auf Effekt berechnet, oder, wie die alten Griechen sagen würden, epideiktisch ist (Cic. orator, Cap. XI.) rechnen wir ihm nicht zum Fehler an. Diese Form war so nothwendig, also wahr, als der trockene pragmatische Styl in einem Geschichtswerk, welches eine Appellation seyn sollte an das Mitgefühl der Völker Europas im Namen einer im Todeskampfe begriffenen Nation, ungeschickt und unwahr gewesen wäre. Und schrieb er zugleich für die Griechen, so hatte er eine der erhabensten Bestimmungen der Geschichte zu erfüllen, die Bestimmung, zu preisen Thaten der Tugend und zu seyn eine Schule der Vaterlandsliebe. Dies ist überhaupt der Geist, welcher jede Nationalliteratur weihen muß. Dieser Geist hat den Stifter der Hetäria beseelt, wie er in einem der Lieder, die noch jetzt in den Thälern des Pindus und Olymp erklingen, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts sang:

Schön Hellas mein,
Du Quell, wo Weisheit quillet,
Du Brust, die Helden füllet,
Du Licht, der Welt gesandt!
Ermann' dich von der Schande,
Zertschmett're deine Bande
Mein theures Musenland.

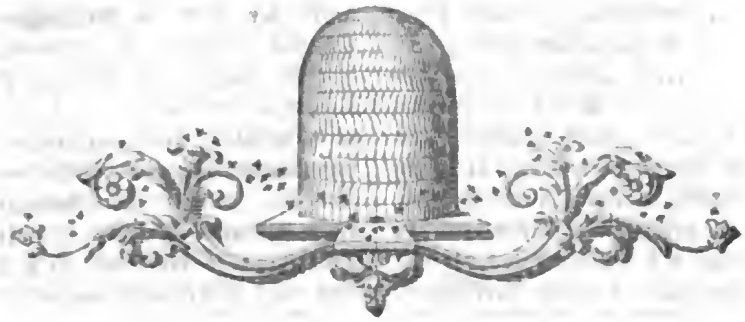
Vermischte Schriften.

Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen. Von J. G. Kohl. Königsberg, Meyer, 1834.

Auf 102 Seiten trägt der Verfasser die Geschichte des Wagens, des Stuhls, des Ohrrings, der Kaffeekanne, des Packens, des Schiffes, der Waage und des Wassers vor. Wenn man den Wagen, das Packen, das Schiff und die Waage ausnimmt, bei denen Variationen und Verbesserungen von allgemeiner Wichtigkeit sind, gehört die Untersuchung über die übrigen genannten Gegenstände nur zu den gelehrten Spielereien. Man höre zum Exempel: „Das Tiefausgehölte hatte man längst für die flüssigen Suppen verwendet, die über Flaches leichter ihre schaukelnden Wellen hinausschlugen. Der Hausvater vertheilte die Suppen mit einem Vorlegelöffel, mit dem er auch dann und wann einmal die kräftige Grundsuppe umrührte, die Jeder gern hatte. Eben dieser Grundsuppe wegen, die aus Fleischstücken, Erbsen, Wurzeln ꝛc. bestand, mußte auch der Hausvater sich eines Vorlegelöffels bedienen; denn unmöglich ließ sich dies alles ohne die größten Unannehmlichkeiten dem Weine gleich ausschütten, wie man z. B. beim Ausschütten des Schweinetranks sieht, wo auch das Wasser mit Kartoffeln, Blättern, Rüben gemischt ist und den hungrigen Gästen über Leib und Kopf in die Tröge sprudelt und spritzt. — Als man nun aber nicht mehr von Kohlblättern und Gartenbohnen, sondern von Theeblättern und Kaffeebohnen Suppen kochte, — und dies mag in China und Arabien schon lange der Fall gewesen seyn, — da hatte man nun Suppen, von denen man den Bodensatz nicht liebte und suchte, und von denen man nur die klare Lauge abgießen wollte. — Für diese Suppen wurden daher zwei Hauptveränderungen an der Terrine erforderlich. Sie mußte vertieft und eine Vorrichtung zum Ausgießen bei ihr angebracht werden. — Durch Beides entstand nun die eigentliche Kaffeekanne.“ Wer hat heutzutage Zeit, dergleichen zu lesen, geschweige gar zu schreiben? O du glücklicher Mann, der du diese Zeit hast!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 92. 8. September 1834.

Römische Geschichte.

1) Römische Grundverfassung von K. D. Hüllman. Bonn, A. Marcus, 1832. S. 452.

2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. G. Sträſſer. Elberfeld, C. J. Becker, 1832. S. 95.

Die Verfassung eines Volks ist der treueste Spiegel seines Charakters, der Schlüssel zu seiner Geschichte. Es gibt viele Dinge, die das Leben schmücken und veredeln und die ein Volk nach seiner Weise sich anzueignen oder weiter auszubilden strebt; aber diese Güter und Genüsse, so werthvoll an sich und für die jeweilige Stufe der Humanität bezeichnend, sind doch selten so ganz natürlicher Ausdruck eines Zustandes, wie der Staat, der, als Grundlage, Bedingung und Bürgschaft der gesellschaftlichen Zwecke, aus dem Willen und Interesse Aller entspringt, die Erfahrungen, Wünsche, Bedürfnisse Aller darstellt. Wie wollte man sich zumal von dem römischen Volke eine richtige Vorstellung machen, wenn man für dasselbe keinen Maaßstab hätte, als den seiner Literatur, Wissenschaft und Kunst? In all diesen Beziehungen erscheint das römische Volk als eine matte Kopie des griechischen und so überall in den Fesseln des Hellenismus befangen, daß selbst die ausgezeichnetsten Talente, so wenig es ihnen auch an schöpferischer Kraft gebräche, wenn sie sich nur in kühnem Flug versuchen wollten, nicht im Stande sind, dieses fremde Gängelband loszuwerden. Die Römer verachteten die Griechen als Nation, aber sie lernten ihre Sprache, besuchten ihre Schulen, übersezten ihre Schriftsteller, hielten Reden, disputirten, philosophirten, dichteten nach griechischen Mustern und hielten sich griechische Kunstwerke. Herren der Griechen durch das Recht des Schwertes werden sie Sklaven ihres Geistes und ihrer Gelehrsamkeit, die ihnen bald zu Mode, Luxus und Bedürfniß wurden. Umsonst, daß strenge Männer, wie der ältere Cato, der Einführung griechischer Bildung als einer Entartung von vaterländischer Sitte entgegenzuwirken suchten — eine selbstständige Geistesrichtung vermochten sie ihren Mitbürgern nicht zu geben.

Wie ganz anders im Staatsleben! Konnten die Römer sich nicht zu dem hohen Schönheitssinn und der sittlichen Grazie der Griechen erheben, nicht die Quellen ihrer wissenschaftlichen Tiefe sich eröffnen, so war dagegen das politische Feld dasjenige, wo sich die ganze Schärfe und praktische Tüchtigkeit ihres männlichen Verstandes zeigen konnte. Ohne den Rigorismus der Lacedämonier, die das Staatsbürgerthum auf Kosten der

Digitized by Google

persönlichen Rechte pflegte, verstanden sie einen Staat zu gründen, frei und stark nach innen und mächtig nach außen, länger dauernd in Freiheit als die meisten Republiken des Alterthums und, als sie die Freiheit an ehrgeizige Bürger verloren hatten, noch Unabhängigkeit und Herrschaft behauptend Jahrhunderte lang, ja Gesetz und Recht vermachend fremden Völkern in später Nachwelt. Die große Klippe, woran die Staaten so häufig scheitern, ist die Feststellung des Gleichgewichts der Gewalten, ihre äußerliche Trennung und innere Verbindung, die Vermählung der Ordnung mit der Freiheit — hier aber das rechte Maaß zu finden, war dasjenige Verdienst, das schon Cicero und Polybius als den Hauptvorzug der römischen Verfassung rühmen. In diesem Vorzug bestand der Talisman, welcher mitten unter den bittersten Zerwürfnissen der Aristokratie und Demokratie es dem Volk nie an Anhänglichkeit an seine heimischen Institutionen und der Regierung nie an Kraft zum Handeln gebrechen ließ. Diese römischen Eroberer, voll kriegerischen Stolzes und ruhmdurstigen Muthes, wenn sie auszogen, unbarmherzige Verwüster von Städten und Ländern, über die sie die Tuba erschallen ließen, wie ruhige gesetzachtende Bürger waren sie wieder, wenn sie, zurückgekehrt von den Schlachtfeldern der Welt, das Schwert mit der Pflugschar vertauscht hatten. Und blieb nicht selbst nach dem Untergang der Republik und im Verfall des Reichs die Geschichte Roms, trotz aller Verworfenheit seiner Politik, eine Fundgrube der Staatskunst und des Staatsrechts, aus welcher Macchiavelli und Montesquieu ihre Lehrsätze erläutern konnten?

Kann nun eine wissenschaftliche Untersuchung über das Wesen der römischen Staatsverfassung, namentlich für unsre in den Wehen politischer Kämpfe liegende Zeit nicht anders als von hohem Interesse seyn, wie denn diese Frage von jeher den Forschungsgeist tief aufgeregt hat, so fühlen wir uns doch mehr zu denjenigen Zeiträumen der Geschichte Roms hingezogen, von wo an das Riesengebirge seiner Macht Plan und Riß sichtbar werden zu lassen anfängt, als wo erst die rohen Fundamente dazu gelegt werden. Allein seit Niebuhr durch seine große historische Sichtung eine neue Bahn gebrochen, wird wohl die römische Urzeit noch lange vorzugsweise den Fleiß deutscher Gelehrten beschäftigen. Scheint doch der Charakter des Außerordentlichen, welcher der römischen Geschichte eigen, sich auch darin nicht zu verläugnen, daß beinahe zwei Jahrhunderte nach Livius und Dionys vorübergehen mußten, bis eine mehr kritische Ansicht über die Uranfänge des größten politischen Wunders der alten Welt möglich ward. Wenn also irgendwo, so kann man hier mit dem Dichter sagen: „Noch viel Verdienst ist übrig, auf hab' es nur!“ Je mehr aber noch immer durch Entdeckungen über und unter der Erde zu Vermehrung des wissenschaftlichen Schatzes Hoffnung ist, desto mehr verlohnt sich gewiß auch die Mühe, von Niebuhr Angefangenes fortzusetzen, Geahntes und Angedeutetes zu verdeutlichen, Gewagtes zu berichtigen, Fragmentarisches zu vervollständigen, Unzusammenhängendes zu verbinden, Unbegründetes zu widersprechen, Irriges zu widerlegen — kurz das so lange brach gelegene und doch für Uebung des menschlichen Scharfsinns so fruchtbare Feld dieser historischen Kritik nach allen Richtungen umzupflügen und anzubauen.

Zwar gibt es einen Hauptübelstand, der schwer zu vermeiden ist. Da die Geschichte, wo sie einmal untergegangen, nicht wieder erfunden, vorhandene Lücken auch durch den größten menschlichen Scharfsinn nicht mehr ausgefüllt werden können, da man sie aber gleichwohl, um ein abgerundetes Ganzes zu bekommen, ausfüllen will, so ist die Folge, daß in der Darstellung der Erscheinungen gar leicht ein der Wirklichkeit fremdes Gliederungssystem sich einschleicht, dessen Einheit und Symmetrie wir vielleicht bewundern, während wir Mühe haben, an seine Wahrheit zu glauben. Zum Glück sind es meist nur ausgezeichnete Geisteswerke, an welchen man diese Erfahrung macht, und diese enthalten in der vielfachen Belehrung, die sie sonst gewähren, immer zugleich die Entschädigung für Einseitigkeiten und Irrthümer oder gewaltsame Behandlung der Thatsachen. Wenn der Eindruck, den solche Werke hervorbringen, selten ein ungetheilter ist, sondern ein Wechsel von Ueberzeugung und Zweifel — Ueberzeugung, wenn sie Gegenstand der frischen Anschauung sind, Zweifel, wenn die kalte Reflexion hintennach kommt — wer will es läugnen, daß sie gerade wegen ihres kühnen Abweichens von dem gemeinen Gewohnheitsrechte, das doch häufiger das Vorurtheil beschützt als die Wahrheit, den Fortschritten der Wissenschaft die ersprießlichsten Dienste leisten?

Diesen Wechsel von Ueberzeugung und Zweifel ruft Niebuhrs Schrift und auch die vorliegende von Hüllmann hervor. Die Quelle desselben ist eine doppelte — skeptischer Verneinungsgeist und genialer Kombinationsgeist. Jener revolutionirt die Wissenschaft, dieser konstituirt sie wieder — beide werden im Gleichgewicht erhalten durch den mehr konservativen Kritizismus. In Niebuhr und Hüllmann scheinen die erstern etwas vorzuherrschen.

Wird Hr. Sträffer dagegen eine Geschichte des römischen Volkstribunats schreiben, wie der oben angezeigte „Versuch“ erwarten läßt, so wird sein Standpunkt, vorzugsweise der kritische in dem angedeuteten Sinne seyn, d. h. er wird die Bahn der Neuerungen nicht fortwandeln, sondern den festen historischen Boden zu behaupten suchen, auch da, wo Niebuhr denselben dem Leser so zu sagen unter den Füßen weggezogen hat. Ehe er sich entschließt, dies oder jenes, was von den Historikern als

Digitized by Google

Volkssage mitgetheilt wird, wegen anscheinender Widersprüche oder Inkonsequenzen in das Gebiet der Dichtung zu verweisen oder als Ausschmückung einer wundersüchtigen Zeit und Entstellung späterer Klügelei zu verwerfen, wied er nach der historischen Grundlage davon forschen und wir dürften ihn für einen nicht unglücklichen Forscher halten, wenn es ihm überall gelänge, den Kern der Sagen so herauszufinden, wie dies bei einem Beispiel, das er gibt, der Fall zu seyn scheint. Nach allen Nachrichten folgte auf des ersten römischen Königs kriegerische Regierung eine ruhigere Zeit und das Interregnum. Nun heißt es, daß die Patrizier oder der Senat in der Kurie den König mordeten, zerrissen und jeder ein Stück des Körpers unter der Toga mit nach Hause trug. Eine solche Büttelknechtsscene, meint Niebuhr, sey der ächten alten Sage sicher fremd. Allein, sagt Hr. Sträffer, warum sollte man sich die alten römischen Sagen so zart denken, da es doch die Römer selbst nicht waren? Eine Zeit, die Menschen opferte — eine Stadt, deren erster Grundstein vom Bruderblut gefärbt ward — wo spät noch alte Namen von Tullia's verruchter That zeugten — ein solcher Boden mußte an blutigen Sagen fruchtbar seyn. Gerade das Gräßliche der Sage von Romulus Tod scheint Hrn. Sträffer für Alter und Aechtheit derselben zu sprechen und er versucht die Erklärung: Nach dem Tode des Romulus theilten sich die Patrizier in das Regiment, wovon durch das Interregnum Jedem ein abgemessener Theil — gleichsam eine Portion von dem zerstückelten Könige — zufiel. Wenn indeß dieser konservative Kritizismus eine gelegentliche symbolische Deutung der Sagengeschichte nicht verschmäht, also nichts weniger als wie gewisse Offenbaeungstheologen der bloßen Wortauslegung huldigt, so wird er sich doch sehr hüten, die historischen Namen zu zerstören und gegen bloße Sagenkreise zu vertauschen, weil denselben etwa gewisse Kollektivattribute zugeschrieben werden, die ihnen, wie es scheint, individuell nicht gebühren. Je neuer freilich die Geschichte ist, desto mehr Besonderheiten in Erscheinungen und Bezeichnungen tauchen auf, aber auch hier noch pflegt man mit großer poetischer Freiheit ganze Zeitalter an einzelne Namen zu knüpfen. Weil diese Könige, diese Feldherren, diese Staatsmänner und Gesetzgeber, das nicht Alles gethan haben können, was ihren Namen trägt, sollte man sie deßwegen zu fabelhaften Personen stempeln und an ihrer Existenz zweifeln dürfen? Wenn überhaupt in der Geschichte Personen nichts Andeees sind als die physischen Träger geistiger Erscheinungen, dem wird mehr daran gelegen seyn, die Erscheinungen selbst zu konstatiren als deren vielleicht zufällige Einkleidung in einer Personifikation auszumitteln. Aber eben so wird es auch in der Natur der Sache liegen, daß ein solcher individuelle Darstellungen, gleichsam historische Substanzen, lieber hat als abstrakte Zusammenfassungen, einen Homer lieber als Homeriden, und — daß er um die Entdeckung, daß Romulus und Numa bloß zwei Sagenkreise bedeuten sollen, die (nach Hüllmann) mit dem Namen Mächtiger, Ῥωμαλέος, und Verfassungsurhebern, Νομᾶς, bezeichnet worden, weniger gibt, als um die Erhebung der Thatsache, wie sie sich anders erheben läßt, daß Romulus es gewesen sey, welcher zuerst einen dritten freien Stand der Gemeinen, einen Plebs, ins Daseyn gerufen und dadurch zur künftigen Größe Roms den Grund gelegt habe, während priesterliche Engherzigkeit nebst adeligem Kastengeiste und Eigennutze das Aufkommen eines freien Bürgerthums überall verhinderte, während ein solches so ganz außer Aller Ideenkreise lag, daß man das junge Rom, welches sich zuerst über jene engen Ansichten hinwegsezte, als einen Zusammenfluß von Gesindel verachtete, dem man das Konnubium verweigern müsse. So die gemein empirische aber auch praktische Ansicht, welche uns die Sträffer'sche Einleitung zu einer Geschichte des Volkstribunats repräsentiren könnte — sie wird sich darauf beschränken, die Reihe der Thatsachen in einer gewissen Allgemeinheit zu verfolgen und den materiellen Gewinn zu sammeln, dabei unbekümmert um die ideelle Einheit eines Systems, die vollendete Anschauung der darin waltenden Lebensfaktoren.

Dieser Ansicht gegenüber steht diejenige, welche wir die poetisch-metaphysische nennen möchten — sie repräsentirt uns hier Hüllmann. Sie erfindet, konstruirt, dichtet, am liebsten durchwandelt sie die vorhistorische Zeit, wo dem poetischen Scharfsinn das weiteste Ziel gesteckt ist, wo die zerstreuten und verwitterten Trümmer der Vergangenheit in Analogien, Etymologien, Sagen, Liedern, Inschriften und Denkmäleen ihre Bausteine sind — freilich oft nur zu einem glänzenden Zauberschloß, das auf Hypothesen ruht. Wenn man Hüllmann liest, muß man die vorhistorische, mythische Zeit nicht um den schönen Einklang beneiden, der in der Darstellung der Institutionen desselben herrscht? Diese überraschende Zusammenfügung der Thatsachen, dieser Ueberfluß an treffenden Belegen aus dem ganzen klassischen nicht nur, sondern wie von dem Geschichtschreiber des Städtewesens des Mittelalters nicht anders zu erwarten steht, auch germanischen Alterthum, die in des Verfassers gewandter Hand zu Beweisen sich gestalten — man vergißt, wie sparsam schon den alten Annalisten und Historikern über jene Zeit die Quellen flossen, man glaubt sich in das helle Tageslicht der Geschichte versezt.

Von Machiavelli, Ferguson, de Brosses, Middleton bis auf Hegewisch, Schulze, Wachsmuth und Andere sind die altrömischen Institutionen im Allgemeinen und Besondern von den verschiedensten Seiten beleuchtet und namentlich durch die Wiederauffindung von Ciceros Büchern

Digitized by Google

über den Staat manche zweifelhafte Punkte aufgeklärt worden; allein abgesehen von der einheitlichen Verbindung zu einem Ganzen, welche das römische Verfassungswesen durch die Hüllmann'sche Bearbeitung zum ersten Mal erhält, gibt diese durch tieferes Eingehen auf die genetische Analyse der Begriffe auch in materieller Hinsicht z. B. viel des Neuen und eigenthümlich Gedachten, daß eine bestimmte Hinweisung auf die Hauptmomente des Werkes nicht überflüssig schiene, wenn der Raum dieser Blätter sie erlauben würde. Einige Auszüge mögen daher genügen.

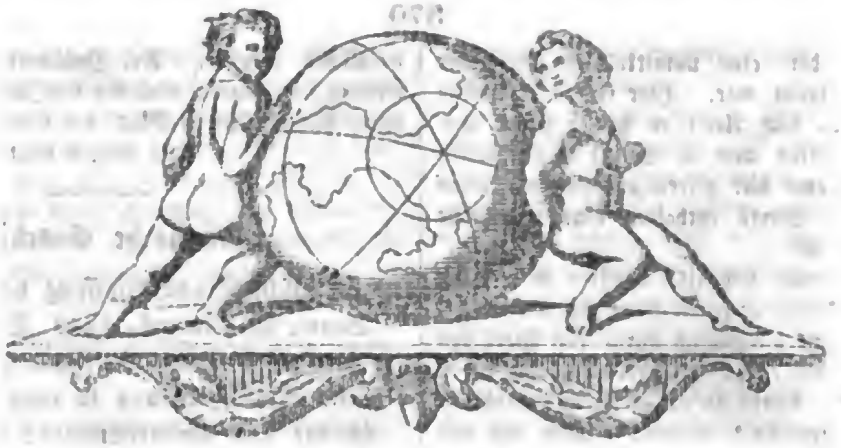
Wie Oberitalien mehr vom Norden her, so wurden das untere und das mittlere Italien um die Niederungen des Tiberstroms von Griechenland, vorzüglich dem Peloponnes aus, bevölkert. Dies beweisen die unverkennbare Verwandtschaft der römischen Sprache mit der äolischen Mundart und die überall wiederkehrenden Analogien in den gesellschaftlichen Urzuständen der Römer und der Griechen, zumal der Spartaner. Nach einem im frühern Alterthum gewöhnlichen Verfahren übermächtiger Abenteurer, wenn sie in ein Land einbrachen und die Eingebornen von ihrem Grundeigenthum verdrängten, wurde das in Beschlag genommene Gebiet zuvörderst in größere Abschnitte von gewissen Zahlen getheilt und diese dann in Loose von ebenfalls nicht willkürlichen Zahlen zerschnitten. Die Vertheilung geschah auf den Grund der Verwandtschaft, die unter den Mitgliedern der Ansiedlergesellschaft durch deren Heimath, Sprache und Religion Statt hatte: auf den weitern, losern dieser Bande beruhten die obern Abtheilungen, auf den engern festern die untern. Die kleinern Abtheilungen bildeten ländliche Gemeinen, Gentes, Geschlechter genannt; sie standen in genauer bürgerlichen und kirchlichen Verbindung, unter Aufsicht eines Beamten, der in dieser zweifachen Beziehung das kleine Gemeinwesen leitete. Je zehn solcher Gemeinen machten eine Landschaft aus, Curia, von χώρα oder χωρίον, dem Namen und der Sache nach ganz dasselbe, was eine spartanische ὠβά, οὖα, ὦα, οἴη, das deutsche Wort Aue und jenes so viel als χώμη. Davon, daß eine Gens der zehnte Theil einer Curia war, ist sie auch Decuria, der Vorsteher Decurio genannt worden. In derselben Art wie zwischen den Gentilen bestand auch unter den Curialen ein geordnetes Gemeinwesen. Zu Erledigung genossenschaftlicher Angelegenheiten wurden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten auf einem Platz, der davon der volksgemeinheitliche hieß, Lerton, Larton, Latium, so viel als δημόσιον. Jede Curia hatte ihr Latium und an der Spitze stand ein Curio als Oberbeamter mit zwei ihm beigeordneten Decurionen, die an dem Mittelpunkt der Umwohnerschaft, Amphiktionie, ihrem Bundesheerd, Prytaneum, hatten, wo sie mit einander speisten. Zehn Curien oder Landschaften bildeten einen Stamm; die Zahl der Stämme belief sich auf drei. So waren es 300 Landgemeinen, 30 Landschaften, 3 Stämme (tribus, Drittheile). Die drei Stämme hießen in Rom Rhamnes, Titienses und Luceres, in Sparta Hylleer, Dymaner und Pamphyler. Wie aber in drei Stämme, so war die spartanische Bürgerschaft auch in dreißig Landschaften getheilt. Treten die drei Stämme zusammen, so geschah dies am Mittelpunkt der dreißig Latien. Dieser war das Pan-Latium, durch Buchstabenversetzung Palantium. So erklärt sich die geschichtliche Angabe, der palatinische Hügel sey Ursitz der Römer gewesen, dort befand sich der Gesammtheerd (Vesta coena, ἑστία κοινή) mit dem immerwährenden Feuer, unter der Oberaufsicht eines obersten Curio (Curio maximus).

Nach der Stammverfassung richtet sich die Wehrverfassung. Nach der Kriegskunst des frühern griechischen Alterthums bestand der Kern des Heers in Streitwagen (quadrigae), je mit vier Pferden und bemannt mit einem Wagenlenker (ἵππεῖς, equites, flexumines) und zwei Lanzenträgern (Celeres, Wagenreiter, im Mittelater, Gespann-Glevener). Auf jede Gens kam ein Wagen mit Bespannung und Mannschaft, auf jede Curia 10 Wagen, auf jede Tribus 100 Wagen, zusammen 300 Wagen. Sämmtliche hundert Flexumines eines Stamms bildeten eine Centurie und gehorchten einem Centurio — sämmtliche Wagenmannschaft befehligte der Tribunus Celerum, höchster Beamter für das Kriegswesen, wie der Curio Maximus für das Staats- und Kirchenwesen. Ein Seitenstück zu dieser Zusammenstellung des Bundesheers findet sich in der ältesten Kriegsverfassung des attischen Gebiets. Dasselbe zerfiel damals in 48 Sprengel, in deren jedem die Grundeigenthümer zu zwei öffentlichen Leistungen verpflichtet waren, zur gemeinschaftlichen Ausrüstung und Benennung eines Kriegsschiffs, wovon die Sprengel den Namen Naukrarien führten, und zur Rettung und Unterhaltung zwei berittener Wehrmannen. Die attische Naukrarienanstalt findet sich in den mittlern Jahrhunderten in den dänischen Steuerhäfen (styre-havne) wieder. Ueber diese Reisigen wurde jährlich eine mit großen Uebungsfahrten verbundene Heerschau gehalten, die bei der Allgemeinheit des kriegerischen Geistes zugleich ein Volksschauspiel wurden. Nach dem Vorbild der isthmischen Hippokrateia waren die römischen Consualia, die berathenden genannt, weil bei dieser Gelegenheit auch Bundesrath Statt fand, dem Neptun geweiht, der deßwegen Consus hieß und die Beinamen equester, hippius etc. führte. Aus diesen Consualien entstanden nachmals die circensischen Spiele — ihre Rennbahn war am palatinischen Hügel.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 93. 12. September 1834.

Werke über Südamerika.

1) Drei Berichte des General-Capitäns von Neu-Spanien Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersezt, mit Vorwort und Anmerkungen von Dr. C. W. Koppe. Berlin, Enslin, 1834. S. 512.

Der Herausgeber erklärt in dem Vorwort Seite IV ausdrücklich, daß eine deutsche Uebersetzung dieser Briefe bisher nicht vorhanden gewesen sey. Dem muß ich widersprechen. Sie wurden bereits von J. J. Stapfer in Bern unter dem Titel: „Ferdinand Cortes. Die Eroberung von Mexiko in Briefen an Kaiser Karl V. Bern, auf Kosten der typographischen Gesellschaft" in zwei Auflagen übersezt, wovon die spätere 1793 herauskam.

Da übrigens diese ältere Uebersetzung sehr frei ist und selten geworden zu seyn scheint, so war die neuere keineswegs überflüssig. Die Briefe des Cortes sind höchst interessant, und so oft auch die Geschichte dieses Helden, selbst in Kinderschriften, bearbeitet worden ist, so wird doch der Freund der Geschichte immer lieber den Helden selber reden hören. Nur hätte der Uebersetzer nicht so gar sparsam mit Anmerkungen seyn sollen. Cortes verschweigt vieles, was wir aus den Berichten von Diaz, Herrera ꝛc. ergänzen müssen, und oft gerade die pikantesten Dinge, namentlich seine Grausamkeiten. In dieser Beziehung hat der alte Stapfer, was auch immer seine bequeme Uebersetzung zu wünschen übrig läßt, doch reichhaltigere Anmerkungen geliefert und auch nicht verfehlt die Historiker Las Casas, Solis, Robertson, wo sie abweichen, zu vergleichen. Dagegen finden wir bei Kobbe eine Karte des alten Mexiko, die uns des Cortes Züge veranschaulicht, außerdem daß diese neue Uebersetzung viel wortgetreuer ist.

2) Geschichte der Revolution des spanischen Amerikas von 1808 bis 1823. Vom Obersten von Schepeler. Zwei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833 und 1834.

3) Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfs im spanischen und portugiesischen Amerika. Von Peter von Kobbe. Hannover, Jänecke, 1832.

Diese beiden Werke ergänzen einander wie Thiers und Mignet. Das eine enthält das Fleisch, das andere die Knochen. Der Oberst Schepeler, der bereits eine sehr ausführliche Geschichte des Freiheitskampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, dem er beiwohnte, geschrieben hat, sezt jenes an interessanten Details überaus reiche Werk nur fort, indem er den Freiheitskampf in den spanischen

Digitized by Google

Kolonien schildert, der eine unmittelbare Folge der Kämpfe im Mutterlande war. Hier spricht er freilich nicht als Augenzeuge, doch bleibt er sich in seiner Neigung, überall ausführlich und im Detail so reichhaltig als möglich zu seyn, auch hier getreu und die zwei starken Bände dieses neuen Werks enthalten eine unendlichr Menge von Thatsachen.

Wenn sich der strenge Historiker darüber zu beklagen hat, daß der Herr Obrist zu selten seine Quellen nennt, so wird dieser Mangel hinlänglich durch das Werk des Herrn Peter von Kodde ersezt, welcher umgekehrt neben nur kurzen Skizzen, worin in großartigem Umriß die Hauptbegebenheiten gezeichnet werden, genaue und sehr reichhaltige Nachweisungen über die Quellen der jüngsten Geschichte jener spanischen Kolonien enthält (wobei wir nur Rengger über Paraguay vermissen). Der Küze wegen heben wir einige jener Skizzen heraus, die sehr geeignet sind, die Ansichten über das immer mehr in den politischen Kämpfen hervortretende stockamerikanische Element aufzuklären: „Als Amerika entdeckt wurde, erhob sich ein förmlicher Streit, ob der Indianer zum Menschengeschlechte gehöre. Die Spanier fanden dies Volk, namentlich in Mexiko in den Fesseln der drückendsten Feudalherrschaft. Sie glaubten daher den Zustand der Urbewohner durch Einführung der Encomiendas nur verbessern zu können; die Indianer wurden unter Soldaten, Rechtsgelehrte und Mönche vertheilt. Wie aber nachgerade die Geschlechter der Conquistadores ausstarben, geschah keine neue Verleihung; König Karl III. hob die drückenden Encomiendas völlig auf und dem Minister Galvez dankte man die Einrichtung der Intendantschaften, wodurch die Lage der Indianer sehr gemildert ward. Sie sind frei von allen unmittelbaren Auflagen (Alcavala); dagegen müssen sie eine Kopfsteuer geben; sie hatten kein Recht zu Gericht zu stehen; ihre Schuldbriefe über 15 Franken waren ungültig; ihre Dörfer sind auf einen kleinen Raum (von 500 Metres) beschränkt, kein Weißer darf sich unter ihnen niederlassen. Mancher Indianer besizt unter ärmlichem Anschein ein ansehnliches Vermögen. Es hat sich unter ihnen, im spanischen Amerika, ein alter Kazikenadel erhalten, dem man, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß der Hidalgo des Mutterlandes wohl Schuhe flicken, aber nicht durch Gewinnung des Meisterrechts zünftig werden darf, die Rechte des kastilianischen Adels bewilligt hat. Diese Edlen mit dem Erbrechte des Cacicasgo zeichnen sich weder in der Lebensweise noch in der Bildung vor ihrem Volke aus; sie würden sich entehrt halten durch Vermischung mit Weißen; ihr Vorrecht mißbrauchen sie zum Druck der Indianer, welche ihnen noch heute die alte Ehrfurcht aus Montezumas Zeit beweisen; häufig widmen sie, wenn sie die väterlichen Hütten verlassen, sich dem geistlichen Stande. Der Indianer spricht den Druck, welchen sein Stamm vielleicht seit Jahrtausenden erduldete, durch melancholischen Blick, der keinem fehlt, aus."

(Der Schluß folgt.)

Römische Geschichte.

1) Römische Grundverfassung von K. D. Hüllman. Bonn, A. Marcus, 1832. S. 452.
2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. G. Sträffer. Elberfeld, C. J. Becker, 1832. S. 95.

(Schluß.)

Die Verhältnisse erlitten eine Umwandlung, als die dreißig einzelnen bürgerlich-kirchlichen Gesellschaften sich zu einer gesammten vereinigten, das Bundesrecht in ein Staatsrecht sich verwandelte. Was früher theils auf den besondern Curialien, theils auf den allgemeinen Consualien vorkam, ward jezt auf dem Platze der leztern verhandelt, der fortan Cornitium geheissen und an den sich in der Folge das Forum angeschlossen hat. Gegründet auf die Zusammensetzung der Gesellschaft kam ein Beschluß der Bürgergesammtheit also zu Stande. In jeder Gens wurde viritim abgestimmt, unter der Leitung des Decurio; aus der Mehrheit der zehn Zehntelstimmen zog der Curio die Curialstimme; die dreißig Curialstimmen zu sammeln war Sache des Curio Maximus. Die Versammlungen hießen comitia curiata. Es wurde nun aber auch eine Regierungsbehörde eingerichtet zur Oberaufsicht über den Staat und zur Vollziehung der in den Bürgerversammlungen gefaßten Beschlüsse. Das Volk legte dem Ort, wo die Gesammtoberbehörde ihren Sitz nahm, zwei Namen bei, Ῥώμη, (Kriegs-) Macht und Κυρία, Herrschaft — aus jenem ist Roma, aus diesem Quira geworden und der Stifter des neuen Staats wird bald Rhomus, bald Quirinus, die Bürger werden bald Romani bald Quirites genannt. Der eine Name bezeichnet das kampfgenossenschaftliche, der andere das staatsbürgerliche Verhältniß. Daher als einst der unerschrockene Cäsar vor eine Schaar aufrührerischer Kriegsleute trat und sie Quirites anredete, alsbald die Ordnung hergestellt ward. In Ansehung ihrer Mitglieder war die Staatsregierung nach dem Grundzahlenverhältniß der Gesellschaft eingerichtet — oder vielmehr sie war nur eine Zusammenziehung der Verwaltungsräthe der neunzig Curien, denn die für jeden derselben angenommenen drei Mitglieder werden in den neunzig wiedergefunden, die den Stamm des Senats oder kleinen Raths ausmachten. Da auch in dieser

Digitized by Google

Staatsbehörde anfänglich der Grundsatz der Beschlüsse nach Gesammtstimmen galt, so waren diese neunzig wieder gesondert in neun gleiche Abtheilungen, jede mit einem Decanus als Vorsteher, der die Vierlfstimmen abnahm, zusammen also ihrer neun, aus jeder Tribus drei und ebenfalls von diesen gewählt. So bestand der Senat aus 99 Mitgliedern und an der Spitze war als der Hundertste, der Oberbeamte des ganzen Staats, mit dem Amtsnamen Rex, von der Bürgergesammtheit gewählt und in lebenslänglichem Besitz der Würde.

Die Wagenmannschaft wurde aufgehoben und eine verbesserte Einrichtung trat an ihre Stelle — nämlich wirkliche Reiter. Da die Wehrverfassung auf dem Cuelalsystem beruhte, so fiel mit jener auch dieses und die Eintheilung in Centurien oder Waffenbrüderschaften ging auch in die Volksversammlung über. Die kostbarere Heeresverfassung erforderte einen Census. Daher das Land eingetheilt nach Censusdistrikten und die Steuer (tributum) mit dem Charakter einer Kriegssteuer. (Selbstbesteuerung vom Rohertrag mit Zuziehung der Nachbarn, wie auch nach Solon's und Lykurg's Gesetzen.)

Hinsichtlich der weiteren Entwicklungen dieser Ideen bis zur festhistorischen Ausbildung der gesellschaftlichen Zustände in Bezug auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung und Kirche, Demokratie und Aristokratie, wobei man nur etwa eine schärfere Scheidung der verschiedenen Perioden wünschen möchte, muß auf das Werk selbst hingewiesen werden, da ohnehin die streng wissenschaftliche Begründung der aufgestellten Sätze, mit steten Belegen aus einer reichen Kenntniß der alten Literatur, sowie die immerhin geistvolle Behandlung, wenn auch unhaltbarer Hypothesen, nur schwach angedeutet werden kann.

3) Des Prokopius von Cäsara Geschichte unserer Zeit. Uebersetzt und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. P. Fr. Kanngießer. Greifswald, Akademische Buchhandlung, vier Bände, 1827 bis 1831.

Den beiden nicht zu verwechselnden Heeren Peter Friedrich Kanngießer und Karl Ludwig Kannegießer verdanken wir schätzbare Uebersetzungen. Die vorliegende wurde bisher vermißt. Prokop ist einer der lehrreichsten und unentbehrlichsten Schriftsteller der späteren Römerzeit, und zugleich so vielumfassend, daß er die Geschichte Persiens und Deutschlands nicht minder aufklärt, wie die des Römerreichs. Seine persischen, gothischen und vandalischen Denkwürdigkeiten verdienen nicht bloß von dem Geschichtsforscher, der sie benutzt und citirt, sondern von jedem Geschichtsfreund gelesen zu werden, insbesondere aber von Freunden unserer vaterländischen Geschichte, denn die Geschichte der Ostgothen und ihres heroischen Unterganges ist nirgends so ausführlich und vortrefflich geschildert als hier.

Nichts würde wohl so sehr die Fortschritte unserer Nationalbildung beweisen, als wenn Uebersetzungen dieser Art sich einer weitern Verbreitung erfreuten. Die Hoffnungen des wackern Thiersch werden nie in Erfüllung gehn, das deutsche Volk wird nie griechisch lernen, die sichere und vollendete Verständniß der Byzantiner wie der alten griechischen Klassiker wird immer nur Sache sehr weniger Gelehrten bleiben. Der Inhalt griechischer Schriften aber hat für alle Gebildeten Interesse und muß daher Gemeingut derselben werden durch Uebersetzungen. Es gehört zu den wesentlichsten Reformen der neuern Kultur, daß die ganze alte Literatur auch dem Laien zugänglich gemacht wird, da sie früher nur das Monopol der Sprachgelehrten war, gerade so wie vor Luther die Bibel Monopol der Kirche und durch die fremde Sprache den Laien unzugänglich war. Wer den Werth guter Uebersetzungen verkennt und in gelehrter Schulgemächlichkeit noch fortfährt, sie bloß Eselsbrücken zu nennen, der verkennt den Geist der Zeiten. Was wäre wohl, ich will nicht sagen, aus dem Volk, sondern nur, was wäre aus den Universitäten und dem gelehrten Stande selbst geworden, wenn Luther die Bibel nicht übersetzt hätte, wenn alles Wissen etwa im Sinn des Erasmus nur auf die „vornehmen Geister“ und die gelehrte Kaste beschränkt geblieben wäre?

4) Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. K. Hoffmeister. Essen, Bädecker, 1831.

Die kleinen Geister, die die Größe eines Tacitus in Worte kleiden wollten, sind noch nicht übereingekommen, wie sich die unläugbaren Eigenthümlichkeiten dieses Mannes klassificiren lassen. Der eine hat ihn zum Philosophen gemacht und zum Seneca in die Schule geschickt, zu einem Gecken, der ein unredliches Leben mit einem theatralischen Tode beschloß: Andere machten aus seiner Liebe für die alten, treuen Sitten eine antiquarische Leidenschaft, die den Mann verzehrt habe; die neuesten Gelehrten endlich, denen die Kunst der Form immer höher gestanden hat, als die Redlichkeit des Inhalts, sehen im Agrikola nichts mehr, als ein Meisterstück der biographischen Kunst, in den Annalen und Historien eine ziemlich gelungene Probe, ob sich in die Geschichtsdarstellung nicht ein gewisses dramatisches Element aufnehmen lasse. Das Weltanschauung, Pragmatismus und Seelenmalerei! In einem einzigen Worte liegt der Zauber des Tacitus'schen Griffels: er liebte die Freiheit, wie Keiner!

Man sagt, Tacitus stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann seyn, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die

Digitized by Google

uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. Tacitus verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaisers triumphiren durfte. Tacitus dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu seyn. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen oder den Schein der Mittelmäßigkeit um sich verbreiten, wollten sie länger geduldet werden. Nicht so sehr eine schlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen sollte, so senkte man mordendes Eisen in die eigene Brust, um durch einen freiwilligen Tod zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten lassen, aber selbst diese Empfindungen waren ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitschuld und dieselbe Strafe nach sich zogen. Verrath und Hinterlist umspann die unschuldigsten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauschten, von seinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth sein Freund. Daran erkennt man die schlechten Menschen, aber die noch schlechteren Umstände, unter denen sie handeln mußten.

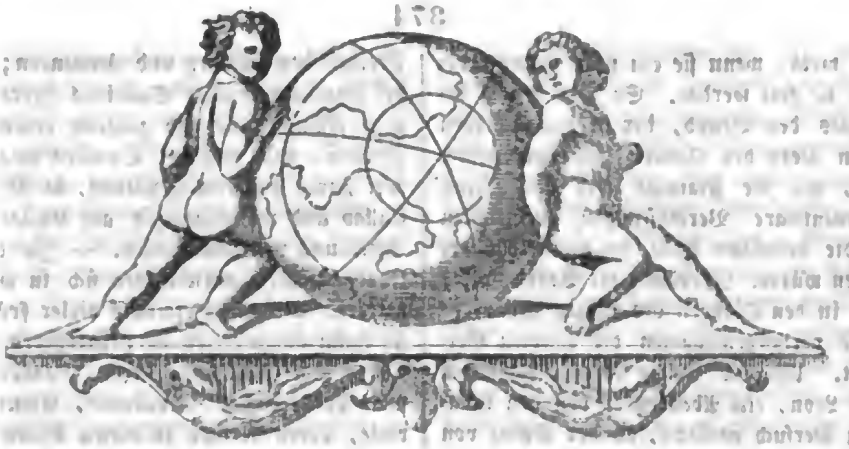
Man sagt, die Freiheitsliebe des Tacitus war nur seinem Römersinne untergeordnet, er war Römer in seinen Tugenden und in seinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agrikola preist? Weil er an den Fortschritten, die die Waffen des Germanikus machen, so freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Curbulo spricht, sich des Ausdruckes bedient: unser Ruhm, unsre Siege? Ach, es ist wahr, wie sehr wir die Tyrannen hassen und unsern Mitbürgen fluchen, wenn sie sich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, so erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn sie mit unsern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unsern, und sprechen dann so gern von unserm Ruhm, unsern Waffen, unsern Siegen! Darin besteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß sie sich niemals grausamen Empfindungen, selbst gegen ihre Feinde nicht, überlassen wird. Tacitus war nur Römer, so lange er dabei die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsre Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als letzter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit günstig gewesen, während die Despotie sich am lieblichsten Sonnenscheine wärmen durfte. Daher dieser sonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer so monarchisch, so wenig konstitutionell geschildert worden ist. Tacitus würde am Tage der Freiheit so gut den Olymp gesäubert haben, wie es später die Ueberschwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen so oft citirten blauen Himmel der Christen thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20 Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, sondern haßte sie nur: er würde die bessern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Tacitus wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volkes zur Verehrung zugelassen waren, es schien ihm daher undankbar, daß sie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer so schlechten Zeit, wo die höchste und schwierigste Kunst die Schmeicheleï war, mußt' er glauben, daß selbst die Götter schmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den Tacitus auf unsern Schulen liest? Für die Schönheiten seines Styls sind die Schüler noch nicht empfänglich, und seine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil sie ihre Lehrer so selten verstehen. Nur in einem spätern Alter, wo die Vergleichungen mit unsrer Zeit, in der sich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen schon vertrauter sind, sollte man sich mit diesem unsterblichen Schriftsteller bekannt machen. Freilich ist es nicht Trost und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unser Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart stählen, wir werden vieles bei ihm lernen, was uns an unsern Zeitgenossen immer dunkel geschienen ist. In dieser Hinsicht ist Tacitus noch wenig benuzt worden. Will man dafür ein Muster haben, so lese man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in seinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für seine eigne, entworfen hat. Man findet sie bei Mignet im achten Kapitel seiner Revolutionsgeschichte. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 94. 15. September 1834.

Werke über Südamerika.

(Schluß.)

„Auf den von Negersklaven abstammenden Kasten ruhte im spanischen Amerika die Infamia de Derecho, sie waren ehrlos und zinspflichtig. Der Mulatte zeichnet sich durch ein besonderes Feuer und eine große Lebendigkeit der Zunge aus; die freien Farbigen auf den französischen Antillen hatten unter Ludwig XIV. eine Sicherung ihres Rechtszustandes erlangt, allein spätere Gesetze hoben größtentheils diese Vorrechte auf. Unter der Regentschaft wurde ihr Erbrecht beschränkt; später wurde es verboten, den Adel zu vererben. Sie durften nicht Sieur oder Dame angeredet werden, bei Festen der Weißen nicht tanzen, noch singen, gewisse öffentliche Spaziergänge nicht besuchen. Es stand ihnen keine andere Laufbahn offen, als die des Soldatenstandes; die Freilassung kostete Summen von 1500 bis 4000 Livres. Und kaum wird die Nachwelt es glauben, daß in dem Jahre, da Griechenland und Irland frei wurden, die Sache zweier angesehenen Kaufleute von Martinique in Paris verhandelt ist, die zu Brandmark und Deportation verurtheilt waren, weil man bei ihnen eine verbotene Schrift über den Zustand der Farbigen auf den Antillen gefunden hatte. Der Minister Peyronnet hatte die häkeliche Sache durch eine zweijährige Rechtsverzögerung der Vergessenheit zu übergeben gesucht. Der Creole war vor dem Gesetze dem Spanier gleich; allein Druck und Mißtrauen stellten seine Rechte in den Schatten; der Spanier war thätiger, minder abergläubig als der Creole; er blickte auf diesen mit einer Verachtung, die um so kränkender war, je weniger Grund vorhanden schien, aus dem Scheine anderer Sonnenstrahlen einen Kasten-Unterschied hervorzu suchen. Darum waren auch die Creolen am thätigsten, den Druck des Mutterlandes abzuwerfen. Seitdem die Befreiung der vereinigten Staaten anerkannt war, pflegte der Creole gern zu sagen: „Ich bin kein Spanier, ich bin Amerikaner.“ Als man Columbus in die Fesseln schlug, welche er mit ins Grab genommen hat, rief er aus: die Schätze, die ich entdeckt habe, werden das Unrecht rächen, welches ich durch die spanische Nation erleide, und am Vorabende der Freiheit hat Raynal verkündet: Amerika sey vernichtet durch unsere Laster, es würde groß werden durch unsere Fehler. Fast drei Jahrhunderte vergingen, und Amerika stand nur als Bergwerk, als Viehweide der Eroberer, in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet. Finsterer wie des Welttheils Gruben, blieb der verarmte Geist der Bewohner. Man sah kein Korn sprießen, das andere Früchte versprach. Da meinten, wie Schlözer zu jener Zeit sagte, einige unruhige Leute in Amerika, sie ständen sich besser, wenn sie von den Engländern sich losrissen und sie machten

ihren Landsleuten weiß, wenn sie ein paar Jahre exercirten, so könnten sie frei werden. So geringfügig betrachtete man damals den Brand, der in den Wäldern von Kanade, an den Ufern des Ontario, sich entzündete, und keiner ahnete, wie die Flamme über den Ocean schlagen, dort unnennbare Verwüstungen zurücklassen und dann wieder die heimische Erde in unauslöschbare Feuergluthen versetzen würde. Nordamerikas Vorbild regte ungekannte Gefühle in den Dienern des stolzen Spaniers auf. Heimlich und verborgen hatten die Creolen Geistesschätze gesammelt. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Leon, ein Abenteurer von den kanarischen Inseln, den Versuch gemacht, an der Spitze von Schleichhändlern das Monopol der Guipuzcoagesellschaft zu brechen; sein Aufstand war bald gedämpft; Leons Haus in Caracas ward niedergerissen und an der Stätte eine Schandsäule errichtet. Gefährlicher erschien der Aufstand, den Gander Canqui, welcher nach seinem Ahnherrn Tupac Amaru sich nannte, in Peru zu Gunsten der Indianer unternahm; er ließ sich zum Inca ausrufen und widerstand drei Jahre den Vicekönigen von Buenos-Ayres und Peru. Pitt machte einen Versuch, die Terra-Firma in Aufstand zu bringen. Die Vicekönige herrschten unumschränkt; absichtlich nährten sie Zwietracht unter den Einwohnern; Landstraßen wurden nicht angelegt, um alle Verbindung unter ihnen zu erschweren. Napoleons Einbruch in Spanien wirkte wie ein Zauberschlag; an allen Stellen bildeten sich Juntas, jedoch anfangs im Namen Ferdinands. Als die Regentschaft im Mutterlande unweise gerechte Ansprüche der Amerikaner zurückwies und diese durch Emissäre Josephs noch mehr aufgeregt wurden, ward die Trennung von Spanien vorbereitet. Versuche in Mexiko, Buenos-Ayres und Chile mißlangen anfänglich; erfolgreicher waren die Schritte der Independenten in Caracas. Die Flamme des Aufstandes war mindestens nicht erstickt, als Ferdinand seinem Throne zurückgegeben ward. Noch unweiser, mit mehr Grausamkeit als früher, verkannte man die wahren Bedürfnisse der Unterdrückten. An den Landstraßen sah man die Köpfe hingerichteter Patrioten ausgesteckt, die Freunde der Freiheit wurden gesteinigt, zu Tode geprügelt. Da fachte der Aufstand am La Plata und Orinoco neu sich an; Pueyrredon, Brown, Belgrano, Alvear, rissen Buenos-Ayres von Spanien los; Bolivar brachte Caracas und Neu-Granade die Unabhängigkeit, einen blutigen Kampf gegen Morillo, den neuen Alba, bestehend. Mexiko ward auf's Neue in Aufstand gebracht; den alten Thron des Montezuma bestieg ein neuer Kaiser; bald aber erlag Iturbide der Gewalt des Zeitgeistes und zwei neue Republiken, Mexiko und Guatemala, entstanden jenseits der Landenge, die Amerika theilt. San Martin brachte vom La Plata die neue Freiheit den Chilesen und Peruanern; eine große Schlacht, bei Ayacucho, endete Spaniens Herrschaft nach zehnjährigem Kampfe; sie gab zugleich einem neuen Freistaate, Bolivia, das Daseyn; Spanien besaß damals nur noch drei Forts auf dem Festlande, in Mexiko Ulloa, in Peru Callao und Befestigungen auf Chiloe, der Insel an der Scheidung von Patagonien. — In dem Kampfe um die Unabhängigkeit entwickelten sich in wenigen Jahren Charaktere, wie die Geschichte vieler früherer Jahrhunderte sie kaum aufzuweisen hat; Feldherrn sah man wie Bolivar, San Martin, Suere, Santanna; Staatsmänner wie Pueyrredon, Rivadavia, Aguero, Mora und so viele, deren Namen in diesen Blättern verzeichnet sind. Scenen des Alterthums sah man sich erneuen. Wie Lopez den Kopf seines Freundes Ramirez nach Buenos-Ayres brachte, wie die Weiber von Cochabambo starben, und die Jungfrau von Cumana, wie Delfina vom Felsen dem Geliebten in den Tod folgte, wie Guerrero, der Viehhändler, den Homerischen Zweikampf mit Spitacio bestand, ist in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet, wird fortleben in Gesängen der Völker und noch reicheren Schmuck durch die Sage gewinnen."

Jeder amerikanische Kauffahrer bringt die Nachricht von einer neuen Veränderung, welche in den jungen Staaten Südamerikas meist immer mit blutigen Mitteln wieder herbeigeführt worden ist. Seit dem Augenblick, wo die genannten Werke schließen, hat die Lage der Dinge wieder ein ganz neues Ansehen gewonnen, und wird, wie sich vorhersehen läßt, noch viel Umwälzungen erleiden müssen, ehe sie sich in einen friedlichen, behaglichen und gesicherten Zustand umgestaltet. Es ist interessant, den allmäligen Verlauf dieser blutigen Freiheitskämpfe, welche Hand in Hand mit Pest und Erdbeben in den lezten zwanzig Jahren Südamerika erschüttert haben, zu verfolgen. Rechnet man den Haß der dunkeln Farbennüancen gegen die hellen, welcher immer mehr zunimmt, je mehr die weiße Mischung sichtbar ist, rechnet man die Reaktion der alten Mutterländer ab, ja selbst eine Art von Wiedervergeltung für die Frevel der ersten Eroberung Amerikas: so möchte der Rest der Motive und Erscheinungen auf einige allgemeine Umstände hinauskommen, unter welchen die Republik zeitigt, geboren wird und ihre ersten Lebensversuche anstellt. Die südamerikanischen Freistaaten organisirten sich zum großen Theil unter Bedingungen, welche an die Republiken den alten Welt erinnern. Wie viel Feudalinstitutionen auch vom Mutterlande den Kolonien eingeimpft worden sind, obschon sich sogar eine Art von Adel gebildet hatte; so waren die Kolonien doch nur Stationen für die Einflüsse und ein durchgreifender Monarchismus konnte sich unter einer prokonsularischen Regierung nicht ausbilden. Die Thatsachen des Alterthums hätten in der neuen Welt

Digitized by Google

eine glänzende Anerkennung finden können, wäre die ganze unermeßliche Länderstrecke, welche sich zu beiden Seiten an die Cordilleren lehnt, im Nu in so viel kleine Parzellen zersprengt gewesen, als nöthig sind, um das wahre Glück der Freiheit, schnell und dauernd zu realisiren. So aber scheint es Südamerikas Bestimmung zu seyn, erst nach allen den Mißfällen, welche im Verlauf der Geschichte so oft die Republik kompromittirt haben, nach einem schaurigen Spiele mit dem Menschenleben, nach all den Tollkühnheiten des Ehrgeizes und des militärischen Despotismus in den faktischen Zustand einer allmäligen Länderzersprengung zu kommen. Um über Ländermassen von vielen tausenden Quadratmeilen zu herrschen, haben nur die Könige Hände, welche dazu lang genug sind.

Wenn sich die bisherigen Kämpfe und Bürgerkriege in dem befreiten Amerika nur um die Parole: Centralisation oder Bundesstaaten, drehten, so ist diese nur eine Vorfrage für die endliche Entscheidung, welche in der völligen Unabhängigkeit kleiner, wechselseitig garantirter Terains bestehen wird. Südamerika neigt immer mehr zum Unionismus hinüber, für welchen sich auch der innerlich erstarkende Sinn für friedliches Bürgerthum, mit dem Hinblick auf die vereinigten Staaten Nordamerikas zulezt entscheiden muß. Nordamerika aber fußt auf europäische Civilisation, es hat die Erfahrung der Monarchie gemacht, es sicherte erst den Bürger und bedachte dann den Staat. Für den Ehrgeiz gibt es da keine Kanäle, der Soldat ist der Kommune unterthan. Südamerika ermangelt dagegen jeder historischen Basis. Der Bürger hat es hier erst bis zum Parteigänger gebracht. Jede noch so freisinnige Verfassung hat eine kurze Dauer zu gewärtigen, weil es an den Elementen fehlt, ihr würdig nachzukommen. Was soll man von Staaten sagen, deren Deputirte zwei Monate reisen müssen, ehe sie an den Sitz des Kongresses kommen! Die Freiheit gründet sich nur von unten herauf; die Zerstückelung ist es, welche diesen Verlauf begünstigt. Wenn sich diese kleinen gesicherten Territorien innerlich erstarken fühlen, dann mögen sie sich in der Wildniß arrondiren, und die Indianerstämme in ihre Bildung, ihre Sitten und ihre Vorrechte aufnehmen! Damit überträfen sie selbst die Nordamerikaner, welche nur darauf bedacht sind die Indianer so weit als möglich zurückzudrängen.

Eine auffallende Thatsache, welche in der Geschichte des südamerikanischen Freiheitskriegs auf's Neue bewiesen ist, ist einer besondern Erwähnung werth. Die Cortes nämlich sezten den Krieg gegen die Kolonien fast noch hartnäckiger als die alte Regierung fort, obschon sie doch zu der lezten fast in derselben Stellung wie jene waren. Sie haben niemals die Unabhängigkeit Amerikas anerkannt. Diese Erscheinung kehrt in der Geschichte oft wieder. Die Republiken des Alterthums, wie sehr ihre eigne Verfassung die Freiheit des Bürgers proklamirte, übten doch den hartnäckigsten Druck auf die Kolonien aus, welche ihre eignen Söhne gegründet hatten. Dieselbe Erfahrung machten die auswärtigen Unterthanen der blühenden italienischen und niederländischen Handels-Republiken des Mittelalters. Diese Inkonsequenz geht sogar von dem Systeme auf die Personen über. Wir finden unter den gegenwärtigen konstitutionellen Notabilitäten Spaniens viele Namen, welche in Amerika gehaßt werden. Es scheint, als müsse die den Menschen angeborne Herrschsucht doch immer noch einen Ausweg finden, selbst bei Gemüthern, welche die Freiheit lieben.

Ueber den Charakter Bolivars sind die beiden Werke nicht einig. Peter v. Kobbe lobt den Libertador: „Das alte Grundübel der Freistaaten, Parteiungen und Verfolgungen, zeigte sich gerade in Colombia in einem mehr als gewöhnlichen Grade. Der Staat hatte seine Unabhängigkeit vielen großen Männern zu danken; die Aufregung des Kampfes hatte ihre Kraft erweckt, ihre Verdienste gehoben. Bolivars Name wird selbst von denen mit Ehrfurcht genannt, welche ihn unter Washington stellen und den Sinn eines Bonaparte in ihm ahnen. Er ist ein großer, schöner Mann; ein ausgezeichneter Sänger, ein Freund der Tonkunst und angenehmer Gesellschafter. Tabak und Wein verschmäht er. In den Schlachten wählt er gern ausgezeichnete Trachten; sein Scharlachmantel hat immer vergeblich den Feinden geleuchtet. Schmeichelei haßt er und liebt Wahrheit. Als bei einem Gastmahle der Trinkspruch ausgebracht wurde: „Sollte je eine monarchische Regierungsform in Columbia eingeführt werden, so möge der Befreier, Simon Bolivar, Kaiser seyn," erhob sich Pepe Paris und sprach: „Sollte Bolivar jemals so vermessen werden, sich zum Kaiser zu erklären, so möge sein Herzblut fließen, gleich wie hier der Wein meinem Glase entfließt," und dies sagend, schüttete er den Wein auf den Boden; Bolivar eilte von seinem Stuhle, umarmte den Redner und rief: „So lange solche Gesinnung Columbias Söhne belebt, ist die Freiheit ungefährdet." Dem Namen des Befreiers, hat er, der Libertador, einen Sinn gegeben, wie Cäsar dem seinigen, welchen er Roms und Deutschlands Kaisern und den Moskovitischen Czaren geliehen." Der Oberst von Scheperer ist weit entfernt, in ein solches Lob einzustimmen, vielmehr stellt er den Libertador ganz so dar, wie er in nachfolgendem Werke geschildert ist.

4) Bolivars Denkwürdigkeiten, herausgeg. von seinem General-Adjudanten Ducoudray-Holstein. Deutsch bearbeitet von Dr. Röding, Herausgeber der Zeitschrift Columbus. 2 Bände. Hamburg. Hoffmann und Campe.

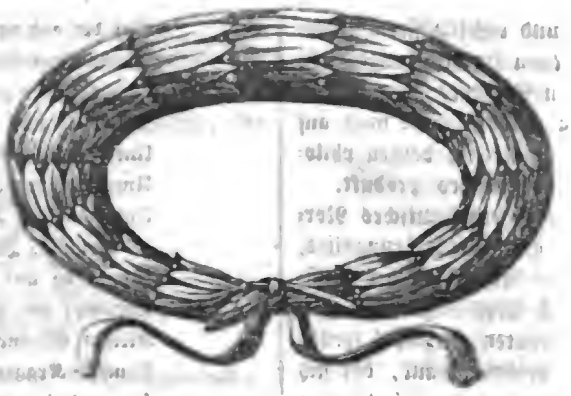
Liest man diese Memoiren, so erhält man von Bolivar ein wenig einnehmendes Bild, denn jede Art von

Falschheit, Unwissenheit, Feigheit und Verrätherei wird ihm Schuld gegeben. Doch ist der Verfasser leider kein unparteiischer Berichterstatter, und da es die unbedingten Bewunderer Bolivars eben so wenig sind, so wird wohl noch einige Zeit hingehn, ehe dieser zweideutige geschichtliche Charakter in das rechte Licht gesetzt ist. Nur in einem civilisirten Lande und namentlich in solchen, die in einer großen Hauptstadt einen gesellschaftlichen Centralpunkt haben, gibt es neben dem Parteihaß eine gewisse Urbanität, welche die Talente und selbst den Charakter des Gegners anerkennt. Solche Zugeständnisse machen sich rohe Provinzialparteien niemals; daher macht man aus einem Bolivar wie aus einem Jackson auf der einen Seite einen Tugendhelden, auf der andern einen Verbrecher oder Dummkopf, und übertreibt eben so im Lobe wie im Tadel. Da wir hier aber das Urtheil eines Ausländers vor uns haben, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß sich noch niemals einzelne Fremde in die Revolutionen eines noch politisch rohen Volkes gemischt haben, ohne in ihren vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen getäuscht, verletzt und zu harten Verdammungsurtheilen aufgereizt worden zu seyn. Man wolle sich nur der Philhellenen erinnern.

Folgendes ist, nach des Verfassers Angabe, die Summe von „Bolivars Verbrechen und Schandthaten, sein Sündenregister, wie sie in diesen Denkwürdigkeiten, die ihn vor den Richterstuhl der unerbittlich strengen Weltgeschichte stellen, ausführlicher mitgetheilt sind: 1) Obristlieutenant Simon Bolivar verließ heimlich im Juni 1812 die ihm als Kommandanten anvertraute wichtige Festung Pueto Cabello. 2) Simon Bolivar, der Dictator, der Befreier des westlichen Venezuela, schiffte sich eiligst in der Nacht des 25. Augusts 1814 zu Cumana ein, und floh mit Santiago Mariño, dem Dictator von Ostvenezuela, vom Kriegsschauplatze. 3) General Bolivar ward vom Kongreß von Neugrenada am Ende des Jahrs 1814 zum Generalkapitän der Armeen von Neugrenada und Venezuela ernannt, und ihm der Auftrag gegeben, Santa Marta zu erobern; statt dessen entzündete er einen Bürgerkrieg gegen Cartagena, und vernichtete vor dieser Festung seine Armee. 4) Simon Bolivar, zu nur Capes zum Befehlshaber der Expedition gegen die Spanier auf der Tierra firma erwählt, bewies an Bord des Flaggenschiffs im Seegefechte am 2. Mai 1816 eine beispiellose Feigheit. 5) Eben so feige und noch entehrender entwischte der Oberbefehlshaber Simon Bolivar vom Schlachtfelde Ocumare am 10. Juli 1816. 6) Durch Brions Einfluß ward General Bolivar unter der Bedingung, eine republikanische Regierung einzuführen, auf die Tierra firma am Ende des Jahres 1816 zurückgerufen; brach aber seine feierliche Zusage, und nahm den Titel eines obersten Befehlshabers (Xefe supremo) an. 7) Dieser oberste Befehlshaber entfloh in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1817 aus dem befestigten Platze Barcelona, und opferte 1000 Republikaner unter Chamberlain der Rachewuth der Spanier. 8) Aus dem durch seine Fehler unglücklichen Feldzuge von 1818 floh er gleichfalls vom Kriegsschauplatze, suchte Zuflucht in Angostura, welches General Piar erobert hatte, und ließ diesen heldenmüthigen Mulatten hinrichten. — Es entsteht natürlich die Frage: „Wie war es möglich, daß ein Mensch, wie General Bolivar, sein Vaterland befreien, und ohne vorzügliches Talent sich so lange die höchste Gewalt bewahren konnte?“ — Versteht man unter der Redensart: Er befreite sein Vaterland — daß er demselben eine feste Verfassung ertheilt habe, so muß man antworten: dies sey nicht geschehen. Versteht man darunter, daß er die Spanier vertrieben hat, so muß man antworten, daß er auch in dieser Hinsicht wenig leistete, weit weniger, als der geringste seiner Unterbefehlshaber. — Hinsichtlich der Frage, wie er seine Gewalt ohne vorzügliches Talent habe behaupten können? muß man antworten: daß der Ruf oft die Stelle des Talents vertritt. Vor dem Ausbruche der Revolution in Caracas am 19. April 1810 und nach dieser boten die Altspanier wider ihren Willen selbst Alles auf, die Patrioten in ihren Unternehmungen zu unterstützen; sie trieben die Einwohner an, sich einer lästigen, schmähligen Unterwürfigkeit zu entziehen; sie ließen ihnen bloß die Nothwahl, sich der Unterdrückung, der Grausamkeit und dem Tode durch bewaffneten Widerstand zu entziehen, oder sich knechtisch zu unterwerfen. — Hätten die spanischen Behörden die Provinzen Venezuelas nach Neugrenadas, nach freisinnigen, das Volksglück berücksichtigenden Grundsätzen zu regieren angefangen, die Südamerikaner würden nie daran gedacht haben, sich vom Mutterlande zu trennen, und einheimischen Häuptlingen zu unterwerfen. Eben so nachdrücklich half die Ungeschicklichkeit der spanischen Generale auf indirektem Wege Columbia befreien. Das Hauptmittel, welches Bolivar anwandte, war, daß er talentvolle, tapfere Männer für sich zu gewinnen wußte, und mit der Dexterität eines Charlatans, als vereinigendes Ziel ihres Strebens, auftrat. Die mehrsten von diesen eigentlichen Befreiern Colombias opferte er auf, oder lohnte ihnen ihre unsterblichen Dienste mit Undank; hier nur die Namen: Louis Brion, der so unendlich viel für ihn that, und den er im Elende verschmachten ließ, Ribas, Villapol, Zarasa, Piar, Palacios, Padilla, und endlich der als Feldherr und Staatsmann hochverdiente Santander.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 95. 17. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1834. S. 166.

Vor mehr als fünfzehn Jahren sammelte der Bruder des Herausgebers diese finnischen Volkslieder, die hier in der Ursprache und zugleich in der deutschen Uebersetzung erscheinen. Sie bilden nur einen kleinen Theil der noch vorhandenen Menge, denn gesangreich wie wenig andere Völker, ist das der Finnen. Viele dieser Lieder sind wenigstens ihrem Inhalt, wenn auch nicht der Form nach uralt, und enthalten noch lebhafte Erinnerungen an das alte Heidenthum, so wie an den spätern, aber nun auch schon seit drei Jahrhunderten dort verschwundenen Katholicismus. Oft sind alle diese Elemente durcheinander gemischt und wir erhalten darin einen Beweis, wie tolerant die Volkspoesie ist. In wie vielen Mythen der Alten mag nicht auf gleiche Weise Altes und Aeltestes, Einheimisches und Fremdes vermischt seyn? Das Volk behält immer das Pikanteste aus allen Perioden seiner Bildung, nimmt es je in die folgende hinüber und verschmilzt es, so verschieden es ursprünglich seyn mag, zulezt in eine übereinstimmende poetische Form. Das Nibelungenlied und Homer sind auf keine andere Weise entstanden.

Die Form dieser finnischen Lieder ist in doppelter Hinsicht sehr einfach. Die Verse bestehen ohne irgend eine Abwechselung aus 8 Sylben, und selbst der verschiedenste Inhalt der Gedichte hat doch darin etwas übereinstimmendes, daß der Finne nicht leicht von einem Dinge spricht, ohne mit dem Ursprunge oder der mythologischen Geburt desselben zu beginnen. Das ist das eigentlich Charakteristische dieser Poesie, und noch auffallender, als die einzelnen originellen Wendungen und Bilder.

Uns in die Mythologie des merkwürdigen Volkes zu vertiefen, halten wir noch nicht für gerathen, da uns die Quellen noch nicht reichlich genug fließen. Wir wünschen, daß den Alterthümern dieses Volks mehr Aufmerksamkeit als bisher geschenkt, und daß insbesondere eine noch reichhaltigere Sammlung ihrer so interessanten Nationalgedichte veranstaltet werden möge; dagegen bedauern wir, daß sich die arme schwedische Literatur vom mal de Berlin, von jener nichtswürdigen philosophischen Windmacherei, hat anstecken lassen, die überall, wohin sie streicht, das natürliche Wachsthum stocken, alle Blumen und Saaten der Poesie und Wissenschaft verwelken macht. Da hat Einer in der schwedischen Literaturzeitung die

Digitized by Google

finnische Mythologie zu subjekt- und objektivisiren unternommen, wie ein noch älterer Mann im Nibelungenliede nur eine Allegorie des chemischen Prozesses sehn wollte. Gute schwedische Literaturzeitung, das ist wohl nicht auf schwedischer Erde gewachsen, ich vindicire deinen philosophischen Unsinn als vaterländisch-deutsches Produkt.

Die Geburt des Feuers ist ein finnisches Normalgedicht. Es ist eigentlich ein Beschwörungslied, Feuersgefahr abzuwenden, aber es beginnt in der klassischen Form der Finnen mit der Mythologie des Elementes. Von der Wolke des zehnten Himmels sprüht der Feuerfunke herab in einem rothen Knäul, der sich wieder in einen blauen Knäul (die beiden elektrischen Polar-Farben) einhüllt und tief in den Liemo-See hinabfällt. Dort brennt er das Gras im Wasser, das weh aufschreit. Da kommt ein kleiner Schnäpel und verschlingt den Funken, brennt aber nun selbst und wehklagt, bis ihn ein Hecht verschlingt. Nun brennt dieser und wird von einem Lachs verschlungen. Auch dieser brennt und wird von einem Karpfen verschlungen. Nun wollen einige Brüder den Karpfen fangen, stellen ihm Netze, können ihn aber nicht bekommen, bis endlich

Schwarzer Mann stieg aus dem Meere,
Uros hob sich aus den Wogen,
Höher nicht als wie drei Finger,
Länger nicht als wie drei Daumen,
Wenig besser als ein Todter,
Schrecklicher als ein Verdammter;
Steinschuh hatt' er an den Füßen,
Steinhelm hatt' er auf dem Haupte,
Haare hinten an den Fersen,
Vorne an der Brust das Barthaar.
Schlitzt' er auf den fisch'gen Karpfen,
Schlitzte er den rothen Lachs auf.
Schlitzte er gelbgrauen Hecht auf,
Schlitzt' er auf den glatten Schnäpel;
Fand er da das blaue Knäuel,
Rollte ab das rothe Knäuel;
Fand er da das rothe Knäuel,
Rollte ab das rothe Knäuel;
Rollt' hervor das sprühnde Feuer.

Nach dieser Geburtsgeschichte des Feuers folgt dessen Beschwörung:

Ukko du, du goldner König,
Bring aus Nordwest eine Wolke,
Wirf 'ne andre her aus Westen,
Blitz von Osten her die dritte,
Wirf sie Arm in Arm einander,
Donnre sie stets an einander!
Regne Schnee, und regne Wasser,
Regne Hagel, hart wie Eisen,
Auf die arg verbrannten Stellen!
Mache Feuersgluth unschädlich,
Mache Feuer unvermögend!
Mache es nun namenlos gleich,
Unter meiner Augen Draufsehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!
Komme, Jungfrau, du aus Norden,
Impi, du aus fernem Lande!
Strumpf aus Schnee ist, Schuh aus Eise,
Kleides Säume sind aus Reife,
Hemdes Kragen aus Eiszapfen,
Haut ist überall Eisrinde,
Ankommend bei Feuers Nöthen.
Mache Feuers Gluth unschädlich,
Mache Feuer unvermögend,
Mache es nun namenlos gleich,
Unter meiner Augen Draufsehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!
Ostens Tochter, Westens Dirne,
Hauses Frau im (heißen) Süden,
Ziehet einen eis'gen Schlitten,
Leitet eis'ges Schwein, ein jähr'ges;
Hat im Schlitten eis'gen Kessel,
Eis'ge Kelle in dem Kessel,
Damit gießt sie nassen Schnee aus
Auf die arg verbrannten Stellen.
Mache Feuers Gluth unschädlich,
Feuers Flammen unvermögend!

Zulezt werden in diesem ganz heidnischen Liede noch Jesus und Maria angerufen.

Die Geburt des Eisens ist nicht minder merkwürdig.

Gingen drei Luonto's Mädchen,
Angestrenget drei der Bräute;
Trugen sie vollharte Brüste,
Trugen frische rohe Wärzchen.
Gingen sie um Heu zu bergen,
Gingen Schachtelhalm zu sammeln,
Melkten ihre Milch zum Boden,
Warzen aus auf grünem Grase;
Melkte eine rothe Milch aus,
Ließ die and're weiße träufeln,
Blutgemischte melkte eine.
Welche rothe Milch gemelket,
Davon ward das spröde Eisen?
Die die weiße niederträufelt,
Davon wurde Stahles Eisen;
Die die blutgemischte melkte,
Davon ward das brüch'ge Eisen.

Digitized by Google

Der Luft- und Schmiedegott Ilmarinen, deſſen Hemd der Blasbalg iſt, ſchmiedet nun das Eiſen in einer thür- und fenſterloſen Schmiede, und der Vogel Herhiläinen bringt Plagen und Schmerzen herbei, die dem Eiſen einverleibt werden.

Trug herbei der Schlange Zischen,
Trug herbei der Ameiſ' Jucken,
Trug herbei des Froſches Tücke,
Trug des Wurmes ſchwarze Galle,
In des Eiſens Härtungswaſſer.

Daher wird denn die Jungfrau Maria angerufen, gegen die Schmerzen des Schwertes ſchmerzſtillenden Balſam zu bereiten.

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Wunde geht in Eiter über.
Biene, Vogel du der Lüfte!
Fliege aus zu holen Honig,
Honig uns herbei zu bringen,
Ueber neun der (weiten) Meere,
Ueber Hälfte wohl des zehnten —
Geh' aus an des Mondes Raude,
Fliege längs des Sonnenſaumes,
Hole Honig von Mehtola,
Süßigkeit aus Tapio's Wohnung!
Währt es eine kleine Zeit nur,
Eilte nur vorbei ein Weilchen,
Da ſie ſpäht umher (nach Blumen),
Da ſie kommet Schwingen wiegend,
Da ſie ſchaukelnd kommt geflogen,
Mit ſechs Schälchen an der Seiten,
Sieben hinten an dem Rücken,
Mit viel andern guten Salben;
Dort iſt Honig, dort iſt Waſſer,
Dort ſind and're gute Salben.

Der Verfaſſer bemerkt: „Wenn einſt die mythologiſchen Quellen vollſtändig vorhanden ſind, wird es ſcharfſinnigen Geiſtern möglich ſeyn, eben ſo wichtige als intereſſante Folgen aus ihnen zu ziehen. Ob ſie aber, wie in der angeführten Stelle der ſchwediſchen Literatur-Zeitung, in dem Luftgotte und Schmiede das Abſolute erkennen werden, aus einem gewiſſen Standpunkte betrachtet, nämlich als die abſolut-ſubjektive Subjekt-Objektivität; in der Schmiede den leeren Raum, in der Aſche das Chaos, als die niedrigſte Subjekt-Objektivität, daran erlauben wir uns einen beſcheidenen Zweifel.“

Dann folgt eine Schlangenbeſchwörung, ähnlich der Feuer- und Schwertbeſchwörung, die Geburt des Bären, des Seebunds, der Kolik. Bei der Schilderung dieſer Krankheit wird man unwillkürlich an eine Phantaſie in dem Pariſer Charivari erinnert.

Launawatar, Frau die alte,
Saß gekehrt rückwärts nach Oſten;
Blieſen ſchwanger ſie die Winde,
Daß ſie ganz und gar aufſchwellte,
Trug ſie ſich mit hartem Bauche,
Mit beſchwerlicher Bauchfüllung,
Wohl hindurch durch dreißig Sommer,
Eben durch ſo viele Winter.
Jammert ſie und klagte kläglich:
„Was mag ſeyn mir angekommen
(Heut) an dieſem böſen Tage,
(Heut) bei dieſem ſonn'gen Aufgang?“
(Kam) der König Sankt Yrjänä,
Trug herab 'nen Baum vom Himmel,
Rothen Baum aus Wolken fällte
Nieder auf den ſchweren Bauch ihr:
Launawatar, Frau die alte,
Zog ſich auf die Waſſerſteine,
Und gebar ſie neun der Knaben,
(Liegend) auf 'nem Waſſerſteine,
In der Nähe des Badhauſes,
Während Glockenklang gehört ward.
Taufte ſelbſt ſie ihre Früchte;
Drückte einen ſie zu Wehrwolf,
Wand 'nen andern zu 'ner Schlange,
Klemmt' zu Riſi einen andern,
Schlang zu Eidechſ' einen andern,
Sezt' als Mahr ein einen andern,
Trieb zu Gliedſchmerz einen andern,
Schuf 'nen andern zu Gichtſchmerzen,
Einen andern zu Milzſtechen,
Schuf den lezten zu Bauchgrimmen.
Bauchkrampf du, Bauchkrampfes Sohn du,
And'rer Sohn, elend'ger Pfuſcher,
Du, gemacht von Theerholz Stöcken,
Aus 'nes Seepfahls Schwamm geſchaffen,
Du aus Feuersbrand geboren!
Wo ſind meine Schlangenhandſchuh,
Wo ſind meine Eidechsſtiefeln,
Womit ich (dich) packe, Kröte,
Greife dich, du böſe Mücke,
Von der Haut des armen Menſchen,
Vom Hauthaar der Menſchenmutter,
Von des Weibgebornen Leibe.
Dieſer Schmerz iſt Windes Bringen,
Windes Bringen, Waſſers Strömung,
Du Ahawa's Hergeworfner.
Nimm du Wind in deine Wiege,

Digitized by Google

Nimm ihn in dein Boot Ahawa!
Führe ihn und wälz' ihn zu dir!

Die Geburt der Harfe wird besungen:

Alter Wäinämöinen selber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh' die Harfe.
Wovon ist der Harfe Höhlung?
Von dem (bunten) Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
Aus des Lempo's-Füllen Kleidung.

Und von ihrer Wirkung heißt es:

Aus Wäinämöinens eignen
Augen drang ein klares Wasser,
Rundlicher als wie Moosbeere,
Derb wie Ei des Haselhuhnes,
Auf die Brust hin, die redliche,
Von der Brust zu seinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen,
Fielen nieder Wasserstropfen,
Fielen durch fünf Wollen-Mäntel,
Durch acht lange wollne Röcke.

Folgendes Gebet ist aus der katholischen Zeit, doch auch mit heidnischen Anspielungen:

Catrinatar, Frau du keusche!
Gürte eilends Eisengitter
Rings um meine Heerden alle,
Aufwärts mir um meine Aecker,
Daß der Bösen Sohn nicht komme;
Kind der Nacht, der Dämm'rung Jungfrau,
Halte sich fünf Dienerinnen,
Sechs gehorsame, getreue,
Um zu hüten meine Aecker.
Maid Maria, kleine Mutter!
Bau' vom Boden auf die Zäune,
Daß der Kalte sie nicht stürze,
Daß der Harte sie nicht rühre,
Daß die Heerde friedlich wandle,
Diesen schönen Jesus-Sommer.

Eine Menge Beschwörungen sollen Glück bei der Jagd gewähren.

Den Schluß machen eigentliche Volkslieder, die größtentheils höchst anmuthig sind und sich besonders durch Naivetät und Bescheidenheit auszeichnen. In folgenden Versen tröstet sich ein Sänger über seine Armuth mit dem Glück der Phantasie.

Der Sänger.

Nicht vom Runenstamme bin ich,
Auch nicht von den Zauber-Sängern.
Her von außen hör' ich Rünen,
Weise Sprüche durch das Wandmoos,
Lieder hör' ich durch die Latten,
Spielmann durch die Wände spielen. —
Singen sollt' ich, können sollt' ich,
Wenn ich mich im Dorf nicht scheute;
Lachen werden Dorfes Dirnen,
Mich ausspotten werden Mädchen.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Säng' ich der Seerosen Blätter,
Trillerte Meerrosen-Blätter;
Säng' ich Meere da zu Honig,
Säng' den Meeressand zu Erbsen,
Meeresgras zu grünen Blumen,
Meeresgrus zu reinem Malze,
Meeres-Kiesel zu Kleinoden:
Meeres Wallen müßt' sich legen,
Meeresschaum er müßte sinken.
Wenn die Weisen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Käm Heuschober her zum Hofe,
Kriegt' ich Eichen auf den Anger,
Gleiche Aeste auf den Eichen,
Auf jeglichem Ast ein Apfel,
Auf den Aepfeln goldne Räder,
Kleiner Guckguck auf Goldrädern,
Guckguck riefe da der Guckguck,
Gold von seinem Munde schäumet,
Kupfer rinnet auf dem Kinne,
Zitternd fließen Silberflüsse.

(Der Schluß folgt.)

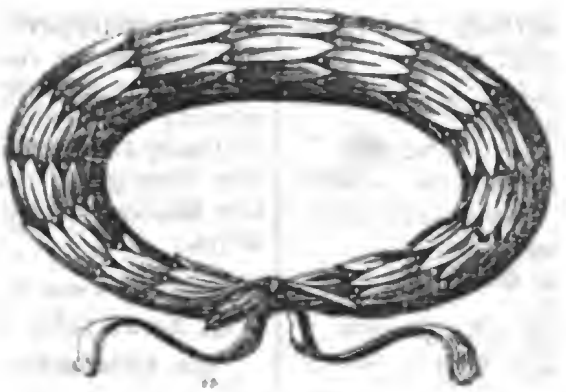
Bitte.

Die verehrlichen Herrn und Damen, welche mich häufig mit Zusendungen für das Morgenblatt beehren, wollen gütigst beherzigen, daß ich nur das Literaturblatt redigire, und daß es mir wegen Mangel an Zeit wünschenswerth wäre, wenn sie künftig alle solche Zusendungen nicht durch meine Vermittlung, sondern unmittelbar an die Redaktion des Morgenblatts gelangen ließen.

Dr. Menzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 96. 19. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 166.

(Schluß.)

Echt volksthümlich ist auch folgender Korb, den ein Mädchen gibt.

Ging ich jung hinaus zu hüten,
Trieb, ein kleines Kind noch, Schafe,
Spielte mit der Kuh Kinnlade,
Blies auf Beine eines Bockes,
Kam zu meiner Heerd ein Bräut'gam;
Ließ er fragen, ließ ich reden:
„Was mag nun mein Vater machen?“
„Ißt er, trinkt er am Tischende.“
„Was mag meine Mutter machen?“
„Sie verkaufet (schöne) Jungfraun.“
„Verkauft' mich sie?“ „Verkauft' mir dich!“
„Hat sie viel zum Tang bekommen?“
„Streithengst (gab ich) deinem Vater,
Deiner Mutter eine Gästkuh,
Deiner Schwester blaues Lammschaf,
Deinem Bruder rothes Fahrzeug,
Bruders Frau 'ne Kupferschale.“
„Wenig g'nug für mich du gabest,
Wenig gabst du für die Schöne.
Meines alten Vaters Streithengst
Stürze auf dem Kriegeswege,
Unter Kriegeszeit der besten!
Meiner Mutter (feine) Gästkuh
Möge ihre Milch verlieren,
In der allerbesten Milchzeit!
Meiner Schwester blaues Lammschaf
Möge seine Woll' verlieren,
In der allerbesten Wollzeit!
Meines Bruders rothes Fahrzeug
Berste auf 'nem Pfahl (im See),
In der Ruderzeit der besten!
Seiner Hausfrau Kupferschale
Kling entzwei an einem Steine,
Während sie ist voll mit Biere,
In der allerbesten Bierzeit!“

Man wird hierbei sehr lebhaft an die berühmten serbischen Volkslieder erinnert. Aeußerst naiv ist die Pflug-Weise, das Gespräch eines Sohnes mit seinem

Digitized by Google

Vater über seine künftige Hausvaterschaft. Auch folgendes Freiersliedchen ist originell genug:

Komm, du kleines Dirnlein, zu mir,
Zu solch einem zieren Stuzer,
Zu dem Helden von Suomie!
Zwei besize ich der Kühe:
Mück' heißt eine, andre Bremse;
Bremse ist im Milchen besser,
Spart die Mücke ein mehr Butter.
Zwei besize ich der Buden:
Eine dort im Kallenmohre,
Andre auf der Rindenhaide,
Steht die dritte leer daheime.
Drei besize ich der Rosse:
Floh ist eines, Wanze andres,
Wallach ist das dritte heime;
Floh das schnellste ist von ihnen,
Laus das meist verständige,
Wanze das meist fetteste!

Die Romanze Kojoins Sohn ist das am meisten tragische Gedicht in dieser Sammlung, es gleicht dem bekannten Mahle des Thyestes. Ein Schwiegersohn schickt die Brust der Tochter gebraten als einen Leckerbissen ihrer Mutter zu.

„Fahret wohl, Jäärt's Gräser,
Tannenwurzeln, Theerholzstämme!"
Seufzte so die arme Dirne,
Seufzt' und schöpfte schwer nach Athem —
„Besser wär's in Wolfes Schlunde,
In reißenden Bärens Rachen,
Als in dieses Kojoins Schlitten."
Warte, wart', du Teufels Bublin!
Jezo kömmst auf Teufels Haid' du,
Frag' ich da von meinem Schwerte:
Willst du warmes Blut jezt trinken?
Laff' ich's Haupt zu Bülten faulen,
Augen dein zu Moores-Beeren,
Haar zu halbverbranntem Reisig;
Stück' die Beine zu Zaunstämmen,
Zu Zaunpfählen Ellenbogen,
Dreh zu Weidenbaun die Finger;
Rabenspeise wird der Leib dein,
Back' ich aus der Brust Brodkuchen,
Bringe deiner kleinen Mutter
Sie nachher als Willkomms-Gabe."

Vergleicht man diese Lieder mit den esthnischen, so fällt eine gewisse Freiheit, die sie athmen, angenehm auf. In ihren Felsen und Seen blieben die Finnen immer freier, als die armen Aesthier, daher sich niemals in ihren Liedern eine so gedrückte Stimmung ausspricht, als bei jenen.

Die Volkspoesie hat durch diese Sammlung eine dankenswerthe, eine besonders durch ihre Originalität ausgezeichnete Vermehrung erhalten. Möchte es auch gelingen, die nordische Mythologie durch hellere Aufklärung des finnischen Heidenglaubens, in dem gewiß viele Wurzeln des slavischen und selbst des germanischen Glaubens sich verlaufen, besser als bisher zu entwirren.

2) Romanzen von August Kahlert. Breslau, W. G. Korn, 1834. S. 208.

Ein achtbares junges Talent, gewandt im Verse, und mit schönem Streben, aus dem lyrischen Gefühlsnebel sichtbare Gestalten hervorzubilden. Doch kleben den Gestalten häufig noch einige Nebel an und zeugen von der Flüchtigkeit des Verfassers, der nicht genug beachtet hat, daß der lyrische Gedanke zwar allemal ein einziger Lichtblitz ist, die Form aber, um eben so kurz zu seyn, eine längere und besonnenere Ausarbeitung bedarf. Alles Schöne ist schwer, sagte schon der Grieche, aber das kurze am schwersten. Ein ächtes lyrisches Gedicht muß plastisch ausgehauen seyn, und sollte ja etwas zu wenig daran seyn dürfen, was des Lesers Phantasie ersezt, so doch gewiß nichts zu viel. Dies gilt nicht nur von ganzen Strophen und Versen, sondern sogar von einzelnen Wörtern. Das Epos kann sich immer, das Drama zuweilen einem größern Luxus überlassen, aber die lyrische Poesie, zumal die Romanze, kann nicht ökonomisch genug mit Worten seyn. Leicht bleibt dem flüchtigen Lyriker zu viel stehn, was der besonnene wegmeißeln würde.

Ehre und Kunst.

Es waren einmal zwei Brüder,
Verschieden in Sinn und Thun.
Der Eine wollte genießen,
Der Andere niemals ruhn.

Der Eine schwelgt' im Schönen,
Und wurde drob bettelarm;
Der And're wurde Minister.
Beneidet vom Höflingsschwarm.

Und stolz verhöhnt er den Bruder:
„Du hast dein Loos gewollt."
Der nimmt sein Lezes, die Geige,
Von dannen sich fröhlich trollt.

Er spielt den Menschen zur Freude,
Zum Trost' manch munteres Stück.
Man höret ihn niemals klagen
Ob Sturm, ob Mißgeschick.

Wohl zwanzigmal im Wechsel
Sind Lenz und Herbst genaht,

Digitized by Google

Der Fröhliche zieht zur Nachtzeit
Froh singend seinen Pfad.

Sizt an dem Weg ein Bettler,
Betrübt und schwach und alt,
Der Geiger schauet ihn bebend,
Er kennt wohl die Gestalt.

„So haben sie denn verstoßen
Grausam, o Bruder, dich!“ —
„„Weil ich auf Menschen gebauet,
Traf würdig die Strafe mich.““

„Komm denn! will dich geleiten,
Mein Ziel ist sicher gestellt. —
Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehört der Welt.“

Dies Gedicht, an die Manier Chamissos erinnernd, ist schön. Aber warum hat der Verfasser den lezten Gedanken so nebelhaft gehalten?

Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehört der Welt?

Was soll das heißen? wo steckt denn die Antithese? Wie kontrastiren die Formen mit der Kunst und die Erde mit der Welt? Hier ist Alles höchst unklar ausgedrückt.

Das Trauerspiel.

Der Vorhang ist gefallen,
Aus ist das Trauerspiel;
Und aus den Augen allen
Rinnen der Thränen viel.

Und wieder klingt im Herzen
Der Sang, der ihm erscholl,
Und von des Sanges Schmerzen
Sind all' die Hörer voll.

Und in der finstern Gasse
Zum Haus der Kunst heran,
Tritt tief gebeugt der blasse,
Zerlumpte Bettelmann.

Er fleht um kleine Gabe
Zum Volk, das heimwärts zieht,
Das an dem Bettelstabe
Jezt scheu vorüberflieht.

Ihn schilt ohn' all' Erbarmen
Die strenge Polizei:
„Hier gibt man nicht den Armen,
Fort mit der Bettelei!“

„„Ich hab' ein Recht zu betteln,
Verhungernd liegt mein Weib.
Ich las wohl auf den Zetteln,
Was euer Zeitvertreib;

Ich hör' sie alle sagen,
Wie sehr mein Stück gefiel. —
Ich schrieb in Jugendtagen
Mein Lebens-Trauerspiel!““

Auch dieses Gedicht, wieder an Chamissos tragischen Humor erinnernd, ist schön, aber auch hier hätte der Schluß einfacher seyn sollen.

Ich schrieb in Jugend-Tagen
Mein Lebens-Trauerspiel?

Wäre das Gedicht nicht viel einfacher und schöner abgerundet, wenn es bloß hieße: „Ich bin der Dichter jenes Trauerspiels, das ihr so eben sahet.“ Wozu noch der unnüze Zusaz, daß er es „in Jugendtagen“ geschrieben, und daß das gedichtete Trauerspiel ihm zu einem lebendigen geworden sey? Das versteht sich ja von selbst, und was der Leser ohnehin weiß, das muß der Dichter niemals sagen, und um den Schmerz des Unglücks auszudrücken, kann man nie zu kurz seyn.

Das folgende Gedicht, auch in der schauerlichen Weise Chamissos, erinnert zugleich an Goethes Erlkönig und an des Mädchens Klage von Schiller, durch Gegenstand, Versmaaß und selbst einzelne Ausdrücke. Vor solchen Verwandtschaften muß sich aber ein junger Dichter sehr in Acht nehmen.

Das Bettelweib.

Das Bettelweib sizt an des Meeres Strand,
Es flattert im Sturm ihr zerriss'nes Gewand,
Ein liebliches Kindlein, bleich und bloß,
Sizt bitterlich weinend auf ihrem Schooß.

„Ach Mutter, mich friert und hungert so sehr,
Ach zürne nicht, — aber ich trag's nicht mehr!“ —
„„Mein Kind, ich wurde noch nimmer satt,
Seitdem mich dein Vater verlassen hat.““ —

Es heulet der Sturm und die Woge kracht,
Das Kindlein schreiet, das Bettelweib lacht.
„O raset, ihr Wogen, ihr Stürme nach Lust,
Es tobet wohl ärger in meiner Brust.“

„Mir haben die eigenen Eltern geflucht!
Weil ich Glück bei dem Heißgeliebten gesucht.
Es floh der Verführer, die Eltern sind todt,
O weine nicht, Kind, Gott endet die Noth!“ —

„Ach, Mutter, mir wird so weh und so kalt,
Ach, schaue die liebliche Engelsgestalt,
Sie küsset mich leise, bald küßt sie auch Dich!“
„Stirb, herziges Kindlein, bete für mich!“ —

Da ras'ten die Wogen gewaltig und schwer,
Ich sah' das Weib und das Kind nicht mehr! —

Digitized by Google

Gott rette die Seele, wenn stirbt der Leib: —
Gönnt eine Thräne dem Bettelweib.

Ueberdies muß an allen Gedichten dieser Art die sentimentale Haltung getadelt werden. Wenn man von Bettelweibern und Lumpen spricht, muß die Sprache naiv, einfach und trocken, darf sie niemals und unter keiner Bedingung sentimental, empbatisch und hochtrabend seyn. Ausdrücke wie „der Heißgeliebte“ und „die liebliche Engelsgestalt“ passen nicht zum „Bettelweib“, und der Vers:

Gönnt eine Thräne dem Bettelweib.

ist lächerlich. Da lese der Verfasser die englischen und altdeutschen Volkslieder, um zu erfahren, wie man solche Genrebilder machen muß, einfach, rauh, sogar gemein im Ausdruck, und doch tief rührend, weil gerade dieser Ausdruck der allein wahre ist.

An Schillers Thekla erinnert folgendes Gedicht vom Tod einer Indianerin:

Grüße, Richard, mir die Gattin,
Die durch Liebe du beseligst,
Wenn ich längst zum Licht entschwebt, —
Freude mich in Tod durchbebt,
Zoraide hat geliebet,
Zoraide hat gelebt.

Das ist ja wieder das wohlbekannte „ich habe geliebt und gelebt“, aber wie kann man das zum zweiten Mal sagen, was Schiller zum ersten Mal gesagt hat?

Noch in Chamissos Weise ist folgendes Lied:

Ophelia.

Die Leute saßen vor der Bühne,
Und schauten Hamlets tiefes Leid,
Des Schmerzgebeugten schlaue Sühne, —
Ophelien voll Lieblichkeit.

Ophelien mit ihrem Herzen
Voll Kindlichkeit und Liebeslust,
Sie schauten sie, umschwebt von Scherzen,
Mit gift'gem Wurme in der Brust.

Sie schaun den Geist von zarter Liebe,
Gebunden in des Wahnsinns Nacht,
Entsetzlich, wie ihn nie beschriebe
Des größten Dichtergeistes Macht.

Entsetzlich! was die Augen schauen.
Hört auf, ein holdes Spiel zu seyn,
Die Menschen faßt ein dunkles Grauen,
Der grausen Wahrheit weicht der Schein.

„O wirf die Schreckensmaske nieder,
Ophelia! o laß das Spiel!
O werde, was du warest, wieder,
Du hast erreicht das höchste Ziel!

Hör' auf dein Lied von grüner Weide!“ —
Doch endlos starrt der holde Blick, —
Das fremde ward zum eignen Leide,
Es kann der Geist nicht mehr zurück.

Das irre Mädchen ist verschwunden!
Die Herzen fasset Angst und Pein. —
Es schau'n Ophelien's Todeskunden,
Sie hören auf, Gedicht zu seyn.

Das Gedicht, welches wir für das schönste und geistreichste der ganzen Sammlung halten, ist

Der Baumeister.

Ein Meister hatt' einen Dom gebaut,
So hoch, daß den Menschen zusammt gegraut.

Und des Domes Wölbung hat er gespannt
So breit, wie noch nimmer auf Erden bekannt.

Wie er sieht, was er Riesiges hat erstrebt,
Er selbst vor dem eignen Vermessen erbebt.

Und er wagt nicht zu rauben die Stützen des Bau's,
Und es treibt ihn die Angst aus der Kirche heraus.

Und es flüstert um ihn: „du hast Gott versucht,
Und du bist jetzt mein, und du bist verflucht!“

Horch! welch ein Geschrei! es kreischt und gellt:
O Meister! man schreiet: es fällt, es fällt!

Und es kommen Gesellen zur Kirche heraus:
„O Meister, wir raubten die Stützen des Bau's!

Die Wölbung ist frei! und das Werk vollbracht,
Es hält, es hält, was du Kühnes erdacht.“

Wo bist du, Meister! o komm' herein! —
Wie muß der Meister verschwunden seyn?“

Es strahlet der Dom noch heut' unversehrt,
Der Meister ist nie mehr wiedergekehrt.

In mehrern längern oder kürzern Romanzen hat der Dichter vaterländische (schlesische) Sagen erneuert, z. B. die schöne Sage von der Hahnkräbe, deren Andenken noch durch einen uralten Stein vor dem Nikolaithor in Breslau erhalten ist. Ein Ritter, fern im Morgenlande gefangen, träumt, seine Gattin werde gezwungen, einen Andern zu heirathen. In seiner Angst ruft er den Teufel an, und verschreibt sich ihm, wenn er ihn noch vor dem ersten Hahnkräben nach Breslau bringe. Sie reiten durch die Luft und zum Glück kräht der Hahn in dem Augenblick, da der Ritter den Fuß auf den Boden setzen will. Der Teufel ist also betrogen und der Ritter kommt gerade recht, wie Odysseus seine Penelope zu retten. Andere Sagen sind: der Hungerthurm, die Geschichte Herzog Heinrichs II. von Schlesien, der gegen die Tartaren kämpfte, Einiges von Rübezahl ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 97. 22. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

3) Geschichtliche Gesänge der Polen, von Jul. Urs. Niemcewicz, metrisch bearbeitet von Franz Freih. Gaudy. Leipzig, Weidmann, 1833.

„Niemcewicz, gleich geachtet als Dichter und Schriftsteller, wie als Staatsmann und Gesetzgeber seines Volkes, der vertraute Freund Kosciusko's, sein Begleiter in die Gefangenschaft und über das Meer, der jezt von seinem Vaterlande verbannte Greis, greift nur den einzigen Akkord auf seiner Leier — den des Nationalruhmes, der Vaterlandsliebe. Um diese anzufachen, dichtete er diese Gesänge, schrieb er seine andern Werke, *) welche zum Theil schon in unsere Sprache übertragen sind. — Die Vorbilder für diese historischen Gesänge, welche er dem Volke, in dessen Munde er ihre Fortdauer wünschte, widmete, waren ihm die der alten Barden, Homer, Ossian, Tasso's befreites Jerusalem, die neueren aufregenden Volkslieder der Franzosen, wie die Marseillaise; er wollte sie abgesungen wissen, und versah sie deßhalb mit volksthümlichen Melodien. — In 33 Gesängen feiert der Verfasser die Könige und Helden seines Vaterlandes. Kämpfe, Schlachten, Siege, Niederlagen, Zwistigkeiten bei den Königswahlen, innerliche Unruhen — die Geschichte Polens spiegelt sich in ihnen ab. Was jedoch den Polen mächtig begeistert, der Ruhm seiner Vorfahren, Aufzählung ihrer Namen, Aufruf zur Einigkeit und Tapferkeit — kann bei dem Deutschen nur ein schwächeres Interesse erregen, und Wiederholung derselben Gegenstände würde nur Ermüdung erzeugen. Aus diesem Grunde hat der Uebersetzer, das literärische Interesse im Auge haltend, einige dieser Gesänge, *)

*) Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören außer diesen „Geschichtlichen Gesängen“ (Spiewy historyczne in Warschau 1816 erschienen, welche bereits die 4te Auflage erlebten): Die Geschichte der Regierung Siegesmund III., Warschau 1819, 3 Bände. Kazimierz der Große, Schauspiel in 5 Aufzügen, Warschau 1792. Fabeln und Erzählungen, 1820, 2 Bände. Die Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte, 1822, 5 Theile. Die Briefe polnischer Juden, Levi und Sara, sind 1825, sein Roman Johann von Tenczyn, Warschau (1825, 3 Theile) 1828 in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienen.

*) Die ausgelassenen sind: Krol Alexander, Zygmunt pierwszy, Jan Zamoyski, Zygmunt III., K. Chodkiewicz, Wladyslaw IV., Jan Kazimierz, Jan III. und Pogrzeb Xiecia Józefa Poniatowskiego.

Digitized by Google

die an dichterischem Werthe, wie an Eigenthümlichkeit den übrigen nachstanden, eben so wie die am Eingange befindliche alte Hymne an Gott den Vater (ein Gesang wie ihn bis zu Johann Kazimierz Zeiten die polnischen Krieger beim Beginne der Schlacht anzustimmen pflegten) in dieser Sammlung nicht mit aufgenommen, und auch einige der Schlußstrophen, welche den Ruhm der Könige preisen, wie sie die Gesetze und Wissenschaften geschützt, und dergleichen unterdrückt."

Viele dieser Gedichte sind sehr schön, doch hätte der Dichter eine mehr poetische als geschichtliche Richtschnur nehmen sollen. Er denkt mehr an die Könige und den alten Glanz Polens, weniger an das Volk und das Romantische in seinen Sittenzügen, im Landschaftlichen, und in dem Geist der Wehmuth, der uns aus ältern und neuern polnischen Liedern so rührend anspricht. Er ist so sehr und in seinem Stolz wohl noch mehr Patriot als Mickiewicz, aber dieser ist ihm an poetischem Genie überlegen.

Das erste ist zugleich das schönste Gedicht, sein Inhalt die bekannte Stammsage der Piasten:

Piast.

(Lebte um das Jahr 840.)

Als König Popiel, fluchbedeckt, im Sterben
Erkannt, daß Gottes Hand den Frevel räche,
Vereinten sich zur Wahl des Thrones-Erben
Die Völker auf Kruszwicas schöner Fläche.

Am Goplo standen sie die Slaven alle,
Mit langer Lanze, stahlbedecktem Schilde,
Und sahn den riesgen Thurm von Popiels Halle
Gedoppelt in des Sees Spiegelbilde.

Wo groß die Menge, trifft man Eintracht selten:
Die Zeit enteilt bei lauten Zwistigkeiten.
Schon quält der Mangel, Fremdlinge gesellten
Sich ihm, im Lande Schrecken zu verbreiten.

Da fiel des Herren Blick auf Polens Gauen,
Auf Polen, das er großem Zwecke nährte:
In niedern Kreisen, auf Kruszwicas Auen
Lebt' Piast, der Menschen liebte, Götter ehrte.

Eng war sein Haus, doch heimlich. Es begränzte
Der Goplo-See das Gärtchen, das ihm eigen.
Der Schatten alternder Platanen kränzte
Das Dach; ein Storchnest thronte auf den Zweigen.

Dahin sendet Gott zwei Engel, als eben Piast und seine Frau Rzepicha ihre Nachbarn festlich bewirthen. Die Engel werden ehrenvoll empfangen und machen, daß je mehr die Gäste herbeieilen, je mehr auch Speise und Trank wunderbar zunimmt. Ueber Nacht offenbaren sie sich dem Piast und künden ihm die höchsten Ehren an.

Drauf schwangen sich in glanzerfüllte Lüfte
Die Engel. Piast versank in staunend Sinnen,
Und durch den Aether zogen süße Düfte,
Wie wenn von Veilchen Regentropfen rinnen.

Doch träumte Piast, als mit des Morgens Glimmen
Das Volk herbei sich drängt von allen Seiten,
Als Herrscher grüßt es ihn mit Jubelstimmen,
Und eilet ihn in's Königsschloß zu leiten.

Schon schmücken Purpur ihn und Kriegers Wehren,
Den Schlaf umzirkelt die geweihte Krone,
Da heischt er, um des Landmanns Stand zu ehren,
Daß seinen Pflug man stelle dicht zum Throne.

Landsleute! redet er, soll ich verwalten
Das Reich, wie ihr, der Himmel selbst befohlen,
Beschwör' ich euch, den Landbau hoch zu halten —
Im Schwert, im Pflug ruht die Kraft der Polen.

In dem Gedicht „Wladislaw der Kleine" ist das Schicksal Polens, immer kämpfen zu müssen, ergreifend ausgesprochen:

Sein Auge mißt das traurige Gefilde:
Kasimierz, hier, ruft er den Sohn, gewahre,
Hier in des Krieges grauenerfülltem Bilde,
Wie Mord sich und Verwüstung offenbare;
Wie um die Söhne, die an einem Tage
Gesunken, tönet tausend Mütter Klage.

Und dennoch führ' ich Krieg. Doch ist wohl nichtig
Der Grund, wenn unterdrückte Länder weinen?
Dreimal als König ward ich landesflüchtig,
Und durft' ich gleich das weite Reich vereinen —
Noch darf ich nicht des Panzers Last entbehren,
Wenn siebzig Jahr' auch schon mein Haupt beschweren.

Unglücklich Land! hier deutscher Ritter Schaaren,
Lithauer dort verheeren blüh'nde Strecken.
Hier Rußland, dort die Horden der Tartaren.
Die unser Reich mit blut'gem Mord befiecken.
An all' des Nordens Fürsten, die verwandten,
Vergeblich wir uns Hülfe heischend wandten.

Mit Begeisterung besingt der Dichter Hedwiga, die dem Jagiello ihre Hand reichte und dadurch Lithauen und Polen vereinigte:

Digitized by Google

Jagiellos Macht zieht zu der Edlen Kranze,
Die Krakau faßt, aus Wilna her in Eile,
Mit ihm die Brüder in hellstrahl'ndem Glanze.
In gold'nen Köchern ruh'n beschwingte Pfeile.

Als in den Schloßraum die Gesandtschaft schreitet,
Schweigt vor der Fürstin Reiz ihr Mund befangen.
Des Staunens Murmeln ringsum sich verbreitet,
Und holde Scham glüht auf der Jungfrau Wangen.

Fürstin, spricht Witold, nicht allein die Krone
Lithauens eilt Jagiello anzutragen,
Für dich will er, wenn deine Hand ihn lohne,
Dem Glauben seiner Väter gern entsagen.

Dies bestimmt ihre Wahl. Jagiello wird getauft, die Hochzeit vollzogen:

Geschmückt mit Kleid und Waffen sind erschienen
Lithau'ns und Polens Ritter in den Hallen,
(Ein Schwarm lautsummend wie des Frühlings Bienen,)
Langhin der Eisenhelme Federn wallen.

Hedwiga spricht: Ihr Krieger voll des Muthes,
Da jezt euch ein gemeinsam Loos verbindet,
Hört was das lezte Kind des Piasten Blutes
Voraus bestimmend heute euch verkündet.

Mit dieser Hand verpfänd' ich die Gewalten
Der Hoheit und mein Glück Jagiellos Rechten.
O möge Unstern nie die Eintracht spalten
Des eidbeschwornen Bundes, den wir flechten.

Doch brechen Unruhen aus:

Das Land seufzt unter Heeres Plünderungen.
Der König spricht: Die Frevel, die geschehn,
Erstatt' ich. Sie versezt von Schmerz durchdrungen:
Ersezt wird wohl der Raub, doch nimmer Thränen.

Kühnheit verschmilzt in ihr mit Mild' und Güte,
Lithauens Aufruhr eilt der Fürst zu dämpfen —
Da bricht der Reuße ein. Die Muthergluhte
Fühlt Heldenkraft, die Feinde zu bekämpfen.

Die schnee'ge Stirn preßt jezt des Helmes Schwere,
Und hoch zu Roß' führt sie die Unterthanen
In's Feld, bezwingt der festen Burgen Wehre,
Und beuget in den Staub des Aufruhrs Fahnen.

Dies Leben, durch so hohe Tugend leuchtend,
Zu früh nur mußt' es in die Gruft sich senken.
Und ewig wird, mit Thränen diese feuchtend,
Der Pole seiner schönen Kön'gin denken.

Die höchste Machtfülle des Jagiellonischen Geschlechts ist in folgenden Versen bezeichnet:

Kazimierz saß geschmückt mit heil'ger Krone,
Und goldglanzstrahlenden Gewanden.
Sechs männerkräft'ge Söhne nah' dem Throne
Bei sieben blüh'nden Töchtern standen.
Wer hätt' es je geahnt, daß dieser volle
So theure Stamm dem Lande welken solle?

Und funkelnd stehen als des Thrones Hüter,
Die Prinzen, polnische Vasallen,
Der Pommern Fürst, der Wallachei Gebieter,
Mazowiens Herrscher in den Hallen,
In die der Abgesandten Schaaren strömen,
Wladyslaw rufend auf den Thron der Böhmen.

So war der edle Stamm der Jagiellonen
In hundert Zweige aufgeschossen:
Auf Böhmens, auf des fruchtbar'n Schlesiens Thronen,
Auf Ungarns, blühten seine Sprossen;
Da wagt's der Erde ruhmerfüllten Kreisen
Kopernik neue Bahnen anzuweisen.

Hieraus wird man den Geist und Ton dieser patriotischen Gedichte hinlänglich erkennen.

4) Esquisses poétiques par X. Marmier. Paris, chez les Marchands de nouveautés, 1833. S. 175.

5) Nouvelles Esquisses poétiques. Von Demselben, Daselbst.

6) Feuilles volantes, souvenir d'Allemagne. Von Demselben. Berlin, Haude et Spener, 1833.

Herr Marmier ist ein großer Freund der deutschen Literatur und durch mehrjährige Reisen in unserm Vaterlande wohl orientirt.

Seine Esquisses beginnen mit einer Reihe weiblicher Portraité, denen Elegien und kleine Gelegenheitsgedichte folgen. In allen diesen Dichtungen verräth der Verfasser ein dem deutschen verwandtes Gemüth, eine ganz dem deutschen Liede angemessene Reinheit und Sanftmuth und jenes süße schwärmerische Wesen, das nur der deutschen Jugend eigen zu seyn pflegt. Zwar hat sich Lamartine dem deutschen Ton ebenfalls genähert, doch hat er, was ihm an Jugend fehlt, durch Reflexion ersetzen müssen, während Marmier so ganz Erfindung ist, daß er sogar überall die Melancholie nicht verbergen kann, die doch sonst gewiß nicht Sache junger leichtsinnigen Franzosen ist. Es ist aber auch keine Melancholie, wie sie

Digitized by Google

den wirklich Leidenden peinigt, ſondern es iſt das ſchöne Weh der Jugend, die Thräne des Weinſtocks im Frühjahr. Man leſe z. B. folgendes vortreffliche Gedicht (ma vieillesse), worin der Dichter ſich in ſein eignes Alter hineindenkt, und das um ſo anziehender iſt, gerade weil der Verfaſſer noch ſo jung iſt.

J'ai déjà d'un vieillard les traits et le maintien,
Un peu voûté de corps, et faible, et d'habitude
Paresseux et chagrin, aimant la solitude.
Mon sort me semble fait, et toute ambition
Dès long-temps ne peut plus m'offrir d'illusion.
Mais ce qui m'est bien doux, c'est le modeste asyle
Où m'attend une amie indulgente et facile,
Qui ne s'étonne point de mes nombreux défauts,
Et qui prend sans regret la moitié de mes maux.
Oh! ce qui m'est bien doux, c'est de rester près d'elle,
De la revoir toujours, à mon destin fidèle,
Me rire avec douceur; c'est de pouvoir m'asseoir
Tranquille à ses côtés au coin du feu, le soir;
De lui prendre les mains avec un air de fête.

Et tout cela c'est loin, comme un lointain rivage
Que la nuit enveloppe encore d'un nuage:
A peine en reste-t-il quelques traits indécis.
Et quand nous reprenons ensemble les récits
(Ma jeune amie et moi) de ces beaux jours de roses,
Nous croyons tous les deux parler d'anciennes choses:
Un soupir réunit nos deux coeurs soucieux,
Et nous nous étonnons ensemble d'être vieux,
A l'âge où l'avenir est si doux à poursuivre,
Où, dans le bon vieux temps, on commençait à vivre.

Die zweite Sammlung enthält größtentheils Erinnerungen an Freunde und ebenſo die dritte, aus der wir die Gedichte an Ludwig Tieck hervorheben.

Le soir sur la terrasse.

A L. TIECK.

Dans vos poëmes, Tieck, j'ai lu cette pensée;
Que l'on ne devoit pas voir le monde extérieur,
Sans qu'il en résultât pour notre âme lassée,
Quelque désir plus pur, quelque rêve meilleur.

C'est vrai, je l'ai senti ce soir dans votre ville,
A l'aspect du tableau qui sourit à mes yeux,
De ce fleuve roulant si large et si tranquille,
De ces côteaux lointains, de ce calme des cieux.

Oh! c'est vrai; la nature est si grande et si belle
L'esprit s'abime avant que de la concevoir,
Avant que d'embrasser tout ce qu'elle revèle,
Et si le sort un jour nous semble triste à voir,
Ah! recherchons la donc, car elle nous rappella
A l'amour qui console, à Dieu d'où vient l'espoir.

Adieu.

A L. TIECK.

Demain, c'est décidé. Demain je pars. Adieu.
Adieu tout ce bonheur que j'aimais à comprendre,
D'être connu de vous, de vivre au même lieu,
De pouvoir vous trouver, vous parler, vous entendre.

Adieu. Vivez long-temps pour le drame, pour l'art,
Pour ceux qui chériront toujours votre mémoire,
Et pour votre pays qui saura, mais trop tard,
Combien vous avez fait pour augmenter sa gloire.

Adieu. Dois-je espérer de vous revoir encor?
Dans ce monde, qui sait? ô Tieck, jamais peut-être,
Mais vous irez là haut, avec des ailes d'or,

Là haut où le génie à sa place doit être,
Et si loin, loin de vous, j'ose prendre l'essor,
Envoyez moi du ciel, un rayon, ô mon maître.

Unter mehreren Ueberſetzungen nach Goethe, Chamiſſo ꝛc. zeichnet ſich eine des bekannten Liedes: „Kennſt du das Land?“ aus.

Mignon.

Traduit de Götha.

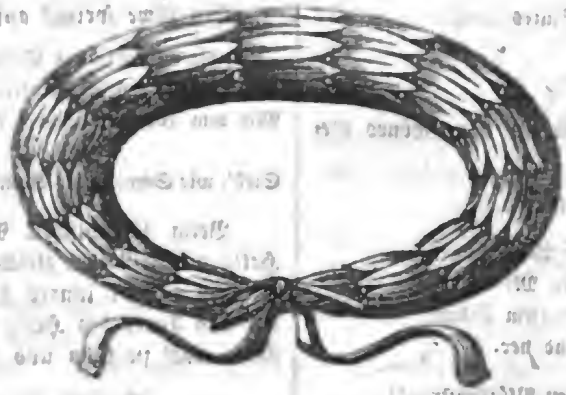
Connais-tu cette terre où les citrons fleurissent,
Où croit l'orange d'or sous un feuillage obscur?
Là plana un vent léger venu d'un ciel d'azur,
La, près du myrte verd, les beaux lauriers grandissent.
Le connais-tu? C'est là, mon bien-aimé, dis-moi,
C'est là que je voudrais m'en aller avec toi.

Connais-tu la maison avec sa colonnade?
La chambre est bien parée, et le salon brillant,
Et les marbres sculptés semblent en me voyant,
Dire: que t'a-t-on fait, ô pauvre enfant malade?
La connais-tu? C'est là, mon protecteur, dis-moi,
C'est là que je voudrais m'en aller avec toi.

Connais-tu la montagne élevée au nuage?
Le mulet y poursuit son chemin nebuleux,
Le dragon y repose au fond d'un antre affreux,
Et le torrent bondit avec le roc sauvage.
Le connais-tu? C'est là, mon père, oh! dis-le moi,
C'est là qu'il te faudra m'emmener avec toi.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 98. 26. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

7) Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. Herausgeg. von A. v. Chamisso und G. Schwab. Leipzig, Weidmann.

Schwabs Portrait als Titelkupfer ist trefflich gestochen, aber nichts weniger als ähnlich. Den Reihen öffnet König Ludwig mit einem Gedicht:

Liebe und Dichtung.

Ohne Liebe, ohne Dichtung
Ist das Leben ohne Schwung,
Sie nur geben hehre Richtung,
Freudige Begeisterung.

Aus der Zeit und aus dem Raume
Tragen sie in kühnem Flug;
Seligkeit wird aus dem Traume,
Und sie fühlend ist's kein Trug.

Soll das flücht'ge Erdenleben
Höheren Genuß verleih'n,
Muß sich Dichtung ihm verweben
Und die Liebe muß es weih'n.

Sonsten eilig mit den Jahren
Frohsinn aus dem Menschen weicht,
Wird er Wechsel bald erfahren,
Ihm die Sonne selbst erbleicht.

Welchem beide sie erstarben,
Neubelebt wird Erde nie;
Phantasie ertheilt ihr Farben,
Liebe nur beseelet sie.

Ihm folgt Uhland, dessen Namen wir lange in diesem Almanach vermißten. Sein Gedicht „die Bidassoabrücke" feiert den Helden Mina.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz, und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück.

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still;
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will;
Seine Hand, zur Brust gehalten,

Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidaſſoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Nicolaus Lenau bietet ſodann ein ſchönes Gedicht dar:

Der Schmetterling.

Es irrt durch ſchwanke Waſſerhügel,
Im weiten, windbewegten Meer,
Ein Schmetterling mit mattem Flügel,
Und todesängſtlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blüthenſtrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom ſcherzend holden Frühlingslande
In's ernſte, kalte Flutgebraus.

Auf glattgeſtreckte, ſanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügeriſch
Viel ſchön're Wieſen hingelogen,
Wie weſtgeſchaukelt, blumenfriſch.

Dann folgen Scenen aus dem Fauſt deſſelben Verfaſſers. Sie erſcheinen uns zu unfrei, zu ſehr in Goethes Geiſt und Form eingefangen. Gerade die vortrefflichſten Stellen ſind die, von denen man glauben ſollte, Goethe habe ſie ſelbſt verfaßt, aber dieſe Aehnlichkeit, wie die einer Wachsfigur, hat etwas Peinigendes. Ueber die Tendenz dieſes neuen Fauſt im Ganzen kann nicht eher geſprochen werden, bis er uns ganz vorliegt. Guſtav Pfizer beſingt Goethes Farbenlehre, unter ſeinen übrigen hier mitgetheilten Gedichten haben die Ghaſelen am meiſten Maleriſches, die Phantaſie Anſprechendes, während ihm ſonſt ein Hineinzug zu dem Idealismus und zu der poetiſchen Philoſophie Schillers auszeichnet. Eduard v. Schenk malt Empfindungen über die Natur, Erinnerungen an die Jugend, Unmuth über den Kontraſt des Geſchäftslebens und der Natur. Ferdinand Freiligrath gibt originelle Bilder aus Afrika. Da ſpricht ein Sklave:

Maſſa, du biſt ſehr reich! Dongala's Fürſten äßen
Die Speiſen, die dein Koch in ſilbernen Gefäßen
Auf deine Tafel ſezt, o Herr, zur Mittagszeit.
Dein Tiſch iſt voll vom Gut des Landes und der Tiefen;
Das würz'ge Schwalbenneſt der fernen Lakediven
Und Seltneres iſt dir, Herr, keine Seltenheit.

Maſſa, du biſt ſehr reich! wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die ſaft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräuſch.
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen,
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeſchmack; die Sehnen
Stärkt es; o, zürne nicht! — ich meine Menſchenfleiſch!

Ein Löwe ſpringt auf den Nacken einer Giraffe:

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Beim isländiſchen Moos gedenkt der Dichter des Hekla und will ihm gleichen. Doch dürfte das Bild, in welchem er ſein inures Feuer durch ſein weißes Haupt wie das Feuer des Hekla durch deſſen Schneedecke brechen ſieht, wohl zu kühn und unäſthetiſch ſeyn:

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbſt der Schnee, in deſſen Schmucke
Einſt mein Haupt prangt, ſey durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faarder Eis.

Das lezte Bild, die alte vom Roß zu Tode geſchleifte Königin Brunhilde, iſt das gräßlichſte von allen. Heiter dagegen iſt die folgende orientaliſche Erzählung von Franz Freiherr Gaudy, mit üppigen Blumenfarben gemalt. Davon ſticht wieder ſehr lebhaft das folgende Gedicht „Hermann und Alfred" von Victor Strauß ab, das an Voß und Hölty erinnert:

Ach, wie erklingt ihr, Glocken, mit mahnenden Lauten des Grabes',
Her von den Thürmen der Stadt, der ich in Trauer entfloh!

Adalbert v. Chamiſſo beſchenkt uns wieder mit fünf Gedichten in ſeiner originellen Weiſe. Das Trinklied, worin ein Trinker immer betrunkener, immer lallender, zur Mäßigung und Mäßigkeit ermahnt, iſt ſehr drollig und paßt nicht bloß zu Trinkgelagen.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu enthalten;
Ziemt ſich's für geſezte Leute,
Wüſter Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt ſich Sittſamkeit.
Gutes Beiſpiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Stoßet an, ſie ſollen leben! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;

Medium qui tenuere
Nominati sunt beati;
C'est le juste Milieu zur Zeit;
Ergo! Ergo! — Deutsch gesprochen!
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Frisch das Glas nur ausgestochen —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her!
Immer nüchtern, — das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — Nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Heute muß die Tugend siegen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maaß! Maaß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

Karl Mayer gibt Reiseblätter, in seiner bekannten Art, gleichsam eine epigrammatische Landschaftmalerei, z. B.

Sende, Mond, den goldnen Strahl
An den See im Alpenthal,
Auf des Wasserfalles Güsse,
Jedem Tropfen gib dort Küsse!

Wird es draußen dir zu wild,
Grüß' ein schlafend Mädchen mild;
Statt an Wassersturz und Klippen
Magst du ihr am Munde nippen.

Eines auch verschmähe nicht,
Des Gefangnen Schmerzgesicht.
Such es auf mit jenen Strahlen,
Die des Himmels Ruhe malen!

* * *

Ihr fernen düstern Waldruinen
Am regengrauen See,
Wie ihr herab, mit Trauermienen,
So blick' ich in die Höh'.

* * *

Längst von Wellen unterwaschen,
Alter Eschenbaum,
Wirst du endlich noch erhaschen
Deines Lebens Traum.
Wo sich längst dein Bild getränkt,
Siehst du liebend dich versenkt.

Unter den übrigen Dichtern finden wir noch Fouqué, E. M. Arndt, Anastasius Grün, Gustav Schwab, Eichendorff, Julius Mosen, Friedrich Rückert und sehr viele andere, mehr oder minder bekannte. Die Sammlung ist im Ganzen sehr reichhaltig und durch ihren poetischen Inhalt ausgezeichnet. Bei einer etwas strengen Auswahl hätten jedoch immerhin einige Gedichte weggelassen werden dürfen, z. B. Seite 288:

An dem Herzen der Erde,
An des Meers hochschlagender Brust,
Fühl' ich ein doppeltes Leben,
Schauernde, selige Lust.
An dem Busen des Lebens
Nenn' ich das Leben erst mein,
Fühl' ich die göttliche Wollust,
Mutter, dein Sohn zu seyn.

Das ist doch auf keinen Fall Poesie. Wie viel artiger ist dasselbe Bild in folgendem Gedicht von D. A. Assing behandelt:

Morgen geht es auf die See,
Schönes Mägdelein, juchhe!
Tausend Küsse noch und Wein
Schenke mir zum Abschied ein!

Wie mich Taumel wiegt und Lust,
Angeschmiegt an deine Brust! —
Nicht entschwindet, haltet Stand
Mir im Taumel, Lieb' und Land!

Schon wird mir das Haupt so schwer,
Wo ich bin, ich weiß nicht mehr,
Weiß nicht, was ich vor mir seh',
Wogt dein Busen, wogt die See?

8) Lieder und Elegien von Ludwig Pape. Celle, Schulze, 1834.

Die Namen Minona, Morna, Daura ꝛc., die der Verfasser seinen poetischen Geliebten gibt, beweisen schon, daß er auch seine lyrischen Empfindungen auf einen hohen Ton gespannt hat, und daß er nicht den einfachen Schmerz eines Volksliedes, sondern nur den vornehm elegischen Schmerz Matthissons in Manchetten, Chapeau bas und mit dem weißen Thränentuche kennt. Wie kräftig singt das Volk: wenn ich ein Vöglein wär'! aber wie matt singen unsre vornehmen Sehnsuchtskranken:

Wenn auch zu ihr, die dich, o Lied versteht,
In's ferne Land dein Ton hinüberweht,
So säus'le sanft, wie Frühlingsabendhauch
Im mondbeglänzten Rosenblüthenstrauch.
Daß ihr aus dunkelnden Erinnerungen,
Wie milde Stern' aus Abenddämmerungen,
Des Jugendhimmels Bilder wieder leuchten,
Ihr Veilchenauge mit dem Thau zu feuchten.

Digitized by Google

Der aus der Seele tiefſten Born' entquillt,
Wann ſie von himmliſchen Gefühlen ſchwillt.

Es iſt ſchade, daß der Dichter, der gewiß ein warmes Gefühl beſizt, und in deſſen Aeußerungen von Schmerz, Wehmuth und Beruhigung eine unverkennbare Wahrheit ſpricht, doch für manche ſeiner ſchönſten lyriſchen Gedanken die fatale hochtrabende Sprache, die koſtbaren Ausdrücke gewählt, die deßwegen nicht gut ſind, weil ſie den Dichtern faſt zur andern Natur geworden ſind.

Die Sterne.

Ihr leuchtet noch aus reiner Bläue
Mit ungetrübter Silbertreue
Auf meine Erdenbahn herab,
Und euer Blick, er ſoll mich leiten,
Bis ihr aus unbegrenzten Weiten
Beleuchtet mein verborg'nes Grab.

Wenn am Verſtand das Herz ſich irrte,
Und in Begriffen ſich verwirrte,
So löſ'tet ihr den Widerſtreit;
Ward mir die Menſchenwelt zu enge,
Ich ſah zu euch aus dem Gedränge,
Und Welt und Herz ward wieder weit.

Umſpülte mich der Weltluſt Welle,
So blickt' ich auf in eure Helle,
Und alle Sinne wurden rein;
An eurer Kuppel ſtand's geſchrieben:
Die Seele muß den Himmel lieben,
Will ſie im Himmel ſelig ſeyn.

War nebelhaft das Aug' umfloſſen,
Und ihm das Bibelbuch verſchloſſen;
Ich badet' es in eurem Licht,
Und bald zur Klarheit war's geneſen,
Und heiter konnt' es alles leſen,
Was Gott zu Menſchenkindern ſpricht.

O, ſtrahlet eure Himmelskunde
Auch einſt in jene Schattenſtunde,
In welcher meine Seel' entflieht,
Daß dann ein ſelig Himmelsahnen
Aus Körperhüll' und Erdenbahnen
Mit ihr zu euch hinüberzieht!

Gewiß ein ſchöner Gedanke, aber er hätte ſo einfach und rührend als möglich, kurz und im Volkston ausgedrückt werden müſſen. Die Silbertreue, die Himmelskunde, die Schattenſtunde, das Himmelsahnen ſind Ausdrücke, welche die edle Einfalt eines ſolchen Nachtgedanken zerſtören.

Vermiſchte Schriften.

Kaſpar Hauſer, in phyſiologiſchen, pſychologiſchen und pathogeniſch-pathologiſchen Unterſuchungen beurtheilt von Dr. J. M. Zimmermann. Nürnberg, Stein, 1834.

Auf 144 Seiten in groß 8. hat ſich der Verf. die Mühe gegeben, den armen Kaſpar Hauſer als einen Betrüger, als einen jungen Mann darzuſtellen, der bloß um Aufſehn zu erregen ſich ſelber todt geſtochen habe. Die Beweisführung iſt einer ſolchen Behauptung würdig. Die Logik des Unterſuchens iſt ganz beſcheiden folgende: „Weil ich mir einmal vorgenommen habe, den Kaſpar Hauſer für einen Betrüger zu erklären, ſo können eben deßhalb alle die Thatſachen, welche das Gegentheil darthun, nicht wahr ſeyn.“ Die ungeheuern Unwahrſcheinlichkeiten ſeiner Behauptung verſchlagen ihm ganz und gar nichts. Frage: wo iſt Kaſpar Hauſer hergekommen? Antwort: das iſt einerlei, er iſt ein Betrüger. Frage: wie laſſen ſich phyſiſche Zuſtände und geiſtige Aeußerungen von der Art, wie ſie bei Kaſpar Hauſer vorkommen, erkünſteln? Antwort: das iſt einerlei, er iſt ein Betrüger. Frage: wie wäre es möglich, daß ein welcher, furchtſamer, ſchreckhafter Jüngling ſich ſelbſt verwunden könnte, bloß um den Leuten noch intereſſanter zu erſcheinen, als er es ja ohnehin ſchon war? Antwort: das iſt einerlei, er iſt ein Betrüger. Frage: wie wäre es endlich möglich, daß dieſer Jüngling, wenn er ein Betrüger war und ſich durch dieſen Betrug ein angenehmes Leben ſichern wollte, ſich ſelbſt hätte umbringen können? Antwort: das iſt einerlei, er iſt ein Betrüger. Der Herr Doktor hilft ſich mit der Vorausſetzung, Kaſpar Hauſer ſey grenzenlos eitel, ein junger leidender Werther geweſen, der aus Verzweiflung, den Leuten nicht mehr neu, nicht mehr intereſſant genug zu ſeyn, um dieſes Intereſſe auf's Neue und für immer rege zu erhalten, ſich unter von ihm erkünſtelten myſtiſchen Umſtänden ſelbſt getödtet habe. Als ein Pſychologe, was der Herr Doktor ſeyn zu wollen die Dreiſtigkeit hat, hätte es ihm wohl nicht entgehn dürfen, daß der Wertherianismus eine Krankheit der Hyperkultur, der geiſtigen Ueberreizung iſt, durchaus fremd der hohen Bildung eines Bauernjungen, wofür er den Delinquenten ausgibt. Daß es den deutſchen Gelehrten, vorzüglich aber den Aerzten, auf einen kleinen Unſinn nicht ankommt, iſt bekannt; daß ſie in neuerer Zeit von der moraliſchen Cholerina, der Verdächtigungsſucht angeſteckt ſind, weiß man auch, und daß die Kränkung des Rechts und der Unſchuld ein vollkommen gleichgültiges Ding iſt, wenn es darauf ankommt, die Meinung eines Profeſſors oder Doktors aufrecht zu erhalten, darüber wird wohl jezt Niemand mehr in Zweifel ſeyn. Der Herr Doktor Zimmermann hat nicht ſcholaſtiſcher, nicht brutaler, nicht grauſamer gefaſelt, als hundert andre ſeit dem Beginn der Hexenprozeſſe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

GESELLSCHAFT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 99. 29. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

9) Gedichte von E. Ferrand. Berlin, Stuhr, 1834. S. 276.

Ein Theil dieser Gedichte ist schön, Gedanke, Bild, Wort in bestem Einklang, z. B.

Das Lied.

1.

Wie ruht der See so tief und stille,
Umkränzt mit dunklem Schilf und Rohr;
Doch weiße Wasserlilien tauchen
Hold schimmernd aus der Flut empor,
Den finstern Graus der feuchten Tiefe
Verhüllend mit der Blüthen Flor. —

So aus den unerforschten Gründen
Des Busens keimt empor das Lied,
Wie dort der Blumen reiche Fülle
Den düst'ren Abgrund überblüht.
Doch weißt du, wo die Blüthe wurzelt,
Die wonnig dir entgegenglüht? —

2.

Es steigt aus dunklen Thalesgründen
Des Springquells heller Silberstrahl;
Doch immer wieder stürzt die Säule
Zerstäubend in das dunkle Thal,
Wenn sie nur wenig Augenblicke
Geglüht im warmen Sonnenstrahl.

So strebt aus meines Herzens Tiefen
Des Liedes frischer, gold'ner Quell
Empor zu ewig blauen Fernen,
Zu Lüften, ewig warm und hell.
Wie leuchtend steigt der Strahl, und sinket
Geeint in Thränen, ach! so schnell! —

Mein ewig unbelohntes Ringen!
Der heißen Sehnsucht stete Qual! —
Wie ich auch strebe, aufzutauchen
Aus dieses Lebens Schattenthal,
Nur kurze Augenblicke immer
Küßt liebend mich des Himmels Strahl.

Auch unter den Romanzen sind mehrere recht schön, z. B. der Stab des h. Bonifacius, der sich in einen blühenden Baum verwandelte, und das Kind auf der Haide, ein Pendant zum Erlkönig:

„Was machst du so spät hier, liebliches Kind?
Kalt brauset über die Haide der Wind.“

„„Laß ihn nur brausen im tollen Muth!
Laß ihn nur brausen! Wir kennen uns gut.““

Digitized by Google

„Was weileſt du hier von der Heimath fern?
Hier hauſen die böſen Geiſter gern.“

„„Ich kenne den Weg; doch lief ich zu weit,
Und kann nun zurück nicht vor Müdigkeit.““

„So ſchwinge dich zu mir auf's Roß herauf!
Es trägt dich zur Heimath im ſchnellen Lauf.“

Raſch folgt der Knabe dem freundlichen Wort,
Sie jagen über die Haide fort. —

Die Nacht ſinkt nieder, der Nebel ſteigt —
„Nun, haben wir bald das Dorf erreicht?“

„„Siehſt du den flimmernden Lichterſchein?
Das wird meine liebe Heimath ſeyn.““

Irrlichter ſteigen aus Sümpfen empor,
Das Pferd verſinkt im feuchten Moor.

„„Das iſt meine Heimath — Was ſträubt ſich dein Haar?
Hier wohn' ich ſchon über hundert Jahr!““

Der Knabe reckt ſich, und ſchwillt und ſchwillt
Zum rieſigen, ſcheuslichen Fratzenbild.

Den Wand'rer faßt ein kalter Graus,
Verſchwindend lacht der Elf ihn aus.

Der zärtlichen Lieder ſind ſehr viele da und auch unter dieſen mehrere recht freundliche, z. B.

In deinen ſonnenhellen Lockenringen
Hat ſich mein leicht verwahrtes Herz gefangen,
Und löſ't ſich nimmer aus den ſüßen Schlingen.

O Wunderneß, das Amor ſelbſt geſponnen,
Und in den lichten Glanz getaucht der Sonnen,
Der Jeden blendet, der es fliehen wollte!

Die Menſchen alle knieen vor dem Golde —
Auch ich, ſeit ich dich liebe, meine Holde;
Doch einzig vor dem Golde deiner Locken.

Indeß hat der talentvolle Dichter auch ſehr häufig den lyriſchen Modekrankheiten unſrer Zeit nachgegeben und alle die Fehler begangen, die ſich nur durch zahlreiche Vorbilder und geſchmackloſe Gewohnheiten entſchuldigen laſſen. Dahin gehört zunächſt die ewige Wiederholung des Bekannten ohne irgend eine neue geiſtreiche Wendung, dann die fatale Subjektivität, die eine mißverſtandene Aeſthetik als das Element des Lyriſchen ausgibt, während der Lyriker wahrlich nie objektiv genug ſeyn kann, die langweilige Beſchreibung innerer Gefühlszuſtände, wo der Dichter im Gegentheil nur das äußere Bild geben ſollte, durch deſſen tiefen Eindruck in uns ſelbſt erſt jene Gefühle der Luſt oder des Schmerzes, des Muthes oder des Mitleids geweckt werden ſollen, — und endlich die eben ſo fatale Sentimentalität, welche mit Rührung und Emphaſe von Dingen ſpricht, die eine trockene, naive oder wohl gar humoriſtiſche Sprache verlangen. Beiſpiele mögen die Sache noch klarer machen. Unſer Dichter ſingt ſo gar viel vom jugendlichen Sehnen, vom verlornen Jugendlande, vom nicht erreichten Ideal, was wir alles ſchon viel tauſendmal gehört haben.

Ich ſuchte lang' im wüſten Leben,
Was mächtig meine Bruſt erfüllt;
Was Himmelsglück mir ſchon gegeben,
Ich kannt' es nur als ſchwaches Bild.

Ein Sehnen regte ſich und glühte,
Erfüllend mich mit Schmerz und Luſt,
Nach einer ſelt'nen Wunderblüthe
Schon in des Kindes reiner Bruſt.

* * *

O ihr ſchönen, ſchönen Tage,
Seyd ihr ewig mir entſchwunden ꝛc.

Empfindungen wie dieſe, hat ungefähr jeder achtzehnjährige Jüngling, er bringt ſie auch wohl in Verſe, aber ſollen ſie deßhalb alle gedruckt werden? Man ſpricht von einem Dichterwald, von dem Rechte der lyriſchen Gedichte, zu Millionen gleich den Blumen im Frühling neu aufzuſprießen, aber dann müſſen die Lieder auch den Blumen gleichen, ſie müſſen wirklich ein liebliches Bild gewähren, nicht bloß die leere Sehnſucht nach Bildern ausſprechen. Malt die Reize des Frühlings und der Geliebten, gebt uns Landſchaften, Scenen, etwas für die Phantaſie, etwas Objektives, an das ſich das Gefühl halten kann, aber beſchreibt uns nicht immer bloß eure Gefühle! Iſt denn unſre Zeit verdammt, wie Hegel bloß das Denken denken will, ſo bloß das Fühlen zu fühlen und den Geſang zu beſingen, ſtatt der lebendigen Fülle des Wirklichen?

Man kann in unſrer phantaſieloſen Zeit froh ſeyn, wenn nur überhaupt lyriſche Bilder vorkommen, wenn die ganze Lyrik ſich nicht bloß auf ein pſychologiſches Raiſonnement in Verſen, auf leere Beſchreibung von Gemüthsſtimmungen beſchränkt. Sind aber Bilder da, ſo iſt auch das noch nicht genug, man muß verlangen, daß dieſe Bilder auch etwas Eigenthümliches haben, daß ſie nicht bloß matte Nachbilder ſind, wie etwa folgendes Lied:

Treue Liebe.

Ein Mägdlein ſaß am Meeresſtrand
Und blickte voll Sehnſucht in's Weite.
„Wo bleibſt du, mein Liebſter, wo weilſt du ſo lang'?
Nicht ruhen läßt mich des Herzens Drang —
Ach! kämſt du, mein Liebſter, doch heute!“

Digitized by Google

Der Abend nahte, die Sonne sank
Am Saume des Himmels nieder.
„So trägt dich die Welle mir nimmer zurück?
Vergebens späht in die Ferne mein Blick —
Wo find' ich, mein Liebster, dich wieder?“

Die Wasser umspielten ihr schmeichelnd den Fuß,
Wie Träume von seligen Stunden —
Es zog sie zur Tiefe mit stiller Gewalt,
Nie stand mehr am Ufer die holde Gestalt:
Sie hat den Geliebten gefunden. —

Vergleicht man dieses Gedicht mit des Mädchens Klage von Schiller und dem Fischer von Goethe, und dazu etwa noch mit dem Schluß des Tauchers von Schiller, so wird wenig Originalität darin übrig bleiben.

Das Gedicht „der Stein im Geismarwald“ ist ein sprechender Beweis, daß sich gewisse Gegenstände nun und nimmermehr sentimental behandeln lassen. Der Feldherr ist geschlagen, die Krieger wollen die Schlacht erneuern, er aber verzweifelt am Siege, „so gewiß als dieser Stein nie weich wird.“ Aber sein Kleinmuth wird bestraft; als er aufsteht, sieht man den Theil, auf dem er saß, deutlich in weich gewordenen Stein abgedrückt. Ein so possierliches Wunder läßt sich nun sehr wohl in einem naiven Volksliede komisch auffassen, aber nur nicht sentimental, wie unser Dichter thut:

Und staunend sehen alle
Von tiefem Graun bewegt:
Dem Steine sind die Spuren
Der Schenkel eingeprägt.

Man wird versucht, daran zu erinnern, daß dazu nicht einmal ein Wunder erforderlich wäre. Falsche Delikatesse führt unausbleiblich zum Lächerlichen und solche Gegenstände sollte man gar nicht, oder nur wie Pater Abraham a S. Clara behandeln.

10) Gedichte von Otto Weber. Leipzig, Engelmann, 1833. S. 142.

Schönes Talent, aber von noch nicht gereinigtem Geschmack. Wer den Volkston anstimmt, muß ganz und völlig den sentimentalen Vornehmigkeiten absagen, dem subjektiven Gefühlsraisonnement und den pathetischen Ausdrücken, er muß durchaus naiv, einfach und so objektiv als möglich seyn. Wenn man anfängt:

Einst ward ein Knäblein geboren
Zur Stadt an der Seine Strom,
Das trug schon in silberner Wiege
Die Königskrone von Rom —

so darf es ein paar Verse weiter nicht sentimental von Napoleon heißen:

Das Scepter vom Schicksal zerbrochen,
Die Krone gerissen vom Haupt,
So ragt er auf einsamen Felsen,
Ein Eichstamm, kahl und entlaubt.

Und manchmal streckt' er die Arme —
Dann rollt' eine Thräne gelind —
Dann seufzt er nach fernem Gestade:
Du armes, verlassenes Kind! —

Das ist nicht volksthümlich, das zerstört den rührenden Eindruck völlig, den das Lied machen könnte, wenn es wie der erste Vers naiv bliebe.

Von Andreas Hofer haben wir schon ein treffliches Lied von Max von Schenkendorf. Weber hat auch eins gedichtet, aber die kräftige, kurze, herzgewinnende Volkssprache doch auch nicht getroffen:

Zu Passeyr an dem Sande
Steht eine Hütte schlicht —
— S' ist im Tyroler Lande —
Wer kennt die Hütte nicht?

Dort hat es einst geschlagen,
Das edle, treue Herz,
Dort hat es ihn getragen
Für's Vaterland, den Schmerz.

Dort wuchs der kühne Knabe,
Der großen Keime voll,
Dem schon am Hirtenstabe
Das Herz im Busen schwoll.

Das ist alles eitle Affektation. Wer ein gutes Lied auf den Hofer singen will, der muß des Mannes Einfalt und Bescheidenheit immer vor Augen haben und das vornehme sentimentale Gesalbader von edlen treuen Herzen, von großen Keimen, von schwellenden Herzen unterwegs lassen.

Dagegen sind dem Dichter solche Gedichte, die einen höhern und feierlicheren Ton zulassen, wohl gelungen, wie das nachfolgende beweisen mag:

Das Orakel in den Pyramiden.

Ein schwarzes Bahrtuch hing die Mitternacht
In Todtenstille auf den Pyramiden.
Die Posten standen lauernd auf der Wacht,
Und Roß und Reiter schliefen rings in Frieden.

Da ging — nur Desaix, sein Hephästion,
Mit einer Fackel folgte seinem Schritte —
Der große Sohn der Revolution
Geheimnißvoll durch seines Lagers Mitte.

Digitized by Google

Kein Stern am Pol. Der lichte Fackelbrand
Warf ungeheure Schatten in die Weite.
Und heulend floh durch dürres Heideland
Der Schakal aufgeschreckt mit seiner Beute.

Man hält am Fußgestell der Ewigkeit,
Der Königsgruft der alten Pharaonen.
Die einst in dieses Grabes Dunkelheit
Herabgestiegen von Egyptens Thronen.

Sie treten lautlos ein. — Den Arm verschränkt,
Bleibt der Verschlossne voll Gedanken stehen,
Und läßt in's Meer der Phantasie versenkt
Jahrtausende an sich vorüber gehen ꝛc.

Schade nur, daß das Gedicht einen so trivialen Schluß hat; Napoleon beschwört die alten Pharaonen aus ihren Gräbern und einer sagt ihm folgende lächerliche Gemeinplätze:

Du gibst dort oben schwere Rechenschaft —
Sprach das Gespenst mit drohenden Geberden —
Das Wohl der Menschheit ruht in deiner Kraft,
Du kannst ihr Heil, kannst ihr Verderben werden.

Auch darin zeigt der Dichter wenig Geschmack, daß er die Illusion durch Vermengung der Zeiten stört. Er schildert Magdeburgs Zerstörung:

Der Sturm hat gewonnen,
Tilly zieht ein.
Magdeburg, dein Sand ist verronnen!
Wird dein Schutzgott dir gnädig seyn?

Ach! von den rauchenden Zinnen
Wendet er weinend sein Angesicht.
Die Greuelscenen beginnen;
Sie schildert der trefflichste Barde nicht.
Und kehrt' aus Wallhallah er wieder,
Der den Fingal besang, der König nordischer Lieder.

Wie kommt Fingal nach Magdeburg?

Auch viele Polenlieder findet man, aber die Poesie ist erstickt in den sogenannten Hochgefühlen. Es gibt eine Andachtsglut, die keine Worte mehr findet, mit ihr hört aber eben die Poesie auf. Der Dichter muß uns ein Bild geben, durch das Bild tief ergreifen, aber er muß nicht selbst ergriffen seyn und uns statt des Bildes nur seine schwülstigen Gefühlsexpektorationen geben.

Mächtiger Gott, der den Welten gebeut,
Welcher dem Aar seine Schwingen verleiht,
Vater in deinem Schooß
Nach dem Plane der Ewigkeit
Ruht auch Polonia's Loos.

Durch dein Gebot sind die Völker geworden,
Durch dein Gebot hören Völker auf,
Durch dein Gebot stürzt der Riese im Norden,
Durch dein Gebot hört Polonia auf.

Bald, bald sinkt es in ewige Nacht,
Herr! wenn oben dein Auge nicht wacht,
Menschliche Hülfe ist fern.
Vater nur Eine rettende Schlacht!
Vater nur Einen Stern!
Gib dem Polonen sein Vaterland wieder,
Gib ihm, o gib ihm sein Warschau zurück,
Wende dein Antlitz erbarmend hernieder,
Gönne dem Polen des Vaterlands Glück!

Soll das Poesie seyn? O Mickiewicz, was würdest du davon denken, du, dessen Schmerz tausend deutsche Lyriker zusammengenommen nicht aussingen würden, und der doch nie lamentirt oder schwülstig betet, sondern uns bloß den Jammer seines Volks — malt.

11) Schildsagen, von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau und Leipzig, Heymann, 1834. S. 68.

Ein recht adeliges Büchlein. Vor jedem Gedicht ist das Wappen der Familie abgedruckt, von der in Romanzenform irgend eine Sage oder glänzende Erinnerung mitgetheilt wird. Warum sich der Dichter gerade nur auf die Geschlechter Wrochem, Schenk zu Schweinsburg, la Motte Fouqué, Knesebeck, Rothaft von Wernberg, Kospoth, Kalkstein, Möllendorf, Bülow, Truchseß von Waldburg, Rohr und Landschaden von Steinach beschränkt, ist uns nicht klar, da unser Adel an schönen und selbst an häßlichen Erinnerungen noch weit reicher ist. Doch auf dem Umschlage bemerken wir eine I, es wird wohl eine II ꝛc. nachfolgen. Möge der freiherrliche Dichter nie vergessen, daß es der Welt nur auf den Dichter und nicht auf den Freiherrn ankommt, und daß er mehr auf das Poetische seines Adels, als auf das Adelige seiner Poesien zu achten habe. Es würde vielleicht poetischer gewesen seyn, wenn er z. B. uns von dem berüchtigten Landschaden von Neckarsteinach die bekannte schöne Sage mitgetheilt hätte, statt einer allegorischen Phantasie, und es würde uns viel lebendiger in den Geist der alten Ritterzeit versetzt haben, wenn wir diese stolzen Dynasten in ihrer wilden Unabhängigkeit, trotzend aller Welt, erblickt hätten, anstatt, daß uns hier nur zahmer Hofadel, getreue Diener im Sinn der spätern Zeit vorgeführt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 100. 1. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

12) Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, Hasselberg, 1834.

Vorzugsweise malerisch dürfen die Ufer der Spree wohl nicht genannt werden, und daß der Verfasser uns unbekannt geblieben wäre, bis wir ihn würden kennen gelernt haben, hätte sich wohl von selbst verstanden. Unter den Gedichten sind einige Uebersetzungen oder Bearbeitungen nach Schukowsky, Thomas Moore, Karamsin, nach dem Italienischen und Dänischen, auch eine neue Uebersetzung des Stabat Mater. Die meisten Verse scheinen mir in der älteren Uebersetzung von Follen (Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Elberfeld, 1819), die einzige, die ich gerade zur Hand habe, zugleich treuer und poetischer übersezt, mit Ausnahme des 5ten Verses, der dem Unbekannten offenbar besser gelungen ist.

Eja mater, fons amoris!
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam;
Fac, ut ardeat cor meum
In amando Christum deum,
Ut sibi complaceam.

Follen:

O du Mutter, Born der Gnaden!
Laß im heft'gen Schmerz mich baden,
Mache, daß mit dir ich klag'!
Ach, gib meinem Herzen günstig,
Daß den Christ es liebt inbrünstig,
Ich auch ihm gefallen mag.

Der Unbekannte:

Auf, o Mutter, Quell der Gnaden,
Zu der Trauer Dornenpfaden
Folg' ich dir im heil'gen Schmerz!
Christus meinen Gott zu lieben,
Und mit dir mich zu betrüben,
Gieße Flammen in mein Herz!

Nur das: „und mit dir mich zu betrüben" ist falsch übersezt. Würde es sich dem Sinne nicht mehr nähern, wenn man sagte:

Um mich Christi werth zu nennen,
Ganz für meinen Gott zu brennen,
Gieße Flammen in mein Herz.

Im Uebrigen dürfte die Uebersetzung Follens wohl nichts zu wünschen übrig lassen. Zur Vergleichung will ich nur noch den ersten und lezten Vers hersetzen.

Digitized by Google

Der Unbekannte:

Weinend stand die Schmerzenreiche
Bei dem Kreuz, an dem der bleiche
Sohn im Todeskampfe rang;
Seufzer im zerriss'nen Herzen,
Ihre Brust der bittern Schmerzen
Siebenfaches Schwert durchdrang.

Follen:

An dem Kreuz die schmerzenreiche,
Thränenvolle, kummerbleiche
Mutter bei dem Sohne steht,
Schwerbetrübet, Marter leidend,
Tiefaufstöhnend; ihr ein schneidend
Messer durch die Seele geht.

Der Unbekannte:

Von des Kreuzes Schirm umwunden
Stärke mich durch Christi Wunden
Mit der Gnade Kraft und Ruh!
Sinkt der Seele Todeshülle,
O dann führ' in Segensfülle
Mich der ew'gen Wonne zu!

Follen:

Gib mir dieses Kreuz zur Stützung,
Christi Sterben zur Beschützung,
In der Gnadenglut geweiht!
Mache, wenn der Leib erstorben,
Daß der Seele wird erworben
Ebens Heil und Herrlichkeit!

Warum hat Follen nicht lieber einfach gesagt:

Paradieses Herrlichkeit —

da das Original eben so einfach sezt:

Paradisi gloria.

Unter den eignen Gedichten des Verfassers zeichnet sich das folgende aus: „Bei der Aufnahme einer neuen Schwester im Kloster Lichtenthal." Es ist nämlich in diesen Spreeliedern nirgends von der Spree, wohl aber vom Neckar (ein Lied von der Katharinenlinde) und von dem badischen Lichtenthal die Rede, so daß der Dichter eher Süddeutschland anzugehören scheinen sollte. Im Eingang jenes Gedichts ist eine altkatholische Hymne nicht zu verkennen, und der Verfasser hätte dies wohl erwähnen dürfen.

O ihr mit Lilienkronen
Des Himmelreichs geschmückt!
Ihr, die in höhern Zonen
Der Bräutigam beglückt!
Ihr, die der Schnee der Blume,
Mit lichtem Schmelz bestreut,
Umglänzt im Heiligthume
Der ew'gen Herrlichkeit.

Dies ist geradezu Uebersetzung der alten Kirchenhymne:

O digna lilietis
Caterva coelicis,
Quae vivis in viretis,
Sponsique pascuis.
Nix cana liliorum
Albente vellere,
Et lac eburque florum
Te vestit undique.

Neben diesen ernsten Gedichten finden sich auch einige scherzhafte und satirische. Recht gut ist folgende Fabel.

Dichterloos.

Ein Adler liebte eine Gans;
Von seinen blauen Höhen
Stieg er herab, im weißen Glanz
Die Blendende zu sehen.

Er liebte sie mit treuer Glut,
Mied seine Luftgenossen,
Und hätte gern sein Königsblut
Für einen Kuß vergossen.

Nach langem Seufzen, langem Harm
Und hoffnungslosem Minnen,
Begann das Gänseblut ihr warm
Durch's fette Herz zu rinnen.

Der alte Gänserich begann
Mit seiner Frau zu schnattern;
Und sprach: mit solchem reichen Mann
Muß ich sie lassen flattern.

Der Aar bestreut ihn königlich
Mit gold'nem Aehrenregen,
Dafür bescheert der Gänserich
Ihm seinen Vatersegen.

Des Freiers Sehnsucht übersteigt
Die Vorurtheile alle;
Mit Jupiters Erlaubniß reicht
Er ihr die treue Kralle.

Komm, ruft er, laß mich, weiße Braut,
In's Reich der Luft dich schwingen;
Dort sollst du, liebend mir getraut,
Der Wolke Schooß durchdringen.

Ja, ja, mon cher, ich komme gleich,
Krächzt ihm die Braut entgegen,
Doch watschelt sie zum nahen Teich,
Besuche abzulegen.

Mit lautem Gackern dort empfing
Die Schaar sie der Gespielen;
Sie schienen für das arme Ding
Gar mancherlei zu fühlen.

Digitized by Google

Kopfschüttelnd sprach der Hirt, geziert
Mit Stock und braunem Kittel;
Auf unsres Pachters Hofe führt
Dies Thier nicht Amt noch Titel.

Es dien' als Supernumerar,
Erst für des Staats Gedeihen;
Denn ein charakterloser Aar
Darf eine Gans nicht freien.

Dies Argument verfehlte nicht
Den Eindruck auf die Schöne,
Der gelbe Schnabel Klagen spricht,
Im Auge perlt die Thräne.

O laß mich, Freund, bei meinem Stamm,
Fleht sie, bei meinem Volke!
Ich liebe dich im feuchten Schlamm
So gut als in der Wolke.

Leb' wohl denn, spricht er feierlich,
Ich will dich nicht betrüben,
Doch ich kann nicht im Schlamme dich,
Nur in der Wolke lieben!

Und fliehend ruft er, wehe mir!
Mein Hoffen ist gestorben!
Warum hab' ich ein Wasserthier
Für Jovis Reich geworben!

Zulezt kommen sogar einige politische Satiren vor, worin die Anmaßungen und Illusionen verspottet werden. Wir wollen nur einige Verse mittheilen:

Entzweite Schaafe darf der Wolf zerreißen,
Geheiligt hat dies Recht der Zeiten Lauf,
Doch nimmer tret', wenn sich zwei Wölfe beißen,
Ein Schaaf mit bildender Vermittlung auf.

Heil, riefen hier die Volksrepräsentanten,
Heil sey dem Thier, das so vernünftig spricht,
In dir wir unsern Schutzherrn längst erkannten,
Und Wölfe werden scheint uns heil'ge Pflicht.

Wohl, ruft das Unthier, aber von den Renten
Der Tyrannei mein Zoll mir erst gebührt,
Mit diesen Worten fraß er die Regenten;
Dann spricht er: euer Wunsch hat mich gerührt!

Doch, Freunde, Schaaf' in Wölfe zu verwandeln,
Die Weltgeschichte nur ein Mittel kennt,
Drum laßt energisch, wie die Zeit, uns handeln!
Und hiermit fraß er auch das Parlament.

Der rechten Seite und der linken Flehen
Verstummt im Centro seines Bauchs; voll Qual
Muß die Versammlung schleunig übergehen
Zur Tagesordnung wie ein Mittagsmahl.

13) Liederkranz von Karoline Leonhardt. Dresden und Leipzig, Arnold, 1834. S. 112.

Einige recht liebliche Gedanken:

Der Dichterin Gruß.

Ein Vöglein sah ich, das sein Flug
Hinauf bis zu den Sternen trug.
Du scheidest von der grünen Flur?
„Dem Ruf' im Innern folg' ich nur!"

Dann sah ich bei des Lenzes Wehn
Ein dunkelblaues Veilchen stehn.
O sprich, was schmückest du die Erd'?
„Weiß selbst nicht, wer es mich gelehrt!"

Es zeigt das spiegelklare Meer
Ein ewig funkelnd Sternenheer.
„So lange Stern' am Himmel stehn,
Wirst du auch Sterne in mir sehn!"

Und fragt Ihr mich: „Was singest du?
Wer lieh dir Wort und Bild dazu?"
So sag' ich Euch als lieben Gruß,
Ich singe einzig, weil ich muß!

Wie's Vöglein fliegt, die Blume blüht,
Das Sternlein flammt, so ist mein Lied.
Drum sing' ich harmlos wie ein Kind,
So lange Lieder in mir sind.

Der Grundton dieser Gedichte ist eine tiefe und zärtliche Empfindung, also der Grundton jeder echten weiblichen Seele, obgleich unsre prüden und die innre Gemeinheit unter affektirte Vornehmigkeit versteckenden Schriftstellerinnen sich das Wort darauf gegeben zu haben scheinen, die rücksichtslose Sprache des Herzens, die schöne Stimme der Natur zu verdammen. Ihnen zum Trotz finden wir folgendes Gedicht schön:

Bitte.

Ein buntes Chaos wogt in meiner Seele
Von tiefen Schmerzen, ach, und Himmelslust;
Ich weiß nicht, ob ich recht thu' oder fehle,
Daß ich Dich liebe ist mir nur bewußt.
Die frohe Zeit entteilt, o daß sie bliebe,
Und mit ihr süßer Kindheit Paradies.
Jezt weiß ich es, was Leben ist und Liebe,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Ich sah dich einst, um nie dich zu vergessen,
Du zauberiest ein schön'res Daseyn mir.
Was Theures auch mein liebend Herz besessen,
Es findet einzig jezt sein Glück in Dir.
Wie auch die Zukunft sey, ob froh, ob trübe,
Ach, wär' ich Deiner Liebe nur gewiß!
Du kennst mich nicht! — Vergib mir, daß ich liebe,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Digitized by Google

Nur einmal liebt ein innig fühlend Wesen,
Wohl heiß und rücksichtlos, doch rein und treu.
Doch konntest Du in meinen Augen lesen,
Daß meine Liebe wahr und ewig neu.
Vergebens ist's, daß ich Verstellung übe,
Verrieth ich mich, Du Lieber, so vergiß.
Vergib, vergib mir einzig, weil ich liebe;
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Ein Traumbild war's in wechselnden Gestalten,
Halb freud-, halb leidvoll sah ich's von mir gehn;
In hellen Farben wird's die Seele halten,
Durch Träume wird das ernste Leben schön.
Nicht mehr in's Ferne fühl' ich mich getrieben,
Ich bin nichts mehr. Ich schlummre, aber süß,
Ich kann nichts mehr, als denken Dich und lieben,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ! —

Auch in den übrigen Gedichten dieser kleinen Sammlung vermißt man nirgends die Wärme wahrer Empfindung, und deren einfachen und glücklichen Ausdruck.

14) Poetische Versuche von Winfried. Altona, Aue, 1834.

Etwas späte Versuche. In Klopstocks Manier:

Dir tönt der ganzen Schöpfung froher Dank,
Wenn deine Sonne Nationen weckt.
Dir gilt es gleich, wie dich die Zunge nennt:
Ob Jupiter! Jehovah! Allah! Gott! —
Allvater mir! — Du siehst sie gnädig an.

In Höltys Manier:

In des Gartens Ecke,
Linker Hand hinab,
An der Taxushecke,
Grünt ein kleines Grab.

Keine Inschrift zeiget
Seinen Schlummr'er an;
Die Cypresse steiget
Hier nicht himmelan.

Halme nur und Moose
Hüllen's prunklos ein;
Nur die Hagerose
Streuet Blüthen d'rein.

In Tiedges Manier:

Endlich wird die Lieb' ein Obdach finden,
Und ein kleines Feld im Blüthenhain.
Dann wird jedes Sturmgewölk' entschwinden,
Und kein Traumbild unser Hoffen seyn!

In Vossens Manier:

Nicht der Schauerorkan tobender Leidenschaft
Stört im friedlichen Thal reiner Natur Genuß,
Wo der Busen des Edlen
Wallt von heiligem Hochgefühl.

In Gleims Manier:

Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt,
Bin ich der Glücklichste der Hirten.
Kein Diadem, so hell es blinkt —
Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt —
Tausch' ich um meinen Kranz von Myrthen.
Die Sonne steigt, die Sonne sinkt, —
Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt,
Strahlt sie dem Glücklichsten der Hirten.

In Claudius Manier:

Heil, Heil dem Manne, der mit off'ner Seele,
Mit Kraft zur Edelthat,
Mit Duldung für des schwächern Bruders Fehle,
Dem Freiheitstempel naht!

Er opfert nie dem blendenden Idole
Der Gleichheit, Bürgerglück;
Weicht vor des Aufruhrs blutigem Symbole
Mit edlem Zorn zurück.

In Matthissons elegischer Manier:

Unter dem Ahorn, an des Hügels Abhang,
Weilt, im Schimmer der Mainacht, dein Vertrauter,
Wo der Vorzeit moosigen Trümmern Geister
Sichtbar entschweben.

In Matthissons mythologischer Manier:

Du, o Liebe! stimmtest Orpheus Saiten
Einst im nachterfüllten Erebus;
Lehrtest in den schönen Tod begleiten
Thisbe ihren treuen Pyramus;
Gabst Pygmalion für heißes Sehnen
Und für reine Weihe süßen Lohn;
Rächtest am Narcissus Echo's Thränen,
Zarter Triebe schnöden Hohn.

In Stollbergs Manier:

Treue Liebe sucht die Stille,
Nur verschwiegen blühet sie! —
Heinrich, Graf von Adelfingen,
Floh des Schlosses Prunkgemach:
Denn ihn trieb ein heißes Sehnen,
Denn ihn zog ein süßes Hoffen
Nach der Halmenhütt' im Thal.

In Schubarts und Bürgers Manier:

Kein Sklavenschwarm umlärmt den Hof,
Kein Schmeichler kommt zu Tisch,
Wo das ererbte Salzfaß glänzt,
Beim alten Deckelglas.

Des Helden Lorbeer schmückt ihn nicht,
Noch prangt sein Bild in Erz;
Doch reicht ihm auch um Mitternacht
Kein Geist die kalte Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 101. 3. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

15) Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, C. Koßarsky, A. Rebenstein. Berlin, Stuhr, 1834. S. 112.

Diese artig gedruckte Sammlung reizt mehr das Auge durch die über jedem Liede als Vignette angebrachte Guirlande, als den Geist durch den Inhalt der Gedichte; denn ärmere Brocken sind selten von der Poeten Tisch gefallen. Baar aller erfindenden Poesie und noch mehr jener göttlichen Vernunft, die den Dichter selbst im Wahnsinn auszeichnet (wie Shakespeare), schreiben unsre Dichter sich nur immer wieder von einander ab, und sind so gewohnt, das zu singen, was sie nie empfunden haben, daß sie die Lüge nicht einmal merken, wenn sie sie niederschreiben, z. B. folgendes Gedicht:

Der Troubadour.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
Wie wunderschön sie war:
In langen Flechten hing herab
Ihr lockig braunes Haar.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
Der Augen dunkle Nacht,
Woraus in's blüh'nde Leben hin
Ein ganzer Himmel lacht.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
So lieb, so freundlich nur:
Ihr würdet Alle, so wie ich,
Der Schönsten Troubadour.

Wunderschön — lange Flechten — der Augen dunkle Nacht — das sind sehr abgedroschene Schilderungen, wobei wir noch überdies bemerken, daß, wenn die Haare eines Frauenzimmers in „lange Flechten" geflochten sind, die Schönheit des „Lockigen" verloren geht, oder die Schönheit der Flechte, denn merkt man das Lockige, so ist die Flechte locker, je schöner aber die Flechte ist, um so weniger kann von der Schönheit der Locken die Rede seyn, die dann ganz eingestrickt sind. Nun aber vollends die Aufforderung, es sollen sich alle Andern auch in diese Schöne verlieben, sie auch besingen, auch ihre Troubadoure werden. Hat je ein wahrer Verliebter dies gewünscht, streitet das nicht gegen das ABC der Minne? Kann einer wohl ein Mann seyn und lieben, und alle Welt bitten, mitzulieben? Pfui!

Und was ist das für ein Lied?

Wunsch.

Ihrer schönen Augensterne
Hold erzitterndes Gewand
Preßt, den Schlaf daraus zu scheuchen,
Ihre kleine, weiße Hand.

Digitized by Google

Zdg' auch in der Jugend Blüthe
Hin mein Geist nach jenem Land,
Schlösse mir die Augenlieder
Dann nur ihre weiße Hand.

Die Hand preßt das hold erzitternde Gewand der Augensterne? Was soll das heißen? Es soll damit „der Augen dunkler Franzenvorhang" gemeint seyn, wie Shakespeare so schön die Augenlieder nennt, aber ist der Vorhang ein Gewand? Zieht man ein Gewand nicht ringsum an, während man den Vorhang nur vor sich zieht? Kann man also die Augenlieder, die nur ein Vorhang sind, ein Gewand nennen? Und wozu der Ausdruck Augen**sterne**? Sobald man sich desselben bedient, will man den Stern von dem Weißen im Auge unterscheiden. Will man aber nur poetisch die Augen mit Sternen vergleichen, dann sagt man nicht Augensterne, sondern Sternaugen.

Bedauernswürdige Nachahmereien der affektirten Nachläßigkeit Heine's finden wir auch hier, z. B.

Verliebt.

Hör', Mädchen, wir sind jezt allein;
Nun kann ich's Dir wohl sagen,
Daß ich aus reiner Liebe zu Dir
Fast winseln könnt' und klagen.

Und hätt' ich sonst nicht drüber gelacht,
Ich könnte mich vergessen,
Und mich geberden sentimental,
Als wäre ich besessen!

Wunderbar.

Ich liebe Dich so wunderbar,
Wie ich es niemals dächte;
Ich liebe Dich, daß ich vor Wuth
Mich manchmal prügeln möchte!

Erbärmlicheres als dergleichen gibt es wohl in der Poesie nicht. Und das Zeug will noch genial thun? Diese neue Mode, sich auf Albernheit etwas zu gute zu thun, und anstatt einen wirklichen guten Witz zu machen, bloß etwas Dummes zu sagen, oder zu gähnen, eine gemeine Bewegung à la Mephistopheles zu machen und dadurch die Lacher auf seine Seite ziehn zu wollen, diese Mode war schon längst in jeder Kneipe jeder Vorstadt zu Hause, wo der halbbesoffene Handwerkspursche oder Braueknecht sein Publikum auch mit keiner bessern Sorte von Witz zu wieherndem Gelächter bringt. Diese Mode ist kein bedeutender Zuwachs für die deutsche Poesie.

16) Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. St. Gallen, Huber und Comp., 1832.

Die Parabeln sind zum Theil ordinär, z. B.

Der Knabe und die Giftpflanze.

Ein Knabe lustwandelte mit seinem Vater im Freien. Auf einer Haide fand er den Eisenhut. Voller Freude lief er zurück und rief: sieh lieber Vater! welch herrliche Pflanze habe ich dort gefunden! wie die vielen Blüthen traubenförmig neben einander herauf und herumgereiht sind. Aber alsobald erkannte sie der erfahrene Vater: „Die Blume ist wohl schön," sprach er, „aber die Pflanze ist giftig." Im Nu warf sie der Knabe aus den Händen, und blickte sie auf dem Boden mit Scheu an. Bosheit wird durch Schönheit nicht aufgewogen.

Zum Theil finden sich aber auch originelle Bilder darunter, z. B.

Der Vollmond und der Teich.

Silbern spiegelte sich das Antlitz des Vollmonds mit seinem Licht und Schatten, seinen Bergen und Thälern in des Teiches ruhiger Klarheit. Des andern Tages aber erhob sich der Sturm und rauschte seine schwarzen Schwingen zwischen Himmel und Erde auseinander. Erst nach mehreren Regentagen und Wolkennächten glänzte der Begleiter der Erde wieder auf sie herab. Was muß ich erblicken? rief er dem Teiche zürnend zu, warum spiegelst du mein Bild nicht mehr in seiner ganzen vollendeten Ründe und Fülle, wie vorher zurück? ....., „Stelle diese Ründe zuerst an dir selbst ganz wieder her, war des Teiches ruhige Antwort. So klagt man oft, daß man ein Verhältniß, eine Freundschaft, eine Umgebung nicht mehr so angetroffen habe, wie man sie verlassen, und haben sich doch indessen vielleicht nicht jene, sondern nur wir selbst verändert.

In den Gedichten trägt der Schweizer eine Affektation von Kraft zur Schau, die gerade dem Repräsentanten eines Volks, dem man wahre Kraft zutraut, übel ansteht. Die großen Worte, der Bombast thun es nicht, die Kraft muß im Kern des Gedankens liegen, und wird um so mehr hervorscheinen, je bescheidener das Wort ist.

Das höchste Orakel.

Der Tiefmuth voll, wie hier dies Tannenthal,
Das mich in seinen Schauerschatten schirmet,
Sitz' ich an dieses Bächleins Wasserfall.
Indeß der Weltgeist in den Saiten stürmet:
Ihr Fichtenhöh'n! ihr wollt der Menschheit sagen:
Blickt himmelwärts! wie himmelwärts wir ragen.

So lang der Blick zur Erde ist gesenkt,
Wird Nacht und Tod und Räthsel auf ihr walten,
Nur wenn er orionenwärts sich lenkt,
Wird rasch der Geist die junge Schwing' entfalten,
Wird durch des Schicksals Nebelwolken dringen,
Und mit dem Tod um einen Himmel ringen.

Digitized by Google

So lang das Herz die Liebe nicht erfüllt
Vergebens sucht der Geist der Wahrheit Sterne,
Find't keinen Glaubensschirm, der ihn umhüllt,
Vor Zweifelsschlossen rings aus Näh' und Ferne,
Wird über Höh'n, wo dunkle Wetter hangen,
In schaur'ge Grabeswüsten hingelangen.

So lang in ungestümmer Flammenbrust
Begierden wanken, gleich des Meeres Wogen,
Wird sie des Schmerzes Knecht, ein Sklav der Lust,
Mehr hadeswärts als himmelan gezogen,
Nur steuernd nach erbab'nen Gleichmuths Rhede,
Entkommt der Lebenskahn in Sturmesfehde.

Der Erdentod ist nicht der letzte Tod.
Auch jenseits wird das Auge Gräber blicken,
Getrost! es ist ein ew'ger Wecker: Gott,
Und alle Tode sind nur Lebensbrücken.
Was Geist ist, kämpfe! Sonnenthrone stehen,
Als Kampfpreis lockend, in den Sternenhöhen.

Kann man schwülstiger dichten?

17) Gedichte von J. C. Nänny. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Ein Dichter von der sanguinischen Gattung, fröhlich tändelnd durch des Lebens Lenz:

O Liebe, wie minnig!
An Träumen so reich!
O Dichtkunst, wie sinnig
Und minnig zugleich!

* * *

Was zieht mich fort, hinaus in alle Ferne?
Was hebt mir so geheimnißvoll die Brust?

Man sollte darauf wetten, daß jetzt Sterne und Lust reimen werden. Und siehe da:

Wist's schön're Blumen, gibt es mildre Sterne,
Und für das Herz noch unbekannte Lust?

* * *

Du Blümchen auf dem Felsenhöh'n
An einsam stillen Ort,
Was frommt es dir, daß du so schön?
Kein Mensch erblickt dich dort.

* * *

Tändelei.

An Lilli.

Wär' ich ein Vögelein,
Grüßt' ich im Morgenschein
Liebchen, dich schon!
Schnäbelnd dir auf der Hand,
Säng' ich zu dir gewandt
Lieblichen Ton!

Wär' ich ein Röschen klein,
Wollt' ich recht duftend seyn,
Athmen um dich!
Nimmer mich wehren wollt',
Dörnchen nicht stechen sollt',
Pflücktest du mich.

Wär' ich ein Brünnlein klar,
Böt' ich dir Kühlung dar,
Frischen Genuß!
Nahte dein Mund sich mir,
Quöll' ich zur Lippe dir,
Weich wie ein Kuß.

So sind alle diese Lieder, heiter, gutgelaunt, nur selten gehn sie in einen ernsten oder spottenden Ton über. Einige Kleinigkeiten sind recht artig, z. B.

Seht dort das junge Pärchen,
Wie froh, wie munter!
Sie schlüpft in den Pantoffel,
Und er — darunter

* * *

Dem Weisen biete Kleines dar,
Er nimmt darin das Große wahr.

18) Erotische Lieder und Epigramme, von Robert Bürkner. Breslau, Verlags-Comptoir, 1834. S. 62.

Tändeleien der Verliebtheit, wobei insbesondere die zärtlichen Verkleinerungswörtchen nicht fehlen.

Es leuchten mir zwei Sterne
Mit holdem Liebesstrahl;
Ich schaue sie so gerne,
Die Sterne meiner Wahl.
Denn in die beiden Sternelein
Zog ja ein ganzer Himmel ein.

Ihr wißt wohl, daß ich meine
Hold Liebchens Augenpaar;
Ja sie gefall'n alleine
Mir in der Sterne Schaar.
Denn in die beiden Sternelein
Zog ja ein ganzer Himmel ein.

* * *

Liebchen, hold Liebchen mein!
Ganz bin ich, ewig Dein; —
Mädchen, hold Mädchen sprich,
Liebst Du auch wieder mich?

* * *

Liebchen, Liebchen, laß Dich küssen
Auf den feinen, rothen, süßen,
Himmlisch schönen, frischen Mund.

Nur hin und wieder tendiren diese Spielereien zum eigentlichen Epigramm, z. B.

Digitized by Google

Du errötheſt? An dem Himmelszelte
Steigt die Röthe, wenn der Tag erwacht;
Jezt — auf Deinem holden Angeſichte
Deutet ſie — auf eine ſchöne Nacht!

Dies iſt ungefähr die einzige Unanſtändigkeit, aber auch der einzige Witz in dieſer kleinen Sammlung.

19) Der Weihnachtsabend. Eine Herzensgabe insbeſondere für die Jugend. Von Charlotte S. H. Starke, Verfaſſerin der Adeline. Oldenburg, Schulze, 1833.

Für die Jugend? Wenn man doch die liebe Jugend mit der Sentimentalität verſchonen wollte, die Jugend, der man nicht einfach, trocken und objektiv genug ſeyn kann. Wenn ich nun einem Kinde dieſe „Herzensgabe“ in die Hände gebe, wenn das Kind lieſt:

Was in ſtiller geweihter Stunde
Aufkeimt im Innern der Seele,
Was in des Gemüthes liebevoller Tiefe
Klarer ſich einte und hob,
Was des Herzens wärmſtes Schlagen
Hervorrief an's Licht —

was ſoll das Kind mit ſolchen abgedroſchenen Herzensphraſen anfangen? Wenn es angeredet wird: „Singend mit inn'gem Gefühl — dachte ich freundlichen Sinns an dich, o geliebte Jugend, und mit inniger Liebe ſang ich — Freut dich die Gabe, du ſchuldloſe blühende Jugend, o dann freue auch ich mich bis tief in das fühlende Herze“ (was — beiläufig geſagt — ein gar ſchöner Herameter iſt) — was ſoll ein Kind zu dieſen unnützen Schmeicheleien ſagen? Die Kinder ſagen gar nichts dazu, ſie leſen über dergleichen hinweg; dergleichen kann höchſtens einfältigen Eltern ſchmeicheln, die da glauben, ſo ein liebes Gethue paſſe für Kinder. Die Geſchichte vom ſchwarzen Mann iſt für Kinder weit intereſſanter und ſogar nützlicher, als der ſüße Marzipan zarter ſentimentaler Damenphraſen. Es iſt ganz Seele und Ohr, wenn man ihm vom Oger und Däumling, aber es gähnt, wenn man ihm von ſeinem kindlichen Gemüthe und von ſeinem lieben Herzen erzählt. Was weiß das Kind von ſeinem Herzen? was braucht es davon zu wiſſen? und was von ſeiner Unſchuld, die eben nur in ihrer eigenen Unbekanntſchaft beſteht, und von denen gleichwohl unſre ſchreibenden Damen ihren jungen Schweſtern ſo viel vorſalbadern?

Das Gedicht bewegt ſich in derſelben Liebeſeligkeit fort, mit der es angefangen. Dann nahet „der freundliche, liebliche Abend, freudig erwartet“ und „freundliche Kerzen glänzen“ am Weihnachtsfeſte den „herzigen Schweſtern“, doch nicht ſo „lieblich“ als ſonſt, denn die „innig geliebte Mutter“ iſt krank und „der ſonſt ſo beglückende, ſinnige, herrliche Abend,“ der „nur einmal im Jahre nahende feſtliche, herrliche Abend“ (es ſteht wirklich zweimal da) iſt diesmal ein trauriger. Doch ſie tröſten ſich: „Denke der herrlichen Freude,“ wenn die Mutter geneſt, dann ſind wir „die glücklichſten, fröhlichſten Kinder.“ Da ſagt eine zur andern „du gute freundliche Schweſter,“ und ſie meinten, „es ſey doch gar ſchön, ſo innig lieb ſich zu haben.“ Und ſo fort immer freundlich, immer lieb, immer innig, immer herzig und herrlich ꝛc., daß man glaubt, man ſchwimme wie eine Mücke in der ſüßen Milch.

20) Diaboliſche Dichtungen von W. Jemand. Iſerlohn, Langewieſche, 1833.

Wenn ſich die ſentimentalen Leute an den Teufel wagen, ſo möchte man wünſchen, daß es einen Teufel gäbe, bloß damit er ſich an ihnen räche. Der Teufel hat ein poetiſches Recht, das nicht gemißbraucht werden ſoll, er will diaboliſch dargeſtellt ſeyn, er verlangt, wenn er den Thierkreis der Poeten durchläuft, in Zeichen des Skorpions und nicht in Zeichen des Waſſermanns ſtehen zu bleiben. Wahrlich, daß dieſer langweilige W. Jemand ſich an Gegenſtände wie den Teufel, den ewigen Juden ꝛc. wagt, iſt ein Symptom des bedauerlichſten Verfalls unſrer Poeſie. Wenn die Genies zu tändeln anfangen und die ſeichteſten Köpfe ſich die erhabenſten und ſchwierigſten Aufgaben ſtellen, wenn die Michel-Angelos Schmetterlinge und Heringsköpfe in die Kirchen und die Anſtreicher jüngſte Gerichte in die Küchen malen, dann iſt die Poeſie eines Volks oder wenigſtens einer Periode im Abgang.

21) Stimmen der Zeit in Liedern von H. Stieglitz. Zweite veränderte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Gutgemeint, aber ſchwach. Wer nicht in große Poſaunen ſtoßen kann, der ſchweige doch lieber, denn auf das höfliche Geſäuſel kann die Zeit nicht achten. Da will einer Freiheitslieder dichten und verwahrt ſich gleich in der erſten Zeile, daß ihn die hohe Polizei doch um des Himmels willen für keinen Jakobiner halten ſolle. Die Poeſie verlangt, daß man Partei ergreife, ganz entſchieden, und die ſtärkſten Farben auftrage, man ſey nun Karliſt oder Negro. Sie verträgt ſich mit dem Haß eines Chateaubriand, wie mit dem eines Beranger, mit dem eines Stägemann, wie mit dem eines Michiewicz, mit dem God save the King, wie mit der Marſeillaiſe; ſie ſieht nicht darauf, ob man die rechte Partei wähle, ſondern nur daß man eine wähle und unter ihrer Fahne ſich ſo ſchlagend ausdrücke, als es die Sprache nur geſtattet. Aber die ſchwachen Verſuche, der Zeit farbloſe Reden zu halten, desavouirt die Poeſie und mit Recht, denn es gewinnt Niemand etwas dabei, wenn auch Niemand dabei verliert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 102. 6. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

22) Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, in's Deutsche übersezt und herausgegeben von Julius Mendelson. Erste Lieferung. Kurze Gedichte von Adam Mickiewicz. Heidelberg, in Commission bei Winter, 1834.

Der Herausgeber theilt uns eine kurze Biographie des berühmten Mickiewicz mit. „Dieser große Dichter wurde im J. 1798 zu Nowogrodeck in Lithauen von adeligen und nicht sehr reichen Eltern geboren. Sein Vater war Advokat. Der junge Mickiewicz besuchte die Schulen in seiner Geburtsstadt, ging später auf das Gymnasium zu Minsk und zulezt auf die Universität zu Wilna im J. 1814. Später wurde er als Lehrer der Literatur zu Kowno in Samogitien angestellt. Seine vorzüglichsten Lehrer waren: Leon Borowski, Professor der polnischen, Ernest Gottfried Grodeck, Professor der lateinischen und griechischen Literatur, und der große Joachim Lelewel, Professor der Geschichte. Schon auf der Universität (im sechzehnten Lebensjahre) entwickelte Mickiewicz eine große Fassungskraft und einen sehr durchdringenden Geist. Eine, rücksichtlich des Reichthums, ungleiche Liebe spornte ihn frühzeitig zu seinen ersten poetischen Erzeugnissen an. Die Früchte derselben sind mehrere kleine in dieser Sammlung enthaltene Gedichte und ein größeres Dziady, welches in der zweiten Lieferung des Parnasses erscheinen wird. Im J. 1819 schloß er sich an den unter der Leitung von Thomas Zan, eines Wilnaer Akademikers, gebildeten Studentenverein zur Verbreitung der Wissenschaften unter den ärmern und jüngern Schulgenossen und zur Bearbeitung der nationellen Literatur und Geschichte, an. Die russische Regierung wollte in diesem unschuldigen und durch aus rein wissenschaftliche Tendenz ausgezeichneten Vereine einen politischen Zweck erblicken. In Folge der durch den Senator Nowosilzow und den Rektor der Universität Pelikan geleiteten Untersuchungen, die bereits der Welt zur Genüge bekannt sind, wurden sämmtliche Mitglieder und Theilnehmer eingekerkert. Nach überstandenem Gefängnisse wurde Mickiewicz in die Tartarei verbannt, da schrieb er seine meisterhaften Krimmischen Sonette, die Professor Gustav Schwab trefflich in's Deutsche übersezt und in den neuesten Musenalmanach eingerückt hat. Diese Sonette wurden bald nach ihrer Erscheinung in die russische und persische Sprache übersezt. Aus der Verbannung wurde er nach Moskau zurückberufen, jedoch unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Darauf erhielt er die Erlaubniß, nach Petersburg zu kommen und lieferte

daselbst ein größeres historisches Gedicht aus der alten lithauischen und preußischen Geschichte: Konrad Wallenrod; auch dieses Gedicht ist bereits in mehrere Sprachen übersezt worden. Zum erstenmale erschienen seine Gedichte im J. 1822, sie wurden mit vielem Beifall und Bewunderung gelesen, jedoch fanden sie auch viele Gegner, indem Mickiewicz bei uns der Begründer der romantischen Schule und der Erste war, der den Damm des klassischen Aberglaubens durchbrochen hatte. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß, eine Vergnügungsreise in's Ausland auf einer ihm von der Regierung vorgeschriebenen Marschroute zu unternehmen. Es wurde ihm streng verboten, irgend ein polnisches Gebiet zu betreten; er schiffte sich daher in Kronstadt ein und landete in Lübeck. Von da richtete er seinen Weg nach dem Süden und besuchte Goethe in Weimar, bei dem er sich auch einige Zeit aufhielt. Darauf bereiste er die Schweiz und Italien und schlug seinen Aufenthalt in Rom auf. Hier ereilte ihn die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution vom 29. November 1830. Er begab sich im Mai 1831 nach Paris und verließ diese Stadt Anfangs Juli, in der Absicht, nach Polen zu gehen und sich der Revolution anzuschließen, wurde aber im Großherzogthum Posen angehalten und gehindert, den Zweck seiner Reise zu verfolgen. Nach dem Falle Warschaus hielt er sich noch einige Zeit in Posen auf und zog dann mit den Trümmern der polnischen Armee nach Dresden, kam im J. 1832 zum zweitenmal in Paris an, wo er bis jezt fortwährend lebt. Hier schrieb er auch im vergangenen Jahre: den dritten Theil seiner Dziady und die Bücher der polnischen Pilgerschaft, zwei Früchte des mit Schmerz und Trauer überfüllten Dichterherzens. Lezte ist sogleich in die deutsche, französische und englische Sprache übersezt worden, die erste wird die dritte Lieferung des Parnasses einnehmen. Mickiewicz besizt ein großes improvisatorisches Talent, wovon er oftmals in den Gesellschaften ausgezeichneter und hoher Freunde Beweise abgelegt hat. Wenn das Spiel oder der Gesang seinen Geist anregt, so entwickelt er reimend, nach einem ihm gegebenen Thema, die schönsten tragischen und historischen Scenen. Beim Improvisiren leidet er keineswegs, daß man seine Worte nachschreibe. Seine Gedichte wurden zu wiederholten Malen in St. Petersburg, Moskau, Wilna, Posen, Lemberg, Krakau und Paris gedruckt."

Das erste Gedicht ist Farys, oder der Ritt durch die Wüste, eine schauerliche Phantasie.

Weiß sind die Reiter und fürchterlich
Weiß die Pferde! — Sie steh'n! — — schweigen — ach,
Leichen sind's.
Ne alte Karavanne
Vom Winde entsandet.
Auf Kameelen-Skelett' sizet die Reiterschaar.

Unter der etwas unpassenden Ueberschrift „das Romantische" finden wir eins der schönsten und rührendsten Gedichte. Ein junges Mädchen, deren Geliebter schon lange gestorben ist, fällt in tiefe Schwermuth:

Bald läßt sie Zähren fließen;
Da greift sie etwas, da hält sie es fest;
Weinet schluchzend und lacht laut auf.

„Bist du's in der Nacht? ja, Hänschen, du bist's!
„Ach! auch im Tode liebt er!
„Hierher, hierher, nur ganz leise,
„Daß die Stiefmutter nicht höre!"

„Möge sie hören, du bist ja nicht mehr!
„Dein Begräbniß war schon längst!
„Bist ja gestorben? ach! ich fürchte mich!
„Warum fürchte ich denn mein Hänschen?
„Ach du bist's! deine Wangen, deine Augen!
„Deine weiße Kleidung auch!"

„Und du selbst so weiß wie ein Tuch,
„Kalt, wie kalt sind deine Hände.
„Leg' sie her, auf den Busen hier,
„Presse mich an, Lipp' an Lippe!"

„Ach wie muß es dort kalt seyn im Grabe!
„Du starbst! ja, zwei Jahre sind's.
„Nimm mich, ich will mit dir sterben,
„Ich liebe nicht die Welt."

„Schlimm ergeht mir's unter Menschen,
„Wein' ich, so spotten sie!
„Sprech' ich, so versteht es Keiner;
„Seh' ich, so sehen sie nicht!"

Der Morgen graut, sie will den Geist zurückhalten, sie folgt ihm und stürzt auf die Straße nieder, wo sie das Volk findet.

Eine Menge Gedichte sprechen bloß allgemeine Gefühle einer wehmüthigen Zärtlichkeit und liebliche Jugenderinnerungen aus. In den Romanzen aber entfaltet Mickiewicz den ganzen Reichthum seines lyrischen Geistes, und er ist hierin weit weniger ein Nachahmer des echten Volksliedes, als ein noch wirklich echter, noch nicht durch die künstlerische Reflexion verdorbner Volksdichter zu nennen. Er braucht nicht den naiven Ton zu suchen, er ist ihm schon angeboren. Vortrefflich ist das Gedicht „Frau Twardowska."

Twardowski sizt in der Ecke,
Stüzt die Hände wie ein Pascha;
Lustig! Leute, lustig! ruft er;
Kurzweilet, narret und ängstigt.

Digitized by Google

Dem Soldat, der den Kecken spielt,
Der jeden zankt, und jeden stößt,
Pfiff er mit dem Säbel vor's Ohr,
Und der Soldat wird ein Hase.

Dem Sachwalter vom Tribunal,
Der im Stillen die Schüssel leert,
Zeigt er den Geldbeutel leise,
Der Sachwalter wird ein Windhund.

Dem Schuster schnellt er drei Stäber,
Sezt drei Röhrchen an den Kopf an,
Saugte d'ran, und zog aus dem Kopf
Ein halbes Faß Danziger ab.

Er trinkt den Schnaps aus dem Kelch,
Und plötzlich pfeift's und kreischt's darin;
Sieht auf den Boden: „was Geier?
„Wie kommst du, Gevatter, hierher?"

Ein kleiner Teufel saß im Schnaps ꝛc.

Der Teufel erinnert ihn, daß sie einen Bund mit einander geschlossen, daß die Zeit jezt um sey, in welcher sie sich zu Rom hatten treffen wollen, und daß dieses Wirthshaus Rom heiße. Der überraschte Twardowski weiß sich aber zu helfen. Er erinnert den Teufel, daß er ihm noch nicht alle Verpflichtungen erfüllt, und gibt ihm noch einige Arbeiten auf; diese aber macht er so schwer, daß der Teufel sie nicht alle verrichten kann.

„Sieh das Sinnbild hier des Gasthofs,
Ein Pferd ist es, gemalt auf Leinwand;
Auf den Sattel will ich springen,
Schnell von dannen renn' das Pferd."

„Dreh' mir eine Peitsch' aus Sand,
Daß ich schlagen kann das Roß,
Und ein Haus bau' mir im Walde,
Wo ich füttern kann zugleich."

„Aus Nußkernen besteh' das Haus,
Hoch wie der Karpatengipfel;
Aus Judenbärten sey das Dach,
Und angenagelt mit Mohnsamen."

„Hier zum Muster ist ein Nagel,
Dick ein Zoll, und zwei die Länge,
Solcher Nägel schlage drei
Ein in jedes Korn vom Mohn."

So schwer diese Aufgabe ist, so löset sie der Teufel dennoch.

„Nu! du hast's gewonnen, Teufel;
Aber jezt zur zweiten Arbeit;
Bade dich in dieser Schüssel,
Darin ist geweihtes Wasser."

Doch der Satan krümmt sich furchtbar,
Aus dem Leib tritt kalter Schweiß,
Der Herr befiehlt's, — der Diener muß gehorchen,
Er badet sich bis an den Hals.

Dann sprang er vogelschnell heraus,
Und schüttelt' sich und nießte.
— „Jezt bist du in unserer Gewalt,
Der Bäder heißestes bestand ich."

„Nun noch Eins, dann sind wir quitt,
Bald wird die Macht des Teufels brechen;
Siehst du jenes Frauenzimmer,
Mein Weibchen ist's, Twardowska."

„Ich will ein Jahr bei Belsebub,
Dort an deiner Stelle wohnen,
Und mein Weib soll dieses Jahr
Mit dir als Gemahlin leben."

„Schwör' ihr Liebe, Achtung zu,
Und sey pünktlich ihr gehorsam.
Wirst du dieses nicht erfüllen,
So ist der Vertrag vernichtet."

Ihm leihet Satan halb das Ohr,
Und halb das Aug' der Frau;
Als hörte er, als sähe er,
Und rückt der Thüre näher.

Doch da ihn Twardowski quälte,
Ihn von Thür und Fenster jagte,
Flog er fort durch's Schlüsselloch,
Und bis jezt noch fliegt und fliegt er.

Ganz den alten Volksliedern ähnlich ist auch der Woywode:

Vom Altane seines Gartens
Rennt der keuchende Woywode
Wüthend in das Schloß zurück;
Bebend reißt er auf den Vorhang
Von dem Lager seiner Gattin,
Knirschend findet er es leer.

Sinnend starrt er auf das Bette,
Und den grauen Schnurrbart dreht er
Mit der Hand, der zitternden,
Wendet dann hinweg das Auge,
Und hinauf die Aermel streifend,
Ruft er dem Kosaken Naum:

Digitized by Google

„He, Koſake! He, du Bauer!
Sag', warum kein Hund noch Knecht
Nachts das Gartenthor bewachet?
Augenblicklich von der Wand
Lang' den Waidſack mir von Dachshaut,
Und die Janitſcharenflinte
Und die mit gezog'nem Rohre!“ —

Und nun ſchleichen ſie hinunter
Mit den Waffen in den Garten,
Zum Spalier um den Altan;
Auf der grünen Raſenbank
Schimmert etwas in dem Schatten —
Ha! ein Weib im weißen Kleide!

Sie verhüllt mit einer Hand
In die Locken ihre Augen,
Und mit dem Gewand den Buſen,
Mit der andern ſtößt ſie weg
Eines Mannes Arme, welcher
Knieend ihren Schooß umfaßt.

Doch er hält ſie ſehnſuchtglühend,
Und er fleht ſie an: „Geliebte!
Hab' ich Alles denn verloren?
Alles, Alles, deine Seufzer,
Deinen zarten Händedruck
Hat erkauft ſich der Woywode?“

„Ich, der ich ſo viele Jahre
Dich mit ſolcher Treue liebte,
Muß nun in der Ferne ſeufzen,
Muß nun aus der Ferne lieben;
Aber er hat nie geſeufzt,
Aber er hat nie geliebt,
Nur geklimpert mit der Börſe,
Und — auf ewig dich erkauft!“

Der Woywod und der Koſake
Knie'n jetzt nieder hinterm Strauche,
Zieh'n Patronen aus der Taſche,
Beißen ab ſie mit den Zähnen,
Laden dann mit derbem Ladſtock
Ein Maaß Pulver, zwei Maaß Schrot.

„O mein Herr!“ ruft der Koſake,
„Mich befällt ein böſer Geiſt;
Auf dies Weib kann ich nicht ſchießen!
Als den Hahn ich ſpannte, lief
Mir ein Schauer durch und durch,
Und ein Thränlein auf die Zündpfann'.“

„„Still, Koſake! Wart', Heidncke!
Wart' ich will dich weinen lehren! —
Da! nimm's Horn mit feinerm Pulver,
Schüttl' es auf die Pfanne, raſch!
Weg' den Stein ab mit dem Nagel,
Faſſe dir in's Aug den Kopf da,
Oder ziele auf das Weib!““

„„Höher! — Beſſer rechts! Nur langſam!
Wart, bis ich geſchoſſen habe;
Erſt ſchieß' ich — den jungen Herrn.““ —
Der Koſak legt an, zielt, — drückt —
Feuert — und er trifft gerade
Den Woywoden durch den Kopf.

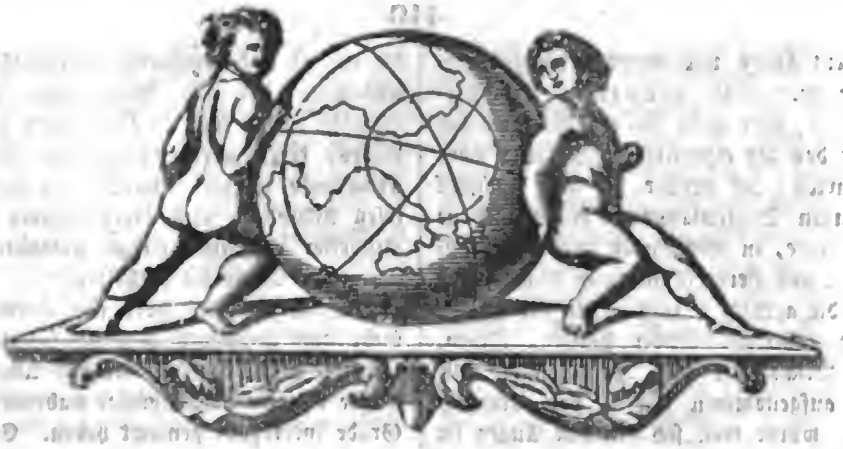
Zu den ſchönſten Gedichten der Sammlung gehören die drei Budriſſen.

Drei Söhne, ſo wackre Litthauer wie er,
Ruft Budriß der alte zuſammen,
Er ruft auf den Schloßhof herbei ſie und ſpricht:
Die Roſſe heraus! Bereitet die Sättel!
Und ſchleifet die Spieße und Schwerter!
Ihr ſeyd mir zu dritt und drei Wege habt ihr.
Es folge nach Rußland den Olgier der Eine
Unter Nowogrods Mauern zum Ilmen;
Es gibt dort Schweife von Zobeln in Meng,
Und ſilbergewirkte Schleier,
Und dort hat der Kaufmann Gelder wie Eis.
Der Andere von Euch trete
Zu Kieyſtuts fürſtlichen Reihen,
Und fecht' mit den Deutſchen Rittern;
Dort findet man Bernſtein wie Sand,
Gewänder von herrlichem Glanz,
Und Prieſterornat mit Brillanten.
Der Dritte ſoll ziehen mit Skirgiells Schaar
Hin über den Memel hinaus,
Dort trifft er das Hausgeräth ſchlecht,
Doch gute Säbel und Schilde.
Und hole ſich dort eine Frau;
Denn es ſind mir von allen Geſang'nen
Die Lechitinnen immer die liebſten.
Sie ſind wie kleine Käzchen vergnügt,
Die Wangen noch weißer als Milch,
Mit ſchwarzen Wimpern das Augenlied,
Wie Sternchen leuchten die Aeuglein.
Vor einem halben Jahrhundert ſchon,
Als ich noch ein Jüngling geweſen,
Brachte eine Lechitin ich von dort mir zur Frau.
Und obgleich in dem Grabe ſie ruhet,
Gedenke mit Rührung ich ſtets noch an ſie.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 103. 10. Oktober 1834.

Geschichte.

1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu den neuesten Zeiten. Von Prof. Chr. Kruse und dessen Sohn Hofrath Prof. Dr. Fr. Kruse. Fünfte Ausgabe, mit verbesserten Tabellen und Karten. Halle, Renger, 1834. Fol.

Man hat die Brauchbarkeit dieses Werkes anerkannt, indem man seine öftere Wiederauflage nöthig gemacht hat. Durch nichts prägen sich die geschichtlichen Umgestaltungen der Länder fester ins Gedächtniß, als durch historische Karten, die dasselbe Land zu verschiedenen Zeiten in seiner immer wieder veränderten politischen Eintheilung zeigen. Ein einziger Blick des Auges leistet hiefür mehr als ein langes Bücherlesen.

Kruse hat einen andern Plan befolgt, als le Sage, er hat der ältern Geschichte einen größern Raum gewidmet als der neuern, und sich auf Europa beschränkt, überhaupt aber mehr die Geschichte als die Statistik im Auge gehabt. Sein Werk ist ein vortreffliches Hülfsmittel für die historischen Studien auf Schulen und es bleibt in diesen Grenzen. Wenn es sich nicht begnügt hätte, dem Raume nach die Charte von Europa, und der Zeit nach eine Periode von je einem Jahrhundert festzuhalten, wenn es neben den Hauptveränderungen in Europa auch noch die kleinen Veränderungen in jedem einzelnen Lande und neben dem hundertjährigen Wandel auch noch die kleinen Umgestaltungen von wenigen Jahren aufgezeichnet hätte, so würde der Atlas ins Ungeheure angeschwollen seyn und dennoch überall Lücken gelassen haben, weil es an gehörigen Hülfsmitteln für die spezielle Geographie des Mittelalters noch sehr mangelt. Wir können also die Konsequenz in Plan und Ausführung dieses Werks nur billigen.

Gleichwohl glauben wir bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen zu müssen, daß auch Spezialkarten der mittelalterlichen Geographie veranstaltet werden möchten, zunächst wenigstens von Deutschland. Seit einigen Decennien ist so viel für Aufhellung unserer älteren Geschichte geschehn, die Urkunden aller Archive sind hervorgezogen und schon manches schätzbare Werk über ältere Gaueintheilung (z. B. die bairische) oder Kirchen- und Feudalbesitz (z. B. der Besitz des Kloster Corvey ꝛc.) herausgegeben worden, daß von Seiten des Staats oder alterthumsforschender Gesellschaften wohl einmal ein

Digitized by Google

Atlas des ältern Deutschland und seiner Provinzen veranstaltet werden könnte. Kruse konnte nur die allgemeinen Umrisse liefern, aber nicht für den Gebrauch der Schule, sondern für den des eigentlichen Historikers wäre eine Folge von Karten, auf welcher die auf einander folgenden Eintheilungen Deutschlands in einzelne Gaue und größere Völkerbünde, in Bisthümer und Erzbisthümer, in Grafschaften und Herzogthümer, in Feudal- und Stadtgebiete, und die allmählich zum ersten Range sich erhebenden oder wieder verschwindenden Pfalzen, Villen, Klöster, Burgen, Bischofssitze und Handelsstädte mit historischer Treue aufgenommen wären, von höchstem Werthe. Dann erst würde man sich mit den Augen im alten Deutschland orientiren können, da die bloße Phantasie mit Hülfe der historischen Lektüre doch nie so vollkommen und ohne Auslassungen oder Verwechslungen eine Uebersicht im Kopfe zu gewinnen vermag.

2) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Frhr. von Hormayr. Neue Folge. Fünfter Jahrgang, 1834. München, G. Franz.

Wir haben dieses Taschenbuch immer mit Vergnügen gelesen und freuen uns, daß es noch fortbesteht, obgleich es im Verlage bedenkliche Wechsel erfahren hat. Herr von Hormayr ist nicht unbefangen genug für den großen Styl der Geschichte, aber mit Anmuth bewegt er sich im kleinen Detail deutscher Geschichtsalterthümer, und könnte so manchen norddeutschen Gesellschaften, die in demselben Fache arbeiten, als Muster des Geschmacks dienen. Welcher Plunder von alten Urkunden und überflüssigen Notizen wird nicht zu Tage gefördert, und das wirklich historisch Interessante oder sonst Pikante verliert sich unter den Longueurs provinzieller Archivnachrichten, die ohne Wahl mitgetheilt werden, wenn sie nur alt sind. Insbesondere aber begehn diese Archivare darin einen Mißgriff, daß sie fast durchaus nur Citate geben und nicht die Sache selbst. Was hilft es mir in Schwaben, wenn ich bloß die Ueberschriften und Titel der Urkunden kenne, die in irgend einem Winkel von Westphalen oder Pommern gesammelt worden sind? Ich verlange mit Recht, daß der, welcher die Kunde davon mittheilt, zugleich wenigstens das Wissenswürdigste daraus abdrucken lasse. Es kann unter hundert Gelehrten kaum einer an Ort und Stelle reisen, um in den alten Papieren zu wühlen, und die Aufgabe der historischen Gesellschaften wäre nicht, mit dicken Verzeichnissen ihrer Schätze zu prahlen, sondern das Beste aus diesen Schätzen durch Wiederabdruck wirklich gemeinnützig zu machen, wie Herr von Hormayr. Dieser gibt uns den Text, den Kern, ganz so wie es die alten Sammler auch machten, aber die neuern und namentlich norddeutschen Sammler geben uns nur Titel und Noten ohne Text, also die leere Schaale. Der Abdruck einer alten Chronik, eines alten Liedes, eines merkwürdigen, die Geschichte aufklärenden Fragments ist mehr werth, als das Register von zahllosen Urkunden, aus deren bloßem Titel der entfernte Historiker erst nicht einmal urtheilen kann, ob sie wirklich etwas Wichtiges enthalten.

Wenn übrigens Herr von Hormayr von Anfang an mehr das gesammte deutsche Lesepublikum und die gesammte deutsche Geschichte im Auge gehabt hätte, so würde er seine Taschenbücher wahrscheinlich in noch höherm Grade interessant gemacht haben. Er ist zu österreichisch gewesen, jezt zu bairisch und vielleicht nicht mehr jung genug, um die Tour weiter fortzusetzen. Nicht jeder Geschlechtsname bietet aber so wichtige historische Beziehungen dar, als der Name Kaunitz und die bekannten Ahnentafeln haben nicht für alle Leser Interesse. Eben so haben nicht alle Nachrichten von fürstlichen Privatleben so viel Interesse als das Tagebuch des Kaiser Max. Wenn nun statt der Artikel, die bloß für den Südosten Deutschlands und noch spezieller für den südöstlichen Adel Deutschlands geschrieben scheinen, schon der Abwechslung wegen auch west- und norddeutsche Artikel aus interessanten Chroniken und Urkunden mitgetheilt worden wären, so würde sich Herr von Hormayr ein großes Verdienst erworben haben. Ist doch sein Taschenbuch das einzige Sammelwerk, worin die kleinen Schätze der Vorzeit gesammelt erscheinen. Wie viele pikante Züge, lehrreiche und liebliche Bilder der Vergangenheit bleiben unbekannt, weil sie, einzeln aufgefunden, eines Orts entdeckt, in den man sie zu Nutz und Frommen Aller niederlegen kann.

Unter dem reichen Inhalt des vorliegenden Bändchens zeichnen sich besonders aus: die Schilderung der böhmischen Königsburg Karlstein, Scenen aus dem mittelalterlichen Städteleben (aus Augsburg), Ausflüge durch das nördliche Böhmen (von Hänke), Aktenstücke zur Geschichte des ungarischen Aufruhrs unter Rákoczy und eine fast unzählbare Menge kleiner Geschichten, Anekdoten und Charakterzüge der deutschen Vorzeit. So findet sich Seite 151 die Geschichte eines vermeintlichen Seherin, der Jungfrau Anna Laminitin zu Augsburg vom Jahr 1503. Einige köstliche Züge von Maximilian I. zeigen, wie sich damals auch die Kaiser mit dem Volk familiarisirten.

Wolan wir dieser Maximilianischen Augsburg ein Tanz dient sind an die weiber angetzt, thur sovon wir stirz abthun.

Anno 1518.

Item wie man zelt von der geburt Christi 1518 Jar, uff Dornstag vor der herren faßnacht, da hett Mann

Digitized by Google

dem Kaiser Maximilian einen Burger Tantz zu Augspurg auf dem Tantzhaus, da schuoff der Kaiser, daß die Frauin und Junckhfrauin allwegen zwuo mit ainander Tantzen sollten, alß an einem Rayen herumb, und wie sie etlichmall herumbkhommen wahren, da hieß der Kaiser etlich Frauin vor Ihm still stehen, und es redet dem Kaiser der Cardinall von Gurch, herr Matheuß Lang, wie daß Kayſ. Mayſt. besondere Guad zu der Statt Augspurg hett, und den Erbaren Frauin, so sehr aber Ir Mayſt. ain Vngestalten gebrauch an den Frauin, daß wahren die stirtz, so sie trougen, deßgleichen die hochen schlayr, so auch frauin trugen, und wehre daß Kayſ. Mayſt. gnedigß Begehren an die Frauin, daß Sie solliche Stirtz und hoche Schlayr Ir Mayſt. zu Eren und gefallen abthun, und nit mer tragen sollen, daß wolt Ir Mayſt. in gnaden erkhennen, da khamen die drey Burgermaister, und Doctor Peyttinger, Stattschreiber, zu den Frauin und gaben dem Kayser die antwortt, die Frauin wurden sich gantz mit geburender Underthenigkheit recht halten. Da schry man, welche Frau des Kayſers Begehren halten, und die Stirtz und hochen schlayr nit tragen woltten, die dörfften nit aufheben, welche aber die Stirtz und hochen schlayr tragen woltten, die soltten ainen Finger aufheben, aber eß hub khain Frau khainen Finger auf, so ließ auch der Kayser reden, man solt sonst nin Erbare Fation machen, und Tragen, darnach machten etlich Frauin ainen Adellichen Bundt, und etlich nit, und wardt mancherlay Bündt gemacht, und herfür gebracht, daß zuvor seltzam wahr."

Hatte der Kaiser auf diese Weise die Frauen zu Augsburg zu seinem Willen gebracht, so brachten ihn hinwiederum die Frauen zu Nürnberg zu dem ihrigen. Im Jahr 1489 kam Kaiser Max nach dieser Stadt. „Er stieg zur Herberge in dem Hause des ehrbaren Rathsherrn und Bürger Scheurl ab, unter der Burg. Am 30. August gab gesammte Bürgerschaft auf ihrem Rathhause einen Tanz zu Ehren des geliebten Max, zu welchem auch die beiden Markgrafen Friedrich und Sigmund geladen waren. Da der König sich sehr lustsam bei diesem Tanze unterhielt, so gab er selbst hinwieder in seiner Herberge am 31 September ein Gastmahl und lud zwanzig ehrbare Bürgerfrauen aus den Rathsgeschlechtern zu Tisch. Während dem ritt ein Ritter vom Hoflager des Bayerherzogs und Pfalzgrafen Otto von Neumarkt zur Stadt ein und lud den König auf das Schloß des Herzogs, dem er sehr zugethan war. Die Nürnberger Frauen aber verdroß das gar sehr, daß der König sobald sie deßhalb verlassen wollte, denn sie gedachten noch, den König zu einem Tanz zu laden, und zu bereden. Deßhalb gelang es ihnen, einen Diener des Königs auf ihre Seite zu gewinnen, daß er ihnen die Stiefel und Spornen seines Herren anvertraue, damit er nicht alsbald fortreiten möge. Der fröhliche Markgraf Friedrich, davon unterrichtet, entschuldigte diese artige List der Frauen bei dem gütigen Fürsten, welchem es gefiel, von der Herberge auf das Rathhaus sich nochmal zu begeben, wo er mehrere andere, schön gezierte Frauen und Jungfrauen unter den getreuen Bürgern fand, was ihn um so huldreicher bewog, den Tanz zu gewinnen. Indessen aber der König auf dem Rathhause also noch tanzte und sich ergötzte, — harrte Herzog Otto von Neumarkt schon lange zu Schwarzenbruck vergebens, den König zu begrüßen und ihn auf sein Schloß zu Neumarkt zu begleiten, bis der König endlich, nachdem er mit vielem artigen Dank aus den Händen der Frauen die Stiefel und Spornen wieder erhielt, dann fortritt und auf dem Schlosse des Herzogs dieser Frauenlist halber sehr muntern Sinnes war und gar wonnig sich der Ruhe überließ."

Ueberaus herrlich ist folgende Anekdote: „Kaiser Friedrich IV. hielt noch in seinem Greisenalter einen glänzenden Reichstag zu Regensburg, wobei an 9000 Pferde beherbergt wurden. In einer Sitzung auf dem Rathhause fing der alte Kaiser allmählich zu schlafen an, sezte aber vorher mit bedeutungsvoller Miene seine stets bei der Hand habende Schlafhaube auf, und machte sichs nach Herzenslust bequem und breit. Der Erzbischof von Salzburg, ihm nicht ferne sitzend, wagte es, ihn vor männiglich zu wecken und sprach: „Mein gnädigster Herr, ich bin zwar nicht hier, daß ich Ew. kaiserliche Gnaden vom Schlafe aufwecken soll, sondern daß ich Dieselbe aufmuntern möge, zum vorhabenden Werk, weßhalb wir alle da beisammen sind und dazu gesammten Vaterlands deutscher Nation und des heil. römischen Reichs willen ich Euer kaiserl. Gnaden frisch und anmuthig machen will." Ueber welche Kühnheit die meisten Fürsten sich verwunderten und dem Erzbischof übel zuwenden wollten. Der Kaiser aber sprach: „Lasset ab, dann, wenn ich so lange sitz' in meinem schweren Alter, so geht mir der Schlaf zu."

Wenn man bedenkt, mit welcher Milde der Wahnsinn Reindls in Oesterreich, der den jüngern König von Ungarn, und des Matrosen, der den König von England thätlich angriff, geahndet wurde, so muß man über die Barbarei früherer Zeiten erstaunen, in welcher schon die bloßen Worte eines Wahnsinnigen mit dem Tode bestraft wurden. „Während seines Reichstages zu Regensburg wohnte Kaiser Karl V., aus dem Bade von Abach wiederkehrend, einem feierlichen Bittgang nach St. Emmeran bei. Da sprang mitten aus der ungeheuern Menge ein Bauer aus der Ingolstädter Gegend den Kaiser an, ihm mit Zwinglischen Schmähworten predigend und des

Digitized by Google

Willens, den Kaiser zu seiner Meinung zu bekehren. — Der Bauer ward alsbald ergriffen, und obgleich viele meinten, er sey wahnsinnig, stehenden Fusses nach dem Hochgericht geführt und ihm alldort der Kopf abgeschlagen."

Merkwürdig ist ein hier Seite 327 abgedruckter Brief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten, worin sie dieselben von ihrer Ketzerei abmahnt.

Folgende Zusammenstellung gibt vielleicht den anschaulichsten Beweis einer Nemesis in der Geschichte: „Die Frangipanis, die mit den Johannitern, Bela IV. wieder in sein, von den Mongolen verwüstetes Reich zurückgeführt, waren Verderber der beiden Heldenstämme der Babenberger und der Hohenstaufen gewesen. — Conradin, der lezte Stauffe, in der Schlacht um sein väterliches Reich beider Sicilien, durch den Usurpator Karl von Anjou geschlagen, wurde zu Astura von einem Frangipani als flüchtig verrathen und endigte (29. Okt. 1268, zu Neapel auf dem Blutgerüste. — Am 19. Jan. 1246 fiel durch eines Frangipanis Speer der lezte Babenberger, Friedrich der Streitbare, in der Schlacht wider den Ungarkönig Bela vor Neustadt. — Am 30. April 1671 fiel in eben diesem Neustadt das Haupt des lezten Frangipani, als Hochverräther, auf dem Blutgerüste, eines schönen und kühnen jungen Mannes, dessen trostloser Gemahlin, Julia de Naro, seine Begnadigung, weil er der Lezte eines uralten Heldenstammes, aus dem seltsamen Grunde verweigert ward, weil die lezten Zwei viel größerer Geschlechter durch Frangipanis umgekommen seyen."

Lyrische Dichtkunst.

22) Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, in's Deutsche übersezt und herausgegeben von Julius Mendelson. Erste Lieferung. Kurze Gedichte von Adam Mickiewicz. Heidelberg, in Commission bei Winter, 1834.

(Schluß.)

Die Söhne ziehen aus und kehren lange nicht wieder.

Und Bubriß der Alte vermuthet,
Sie seyen im Kampfe gefallen.
Doch mitten im schneeigten Sturme, da sprengt
Geharnischt ein Ritter zum Dorfe herein,
Mit dem Mantel bedeckt er was Großes.
„Ei! es ist ein Eimer: im Eimer sind wohl
Viel Nowogrodische Rubeln?"
— „Mein Vater, 's ist eine Lechitin zur Schnur!" —
Und mitten im schneeigten Sturme
Sprengt da ein Ritter zum Dorfe herein,
Mit dem Mantel bedeckt er was Großes.
„Gewiß aus Deutschland kommst du mein Sohn,
Bringst mir einen Eimer voll Bernstein?"
— „Mein Vater, 's ist eine Lechitin zur Schnur!" —
Und mitten im schneeigten Sturme
Da rennet ein Dritter zum Dorfe herein:
Der Mantel ist voll, da ist Beute in Meng',
Doch eh' er die Beute noch zeigte,
So ließ zu der dritten Hochzeit auch schon
Der Alte die Gäste einladen.

Welch artiges und verdientes Lob der Polinnen!

Diese Beispiele beweisen, daß Mickiewicz, obgleich vorzugsweise epischer Dichter, auch der lyrischen Kürze vollkommen Meister ist. Wenn je die beiden ersten Erfordernisse der Lyrik, die reinste Objektivität in Bild und Sprache und die tiefste, nicht bloß persönliche, sondern zugleich nationelle Empfindung, in einem Dichter vereinigt waren, so sind sie es bei Mickiewicz. Wie sehr beschämt er die Dutzendpoeten unsrer Tage, die umgekehrt uns statt objektiver Gestalten und Bilder nur empfindsame Phrasen und Gefühlsraisonnement geben und gleichwohl nichts von einem großen Schmerz, nichts von einer welthistorischen Leidenschaft wissen, sondern nur ihre alltäglichen nüchternen Gefühle ableiern.

Dem Uebersetzer gebührt das Lob, daß er mit Empfindung und Rücksicht auf den deutschen Wohllaut übersezt hat; das leztere ist bekanntlich bei Uebersetzungen aus dem Polnischen nicht ganz leicht.

Jugendschrift.

Das Buch der Geschichte. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen ꝛc. Der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung von Dr. Claudius. Wien, Tendler. S. 157.

Kleine moralische Erzählungen aus der Geschichte und Sagenwelt, theils bekannte, wie Androkluß, Polykrates ꝛc., theils weniger bekannte, alle aber nicht bloß moralisch, sondern auch zur Phantasie sprechend, was bei Jugendschriften immer eine Hauptsache ist. Das kleine Buch ist mit artigen Kupfern versehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 104. 13. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

1) Lord Porchesters Aufenthalt in Spanien, während der Revolution des Jahres 1820. Aus dem Englischen übersezt mit Bemerkungen über die neueste Ereignisse in England, von A. W. Rehberg, königl. hannöv. Geh. Kab. Rathe. Braunschweig, Vieweg, 1834. S. 140.

Der Lord reiste von Kadix über Granada, Murcia, Valencia, Barcellona, also an der Küste des Mittelmeers hin, zu einer Zeit, als überall royalistische Guerillas gegen die damals triumphirende Konstitution sich vergeblich erhoben. Das Bild, welches der Verfasser uns von dem spanischen Landvolk entwirft, ist ein durchaus heiteres: „In der That gibt es kein edleres Geschlecht von Menschen, als die spanischen Bauern. Sie sind von dem Gefühle einer unabhängigen Selbstständigkeit beseelt, von dem edelsten Anstande in ihrem Benehmen: und sehr viele unter ihnen sind von ausnehmender Schönheit. Sie sind allerdings sehr stolz, und so reizbar, daß es mir wohl begegnet ist, sie ohne Absicht, aus Unkunde ihrer eigenthümlichen Sitten, zu verletzen. Unter diesem anscheinenden Hochmuthe leuchtet aber wahre Zartheit des Gefühls und edle Denkart hervor. Sie unterreden sich mit Männern von höherer Geburt oder Stande ohne die geringste Spur von knechtischem Sinne: fast als mit ihres Gleichen. So manchen Tag ich aber auch auf der Reise unter ihnen zugebracht habe, erinnere ich mich keines einzigen Falles, da sie den Anstand männlicher Höflichkeit verletzt hätten. Im südlichen Spanien versammeln sich die Bauern des Abends nach vollendeter Arbeit um ein großes Feuer in der Posada, dem Wirthshause des Dorfs. In abgelegenern Gegenden, wo die Sitten seit vielen Jahren gar wenig Veränderung erlitten haben, machen diese Abendversammlungen einen auffallenden Eindruck. Die Beleuchtung ihrer eigenthümlichen Kleidung und ihrer ausdrucksvollen Gesichter geben dem Ganzen ein malerisches Ansehn. Auf der Reise verfügte ich mich jeden Abend nach der Posada, und ward jedesmal mit Höflichkeit aufgenommen, und ersucht, den Platz nahe am Feuer einzunehmen. Im Vertrauen auf das angeborne und allgemein herrschende Ehrgefühl der Spanier durfte ich, ein Ausländer, auf einer Reise in der unruhigsten Zeit, mich in meinen Mantel hüllen und zwischen diesen Haufen von Menschen mit vollkommner Sicherheit zur Ruhe legen. Ich glaube, daß sie nicht für alle Schätze des Morgenlandes das Gastrecht verletzt hätten.“ In dieser malerischen Weise fährt der Verfasser fort. Gewiß rührend ist folgendes Bild. „Wir erreichten das Kloster Monserrat nach der großen Mittagshitze. Dieses alte, unregelmäßig und offenbar theilweise zu verschiedenen Zeiten errichtete Gebäude

Digitized by Google

trägt noch immer Spuren alter Pracht an sich, und hat etwas höchst Ehrwürdiges. Es diente vormals einer der größten und bewundernswürdigsten Anstalten der katholischen Christenheit: aber es war jezt in traurigem Verfalle. Die Kapelle, ein Meisterstück architektonischer Kunst, ist jezt eine Ruine. Nur drei Mönche mit dem alten Abte waren noch übrig, und der Einkünfte beraubt, von denen ein zahlreicher Konvent gelebt hatte. Der Abt empfing uns mit ediem Anstande und freundlich. Sein ruhiges Antlitz hatte den Ausdruck tiefer Schwermuth und Resignation. Während der französischen Invasion hatte er die Landleute in Aufstand gebracht, eine Guerilla gebildet, und die Gefahren des Kriegs für die Unabhängigkeit von Spanien, mit dem geringsten Bauer getheilt. Die Erinnerung an solche Thaten hätte ihm wohl ein besseres Loos im Alter sichern sollen. Dieser Verdienste unerachtet, hatte die unerbittliche Konstitution ihn in die bitterste Armuth hinabgestürzt. Er führte uns auf die Terrasse, welche 3000 Fuß über dem Meer erhaben ist, und eine schöne Aussicht in das weite Land, voll schöner Waldung und schroffer Felsen, darbietet. Die Mönche richteten unsre Blicke auf Vila, und sagten uns, daß die Bewohner des Orts und der Gegend die Waffen für die Sache des Königs ergriffen hätten, daß aber die Konstitutionellen schon seit dem vorigen Tage dahin zögen, daß ein Gefecht sofort anfangen und sehr hartnäckig seyn würde. So fiel es auch aus. Der Widerstand war über alle Erwartung groß und verzweiflungsvoll. Die Priester trugen das Kreuz vor, und ermahnten das Volk, lieber zu sterben, als sich den Unterdrückern von Katalonien, den Feinden Gottes und des Königs, zu unterwerfen. Männer, Frauen und sogar die Kinder erhuben sich bei dem Erschallen der Sturmglocke, und fochten in den Reihen der Royalisten. Die Stadt war beinahe in einen Steinhaufen verwandelt, ehe die Gegner eindringen konnten, und nach der Eroberung ward Alles ohne Unterschied niedergemezelt."

In den Gebirgen Kataloniens gerieth der Reisende einer Guerilla in die Hände. „So wie wir vorwärts kamen, ward die Scene wilder. Die Straße lief zwischen kühnen Höhen, die tiefe Schluchten bildeten, und schroffen Abgründen her. Plözlich kamen hinter einer Klippe drei oder vier Männer hervor, wichen zurück, erschienen aber sogleich wieder, erhuben ein gräßliches Geschrei, legten die Gewehre an, und riefen uns zu, nicht von der Stelle zu weichen. Ihre unordentliche Kleidung, ihre verzerrten Mienen, ihr wüthendes Geschrei und die seltsame Stellung, in der sie, halb zur Erde gebückt, um das Gewehr halten zu können, im vollen Laufe auf uns zielten, gab ihnen anfangs mehr das Ansehn einer Horde von Wilden, als einer regelmäßigen Guerilla. Gleich nach dem ersten Angriffe aber nahmen sie den ihnen natürlichen höhern Anstand wieder an. Sie waren in blaue Beinkleider und dunkelrothe Mäntel gekleidet, und die scharlachfarbne katalonische Müze fiel über das fliegende, bis auf die Schultern hängende Haar weit herab. Als sie zu uns herangekommen waren, hielten sie uns das Gewehr vor, mit den Worten: Ihr seyd Verräther, Feinde des Königs und des Glaubens! Ihr sollt sterben. Sie forderten unser Geld, und warfen es in der ersten Wuth auf die Erde, mit den Worten: es sey Gold von Verräthern. Als wir ihnen aber erklärten, wir seyen Fremde, hätten mit den Unruhen dieser Zeit nichts zu schaffen, und gehörten dem fernen Lande an, dessen Bewohner mit ihnen für die Sache Ferdinands und Spaniens gegen das Volk jenseits jener Pyrenäen, die uns vor Augen lagen, gefochten, so versicherten sie uns mit enthusiastischem Händedrücken, es solle uns kein Leid zugefügt werden. Unterdessen waren ihr Hauptmann und ein Andrer herbei gekommen, den wir nachher als den Lieutenant bezeichnen hörten." Zufällig aber fand man bei einem Gefährten des Lords einige Pistolenkugeln, die neuen Verdacht erregten; die Reisenden schwebten eine Zeitlang in großer Gefahr und mußten der Guerilla durch Dick und Dünn folgen: „Um diese Zeit machte die Guerilla Halt an einem Bache, der den Felsen herabstürzte, in einer Gegend von dem erhabensten Charakter, so wie sie Salvator Rosa gemalt, und Walter Scott beschrieben haben. Ueber uns, hohe Berge mit Fichten bedeckt; umher graue Felsen; vor uns Katalonien, der Schauplatz eines furchtbaren bürgerlichen Kriegs. Die Männer ruheten unter dem Felsen einen Augenblick aus, und ihre Waffen, rothen Mäntel und Scharlachmüzen wurden von der Sonne bestrahlt, so wie diese hin und wieder durch das Dickicht des Waldes durchleuchtete. Der Haufen bestand aus lauter ausgesuchten Jünglingen von spanischer Würde des Anstandes. Ihre Kleidung war malerisch, und nahm sich in dieser Scene vortrefflich aus. Alle waren von hoher Gestalt und größtentheils schön. Unruhe, tiefes Nachdenken und Erbitterung war auf ihren finstern Gesichtern zu lesen. Jedes von diesen hatte seinen eigenthümlichen Charakter, Alle aber den Ausdruck hoher Entschlossenheit. Einige ließen sich am Wasser auf die Kniee nieder, um begierig zu trinken, Andere lagen ausgestreckt auf dem Boden, nur Wenige lehnten sich auf ihre Gewehre. Einer stand am Abgrunde und kehrte sich bei dem Ertönen der Kanonenschüsse mit dem Ausdrucke des grimmigsten Hasses und mit geballter Faust dahin, wo die Konstitutionellen zu stehen schienen." Doch kamen die Reisenden glücklich davon, da sich ihre Bedienten und Papiere einstellten. Der Verf. rühmt, daß er unter so vielen fanatischen Menschen nur einen Einzigen gefunden habe, der grob und ungestüm gewesen sey.

Nach der Schilderung dieser Abenteuer geht der Lord

Digitized by Google

zu einer Erörterung der Mißgriffe über, welche die Konstitutionellen zu jener Zeit begangen haben. „Die feindselige Stimmung eines sehr großen Theils des spanischen Volkes gegen die ihm angebotene Konstitution war viel weniger einem Mangel an patriotischen Gesinnungen, als dem Widerwillen gegen einzelne Maßregeln der Kortes zuzuschreiben. Vermöge des Wahlsystems, dem diese Versammlung ihre Entstehung verdankte, waren die Meinungen und Wünsche der Bewohner großer Städte vorherrschend. Die Landeigenthümer, die Geistlichkeit, ein Theil der kleinen Städte, und eine sehr überwiegende Menge von Landleuten, waren nur dem Namen nach repräsentirt, und hatten im Grunde keinen Antheil an der gesetzgebenden Versammlung. Dieser Widerstreit zwischen der demokratisch konstituirten Repräsentation des Volks, und einer durchaus auf aristokratischen Principien beruhenden Vertheilung des Landeigenthums, erzeugte einen verderblichen Kampf unter den Parteien. Hätte eine abgesonderte aristokratische Kammer in den Kortes bestanden, so wäre der rücksichtslose Angriff auf so viele alte Interessen, aus welchem allein schon das Mißlingen der Konstitution erklärt werden kann, gemäßigt worden. — Die Berathschlagung der Kortes im Junius 1821 über die Abschaffung der gutsherrlichen Rechte beweist, daß kein widerstrebender Faktionsgeist vom Adel ausging; vielmehr wird die Bereitwilligkeit desselben, die neuen Anstalten zu unterstützen, gepriesen. Wenn die höchste Klasse solche Gesinnungen über eine Konstitution bewies, durch welche sie einen großen Theil ihres politischen Einflusses und ihrer Privilegien verlor, und aufhörte, als ein besonderer Staatskörper bedeutenden Einfluß an der Gesetzgebung zu haben: so darf man wohl glauben, daß sie einen hohen Sinn der Unabhängigkeit vom Hofe und von der Regierung, auch unter der neuen Verfassung behauptet haben würde, dafern diese nur ihr Eigenthum geschützt und ihr einen billigen Antheil an der Gesetzgebung gesichert hätte. Ein Gesetz der Kortes schloß Alle aus, welche dem königlichen Haushalte angehörten: und die meisten Grandes waren in diesem Falle. Aber es war auch kein Druck unerträglicher, als die beständige Vormundschaft, unter welcher der Hof diese Grandes hielt, und davon wären sie durch eine Pairskammer befreiet *).

*) Ein Grande durfte sich nie ohne besondere Erlaubniß von Madrid entfernen: so daß der Herzog von Medina Celi, dem der fünfte Theil von ganz Andalusien gehört, nicht seine eigenen Güter besuchen durfte, wenn die Camarilla solches nicht zugab. Es ist sehr merkwürdig, wie in den meisten Perioden der Geschichte aller Staaten, auf einer Seite der Adel, der doch für eine Stütze der Throne ausgegeben wird, sich gegen die Monarchie erhebt, und auf der andern Seite der ausgebildete und vollendete Despotism diese seine vermeinten Stützen mißhandelt. A. d. Uebers.

Wir glauben auf solche Ansichten um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als die künftigen Kortes zeigen werden, in wie weit sie sich seit jener Zeit eines Bessern belehrt und mehr Vorsicht gelernt haben. Im Ganzen ist die kleine Schrift voll Hoffnung für Spanien, weil im Volk ein unverwüstlicher Kern tüchtiger Gesinnung sey; „Es scheint mir, sagt der Lord, daß, England ausgenommen, kein Land in Europa existirt, welches solche Elemente einer gemäßigten monarchischen Verfassung darbietet, als Spanien. Man findet daselbst eine durch großen Besitz gewichtige Geistlichkeit, einen reichen hohen Adel und einen einsichtsvollen dritten Stand. Der Adel hätte einige gehässige Vorrechte verlieren müssen, und seine übergroßen Besitzungen hätten durch Beschränkung der Majorate vermindert werden können. Dagegen hätte er das Ansehn und den Einfluß gewonnen, dessen er jezt entbehrt. Der nachtheilige und übermäßige Einfluß der Geistlichkeit wäre durch die Beförderung nützlicher Kenntnisse und durch die Freiheit der Presse bald gemäßigt worden. Die Kirche hätte beschränkt werden mögen, ohne dadurch eben große Unzufriedenheit zu erregen, sofern nur die lebenden Betheiligten mit Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt wären. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß bei dem Ausbruche der Revolution von 1820 die Bedeutendsten vom Adel, die Aufgeklärten unter den Geistlichen und die mittlere Klasse in den Städten günstig für das neue System gestimmt waren."

Zu den Mißgriffen der Kortes rechnet er außer der falschen Behandlung des Adels und der Geistlichkeit auch die Zurücksetzung der Offiziere durch Soldatenniedrigung, die Kränkung der Kaufleute durch hohe Einfuhrzölle und endlich des Landvolks durch Aufhebung der Provinzial-Verfassungen.

In der am Schluß mitgetheilten Abhandlung des Uebersetzers über die Parlamentsreform in England, ist die geistreiche Feder Reybergs nicht zu verkennen. Das Resultat dieser Erörterung ist, daß die Kabinete des Kontinents, weit entfernt, dem grauköpfigen Ministerium wegen der Reform zu zürnen, ihm vielmehr danken sollten, daß es durch ein gelindes Mittel Europa die unberechenbaren Folgen einer englischen Revolution erspart habe.

Schulwesen.

Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf die wichtigste Reform in der innern Organisation der Schule. Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wissenschaftlich begründet von Dr. W. Braubach. Verlag von Ricker in Giessen.

Nach dem Titel könnte man schließen, der Verf. werde einen längst verunglückten Versuch wieder zum

Digitized by Google

Vorschlag bringen, den nämlich, die Zwecke der gelehrten- und Realbildung in den Gymnasien zu verändern. Allein dieses ist nicht der Fall. Er will die Zwecke jener und dieser Bildung in getrennten, eigenthümlich organisirten Anstalten erstrebt wissen; aber er behauptet mit Recht, daß im Ganzen des Schulwesens die Principien beider Bildungsweisen nicht allein ihre eigenthümliche Anerkennung und Gestalt erhalten sollen, sondern daß man selbst auf der Seite des Humanismus zu achten habe auf die Wahrheit des Realismus und umgekehrt. Die Begründung dieser allgemeinen Ansichten besteht in geistvollen und dialektisch-gewandter Glossirung der bekannten Worte des Dichters:

(Humanismus): „In die Tiefe mußt du steigen
Soll sich dir das Wesen zeigen. —“
— „Wer etwas Treffliches leisten will
Hätte gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“ —
In der Tiefe wohnt die Wahrheit.

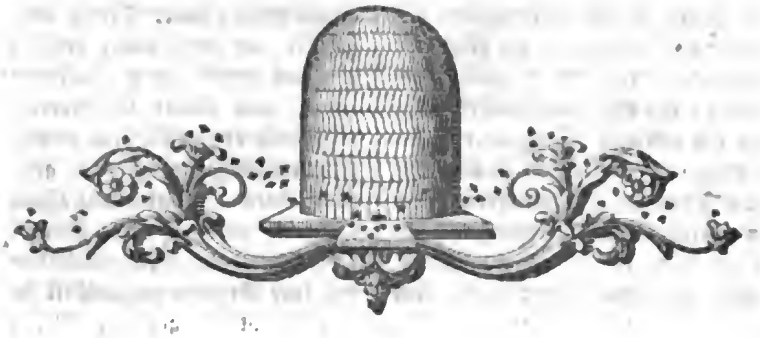
(Realismus): „Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten.“
„Nur die Fülle führt zur Klarheit.“

(Synthese beider): „Nimmer mußt du stille stehn
Willst du die Vollendung sehn.“
„Nur Beharrung führt zum Ziele.“

Das Resultat ist also, daß jedes Bildungsprincip sich in seiner Eigenthümlichkeit fassen und danach gestalten, aber über dieser Pflicht der Selbstbegründung nicht vergessen soll, dasjenige von dem Nachbar gegenüber sich zu assimiliren, was sich assimiliren läßt, ohne die Eigenthümlichkeit zu gefährden. Dieselbe Ansicht ist es im Allgemeinen, die auch Dr. Harnisch, in seinem Werke über Bürgerschulen, sowie Ref. in seinen Pädagog. Blättern, nur auf anderem Wege dahin gelangend, ausgesprochen hat. Das Mittel, welches der Verf. vorschlägt, eine dem humanistischen Unterricht selbst dienenden realistischen mit ihm zu verbinden, besteht in einer naturgemäßeren, zeitersparenden Methode des Sprachunterrichts. Er verlangt, daß man von der verkehrten Manier, die lateinische und griechische Sprache von der Grammatik aus zu lehren, abgehe und vor allem die Jugend durch beständiges Lesen und Uebersetzen in die Sprachen einführe. Wir sind mit ihm ganz einverstanden, nur glauben wir auch, daß nicht allein das Erlernen der Grammatik, sondern überhaupt das Erlernen fremder Sprachen später eintreten sollte. Uebrigens kann die Abhandlung über die, in die fremde Sprache einführende Methode der Lektüre jedes Pädagogen empfohlen werden; die inneeste, unwiderleglichste Wahrheit hat der Grundgedanke, von welcher sie ausgeht, daß nur das Denken *in* einer Sprache, nicht das Denken *über* eine Sprache wahrhaft und vielseitig geistbildend sey und letzteres erst geistbildend werde, wenn jenes vorausgegangen sey. Wenn aber der Verf. den deutschen Sprachunterricht z. B. auf Gymnasien ganz beseitigt, oder auf Uebersetzungen aus fremden Sprachen beschränkt wissen will, so liegt dieses nicht allein nicht in der Konsequenz seiner Grundansicht, sondern widerstreitet derselben sogar. Denn wenn er z. B. das Betreiben der Grammatik einer Sprache auch neben sonst zweckmäßigerer Erlernung derselben darum verwirft, weil die *gleichzeitige* Richtung des Geistes nach verschiedenen Seiten die Kraft desselben nur zerstreue; so sollte man doch meinen, daß diese Zerstreuung der Kraft ebenfalls eintreten werde, wenn man beim Erlernen, sogar beim ersten Erlernen einer fremden Sprache gleich von dem fremden Begriffs- und Gedankenausdruck absehen und reindeutscher Darstellung des fremden seine Aufmerksamkeit zuwenden muß. Wir haben vielmehr dieses hie und da mit unsäglicher Anstrengung festgehalten, doch in der Regel fast erfolglose Bemühen immer als *einen* Grund betrachtet, warum man dem Geiste einer fremden Sprache so selten nahe kommt; denn wie sollte das Fremde nun geläufig werden, wenn wirs gleich in die uns eigenthümliche Form auflösen. Wortgetreue Uebersetzung, so weit getrieben, als möglich ist, ohne lächerlich zu werden, scheint so lange das Beste, bis Fertigkeit in der fremden Sprache, aber daneben auch in der Muttersprache eine noch größere gewonnen ist; dann kann das Uebersetzen in gutes Deutsch eine Uebung werden, welche der Vollendung des Ausdrucks in der Muttersprache die Krone aufsetzt. Der Unterricht in der Muttersprache sey Sprach-, Schreib- und Redeübung in jeder Form; und in und mit dieser Uebung der Muttersprache können die wesentlichsten grammatischen Begriffe, Formen und Regeln sehr wohl entwickelt werden; ja sie müssen es werden, um das Bewußtseyn bei der beständigen Anwendung zu erhöhen. Auch gewinnen wir dann erst eine ziemlich genaue Bezeichnung der Zeitpunkte, in denen die Erlernung fremder Sprachen begonnen und auch die Grammatik derselben eintreten soll. Doch dies können wir hier nicht erschöpfen und begnügen uns mit dieser Andeutung. Gewiß ist, daß diese Abweichung in unsrer Ansicht über den Sprachunterricht, auch ganz andre Lehrpläne zur Folge haben würde, als die vom Verf. aufgestellten sind. Namentlich würden wir weder die höhere Bürgerschule noch die Gelehrtenschule mit dem *achten* Jahre schon der Jugend öffnen, sondern erst mit dem zwölften und würden, so lange unsre Volksschulen noch nicht vollständige und vollständig entwickelte sind, ihnen nur Vorbereitungsklassen geben, welche die Aufgabe der Volksschulen möglichst vollkommen zu lösen hätten. Von Gewerbs- und polytechnischen Schulen spricht der Verf. gar nicht. Allein, wenn diese Anstalten auch nicht zu denjenigen gerechnet werden dürfen, welche der Jugendbildung als solcher gewidmet sind; so thut es gegenwärtig gerade, wo sie die eigentlichen Jugendbildungsanstalten zum Theil verdrängen und in ihrer Entwicklung stören, Noth, ihrer in jeder Schrift über Schulen zu erwähnen, sey es auch nur, um sie mit Gründen auf den Wirkungskreis zu beschränken, in welchem sie allein wohlthätig werden können. Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 105. 15. Oktober 1834.

Schulschriften.

1) Unsere Nationalbildung. Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834. Von F. H. C. Schwarz. Großh. Bad. Geh. Kirchenrathe ꝛc. Leipzig, Gdschen, 1834.

Wie wohl gemeint diese Rede auch seyn möge, wie wichtige Gegenstände auch darin berührt, wie richtig sie im Allgemeinen gewürdigt worden: so ist uns darin doch Nichts aufgestoßen, was den besonderen Abdruck derselben aus des Verfassers II. Bande seiner pädagogischen Darstellungen rechtfertigte. Der wohlwollende, frommgesinnte, väterlich rathende Ton, der in des Verfassers neueren Schriften immer vorherrschender wird, kann nur wohlthuend wirken, für den Verf. einnehmen und für seine Sache gewinnen, wenn auch die Form, in welcher derselbe vor das Publikum tritt, jenem Ton angemessen ist, wenn sie schlicht und anspruchlos ist. Dieses ist aber ein besonderer Abdruck auf Royal-Quart nicht; von einem solchen erwartet man, daß ihm eine kräftige, tief eindringende, im großen Styl gehaltene Rede entspreche. Aber wie wenig dies der Fall sey, zeigt gleich der erste Satz, in welchem sich der Redner selbst einen der ältesten Erziehungsväter in Deutschland nennt. Wir sind weit entfernt, die großen Verdienste zu verkennen, welche sich der Herr Geheimrath Schwarz um das Erziehungswesen, besonders um die Pädagogik in Deutschland erworben hat; aber eben deßwegen thut es uns leid, daß er sich selbst einen Namen beilegt, der aus seinem Munde kaum ohne einiges Lächeln vernommen werden kann. In diesem gemüthlichen Ton, der äußerst liebenswürdig, ja rührend und erhebend seyn mag, wenn wir ihn wirklich aus dem Munde eines ehrwürdigen Mannes vernehmen, der vor uns auf dem Lehnstuhl sitzt und bei einer Schaale Kaffee und einer Pfeife Tabak mittheilt, was seine Seele in gegenwärtiger Zeit für die deutsche Nationalerziehung sinnt und denkt, fürchtet, wünscht und hofft, geht nun die Rede fort und läßt uns, da wir sie lesen müssen, kalt, kommt uns matt und unzureichend vor. Unzureichend kommt uns die Rede aber nicht allein ihrer Form, sondern mehr noch ihres Inhalts wegen vor. Sie handelt von deutscher Nationalbildung, aber was sie darüber sagt, könnte eben so wohl in England, Frankreich oder Italien darüber gesagt werden. Christliche Bildung und deutsche Nationalbildung werden hier, so weit von Volksschulbildung die Rede ist, identificirt, diese von jener, als der höchsten, verschlungen; an einer späteren Stelle wird dann wieder die Gelehrtenbildung am klassischen Alterthum als die Stütze aller deutschen Nationalbildung gepriesen; denn die Gelehrten seyen die bildenden Stände, von ihnen gehe alle höhere Nationalbildung aus.

Digitized by Google

Wir gestehen, von alle dem nur so viel zu verstehen, daß es dem Hrn. Geh. Kirchenrath schwerlich selbst recht klar seyn möchte, was Nationaldildung sey. Es ist freilich auch sonst schon behauptet worden, das Christenthum höbe alles Volksthum auf. Hat es seit achtzehn Jahrhunderten irgend eins aufgehoben? Nein. Aber vielleicht ist das nur ein Zeichen, daß es nach achtzehn Jahrhunderten noch nirgends in ungetrübter Reinheit zur Herrschaft gekommen? Schade nur, daß es selbst in der reinsten Form, in welcher wir es kennen, im Evangelium selbst eine nationelle Farbe behalten hat. Was Christus aber dem starren Judenthum und seinem Gesetz gegenüber sagt: Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen; — das möchte vielmehr auch in Beziehung auf die Nationalitäten, ja auf die Individualitäten anzuwenden seyn. Denn wir sind keineswegs der Ansicht, daß das Individuelle der einzelnen Menschen und Nationen schlechthin etwas Widergöttliches sey, vielmehr halten wir uns mit einem Manne, den man wohl für einen guten Christen wird gelten lassen, mit Henrich Steffens, überzeugt, daß die geistige Individualität des Menschen ewiger Natur sey; und obgleich hieraus schon die ewige Natur der Völkerindividualitäten folgt, so läßt sich auch für diese Konsequenz ein Gewährsmann finden, dem vielleicht noch der Name eines, nicht gerade oberflächlichen Denkers zugestanden wird; — Fichte'n meinen wir, in seinen Reden an die deutsche Nation. Uns scheint daher die Nationalität im Christenthum so wenig, wie in einem vernünftigen Kosmopolitismus, ihren Untergang, vielmehr ihre höhere Begründung, ihre Sanktion zu finden. Und wundersam! die Ueberzeugung von der Ewigkeit und Unverwüstlichkeit der Individualität der Menschen und Völker ist es gerade, welche vor dem Christenthum schon in keiner Nation so feste Wurzeln geschlagen hat, als in der deutschen, als überhaupt in allen Germanen. Diese Ueberzeugung ist aber auch die Wurzel der deutschen Nationalität in allen ihren rühmlichen oder auch tadelnswürdigen Gestaltungen. Wollten wir von Nationaldildung reden, so müßten wir den Begriff der Nationalität, namentlich der deutschen, feststellen und davon das, was die Probe hält, festhalten. Wenn der Verfasser die deutsche Nationalität vorzugsweise in das fromme Gemüth, in den forschenden Geist und in den betriebsamen Fleiß sezt, so sind hierin zwar richtige Merkmale angegeben, die aber z. B. auch für die Engländer gelten. Es kommt vielmehr auf die Formen an, in welchen diese Merkmale sich wesentlich immer geltend gemacht haben. Fragen wir die Geschichte, so antwortet sie uns, daß dies immer mit einem Streben nach Besonderheit verbunden gewesen sey, daß diese aber Einheit und Gemeinsamkeit nicht immer ausgeschlossen habe, daß es vielmehr so lange gesund gewesen sey, als es Einheit und Gemeinsamkeit nicht ausgeschlossen habe. Dieses auf die Bildung angewendet, schreibt uns vor, weder von der gemeinsamen, allgemeinen und christlichen die besondere, nach künftigem Lebensberuf, nach Stand und Lebenslagen und Individualität bestimmte auszuschließen, noch von dieser jene. Hätte Hr. Geheimrath Schwarz dieses gehörig erwogen, so würde er nicht, durch einseitige Auffassung des Nationalschulwesens verleitet, in einer Rede über Nationaldildung, nur von Volksschul- und Gelehrtenbildung gesprochen haben. So wie jene Staaten mangelhaft sind, in denen der Mittelstand nicht die gehörige Stellung und Anerkennung gewonnen hat, so muß auch das Nationaldildungswesen mangelhaft seyn, in welchem die Schulbildung des Mittelstandes nicht eine eigenthümliche Gestalt und Stellung erhält. Sind höhere Stände, Gelehrte, Geistliche, Beamte, mit einem Wort (das der Rektor Roth in seiner „Bildung durch Schulen" richtig gewählt hat), die Aristokraten, dem Nervensystem des Staates zu vergleichen, so darf man den Mittelstand wohl das Blutsystem nennen, das jenem, wie dem niederen Stande der Handarbeiter, dem Muskelsystem, belebende Kraft zuführt. Wir lesen in dieser langen Rede über Nationaldildung kein Wort über Bürger- oder Gewerdschulen und dergleichen Anstalten. Nichts ist verderblicher, als so etwas zu ignoriren. Wir wissen wohl, der Verf. hat in seinem größeren Werke „die Schulen", davon gesprochen, und hier verweiset er auf jenes Werk; aber hier war gerade der Ort, von jenen Anstalten zu sprechen, da hier von Nationaldildung die Rede ist. Denn wer spricht von der Wurzel und von der Blüthe eines Baumes, ohne vom Mark, von Stamm, Zweigen und Laub desselben zu reden? Es scheint, als habe der Verf. überhaupt nur hier von Nationaldildung gesprochen, um auch seine Ansichten über deutsche Universitäten, über eine Frage zu äußern, die eben verhandelt wird. Hierüber verbreitet er sich in dem lezten Theil seiner Rede; und obgleich es erfreulich und lobwürdig ist, daß er sich ihrer angenommen hat, daß er ihre Integrität, im Namen der deutschen Nationaldildung, deren Palladium sie allerdings sind, in Anspruch nimmt; so ist doch, was Savigny bereits in Ranke's Zeitschrift darüber gesagt hat, bei weitem geistvoller, und was über dasselbe Thema Ringseis in seiner Rede über den „revolutionären Geist auf deutschen Universitäten" gesprochen, ergreifender. Ungerecht und mißliebig ist, daß Herr Geh. Kirchenrath Schwarz die Vorwürfe, als würde der Demagogismus auf Universitäten genährt, hauptsächlich den Schulen, namentlich den Gymnasien zuschiebt. Wenn diese jenem in der That Vorschub geleistet haben, so ist es doch wahrlich erst auf Anregung, ich will nicht sagen, der Universitäten, aber des dort zuerst an Tag gekommenen demagogischen Treibens geschehen. Es verräth überhaupt wenig Umsicht, wenn man an diesem

Digitized by Google

oder jenem einzelnen Ort, wo sich Symptome eines Uebels zeigen, dessen Sitz und Wurzel zu finden meint. Wahrlich! dieses Uebel sitzt tiefer, ist allgemeiner, als daß man es dadurch ausrotten könnte, daß man Schulen und Universitäten amputirt oder ihnen die Adern unterbindet. Wohl ist es weise, dafür zu sorgen, daß ihm hier nicht Nahrung gegeben werde; aber der würde der Meister seyn, der es verstünde, ohne eine politische Hungerkur zu verordnen, den Nationen solche materielle und geistige Nahrung zu bereiten, daß ihnen der politische Heißhunger verginge. Doch das weiter zu erörtern, gehört nicht hieher.

2) Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen ꝛc. Von Dr. C. F. Nebenius, Großh. Bad. Staatsrath, Direktor des Ministeriums des Innern ꝛc. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1833.

Je gewöhnlicher es ist, in den Schriften über das Gewerbschulwesen einer bloß materiell-technischen Kultur das Wort geredet zu sehen, desto freudiger überrascht uns ein Werk vorliegender Art, das, aus der Feder eines Staatsmannes geflossen, mit der größten Umsicht der materiell-technischen Kultur eine Stelle im gesammten Kulturwesen anweiset, auf welcher sie die andern Zweige der Kultur nur fördern, nicht verdrängen kann und in welchen eben daher die technischen Lehranstalten mit dem Gesammtorganismus des Schulwesens in den wohlthätigsten Zusammenhang gebracht werden. Weit entfernt, wie so viele, selbst unsrer gebildetsten Zeitgenossen, alle Kultur materialisiren zu wollen, betrachtet der Verf. die materiell-technische Kultur nur als die breite Basis, auf welcher die höhere um so gesicherter zu neuem Gedeihen sich erheben könne, weil jene allein geeignet sey, diese und die Interessen des Lebens gehörig zu vermitteln. Wenn derselbe auch von den technischen Lehranstalten für Hebung der Industrie mehr hofft, als wir vermögen, so lange diesen Anstalten parallel nicht der Industrie der größte Markt geöffnet wird, so erkennt er doch, abgesehen von diesem bloß staatswirthschaftlichen Empfehlungsgrund, nicht minder das an, was jenen Anstalten in unsern Augen den bleibenden Werth verleiht, den segensreichen Einfluß auf intellektuelle und moralische Bildung der produktiven Klassen der Staatsbürger. Und gerade der Umstand, daß er auch diesen, wir möchten sagen, pädagogischen Gesichtspunkt in's Auge gefaßt hat, scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß Alles, was über innere und äußere Organisation der technischen Lehranstalten gesagt ist, möge es sich nun auf das Verhältniß der verschiedenen Arten von technischen Lehranstalten unter einander oder zu andern Schulen, oder möge es sich auf Lehrplan und sonstige innere Einrichtungen beziehen, selbst des Beifalls unbefangener Pädagogen gewiß seyn kann. Es ist hier von den betreffenden Einrichtungen im Großen und Ganzen die Rede; zu sehr in's pädagogische Detail einzugehen hat der Verf. mit Recht vermieden. Wesentlich und nicht genug der Beachtung aller Regierungen, welche mit Gründung eines umfassenden Gewerbschulwesens umgehen, ist die Unterscheidung, welche der Hr. Staatsrath zwischen niederen und höheren technischen Lehranstalten aufgestellt und aus der Natur der Sache begründet hat. Jene, die er Handwerksschulen nennt, sollen den eigentlichen Handwerkern, die spätestens mit dem 14ten Lebensjahre in die Lehre müssen, gewidmet seyn und in ihnen soll, da sie nur auf Kenntnisse bauen können, die in guten Volksschulen und in mittleren Klassen der Stadt-, Real- oder Bürgerschulen zu erwerben sind, die wissenschaftlichen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten mit Auswahl des Nothwendigsten und mit stetem Hinblick auf das Praktische lehren. Solche, besonders als Feierabend- und Feiertagsschulen zu konstituirende Handwerksschulen sollen mit Recht möglichst viele angelegt werden; denn von ihnen ist allerdings die größte Verbreitung technisch-wissenschaftlicher Kenntnisse zu erwarten. Den höheren technischen Lehranstalten weiset der Verf. dagegen eine ganz andere Aufgabe zu, die nämlich, der technisch-wissenschaftlichen Kultur überhaupt, der Begründung und Ausbreitung derselben im Großen und Ganzen und endlich der Sorge für die Ausbildung solcher Individuen, die den höheren Industriezweigen als Privatunternehmer oder im öffentlichen Dienst sich widmen sollen. Solche höhere Lehranstalten können und brauchen nicht zahlreich zu seyn; eine vollständige, die denn auch die höhere forstwissenschaftliche, ökonomische, bankünstlerische und bergmännische, sowie die militärische zu berücksichtigen hätte, wäre des Verf. Meinung nach für Baden genug; und für Würtemberg wie für Bayern gleichfalls eine, fügen wir hinzu. Die schulmäßige Vorbereitung weiset sodann der Verf. wahren höheren Bürgerschulen und Realgymnasien zu, und daß Ref. hier seine vollste Beistimmung aussprechen muß, begnügen des letzteren pädagogische Blätter, in welchen er den Realgymnasien im Jahre 1832 schon dieselbe Stellung zu den polytechnischen Instituten, wie zu den Bergakademien, Forstinstituten ꝛc. gegeben hat. Das ganze Werk handelt in sechs Abschnitten; 1) von den Fortschritten des technischen Unterrichts, historische Notizen; 2) vom Bedürfniß techn. Unterrichtsanstalten und deren Nutzen; 3) von dem Zusammenhang der technischen Unterrichtsanstalten mit dem gesammten Unterrichtswesen; 4) von den niedern technischen Lehranstalten; 5) von den höheren technischen Lehranstalten; 6) von der polytechnischen Schule in Karlsruhe.

Digitized by Google

Ein Anhang theilt das Programm dieser Schule mit. Wir können die Lektüre dieses Buches nicht genug empfehlen, da von der Befolgung der im Allgemeinen und Wesentlichen richtigen Ansichten es abhängen wird, ob das Gewerbschulwesen Bestand gewinnen und einen segensreichen Erfolg haben soll oder nicht. Als Kalamität mußte es betrachtet werden, wenn durch unzweckmäßigere Einrichtungen desselben entweder die gesammte Nationalbildung eine falsche, materialistische Richtung erhielte oder ein so bedeutender Zweig derselben, wie die technisch-wissenschaftliche Bildung es ist, ehe er noch zur Blüthe gediehen wäre, wieder verdorren müßte. Trennung niederer und höherer technischer Lehranstalten, jener mit praktischer, dieser mit wissenschaftlicher Tendenz und Beibehaltung, Gründung und Ausbildung höherer Bürgerschulen oder Realgymnasien, als Vorschulen für die letzteren, wie für alle höheren Berufsschulen, sind die allgemeinen Vorbedingungen, ohne deren Erfüllung alle gewerbwissenschaftliche Bildung zu Nichts oder zum Bösen führen muß.

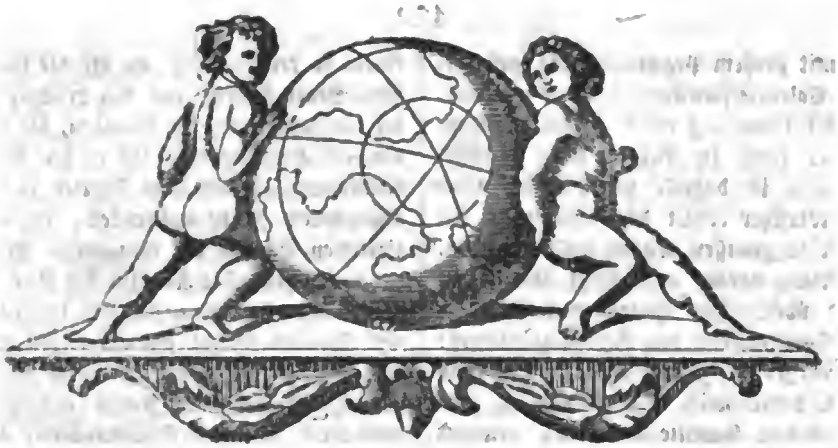
3) Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Vereine, Bibliotheken und andere Förderungsmittel des vaterländischen Gewerbfleisses ꝛc. Von K. B. Preusker, königl. sächs. Rentamtmann, Ritter ꝛc. Leipzig, Hartmann, 1834.

Obgleich der Verf., dessen ernstliche und wohlgemeinte Absicht zur Förderung der Industrie durch Empfehlung zweckmäßiger Schulbildung das Seinige beizutragen, wie er denn auch praktisch für das Gedeihen einer Gewerbschule in Großenhayn thätig ist, wir nicht im mindesten verkennen, sich selber in einer Anmerkung dazu Glück wünscht, in seinen Ansichten mit denen des Hrn. Staatsrath Dr. Nebenius zusammengetroffen zu seyn, so ist dies doch nur sehr im Allgemeinen und nicht ohne mancherlei wesentliche Abweichungen der Fall. Vorab vermissen wir durchweg die Klarheit der Ansicht über den Organismus des Schulwesens überhaupt und somit wird die Würdigung der einzelnen Schularten und ihrer Aufgabe selbst unbestimmt. Die Förderung der Industrie ist dem Verf. zu sehr Selbstzweck und alle Schulen sinken daher zu einem bloßen Mittel herab. Wie aber nichts in der beseelten Schöpfung bloß Mittel, sondern zugleich auch Selbstzweck ist, so muß auch in den menschlichgesellschaftlichen Einrichtungen, die nur als eine höhere Fortsetzung der beseelten Schöpfung zu betrachten sind, nichts bloß Mittel, nichts bloß Zweck, sondern Mittel und Zweck zugleich seyn. Wie unklar der Verf. rücksichtlich der pädagogischen Ausführung eben wegen jener zu geringen Anerkennung des eigenthümlichen Zweckes der Schulen als solcher, geworden, zeigt, daß er allenfalls auch höhere und niedere Gewerbschulen vereinigt wissen will, nicht bedenkend, daß nicht einmal dieselben Lehrer geeignet seyn dürften, an beiderlei Anstalten zugleich zu unterrichten. Denn es liegt in der Einseitigkeit der menschlichen Natur, daß in der Regel ein Mann, der vortrefflichen Unterricht zu geben versteht, wenn es darauf ankommt, mehr die wissenschaftliche Einsicht zu befördern und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus auf die praktische Anwendung hinzuweisen, ungeschickt wird, so wie er auf praktischem Boden sich bewegen und nur auf die theoretischen Quellen der Praxis zurückdeuten soll. Ein zweites Zeichen der Unklarheit und des aus dieser Unklarheit geflossenen Mißkennens von Allem, was das Wesen, wirklich veredelnder Jugendbildung gehört, ist offenbar, daß er Arbeits- und Erwerbschulen in die Reihe städtischer Schulen aufnimmt, ohne sie als Besserungsanstalten für verwahrloste Kinder zu bezeichnen. Ein drittes Zeichen pädagogischer Unklarheit ist, daß er noch an die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Vereinigung der Realschulen mit Gelehrtenschulen glaubt, jene sich als eine besondere Abtheilung dieser denken kann. Den Gipfel der pädagogischen Unklarheit erreicht aber der Verf. in einer Anmerkung zu S. 144 und 145, wo er der allerdings sehr weisen königl. preuß. Verordnung, welche gerade dadurch, daß sie diesen Anstalten ein eigenthümliches Ziel setzt und den Schülern derselben, welche dieses Ziel erreicht haben, wie den Gymnasialschülern Berechtigung zu bloß einjährigem Militärdienst, zum Eintritt in's Post-, Forst- und Baufach und den mittleren Staatsdienst gewährt, den Bürgerschulen erst das volle Bürgerrecht ertheilt. Hier stellt er nämlich die königl. bayr. Verordnungen, das Gewerbschulwesen betreffend, mit jener preuß. Verordnung in Parallele, da doch das Bürgerschulwesen bekanntlich durch jene königl. bayr. Verordnungen vernichtet worden ist. Aber freilich höhere Bürgerschulen oder Realgymnasien und Gewerbschulen können im Wesentlichen nur einen Zweck haben, und nur auf dieselbe Weise der gewerbwissenschaftlichen Bildung dienen, wenn auch, namentlich in den bayrischen Gewerbschulen nur ausnahmsweise von deutschen Sprachübungen und von Erlernung neuerer Sprachen die Rede seyn darf, in Realgymnasien dieselben aber einen integrirenden Theil des Unterrichts ausmachen, wenn auch die preuß. höhern Bürgerschulen oder Realgymnasien selbstständige, in sich geschlossene Anstalten, die bayr. Gewerbschulen dagegen theils Handwerkerschulen, theils für die Realkenntnisse an die Gymnasien gebunden seyn sollen! Was trotz dieser Ausstellungen an dem vorliegenden Werk Lobenswürdiges ist, wollen wir nicht verschweigen. Es ist dies vornehmlich, daß es eigentlich als eine Sammlung aller möglichen Wünsche und Ansichten betrachtet werden darf, die nur immer über Bildung der Gewerbtreibenden durch Schulen und Unterricht aller Art geäußert worden sind. Besondere Beachtung verdient das Kapitel, welches von der Fortbildung der Gewerbtreibenden nach der Schul- und Lehrzeit handelt, obgleich auch hierüber schon Direktor Klöden in Berlin ein treffliches Programm geschrieben hat. Wir können uns des Gedankens nicht erwähren, daß gerade hierauf wird das Hauptaugenmerk gerichtet werden müssen. Eigentlichen Schulen wird es immer nur gelingen, Allgemeines zu lehren und zu begründen; alle Applikationen der Kunst und Wissenschaft auf das Gewerbe selbst kommen in jeder eigentlichen Schule zu früh; und erst wer ein Handwerk sich zu eigen gemacht hat, wird aus wissenschaftlicher Lehre sich das zu entnehmen verstehen, was ihm gerade frommt.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 106. 17. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. Adolphe de Bourgoing. Paris 1834.

Geistvoll, aber nicht immer gehaltvoll, in einem etwas gespannten lärmenden Style; flüchtige Skizzen, Erinnerungen aus einem vielfach bewegten Soldatenleben, Sittenschilderungen; diese möchten wohl das Beste im Buche seyn. Das Meiste bezieht sich auf den Feldzug von 1823; wir übergehen es, dagegen folgen wir dem Verfasser auf seiner Reise über Barcelona und Valencia nach Madrid im Jahre 1833. Der zehnjährige Friede hatte die günstigsten Resultate herbeigeführt. „Ruhe herrschte in allen Provinzen, die Steuern gingen ohne Schwierigkeit ein; das Staatseinkommen war unbedeutend, deckte aber hinlänglich die Ausgaben. Der Handelsverkehr mit Frankreich war äußerst lebhaft. Ein nicht sehr zahlreiches, aber schönes Heer reichte hin, um die festen Plätze zu besetzen und in gewöhnlichen Zeiten die kriegerischen und unruhigen Bewohner der nördlichen Provinzen im Zaume zu halten. Die Regierung munterte die Industrie auf, die Waffenmanufaktur von Harra in Guipuzcoa war in voller Thätigkeit; die Kupferbergwerke in Navarra, die Eisenminen in Olava waren unter den Händen reicher Kapitalisten sehr ergiebig geworden. Ein großes Kloster zu Madrid war Hrn. Dolfus von Mülhausen eingeräumt worden, um eine Fabrik von gedruckter Leinwand anzulegen. Spanische Handwerker arbeiteten mit den Elsässern, um eine bis dahin auf der Halbinsel unbekannte Kunst zu erlernen, und waren dazu bestimmt, sie in den Provinzen zu verbreiten. Vittoria, Burgos und andere Städte hatten sich bedeutend vergrößert und verschönert. Trefflich eingerichtete Diligencen, die mit der Schnelligkeit der französischen Malles-Posten bedient wurden, erblickte man auf allen Hauptstraßen. Zweimal die Woche fahren Postwagen von Madrid nach Valencia, Barcelona, Saragossa, Sevilla, Cadix, Valladolid, Burgos, Bayonne, Badajoz, Guadalajara, Aranjuez und den königlichen Schlössern. In allen Wirthshäusern ist der Preis der Mahlzeiten angeschlagen. Die Diligencen werden von Eslopeteros eskortirt, meistens ehemalige Anführer von Räuberbanden, welche, ihres gefährlichen Handwerkes müde, mit den Verwaltungen der Messagerien einen Vertrag eingehen, kraft dessen die Postwagen gegen die Angriffe ihrer früheren Gefährten sicher gestellt sind. Die Mittel, welche der Reisende zum raschen Fortkommen in Spanien findet, sind nicht genug bekannt, sie werden wichtige Resultate für die Halbinsel haben. Eine Diligence legt in kurzer Zeit den Weg von Perpignan nach Barcelona zurück. Barcelona besitzt ein italienisches Theater, welches besser ist als das zu Madrid. Die

Digitized by Google

Kirchenfeste werden mit großem Prachtaufwande gefeiert. Die Einwohner von Valencia sind arbeitsam und gewandt. Der Ackerbau steht bei ihnen auf einer Stufe der Vervollkommnung, die er selbst in Belgien nicht erreicht. Das Bewässerungssystem ist dasselbe wie das der alten Mauren. Jeder Gutsbesitzer erhält das Wasser auf seinem Grundeigenthum zu gewissen Tagen und Stunden, es verweilt eine Zeitlang darauf und fließt sodann auf das benachbarte Feld über. Der Huerta von Valencia wird als der herrlichste Landstrich von Europa geschildert: „Tierra de Dios; ayer Trigo, y hoy arroz." Ein Land Gottes, gestern Korn, heute Reis. Was der Verf. über Madrid und die königliche Familie berichtet, gewinnt durch die Zeitumstände ein so hohes Interesse, daß wir diesen ganzen Abschnitt abgekürzt mittheilen.

Madrid. Ferdinand VII.

Auch Spaniens Hauptstadt hatte die glücklichen Folgen des Friedens empfunden. Neue Bauten verschönerten die Plätze und Straßen. Dem königlichen Pallaste gegenüber erhob sich ein prächtiges Theater. Die strenge Etikette, welche ehemals dem Hofe die Genüsse des Theaters untersagte, herrschte nicht mehr. Der König, die Königin, die Infanten sah man oft an der italienischen Oper und in der spanischen Komödie. Prächtige Feste wurden bei Hofe gegeben. Die Infanten wohnten allen Bällen, allen Conzerten bei; sonst waren ihnen diese Belustigungen unbekannt. Auf den beiden Theatern in Madrid werden abwechselnd italienische Opern und spanische Lustspiele aufgeführt. Die Vaudevillen von Scribe fanden Beifall, obgleich die Couplets in Musik hier wegfallen. Ein sehr merkwürdiges Lustspiel: Marcella, läßt alle älteren spanischen Lustspiele weit hinter sich; es gibt ein treues Bild der Sitten der Zeit und wird eine völlige Umwälzung in den spanischen Theatern herbeiführen.

Für die, welche die spanische Armee im Jahre 1823 gesehen und sie zehn Jahre später wieder erblickten, bot sich ein auffallender Unterschied dar. Die spanischen Soldaten waren damals schmutzig, schlecht equipirt, schlecht gekleidet; heute stehen sie den französischen Soldaten in Nichts nach. Die Infanterie der königlichen Garde trägt ohngefähr dieselbe Uniform wie die ehemalige französische königliche Garde. Auf schwere Cavallerie muß Spanien Verzicht leisten, es fehlt ihm dazu an tauglichen Pferden, Artillerie und Genie lassen Nichts zu wünschen übrig. Das Heer zählt höchstens 42,000 Mann.

Obgleich das alte Hofceremoniel beibehalten worden, so ist der Hof leicht zugänglich. Zahlreiche Vedetten umgeben das Schloß; alle Eingänge sind mit Wachposten besezt, indeß lassen die Schildwachen Jedermann ein. Diese Kürassiere, Grenadiere zu Fuß, Gardes-du-Corps, Hellebarden, dienen bloß zum Glanze des Thrones. An einem so reichen Hofe, wo oft die imposantesten Ceremonien Statt finden; auf den prächtigen Stiegen, wo sich die Ambassadeurs, die Granden, die Generäle, die Prälaten, die Kammerherrn bis zu den Gemächern des Königs hindrängen, erblickt man Bettler in Lumpen, welche ihre abgezehrten Hände ausstrecken, um aus den weißen und zierlichen Händen der königlichen Prinzessinnen Almosen zu empfangen. Die Königin hat ihre eigenen Hausarmen, der König gibt Allen, die ihm begegnen. In den Sitten der Spanier spricht sich ein tiefes monarchisches Gefühl aus. Wenn der König durch die Straßen fährt, bleiben alle Vorübergehenden stehen und ziehen den Hut ab; man liest in ihren Gesichtszügen, daß sie mit Vergnügen ihren Monarchen sehen, daß sich kein Gefühl von Zwang in diese Ehrfurchtsbezeugungen mischt. Den Infanten wird dieselbe Ehrfurcht erwiesen; es sind nur Kinder, aber Kinder vom königlichen Hause.

Ferdinand, der in der Blüthe des Mannesalters gestorben, war von mittlerer Größe, dichte Brauen umschatteten sein Auge, dem es nicht an Ausdruck fehlte, seine Nase hatte ganz den Bourbonischen Charakter, der eingedrückte Mund gab ihm etwas Sardonisches. Ferdinand wurde von den Seinigen geliebt und hatte eine leidenschaftliche Neigung für Marie-Christine, die sie benuzte, um ihn mit dem Absolutismus einer Italienerin zu beherrschen.

Marie-Christine.

Marie-Christine war bekanntlich eine Tochter Franz I., Königs beider Sicilien. Sie ward mit Enthusiasmus zu Madrid aufgenommen; die Königin, der sie nachfolgte, Marie-Amalie von Sachsen, war bis zur Bigotterie andächtig, man erblickte sie nie bei öffentlichen Festen; Marie-Christine fand Vergnügen daran. Um ein Urtheil über sie zu fällen wartete das Volk, bis sie einem Stiergefechte beigewohnt. Diese Probe bestand die Königin muthig. Sie erblaßte nicht, als Blut floß; im Gegentheile, sie gab ihr Wohlgefallen zu erkennen, wehte mit dem Schnupftuche und theilte die allgemeine Begeisterung, als dem Matador Beifall zugeklatscht wurde. Das Volk verglich sie mit der Sajona (der Sächsin), welche nie ein solches Schauspiel hat ansehn können, ohne zu erbleichen, und das Volk rief: „Viva la reyna!"

Mehrmals ging sie im Prado spazieren, in der einfachen und zierlichen andaluſischen Tracht. Am Arme des Königs schien Marie-Christine die schönste Frau des Prado und des Paseo de las Delicias, und das Volk sagte: die Königin ist das anmuthigste und hübscheste Weib im ganzen Königreiche Spanien. Und das Volk hatte Recht. Marie-Christine, obgleich nicht sehr groß, hat einen ausgezeichneten Wuchs, schwarze seelenvolle

Digitized by Google

Augen, eine regelmäßig gezeichnete Nase, einen stets anmuthigen Mund und rabenschwarzes Haar.

Eines Tages wurde ein Soldat zum Tode verurtheilt, das frühere Betragen des Unglücklichen sprach zu seinen Gunsten. Das Offizierkorps bat den Kriegsminister um dessen Begnadigung; der Markis von Zambrano blieb unerbittlich. Das Urtheil sollte vollzogen und der Unglückliche am Morgen erschossen werden; schon gingen die Soldaten seines Regiments, eine Schelle an der Hand, von einem Hause zum andern und sammelten Almosen, um für die Seele des armen Sünders Messen lesen zu lassen, als die Offiziere, die der Minister abgewiesen, sich an die Königin wendeten. Auf ihre Vermittelung wurde sofort dem Unglücklichen die Todesstrafe erlassen, die Kunde davon erscholl alsbald durch ganz Madrid; Marie-Christine wurde von nun an populär: einstimmiges Beifallrufen empfing sie, als sie kurz darauf im Publikum erschien. Nachdem sie die Gunst des Volkes gewonnen, bemächtigte sie sich des Herzens ihres Gemahls.

Man erzählt folgende Anekdoten, aus denen man ersieht, durch welche Mittel es Marie-Christinen gelang, den König zu beherrschen.

Ferdinand war mißtrauisch: er besorgte, es möge die Königin die Lust ankommen, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen. Die junge Fürstin hütete sich wohl, das mindeste Verlangen blicken zu lassen, sich mit Politik zu befassen. Durch die zärtlichste Zuvorkommenheit, durch stete Liebkosungen wußte die schlaue Neapolitanerin den Monarchen dahin zu bewegen, daß er nicht ohne sie seyn konnte. Sobald die Minister kamen, entfernte sie sich mit anscheinender Gleichgültigkeit für alle Staatsgeschäfte. Ihr Gemach stieß an den Sitzungssaal des Ministerrathes. Anfangs ließ sie den König allein, dann trat sie in den Saal, um dem durch anstrengende Erörterungen ermüdeten Monarchen einige zärtliche Worte zu sagen; später ließ sie die Thüre ihres Gemaches offen stehen: entfernt ohne abwesend zu seyn, nahm sie schon an den Berathungen Theil; zulezt verließ sie den König während des Ministerrathes nicht mehr. Späterhin leitete sie die Verhandlungen, wenigstens war ihre Stimme von großem Einflusse und oft entscheidend.

Ferdinand war eifersüchtig, die Königin sann darauf, ihrem Gemahle allen Argwohn zu benehmen. Man erzählt, ein Offizier von der königlichen Garde habe sich sterblich in sie verliebt. Hatte er Aufmunterung zu einem Geständnisse in ihren Blicken gelesen? Niemand weiß es. Der Unglückliche wagte es, ihr einen Blumenstrauß, roth und grün, zu überreichen, eine bei den Spaniern gebräuchliche symbolische Sprache, welche Liebe und Hoffnung bedeutet. Marie-Christine nahm den Blumenstrauß an, stürzte bleich und außer sich in das Gemach des Königs, und das Bouquet auf den Tisch werfend, sagte sie: „Sieh, was Don G.... mir gegeben.“ Der Offizier wurde nach Ceuta verwiesen.

Die Infantin Louise-Charlotte. Don Francisco de Paula. Don Gabriel.

Louise-Charlotte, die älteste Schwester der Königin, ist die Gemahlin des Infanten Don Francisco de Paula. Sie übt einen großen Einfluß auf Marie-Christine aus, welche sieht, wie sehr sie vonnöthen hat, sich auf die Populacität beider Infanten zu stützen. Die Infantin Louise-Charlotte ist eine schöne Frau, nur etwas wohl beleibt: schöne blonde Haare umschatten ihre majestätische Stirn und begleiten in goldenen Ringen das vollendete Oval ihres Gesichts; sie hat eine blendend weiße Hand, sanfte blaue Augen, eine bewegliche Physiognomie; Louise-Charlotte würde auch ohne den Zauberglanz des Thrones überall bewundert werden. Dabei ist sie gutmüthig und wird von Allen angebetet, die ihr nahe kommen. Diese Fürstin besizt einen festen Willen, eine unerschütterliche Charakterstärke. Beide Schwestern haben alle erforderlichen Eigenschaften, um große Unternehmungen zu entwerfen und durchzuführen. Don Francisco de Paula ist zwar durch seinen älteren Bruder Don Carlos und dessen Familie vom Throne getrennt, nichts desto weniger hat dieser Prinz, indem er Donna Isabella Treue geschworen, ein Beispiel jener blinden Ergebung in den Willen des Herrn gegeben, die man nur in der Familie der Bourbons findet. Er lebt übrigens ganz dem Vergnügen. Die Infantin Louise-Charlotte und ihr Gemahl bilden einen auffallenden Contrast mit dem übrigen Hofe. Sie besuchen die Promenaden, die Theater, die öffentlichen Bälle; Don Francisco zeichnet sich durch seinen Prachtaufwand, seine glänzenden Equipagen und seine Gutmüthigkeit aus. Er ist ein trefflicher Mensch, der sich über die strenge Etikette wegsezt, die Künstler aufmuntert, mit Jedermann spricht, alle Bittschriften annimmt, überall hilft, wo er kann; man sieht ihn stets über die Straße gehen, mit der Hand grüßend und Jeden beim Namen nennend. Er genießt einer großen Popularität zu Madrid.

Der Infant Don Gabriel Sebastian, ein ganz junger Mensch, wurde vor zwei Jahren mit Marie Antoinette von Neapel, einer Schwester der Infantin Louise-Charlotte, und der Königin verheirathet; sie war ein Kind von 17 Jahren, als sie nach Madrid kam, die neapolitanische Partei gegen die portugiesische zu verstärken. Die häufigen Allianzen der spanischen Infanten und Infantinnen mit den Höfen von Neapel und Lissabon haben stets zwischen beiden Höfen Rivalitäten veranlaßt.

Digitized by Google

Don Carlos.

Don Carlos ist von mittlerer Statur: seine Physiognomie ist fast immer ruhig und ernst, er spricht wenig, seine Haltung und Geberden sind voll Würde. Man hat ihn vielfach verläumdet. Man hat sein Schweigen als Stolz ausgelegt, seine Ruhe als Heuchelei, seine Frömmigkeit als Fanatismus. Einige haben ihn mit dem finsteren Philipp II. vergleichen wollen! Don Carlos besitzt alle Tugenden eines Privatmannes. Man kann ihn als Muster eines Familienvaters aufstellen. Als Ferdinand im Jahre 1823 Kadir verließ, bezeugte er öffentlich seine Freude, aus der Gefangenschaft befreit zu seyn; die Stirne seines Bruders hingegen war umwölkt, er drückte keinem seiner Befreier die Hand. Don Carlos wird Niemand anders zu Hülfe rufen als echte Spanier, die nur sich selbst ihre Rettung verdanken wollen. — H. A. de Bourgoing, den man nicht mit dem ehemaligen Minister Bourgoing verwechseln muß, ist ein eifriger Legitimist.

Die Fiesta.

Die Plaza del Sol ist öde: eilend fluthet die Menge durch die Straßen. Wie sich die Wagen rasselnd durchkreuzen! Die schweren rothen vergoldeten Caroſſen aus den Zeiten Karls III., die flüchtigen Coupés und die Calesinen, mit drei bis vier lachenden jungen Mädchen beladen und wie Pfeile vorüberschießend: und der Calesero, das andalusische Sombrero auf dem Ohr, das Haar in der Resilla und mit der Peitsche sein Maulthier antreibend, und die Prunkkaroſſen der Ambaſſadeurs, kenntbar an ihren schönen Pferden, an den reichen Livreen, an den funkelnden Wappen. Wie sich hier die prächtigen Hengste aus der Gegend von Cordova wiehernd aufbäumen! Dort fliegt ein Schmuggler vorbei; sein Mädchen sizt hinten auf und hält sich mit den Händen am Sattel fest, die muthige Schöne! Welches Gewühl, welcher Lärm in dem sonst so stillen Volke, wie freudig und beglückt alle Gesichter strahlen!

Ein herrliches Fest wird heute gefeiert: das schönste Stiergefecht, welches seit zwei Jahren Statt gefunden, ist angekündigt. Hundert und zwanzig Stiere sind zu Madrid angelangt: alle aus der Sierra-Morena, grimmige, unbändige Bestien; sie haben die zahmen Stiere angefallen, die sie führten, und fünfen den Bauch aufgerissen. Und Pepe Tudelo, der berühmteste Matador von ganz Spanien, wird heute auftreten; Tudelo aus Trasiera bei Cordova, ein Schüler Romero's, Tudelo, der nie fehl gestoßen, der dem Stiere das Schwert bis an's Heft in den Nacken stößt und es roth und rauchend herauszieht, und mit leichtem Anstande, wie Keiner außer ihm, ihre Majestäten begrüßt, wenn sie dem Schauspiele beiwohnen.

Links vor dem Thore von Alcala liegt die Plaza de los Toros, hier ist der Cirkus. Mit welcher Hast man sich die Stufen hinaufdrängt! Wie das wogt und brauset! Wie lustig die Symphonien der Militärmusik durch die Lüfte schmettern! Doch die lezte Fanfare erklingt: der Gouverneur gibt ein Zeichen, das Fest beginnt.

Die Picadores zu Pferde, auf ihren maurischen Sätteln, mit gefütterten Kamaschen von Büffelleder, die bis zur Hälfte der Schenkel reichen, in ihren seidenen, buntgestickten Westen, ihren breiten grauen Hüten erscheinen auf dem Kampfplatze: sie führen hohe Lanzen, die sie auf die Fußspitzen stützen. Nach ihnen kommen die Chulos, mit gestickten seidenen Hosen und Strümpfen, in der einen Hand lange rothe Tücher, welche im Winde flattern, in der andern Banderellas, die mit Stacheln und Streifen von farbigem und Goldpapier besezt sind. Zulezt der Matador Pepe Tudelo allein.

Vor dem Zuge, auf dem alle Blicke mit Wohlgefallen ruhen, schreitet der Alguazil-Mayor umher, im schwersammtenen Mantel, mit der goldenen Halskette und dem breiten schwarzen Federhute. Die Picadores heben die Lanzen und senken sie vor der Loge des Gouverneurs und der Apuntiamento von Madrid.

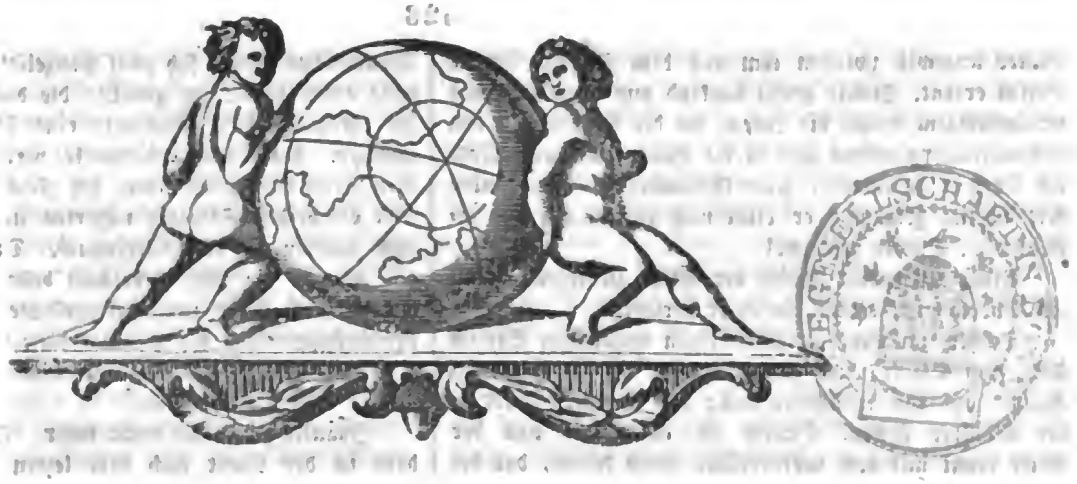
Nachdem der Matador die Arena umritten, zog er sich zurück. Die Picadores und Chulos blieben auf dem Kampfplatze. Ein Stier stürzte herein, braun, untersezt, mit grimmigem Blicke. In zwei Sätzen erreicht er einen Picador, der ihn festen Fußes erwartet und mit dem kurzen, aber scharfen Eisen seiner Lanze abwelset. Ein tüchtiger Stier, fürwahr! ohne Zagen war er sogleich auf den Picador losgerannt, er versprach ein herrliches Gefecht, Jedermann interessirte sich für ihn.

Er fiel den anderen Picador an, aber im Augenblicke, wo dieser ihn seine Lanzenspitze fühlen ließ, kehrte sich das Thier rasch um und schlizte mit einem Stoße dem Pferde den Bauch auf. Alles schrie: „Bravo! bravo, Toro!“ Das Blut strömt dem Rosse aus dem Munde: es fällt mit dem Picador zu Boden, der Stier stürzt auf ihn los, der Enthusiasmus erreicht den höchsten Grad, die Weiber schreien: „Bravo! bravo!“ und klatschen in die Hände. Vergebens streckten zwei Chulos dem Thiere ihre rothen Fahnen hin, der Stier ließ nicht vom Picador ab, und suchte ihn mit den Hörnern zu durchbohren, er faßte ihn am Gürtel und hob ihn in die Höhe. Zwei andere Picadores rannten auf den Stier zu. Von allen Seiten gehezt, ließ das muthige Thier seine Beute los, und kämpfte mit seinen neuen Gegnern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 107. 20. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. Adolphe de Bourgoing. Paris 1834.

(Schluß.)

Drei Pferde blieben todt auf dem Platze, es war ein tüchtiger Stier. Neue Bravos erschallen durch die Lüfte; die Picadores entfernen sich und überlassen den Chulos den Kampfplatz. Diese laufen auf den Stier zu, werfen ihm Banderilles auf den Nacken, die in's Fleisch dringen und sich einhacken; das Feuerwerk, womit die Banderilles angefüllt sind, geht los, der nervigte Hals des Thiers wird dann aufgerissen, er schüttelt den Kopf und fährt auf die Banderilleros los, diese entrinnen seiner Wuth durch die Flucht oder springen mit unglaublicher Leichtigkeit seitwärts. Einer von ihnen stellt sich ihm in den Weg, stößt ihm den scharfen Stachel in's Fleisch, und im Augenblicke, wo man glaubt, daß ihn das wüthende Thier mit den Hörnern durchbohrt, stellt ihm dieser den Fuß auf den Kopf und entkommt seinem Gegner, indem er behende über ihn wegspringt.

Aber das Drama eilet seinem Ende zu. Die Chulos schwingen sich über die Schranken, welche die Zuschauer von dem Kampfplatze trennen. Der Stier bleibt einen Augenblick allein.

Nun erscheint der Matador, Pepe Tubelo von Trasiera, ein Zögling Romero's, berühmter als Costillares, gewandter als Vitoriano, schöner als Antonio von Estremadura.

Tubelo ist prächtig gekleidet. Er trägt eine Weste von scharlachrother, gestickter Seide, die von Flittern flimmert; seine enganliegende weiße, goldverbrämte Hose zeichnet herkulische Formen ab. Bei seinem Erscheinen erhebt sich ein beifälliges Gemurmel unter den Zuschauern. Das Volk von Madrid ist so fest im voraus überzeugt, daß es Pepe beklatschen wird! Der Held des Festes lächelt mit Anmuth und tritt dem Stiere entgegen, dieser bemerkt ihn und geht stracks auf ihn zu, in einer Entfernung von vier Schritten bleibt er stehen und überlegt seinen Angriff. Welches Gemälde! Tubelo unbeweglich, in der linken Hand eine Draperie haltend, in der rechten ein breites und scharfes Schwert. Der Stier mit dem Fuße den Sand anscharrend, der in Staub aufwirbelt, den Kopf gesenkt, den drohenden Blick seitwärts auf Pepe geheftet!

Die Zuschauer blieben stumm, regungslos mit angehaltnem Athmen, gefesselt von dem ergreifenden Interesse dieses Dramas.

Endlich stürzt sich der Stier auf den Matador, dieser weicht ihm aus, keck und behende. Mehrmals läßt Tubelo die Zeugen seiner Gewandtheit und seines kalten

Digitized by Google

Blutes ungewiß zwiſchen ihm und dem Stiere. Lauter Beifall ertönt. Tudelo grüßt dankend und durchläuft mit wohlgefälligem Blicke die Logen, wo die Frauen mit den Schnupftüchern wehen und in die Hände klatſchen. Plötzlich fährt er zuſammen, ſeine Gewandtheit, ſeine Kühnheit ſcheint gelähmt; er blickt noch einmal auf und erbleicht.... Tudelo erbleicht!

Einen Augenblick ſcheint der Stier zu ſiegen; wenn ihn Tudelo nicht tödtet, ſo iſt er verloren.

Tudelo zaudert; er führt einen ungewiſſen Streich nach dem Stiere, im Augenblicke wo er mit geſenktem Haupte auf ihn losſtürzen will; das Schwert bleibt in der Schulter ſtecken. Tudelo iſt entwaffnet und der Stier rennt mit dem mörderiſchen Eiſen davon, das bei jedem Satz tiefer eindringt.

Tudelo iſt nichts mehr als ein ungeſchickter Fleiſcherknecht! Sein Ruhm iſt dahin! Hohngelächter begleitet ihn, ganz Madrid bricht in Verwünſchungen aus: „a Palos! pecaro, infamo, ladrone, .. el chocolete a este Signor, a totos los diabolos, Pepe!“ Mit Mühe gelingt es der Obrigkeit, ihn gegen die Wuth des Volkes zu ſchützen, das ihn ermorden will, der geprieſene Matador! einen ſo tapferen Stier zu fehlen, der jezt ſtirbt wie in einem Schlachthauſe! Das unglückliche Thier wankt, fällt, erhebt ſich wieder, lehnt ſich an die Schranken, wälzt ſich auf dem Boden und ſtirbt, indem ihm das Blut aus dem Halſe ſtrömt. Hatte es Tudelo an Muth gefehlt? — Nein; aber im Augenblicke, wo ſein Auge die Logen durchlief, bemerkte er Juanita. Juanita aus Granada, ſein Liebchen, die er mit nach Madrid genommen. Juanita, die ſich mit einem Franzoſen unterhielt und zwar ſo eifrig, daß ſie nicht wahrnahm, wie er das Schwert erhob, um den Streich zu thun, der eben ſeinen Ruhm entſcheiden ſollte; der Franzoſe ſaß eine Stufe höher als Juanita, welche den Kopf nach ihm gedreht hatte, um beſſer zu hören.

Tudelo hatte dieſer Anblick ſo gewaltig ergriffen, den Andaluſier mit dem heißen Blute hatte die Eiferſucht mit ſolcher Wuth entflammt, daß er vergaß, daß zwanzig tauſend Zuſchauer den Blick auf ihn gerichtet hatten.

Als ſich der Zorn des Publikums ein wenig gelegt hatte, ließ der Gouverneur den Tudelo rufen und gab ihm einen derben Verweis; dieſer entſchuldigte ſich und ſchwur bei der heiligen Monika, der Schutzpatronin von Valencia, daß er keinen einzigen Stier mehr fehlen würde. Es erſchienen noch zwölfe; Tudelo hielt Wort, nie hatte er ſich kecker, gewandter gezeigt, er wurde mit raſendem Beifalle beklatſcht.

Nach der erſten Aufwallung hatte Tudelo ſeinen Entſchluß gefaßt. —

Während der augenblicklichen Unterbrechung des Schauſpieles hatten ſich zwei Polizeiſoldaten an den Eingang einer der Logen geſtellt, die das Volk inne hatte; bei ihrem Anblicke ſchauderte eine Frau erbleichend zuſammen. Nach dem Schauſpiele verlief ſich die Menge, dieſe Frau blieb allein ſitzen, ſich gleichgültig umſchauend; aber die beiden Soldaten näherten ſich ihr, ergriffen ſie und führten ſie in's Gefängniß. Die Unglückliche war eine Magd, die ihre Herrſchaft beſtohlen hatte, um ſich ein Eingangsbillet zum Stiergefechte zu kaufen; ſo leidenſchaftlich lieben die Spanier dieſe Beluſtigung.

Das Stiergefecht dauerte ſechs Tage, es wurden achtzig Stiere geſchlachtet.

Juanita zeigte ſich nicht mehr. Tudelo verließ Madrid in der Nacht nach dem lezten Feſttage und nahm Juanita mit ſich.

Den Tag nachher ward Thierry, der ſchönſte Unteroffizier der franzöſiſchen königlichen Garde todt gefunden, er hatte einen einzigen Chuchilloſtoß erhalten. Thierry war es, der ſich mit Juanita unterhalten.

Literargeſchichte.

Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par J. P. Charpentier, Professeur de rhétorique au Collège royal de Saint-Louis. Paris 1833.

In den Umwälzungen, Umſtimmungen und Veränderungen der lezten zwanzig Jahre in Frankreich gehört auch die gerechtere Stimmung gegen das Mittelalter. Ref. weiß ſich aus der Zeit, wo er in Paris das franzöſiſche Recht ſtudirte (1813) noch wohl der furchtbaren Ausfälle gegen das Mittelalter zu erinnern, die in jener akademiſch-kaiſerlichen Zeit Mode waren, und zwar nicht bloß bei dem Haufen der ſogenannten guten Geſellſchaft, ſondern auch bei den Wiſſenſchaftsleuten, die es beſſer hätten wiſſen ſollen. Man hörte von Nichts als von den tenèbres, von der ignorance, von der atrocité jener Zeiten, von der féodalité de ces siècles. Wie Barante mit ſeiner Geſchichte Burgunds in der Hiſtoriographie ſeinen Wendepunkt bezeichnet, ſo auch in der Anſicht des Mittelalters, das hernach durch mehr gute Geſchichtswerke immer mehr aufgehellt und gewürdigt, hernach aber leider — wie bei uns in Deutſchland vor 10—12 Jahren — Mode geworden iſt. Literariſch war es aber noch nicht behandelt; ja ſelbſt die Literargeſchichte hatte bisher nur wenig Intereſſe und Anklang in Frankreich gefunden; erſt ganz neuerdings iſt ſie aus Deutſchland hinübergezogen worden, wo man ſie vor zwanzig Jahren mit Eifer und Erfolg betrieb. — Darüber ſpricht ſich der Verfaſſer richtig in ſeiner Vorrede aus: „Die Literargeſchichte eines großen Zeitraums iſt für die politiſche Geſchichte, was die Seele dem Körper und das Wort dem Umgang iſt.

Digitized by Google

Nimmt man der Geschichte den literarischen Theil, so bleibt nur etwas Leeres, Zerstücktes und Gemeines übrig, das überdies noch schwer und verständlich ist. Ich möchte fragen: hat denn eine große Zeit kein Gehirn? ist sie eine stumme Maschine, die nur handelt, nicht denkt? die nur Handlungen fabrizirt, ohne ihnen die Ideen beizufügen, die ihre Mutter sind. In der Geschichte sehen wir feindliche Elemente mit einander in Streit, Institutionen im Steigen oder Fallen, Völker die kommen und gehen; aber der Urheber, der Beweggrund, der Hebel von Alle dem ist die Intelligenz. So entstehen hier Sprachen und dort gehen sie unter, denn es sind eben so viele Volksraçen und Schutzgeister. Hier liegen Bücher, Abhandlungen, Heldengedichte, hier liegen Einbildungskraft und Ideen mit einander in Streit, man gehe aber ja nicht daran vorüber und denke, es ist nichts als undeutende Literatur und Polemik, o nein! das ist die bedeutungsreichste Geschichte, das gerade ist die ganz ausgelegte und übersezte Zeit, über die ihr Untersuchungen anstellt, ihr braucht nur zu lesen und zu verstehen."

„Die Philosophie hat schon lange das Gesetz des Fortschreitens aufgestellt und behauptet, die Literargeschichte zeigt es uns augenscheinlich wirklich und lebend in der freien und ewigen Bewegung der Geister, in der ununterbrochenen Wirkung der menschlichen Vernunft. Tief im Grund liegt und brütet, um zu seiner Zeit zum Leben zu kommen, alles was für die Zukunft taugt, alles Neue für das bürgerliche Leben, jedes umgestaltende, revolutionäre Ereigniß. Alles was vom Uebel ist, oder was keinen Lebenskern hat, wird durch diese Vernunft erdrückt und geht auf die Länge unter. Die politische und bürgerliche Geschichte ist immer nur, was die menschliche Vernunft in einem gewissen Augenblick vermag, Barbarei oder Civilisation, Gewalt oder Recht, Unmacht oder Fruchtbarkeit. Hiervon gibt die Literargeschichte die wahre Rechnung und das Maaß, denn sie hat fast immer zwei Seiten, ich möchte sagen, zwei Urkunden, hier das Testament oder die Vertheidigungsrede der altgewordenen oder todten Generationen; dort hingegen das Manifest oder Programm der jugendlichen Geschlechter, oder derjenigen, die noch geboren werden sollen."

„Das Mittelalter muß vor Allem unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden, denn keine Zeit bedarf mehr des Lichtes und der Klarmachung, keine ist mehr verläumdet und der Dummheit angeklagt worden. Allerdings ist durch bedeutende Studien, Untersuchungen und Arbeiten, durch eine strengere und verständigere Kritik in den lezten Jahren dargethan worden, daß man im Mittelalter noch Anderes finden kann, als das Feudalsystem, bunte Glasfenster und Spitzbögen, schwere Stahlrüstungen, Zehnten und Frohnden; daß es mehr war als die rohe Gewalt des Schwerts, als ein grobes, materielles, unbegreifliches und unerklärliches Faktum. Das Mittelalter ist auch bei uns nun in die Geschichte eingetreten und wir erkennen wenigstens einen Theil seiner Wichtigkeit; wir erkennen, daß es eigene Grundsätze, einen eigenen Geist und ein eigenes intellektuelles Leben hat, das wir erst zu begreifen anfangen und seinen Zweck ahnen. Denn vieles ist uns daran noch dunkel und nebelig, anarchisch und chaotisch, ja in seinem Dunkel bleibt noch immer ein Theil der Geschichte verborgen. Man kann sich mit Mühe vorstellen, daß das Mittelalter unter seiner harten Hülle gedacht habe, daß es bei all seiner Barbarei auf das schöne, helle, klare und lichtvolle Alterthum gefolgt sey und die neuere Zeit habe vorbereiten können. Es ist in diesem Mittelalter so viel unreif zur Welt Gekommenes, daß man kaum glauben kann, es führe zu Etwas, oder als gehe Etwas aus ihm hervor. Die Unwissenheit und die menschliche Verworfenheit, die es hier und da verunstalten, machen seinen geistigen Charakter und seinen Einfluß auf die Gesellschaft verdächtig und problematisch. Die Franzosen haben die Fadheit, nicht so tief in unsere Abstammung herabsteigen zu wollen und wenn man vielen sagt: unsere neue Zeit hat dem Mittelalter viel zu verdanken, unsere Sprache, unsere Literatur, unsere positiven Wissenschaften, unsere Menschen- und Bürgerrechte, unsere Doktrinen und Freiheiten haben keinen andern Ursprung und keine andere Abstammung — so sehen sie den Sprecher groß an, lächeln vornehm und meinen, man behaupte einen paradoren Satz."

„Eine Geschichte der mittelalterlichen Literatur ist nichts weiter als das abstrahirte, vergeistigte, spiritualisirte Mittelalter, auf Intelligenz und bloße Ideen zurückgeführt. Es gibt gar kein besseres Untersuchungsmittel, um durch sein Dunkel zu sehen und es frei von aller fremden Bekleidung zu erblicken, als in seinen Schulen und seinen Anstalten, in seinen Epochen und Schriften zu forschen, die gänzlich und mit alter Treue von den Chronikenschreibern, Dichtern und Theologen, Philosophen und Juristen jener Zeit dargestellt worden sind. Es gibt gar kein besseres und genaueres Mittel, um jene mühevolle, arbeitsame und bedenkliche Zeit in ihrer Wahrheit darzustellen, und zu beweisen, daß wir ihr verdanken, was wir sind. Nur durch jene Studien erklärt sich jenes feindliche Zusammentreffen der Regierung mit der Unabhängigkeit, des Glaubens mit der Vernunft, der Gewalt mit dem Recht, es erklärt sich dadurch jene rauhe und lange Einleitung zum heutigen Bürgerverein, jene zehn revolutinären Jahrhunderte, aus denen alle Anfänge unserer Intelligenz hervorgegangen sind, und die uns nach langen tapfern Kämpfen für die Sache der Menschheit den gewonnenen Grund und Boden überliefert haben, damit wir in diesem Streit fortfahren. — Das Mittelalter hatte gar mannichfaches Verdienst, es lichtete nicht

Digitized by Google

nur die Barbarei und befreite den Gedanken, sondern es arbeitete auch daran, die Twingburgen der Barone und die Unfehlbarkeit der Geistlichkeit zu zerstören; es schuf den Bürgerstand und hob das Volk durch Lernen und Wissen. Die Scolastik, das Latein und die Universitäten mögen für die ihr Lächerliches haben, die nicht wissen, daß dadurch die Erkenntniß wiedergeweckt und durch die Philosophie der Knebel des Papismus und Katholicismus gelockert, daß das Recht trotz aller Heftigkeit gegründet und die Kommunen begünstigt wurden, und daß das Parlament aus dem Kampf der Könige mit dem Volk, der Feudalität und der Geistlichkeit hervorging. Seyn wir doch verständig in unserer Geringschätzung gegen das Wissen und Lehren jener Zeit! Die Alchemie führte zur Chemie, R. Bakons opus majus des 13ten Jahrhunderts zur Physik; die Untersuchungen jenes Albertus Magnus, mit dem wir die Kinder amüsiren, bereiteten die Erfindung der konveren Gläser, des Schießpulvers und des Kompasses vor; ja der heut zu Tage durch den Dampf hervorgebrachten Wunder rühmen wir uns nicht zu laut, denn in jenem Wort R. Bacons ist die Dampfkraft schon fast ganz errathen. Spotten wir ein Bischen weniger über die Manichäer, Paulizianer, Albigenser u. s. w., denn in ihren kühnen Ketzereien lernten und schöpften Luther und Calvin. Die Parfaits, pastoureaux, ribeauds, frerots und Flagellanten waren freilich plumpe und thörichte Gemeinheiten und Verbindungen, aber auch Protestationen und Schmerzschreie gegen die Mißbräuche der damaligen Gesellschaft, sie waren ein Ringen nach Besserem, ein kühnes Utopien, ein dringender Instinkt jener Menschen, wie der von heute nach einem bessern bürgerlichen Daseyn. Ja der St. Simonismus und der Abbé Chatel haben durchaus nichts Neues aufgebracht, lezterer mit seiner französischen, das Latein und seinen Ritus verwerfenden Kirche, St. Simon aber für die Emancipation und Freiheit der Frau, für ihre Erhebung zum Priestertum, für die Gemeinschaft der Güter und der Verherrlichung der Arbeiter. Alles dies findet sich Wort für Wort im Mittelalter. Endlich stammt auch unsere Sprache daher, bevor sie lange und peinliche Umgestaltungen erlitt. Auch unsere beiden Literaturen, die Klassische und Lateinische sowohl als die Romantische oder Romanische haben keine andern Quellen und haben daraus herrliche und reichliche Perlen gewonnen."

So zeichnet sich Charpentier's Buch vor vielen aus durch hohe und richtige Würdigung des Mittelalters, durch fromme Anerkennung seines Schweißes und seiner Arbeiten, die wir jezt benutzen. Dies ist die philosophische Wichtigkeit und moralische Erhebung der Schrift, in der man überall auf Seele, Glauben, Treue und Hoffnungen stößt, die einem wohlthun. Der herrschende Gedanke des Buchs ist, in dem allgemeinen Geist des Mittelalters mit Gründlichkeit den Ursprung und die Abstammung unsrer heutigen literarischen und politischen Erscheinungen zu zeigen. Als Literargeschichte ist es jedoch nur ein Fragment, das weiterer Ausführung bedarf. Diese Unternehmung ist wohl zu groß für einen einzelnen Mann und bereits haben sich mehrere darein getheilt. Hierher gehören die anziehenden und geistreichen Vorlesungen Villemain's und Ampère's. Es war bei diesem Gegenstand unmöglich, daß Charpentier nicht hier und da mit jenen Beiden abweichend zusammengestoßen wäre. Wir wollen hier weder für den Einen noch für den Andern Partei ergreifen. Charpentier steht ganz frei und unabhängig da und hört da auf, wo Villemain anfängt; er hebt mit Geist und Scharfsinn hervor, was dieser unberührt und unausgeführt gelassen hat, die politische und menschliche Seite des Mittelalters. Ampère hat den merkwürdigen Umstand ganz aus der Acht gelassen, daß sich in Frankreich das römische Alterthum bis in's 12te Jahrhundert ausgedehnt hat. In dieser Darstellung gefällt sich Charpentier ausnehmend, und sie bildet die Fortsetzung einer seiner frühern Schriften: Etude sur la littérature romaine.

Bei gegenwärtigem Buch hatte der Verf. mehreres zum Zweck. Zunächst wollte er die sittlichen und intellektuellen Fortschritte des Mittelalters erfassen und so darstellen, daß man darin die Geburt und Erziehung der modernen Zeiten und Völker erkenne; dann wollte er genau die sechs ersten Jahrhunderte darstellen, wo das römische Alterthum sich in Frankreich überlebt, aber doch im Herzen der barbarischen Welt, eine gelehrte Welt bildet; wie darauf die Morgenröthe der Renovation in den späteren Jahrhunderten heraufleuchtet, der die lang vorbereitete Eruption der Völker, Sprachen, Literaturen und Genien folgt, welche das Ende des Mittelalters bezeichnen. Dies alles wollte er nicht in abgerissenen Bemerkungen und Sätzen, sondern in einem zusammenhängenden Guß darstellen.

Der historische Sinn ist in diesem Buch immer richtig, gerecht und durchdringend; in dem philologischen Theil trifft man häufig auf neue und geistreiche Ansichten. Eben so wahr und ruhig ist die kritische Würdigung der Schriftsteller und Dichter jener Jahrhunderte. Insbesondere verweisen wir die Leser auf das, was sinnreich über Abailard und Héloise gesagt wird. Hätte sich der Verf. nicht selbst enge Grenzen bei der Behandlung seines Gegenstands vorgeschrieben, so müßte obiges Lob durch manchen Vorwurf, durch Hinweisung auf Lücken geschmälert werden. Wie gesagt, als eine Literargeschichte des Mittelalters — und so nennt es der Verfasser — hat das Buch große Lücken, als erster Versuch dazu hat es viel Verdienst und erleichtert durch seine geistreichen Ansichten eine spätere umfassendere und ausführlichere Darstellung.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 108. 24. Oktober 1834.

Sprachkunde.

1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen, mit besonderer Beziehung auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen, von Dr. A. F. Pott. Lemgo, Meyer, 1833.

Ohne dem Verfasser in das etymologische Detail dieser Schrift, das nur für den gelehrten Sprachforscher Interesse hat, zu folgen, theilen wir nur dessen Grundansicht der Indo-Germanischen Sprachenfamilie hier mit: „Der Sanskritsprachstamm, — oder mag man, ihn den Indo-Europäischen, Indo-Germanischen zu benennen, vorziehen, — umfaßt fünf verschiedene Familien, deren zwei Asien, drei Europa und als Kolonien besonders Germanischer und Romanischer Abkunft auch den übrigen Welttheilen angehören. Es sind die Indische, Medo-Persische oder Arische, die Griechisch-Lateinische, die Germanische und Littauisch-Slavische. In jeder derselben, mit Ausschluß der Griechisch-Lateinischen, in welcher sich die beiden sogenannten klassischen Sprachen ziemlich die Waage halten, ragt vorzüglich Eine Sprache durch größere Formvollkommenheit und antikeren Bau über die übrigen hervor; an die Spitze dieser Häupter stellt sich die Sanskritasprache, welche sich, nach unserem obigen Bilde, am wenigsten vom Mittelpunkte dieses Stammes entfernt hat, weßwegen es demselben auch, auf W. von Humboldts Vorgang, seinen Namen leihen mag, zumal derselbe den Begriff der Vollendung einschließt, diese aber in keinem anderen Sprachstamme der Erde in so hohem Grade und in so vielen Rücksichten angetroffen wird. — Um die genannte Chorführerin versammelt sich zunächst das zahlreiche indische Gefolge der Prakritsprachen. Vorderindiens Boden nährt, noch außer den späteren fremden Eindringlingen, eine Bevölkerung mit Sprachen, deren Basis nichts weniger als das Sanskrit, vielmehr von diesem nur, wie von einer eingedrungenen Influenza, inficirt worden ist. So viel läßt auch eine oberflächliche Einsicht in einige derselben, z. B. das Mahrattische, das Telinga u. s. w. erkennen, und einige Engländer, z. B. Kennedy, haben diese schon auf zwei, vom Sanskrit wesentlich verschiedene Stämme, im Norden und Süden des Krischnaflusses, zurückführen zu können geglaubt.“

„Im Westen des Indus hat die Familie der Arischen Sprachen schon seit dem Aufdämmern der Geschichte ihren Wohnsitz, welcher im Südwesten von Semiten begrenzt,

Digitized by Google

und von diesen im Großen wohl immer so ziemlich durch den Tigris geschieden ist. Höher hinauf im Westen und im Norden sind für das Alterthum Grenzen und Stammbeziehungen der fast nur nomadischen Nachbarvölker gleich unsicher, ja zum Theil völlig unbekannt; wir unterscheiden jezt unter den nicht-iranischen Grenzvölkern vorzüglich Türken im weiteren Sinne des Worts, Georgier und Armenier, deren aber, mindestens die lezteren viele, nicht bloß neue Eindrücke aus den Arischen Sprachen in der ihrigen aufbewahren. Der Einigungspunkt für diese Sprachen und ihre Krone ist die, ethnographisch schlecht durch den Namen Zend bezeichnete. Erst jezt fängt das Dunkel, welches bisher über ihr lag, durch Herausgabe der Zendschriften im Originale und durch Bopp's glücklichen Scharfsinn sich allmählig zu erhellen an; keine Frage, es muß nun eine Revision und eine, mehr erst jezt beginnende als erneute Kritik der Zendbücher und Zendsprache, so wie der bisher über beide geführten, zum Theil ungenügenden, ja faselnden Kritiken eintreten! Möchte doch auch den Pehlvischriften das Glück baldiger Herausgabe bevorstehen; bis dahin steht der Forscher so gut wie mit leeren Händen da."

„Indem ich unter den europäischen Familien die Germanische mit der Gothin an ihrer Spitze, und die schon besprochene Griechisch-Lateinische an dieser Stelle übergehen zu können glaube, erlaube ich mir nur noch eine kurze Erinnerung über die Slavische. Diese theilt man jezt gewöhnlich in zwei Klassen, deren eine, bloßes Binnenland einnehmend, von der anderen im Osten und Süden umschlossen wird; es ist aber klar, daß man aus Unkenntniß oder Vorurtheil mit völligem Unrecht der nördlichen Abtheilung am baltischen Meere, welcher das ausgestorbene Altpreußische, das Preußisch-Littauische sammt dem vermischteren Schamaitischen, und das Lettische zufallen, einen Platz unter den Slavinnen verweigert; das Preußisch-Littauische, wie es bei Mielcke vorliegt, darf sich nicht bloß unter jenen, sondern als lebende Sprache unter denjenigen Sanskritsprachen, welche nicht verblichen sind, des hohen Vorzuges der alterthümlichsten Treue rühmen. Nur Mißverstand und Einseitigkeit haben dieser, in ihrem Kerne ächt slavischen Klasse die Namen des Lettisch-Gothischen oder Slavisch-Finnischen Stammes beilegen können; Finnische Bestandtheile, meistens sehr spät eingeführte Deutsche, auch Polnische und Russische Lehnwörter sind je nach der Lage und den Verhältnissen der Heimath dieser Sprachen diesen beigemischt; nicht aber der beigemischte, sondern der Grundstoff entscheidet über Sprachen-Eintheilung. — Der ostsüdliche Slavenstamm begreift Russen, Bulgaren, Serben, Dalmatiner und Winden oder Slowenzen unter sich; der binnenländische: Tschechen, d. i. die slavischen Bewohner von Böhmen und Mähren, die Slowacken Ungarns, die Serben in der Lausitz, die Polen und Wenden. Die Sprachen des zweiten Stammes sind augenscheinlich tiefer herabgesunken; dem ersten scheint, das dürfte doch wohl ausgemacht seyn, die Altslavische Kirchensprache nicht bloß zu entstammen, sondern vorzustehen. Sind die Beziehungen des Littauischen, wie ich dunkel ahne und vielleicht mit der Zeit klar darzuthun im Stande bin, z. B. zu dem Russischen näher als zu dem Polnischen, ist folglich seine Verwandschaft zu dem ostsüdlichen Stamme enger, so werden Littauisch und Alt-Kirchenslavisch mit einander in einen Rangstreit gerathen, der sich aber zum Vortheile des Littauischen entscheiden muß, wohlverstanden, wenn geringere Abweichung vom Urbilde als Maaßstab für die Rangordnung in Anwendung gebracht wird. Uebrigens gestehe ich gern zu, daß die Kluft zwischen littauischen und den slavischen Sprachen im engeren Sinne immer noch bedeutend weiter sey, als etwa zwischen der Gothischen und den übrigen Germanischen; darum aber nicht das Littauische als eigner, vom Slavischen abgesonderter Stamm hingestellt werden dürfe. — Rechnet man die Baskische Sprache als Ueberrest der Altiberischen, über welche W. v. Humboldt im Mithridates und in den Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens so unvergleichliche Forschungen angestellt hat; die Abkömmlinge des Keltischen in Irland und Schottland; das Kymrische in Wales, Cornwales und Nieder-Bretagne; den weit verbreiteten und tief in Nordasien sich hineinerstreckenden Finnischen Stamm sammt dem unläugbar mit ihm in naher Verbindung stehenden der Magyaren in Ungarn; das Albanische; das erst spät eingewanderte Osmanli ab, welche alle mit den Europäischen Sprachen Sanskritischen Stammes, denen jene inselartig einverleibt sind, mehr oder weniger in einem reciproken Tauschverhältnisse gestanden haben, so verbleibt das ganze übrige Europa Völkern des unter sich verbundenen, von jenen Resten wesentlich unterschiedenen Sanskritstammes."

2) Deutschen Mundes Laute. Von J. G. K. Königsberg, Unzer, 1834.

Der ungenannte Verfasser geht die Bedeutung verschiedener deutscher Laute, namentlich der Doppellaute, durch und weist nach, wie sehr sie dem Sinn der durch dieselben ausgedrückten Wörter entsprechen. Zuweilen geht sein Scharfsinn zu weit und er geräth in spielende Erklärungen, z. B. „Höchst merkwürdig sind in dieser Hinsicht die drei Zahlen ein, zwei, drei. Kein Wesen kann sich in eine angemessenere Form kleiden, als die Begriffe von ein, zwei, drei in diese Töne. — Ein beginnt mit einem einzigen, einfachen Laute (der Schluß bei

Digitized by Google

allen Wörtern ist unwichtiger), zwei mit einem sehr bestimmten Zweilaut, und drei mit zwei Konsonanten, von denen der eine das rollende, mehrere Male anschlagende r überall eine Zerstückelung in mehr als zwei Stücke hervorbringt, wie z. B. bei brechen, trümmern, klirren, Grütze ꝛc. (siehe zr und tr). — Ein wäre also ganz richtig auch eine Einheit des Lauts, zwei eine Entzweiung des Lauts und drei eine mehrfache Zertheilung."

Weniger spielend und wirklich auf ein tiefes Sprachgesetz hinweisend sind folgende weitere Betrachtungen. „Mag man nun sagen wollen, Zweig kommt von zwei oder Zweig ist aus demselben Farbentopfe gemalt, aus dem zwei, so ist immerhin Zweig eine Entzweiung. Zwieg ist Holz-Entzweiung, wie Zwist ein Seelen-Zwiespalt; und alle Zweiheit strebten die Deutschen mit zw darzustellen. Zweige entstehen überall da, wo bisher vereint Wachsendes sich trennt. Ohne Zweifel kommt das Wort Zweifel gleichfalls von zwei her. Denn wollte Einer noch darüber zweifeln, so könnte man dem Zweifler gerade am allerbesten den Beweis liefern. Denn was thut der Zweifler Anderes, als daß er schwankt zwischen nein und ja. Das Zwischen zwei Dingen wird ebenfalls sehr mit zw gegeben. Was wird nämlich durch das z und w zwischen genommen? Antwort: die Zähne, die zwischen dem innerhalb des Mundes liegenden z und zwischen dem außerhalb der Umzäunung der Zähne gebildeten w liegen. Das zw ist die treueste Darstellung des Zwischennehmens, des Zwingens, Zwickens, Zwackens. Viele andere unbedeutende zw's erklären sich leicht. Zw'irn z. B. ist doppelt gedrehtes Garn, verzwiefachtes, gezwiefachtes, gezwirntes. — Zwillig kommt gleichfalls daher. — Zwielicht, zweifelhaftes Licht, zwischen zwei, zwischen Tag und Nacht. — Zwiebel wegen ihrer zwie- und mehrfachen Schalen."

Diese Probe mag hinreichen, um dem Leser anzudeuten, was er von den fernern Betrachtungen über gl, fr, fl, str, u, sp, f und w, kn, ab, d und t, pl und pfl, schl, spr und a e i o u zu erwarten hat.

3) Chochemer Loschen. Wörterbuch der Gauner- und Diebs-, vulgo Jenischen Sprache, nach Criminalakten und den vorzüglichsten Hülfsquellen, für Beamte ꝛc. bearbeitet von J. K. v. Train. Meißen, Gödsche, 1833.

„Schon seit Karl dem Fünften (1500 — 1558) besteht eine Sprache, welche, ein Gemisch von gemeinen oberdeutschen, jüdischdeutschen, selbstgemachten, verdrehten und verstümmelten Worten, seit jenen Zeiten unter den europäischen Zigeunern, Dieben, Bettlern, Gannerjuden immer gangbarer, und besonders bei ihrer Entstehung von den Gerden-Brüdern — wie sich die abgedankten Soldaten nannten, die als Bettler umherzogen und dabei stahlen und raubten — sehr geläufig gesprochen wurde. Diese Sprache, welche von dem Gesindel darum angenommen wurde, um von den Unkundigen nicht verstanden zu werden, hieß Anfangs die Rothwälsche. Daß Gedsched diese Benennung vom kaiserlichen Kammergerichte zu Rothweil herleitete, weil dieses seine Urtheile ꝛc. in so schlecht deutscher, größtentheils unverständlicher Sprache verfaßt habe, war wohl nur ein unglücklicher Witz. Es ward auch die Meinung geltend, daß Rothwälsch vom italienischen „rotto, gebrochen" stamme, so daß es eine zerbrochene, kauderwälsche Sprache bedeute. Doch die Sprache selbst gibt die deutlichsten Winke, gerade aus ihr die richtigste Etymologie zu schöpfen. Im Rothwälschen heißt Rot ein Bettler und Rotbos eine Bettlerherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rothwälsch wäre also ganz eigentlich die Sprache der Bettler und Landstreicher. In der Folge erhielt diese Sprache den Namen: „die jenische." — Die Franzosen bezeichnen sie mit „Jargon" — zu deutsch: „verderbte Sprachart, Kauderwälsch, Rothwälsch, unverständliche Sprache, Geschwätz" — und die Gauner und die Räuberbanden nennen ihre Sprache, „Chochem Laschon" das heißt: „die kluge Sprache," welches aber im Allgemeinen: „Kochemer Loschen" gesprochen wird. Redensarten und Wörter, die aus dem sogenannten Judendeutsch, nämlich so, wie es von dem gemeinen Mann gesprochen wird, entlehnt sind, machen einen Hauptbestandtheil der jenischen Sprache aus, und beweisen so ziemlich sicher, daß diese Sprechart von Juden erfunden wurde. Es ist sehr schwer, die erste richtige Leseart und Aussprache wieder herzustellen, und es ist eine äußerst schwierige Aufgabe, sie richtig schriftlich aufzuzeichnen, da die meisten Wörter ganz entstellt sind."

Es ist Schade, daß sich der Verfasser nicht die Mühe gegeben hat, der Entstehungsart dieser seltsamen Sprache, deren Wörter er in einem Lexikon von 250 Seiten hier verzeichnet, weiter nachzuforschen, und die hebräischen und vielleicht slavischen von den romanischen, diese wieder von den willkürlichen oder komischen Entstellungen oder Verwechslungen deutscher Wörter zu unterscheiden. Sehr viele sind hebräisch, z. B. Adoni — Herr, Benn — Sohn, Chole — krank, Dalles — Armuth, Gihnim — Hölle. Viele sind romanisch z. B. Blump (plomb) — Schrot, Bosidalen (bona fides) — anmelden oder plaudern, Cavall — Pferd, Dormen — schlafen, Dukes — Fürst, Fiesel (fils) — Sohn, Flörte — Blume, grand — groß, Horloge — Uhr, Lavoni (luna) — der Mond, mollet — weich, Montane — Berg, Moore (timor) — Furcht, More (rumor) — Lärm, nobels (noble) — edel, parlen — sprechen,

Digitized by Google

paternellen — berichten, Serv — Hirsch, Walletz (valet) — Diener. Nur wenige sind slavischen Ursprungs, z. B. gebicken — fahren, Gritschimme — Wirthshaus. Bei einigen sind die Sprachen ganz durcheinander gemischt, z. B. ein Erezpomling — Erdäpfel (Erez ist hebräisch, pom lateinisch und ling die deutsche Endung).

Einige deutsche Wörter verrathen einen alten Ursprung. Ich will nicht untersuchen, ob dahin die sonderbare und mit der alten Edda übereinstimmende Bedeutung der Erle und Esche als Mann und Weib gehört, alt aber ist gewiß Fehme — Arm, Heerviner — Fürst, Saken (wie das altsächsische Sachs) — Messer. Alt ist gewiß auch der Gebrauch des Worts Richter für Graf. Die übrigen Wörter bestehen aus seltsamen, willkürlichen, sinnbildlichen Ausdrücken, worin sich oft recht viel Erfindungsgabe und Witz offenbart, z. B. Abzott — Hostie, Bachkatz — Stein, Balderle — Gespenst, Balloch — Himmel, Barosprauspalpoff — Oberforstmeister, Blüthe — Dukaten, Breithart (der breite Wald) — Heide, Breitloch — Kirchhof, Fehling (das immer Fehlschlagende) — Arznei, färben — betrügen, Fürwitz — der Barbier, wahnisch — katholisch. Seltsam und witzig ist auch der Gebrauch des Wortes Coa für Schlüssel. Warum der Kaiser Fähndrich heißt, dürfte schwer zu errathen seyn. Bildliche Ausdrücke, wie folgende, findet man sehr viele: „Blankert — Wein, Bläuling — Pflaume, Bläumling — Feder, Blechling — Kreuzer, Breitfuß — Gans, Dreckpatscher — Ente, Flatter — Taube, Schmalfuß — Hirsch, Sprunkert — Salz, Sprunkertschwimmerling — Herling, Staubert — Mehl, Stieling — Birne, Wackelin — Ente, Weißbirn — Ei ꝛc.“

Dagegen hat der Verf. auch einige Wörter aufgenommen, die nicht bloß die Gauner sprechen, sondern die überall im Volk (z. B. Fusel — Branntwein, schmallen — trotzen) zu finden sind, oder die insbesondere der oberdeutschen Volkssprache angehören, z. B. Blatz — Haube, Chandel (candela) — Licht, Kalatschen — Kuchen, Schmeck — Blumenstrauß.

Folgendes sind die geographischen Namen der Gauner: Blaue Medine — Preußen, Bomm — Schweiz, Chaffermedine — Bayern, Gansermärtine — Schwaben, Grüne Medine — Böhmen, Käfermedine — Schwaben, Kirrischmedine — Oesterreich, Löwchenmedine — Hessen (Großherzogthum), Päsersche — Preußen, Planche — Polen. — Pohres, Pohresmedine — Schweiz, Ringelchesmedine — Würtemberg, Schlehamedine — Hessen (Churfürstenthum), Schwarze Märtine — Schwarzburg, Schwarze Medine — Polen, Stangenmedine — Baden, Stillerlindchen — Schwarzburg, Weiße Märtine — Sachsen, Zarves, Zerves — Frankreich, Värmolum — Frankfurt a. d. O., Behßmokum — Berlin, Bockmokum — Schafhausen, Dobletmokum — Dresden, Freimokum — Freiburg, Glockenmokum — Basel, Grodmokum — Würzburg, Heeringmokum — Hildesheim, Hehmokum — Hannover, Knakmokum — Braunschweig, Knochenmokum — Peina, Krautmokum — Würzburg, Kufmokum — Cassel, Lametmokum — Leipzig, Löwchensmokum — Darmstadt, Medinemokum — Augsburg, Melachsmokum — Frankfurt a. M., Memm — München, Miau — Mainz, Nebschmokum — Regensburg, Schinnmokum — Stuttgart, Serwischmokum — Mainz, s'Hikelskille — Fürth, s'Hikelsmokum — Nürnberg, Strohmokum — Straßburg, Zaddigmokum — Zell.

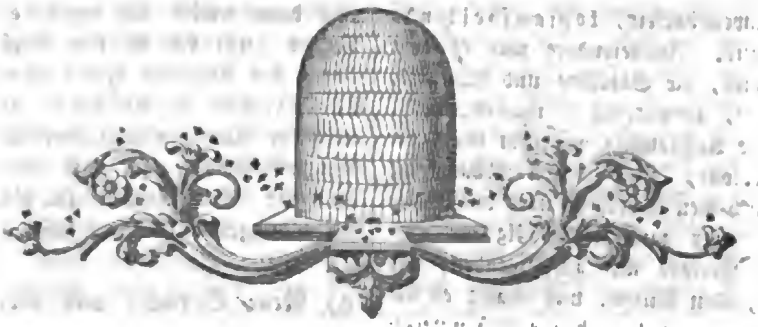
Den Schluß machen einige Proben der Gaunerschrift und Gaunergespräche in ihrer Sprache.

4) Die Tropenlehre (Theorie der Bilderſprache) oder gründliche und praktische Anweisung zum schönen und blühenden Style durch Tropen und bildliche Redefiguren. Mit beigefügten Musterbeispielen. Von C. H. Harnach. Prag, von Mayregg, 1833.

So sehr wir wünschen, daß die trockenen Autoren blühend und die blühenden richtig schreiben möchten, so zweifeln wir doch, ob eine Tropenlehre dazu helfen wird. Der bildliche Styl und die glückliche und richtige Wahl der Bilder ist eine Gabe Gottes, die sich nicht erlernen läßt, die uns kommt, ohne daß wir wissen woher, indem wir lebhaft in einen Gegenstand versenkt sind, die uns aber gewiß fliehen würde, wenn wir mitten in unserer Begeisterung oder Vertiefung nach einer Tropenlehre greifen und nachsehn wollten, ob wir da wohl ein Bild und was für eins wir gebrauchen dürfen. Der Verfasser hat sich übrigens viele Mühe gegeben, die verschiedenen Arten der bildlichen Rede zu unterscheiden, und doch ist ihm Manches dabei entgangen. Er faßt Sarkasmus und Persiflage zusammen, als ob z. B. das nicht gar verschiedene Dinge wären. Die Fliege persiflirt den Kaiser, wenn sie von seiner erhabenen Nase nicht weichen will, und das Spiel des Tigers mit dem zu ihm eingesperrten Hündchen ist sarkastisch. Die Persiflage muß erst grausam werden, ehe sie Sarkasmus ist. Auf diesen und ähnliche Unterschiede kommt aber viel an, denn es ist nicht nur nöthig, daß ein Metapher, eine Antithese, ein Witz an sich richtig ist, es kommt auch darauf an, daß er gut angebracht ist, er muß zur heitern oder ernsten, tändelnden oder wüthenden Stimmung, zur gemeinen oder edeln Umgebung passen, und gegen diese relative Schönheit sündigen die Dichter weit öfter und schlimmer, als gegen die absolute Wahrheit einer Trope.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 109. 27. Oktober 1834.

Sprachkunde.

5) Deutsche Sprachlehre für Schulen, von M. W. Götzinger, Lehrer der Realschule in Schaffhausen. Zweite Auflage. Aarau, Sauerländer, 1833. S. 501. Preis 1 fl. rhein.

Ein recht praktisches Buch, weil die Regeln einfach und die Beispiele zahlreich und zweckmäßig sind. Der Verfasser legt hauptsächlichen Werth auf Uebungen durch Vergleichung; stellt den Schülern also überall die Aufgabe, denselben Sinn aus einer Sprachform in die andere zu übertragen, z. B. das Herrnhaus, das Haus des Herrn, das herrschaftliche Haus, das Haus, welches dem Herrn gehört; beim Tagesanbruch, als es Tag wurde; im Fall deines Ausbleibens; wenn du ausbleibst ꝛc. ꝛc. Gewiß ist nichts so sehr geeignet, den Scharfsinn und zugleich das Gedächtniß zu üben, als die Vergleichung, die Uebung im Handhaben der Synonymen in Wort und Form, vorzüglich in der leztern. Das Aufzählen einer Regel nach der andern ermüdet; so oft ich aber lerne, wie ich denselben Satz auf zweierlei Weise ausdrücken kann, lerne ich, durch das Interesse dieser Verbindung angeregt, leicht beide dahin bezügliche Regeln. Es ist hier derselbe Fall wie bei der Hamiltonschen Methode, weil auch bei dieser zwei Mühen dadurch erleichtert werden, daß man sie vereinigt, das Einüben der copia verborum und der grammatikalischen Formen.

Es ist übrigens Schade, daß sich die deutschen Grammatiken noch immer nicht über eine grammatikalische Nomenklatur vereinigt haben. Jeder wählt willkürliche neue Namen, und so wird da, wo die höchste Klarheit seyn sollte, selbst das Bekannte künstlich wieder unbekannt gemacht. Was ist ein Uebergangswort? was ist eine Nennform? was ist ein deutendes Fürwort? was ist ein fügendes Fürwort? was ist ein Füllwort? was ist eine ungrade Rede? was ist ein Nennsatz? Der Leser mag es errathen, aber es wäre besser, wenn die Grammatiker nur solche Namen wählten, die sich auf den ersten Blick schon verstehn ließen und bei denen man nicht erst lange nachsinnen müßte, ob sie dieses und nicht jenes bedeuten.

6) Theoretisch-praktische Vorschule der deutschen Stylübungen und der Lektüre, mit einiger Rücksicht auf das Lateinische. Ein Handbuch zum Gebrauch in Gymnasien, von M. E. Jacker. Ellwangen, Schönbrod.

Von Ellwangen ist schon manches gute Schulbuch ausgegangen. Auch das vorliegende zeichnet sich durch

Digitized by Google

Klarheit, praktische Anwendbarkeit, kopfaufhellende Uebersichtlichkeit aus. Insbesondere war es dem Verfasser darum zu thun, die Satzlehre und Rhetorik, wenn ich so sagen darf, geometrisch zu machen, d. h. den Schülern eine klare Anschauung von dem Ganzen eines Satzes, einer Periode, einer ganzen Abhandlung oder eines Gedichts durch den Ueberblick über die Theile zu geben. So bezeichnet er ganz zweckmäßig die aufsteigenden Glieder der Periode mit aufsteigenden, die absteigenden mit absteigenden Linien, und macht es dadurch zugleich anschaulich, wie häßlich die unsymmetrischen Perioden sind, in denen nach sechs bis sieben langen Vordersätzen (z. B. wenn —, wenn —, wenn — ꝛc.) endlich zulezt ein kurzer Nachsatz (so ꝛc.), oder umgekehrt nach einem kurzen Vordersatz eine endlose Menge von Nachsätzen, oder eine schwerfällige Menge von Zwischensätzen vorkommen.

Der Verfasser bleibt aber nicht bloß bei den Formen stehn, er geht auch auf die Sache ein, und schärft den analytischen Blick der Jugend, indem er ihnen Anleitung gibt, in einem gegebenen Gegenstande als in einer Ganzheit eine Menge Theile, Eigenschaften und Kennzeichen wahrzunehmen, um sie nachher wieder zu beschreiben, z. B. an einem Baum, an einem Gebäude, an einer Gegend ꝛc. Uebungen dieser Art sind für die Jugend wahrlich nüzlicher, als grammatikalische Spitzfindigkeiten. Nur wer von seinem Gegenstand erfüllt ist, eine klare Anschauung von ihm hat, wird auch etwas über ihn zu sagen wissen. Man schärfe den Blick, bereichere und ordne das Gedächtniß der Jugend, und dies wird auf die Entwicklung ihres Sprachtalents mächtiger wirken, als alles Auswendiglernen von Regeln.

7) Ueber die Art und Weise, Sprachen zu erlernen. Aus dem Französischen des Lemare übersezt von K. Baur. Darmstadt, Weiß, 1831.

Der Methode von Hamilton verwandt und gewissermaßen noch eine Vereinfachung derselben. Lemare will nämlich, was bei Hamilton durch fortlaufende Lektüre und öftere Wiederholung derselben Phrasen eingeprägt wird, schon durch Auswendiglernen einer bestimmten zweckmäßigen Auswahl von Phrasen erreichen. Kennt der Schüler die Phrasen rem tenes und Italiam videmus, so wird er auch wissen, was rem videmus, was rem tenemus und was rem vides, ferner was Italiam vides, Italiam tenes und Italiam tenemus heißt u. s. f. Kennt er nun noch eine dritte, vierte, fünfte, sechste Form careo, sedet, valetis, manent, und dazu noch mehrere Hauptwörter, so wird er ohne Schwierigkeit dadurch eine unzählige Menge Variationen begreifen lernen. Der Vortheil dabei ist, daß er nicht die Formen allein und dann wieder die copia verborum allein, sondern beide zugleich in den Kopf bekommt und zugleich durch das Erlernen beider schon in ihrer beiderseitigen praktischen Anwendung geübt wird. Ich würde nach der Hamilton'schen Methode aus der fremden in die Muttersprache, und nach der Methode von Lemare aus der Muttersprache in die fremde übersetzen und Redeübungen vornehmen lassen.

8) Neue Sprach- und Redeschule der Deutschen zum Schul- und Selbstunterricht. Fünfte durchweg berichtigte und vermehrte Ausgabe der neuen deutschen Sprachlehre von Dr. Th. Heinsius. Drei Theile. Leipzig, Ernst Fleischer, 1833.

Heinsius ist bekannt. Ein praktischer Werth läßt sich seinem Buch nicht abstreiten, da es die Sprache nimmt, wie sie eben heute ist, und sich weder in historische noch in philosophische Untersuchungen einläßt. Für die Schule, insbesondere für Realschulen, ist das genug, denn es kommt zunächst darauf an, daß die Jungen einen richtigen Brief schreiben lernen, von den gothischen Antiquitäten der Sprache aber brauchen sie so wenig zu wissen, als von den feinen Distinktionen der Logik und philosophischen Grammatik, und es gehört nur zu den vielen Tollheiten der heutigen deutschen Schulgelehrsamkeit, daß man die Jugend mit solchen Dingen quält, die durchaus nur für einige alte Liebhaber des Faches gehören. Doch ist zu bedauern, daß Heinsius mit seiner praktischen Tendenz ein wenig zu viel Trivialität verbunden hat. Noch immer sezt der alte Herr den Unterschied zwischen Prosa und Poesie in das Versmaaß, und gesteht keinem den Rang eines Dichters zu, der nicht Verse macht. Auch hätte er in den neuen Auflagen wohl einen Theil seiner alten Muster aus Geßner, Weiße, Kamler mit neuen vertauschen dürfen.

9) Die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch sich selbst. Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude von M. Langenschwarz. Leipzig, Göschen, 1834.

Der deutsche Improvisator hat uns da mit einem gar unnüzen Werke beschenkt, mit einer Art von Anatomie des Sichbesinnens und des Gedankenordnens vor und beim Reden. Gleich von vorn herein überläßt er sich selbst einer falschen Gedankenverbindung, indem er von einer „geistigen Arithmetik“ spricht, und die Gedanken reihen, d. h. addiren, trennen, d. h. subtrahiren, mehren, d. h. multipliciren und fügen, d. h. dividiren

Digitized by Google

will. Die Vergleichung hinkt, denn Gedanken, Phantasiebilder und wie man das wunderliche Zeug nennen will, das uns täglich durch den Kopf geht, das sind keine Zahlen, man kann damit nicht umgehn wie mit Zahlen. Will man das Denken aus der Arithmetik erklären, so könnte man eben so gut den menschlichen Körper aus der Geometrie erklären. Darüber, daß der Mensch Gedanken an einander reihen oder sie theilen kann, braucht man kein Buch zu schreiben, das weiß und thut Jeder schon von selbst; aber was hat uns der Improvisator über die feinern Modalitäten des Denkens und der Rede gesagt, über die Tonarten, welche der Rede so wenig fehlen als der Musik, über den nicht bloß arithmetischen, sondern melodischen Fortschritt der Gedanken, über die nicht bloß richtige, sondern schöne Symmetrie oder Eurhythmie der Gedanken, über den erhabenen, rührenden, naiven, bequemen, ironischen, humoristischen Styl ꝛc. ꝛc. ꝛc.?

Zum Beweise, wie gänzlich unnütz, geistesöde, todtgeboren dieses Buch ist, stehe hier folgender Unsinn über die sogenannte Gedanken-Multiplikation: „Gesezt z. B., ich wollte einen Wasserfall beschreiben, der in einer sehr schönen Gegend befindlich wäre, deren einzelne Ansichten sich hervorhebend zum Wasserfalle verhielten, und hätte die Absicht, denselben mit jenen einzelnen Ansichten zu vermehren, so würde ich natürlich den Wasserfall, als vorgesezten Hauptgegenstand, durch die Umgegend multipliziren. In diesem Falle müßte ich zuerst den Wasserfall selbst ausführlich beschreiben, und sodann das Bild desselben mit allen erheblichen Punkten der Umgegend, der Reihe nach, vervielfachen. — Zum Vereine mit diesen Punkten stünden mir zwei Wege der harmonischen Folgerung offen. Entweder, ich müßte zuerst dem Laufe des herabstürzenden Wassers nach oberhalb oder unterhalb folgen, sodann die Ufergegenden mit dem Strome verbinden, und von diesen mit den Fluren aus endlich auf die übrigen umherliegenden Landtheile, Gebirge u. s. w. übergehen; — oder auch, ich ginge vom Wassersturze zuerst auf die denselben bewirkenden Felsen über, verbände mit diesen, vergleichend, das umherliegende Gebirge, stiege sodann bergab in die Flur, käme an den Strom zurück, und gelangte so endlich wieder zum Wasserfalle. — Die Aehnlichkeit der multiplizirten Gegenstände läge hier in dem Begriffe „Ansicht“. — Komisch oder unvollkommen würde es seyn, wenn ich bei dieser Darstellungs-Rechnung das Wasser unmittelbar mit einem Berge, oder ein romantisch liegendes Dorf unmittelbar mit dem Rauschen des Sturzes multipliziren wollte. — Ich könnte denselben Gegenstand auch mit noch anderen, ähnlichen Theilgegenständen vermehren, indem ich die ganze Gegend mit anderen, ihr ähnlichen Gegenden in vergleichende Verbindung sezte. Alsdann aber müßte ich die aus dem Hauptgegenstande zu erwachsende Summe durch Benutzung jeder nur irgend werthvollen Theilsumme so hoch als möglich zu steigern suchen, damit ich, wenn der vorgesezte Grundgegenstand hervorleuchten soll, das mit ihm zu Vergleichende mehr in ein Subtraktionsverhältniß zu ihm brächte, — so daß, indem ich anscheinend das Verglichene mit ihm in enge Verbindung sezte, dem Zuhörer doch immer der höchste Werth im Hauptbegriffe ersichtlich bleibt. — Es wollte zum Beispiel Jemand das Petersburger Katharinenfest des ersten Maitages beschreiben, welches Fest sehr große Aehnlichkeit hat (in Hinsicht der Equipagenmenge, der Pracht, des Getümmels, der Volksfröhlichkeit u. s. w.) mit dem bekannten Lauferfeste am ersten Maitage im Wiener Prater. Wäre der Darsteller ein Russe, oder fände er seiner Ueberzeugung nach das Katharinenfest allen anderen vorangehend, so würde er dasselbe natürlich in allem Glanze darzustellen haben, und das Wienerfest, wenn er es mit angesehen, gerade zur Hervorhebung des Petersburger benützen können. Zu diesem Behufe muß er, außer der Darstellung der russischen Pracht im Allgemeinen, alle möglichen Theilpunkte und Verschönerungsgegenstände des Katharinenfestes geordnet entwickeln, fortwährend das Ganze mit seinen Vermehrungsbegriffen erhöhen, und endlich, gerade wenn er seine Zuhörer in der höchsten Spannung findet, wie von ungefähr auf das Wienerfest übergehn, ohne noch zur Hauptsumme des Petersburger gelangt zu seyn. Dadurch bewirkt er hauptsächlich, daß die Aufmerksamkeit zwischen seiner Beschreibung des Wienerfestes und der des ersteren getheilt bleibt. Nun verliert er sich ganz in die Darstellung des Festes zu Wien, hebt es gleichsam so glänzend als er mag hervor, und vollendet die Beschreibung desselben, ohne Schmälerung seiner Pracht. — In dem Momente aber, daß vielleicht schon viele der Zuhörer sich schwankend nach Wien hinüberneigen, zieht er die dortige Hauptsumme zusammen, eilt damit nach Petersburg, führt das dasige Bild mit den, bis zulezt aufbewahrten, interessantesten Seitengemälden durch, stellt die Hauptsumme aller Theilmultiplikationen in einem raschen, kurzen Revisionsgemälde des Ganzen auf, und multiplizirt diese Hauptsumme mit der Wiener; wodurch er ganz sicher den beabsichtigten Grundzweck seiner Rechnung erreicht. Denn seine lezte Multiplikation bewirkt nichts Anderes, als daß seine Zuhörer Wien von Petersburg subtrahiren werden.“

Digitized by Google

Vermischte Schriften.

Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler, 1833.

Eine sehr gemischte Sammlung, mehr Anekdoten, als eigentliche Erzählungen, und auch in Bezug auf den ästhetischen Werth sehr verschieden. Die erste Erzählung, die Rückkehr eines ehemaligen Studenten von Heidelberg nach dieser Stadt, wobei die ganze schöne Fata Morgana jugendlicher Erinnerungen zu Wasser und in die gemeinste Prosa aufgelöst wird, ist sehr gut; eben so eine kleine Uebersetzung aus Terenz: die Prahlerei des Thraso. Die Uebersetzung des Phaeton von Ovid gehört wohl nicht hieher und eben so wenig das Rührspiel, das den sonderbaren Titel führt „der Zwischenahner", und in dem es sich von einer Wiedererkennungsscene im Schooß der Familie handelt. Ganz unpassend erscheint Wallensteins Lager, aus der Primanerzeit des Verfassers. Solche Schülerstatuenzen verbrennt man oder begräbt sie unter alten Papieren für die Privaterinnerung, aber nicht für das Publikum.

Einige der anziehendern Anekdoten sind folgende:

Die halbgefüllte Flasche im Wappen.

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halb gefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme und Verewigung verdanken soll. Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande, worin die Dänen eine Schlacht gewonnen, als gemeiner Soldat gefochten. Nachdem seine Landsleute des Schlachtfeldes Meister geworden, hatte der alte F., der dort als Wache kommandirt war, mit Mühe eine Flasche Bier erhalten, die er an den durstigen Mund sezte, um sich zu erlaben. Da tönte in der Ferne der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, beugte sich unser F. über den Flehenden, und reichte ihm, seine eigene Qual vergessend, die volle Flasche. Aber in dem Augenblick feuerte der heimtückische Schwede, um zum lezten Male seinen durstigen Nationalhaß zu tränken, ein Pistol auf den milden Geber ab. Dieser aber ward von den Engeln bewahrt; der Schuß ging fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: „Nun kriegst du nur die Hälfte!" Ein Offizier, der diesen Vorfall beachtete, schaffte dem edlen Krieger dies Emblem.

Der bespornte Referendar.

Ein junger adeliger Referendar, aus einer ministeriellen Familie, besuchte das Oberlandesgericht mit klirrenden Sporen. Der alte Präsident des Collegii war ein trockner Mann, der nur eine passende Gelegenheit suchte, um dem jungen Mann seine untere Garderobe zu vereinfachen. Diese fand sich bald, denn da man im Laufe des Vortrags eine Akte begehrte, rief er aus: „Herr Referendar, reiten Sie doch einmal in die Registratur, und holen Sie mir die Akte." Der Referendar trägt seit jener Zeit Schuhe in den Sessionen; der Witzblitz hat also richtig eingeschlagen.

Die Geschichte vom 30jährigen Kriege.

Zwei mißvergnügte Eheleute saßen an einem Abend in der Schneiderstunde zusammen. Da entfuhr dem gefühlosesten Theile von beiden Ehehälften ein tiefer Seufzer, und näher dem Gastmahl — wie in dem lezten Akte eines Iffland'schen Familienstücks — rückend, lispelte sie leise: „Weißt Du denn, mein Kind, was übermorgen für ein Tag ist? — „Nein," versezte der Mann. — „Uebermorgen," entgegnete sie, „sind wir fünfundzwanzig Jahre verheirathet; wollen wir nicht diesen heiligen Tag feiern?" — „Ach, laß das gut seyn, mein Kind, das wäre für uns eine unpassende Solennität," bemerkte der Mann. „Laß uns lieber noch fünf Jahre warten, und dann an diesem Tage den 30jährigen Krieg feiern."

Dagegen sind Anekdötchen oder Betrachtungen wie folgende wohl zu trivial:

Dienstuntüchtigkeit.

„Wir leiden Beide an einer gleichen Krankheit," sagte ein alter, mit Chiragra befallener Justizrath, als er hörte, daß sein Hausgenosse, ein Kammerherr, sich durch Erkältung einen steifen Nacken zugezogen hatte. „Wir sind Beide dienstuntüchtig; denn ein Kammerherr mit einem steifen Nacken ist äqual einem deutschen Richter, den die Hand am Schreiben verhindert."

Gibt es wirklich einen Buckel?

Nichts auf der Welt ist mehr geeignet, den größten Skepticismus herbei zu führen, als der Gedanke, ob man bucklig sey. — Denn da wir aus Erfahrung wissen, daß es keinen Buckligen gibt, der sich seiner Deformität bewußt ist, so sind wir im Allgemeinen auch dieser Selbsttäuschung möglicher Weise unterworfen. Hieraus ergibt sich, daß der größte Buckel keine Realität hat, und daß er sich nur durch die angenommene Meinung Mehrerer, nicht des Buckligen selbst, konstruiren läßt, sonach, wie die Ehre, nur auf der Meinung Anderer beruht.

Mit ein wenig mehr Auswahl hätte der Verfasser, dem es nicht an Humor gebricht, zugleich den Geschmack besser befriedigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 110. 31. Oktober 1834.

Politische Literatur.

1) Niccolo Macchiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen übersezt von J. Ziegler. Zweiter und dritter Band. Karlsruhe, Groos, 1833.

Diese schöne Ausgabe, deren ersten Theil wir Literaturblatt 1833, Nr. 52, anzeigten, schreitet vorwärts. Gewiß verdient der große Geist des Italieners, der uns hier in würdiger Gestalt erscheint, nicht nur die fortdauernde Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde, sondern auch derer, die ihren politischen Blick überhaupt schärfen wollen. Man hört nie auf, aus Machiavelli zu lernen.

Der zweite und dritte Band enthalten den Fürsten, die Gesandtschaft beim Herzog von Valentinois, die Kriegskunst, Briefe und kleine Aufsätze. Nur die Kriegskunst hat ein bloß antiquarisches Interesse, die Briefe haben historischen Werth und der Fürst ist das Werk, das zu allen Zeiten mit gleich großem Interesse gelesen werden wird. Es ist der Spiegel der italienischen Politik, der Inbegriff und kurze Ausdruck der korruptesten Staatspraktiken, durch welche jemals der Teufel auf Erden sichtbar geworden ist. Macchiavelli hat die Sache rein objektiv genommen, er hat weder angereizt, noch gewarnt, sondern nur zusammengefaßt und berichtet, und aus dem reichen Vorrath von Beispielen aus seiner und den vergangenen Zeiten gleichsam eine politische Kriegskunst abstrahirt. Lernten die Fürsten daraus, wie sie die Gewalt erlangen und mißbrauchen konnten, so lernten die Gefährdeten eben daraus, sich gegen jene Angriffe zu schützen. Daß er selbst diese Argliſten verabschente, bedarf wohl keines Beweises, und Friedrich der Große hat sich unnütz erhizt. Man kann diesen Machiavelli sogar in gewisser Beziehung mit Tacitus vergleichen, denn auch er hat seinen Blick, ihn abwendend von der italienischen Verderbniß, in der Betrachtung Deutschlands erquickt und erheitert. Machiavelli's Schilderung der deutschen Städte wetteifert mit der Schilderung, welche Tacitus von den alten Germanen entworfen hat: „An der Macht Deutschlands darf Niemand zweifeln, denn es hat Ueberfluß an Menschen, Reichthümern und Waffen. Was die Reichthümer betrifft, so gibt es keine Stadt, die nicht einen öffentlichen Schaz hätte; und Jedermann sagt, Straßburg allein beſäße einige Millionen Gulden. Dies kömmt daher, daß sie keine andern Ausgaben haben, die ihnen das Geld aus der Hand ziehen, als die für die Unterhaltung ihrer Vertheidigungsmittel und Vorräthe. Wenn aber die erste Anschaffung ein Mal gemacht ist, so kostet sie die Erneuerung nicht viel. Sie haben in dieser Hinsicht eine sehr schöne Einrichtung. Ihre öffentlichen Vorrathskammern

Digitized by Google

sind immer mit Lebensmitteln, Getränken und Brennholz für ein Jahr angefüllt; eben so haben sie rohe Stoffe zur Verarbeitung, um bei einer Belagerung die Menge, die von ihrer Hände Arbeit lebt, ein ganzes Jahr lang ohne Verlust der Stadt ernähren zu können. Die Soldaten kosten sie nichts, weil die Bürger bewaffnet und in Uebung erhalten werden. An Festtagen übt sich die ganze männliche Bevölkerung, statt zu spielen, mit dem Haken, mit der Picke, mit dieser oder jener Waffe, wobei sie dem Geschicktesten Ehre erweisen und Preise austheilen, die sie dann mit einander verjubeln. Für Besoldungen und dergleichen geben die Städte wenig aus. So ist heute jede Stadt als Gemeinwesen reich. — Der Grund, warum die Einzelnen des Volkes reich sind, liegt darin, daß sie ärmlich leben. Sie bauen nicht, sie machen keinen Aufwand für Kleider, sie verwenden nichts auf Hausgeräthe. Es genügt ihnen, Ueberfluß an Brod und Fleisch und eine geheizte Stube zu haben, wo sie sich vor der Kälte schützen können. Wer weiter nichts hat, lebt ohne die andern Dinge und strebt nicht darnach. Auf ihren Leib verwenden sie zwei Gulden in zehn Jahren. Jeder lebt nach seiner Stellung in diesem Verhältniß, und Keiner schlägt an, was er entbehrt, sondern nur, was er nothwendig bedarf, und ihre Bedürfnisse sind viel geringer als die unsrigen. — Die Folge dieser ihrer Sitten ist, daß kein Geld aus ihrem Lande geht, da sie mit dem zufrieden sind, was es erzeugt. In ihr Land geht immer Geld, das von denen dahin gebracht wird, die die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes haben wollen, womit sie fast ganz Italien versehen. Ihr Gewinn ist um so größer, als der größte Theil dessen, was sie verkaufen, in Manufakturwaaren besteht und durch die Handarbeit seinen Werth erhält, ohne daß sie irgend ein bedeutendes Kapital als Auslage bedürfen."

Merkwürdig ist auch folgende Aeußerung: „Das deutsche Fußvolk ist vortrefflich, und die Leute sind von schöner Statur, im Gegensatz mit den Schweizern, die klein und weder hübsch von Gesicht noch wohlgestaltet sind. Die Waffen der großen Mehrzahl bestehen allein in der Picke und einem kurzen Degen, um gewandter, schneller und leichter zu seyn. Sie pflegen zu sagen, daß sie deßhalb keine Schutzwaffen trügen, weil sie keinen andern Feind als das Geschütz hätten, wogegen sie ein Bruststück, Küraß oder Ringkragen doch nicht schützen würde. Die andern Waffen fürchten sie nicht, denn ihre Schlachtordnung, sagen sie, sey so gut, daß es unmöglich sey, zwischen sie einzudringen, oder ihnen auf Pickenlänge nahe zu kommen. Sie sind die besten Truppen für die offene Feldschlacht, allein zum Angriff der Festungen taugen sie nichts und zur Vertheidigung derselben wenig; überhaupt sind sie, wo sie sich nicht in ihrer Schlachtordnung aufstellen können, nichts werth. Dies hat die Erfahrung bewiesen, als sie mit den Italienern zu thun hatten, und besonders, wo Festungen zu erobern waren, wie Padua und andere Plätze. Hier haben sie sich schlecht gehalten, dagegen im offenen Felde immer gut. Wenn in der Schlacht bei Ravenna, zwischen den Franzosen und Spaniern, die Franzosen nicht die Landsknechte gehabt hätten, so würden sie die Schlacht verloren haben. Denn während die Reiterei beider Heere im Gefecht begriffen war, hatten die Spanier das französische und gascognische Fußvolk schon geschlagen; und wenn ihm die deutschen Regimenter nicht zu Hülfe gekommen wären, so würde es sämmtlich getödtet und gefangen worden seyn. Eben so sah man neulich, als der katholische König mit Frankreich in Guyenne Krieg anfing, daß die spanischen Truppen eine Schaar von 10,000 Deutschen, die der König von Frankreich hatte, mehr fürchteten, als das ganze übrige Fußvolk, und daß sie jede Gelegenheit vermieden, mit ihnen zusammen zu treffen." Glaubt man nicht Tacitus zu hören, wie er die Germanen mit den Galliern vergleicht?

Einen nicht uninteressanten Kontrast mit diesen alten Schilderungen des deutschen Volks bildet eine neuste, die wir nach dem Bericht unseres französischen Freundes mittheilen. Der lezte Reisende in Deutschland entwirft ein eben so ehrendes und liebkosendes, aber auch ein eben so flüchtiges und falsches Bild von Deutschland, wie der vorlezte, Inglis (vergl. Literaturblatt von diesem Jahr Nr. 5). Was die Herrn nicht Schönes gesehen haben? Aber so sehr es uns schmeichelt, daß sie uns noch immer so loben, als ob sie Tacitus und Machiavelli wären, so muß ich ihnen doch sagen, wir verdienen diese Ehre nicht ganz. Der Herr Marquis von Salvo hat nichts Feudales mehr an uns wahrgenommen. Das allein zeigt, daß er seine Augen in Paris zurückgelassen hat.

2) Mon portefeuille ou papiers détachés par le Marquis de Salvo. Paris 1834.

Diese Bemerkungen auf einer 1833 durch die Schweiz, Italien und Deutschland unternommenen Reise zeigen zwar von viel Geist und scharfer Beobachtungsgabe, wir würden sie aber doch in diesen Blättern nicht besprechen, wenn es nicht anziehend wäre, den gebildeten Franzosen freimüthig über Deutschland und seine Bewohner reden zu hören, wiewohl wir selbst lange nicht Alles bei uns in so schönem Licht sehen, wie der Herr Markis. Vor zehn Jahren konnten wir Deutschen keine Reise eines Franzosen nach Deutschland lesen, ohne uns laut oder im Stillen zu ärgern; seit einiger Zeit müssen wir über

Digitized by Google

dergleichen faſt erröthen.— So haben ſich die Zeiten bei ihnen und bei uns geändert.

„Gleich bei meinem Eintritt in Deutſchland," ſagt der Verfaſſer, „bemerkte ich, daß ich nicht mehr in dem franzöſiſchen Land der Freiheit und Liberalität ſey, denn auf den Poſtſtationen forderten mir weder Gensdarmen noch Polizeiagenten meinen Paß ab, und es war mir Franzoſen faſt peinigend, zu ſehen, daß ſich Niemand um mich bekümmere. — Der ganze öffentliche Geiſt und die Politik Deutſchlands ſind bis jezt ſehr wenig in Frankreich gekannt, am wenigſten von den Liberalen, die ſich damit ſchmeicheln, das beſonnene, ruhige, denkende und vergleichende Volk werde ſich auf das erſte Zeichen der Pariſer revolutionären Propaganda erheben und ſeine Fürſten umbringen oder wenigſtens aus dem Lande jagen. Achtzehn Monate that der Verfaſſer nichts als Deutſch lernen, des Landes Zuſtand und Verfaſſung, ſowie den Gang des Bundestags ſtudiren. In Frankreich glaubt man allgemein und es wird in Schriften und Journalen gar oft wiederholt, Deutſchland und ſein Bundestag ſeyen noch ganz feudal. Darin irrt man aber gewaltig. Vom Lehnsweſen und ſeinen Mißbräuchen zeigt ſich dort wenig mehr als die Namen und Titel(?) Der Bundestag, lange ſchläfrig und unentſchloſſen, wurde durch die Pariſer Julustage aufgerüttelt und hat ſeitdem viel Thätigkeit, Kraft, Feſtigkeit und Einheit entwickelt. Er iſt jezt ein Centro d'unité, ein enges Bundesband, das zwei und dreißig große und kleine Staaten feſt umſchließt und ſo lange nicht von dem darüber ärgerlichen Frankreich gelockert werden wird, als dieſe zwei und dreißig Staaten-Pfeile ſich feſt an einander drängen und die Nothwendigkeit ihrer vertrauenden Einheit einſehen. Aber dieſe Bundesſtaaten ſind darum nicht mit einander vermiſcht, im Gegentheil, ihre beſondern und nationalen Intereſſen, ihre ganze Eigenthümlichkeit iſt erhalten und wird von den einzelnen Regierungen gewahrt, die gleichfalls für ihre eigene Landesverwaltung und Entwickelung unbeſchränkt und unbewegt ſind, ſo lange dieſe mit des Bundes Ehre, Sicherheit, Feſtigkeit und Kraft nach Innen und Außen nicht in hinderndem Widerſpruch ſteht. Da aber beginnt die Herrſchaft des Bundes, und ihr muß alles Individuelle und Provinziale weichen. Durch dieſe Ordnung allein iſt die geſunde Erhaltung des Bundes möglich. — Wer möchte die guten Deutſchen nicht achten, weil ſie ſo innig an den hiſtoriſchen Erinnerungen ihres Landes hängen? Bei ihnen durchſucht man nicht wie bei uns die Archive, um die Verbrechen irgend eines ſchlechten Fürſten oder eines ſchlechten Geiſtlichen zu entdecken und zu proklamiren. Im Gegentheil, die jezt lebenden deutſchen Fürſten ſind meiſtens geachtet und geliebt von der großen Mehrheit ihrer Völker, und ſie verdienen es auch; am ſichtbarſten iſt dies in den Ländern, die am weiteſten von dem Volk entfernt ſind, deſſen Liebe und Verehrung in zwei Revolutionen, im Bürgerkrieg, mit jedem andern ſittlichen Gefühl untergegangen iſt. Man vergleiche in dieſer Beziehung Oeſterreich und Preußen mit Frankreich. Dieſe Liebe zu ihren angeſtammten Fürſten wirkte auch 1813 weſentlich zu der mächtigen Erhebung Deutſchlands gegen Napoleon, der nicht nur die Völker unterdrückt, ſondern auch die edlen Fürſten und ihre Frauen beſchimpfte; Napoleon und all ſeine Herrlichkeit iſt indeſſen zu Staub geworden, Oeſterreichs und Preußens Fürſten leben aber noch rüſtig und in der Liebe der Ihrigen. Man wiederholt ſo oft in Frankreich, Deutſchland ſtehe unter dem mächtigen Einfluß dieſer beiden Staaten, die kleinern Fürſten müßten ſich Alles von ihnen gefallen laſſen und könnten gar nicht wie ſie wollten. Nichts iſt irriger als dieſe Behauptung. Die mikroskopiſchen Fürſten von Lichtenſtein und Reuß haben ihre freie Stimmen am Bundestag, ſo gut wie jene Mächte. Wir ſtecken überhaupt voll Unwiſſenheit und Vorurtheile über Deutſchland. So gilt bei uns Oeſterreich für ein zweites China, für ein Land der geiſtigen Nacht, weil es keine Preßfreiheit hat, den franzöſiſchen politiſchen Schriften und Journalen, ſowie vielen deutſchen gleicher Tendenz den Eingang verſagt, und in Beziehung auf Religion, Sitten und Politik eine ſtrenge Cenſur übt. In dieſem Land aber iſt viel mehr wahre Bildung und Unterricht beim Volk wie bei uns in Frankreich, wo in den Provinzen noch graſſe Unwiſſenheit herrſcht; in den Naturwiſſenſchaften, in Mathematik, Aſtronomie, Medizin, Geſchichte, Alterthumskunde, in den ſchönen Künſten und Muſik ſteht aber Oeſterreich mit andern deutſchen Ländern in gleichem Rang und dieſer Rang iſt bekanntlich ſehr hoch. In Oeſterreich, wo auf dem Kontinent die erſten Eiſenbahnen angelegt wurden, ſteht Induſtrie und Handel ſchon ſehr hoch, und durch das Leben zieht ſich dort Freude, Wohlſtand und Sitte.

Wie viele Jahrzehente werden noch darüber hingehen, ehe wir es bei uns dahin bringen? Eben ſo iſt es mit Preußen, das unſern Liberalen ein unglückliches und unter dem Druck ſeufzendes Land ſcheint, weil es noch keine Verfaſſung in ihrem Sinn beſizt; ich aber glaube, es iſt der hellſte Punkt in Europa. Was verſtändige Regierungen vermögen, zeigt ſich eben jezt auf's Augenſcheinlichſte. Während das von Revolutionen abgehezte Frankreich von Parteien und Bürgerkrieg blutig zerriſſen wird und die Nation allen geiſtigen und ſittlichen Halt verloren hat, während Spanien und Portugal in Nacht, Graus, Blut und Bruderkampf liegen, England von ſeinen politiſchen Parteien, von Irland und

Digitized by Google

von seinen Arbeiterheeren in krankhafter Lähmung gehalten wird, während in all diesen Ländern Unordnung und Unsicherheit neben sittlicher Verworfenheit herrscht, ist in Deutschland, einige Echorufe von Paris her in den anliegenden Rheinländern ausgenommen, tiefe Ruhe. Die Regierungen, innig und fest miteinander verbunden, unangreiflich im Innern wie im Aeußern, schreiten langsam und besonnen von einer Verbesserung zur andern fort ohne Erschütterung; der deutsche Bund, Preußen und Oesterreich mit ihren sechzig Millionen Einwohnern, ihren trefflichen Heeren und Landwehren, mit ihrer Ordnung und Ruhe sind eine innig und kompakt zusammenhängende Masse, die auch ohne Rußland, Sardinien, Holland u. s. w. ehrfurchtgebietend und entscheidend in Europa dasteht. Nicht hoch genug kann für Deutschlands intellektuelles, politisches und materielles Gedeihen der neue Zollverein angeschlagen werden, der keck das Ausland ausstößt und erklärt, daß sich das Volk künftig selbst genügen will. Kämen dazu die großartigen Projekte von Eisenbahnen, der Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Main und Rhein, die Schiffbarmachung der Donau bis in's schwarze Meer für Dampfschiffe zur Ausführung, wie nicht wohl zu zweifeln ist: so möchte ich das Land sehen, das sich in intellektuellem und materiellem Wohlseyn über Deutschland stellen könnte. Durch diese Zollverbindung und die andern verwandten Unternehmungen wird die Bundesnationalität wesentlich befördert, die der Wunsch aller wahren deutschen Patrioten ist. Sie sehen ihre Nationalität nur in der Vermehrung und Befestigung der Bande, die alle Länder und Völker des Landes umschließen; keineswegs in administrativer Centralisation, die wie in Frankreich zugleich erdrückend, lähmend, despotisch, obgleich aus der Revolution hervorgegangen ist. — Das Nationallied der Deutschen ist kein revolutionäres und blutiges Lied wie die Marseillaise, keine leere Rodomantade wie die Parisienne und keine barbarische Ironie wie das ça ira, sondern die fast religiösen, im schönsten patriotischen Schwung gedichteten Lieder des jungen Tyrtäus Th. Körner, die der gleichfalls verstorbene C. M. Weber mit ergreifender Herrlichkeit in Musik gesezt hat. Kein Volk, selbst wir viel dichtenden und musikalischen Italiener, haben etwas Aehnliches aufzuweisen. Ein Volk aber, das seinen Unwillen gegen den fremden Dränger so edel ausdrückt, ist nicht reif für die revolutionäre Propaganda. Es ist ohne Haß, aber ohne Sympathie für die heutigen Franzosen, deren Herrschaft in Deutschland vorübergegangen ist, ohne die geringste Spur zurückzulassen, am wenigsten auf den Charakter und die Sitten des Volks. Bei ihm ist noch treue Hingebung und Gehorsam gegen seine Fürsten zu finden, bei ihm stehen noch Altäre und Kirchen in Ehren, denn es hat noch nicht gelernt, sich seiner Frömmigkeit zu schämen, der Gottesdienst ist bei ihm noch keine Lächerlichkeit und Schwäche, die Irreligion ist da noch nicht zur Mode geworden. Welchen Unterschied findet der Beobachter hier in dem sichern, ruhigen und besonnenen Gang der Civilisation und dem, was man in Frankreich le mouvement und le progrès du siècle nennt! Darin zeigt sich vorherrschend der Grundcharakter des germanischen Volks, das nie durch Revolutionen verdorben worden ist." — Sehr viel Bedeutung legt der Verfasser auf die Ausführung der zuerst in Deutschland gefaßten Idee, eine große Eisenbahn mitten durch das Land zu ziehen und dadurch nicht nur Köln, Kassel, Frankfurt, Stuttgart, München, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Königsberg und Hamburg unter einander, sondern auch durch die Fortsetzung dieser Straßen St. Petersburg, Amsterdam, Paris und Lyon in Verbindung zu setzen. Mit Dampfwagen könnten dem russischen Winter und den stürmischen Meeren zum Trotz Reisende und Waaren in vier bis fünf Tagen von Paris nach St. Petersburg gelangen. Unberechenbar wären die Vortheile dieser sichern und schnellen Verbindung, der ungeheure Raum zwischen Frankreich und Rußland verschwände, und der Norden hörte auf, von dem civilisirten Süden getrennt zu seyn. Eine neue Pariser Emeute oder Revolution würde dann früher in St. Petersburg bekannt, als an Ort und Stelle geendigt. Die diplomatischen Depeschen liefen dann auf der Eisenbahn fast so schnell, als in Frankreich die neuen Konstitutionen und Gesetze. Wechsler und Großhändler könnten von Paris nach St. Petersburg reisen, da ihre Korrespondenten besuchen, ihre Geschäfte abmachen und in neun bis zehn Tagen wieder an der Pariser Börse seyn. Die reichen russischen Gemäldeliebhaber könnten nach Paris, um da die Ausstellung zu sehen und einzukaufen. Die Pariser Liebhaber von Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren eilten in das Palmira an der Newa, hingen da ihrer Lust nach und wären doch wieder zu einem bestimmten Ball- oder Operntag in Paris zurück. Die russischen, deutschen und französischen Damen und eleganten Herren machten sich Neujahrs- und Höflichkeitsbesuche und lüden sich für die kommende Woche zu Ball und Diner ein. Die Pariser Schneider und Modehändlerinnen nähmen ihren Kunden das Maaß in St. Petersburg; die Pariser Moden und die Lyoner Seidenstoffe erschienen in Einer Woche im Winterpallast zu St. Petersburg und auf dem Pariser Opernball ꝛc.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 111. 3. November 1834.

Seelenlehre.

(Vergl. Nr. 62.)

18) Vollständige Geisteskunde oder auf Erfahrung gestützte Darstellung der geistigen und moralischen Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Ein unentbehrliches Handbuch für Erzieher, Aerzte, Rechtsgelehrte ꝛc. Freie Uebersetzung der sechs Bände von Galls Organologie. Zweite vermehrte Auflage. Mit einer Steindrucktafel. Nürnberg, Leuchs u. Comp., 1833. S. 516.

Galls System ist bekannt. Es gehört zu den großen Entdeckungen, durch welche die Lehre vom menschlichen Körper aufgeklärt und bereichert worden ist, wenn auch die Erwartungen, welche man Anfangs davon hegte, übertrieben waren. Ein physiognomischer Schwindel hatte sich zu Galls und Lavaters Zeit der Menschen bemächtigt, wie zur Zeit des Theophrastus Paracelsus und Crollius, aber Beide waren bestimmt, wieder zu verrauchen. Wohin hätten Galls Schädelbetastungen führen sollen? Auf der einen Seite würde sich Alles die Köpfe wieder in Perrücken gesteckt haben, um keine Blöße zu geben, und auf der andern Seite würde der Staat verlangt haben, Jedermann solle wie ein russischer Rekrut oder Türke geschoren gehen, damit eine löbliche Polizei auf den ersten Blick wisse, was an ihm sey. Bei der Geburt schon würde man die breiweichen Kindsköpfe betastet haben, ob nicht irgendwo ein kleiner Hambacher Berg wie ein junges Teufelshörnchen aus dem platten Schädel hervorzubrechen drohe. Aber würde die Menschheit bei solchen frühzeitigen Maßregeln nicht am Ende wohl fahren? Man dürfte nur eine bleierne Haube für alle Kinderschädel einführen und vermittelst derselben die verbotenen Organe niederhalten. Unterdrückung des Schreiborgans in so zarter Jugend würde dann allen spätern Klagen über unterdrückte Presse vorbeugen. Brächte man es gar dahin, wie in der Obstbaumzucht, durch Unterdrückung des einen Triebes den andern zu stimuliren, ließe man, indem man die unziemlichen Organe des Gehirns durch die bleierne Haube niederquetscht und abplattet, umgekehrt verhältnißmäßige Konkavitäten für die möglichst konvexe Ausbildung der loyalen Organe, so könnte man nicht nur überhaupt gute Bürger machen, sondern noch weit mehr. Hängt die Nationalbildung nicht von der Schädelbildung ab? Wohlan, so presse man die Kindsköpfe derjenigen Staaten, in denen mehrere Völker als heterogene Elemente gepaart sind, in eine Normal-Bleihaube. Sollte man sich auch der Hoffnung hingeben dürfen, daß sich auf diese Weise durch Unterdrücken und künstliches Hervorlocken der verschiedenen Gehirnhügel

auch das Genie in Wissenschaft und Kunst erzeugen ließe? Ach nein, ich fürchte, wenn man dies vermöchte, würde man die Kunst doch nur anwenden, um das Genie aus der Welt zu verbannen, und darum ist es recht hübsch vom Himmel, daß er aus dem ganzen Projekt nichts werden läßt, und daß auch diese Gallomanie glücklich vorüber gegangen ist.

Das Buch ist oft höchst unterhaltend. Man lese Folgendes über das dichterische Organ: „Einer meiner Freunde, der gern Gelegenheits-Gedichte machte, fiel mir durch seine Kopfform auf. Die Stirne ging von der Nase an Anfangs senkrecht in die Höhe, und dehnte sich dann, zurückgehend, an den Seiten sehr aus, so daß es schien, als ob an jeder Seite noch eine Seite hinzugefügt worden wäre. Bei andern fand sich diese Stirne nicht, aber bei allen die Erhöhungen der vordern Seitentheile des Kopfes über den Schläfen. Wie z. B. an der Büste von Ovid, dem Schädel von Alringer, an Jünger, Blumauer, Wilhelmine Maisch in Wien, Mad. Laroche in Offenbach, Angelika Kaufmann, Sophie Clementine von Merken, Klopstock, Schiller, Geßner, Légouvé. — Zu Paris öffnete ich mit Spurzheim den Kopf des Delille, und machte mehrere gegenwärtige Aerzte auf die bedeutende Entwicklung der unter den angegebenen Erhöhungen liegenden Windungen des Gehirns aufmerksam. In einer zahlreichen Gesellschaft fragte man mich, um meine Lehre auf die Probe zu stellen, was ich von einem kleinen Mann, der ziemlich weit von mir entfernt war, hielte? Da es dunkel war, so sagte ich, daß ich ihn nicht gut erkennen könne; aber ich bemerkte, daß das Organ für Dichtkunst sehr entwickelt sey, und man sagte mir, mit dem Ausdruck des Erstaunens, daß dies der berühmte Dichter Schuster François sey. Ist die Windung, welche dieses Organ bildet, sehr groß, so entsteht auf jeder Seite des Schädels eine hervorragende Wulst, die ungefähr in der Hälfte der Höhe der Stirn vorn und über den Schläfen anfängt, und sich, schief von unten nach oben und rückwärts, ungefähr zwei Zoll weit erstreckt. Diese verlängerten Hervorragungen geben dem obern Theil des Kopfes eine große Breite und eine so eigene Form, daß sie die Maler und Bildhauer selten ganz darstellen zu dürfen glauben. — Man findet diese Wölbung an allen Büsten und Portraiten der Dichter (Corneille und Racine, wegen der langen Haare und der Perrücke, die es verdecken, ausgenommen), wie an Pindar, Euripides, Sophokles, Heraklid, Plautus, Terenz, Virgil, Tibull, Ovid, Horaz, Juvenal, Boccaccio, Arioſto, Arétin, Taſſo, Milton, Boileau, J. B. Rousseau, Pope, Young, Gresset, Voltaire, Geßner, Klopstock, Wieland; auch fand ich es bei der Fürstin von Salm, bei Andrieux, Lemercier, Dupaty. Besonders muß der Kopf des Homer auffallen, da sein oberer Seitentheil zwei ungewöhnliche Wülste bildet, und dies ist ein Beweis, daß seine Büste wirklich ächt ist. — Die Gegenstände, welche die Dichter wählen, hängen von der Entwicklung anderer Organe ab. Dichter- und Höhensinn macht die Oden von Pindar und J. B. Rousseau, mit dem Sinn der Andacht die Psalmen von David und das verlorne Paradies, mit dem Würgsinn die Trauerspiele von Shakespeare und von Crébillon, mit Liebe die Kunst zu lieben des Ovid und Gentil-Bernard, die leichtfertigen Werke von Piron, Grécourt, Arétin, mit dem Beobachtungsgeist das Gedicht über die Natur der Dinge von Lucrez, den Telemach des Fénélon. Quinault's, Verfassers des Alceſtes, des Theseus und Atys, Büste hat den Musikſinn in hohem Grade, daher die Reime desselben so harmonisch sind. Shakespeares Trauerspiele aus dem Würgsinn zu erklären, ist sehr nett. Aber hat denn Shakespeare außer in Trauerspielen irgend Jemanden erwürgt? Was ist für ein Unterschied zwischen Shakespeare und Müllner, von denen der erste gute und der zweite schlechte Trauerspiele machte, der erste sonst aber gar keinen und Müllner nur einen literarischen Würgsinn hatte? Und was ist wieder für ein Unterschied zwischen Müllner, der nur in Schriften würgte und im Leben ein ruhiger Bürger war, und Nero, der umgekehrt im Leben würgte und als Dichter den Zärtlichen spielte?

Uebrigens hat mancher einen schönen Fuß und weiß doch nicht zu tanzen. Man kann ein Organ besitzen, ohne es in Anwendung zu bringen, und über die Unzuverlässigkeit der Gehirnvisitation noch etwas sagen zu wollen, scheint überflüssig. Nöthiger ist es, die Wissenschaftlichkeit des Princips zu vertheidigen, das gesichert bleibt, wenn auch die falschen Anwendungen wegfallen. Der Zusammenhang des Gehirns mit den Nerven überhaupt, und besonderer Gehirnthätigkeiten mit besondern Nerventhätigkeiten ist unläugbar, und die nähern Untersuchungen, welche Gall darüber angestellt hat, haben der Wissenschaft Früchte getragen. Nur muß man auf Größenverhältnisse nichts geben wollen. Ein kleiner Mann ist oft stärker als ein großer. Die Quantität thut's nicht, sondern die Qualität. In einer Muskatnuß ist mehr Geist als in einem Kürbis, warum sollte nicht in einem kleinen Denkorgan mehr Denkkraft stecken, als in einem großen? Allein gleichwohl müssen sich bei der unläugbaren Uebereinstimmung der Gehirnorgane mit bestimmten Trieben und Neigungen der Menschen auffallende Abweichungen, Monstrositäten und Krankheiten des betreffenden Triebes auch am Gehirnorgan bemerklich machen, und insofern ist die Vergleichung lehrreich und für die Naturgeschichte des Menschen nothwendig. Die Physiognomik, die Korrespondenz gewisser Symptome ist nicht immer erkennbar oder untrüglich, aber doch in gewissen erfahrungsmäßigen Fällen, und die Grenze zu

Digitized by Google

finden, ist Aufgabe der Wissenschaft. Man braucht sich nicht den Träumen der alten Chiromantie hinzugeben, die in den Linien der Hand die ganze Natur, ja das Schicksal des Menschen sehn wollte, nicht den Träumen des Crollius, der den Safran für ein Mittel wider die Gelbsucht hielt, weil auch er gelb sey, noch den Träumen des alten la Porta, der die Menschen nach ihrer Thierähnlichkeit klassificirte, und in dessen Buch man immer neben einem wirklichen Esel ein menschliches Eselsgesicht mit großen Kinnbacken, neben einem wirklichen Ochsen ein menschliches Brutum sieht ꝛc. Aber dennoch ist sehr viel Wahres in der Physiognomik, und es kommt nur darauf an, dies zu erkennen und zu prüfen. Wir haben bedeutende Fortschritte gemacht. An die Stelle der lächerlichen Chiromantie ist Galls sinnvolle Schädellehre getreten. Daß die Gehirnbildung mit dem geistigen Charakter des Menschen zusammenhängt, daß vom Gehirn aus die Nerven determinirt und zum Dienst dieser oder jener Kunst und Fertigkeit gebildet werden, ist klar und darum stehn die Gehirn-Erhebungen in einer weit nähern Beziehung zur Charakterkenntniß, als die Handlinie. An die Stelle der lächerlichen Pharmacopöe des Crollius ist die Homöopathie getreten. Daß Mittel, welche eine ähnliche oder die gleiche Krankheit im gesunden Zustand hervorbringen, diese Krankheit heilen, ist erwiesen, aber diese Aehnlichkeit der Wirkung steht etwas höher, als die bloße Aehnlichkeit des äußern Aussehens bei Crollius. An die Stelle der sonderbaren Physiognomik des la Porta ist endlich die Naturphilosophie mit ihrer vergleichenden Organologie getreten. Es ist wahr, wir sind den Bestien verwandt, aber nur insoweit, wie wir auch den Pflanzen und selbst der unorganischen Welt verwandt sind, nämlich durch unsern niedern Ursprung, durch das gleiche Element, in dem wir leben, was aber doch unsere höhere Tendenz nicht hindert. Die Verwandtschaft der animalischen Natur in Thieren und Menschen ist in neuerer Zeit auf ihre wahre Basis, Anatomie und Physiologie, zurückgeführt worden, und die Gesichterstudien spielen dabei nur noch eine kleine Rolle.

Sonach glauben wir, die Grenzen bezeichnet zu haben, innerhalb welcher das vorliegende Werk von Gall die vollste Anerkennung von Seiten der Wissenschaft verdient, während dieses Werk auch, wo es, wie in dem Kapitel vom Dichter, eine falsche Konsequenz zieht, wenigstens pikant zu lesen ist und zu einer Menge unterhaltender Gedanken führt.

In derselben Verlagshandlung erhält man in einem Kästchen einen Schädel von Gyps, auf welchem die Organe nach der Gall'schen Lehre treu bezeichnet und abgegrenzt sind, wie auf einer Landcharte.

19) Georg Combe's System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersezt von Dr. S. E. Hirschfeld. Mit 9 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Durch dieses Werk ist Galls Schädellehre erweitert und berichtigt worden. Der Verfasser hat besonders in der Klassifikation der Organe einige zweckmäßige Veränderungen vorgenommen, eine schärfere Eintheilung eingeführt und etwas mehr Rücksicht auf die Relativität der Formen und Dimensionen in den Organen verschiedener Köpfe genommen. Dasselbe Organ kann gleich groß seyn an zwei Köpfen und doch ist es in jedem von beiden ganz verschieden entwickelt, weil sein Verhältniß zu den übrigen Organen ein ganz verschiedenes ist ꝛc. Kurz das Werk begegnet den gerechten Einwürfen, welche gegen die allzu unbedingte Strenge des Gall'schen Systems gemacht worden sind, und hält das Princip fest, ohne uns eine einseitige Anwendbarkeit desselben aufdringen zu wollen. Es versteht sich, daß dem sel. Gall immerhin das größere Verdienst, das der Entdeckung, gesichert bleibt, und Combe spricht nur mit der Ehrfurcht von ihm, welche der Schüler dem Meister schuldig ist, selbst wenn er dessen System verbessert.

Der Verfasser geht von der Erfahrung aus: „Bei Beobachtung des Aussehens einzelner Organe ist es gut mit den größten zu beginnen und extreme Fälle zu wählen. Die Maske Joseph Hume's vergleiche man mit der von Dr. Chalmers hinsichtlich der Idealität, deren Organ bei Lezterem weit größer ist, als bei Ersterem. An demselben Theile sind die Schädel Raphaels und Hoggarts zu vergleichen, wo ein eben so auffallender Unterschied sichtbar ist. Die Büste des Pastor M. stelle man hinsichtlich der Beifallsliebe der von Dempsey gegenüber; beim Ersteren zeigt sich das Organ groß, bei Lezterem klein. Selbstvertrauen, welches bei Lezterem ausnehmend groß ist, vergleiche man mit demselben Organ am Schädel des Dr. Hette, an dem Beifallsliebe viel größer ist, als Selbstvertrauen. Das Organ des Bausinns bei Raphael werde mit demselben Organe an den Schädeln der Neuholländer verglichen; Zerstörungstrieb bei Bellingham mit demselben Organe an den Schädeln der Hindus, welches Volk gemeiniglich mitleidig gegen alles Lebende ist. Große Festigkeit und mangelnde Gewissenhaftigkeit bei König Robert Bruce ist zu vergleichen mit denselben Organen im umgekehrten Verhältniß an der Büste eines Frauenkopfs, welche zur Erläuterung dieser Organe verkauft wird. Der Zweck solcher Vergleichungen ist nur, einen Begriff des verschiedenen Aussehens zu bekommen, welches die Organe haben, wenn sie entweder sehr groß oder sehr klein sind."

Digitized by Google

Ebenfalls der Erfahrung folgend, beweist er die Unsicherheit allgemeiner Regeln, und die Nothwendigkeit, jedes Organ nur in Zusammenhang mit den übrigen Organen desselben Individuums zu betrachten. Schade nur, daß er sich dabei hat mystificiren lassen. Er sagt unter Anderm: „Am Kopfe Gordons, des Mörders des kleinen Krämerknaben, ist die absolute Größe des Zerstörungstriebes geringer als an Raphaels Kopfe, und doch war Raphael ein liebenswürdiger, genialreicher Mann, und Gordon ein grausamer Mörder. Dieses erläutert die Regel, daß wir nicht nach absoluter Größe urtheilen müssen. Bei Gordon sind die Organe der moralischen Gefühle und der Verstandesvermögen klein im Verhältnisse zum Zerstörungstriebe, der hier das größte Organ am Gehirne besitzt; bei Raphael dagegen sind jene im Verhältnisse zu diesem groß. Nach dem angegebenen Grundsatze müßten die kräftigsten Aeußerungen von Raphaels Geiste in der Abtheilung der Gefühle und des Verstandes, bei Gordon aber im Zerstörungstriebe und den thierischen Leidenschaften stattgefunden haben — und dem entsprechen auch ihre Anlagen wirklich. Dennoch mußten auch Raphaels Anlagen durch die bedeutende Größe jenes Organs charakterisirt werden. Es mußte ihm jene Wärme und Heftigkeit der Gemüthsart mittheilen, die nur da gefunden wird, wo es stark entwickelt ist, obgleich die höheren Kräfte Mißbrauch verhüten konnten.“ Allein dieser präsumtive Schädel Raphaels ist bekanntlich verfälscht, und das hätte der englische Verfasser und sein Uebersetzer auch schon wissen können, ehe Raphaels Grab in Rom entdeckt wurde.

Sodann stellt der Verfasser folgende Grundregeln auf: „Erste Regel. Jedes Vermögen strebt nach Befriedigung mit einem Stärkegrade, der zu der Größe seines Organes im Verhältnisse steht; ein Individuum hängt denjenigen Vermögen am meisten nach, deren Organe sich bei ihm am stärksten ausgebildet finden. — Zweite Regel. Da es drei Arten von Vermögen, thierische, sittliche und intellektuelle, gibt, so kann es sich treffen, daß mehrere große thierische Organe mit mehreren stark entwickelten moralischen oder intellektuellen Organen in demselben Individuum vereinigt sind. Der Regel nach werden dann die niedern Triebe ihre Richtung von den höheren Kräften erhalten, und die gewöhnliche Handlungsweise wird so seyn, daß durch sie sämmtliche Vermögen, deren Organe stark ausgebildet sind, befriedigt werden. — Dritte Regel. Wo sämmtliche Organe in ziemlich gleichem Verhältnisse zu einander erscheinen, da bleibt der Mensch sich selber überlassen und wird, je nachdem augenblicklich die Triebe oder die moralischen Gefühle vorherrschen, verschiedene Charakterphasen annehmen. Sein Leben ist ein wechselsweises Sündigen und Bereuen; äußere Verhältnisse werfen ihn stets hin und her. Marwell, der wegen Einbruchs und Diebstahls hingerichtet wurde, ist ein Beispiel dieser Art. Bei ihm sind alle drei Klassen von Organen gut entwickelt und unter der strengen Zucht in der Armee bewahrte er seinen Ruf auch unversehrt; als er hingegen in Dürftigkeit gerieth, erlangten die Triebe das Uebergewicht; er gesellte sich zu einer Diebsbande, folgte ihren Beispielen und ward gerichtet. — Diese Ansichten entkräften auch den manchmal gemachten Einwurf, daß, da verschiedene Kombinationen die Art und Weise, in der die Vermögen sich äußern, modificiren, und da ferner gewisse Theile an der Grundfläche des Gehirns hinsichtlich ihrer Funktionen noch nicht bekannt sind, man auch keine Gewißheit über die Bestimmung der höheren Organe haben könne, weil, sagen die Gegner, alle wirklich beobachteten Aeußerungen das Resultat vereinter Thätigkeit der bekannten und der unbekannten Theile seyn könnten, und es dann nicht möglich wäre, die Funktionen jedes einzelnen zu bestimmen. Wir antworten darauf, daß die Funktion eines jeden Organes unverändert bleibt, welches auch immer die Richtung seyn mag, welche seine Aeusserungen, in Folge der Verbindung mit den übrigen Organen, nehmen werden. Gesetzt, daß die an der Basis liegenden Windungen Organe des Hungers und des Durstes seyen, wie es einige Thatsachen vermuthen lassen, so würde dann der Tonsinn, mit einer großen Entwicklung jener Theile verbunden, zu Trinkliedern neigen; wären sie aber nur klein und Ehrfurcht groß, so würde er Hymnen zu Gegenständen seiner Thätigkeit wählen. In beiden Fällen aber vollbrächte der Tonsinn nur seine ursprüngliche Funktion — Erzeugung von Melodie.

Der Verfasser zeigt die Uebereinstimmung der drei Arten von Vermögen mit drei Dimensionen des Gehirns; „Die Größe des vorderen Lappens gibt das Maaß für die Verstandesvermögen ab. Am Gehirn wird er leicht erkannt, und am lebenden Kopfe deutet ihn der vor Bausinn und Wohlwollen liegende Abschnitt an. Zuweilen ist der untere Theil dieses vorderen Lappens, der die Wahrnehmungsvermögen umfaßt, der größere, und dieses wird dadurch angezeigt, daß der Raum vor dem Bausinne sich an der Basis am weitesten nach vorn erstreckt; manchmal dagegen zeigt der obere Theil, in dem die Denkvermögen liegen, eine vollere Entwickelung, und dann dehnt sich der Raum in der oberen Region am bedeutendsten aus; manchmal zeigen beide Abtheilungen sich gleich entwickelt. Der Anfänger wird besonders darauf hingewiesen, sich stets an diese Methode zu halten, um die Größe des vordern Lappens zu schätzen, da sie am besten vor Irrungen schützt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 112. 7. November 1834.

Seelenlehre.

19) Georg Combe's System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersezt von Dr. S. E. Hirschfeld. Mit 9 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

(Schluß.)

„Bei einigen Individuen, und namentlich bei einigen peruanischen Schädeln, ist das Vorderhaupt fast senkrecht, so daß, von vorne betrachtet und ohne auf die Tiefe Rücksicht zu nehmen, es ziemlich bedeutend entwickelt erscheint; dagegen, wenn man es auf die eben angegebene Weise ansieht, man bemerken wird, daß es ausnehmend flach ist. In andern Worten, die Masse ist nicht groß, und die Aeußerungen des Verstandes werden verhältnißmäßig schwach seyn. — Der hintere Lappen ist hauptsächlich für die thierischen Triebe bestimmt. Am Gehirne wird seine Größe leicht erkannt, und am lebenden Kopfe ziehe man zu dem Ende eine senkrechte Linie vom processus mastoideus aus aufwärts. Alles, was hinter derselben liegt, wird zum hintern Lappen gehören. Wo dieser und die Basis des Gehirns stark entwickelt ist, da werden die thierischen Empfindungen vorherrschen, und so auch umgekehrt. Der Scheiteltheil des Gehirns ist der Sitz der moralischen Gefühle, und seine Größe kann nach dem Betrage der Höhe und der Ausbreitung des Kopfes über den Organen des Schlußvermögens am Vorderhaupte und der Vorsicht in der Mitte der Scheitelbeine geschäzt werden. Wenn die ganze Partie des Gehirns, welche sich über diese Organe erhebt, flach oder schmal ist, so werden die moralischen Gefühle sich nur schwach äußern, ist sie hoch und ausgedehnt, so werden sie sich kräftig aussprechen.“

„Eine Vergleichung der von ihm verzeichneten einzelnen Organe mit denen von Gall wird zeigen, wie weit er denselben ergänzt hat. Bei Gall finden wir: Geschlechtstrieb, Jungenliebe, Anhänglichkeit, Muth, Würgsinn, List, Diebssinn, Stolz, Eitelkeit, Vorsicht, Sachsinn, Ortssinn, Personensinn, Wortsinn, Sprachsinn, Farbensinn, Tonsinn, Zahlensinn, Kunstsinn, vergleichenden Scharfsinn, metaphysischen Tiefsinn, Witz, Dichtergeist, Gutmüthigkeit, Mimik, Religiosität, Festigkeit. Bei Spurzheim, der Erste, den Gall verbesserte und den Combe häufig benuzt hat, stehn schon in weit besserer Ordnung: I. Amativeness, philoprogenitiveness, inhabitiveness, adhesiveness, combativeness, destructivenes, secretiveness, acquisitiveness, constructiveness, selvesteen, approbativeness, cautionsness, benevolence, veneration, firmness, conscientiousness, hope, marvellaness, idiality, mirthfulness, imitation; II. individuality

configuration, size, weight und resistance, abour, locality, calculation, ordre, eventuallity, time, melody, language, comparison, causality. Combe hat noch schärfer unterschieden: I. Empfindungen. 1) Triebe: Geschlechtstrieb, Kinderliebe, Einheitstrieb, Anhänglichkeit, Bekämpfungstrieb, Zerstörungstrieb, Nahrungstrieb, Verheimlichungstrieb, Erwerbstrieb, Bautrieb; 2) Gefühl: Selbstachtung, Beifallsliebe, Vorsicht, Wohlwollen, Ehrfurcht, Festigkeit, Gewissen, Hoffnung, Wunder, Idealität, Witz, Nachahmung; II. Verstand, 1) Erkenntnißvermögen: Gegenstandsinn, Gestaltsinn, Größensinn, Gewichtsinn, Farbensinn, Ortsinn, Zahlensinn, Ordnungsinn, Thatsachensinn, Zeitsinn, Tonsinn, Sprachsinn; 2) Denkvermögen: Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen. Manche Triebe, die in dieser Liste noch fehlen, erklären sich aus den Organen ihres Gegentheils, z. B. Furcht ist nur Mangel an Muth.

Alle diese einzelnen Organe geht der Verfasser erfahrungsmäßig zuerst an Individuen, dann an Völkern durch. Wir können hier nicht in's Detail eingehn, da dasselbe allzu reichhaltig und mit Beispielen belegt ist. Nur eins der interessantesten Beispiele möge hier stehn. Dr. Mitchell erzählt: „Als ich im December 1815 mit mehreren andern Herren beauftragt war, die Militär-Akademie der vereinigten Staaten am West point zu besuchen, wurde mir ein höchst merkwürdiger Fall von doppeltem Bewußtseyn bei einer Frau von einem der Herren Professoren mitgetheilt. Major Ellicott, der den Lehrstuhl der Mathematik in jenem Seminar so würdig füllt, bürgte für die Richtigkeit der folgenden Erzählung, deren Gegenstand mit ihm blutsverwandt und eine Bewohnerin der westlichen Gegenden von Pennsylvanien ist: — Fräulein R — besaß von Natur eine sehr gute Konstitution, und erreichte auch das mannbare Alter, ohne daß dieselbe durch Krankheit geschwächt worden wäre. Sie hatte treffliche Anlagen, und erfreute sich günstiger Verhältnisse, um Kenntnisse zu erwerben. Außer den häuslichen Fertigkeiten und geselligen Talenten, welche sie besaß, hatte sie auch ihren Geist durch Lektüre und Unterhaltung ausgebildet und schrieb eine recht gute Hand. Ihr Gedächtniß war umfassend und mit einem reichhaltigen Vorrathe von Ideen angefüllt. Unerwartet und ohne alle Voranzeigen fiel sie in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden über die gewöhnliche Dauer anhielt. Bei ihrem Erwachen entdeckte man, daß sie jede Spur der erworbenen Kenntnisse verloren hatte. Ihr Gedächtniß war eine Tabula rasa; jeder Zug, sowohl von Worten als von Sachen, war verwischt und verschwunden. Alle Dinge mußte sie von Neuem erlernen. Selbst die Kunst, zu buchstabiren, lesen, schreiben und rechnen begann sie von vorn, und wurde allmählich mit den Leuten und Gegenständen um sie herum bekannt, wie ein Wesen, welches zum ersten Male in die Welt gebracht wird. Nach einigen Monaten erfolgte ein anderer Schlafanfall. Als sie aus diesem erwachte, fand man sie zu dem Zustande, worin sie vor ihrem ersten Anfalle gewesen war, wieder zurückgekehrt; aber jeder Umstand, jedes Ereigniß, welches nach demselben mit ihr vorgegangen, war ihr völlig unbekannt. Die ersten Verhältnisse ihres Seyns nennt sie jezt ihren alten Zustand, und die lezteren ihren neuen Zustand, und ist sich ihres doppelten Charakters eben so unbewußt, als es zwei verschiedene Personen ihrer respektiven Naturen sind. In ihrem alten Zustande z. B. besizt sie alle ihre ursprünglichen Kenntnisse; in ihrem neuen Zustande weiß sie nur, was sie seitdem erlernt hat. Wenn ihr ein Herr oder eine Dame (oder auch jede andere Sache) in ihrem alten Zustande bekannt gemacht worden ist, so muß sie, damit die Kenntniß eine vollständige werde, dieselben auch in ihrem neuen Zustande erst kennen lernen, und so umgekehrt. Im alten Zustande führt sie die Feder mit großer Fertigkeit, im neuen schreibt sie eine schlechte, wunderliche Hand, da sie noch nicht Zeit und Gelegenheit hatte, sich auszubilden. Während mehr als vier Jahren hat sie periodische Uebergänge von einem dieser Zustände in den andern erlitten. Die Veränderungen erfolgen stets nach einem langen und tiefen Schlafe. Sie selbst sowohl wie ihre Familie findet sich jezt in die Sache ohne weitere Schwierigkeit. Einfach wissend, ob sie sich in dem alten oder dem neuen Zustande befindet, richtet man die Gespräche und das Benehmen demgemäß ein. Die Geschichte dieses merkwürdigen Falles wird von dem Herrn Pastor Timothens Aldin aus Meadville gesammelt.“ Der Verfasser sezt hinzu. „Fälle wie der angeführte haben Einige zu der Folgerung veranlaßt, daß das Gefühl persönlicher Identität eine ursprüngliche Geistesstimmung wäre, die mit einem besonderen Organe verbunden, und daher für sich allein Krankheiten unterworfen sey; und da wir gefunden haben, daß auch jede der andern ursprünglichen Gefühls- und Verstandeskräfte sich durch ein besonderes Organ äußert, so hat es ihnen geschienen, daß der Geist aus einer Vereinigung zusammenwirkender Kräfte bestände. Diese Ansicht stimmt mit den allgemeinen Vorstellungen der Menschen überein, denn die Volkssprache ist nach dem Grundsatze gebildet, daß das Ich des Bewußtseyns etwas von den übrigen Geistesstimmungen Verschiedenes sey.“ Geistreiche, tiefgehende Bemerkungen dieser Art finden wir überall in diesem lesenswerthen Werk. Ein Organ der Individualität aufzufinden, wäre für die Heilung der Irren praktisch, wie für die Physiologie und Psychologie theoretisch vom größten Interesse. Hierzu wie zu vielen andern Bestimmungen bedarf es noch einer reichen Erfahrung und Beispielsammlung. Wie viele Köpfe aus allen

Digitized by Google

Ständen müßten nicht noch betaſtet und ihr Organ verglichen werden. Wie viel wäre nicht ferner noch zu unterſuchen in Beziehung auf die Kauſalität der Neigungen. Rührt das größere Geſchlechtsorgan im kleinen Gehirn von größern Teſtikeln her oder dieſe von jenem? Dies kann nur durch Vergleichung der Gehirnorgane an Kaſtraten berechnet werden. Crome hat für dieſe vergleichende Phrenologie viel geleiſtet, aber das Gebiet der Erfahrung iſt kaum betreten und es bleibt hiefür noch unendlich viel zu thun übrig.

20) Ueber den Sitz der Seele, von Dr. Friedrich Fiſcher. Leipzig, Weidmann, 1833.

Das Reſultat dieſer kleinen Schrift iſt folgendes: „Daß die Seele insbeſondere dem Nervenſyſtem immanirt, und zwar dem Ganzen ohne Unterſchied, daſſelbe nach ſeinem ganzen Umfang allgegenwärtig durchdringt, und nicht bloß in irgend einem Centralpunkte berührt, dafür ſpricht insbeſondere die Thatſache, daß die Seele an allen Orten und Enden des Nervenſyſtems gleich unmittelbar wahrnimmt, empfindet und wirkt. Ich vernehme den Schmerz des Fingers oder der Zehe nicht in einem Centralpunkte des Gehirns, ſondern an Ort und Stelle. Ich rieche in der Naſe, ich ſchmecke auf der Zunge, ich taſte an der betreffenden Stelle der Haut u. ſ. f. Dieſe Thatſache iſt für unſern Begriff der Immanenz oder der unmittelbaren Allgegenwart der Seele in dem ganzen Nervenſyſtem ſo entſcheidend, daß wir faſt ſagen möchten: er trete uns als Erfahrungsſache entgegen. Freilich könnte man immer noch ſagen und nehmen die Theoretiker ſogar allgemein an: dieſe örtliche Apperception ſey bloßer Schein, die Seele projicire und verſetze nur die eigentlich im Gehirn vernommene Empfindung an die Stelle, wovon der Eindruck ausgegangen. Allein wozu dieſe künſtliche Erklärung, die noch überdies nichts taugt? denn woher ſollte doch die Seele die Richtung und den Ausgangspunkt eines Eindrucks wiſſen können, wenn ſie ihm nicht bis an Ort und Stelle nachgehen kann. Jene muthwillige oder gedankenloſe Verläugnung der unmittelbaren Wirklichkeit hat der modernen Philoſophie von Carteſius an alle ihre Verlegenheiten bereitet.“

Wie kommt aber die Seele in den Körper? wie wird ſie, als etwas abſolut Freies, in denſelben gebunden? Darüber ſagt der Verfaſſer: „Einen Aufſchluß und eine Erklärung dieſes Räthſels finden wir in folgender Analogie. Es iſt aus der Chemie bekannt, daß zwei Stoffe, die ſich innig und zu einem neuen Ganzen mit einander vereinigen, ihre beiderſeitigen ſpecifiſchen Eigenſchaften ganz verlieren und verläugnen, und daß der neugebildete Körper Eigenſchaften zeigt, die von denen ſeiner Beſtandtheile ſpecifiſch abweichen. So verlieren ja die Säuren und Gaſen in ihrer Vereinigung zu neutralen Salzen ihre auszeichnenden Eigenſchaften gänzlich. Auf eine ähnliche Weiſe nun verliert die Seele, indem ſie ſich mit dem körperlichen Stoffe auf's Innigſte und gleichſam chemiſch zu dem belebten Körper vereinigt, ihre auszeichnenden Eigenſchaften, die Bewußtheit und Freiheit, und wirkt auf eine ganz neue Weiſe, nämlich mit unbewußter und nothwendiger Geſetzmäßigkeit; die Seele wird, in ihrer organiſchen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zu dem lebenden Körper, gleichſam gebunden. Außer dieſer Gebundenheit exiſtirt die Seele in dem Körper noch mit einem ungebundenen Ueberſchuß von Kraft, der ſich ihrer reinen Natur gemäß, alſo frei und bewußt äußert, aber ſich periodiſch erſchöpft, ſo daß die Seele in gänzliche Gebundenheit verſinkt, nämlich im Schlafe. Vergleichen wir das geiſtige Princip mit der Säure, den körperlichen Stoff dagegen mit der Baſis, ſo iſt der Menſch, wie überhaupt das Thier, ein ſaures Salz; die Pflanze dagegen ein neutrales und zum Theil ſogar ein baſiſches Salz. Denn wie im Thiere das geiſtige Princip mit einem freien Ueberſchuß vorhanden iſt, der ſich ſeiner Natur nach bewußt und willkürlich äußert, und als ſolcher die thieriſchen und geiſtigen Funktionen hervorbringt; ſo iſt in der Pflanze der Geiſt oder das organiſirende Princip durch den körperlichen Stoff gänzlich geſättigt und gebunden, zum Theil iſt der körperliche Stoff ſelbſt im Ueberſchuſſe vorhanden und kryſtalliſirt, weil ungebunden durch den Geiſt, ſeiner organiſchen Natur folgend. Daß ein Ueberſchuß körperlichen Stoffes den Geiſt binden und in Unfreiheit und Bewußtloſigkeit verſenken kann, ſpringt aus der allgemeinen Erfahrung entgegen, daß das Uebermaaß von Speiſen und Getränken den Geiſt niederdrückt und beſchwert Der Sitz der Seele, ſo weit ſie ungebunden und ihrer reinen Natur gemäß wirkt, iſt das Nervenſyſtem; alle übrigen Organe dagegen ſind der Sitz der gebundenen Seele.“

Und hieraus folgt für den Unterſchied der Pflanzen und Thiere: „Pflanzen- und Thierwelt bilden bekanntlich keine einfache aufſteigende Stufenreihe, ſo daß die vollkommenſte Pflanze ſich unmittelbar an das niederſte Thier anſchlöſſe; ſie ſtellen im Gegentheil eine doppelte, polariſch auseinanderlaufende Reihe dar, ſo daß die vollkommenſten Pflanzen und die vollkommenſten Thiere je an die Pole zu liegen kommen und die niederſten Pflanzen und Thiere aneinander grenzen und ineinander übergehen. Je inniger nämlich die gegenſeitige Bindung des organiſirenden Princips mit dem körperlichen Stoffe iſt, eine deſto vollkommnere, d. h. reicher, beſtimmter und feſter organiſirte Pflanze entſteht; je mehr dagegen das organiſirende Princip ſich löst, deſto unvollkommner und

Digitized by Google

verschwimmender wird die Textur, in demselben Grade aber erwacht das organisirende Princip zur Empfindung und Thierheit. Die niedersten Thiere, die Polypen, die Thiere der Korallen und Schwämme, die Quallen stoßen mit den niedersten Pflanzen, den Algen und Pilzen, zusammen, als weiche, gallertartige Gebilde, welche gleichsam eine untereinander gemischte Vegetation und nervöse Masse darstellen. Je höher der thierische Organismus sich entwickelt, in dem Grade tritt das nervöse und das vegetative System geschieden auseinander."

Diese Erklärungsart läßt leider noch gewaltig viel zu errathen übrig, denn wenn wir nun auch den Sitz der Seele im Körper, oder das Mittel, wodurch die Seele im Körper wirkt, kennen gelernt haben, so kennen wir noch lange nicht die Seele selbst.

21) Der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt, populär dargestellt und belegt mit einer Sammlung merkwürdiger Beispiele ꝛc. Von Prof. W. Stilling. Ludwigsburg, Imle und Krauß, 1834.

Eine bloße Kompilation, wahrscheinlich angeregt durch das Interesse, welches Gegenstände dieser Art in neuester Zeit gefunden haben. Da sich der Sammler auf eine kleine unbedeutende Einleitung von eigner Hand beschränkt und übrigens nur aus mehr oder weniger bekannten Quellen eine Menge interessanter Be spiele zusammengetragen hat, so hat dieses Buch immer den Werth einer kleinen Chrestomathie.

22) Heilung einer gefährlichen Krankheit durch Idiosomnambulismus, und die von dem Kranken im magnetisch hellsehenden Zustande verordneten homöopathischen Arzneimittel, nach eigner sorgfältiger Beobachtung geschildert von H. A. Freiherrn von Gersdorff. Eisenach, Bärecke, 1833.

Wenn der Verfasser meint, daß manchen Leser Manches in dieser Schrift seltsam bedünken wird, so irrt er sich nicht. Ich will dahin nicht rechnen, daß der Kranke (ein junger Mensch in Eisenach) während seines magnetischen Zustandes kein Frauenzimmer und keinen Mißton in der Nähe leiden konnte, daß er jeden Schuß hörte, der damals vor Antwerpen losging, und daß er sich selbst homöopathische Mittel verordnete. Diese Erscheinungen sind zwar ungewöhnlich, aber doch analog. Es ist zwar seltsam, daß es den Somnambulen nicht schon früher eingefallen ist, homöopathisch zu kuriren, allein man will ja bemerkt haben, daß sich die Kranken deßfalls nach den Methoden der Aerzte richten, die mit ihnen in Rapport stehen. Woher käme es denn sonst, daß Kranke nur überhaupt Arzneimittel nennen, von denen sie vorher nie etwas gehört haben?

Ganz neu und in der That auffallend ist der besondere Umstand, daß der Kranke in Eisenach in die fürchterlichsten Krämpfe gefallen und in seiner Kur zurückgekommen seyn soll, wenn nicht fünf bestimmte männliche Individuen aus seiner Bekanntschaft während seines täglichen magnetischen Schlafes in demselben Zimmer, und sogar auf demselben Sitze unverrückt (ohne zu wechseln und ohne nur einen Augenblick hinausgehn zu dürfen) anwesend bleiben. Die Art, wie der Kranke deßfalls diese fünf Personen chikanirte, und sodann die einigemal vorkommende Vision eines Teufels, mit dem der Kranke sich herumbalgte, beweisen wenigstens, daß das cholerische Temperament diesen magnetischen Zustand stark beherrschte, und diese Herrschaft des Temperaments über den Magnetismus (des Bluts über den Nerven?) könnte sich vielleicht auch in andern Krankheitsgeschichten finden, z. B. das Uebergewicht der Melancholie in manchen Visionen. Ueberhaupt hat man über das Verhältniß des Temperaments zum Magnetismus wohl noch zu wenig Beobachtungen angestellt, und selbst Hensler hat es in seiner vortrefflichen Abhandlung über die verschiedenen Arten des Magnetismus übergangen.

Herr von Gersdorff hat die vorliegende Krankheitsgeschichte sehr ausführlich nnd ausdrücklich „für Aerzte" erzählt, daher auch namentlich der physische Zustand des Kranken, alle Arten seiner Krämpfe ꝛc. genau verzeichnet.

23) Geschichte eines natürlichen, durch sich selbst entwickelten Somnambulismus. Beobachtet im Jahre 1831—1832 von Dr. Michael Hanack. Leipzig und Kaschau, Wigand, 1833. S. 130.

Ein junger Mensch, der als kleiner Knabe einmal von einem gelben Hunde gebissen worden, verfiel im sechzehnten Jahr in eine „mit Starrsucht wechselnde Extase" und durch Berührung sogleich in den magnetischen Schlaf, in welchem er außer den gewöhnlichen Symptomen dieses Zustandes insbesondere eine große Empfindlichkeit der Geschmacksnerven verrieth. Er schmeckte z. B. den Glockenton, und sagte, so oft eine bestimmte Thurmglocke geläutet wurde, daß diese Glocke mehr Silber enthalten müsse als andere, weil er davon einen pikanten Geschmack und Nadelstiche bekam. Auch sah er in seinen Magen und bekam davon solchen Eckel, daß er namentlich keine Fleischspeise mehr essen wollte. Außerdem sind besonders die furchtbaren Krämpfe dieses Kranken merkwürdig. Die Beschreibung der ganzen Krankheit ist von einem Arzt für Aerzte bestimmt und sehr umständlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 113. 10. November 1834.

Topographie.

Beschreibung von Stuttgart, hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadtgemeinde Stuttgart zur Begrüßung der deutschen Naturforscher und Aerzte bei ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfaßt von Prof. Dr. Plieninger, wissenschaftl. Sekretär der Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins. Stuttgart, gedruckt bei C. Hoffmann, 1834. 125 S. 4to.

Ehe wir dieses Kind eines polyandrischen Connubiums, um welches sich der Herausgeber durch Uebernahme der Pathenstelle, sowie die Verlagshandlung durch die sorgfältige Erfüllung ihrer Mutterpflicht wesentliche Verdienste erworben haben, mustern, können wir uns nicht versagen, das Kleid etwas näher zu betrachten, mit welchem es der durch seine Zeichnungen zur Geschichte der sieben Schwaben bereits rühmlich bekannte Dr. Fellner geschmückt hat.

Die vordere Seite des Umschlages deutet uns durch die in der Mitte thronende weibliche Figur sogleich die Bestimmung der Schrift an. Es ist Isis, die freiwillig ihren Schleier lüftet, zu ihren Füßen liegt der Löwe, der König der Thiere, ihre Herrschaft über die ganze lebende Natur bezeichnend; auf ihrem Schooße ruht die Schaale, aus welcher die Schlange, das gemeinschaftliche Sinnbild der Heilkraft, der Wachsamkeit und der Klugheit, begierig schlürft. Zu ihren Seiten stehen zwei Genien, der eine mit dem Senkblei, der andere mit dem Winkelmesser. Am obern Theile des Thrones fällt uns der Scarabäus, das Symbol der Schöpferkraft, in die Augen, umschlungen von einer im Kreise gewundenen Schlange, dem Sinnbilde der Ewigkeit. An den Stufen desselben ist zur linken Seite eine weibliche Figur gelagert, die aus einem Füllhorn, das, mit Früchten und Blumen gefüllt, ihr von einem Genius dargeboten wird, mit lezteren den Boden bestreut; die Mauerkrone auf ihrem Haupte und der Schild an ihrer Seite mit dem Wappen von Stuttgart (eine Fohle mit säugendem Füllen) erklären ihre Bedeutung und geben zugleich Aufschluß über den auf der rechten Seite des Bildes ihr gegenüberliegenden Nachbar, einen Flußgott, der mit ernster Miene den dünnen, schwer fließenden Strahl Wassers betrachtet, welchen ein neckischer mit Blumen bekränzter Knabe dem aus der Urne des Gottes hervorströmenden Flusse zugießt.

Dieses vortreffliche Bild, das vielleicht durch eine weniger symmetrische Haltung der Hauptfigur noch gewonnen hätte, umfaßt ein in mehrere Felder abgetheilter

Digitized by Google

Rahmen, dessen vier Ecken von kleinen Genien in Besitz genommen sind, die durch ihre kindliche Gestalt den Wissenschaften, welche sie vorstellen, noch eine lange Reihe von Phasen ihrer ferneren Entwickelung prophezeien. In den oberen Ecken erblicken wir die Astronomie und die Zoologie, letztere mit einem Schmetterling beschäftigt. Das längliche Feld zwischen beiden füllt das gestirnte Himmelszelt, von einem Segment des Thierkreises durchzogen, in dessen Höhe das Zeichen der Jungfrau (mit Bezug auf die Zeit der Zusammenkunft des Naturforschervereines) sichtbar ist. In den beiden seitlichen Feldern des Rahmens bringt uns der Künstler aus diesen hohen Regionen ganz sachte zur Erde zurück, durch allerliebste Arabesken, deren ungezwungene Verzweigungen aus Eichen hervorsprossen und die in der Höhe mit Vögeln, unten mit Vierfüßern belebt sind, worunter einerseits Pferde, anderseits Hirsche besonders hervortreten, zu deren Wahl die Wappen von Stuttgart und von Würtemberg Veranlassung gaben. Die beiden unteren Ecken des Rahmens nehmen die Botanik und die Mineralogie ein. In dem länglichen, dazwischen liegenden Felde führt uns der Künstler in fünf durch eine zierliche Verbindung von Laub und Krystallen gebildeten Kränzen zu den im Schooße der Erde ruhenden stummen Zeugen einer untergegangenen Welt (Versteinerungen) und zu den die Tiefen der Gewässer belebenden Schalthieren, erinnert uns durch die Salamander an die mystischen Gebiete der Naturkunde und schließt in der Mitte den Rahmen mit einem auf einen Kelch gesetzten Drudenfuß, vermuthlich als Zeichen des Wohlergehens, wiewohl wir ihn auch gerne als Zauberzeichen nehmen, das uns zum genußreichen Beschauen dieses Bildes bannt.

Die Kehrseite des Umschlages ist auf dieselbe Weise abgetheilt. Auf dem Hauptbilde in der Mitte sehen wir um einen Eichenkranz, in welchen die Zeit der Versammlung eingeschrieben ist, vier Genien schweben, welche den willkommenen Gästen unter Sang und Klang die Gaben des Herbstes, Trauben und Wein, darbieten. Die Ecken füllen kleinere Lorbeerkränze, in deren Mitte Sterne leuchten. Das obere längliche Feld füllen zierliche Arabesken von Winden, das untere durch Kränze verschlungene Garben. Die beiden seitlichen Felder des Rahmens zieren Ranken von Weinreben, die um Thyrsusstäbe sich winden.

Was nun diese Schrift selbst betrifft, mit deren Ueberreichung die Stadt Stuttgart ihren Gästen unstreitig die zweckmäßigste Ehre erwiesen hat, so besteht sie aus einer zu einem Ganzen verflochtenen Reihe von Beiträgen, welche von ungefähr zwanzig oder mehr Mitarbeitern je über die ihnen durch Beruf oder durch Liebhaberei naheliegenden Gegenstände geliefert wurden. Wenn der Herausgeber auf die vielen Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche die Bearbeitung fremder Materialien in ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit zu einem Ganzen, sowie die Sorge für möglichste Kürze der Darstellung neben dem Streben nach möglichster Vollständigkeit darbot und deßhalb um die Nachsicht der Leser bittet, so müssen wir anerkennen, daß er uns diese Schwierigkeiten in Rücksicht auf die kurze, ihm zu der Arbeit gegönnte Zeit im Allgemeinen glücklich überwunden hat.

Unter Berücksichtigung des Zweckes der Schrift, die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte mit ihrem diesjährigen Versammlungsorte bekannt zu machen, theilte der Herausgeber dieselbe in zwei Hauptabschnitte, einen allgemeinen, der Beschreibung der Stadt, ihrer Umgegend, ihrer Sehenswürdigkeiten u. s. w. gewidmeten, und einen zweiten mit den Zwecken jener Gesellschaft in näherer Beziehung stehenden besonderen Theil, der die natürlichen und medicinischen Verhältnisse Stuttgarts beleuchtet. Ganz zweckmäßig ist dem zweiten Abschnitte mehr Raum gegönnt, als dem ersten. Dieser enthält zuerst geschichtliche Notizen, geht dann zu der Beschreibung der Stadt (Lage und Umgebung, Größe, Straßen, Gebäude u. s. w.), zu den öffentlichen Anstalten, zu den vielen Vereinen und Gesellschaften zu allen möglichen Zwecken über, schildert die Sammlungen, ferner die Einwohner nach ihrer Zahl, Gemeindeverfassung, ihren Nahrungsquellen, ihrer Lebensart und ihrem Charakter. Weiter folgt eine gedrängte Schilderung der Umgebungen und endlich Nachrichten über die Gewässer und Brunnen Stuttgarts, die wohl eben so gut im zweiten Hauptabschnitte Platz gefunden hätten. Der letztere macht uns dann mit den klimatischen und naturhistorischen Verhältnissen der Gegend und mit den naturwissenschaftlichen Sammlungen bekannt, worauf er zu den medicinischen Verhältnissen übergeht. Unter diesen wird zuerst die Medicinalverfassung der Hauptstadt, dann die Krankenanstalten, die Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse besprochen, ferner die am häufigsten vorkommenden Krankheiten, die obstetricischen Verhältnisse, woran sich schließlich noch kurze Notizen über den ärztlichen Verein in Würtemberg und über die königl. Thierarzneischule in Stuttgart anreihen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der zweite Theil der Schrift mehr Neues enthält, als der erste, dessen Gegenstände in neuerer Zeit öfters und zum Theil ausführlicher bearbeitet worden, während die medicinische Ortsbeschreibung von Stuttgart seit der vor 20 Jahren von Cleß und Schübler herausgegebenen Topographie keinen Bearbeiter mehr gefunden hat, und von den naturwissenschaftlichen Verhältnissen bis jetzt eigentlich nur die Flora besonders bearbeitet war. Indessen

Digitized by Google

enthält auch der erste Theil sehr schätzbare, theilweise vor früheren Arbeiten sich auszeichnende Beiträge, die den Wunsch rege machen, es möchte darauf eine auf einen weiteren Kreis von Lesern berechnete Beschreibung von Stuttgart gegründet werden, wobei sich wohl einige Mängel der gegenwärtigen, die in den vom Herausgeber selbst berührten verschiedenen Rücksichten ihren Grund haben mögen, werden vermeiden lassen. Dahin rechnen wir, daß der Herausgeber bei der Entwerfung seiner Poeträts öfters zu glänzende Farben gewählt zu haben scheint, indem ihm bei einzelnen Anstalten u. s. w. Nichts zu wünschen bleibt, wo manche Andere, die das Nil admirari nicht eben zu weit treiben, doch noch ein und das andere zur Vervollkommnung für nöthig halten. Indessen Jeder mißt mit seinem Maaße, und wie sind nicht gemeint, das unserige geradezu für das absolut richtige aufzustellen. Der Tendenz der Schrift nicht angemessen aber finden wir einige nur dem mit Stuttgart Bekannten verständliche ironische Anwandlungen des Herausgebers, wenn er z. B. beim Theater der bequemen und zur Sicherheit bei Feuersgefahr dienenden zahlreichen Ausgänge erwähnt, wenn er von der Reinlichkeit des Schlachthauses spricht, dessen unpassende, mit weiteren Inkonvenienzen verknüpfte Lage unsers Wissens von den städtischen Behörden so weit erkannt ist, daß man es gerne durch ein besseres ersetzen möchte u. dgl. Die Verlagshandlung hat für die äußere Ausstattung, auch durch die lithographischen Beilagen (eine Ansicht von Stuttgart, ein Plan der Stadt und ein zweiter von der Umgegend) das Ihrige auf die lobwürdigste Weise beigetragen und den Zweck, die fremden Gäste durch eine schöne Gabe zu ehren, nach Kräften gefördert.

V. A. R.

Taschenbücher auf 1835.

Den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach haben wir bereits angezeigt. Unter den übrigen erregen folgende zwei:

Tiecks Novellenkranz,

Urania,

immer die größte Erwartung bei der poetischen Welt, weil man gewohnt ist, hier regelmäßig etwas Neues von Ludwig Tieck zu finden, was sich von der Masse des Almanachfutters unterscheidet und gar nicht mit diesen fabrikmäßigen Alltäglichkeiten zu vergleichen ist. Der Novellenkranz enthält diesmal wieder eine einzige lange Novelle: „Die Vogelscheuche," und in der Urania gibt Tieck eine kürzere: „Das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein." Zufällig oder nicht, ist zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit. Sie sind kritisch-polemisch und gegen die Tendenz der Zeit gerichtet, welche sich von dem ästhetisch-aristokratischen Goethethum abwendet. Als ein gewandter Dialektiker schickt er einige geistreiche Schilderungen des über Deutschland hereingebrochenen Ungeschmacks voraus, bevor er auf die moralische Opposition gegen seinen Schützling zu sprechen kommt, so daß es aussieht, als ob beides, jener Ungeschmack und dieses sittliche Gefühl, ein und dasselbe sey. Beides sind aber sehr verschiedene Dinge, und die Lächerlichkeiten des einen können den Ernst des andern nicht entwaffnen. In Bezug auf jenen haben wir mit Tieck immer übereingestimmt, und eifriger und früher als irgend Jemand diese Romanfabrikation, diese Entweihungen der Bühne ꝛc. angegriffen; aber in Bezug auf das letztere sind und bleiben wir dem liebenswürdigen, aber zu welchen Tieck schnurstracks entgegen. Der Sinn der Zeit, der sich von dem ästhetischen Egoismus und den wahrhaft erbärmlichen Eitelkeiten der Goethe'schen Schule abwendet, ist ein männlicher Sinn, der Recht behalten wird für alle Zeiten, und über den sich nur noch die verwöhnten Kinder eines Zeitalters verwundern, das eben wegen seines unglaublich weibisch eitlen Wesens nie, niemals wiederkehren kann.

Ueber die Romane à la Walter Scott spricht Tieck: „Wir lesen jetzt keinen Roman oder keine Erzählung, in der unser Phantasie nicht durch Beschreibung des Kostüms, zu deutsch: der Kleider, wunderlich gebildet wird. Es liegt uns als moralischen oder fühlenden Menschen vielleicht gar nichts an diesem und jenem Lump, welchen der Erzähler auftreten läßt, ob er lebt, stirbt, oder sich bessert, ist uns völlig gleichgültig; es wäre auch unbillig, vom Verfasser zu verlangen, daß er uns interessire, da unser Herz sich einmal nicht zwingen läßt; aber im sogenannten Plastischen wird uns Alles klar, was der Lump für Hemdsärmel, Hosen, Kamaschen u. dgl. getragen hatte, ob viele oder wenige Knöpfe auf seinem Rocke, ob diese metallene oder besponnene waren. So erheben wir uns durch vieles Lesen, daß wir die Natur und Wirklichkeit endlich selbst anschauen lernen, und Jeder von uns kann nach einigen Jahren Inspektor einer fürstlichen Garderobe werden. Ein großes, reiches Talent, welches seine Kunst der Darstellung oft gemißbraucht hat, hat alle seine Nachahmer in schreibende Schneider, oder zuschneidende Schreiber verwandelt. Seitdem ist denn auch unser Theater noch weit mehr wie ehemals eine Schule für die Schneiderkunst geworden, und wie denn die Bühne mit Recht eine Schule der Sitten genannt wurde, so kann es wohl nur ein Ungebildeter tadeln, wenn man dort in Kleidung und Ausstaffirung so oft das ganz Häßliche und Abgeschmackte sieht, sey es in blechernen Rüstungen, Stacheln an Knie und Ellenbogen, Visierhelmen mit hoch aufrecht stehenden Federn, oder Tricot-Anzügen und Stiefelchen nach Art

Digitized by Google

der Springer und Seiltänzer, oder die widerwärtigen Hauben, klafterbreiten Schultern und Poschen der Damen, Halskrausen u. dgl., oder was man die Charakter-Anzüge und das fremdartige Kostüm nennt. Denn da uns nur so selten vergönnt ist, das wahrhaft Schöne hervorzubringen, dieses auch, wenn es erscheint, die Sinne der meisten Menschen in ihrer schläfrigen Ruhe läßt, und also fast nur negativ bleibt: so ist der Versuch, durch die Darstellung des wahrhaft Häßlichen den Schönheitssinn durch den Gegensatz zu wecken, gewiß mehr als zu billigen."

Auf eben so angenehme Art spottet Tieck über die Kunstnarren und alles erschöpfenden Cicerones, obgleich diese recht eigentlich der Goethe'schen Schule zugehören. Ein reisender Prinz wird durch eine in der Geschwindigkeit aus Wirthshausschildern zusammengesetzte Kunstausstellung geführt. „Als der Prinz mit seinem Begleiter eintrat, gingen ihm die Herren entgegen, und der Magister Ubique war derjenige, der sich ihm sogleich als Cicerone und Erklärer der Bildwerke vorstellte. Der Prinz nahm seine Lorgnette zur Hand, und der Kammerherr Hollabrum setzte seine Brille auf, um, so gerüstet, die Werke mit Aufmerksamkeit und Nutzen betrachten zu können. Das erste Bild war das unbedeutendste, das Schild eines Bäckerladens, uralt und schwarz, eine Bretzel, von zwei Löwen angefaßt, eine ungewisse Stellung, ob sie das verschlungene Backwerk halten oder zerreißen wollten. Dieses Bildwerk, mein gnädigster Herr, begann Ubique seine Erklärung, ist ohne Zweifel eines der ältesten, welches unsre Stadt besitzt, es erinnert an die Zeit des Giotto oder Cimabue, und wenn es auch nicht aus diesem Jahrhundert herrühren sollte, woran ich selber mit Recht zweifle, so ist es in Kolorit und Zeichnung dem Alterthum angemessen, ja in Ansehung der einfachen Darstellung, der fast steifen Symmetrie und der tiefsinnigen und mystischen Symbolik prägt es den Charakter der allerältesten Kunstperiode aus. Wir sehen, den Mittelpunkt des Gemäldes macht das Backwerk, welches wir im gemeinen Leben eine Bretzel nennen. Scheinbar ein geringfügiger Gegenstand, den aber der sinnige alte Künstler, welcher seinen Dante gewiß studirt und begriffen hatte, so braucht, daß wir an das Größte und Bedeutendste durch ihn erinnert werden. Ich weiche nämlich vom Adelung und andern Sprachforschern bedeutend in der Etymologie des Wortes Bretzel ab. Vom uralten Ratisha stammt sie ab, unser Rathen, berathen, Rathschluß sind von jenem Stammworte abgeleitete Bedeutungen; späterhin das Räthsel, und wie ich sage „rathen" und „berathen" und beide dasselbe bedeuten, so meine ich auch, daß Räthsel und Bretzel ursprünglich ein und dasselbe Wort sind, was auch die Bemerkung bestätigt, daß in manchen Provinzen, wie im Elsaß heut zu Tage, die in der Mitte zusammengewachsenen Augenbrauen eines Menschen ein Räthsel heißen. Dieses Räthsel, was kann es anders seyn, als die Tiefe des Lebens selbst? Und wie, womit ward dieses von jeher angedeutet? Die nährende Erde, die Mutter, Demeter, das Waizenkorn im Gleichniß sowohl wie in der Wirklichkeit ward von den ältesten Zeiten her als mystisches Symbol dem Menschengeiste gegenwärtig. Wir wissen nicht die eigentliche Beschaffenheit der eleusinischen Mysterien, aber doch so viel, daß sie sich auf die sogenannte Demeter bezogen. Also ist diese sogenannte Bretzel hier ein Räthsel, ein Mysterium, nicht sind es zwei in einander geschlungene Arme, sondern es stellt uns ein gedankenvolles Backwerk eines denkenden Künstlers dar, der hier seine Vertrautheit mit dem Alterthum bekundet. Ein solches Räthsel, wie dieses, braucht nicht aufgelöset, nicht zerrissen zu werden; es übergibt sich in seiner Lebensfülle dem freundlich Genießenden, man beiße hier an oder dort, man wird immer im Mittelpunkte des Verständnisses seyn; so löset es sich selbst, wie alles Geheimnißvolle, wie die Liebe, wie die Kunst, wie die Anschauung des Höchsten. Dem Thoren ein vielverschlungenes Räthsel, dem sich gläubig Hingebenden ein süßer Genuß. Aber das höchste Geheimniß darf nicht ohne Wächter seyn. Von den Eleusinien wurden die Ungeweihten zurück gehalten, bei den Egyptern war die Sphinx der Wächter, sie selbst ein Räthsel, welches als solches in der thebischen Mythe auftritt, und dem Oedipus die Macht, und ihm und seiner ganzen Familie den Untergang bereitet. Sein Daseyn war gegen den Willen der Götter, ein frecher, weltlicher Heros zerstört er das Geheimniß, wird elend, und kann nur durch Mysterie und seltsame Weihe des Todes gesühnt zur Schattenwelt eingehn. Auch bei den Sagen des Mittelalters finden wir Wächter des heiligen Graals. Aber schon früh, schon vor dem Christenthum ward der Löwe als Symbol der Kraft, als Schützer des Heiligen beliebt, der Löwe vom Stamm Juda, dann die Vertheidiger so vieler fürstlichen und andern Wappen. Welche große Bedeutung das Brod, die Frucht der Erde, im Christenthum wieder erhalten hat, brauche ich nur in Erinnerung zu bringen, und wie ich in meiner Ansicht der Bretzel Recht habe, beweiset, daß schon in der katholischen Zeit, und gewiß schon in frühern Jahrhunderten in der Zeit der Fasten ganz eigene Fastenbretzeln gebacken wurden, welcher Gebrauch sich noch bis auf unsere Tage erhalten hat."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 114. 12. November 1834.

Taschenbücher auf 1835.

(Schluß.)

„Ja, denken soll der Mensch in dieser Zeit der Buße über die Geheimnisse und die hochwichtigen Gegenstände. Der Wächter, der Löwe rechts sieht dem Beschauenden gerade in's Gesicht, als spräche er: schaue, denke, erwäge! Jener links ist nur um ein weniges dem Räthsel, welches er in den Pfoten hält, und der geheimnißvollen Speise zugewendet; er ist der forschende Wächter, der denkende Geist, der immerdar nachsieht, ob nichts am Heiligen verletzt ist, ob es noch in seiner Ganzheit besteht. Die Löwen selbst aber stehn in der Luft, ohne alle Basis, auf die sie den Fuß setzen könnten. Wahrlich! groß gedacht! Nicht von der Erde, vom Irdischen kann dieses Verständniß ausgehn, es ruht ganz auf sich selbst, hat in sich Genüge und verschmäht, was die gewöhnlichen Menschen Dauer und Festigkeit nennen. — Will der Kenner übrigens die Löwen selbst als etwas zu sehr im Byzantinischen Styl dargestellt, tadeln, will ich hierin den alten Künstler nicht unbedingt rechtfertigen: aber zur Entschuldigung wird ihm dienen, daß er die ganze Kraft seines Gemüthes auf das Ideal dieser sogenannten Bretzel wendete. Und so ist dieses uralte Denkmal gewissermaaßen als die erste Ankündigung oder Ahnung des Werkes anzusehen, welches späterhin auf andere Weise, aber auch noch immer symbolisch, der unsterbliche Raphael in seinem ersten großen Freskogemälde, der sogenannten Disputa ausführen wollte."

Um der Novelle eine heitere Abwechslung zu geben, hat Tieck den prosaischen Personen, die darin handeln, zarte Elfen und eine poetische Blumenwelt zugesellt, und dieser Kontrast dient zugleich dem kritischen Zweck des Ganzen. Ein Elfe drückt sich also aus: „Der Schmuck ist in unserm Reiche etwas Heiliges, und da wir keine Mode haben, so sehen wir bei uns das Reizende, Schöne und Prächtige, und eben so häufig das Barocke, Alberne und Tolle; denn solche Geister, wie unser Puck, und alle ihm ähnliche, haben eine Lust daran, sich oft ganz verrückt auszustaffiren. Sie plündern alle Naturreiche, um von Fischen, Vögeln, Pflanzen, Muscheln und Moosen zusammen zu suchen, was irgend komisch aussieht und Lachen erregt. So ist Kleidung bei uns Sitte und Poesie, aber kein Gesetz, denn auch im Nackten sind wir unter uns ohne Angst und Schaam. Aber nur selten tanzen und schmausen wir so. Wie ihr Menschen nur immer verschweigt und in Geheimniß deckt, was sich nur der glücklichen Liebe enthüllt, so denkt in den Pflanzen, wie sie unbewußt sind, die Natur ganz im entgegengesetzten Sinn. Die magischen Theile, durch welche sie sich erzeugen und fortpflanzen,

Digitized by Google

sind bei ihnen die Blüthe. In den Blumen vor allem prangt und glänzt unverhüllt als Schmuck und eitler Rausch dies Geheimniß. So heilig und fromm die Lilie aussieht, breitet sie doch eben so wie die lachende Rose nur in scheinbarer Keuschheit den weißen Kelch, der ihr Schooß ist, dem entzückten Menschen hin. Unerschöpflich phantasirt in den Blumen dies zeugende öffentliche Geheimniß der süßen Begattung: in Formen, Farben, Mischungen, Allegorien und Symbolen. Und je unschuldiger die Jungfrau ist, je reiner der Sinn des entzückten Liebenden, um so schöner und edler erscheinen ihrer Phantasie und ihren Sinnen diese ihnen so klar entgegen blühenden Geheimnisse, die sie nur ahnen, sich nicht deutlich erklären. So ist dem Menschen Unschuld und Binme, Kindheit und Blüthe Ein Wort, und doch geht bei ihm die Kindes-Unschuld verloren, so wie er sich des Triebes und Geschlechtes bewußt wird. Er könnte ein Buch über die Liebe schreiben, sagte Heinzemann. Was bei den Menschen Schaam ist, fuhr Alfieri fort, ist bei den Pflanzen Nahrung und Essen. Der Mensch zählt Mund und Lippen zu seinen edelsten Theilen, er schämt sich des Essens und Trinkens nicht: wie wir Geister sieht er oft Grazie und Anmuth in diesem Thun, die Blume und Pflanze denkt anders. Sie versteckt die häßlichen Wurzeln, mit welchen sie ißt, in die Erde. Sie sind ohne Farbe und Licht. Oft werden sie durch das genährt, was der Mensch verabscheut."

Warum aber fällt Tieck aus der heitern Ironie in den ernsten polemischen Ton? Warum zerstört er den freundlichen Eindruck seiner Novelle durch die Herbeiziehung von bekannten Gehässigkeiten? Ist die Poesie nicht ein ewig neutraler Boden, ein gehelligtes Asyl, ein friedliches Paradies, und gehört der kritische Streit nicht außerhalb ihres Gebiets auf den rauhen Acker der prosaischen Wahrheit? Nur in seiner Vorrede zu den Werken von Lenz oder in seinen dramaturgischen Blättern, nicht aber in einer poetischen Novelle sind seine Reklamationen in Betreff Goethes und der Schlegel am rechten Orte. Um Männer von solcher Bedeutung *gerecht* und *vollständig* zu würdigen, muß man sie nicht einzeln, nicht Einzelnes an ihnen herausgreifen, sondern sie in ihrem Verhältniß zur Literargeschichte, in ihrer Beziehung zu allen verwandten oder entgegengesetzten Richtungen der Poesie würdigen, und auch das ist noch nicht genug; sofern sie auch direkt oder indirekt auf das Leben, außerhalb der Poesie, eingewirkt haben, muß man sie auch in ihrer Beziehung zur sittlichen und politischen Geschichte würdigen. Thut man dies aber, so erkennt man unschwer, daß jene poetischen Geister, indem sie die Kunst über alles und sich wieder über die Kunst stellten, alle die Tendenzen des neuen Jahrhunderts beleidigt haben, die neben und sogar über der Kunst noch etwas Anderes gelten lassen, unter allen Umständen aber die Person der Sache unterordnen, und die kokette Eitelkeit der deutschen Poeten für etwas um so Lächerlicheres und Verächtlicheres halten, als gerade zu derselben Zeit, in welcher sie sich spreizten, Deutschland seine tiefste Erniedrigung durch innere Demoralisation und äußere Unterjochung erlebte. Es ist eine welthistorische Thatsache, daß die Epochen der französischen Revolution und Napoleons, an der sich die ganze Versunkenheit der deutschen Verhältnisse auf eine für uns so demüthigende Weise erprobte, zusammenfällt mit dem goldnen Zeitalter Goethe's; und es ist eben so gewiß, daß jene Herabwürdigung der Nation und diese Vergötterung der Person in einem inneren Zusammenhange stand, wenn ich auch nicht behaupten will, daß Goethe die Leute noch weichlicher, eitler und welbischer gemacht hat, als sie in der Zeit der Perrücken und Zöpfe ohnehin schon waren. Gegen solche Thatsachen rede, wems gefällt, und die Konsequenz davon bringe aus den Köpfen und Herzen, wers kann. Da Ludwig Tieck dieses gewiß nicht kann, sollte er auch jenes nicht wollen.

Die Novelle in der *Urania* ist so ähnlichen Inhalts, daß sogar die Elfen wiederkehren. Hier finden wir eine starke Apostrophe gegen die *neufranzösische Romantik*. „Ein ausgezeichneter Gnome (man will sogar Hannes nennen) soll als ein Hofmann Deutschland entzückt und sogar die Franzosen, die große Nation, neu revolutionirt haben. Ich sage: unwahrscheinlich. Hofmann, als ächter Deutscher, war viel zu sehr redlich und selbst sentimental in Kobolde und Teufelslarven verliebt, um selber Kobold seyn zu können. Aber in Frankreich erhebt sich ein neues großes Jahrhundert, was, den Musen zum Trotz, von jenen Gnomen und Kobolden zu einer wundervollen Höhe hinauf getrieben wird. Unter diese hat man wirklich (Talleyrand und andere wahrheitsliebende große Männer haben es ihren Freunden, diese haben es ihren Bekannten, und einer dieser Bekannten hat es mir gestanden), den Arsenikprinzen Hannes und seine Freunde losgelassen, um ein neues, großes Säculum zu stiften. Romantische Schule! Das ist ein Wort, vieldeutsam, unverständlich, nach Gelegenheit dumm. In Brandenburg, meinem Vaterlande, heißt *manschen* oder *mantschen*, etwas Widriges und Ekelhaftes durcheinanderwerfen und mischen, wie im Blut des geschlachteten Viehes handthieren, mit Dem, was der Verwesung gehört, sich gemein machen; wenn die Kinder in schmutzigen Pfützen mit den Händchen plätschern: alles dies garstige Treiben nennt der gemeine Mann in Berlin, Brandenburg, Havelberg, in der Prignitz und Altmark, und ich weiß nicht, wie hoch nach dem Norden hinauf, *mantschen*. Wenn dies nun recht gemein und roh, unmenschlich und

Digitized by Google

kannibalisch geschieht, so hätten wir etymologisch erklärt, das rohe Mantschen. — O ihr zarten Geister und feinen Gedichte des Gottfried von Straßburg, du heiliger Parcival, mystischer Titurell, du edler, geistig witziger Arioſt, glänzend gutmüthiger Taſſo, o du hellstrahlender Camoens, du in Gesellschaft aller Musen schalkhaft lächelnder Cervantes, du Calderon, mit dem Strauß der dunkeln Purpurblumen in der Hand, einziger W. Shakespeare, vor dem die Musen und Apollo selbst sich neigen, Du, deutscher Goethe, der als Glanzgestirn den ewigen Frühling die Sonnenbahn heraufführst, — ihr Romantiker, ihr ächten Romantischen seyd also die Vorbilder und begeisternden Muster jener Schamlosen, die das Laster, die Verwesung, das Scheusal und die Werke der Finsterniß singen? Nein, man muß jener Nachricht glauben, daß jene chaotischen Gnomen und wüsten Zwerge sich dieser Armen bemächtigt haben, von denen jezt die große, französische Nation elektrisirt wird. Jener merkwürdige Hannes soll jezt als Viktor Hugo alles Edle mit Füßen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken seyn. Ist es denn möglich, daß ihr, die Bessern, Balzac, Nodier, und wenige Andere, diesem kranken Gelüste folgt? Unseliges Volk! Welcher Messias wird Euch von dem lauen Wasser eures Racine erlösen, wenn die Heilungsmittel, die man Euch bietet, schlimmer als die Krankheit sind? Und doch verehren sie jezt Shakespeare und Goethe und wissen sich viel damit, daß sie nicht mehr in dem gewöhnlichen, alltäglichen Sinne Franzosen sind. Und die schönen Talente, die der Mode gemäß jezt auf der Straße des Wahnsinns taumeln! — Wir Deutschen bleiben nun auch mit Recht nicht zurück und erheben uns im patriotischen Enthusiasmus und rufen: wie, der große, krummbeinige, einzige Hannes soll ein Franzose seyn? Nein, ein Deutscher ist er, das dürfen wir uns nicht nehmen lassen! Daß der sogenannte Börne kein Individuum ist, ist ja klar: denn könnte ein solches in der Wuth so blödsinnig werden? Der Zorn, wie schon Juvenal sagt, hilft ja den Vers machen. Dieser B. lebt gar nicht, hat niemals gelebt, er ist nur Schatten, Scheme, aber Hannes zankt und krakeelt aus ihm heraus, über Dinge, die zwar Hannes nicht versteht, aber auch nicht zu verstehn braucht, denn was gehn einen unterirdischen, bucklichten, krummbeinichten, stotternden Gnom die europäischen Verhältnisse, ihre Fürsten und Gesetze an? Er schimpft, um zu schimpfen; er stellt sich so dumm, weil er doch eigentlich pfiffig ist. Nein! rufen andere, unsern Hannes wollt ihr so wegwerfen? Der Verfasser der Reisebilder ist er ja offenbar, in den sich sogar alte abgelebte Diplomaten noch auf ihrem Sterbebette vergaffen! Zeigt doch einmal den Dichter alter und neuer Zeiten auf, der das vermocht hat. Junge Mädchen entzücken, Jünglinge hinreißen, poetisch Gesinnte entflammen, die Andächtigen zum Beten bringen — welcher Pinsel vermag dergleichen nicht? Aber die legitime, offizielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasirte Blasirtheit noch erwärmen und aufreizen, das, so glauben wir, kann kein Peter Aretin, kein — kein — ꝛc. ꝛc. — Ach! mir ist unwohl von allen diesem Getreibe und Geschreibe. Und ich, Beeskow! was denke ich denn? Wenn Du nun noch leben bliebest, und alle die klaffenden nichtswürdigen Hunde aus den christlichen, jüdischen und heidnischen Höfen auf Dich herbeihetzen ließest! Kennst Du denn nicht Dein Vaterland, Dein edles Deutschland? — Aber, wie gesagt, mir ist recht fatal zu Muthe."

Die Urania enthält noch eine Novelle vom Verfasser des Scipio Cicala und von Freiherrn von Sternberg. Ihre Stahlstiche sind zum Theil schön. Die Kupfer zu Tiecks Zerbino in dessen Novellenkranz sind in der langen Münchner Manier, steif, ernsthaft, pretiös ohne allen Humor und Spaß, also dem Inhalt des gratiösen Zerbino ganz widersprechend.

Seelenlehre.

24) Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei. Von *r. Zwei Theile. Leipzig, Volkmar, 1834.

Der ungenannte Verfasser hat Salvertes Werk des sciences occultes zu Grunde gelegt, es aber aus eigner reicher Lektüre ungemein vermehrt. Er ist ein entschiedner Skeptiker und erklärt alles in jenes Reich der Geister und Wunder Einschlagende als Täuschung und Betrug. Seine Erklärungen sind in der That in den meisten Fällen erschöpfend. Er geht von den Volksmährchen, von den Mythen ꝛc. aus und zeigt zuerst, wie durch die bloße Bilderſprache abergläubische Begriffe in Umlauf gekommen sind: z. B.: „Ein Getränk aus Wasser, Zucker und Eierdotter heißt bei den Franzosen Hühnermilch, lait de poule. Wenn es ganz außer Gebrauch käme, die französische Sprache nur im Munde der Gelehrten lebte, und keine Nachweisung vorgefunden würde, was es sey: wie könnte die Nachwelt daraus ein Wunder fabriziren oder ihnen eine Albernheit aufbürden: die Hühner wären gemolken worden und hätten Milch gegeben! Wie der Sprachgebrauch einer Unmöglichkeit Farbe verleihen kann, zeigt sich 2. Kön. V. 25. Hier

Digitized by Google

wird berichtet, daß ein kleines Maaß Taubenmist bei einer großen Theurung fünf Silberlinge gekostet habe. Warum soll denn gerade so ein zum Genuß ganz untauglicher Stoff solchen Werth erhalten haben? Wenn, wie es wahrscheinlich ist, das Wort eine eßbare Pflanze bedeutet, so bedarf die Sache keiner großen Verwunderung. Nach Bochart nennen die Araber noch heute eine Art Erbsen so. Auch wir haben eine, wenn auch nicht zu Speise benuzte Pflanze, unter dem Namen Taubenkropf. Wenn man bei den Alten liest, daß Midas, der König von Phrygien, Tanyoxartes, der Bruder des Kambyses, Psammenitus, König von Aegypten, Themistokles aus Athen gestorben seyen, nachdem sie Stierblut getrunken hatten; wenn man liest, (Herod. III. 13.) daß die Priesterin in dem Tempel der Erde bei Argos nur mit Einem Manne zu thun gehabt haben durfte, um zu ihrer Würde zu gelangen, und deßhalb Stierblut trinken mußte, weil sie des Todes war, falls sie mehrere Männer umarmt hatte, so lächelt man allerdings vielleicht, da bei uns von solchem Tranke höchstens der Magen zum Brechen gereizt, aber nicht der Tod erfolgen würde. Aber der Name bezeichnet vermuthlich nichts, als ein Getränk, das in seiner Farbe und Substanz mit dem Blute eines Rindes Aehnlichkeit hatte, und einen schnellen, schmerzenlosen Tod in Folge eines beigemischten Giftes herbeiführte. In Basel trinkt man gern Schweizerblut. Wenn es nach Jahrhunderten kein Mensch mehr weiß, daß der Wein so genannt wird, welcher auf den Höhen wächst, die durch die Leichname mehrerer Tausende Schweizer gedüngt wurden, nachdem sie in einer Schlacht 1444, der französischen Uebermacht unterlagen: so muß die Nachricht von dem Schweizerblute, das zum Getränke diente, alsdann gerade so auffallend seyn, wie die der Alten vom Stierblute, zumal wenn vielleicht auch dort der Weinbau ganz ein Ende erreicht hätte. Das Blut der lernäischen Schlange, womit Herkules seine Pfeile vergiftete, das Blut des Nessus, ist sicher nichts als Gift. Wie ein uneigentlicher Ausdruck und der Wunsch, sich durch Vergleiche zu helfen, wenn man eine ganz fremde Erscheinung schildern will, zu ganz irrig scheinenden Behauptungen leitet, die an sich doch nur Wahrheit schildern, zeigt die Angabe der späteren Schriftsteller. Als die Kreuzfahrer nach Konstantinopel kamen, erschienen sie den feigen Griechen als Männer ganz von Erz, deren Augen Flammen spien; wörtlich hat hier der Grieche Niketas in seinen Annalen (l. 4.) Unsinn berichtet. Aber konnte er den wilden, durchs geöffnete Visir leuchtenden Blick eines Ritters besser schildern? Die Russen heißen in Kamtschatka noch jezt feuerspeiende Männer; sie erhielten diesen Namen von den Ureinwohnern, weil sie Gebrauch von ihren Flinten machten. Die Kamtschadalen sahen in der Angst ihres Herzens das Feuer nicht aus der Mündung des an die Wange gelegten Flintenlaufes, sondern aus dem Munde der Russen kommen."

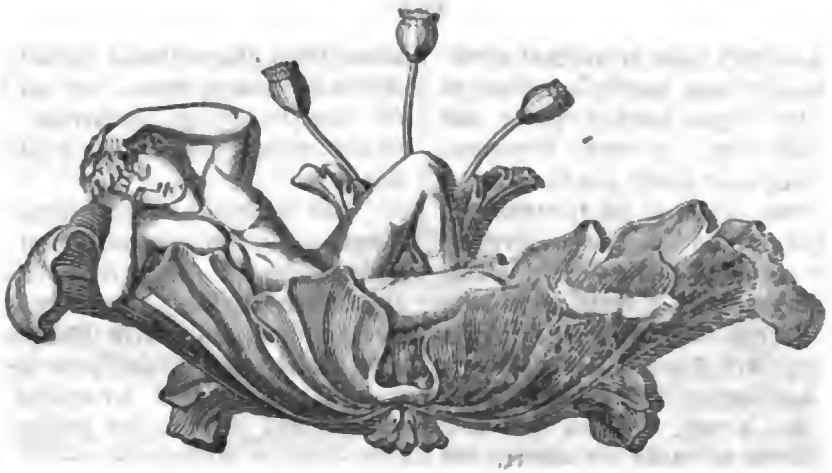
Nur einigemal führt den Verfasser sein Erklärungstrieb zu weit. So sollen die Mauern von Jericho durch Pulverminen gesprengt worden seyn, wozu die Trompeten nur das Zeichen gegeben. Das Kleid, durch welches die Dejanira den Herkules vergiftet habe, soll mit Phosphorschwefel getränkt gewesen seyn, Moses wird als ein förmlicher Taschenspieler dargestellt ꝛc. Hier vergißt der Verfasser offenbar, daß es mißlich ist „die Wunder im Gedicht aus der Physik erklären zu wollen"; denn ein so guter Theil der alten Sagen sind reine poetische Erfindung, daß es komisch läßt, wenn man sie nach physischen Gesetzen erklären will.

Das Buch gewährt eine sehr unterhaltende Lektüre, weil es weniger raisonnirt, als interessante Beispiele aufzählt, und es ist in einem durchaus humanen Sinn geschrieben und stellt die Gräuel, die aus dem Aberglauben, aus dem Priestertrug, aus den Hexenprozessen ꝛc. hervorgegangen sind, in dem grellen Lichte dar, mit dem man sie jezt von neuem beleuchten muß, weil sich jezt von neuem der Aberglauben zu regen beginnt.

Gelegentlich macht der Verfasser die Bemerkung, daß die allwissende Encyklopädie von Ersch und Gruber doch von den mystischen, alchymistischen und andern Schriften dieser Gattung so wenig weiß, obgleich das sechzehnte, siebzehnte und noch die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts voll davon war. Denselben Vorwurf muß man allen unsern Literarhistorikern und Geschichtschreibern der Philosophie und Naturkunde machen. Sie ignoriren diese nicht normalmäßige, nicht klassische, nicht akademische Literatur, aber dieselbe war nichtsdestoweniger vorhanden, übte einen großen Einfluß auf die Denkart der Zeit und gehört der Geschichte so gut an, verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten so gut, als irgend etwas Anderes. Außerdem daß man aus jener dunkeln Literatur noch manches Goldkorn schöpfen kann, würde selbst in dem Falle, wenn sie nichts als Dummheit enthielte, eine Geschichte dieser Dummheit, eine Aufklärung über alle Verzweigungen des Aberglaubens das einzige Mittel seyn, der Wiederkehr desselben vorzubeugen. — Einige starke Druckfehler sind am Schluß des Buchs zu verzeichnen vergessen worden. So heißt es Theil I. Seite 168 Agrippa von Rettersheim, statt von Nettesheim.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 115. 14. November 1834.

Seelenlehre.

25) Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessenseyn und Zauber. Karlsruhe, Braun, 1834. S. 189.

Periodisch, je von fünf zu fünf Jahren hat Dr. Kerner etwas Neues aufgebracht, zuerst die Ringe mit den Steinen von der Weinsperger Weibertreue, dann das Wurstgift, dann die Gespenster der Seherin von Prevorst und jezt die Dämonen oder eigentlichen Teufel. Ein gewisses Bedürfniß des Wunderbaren, des Seltenen, einer außergewöhnlichen geistigen Nahrung dürfte sich mithin bei diesem Schriftsteller nicht ganz wegläugnen lassen, und je auffallender und in zunehmendem Grade dem aufgeklärten Zeitgeist abholder seine Behauptungen werden, um so erlaubter scheint es, an die Kantische Vernunftkritik zu erinnern, die objektive Wahrnehmung durch das Subjekt des Wahrnehmenden, oder mit einem Wort das Wunder durch die Wundersucht bedingt zu sehen. Es ist ganz konsequent, von den Geistern zu den Teufeln fortzuschreiten, aus der Dämmerung vollends in die Nacht hinein. Der Grund ist rein psychologisch und in den Gläubigen selbst zu suchen. So wie der Zweifel sich erst nur furchtsam an die kleinern Gegenstände des Aberglaubens wagte, bis er, muthiger geworden, auch vollends dem Teufel entsagte, so beginnt auch der Glaube bescheiden mit den Seelen der Verstorbenen und erst, wenn er sich an diese gewöhnt hat, glaubt er auch keck an den Teufel. Die Erscheinungen selbst haben allemal die Gefälligkeit, sich nach denen zu richten, welche sie sehn oder nicht sehn wollen. Luther wollte kein Wunder der Heiligen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr; aber er wollte noch Wunder des Teufels sehn, Hexerei und Zauberei, und siehe es gab noch welche. Thomasius wollte nun auch keine Hexen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr. Wenn die Heiligenbilder und Reliquien wirklich Wunder wirkten, wenn diese vermeintlichen Wunder nicht bloß Pfaffentrug und Täuschung der Gläubigen waren, warum geschehn sie denn nicht mehr? Wenn die Hexerei Wirklichkeit war, warum hörte sie denn seit Thomasius auf? Vermochte ein Ungläubiger sie zu unterdrücken, wenn die Sache nicht bloß Schein war? Sollten die Heiligen mit ihren hunderttausend segensreichen Wundern sich so eigensinnig plötzlich zurückgezogen haben, bloß weil der böse Luther nicht mehr daran glauben wollte? und sollte der als so mächtig und zudringlich geschilderte Satan es nicht verstanden haben, die Zweifel des guten Thomasius

Digitized by Google

zu beschämen, wenn es wirklich einen in der Welt wirksamen Satan gab? Wenn es Einem einfiele, am Regen zu zweifeln, würde sich der Regen beleidigt fühlen und sofort ausbleiben? Gewiß nicht, es würde fortregnen, man möchte daran glauben oder nicht, und der Zweifler würde tüchtig naß werden, wenn er sich keines Regenschirms bediente. Warum sind denn nun aber die Reliquienwunder, und warum sind die Hexereien ausgeblieben, sobald es den Menschen beliebte, nicht mehr daran zu glauben? Scheint aus diesen Thatsachen nicht zu folgen, daß zwar der Regen etwas Wirkliches, die Reliquienwunder und Hexereien aber bloße Einbildungen waren? Und nun wieder. Warum fing man vor fünf Jahren an, überall im Lande Würtemberg Gespenster zu sehen, aber noch keine Teufel? weil damals Justinus Kerner erst an Gespenster glaubte. Und warum sieht man jezt auf einmal so viele Besessene und Teufel? weil Justinus Kerner jezt an diese glaubt. Warum hörte und sah man nichts von beiden in so vielen Jahren? weil Niemand da war, der sie sehn wollte. Warum hört und sieht man in andern Gegenden nichts davon? weil dort kein Wundersüchtiger ist, der sie sehn will.

Die Wundersucht erzeugt sich periodisch. Sie ist ein Produkt pfäffischer Verdummung, oder sie ist eine Reaktion gegen die Prosa der Vernunft. Wenn die Vernunft den Aberglauben ausrottet, geht sie in der Regel in ihrem Eifer zu weit und rottet das Schöne mit der Lüge oder Täuschung aus, die zufällig mit ihr verbunden war, und dann folgt unfehlbar eine poetische Reaktion, die aber ihrerseits wiederum zu weit geht, und um des Schönen willen auch wieder das Dumme und Widersinnige reklamirt. So erfolgte im Mittelalter eine Reaktion des Heidenthums; man stürzte sich, der einfachen Gottesminne in einsamer Zelle müde, wieder in die zauberische Bilderwelt des Alterthums. So erfolgte in unserer Zeit eine Reaktion zum Mittelalter. Man suchte, der allzu prosaischen Aufklärung müde, wieder die alten Wunder hervor. Ja man kann diese periodischen Reaktionen noch weiter und bis in's Heidenthum selbst verfolgen. Im geläuterten Griechenthum nehmen wir eine asiatische Reaktion, eine Tendenz zu indischer Ueberladung wahr, und wie viele solche immer wieder glücklich beseitigten Rückfälle erwähnt das alte Testament beim Volke Gottes? Dennoch liegt in der Weltgeschichte ein Prinzip des Fortschritts. Das Rad dreht sich zwar immer um sich selbst herum, kommt aber doch vorwärts. Die alten Dummheiten kehren immer wieder, aber sie nehmen allezeit ab, die Vernunft der Menschen nimmt allezeit zu.

Eine eben so sichere geschichtliche Wahrnehmung ist es, daß sich die Wundersucht allemal an große neue Entdeckungen hält. Was hat man nicht selbst vom mineralischen Magnetismus gefabelt, bevor seine Gesetze schärfer determinirt waren, und wie viel mehr muß nicht der noch so vielfach unerklärliche animalische Magnetismus phantasievolle und leichtgläubige Menschen irre führen!

Daß Eschenmayer das Besessensеyn, oder die Besitzung, wie er sich ausdrückt, nicht nur mit der Bibel, sondern auch mit seinem eignen philosophischen System übereinstimmend findet, darf nicht Wunder nehmen. Zu andern Zeiten, bei andern Menschen hat die Wundersucht andere, aber damals eben so festgeglaubte Konsequenzen gezogen. Aus der uralten Lehre von der Seelenwanderung floß noch der jüdische Glaube an das Zusammenwohnen mehrerer Seelen in einem Körper, und hier half die indische oder altjüdische Buße eben so untrüglich, als gegenwärtig nach der neuen Theorie ein Exorcismus im Namen des Herrn oder ein Spruch oder Lied aus dem würtembergischen Gesangbuche, und die altindische Philosophie erklärt am Ende die Erscheinung ungezwungener, als die neue von Eschenmayer. Der Aberglaube sieht sich, als eine Ausartung der Poesie, wie die Poesie selbst überall ähnlich, nur die Formen, die Beziehungen und Anwendungen wechseln. Wie sich dasselbe poetische Bild friedlich mit vielen Religionen vertragen hat, so auch derselbe Aberglaube.

Den Kern des vorliegenden Buchs bildet die Geschichte des Mädchens von Orlach. Zu Orlach, Oberamts Hall im Würtembergischen, lebte Magdalena, die 20jährige gesunde Tochter des Bauers Gromdach. Im Februar 1831 begann es in dessen Stalle zu spuken. Man fand eine neue Kuh an einem andern Orte angebunden, den Kühen die Schwänze seltsam geflochten ꝛc. Dann entstand öfters ohne Ursache Feuer im Hause. Endlich erschien dem Mädchen ein weißer Geist, nämlich eine Geistin, und verlangte, das Haus solle bis zum 5. März abgebrochen werden, sonst würde großes Unheil entstehn. Auch klagte sie, daß ein schwarzer Geist, mit dem sie noch verbunden sey, sie sehr plage, und kündigte dem Mädchen an, daß dieser schwarze Geist auch sie bald versuchen werde. Nun sah das Mädchen das wunderlichste Zeug, große gelbe Frösche auf dem Herde, ein schwarzes Pferd ohne Kopf auf der Wiese ꝛc. Endlich offenbarte sich der schwarze Geist als ein Mönch, und suchte sie zu einem Gespräch zu bewegen, täuschte sie auch mit den verschiedensten Stimmen ihrer Bekannten und plagte sie entsetzlich, bis er sie endlich bei der Schulter packte und sogleich durch ihre linke Seite in sie selbst überging. Sie nahm nun eine wilde verzerrte Miene an und sprach in tiefem Baß die abscheulichsten Lästerungen; dies that aber nur der Dämon in ihr, ihre eigene Seele wurde inzwischen durch den weißen Geist in eine Kirche geführt, und wenn sie wieder zu

Digitized by Google

sich selbst kam, war sie sehr heiter und glaubte Kirchengesang gehört zu haben. Uebrigens saß der Dämon nur in ihrer linken Seite, nur diese hatte Konvulsionen und raste, die rechte blieb ganz ruhig. Die weiße Geistin nahm von ihr Abschied, wobei sie ihr Sacktuch berührte und in dasselbe die Spuren feuriger Finger abdrückte. Der schwarze Geist wich aber nicht eher von ihr, bis das Haus abgebrochen wurde, und erst als der lezte Stein weggehoben wurde, verschwand er, am 5. März. Er gab sich für einen ehemaligen Mönch aus, der mit der Geistin, einer ehemaligen Nonne, mehrere Kinder gehabt, dieselben umgebracht ꝛc.

Es folgen noch mehrere kleine Besitzungsgeschichten, die dadurch merkwürdig sind, daß in derselben Person mehrere Dämonen zugleich hausten.

Das sind nun wieder Thatsachen, die man glauben soll, wenn man sie nicht wegzuläugnen oder natürlich zu erklären weiß. Wegläugnen? Das will ich nicht. Ehrenwerthe Zeugen bestätigen sie. Aber ob nicht das Sehnwollen, ob nicht die Erregung der Einbildungskraft bei einem so interessanten Fall, ob nicht der „unwillkürliche Dichter", den Schubert auch im Unschuldigsten unter uns nachgewiesen, Einiges modifizirt hat? Ich denke doch wohl. Natürlich erklären? Auf diese Klippe wollt ihr Gläubigen uns immer führen. Aber ihr vergeßt, daß nicht wir es sind, die überhaupt erklären wollen, sondern ihr selbst seyd es. Ich lasse die Thatsachen stehn, ohne sie zu erklären. Muß ich nicht auch jeden Morgen meine Träume lassen, wie sie sind, und werde doch nimmermehr erforschen, woher mir diese neuen Sinne des Traums, diese wunderbaren Gestalten kommen? Fragt die Irrenärzte, ob sie Alles, was sie bei ihren Kranken sehn, zu erklären wissen? Ob einer sich mit ganzem Leibe, oder nur mit halbem einbildet, ein Mönch geworden zu seyn, das läuft am Ende doch auf eins hinaus. Die linke Seite der Magdalena Grombach schien zuweilen ein Mönch zu seyn; je nun, es gibt Wahnsinnige, die es mit beiden Seiten und beständig zu seyn glauben, und Träume, in denen wir uns noch wunderlicher erscheinen.

Bevor wir solche Erscheinungen, die zunächst nur in unsrer Seele und an unserm Körper vorgehn, zu Gesetzen für das unermeßliche Weltall erheben, sollten wir sie doch zuvörderst einfach physiologisch und psychologisch zu erklären suchen. Eschenmayer verläßt aber das subjektive Gebiet, um das ganze unendliche Objekt der Welt in die Regel zu bannen, die er willkürlich von einem ganz subjektiven Fall abstrahirt. „In Hinsicht der physischen Ordnung läßt sich wohl ein Reich denken, das noch viel tiefer liegt als die Gränze der Schwere, die der Erde und ihrer uns bekannten Körperwelt zugetheilt ist, und ebenso ein Reich, das höher liegt, als die Gränze des Lichts, das aus den entferntesten Gestirnen in unser Auge scheinet. Wird die Schwere so mächtig, daß Wärme und Licht in ein Kleinstes übergehen, so daß selbst die Gesetze der Bewegung, wie sie sich an den Massenkörpern äußern, aufhören und die Einheit, die aus der Proportion der drei Grundkräfte sich bildet, in eine Differentialwelt zerfällt, so ist dieses Reich unter die Gränze unserer Natur gesunken, und heißt mit Recht Unnatur. Das Evangelium nennt es das Reich der Finsterniß. Wird hingegen das Licht so mächtig, daß Schwere und Wärme in ein Kleinstes übergehen, so daß ebenfalls die den Massenkörpern zugetheilten Bewegungsgesetze nicht mehr passen und alle Naturen ätherisch werden, so ist dies Reich über die Gränze unserer Natur erhaben, und heißt mit Recht Uebernatur. Das Evangelium nennt es das Licht- oder Himmelreich."

„In Hinsicht der organischen Ordnung sehen wir ein mannichfaches sich veränderndes Verhältniß der Grundkräfte von Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität und dies vom Lithophyten an bis zum Menschen hinauf. An der untern Gränze ist die Reproduktion so mächtig, daß die beiden höheren Kräfte nicht mehr, ihrem eigenthümlichen Charakter nach, darin erkennbar sind, sondern nur als Brüche erscheinen. Nach und nach aber winden sie sich von den Fesseln derselben los, steigern sich immer höher, bis endlich die Sensibilität für dieses Erdsphäroid im Menschen ihr Maximum erreicht. Es hindert uns aber nichts, auch in dem Gebiete der Lebenskraft die Glieder der Proportion in ihre Extreme fortgesezt anzunehmen. In einer höhern Verfassung kann die Uebermacht der Sensibilität so sehr anwachsen, daß sie die beiden andern Kräfte völlig zurückdrängt. In diesem Zustande muß der gröbere materielle Stoff von Fleisch und Bein verschwinden und aus der plastischen Kraft des Nervengeistes ein ätherischer Leib sich bilden, der nicht mehr verweslich ist, wie unser irdischer Leib. Ohne Zweifel meint Paulus diesen Zustand, wenn er sagt, daß der verwesliche irdische Leib als unverweslicher und verklärter wieder aufstehen werde. Aber auch hier schon auf der Erde übersteigt unter seltenen Bedingungen die Sensibilität die Gränzen der gewöhnlichen Proportion, und dann zeigt sie uns jene außerordentlichen Erscheinungen, wie wir sie im Somnambulismus wahrnehmen. Der Mensch nennt sie wunderbar, weil er gewohnt ist, Alles mit seinen niedern Naturgesetzen zu messen. Sie sind aber eben so natürlich, als alles Andere, und gehen bloß aus einer höhern Entwicklung der Sensibilität hervor, als

Digitized by Google

es die gewöhnliche Proportion mit sich bringt. Auf gleiche Weise kann aber auch die Reproduktionskraft die Gränze der Proportion überschreiten, so daß in ihrer Uebermacht die höhern Kräfte ihrer Wirksamkeit verschwinden. In diesem Zustand hört alle Plastik auf, sich in organisch-leiblicher Form zu gestalten, Es sind bloße Scheinkörper, die durch die atomistische Kraft sich eben so leicht bilden, als wieder zerfallen. Hieher gehört das Reich der Verwandlungen, wo kein festes Gebilde sich mehr findet. Es ist ein ewiges Reproduziren und Wiedervergehen der Gestalten, etwa wie wir in der mikroskopischen Welt der Infusionsthierchen wahrnehmen."

Diese Erklärungen sind gewiß scharfsinnig, aber sie beweisen nichts. Es sind willkürliche Analogien. Im Grunde ist nichts leichter und in Theologie und Philosophie auch nichts öfter versucht worden, als relative Eigenschaften der Dinge zu etwas Absolutem zu erheben, aus dem Claireobscure der Welt hier das reine Licht, dort die reine Finsterniß, aus der Musik hier die reinen Accorde, dort die reinen Dissonanzen herauszureißen und als Existenzen an und für sich darzustellen. Aber das ganze Verfahren ist unphilosophisch.

Noch mißlicher sind die Beweisführungen, die auf Kuriositäten der Natur beruhen, und die aus Abnormitäten, Verkrüppelungen, seltenen Konflikten allgemeine Zustände herleiten wollen. Aus einem sonderbaren Krankheitsfall, bei dem die Phantasie, wenn auch unwillkürlich, die größte Rolle spielte, gleich einen allgemeinen Zustand von Dezillionen Seelen nach dem Tode erklären wollen, dürfte nicht weniger kühn seyn, als wenn es einem Physiker einfiele, aus der Fata Morgana und ähnlichen optischen Täuschungen die Realität jener Nebelbilder beweisen zu wollen.

Um nicht in den Fehler derer zu fallen, die einem gleich Alles in's Gewissen schreiben, muß ich bemerken, daß wohl nie Gelehrte und praktisch wirkende Männer bei ihren Mitbürgern eines reinern Rufes genossen haben, als Kerner und Eschenmayer. Der Adel ihrer Gesinnung, ihre aufopfernde Berufstreue, ihr durchaus biederer Charakter, wie ihre hohe Bildung sind allgemein anerkannt. Aber ist es eben deßhalb nicht einer Befremdung werth, wenn man gerade solche Männer Meinungen vertheidigen sieht, die sich in den Köpfen anderer Menschen zu etwas ganz Anderm gestalten können, gestalten müssen, wenn sie je in unsrer Zeit noch einer weiten Verbreitung fähig wären? Eschenmayer verwahrt sich zwar sehr scharf gegen die Gräuel der Hexenprozesse, aber er gibt doch die Wahrheit der Hexerei zu. Wer steht ihm nun dafür, daß Andere, von derselben Wahrheit durchdrungen, doch so mild darüber denken würden? Hier hat er ganz und gar Unrecht. Nicht die Grausamkeit der Hexenprozesse, nur den Glauben an Hexen muß man anklagen. Jene Grausamkeit war eine ganz natürliche Folge dieses Glaubens. Noch heute würde man, wenn man wieder in jedem Dorfe jedes Feuer, jeden Unglücksfall, jede Krankheit eines Menschen oder Viehes der boshaften Wirkung einer Hexe zuschriebe, die alten Weiber nicht weniger maltraitiren, als damals. Die Wuth gegen solche schadenfrohe Wesen, vor denen nichts mehr sicher wäre, würde sich wieder auf dieselbe Weise und gewissermaaßen mit Recht steigern; denn wer möchte noch unter solchen Einflüssen leben, wen müßte nicht die Nothwehr rasend machen? Es kommt also lediglich darauf an, daß man glaubt, die übrigen Tollheiten finden sich dann alle von selbst.

26) Neuere Beobachtungen im Gebiete des Somnambulismus und Magnetismus. Stuttgart, Hasselbrink, 1834.

Ein Anhang zu Kerners Werk, die Geschichte eines Mädchens, die blind werden wollte, und der ihr Urgroßvater als Schutzgeist erschien, um sie zu warnen und ihr die Mittel der Heilung anzugeben. Dieser Geist verstand übrigens nur Deutsch und gab auf eine lateinische Anrede keine Antwort. Wichtiger für die magnetische Heilart erscheint die üble Einwirkung, welche die Nähe eines Vetters auf die Kranke hatte, eine Thatsache, welche die neue antipathetische Theorie von Henslers auffallend bestätigt.

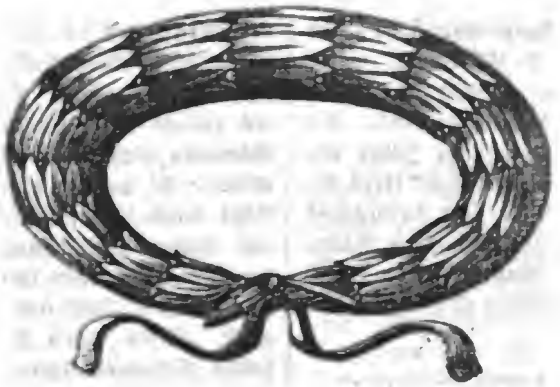
Kinderschrift.

Das Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände von J. Lyser. Mit 8 Kupfern. Leipzig, Verlags-Expedition, 1834.

Recht gemüthlich erzählte Mährchen vom Findel-Hänschen, von der bösen Hexe Caprusche, vom Ritter Kostewein, vom Rübezahl, vom Blaubart, von der Fee Mab ꝛc. Je mehr in neuerer Zeit die Kinderschriften von der wahren Kindlichkeit sich verirren, den Kindern ein altkluges Wesen beibringen, sie zum sogenannten Anstand und Vornehmthun abrichten und ihr Herz erkälten, um so mehr muß man die alten kindischen Mährchen empfehlen, welche die Phantasie und das Herz erwärmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 116. 17. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von C. Jürgens. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Man kann die in diesem Werke enthaltenen Erzählungen als Krankheitsgeschichten und eben so gut als Novellen betrachten; es sind Erfahrungen eines Arztes, aber mit solcher Wahl und in so schönem Geiste aufgefaßt, daß sie einem Dichter Ehre machen würden. Und hat der Arzt nicht mehr als irgend Jemand Gelegenheit, tiefe Blicke in das tragische Schicksal und in die geheimsten Reize oder Häßlichkeiten der Seele zu thun? Erschließt sich ihm nicht die Wahrheit der Leidenschaften, die unter einer täuschenden Oberfläche schlummern? Mit Recht sagt der Verfasser: „Es ist befremdend, daß die Mitglieder eines Standes, denen so unterhaltende, reiche und belehrende Materialien zu Gebot stehen, wie die Erfahrung der meisten Aerzte sie im Ueberflusse darbietet, bisher so wenige Beiträge zu den Vorräthen der schönen und populären Literatur geliefert haben. Die Männer des Rechts, der Kirche, des Kriegs- und des Seewesens, der Bühne — Alle haben vor den forschenden Augen des Publikums die Blätter ihrer geheimen Geschichte entrollt, während diejenige des ärztlichen Berufs fast ohne Ausnahme ein versiegeltes Buch geblieben ist. Und doch wird Niemand öfter als der Arzt durch sein amtliches Wirken veranlaßt, auf das zu horchen, was mit einem glücklichen Ausdrucke

„Der Menschheit sanfte, klagende Musik"

genannt worden ist."

Der unbekannte Verfasser beginnt mit einer Erzählung seines ersten Auftretens als Arzt in London. Arm, ohne Empfehlung litt er mit einer jungen Frau die bitterste Noth, und machte unter vielfachen Kränkungen eine Menge mißlungener Versuche, sich zu poussiren, die er sehr anziehend schildert, bis ihn endlich nicht sein Talent, sondern lediglich ein glücklicher Zufall in Ruf brachte. Eine vornehme Dame beschädigte sich im Wagengedränge vor dem Opernhause, der Verfasser war zufällig der einzige Arzt in der Nähe, half ihr dann sogleich, kurirte sie, erhielt bald eine Kundschaft nach der andern, wurde berühmt, reich und machte in seiner vielumfassenden Praxis alle die Erfahrungen, die er nunmehr dem Leser mittheilt.

1) Madame St., jung, schön und reich, hatte den Krebs an der Brust. Eine im höchsten Grade schmerzhafte, in sehr vielen Fällen tödtliche Operation war nöthig geworden. Ihr Gemahl, Kapitän St., war abwesend.

Digitized by Google

„Madame St. trat ein. Ihr Gang war sicher, ihr Ansehen drückte Fassung aus, und ihr Antlitz wurde von einem, freilich trüben Lächeln verklärt — ähnlich dem kalten Dämmerungslicht eines Oktober-Tags. Sie war damals sechs oder sieben und zwanzig Jahre alt, und, unerachtet all der ungünstigen Umstände ihres damaligen Zustandes, ein schönes Weib. Ihr lichtbraunes Haar hing nachlässig über eine Stirn und einen Nacken so weiß wie Marmor. Ihre tiefblauen Augen, aus denen gewöhnlich ein Ausdruck lieblicher Sinnigkeit hervorschimmerte

„Durch des gesenkten Augenlides sanftes Schmachten,“

leuchteten jezt mit dem zitternden Glanz einer Unruhe und Erregtheit, welche auch die edelste Selbstbeherrschung nicht gänzlich zu verbergen oder zu unterdrücken vermochte. Ihre Züge waren regelmäßig — Nase und Mund ausgezeichnet schön gebildet — ihre Gesichtsfarbe war klar, fast bis zur Durchsichtigkeit. Doch ein berühmter medizinischer Schriftsteller hat auch bemerkt, daß gemeinhin gerade die schönsten Frauen dieser schrecklichen Krankheit unterworfen sind. Ein großer ostindischer Shawl hing über ihren Schultern. Sie trug ein weißes Musselin-Kleid. Und dies schuldlose, schöne Wesen sollte sich unter den grausamen Schmerzen winden, die das entstellende Messer des Operateurs ihm zuzufügen bereit lag.“ Nach den ersten Vorbereitungen sagt sie ihm: „Lieber Doktor, haben Sie Nachsicht mit der Schwachheit einer Frau, und versuchen Sie, wenn es geht, diesen Brief, den ich gestern von Kapitän St— erhielt, und in welchem er so zärtlich schreibt, mir so vorzuhalten, daß meine Blicke auf den theuren Zügen, so lange ich dort sitzen werde, ruhen können, ohne daß es Jemand bemerkt — wollen Sie? — Madame, Sie müssen mich wirklich entschuldigen — es würde Sie aufregen — ich muß bitten. — Sie sind im Irrthum, erwiderte sie fest, es wird mir vielmehr Fassung einflößen. Und sollt' ich — sterben, war sie im Begriff zu sagen — aber die Zunge versagte ihr den Dienst. Sie gab mir darauf den Brief in die Hand — die ihrige war kalt, eiskalt und feucht — doch ich bemerkte nicht, daß sie zitterte. — Sie sezte sich auf den für sie hingestellten Stuhl. Eine der Dienerinnen nahm darauf den Shawl von ihren Schultern, und Madame St— half selbst, mit vollkommener Fassung, so viel von ihrer Kleidung zu entfernen, als nöthig war. Dann ließ sie Sir — sich seitwärts auf den Stuhl sezen, so daß sie den linken Arm über die Lehne hielt und über die rechte Schulter wegsah. Sie gab mir ihre rechte Hand; und mit der linken versuchte ich, Kapitän St—'s Brief ihr so vorzuhalten, wie sie es gewünscht hatte. Sie lächelte mir zu, als wollte sie mich ihrer Standhaftigkeit versichern; und es lag ein so unbeschreiblich rührender Ausdruck in ihren tiefblauen Augen, daß mir das Herz schier brechen wollte. So lange ich lebe, werde ich dieses Lächeln nicht vergessen! Sie heftete ihre halbgeschlossenen Augen auf den Brief, den ich hielt — und wendete sie auch nicht ein einziges Mal davon ab, bis Alles vorüber war. Nichts konnte mir in diesem schweren Augenblicke Fassung geben, als die Ueberzeugung von der vollendeten Geschicklichkeit Sir —'s, der jezt, mit ruhigem Blick und fester Hand, die Operation begann. Beim ersten Einschnitte durchfuhr ein krampfhaftes Schaudern ihren ganzen Körper, und ihre Wangen wurden todtenbleich. Ich betete im Innern, sie möchte ohnmächtig werden, damit der erste Theil der Operation vollbracht würde, während sie ohne Bewußtseyn war. Es geschah indeß nicht — ihre Augen blieben unausgesezt mit einem langen Hinblicke glühender Zärtlichkeit auf die theuren Schriftzüge ihres Gemahls geheftet; sie bewegte während der ganzen schmerzhaften, sich lange hinzögernden Operation kein Glied, und nur ein leises Seufzen wurde zuweilen von ihr vernommen. Als der lezte Verband angelegt war, flüsterte sie fast unhörbar: Ist Alles vorüber, Doktor? — Ja, Madame, erwiderte ich, wir werden Sie jezt in das Bett tragen. — Nein, nein — ich denke, ich kann gehen — ich werde es versuchen, sagte sie, und wollte sich vom Stuhle erheben. Sie stand jedoch davon ab, als Sir — sie versicherte, daß eine solche Bewegung vielleicht sehr üble Folgen nach sich ziehen könnte; und wir trugen sie auf ihrem Stuhle vor das Bett. Kaum hatten wir sie hineingehoben, so sank sie in Ohnmacht und blieb so lange bewußtlos, daß Sir — ihr einen Spiegel vor Mund und Nase hielt, da er zu fürchten anfing, daß ihre Lebenskraft unter dem furchtbaren Leidenskampfe doch endlich gebrochen seyn möchte. Sie kam jedoch wieder zu sich, und ein Opiat bewirkte, daß sie mehrere Stunden schlief. — Madame St— genas, obgleich sehr langsam; und ich besuchte sie unverdrossen, oft zwei, drei Mal des Tages, bis sie an einen Seeplatz gebracht werden konnte. Ich werde nicht leicht eine Bemerkung vergessen, die sie bei meinem lezten Besuche machte. Es entschlüpfte ihr eines Morgens eine leise und zarte Anspielung auf ihre erlittene Verunstaltung. Natürlich sagte ich ihr Alles, was zu ihrer Beruhigung dienen konnte. — Aber, Doktor, mein Gemahl — rief sie lebhaft aus, indem eine schwache Röthe in ihren Wangen aufstieg. Nach einem kurzen Stillschweigen sezte sie stockend hinzu: — Ich glaube, St— wird mich dennoch lieben!“

2) Ein berühmter Komiker läßt einen Zahnarzt kommen, schneidet aber, indem ihm ein Zahn ausgerissen werden soll, so komische Grimassen, daß der Arzt in

Digitized by Google

ein unauslöschliches Gelächter ausbricht und den würdenden Komiker mitten in der unvollendeten Operation sitzen läßt.

3) Die höchst rüheende Todesgeschichte eines jungen geistreichen Mannes, der in dee bitterlichsten Armuth in der Blüthe seiner Jahre an der Schwindsucht staeb, bevor er noch Gelegenheit gehabt hatte, sich durch seine Talente einigen Ruf zu erwerben. Der Arzt fand ihn in der traueigsten Lage, von Hunger und Schwindsucht gleich haet angegriffen, und lindeete seine lezten Augenblicke duech jede Art von physischem und geistigem Beistand. Dee junge Mann ließ eine ausgezeichnete gelehete Bildung blicken und füheete mit dem Arzt die interessantesten Gespeäche. Als er aber schwächee wuede, dachte er nur noch an einen Gegenstand. Eine tiefe, bisher verborgene Leidenschaft flammte hoch auf, zum lezten Mal. „Aus ein paar Blättchen, die sich unter seinen Papieeen fanden, ersah ich nach seinem Tode, daß das Frauenzimmer, welches er Emma nannte, eine junge Dame von höherem Stande und geoßer Schönheit war, die er zufällig gesehen und von der ee sich eingebildet hatte, daß sie ihm gewogen sey. Seinerseits hatte er sich der glühendsten und hoffnungslosesten Leidenschaft für sie hingegeben. Er ahnete selbst, sie wisse gae nicht, daß sie der Gegenstand seiner fast wahnsinnigen Anbetung sey. Seine Frage: „ob sie in ihre Hände gelangt wäeen?“ bezog sich ohne Zweifel auf einige Verse, die er ihr zugesendet hatte, von welchen die hier folgenden Bruchstücke, mit Bleistift auf ein weißes Blatt in seinem Aristophanes geschrieben, wahrscheinlich einen Theil ausmachten. Sie sind nicht ohne Schönheit, aber noch überspannter als schön:

Mit Dir durchlebt' ich Welt und Zeit,
Mit Dir die tiefe Ewigkeit!

* * *

Dein Auge, dessen Hoheitsblick
Der Andern Huld'gung weist zurück,
Säh' ich von Zärtlichkeit verklärt
In sel'gem Glanz mir zugekehrt!

* * *

Dies arme Herz, das für Dich schlägt,
Das Deines Namens Inschrift trägt,
Es ist der stillen Flamme Herd,
Die Dich nicht wärmet, mich verzehrt.

* * *

Ja ganz mein eigen mußt Du seyn,
Dein Leben, Lieben, mein allein,
Nichts sehen in der Welt als mich,
Wie ich nichts ehr' und lieb' als Dich!

* * *

Wann auf die Menge strahlt Dein Blick,
Neid' ich den Aermsten um sein Glück;
Einsaugen möcht' ich jeden Strahl,
Zu lindern meiner Seele Qual!

Es folgen hierauf noch einige Verse mehr; jedoch wied es an den mitgetheilten genug seyn. Diese unsinnige Leidenschaft war ganz das, was ich von einem jungen Manne von so glühendem Temperament und so enthusiastischer Denkweise erwartet haben wiede. — Doch um zum lezten Male zueückzukommen! Gegen eilf Uhr wurde er zusehends schwächee. Ich hielt seinen Puls, dessen Schläge kaum zu fühlen waren. Er öffnete langsam seine Augen und blickte stier aufwärts. Wärteein, waeum nimmt sie die Lichter weg? seagte er mit matter Stimme. Sie waren nicht angerühet worden. Er drückte sanft mit kalten Fingern meine Hand — sie wueden schon von der Todeserstarrung ergriffen. — Nicht, löschen Sie nicht die Lichter aus, Doktoe, — hob er wieder an, indem er mich mit Augen ansah, auf welche die nächtlichen Schatten des Grabes dicht sich lagerten — sie waren trübe und gläsern. Löschen Sie die Lichter nicht aus — nicht — nicht! rief er noch einmal, fast unhöebar aus. — Nein, wie wollen es nicht! mein theurer Herr —, beide Lichter beennen hell neben Ihaen auf dem Tische, erwiderte ich bebend, denn ich sah, daß die Sinne ihre Dienste zu versagen anfingen, — daß Leben und Bewußtseyn schwanden! — Ach! muemelte er fast unverständlich, jezt bin ich ganz in Finsterniß! — Es faßt mein Herz an — kalt, kalt! Doktor, wehren Sie sie ab! *) Nun — ach, der Tod — er sagte nichts mehr; er hatte sein lezteS Woet auf Erden gespeochen. Die Zwischenräume des Athemholens wueden allmählich länger und länger. Der Augenblick, in welchem er gänzlich aufhörte, zu athmen, war nicht genau zu bemerken. Ja, es war Alles vorüber. Dee arme Herr — war todt. Ich werde ihn nie vergessen.“

4) Ein einfältiges Parlamentsglied wollte sich durchaus mit einer unsinnigen Rede vernehmen lassen, und wae darauf so versessen, daß nichts als ein tüchtiger Schlaftrunk seine Lächerlichkeiten veehindeen konnte.

5) Die Geschichte eines Duells. Eifersucht, übelveestandenes Ehegefühl und selbst die mißverstandenen Versöhnungsversuche der Freunde füheen die Erbitteeten immer weiter. Sie schlagen sich auf Pistolen über den Tisch. Die Sekundanten haben nur blind geladen, aber

*) Ich hörte schon ein Mal diese seltsamen Worte von einer sterbenden Patientin. In mir erregen sie höchst unheimliche, ich möchte sagen, fürchteeliche Gedanken. Was soll abgewehrt werden?

wüthend greifen die Gegner zu den Degen, und sogleich sinkt der eine todt nieder.

6) Ein junger Mann verliebt sich in eine Schauspielerin bis zum Wahnsinn, und wird wirklich toll, nachdem er von einem Nebenbuhler in ihrer Gegenwart mißhandelt worden ist. Doch wird er zuletzt wieder vernünftig.

7) Im Juni 1815 (während der Schlacht bei Waterloo) saß eine Gesellschaft in England heiter beisammen. „Ein junges, ziemlich hübsches und noch liebenswürdigeres Frauenzimmer von großen — besonders musikalischen — Talenten, ward wiederholt gebeten, sich an das Piano zu setzen, um die Gesellschaft durch das beliebte schottische Lied „die Ufer des Allan" zu erfreuen. Trotz allem Andringen weigerte sie sich indessen eine Zeit lang standhaft, indem sie Abspannung vorschützte. Wirklich sah man ihr an, daß sie sehr ernst, wenn nicht schwermüthig gestimmt war, wodurch die Wahrheit ihres Vorgebens bezeugt wurde. Sie schien nicht wie die Andern zur Freude angeregt zu werden, und nahm mehr einen leidenden, als einen thätigen Antheil an den Vergnügungen des Abends. Natürlich flüsterten ihre Altersgenossinnen sich einander in's Ohr, daß sie verliebt sey; und in der That war es Mehreren von den Anwesenden wohl bekannt, daß Miß — mit einem jungen Offizier, der sich in dem Feldzuge auf der Halbinsel bedeutend ausgezeichnet hatte und mit welchem sie nach seiner Rückkehr vom Festlande vermählt werden sollte, versprochen war. Da indeß von Miß —'s schöner Stimme und geschickter Begleitung so viel Rühmens war, so wollte die Gesellschaft keinen Entschuldigungen Gehör geben, und das arme Mädchen war recht eigentlich an das Piano *gehetzt*, als sie offenbar widerstrebend und mißvergnügt mit einigen traurigen Akkorden begann. Durch die reichen, vollen Töne, die sie dem Instrument entlockte, wurden ihre Gefühle mächtig aufgeregt, und bald ging sie zu dem rührenden und besänftigenden Vorspiel zu „den Ufern des Allan" über. Das athemlose Schweigen der Umstehenden — fast die ganze Gesellschaft hatte sich um sie her zusammengedrängt — wurde endlich durch ihre Stimme unterbrochen, die „gleich dem Getön' des fernen lieblich rauschenden Bergstroms" sich in das entzückte Ohr ihrer Zuhörer stahl, als sie jene köstliche kleine Ballade mit dem rührendsten Pathos und der bezaubernden Einfachheit zu singen begann. Eben hatte sie den Vers angefangen:

Zur Braut thät ein Kriegsmann sie wählen,
Wie klang seine Rede so süß!

als sie, zum Erstaunen Aller, ohne ihre Hände von den Tasten aufzuheben, plötzlich aufhörte, zu spielen und zu singen, und mit einem starren Blicke vor sich hin sah, während die Farbe aus ihren Wangen entwich, und diese weiß wie Lilien wurden. So verharrte sie — zum Schrecken und zur Bestürzung der Gesellschaft — einige Augenblicke bewußtlos und der Anwesenheit Anderer gänzlich unbewußt. Ihre ältere Schwester trat in großer Unruhe zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter, versuchte vorsichtig sie aufzurütteln, und sagte sehr bewegt: „Anna, Anna! was ist Dir?" — Miß — gab keine Antwort, stieß aber gleich nachher, ohne ihre Augen zu bewegen, plötzlich einen durchdringenden Schrei aus. Bestürzung ergriff alle Anwesenden. „Schwester — Schwester! — Liebe Anna, ist Dir unwohl?" fragte ihre zitternde Schwester von Neuem, und bemühete sich, sie aus diesem Zustande zu erwecken; doch vergeblich. Miß — schien sie weder zu sehen noch zu hören. Sie blickte noch immer starr vor sich hin, ihre Augen schienen sich allmählich auszudehnen und bekamen immer mehr ein gläsernes Ansehen. Aller Anwesenden bemächtigte sich Entsetzen, und Niemand wagte es, sich mit ihr zu befassen. Man hörte leise ausrufen: Ihr ist unwohl — sie hat einen Nervenzufall — holt Wasser! — guter Gott! — wie seltsam — welch ein durchdringender Schrei! — und was dergleichen mehr ist. Endlich bewegten sich Miß —'s Lippen. Sie fing an, unvernehmlich zu flüstern, doch nach und nach konnten die in ihrer unmittelbaren Nähe Stehenden die Worte unterscheiden: „Dort! — dort sind sie — mit ihren Laternen. — O! sie suchen nach den *Todten*! — Sie durchsuchen die Haufen. — Ah! jezt — nein! jener kleine Hügel von Erschlagenen — seht, seht! sie wenden sie um, Einen nach dem Andern — da! — da ist er! — O! entsetzlich, entsetzlich, entsetzlich! — *Gerade durch das Herz!*" — und tief aufseufzend und zusammenschaudernd sank sie sinnlos in die Arme ihrer von Bestürzung ergriffenen Schwester." Bald darauf erhielt man die Nachricht, ihr Verlobter sey an demselben Tage in der Schlacht mitten durch's Herz geschossen worden. Die Braut starb ihm bald nach.

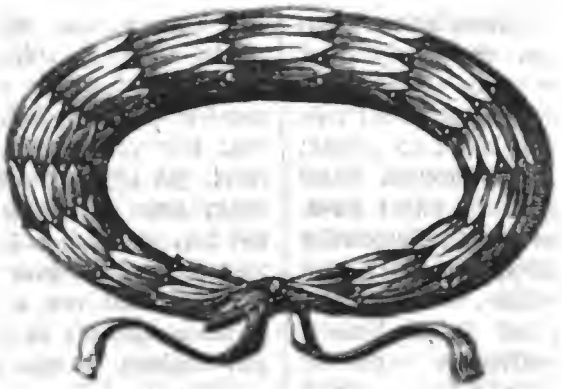
8) Die rührende Geschichte eines schönen, an der Schwindsucht hinwelkenden Mädchens, einfach erzählt, aber herzzerreißend.

9) Ein gewisser Herr D. erblickt einen gespenstigen Hund immer neben sich. Der Verfasser erklärt diese Vision aus Störungen des Unterleibes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 117. 19. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von C. Jürgens. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

(Fortsetzung.)

10) Der Verfasser wird zu einem reichen Fremden gerufen, der von Seelenangst geplagt wird. Bald erklärt sich die Ursache davon, denn der Kranke wird als ein Fälscher verhaftet. Der Arzt besucht ihn auch noch im Gefängniß und findet ein Jammerbild der tiefsten Zerknirschung und Angst.

11) Eine höchst komische Erzählung. Ein Kranker bildet sich ein, sein Kopf stehe verkehrt. Er erzählt: „In der Nacht träumte mir, ich wäre nach Westindien gerathen — nach Barbados — wo ich, wie Sie wissen, eine kleine Pflanzung besitze; und es wäre, eben als ich hinausgegangen, die Sklaven arbeiten zu sehen, ein plötzlicher, ein so furchtbarer Orkan entstanden, daß Alles — Bäume, Hütten und Zuckerrohr-Felder — hinweggerissen wurde! Sogar der Boden schien unter uns weggewirbelt zu werden! Ich wendete meinen Kopf nur einen Augenblick um, als im selbigen Augenblicke der Sturm meinen Kopf faßte, und ihn — o Gott! — auf meinen Schultern herumschleuderte, so daß mein Gesicht gerade hinter mich, über den Rücken schaute! Umsonst riß ich den Kopf fast aus dem Schultergelenke, um ihn wieder in die rechte Stellung zu bringen. Und war es vor Schrecken, oder — oder — mit Einem Wort — ich erwachte — und entdeckte die entsetzliche wahrhafte Beschaffenheit meiner Lage! — O, barmherziger Himmel! fuhr N— fort, seine Hände faltend und aufwärts schauend, was habe ich gethan, um solch eine furchtbare Heimsuchung zu verdienen?“ Alle Mittel halfen nichts, er blieb dabei, der Kopf stehe ihm verkehrt, und ließ sich von seinem einfältigen Bedienten, einem Neger, verkehrt ankleiden. Endlich gelang es, durch einen elektrischen Schlag ihn von seiner Einbildung zu heilen.

Zweiter Theil. 1) Ein Mädchen von 26 Jahren, die durch Putz die Jugendblüthe zu ersetzen trachtete und durch unsinniges Schnüren und tolles Tanzen, langes Aufbleiben ꝛc. ihre Gesundheit bereits zerrüttet hatte, wollte allen Bitten der Mutter zum Trotz einen Ball nicht versäumen, ging auf ihr Zimmer, sich anzukleiden, und kam nicht wieder. Endlich fand man sie am Toilettentisch todt, vom Schlage getroffen. „Ein Bett mit weißen Vorhängen stand im Zimmer. Vor dem einzigen Fenster befand sich ein Tisch und auf demselben ein Spiegel, welcher mit weißer Draperie verziert war.

Digitized by Google

Zerstreut umher lagen Nadeln, Schmucksachen, Haarwickel, Bänder, Handschuhe u. s. w. Ein Armsessel war an den Tisch gezogen, und in dem erstern saß Miß J— todt, wie eine Bildsäule. Ihr Kopf ruhete in der rechten Hand, ihr Ellenbogen war auf den Tisch gestützt; die Linke hing herunter und hielt ein Brenneisen. Glänzende übergoldete Armbänder umgaben die beiden Handgelenke. Sie war in weißen Musselin mit Spitzenbesatz gekleidet. Ihr Gesicht war dem Spiegel zugekehrt, welcher, bei dem erlöschenden Kerzenlichte, mit furchtbarer Treue das feuchte, unbewegliche, mit Karmin bemalte Antlitz — die herabgesunkene Unterkinnlade — und die Augen zurückstrahlte, welche mit einem kalten, todten Starrblick gerade auf denselben gerichtet waren. Als ich ihre Gesichtszüge näher anschaute, glaubte ich die Spuren eines eiteln und selbstgefälligen Lächelns zu entdecken, welches auch die lähmende Berührung des Todes nicht gänzlich hatte verwischen können. Das weiche, glänzende Haar der Leiche war mit ausgesuchter Sorgfalt gekräuselt, und der magere gelbliche Nacken mit einer schimmernden Perlenschnur umgeben. Das gräßliche Antlitz des Todes, wie es aus dem Flitterstaat der Mode — aus dem eiteln Gepränge erkünstelter Freude hervorstierte, war eine furchtbare Verhöhnung der Thorheiten des Erdenlebens. Ich habe viele hundert Leichen gesehen, sowohl in der Ruhe des natürlichen Todes, als entstellt und verzerrt durch ein gewaltsames Ende: nie aber eine so entsetzliche Satire auf die menschliche Eitelkeit, ein so widriges, empörendes und ekelhaftes Schauspiel erblickt, als eine zum Ball angeputzte Leiche!"

2) Ein edles Mädchen heirathet einen Wüstling, der sie in grenzenloses Elend stürzt, daß der Gram sie endlich tödtet.

3) Die komische Geschichte eines Leichendiebstahls.

4) Die Geschichte eines vollendeten Wüstlings, vornehm, geistreich, aber von durchaus diabolischer Philosophie. Seine Ausschweifungen richten ihn endlich zu Grunde und er stirbt unter den abscheulichsten Schmerzen unbändigen Gemüths voll Hohn über Welt und Menschen.

5) Der Arzt wird zu einem Verrückten gerufen, der sich eben barbiert. Es gelingt ihm, das gefährliche Messer habhaft zu werden und nach Hülfe zu schicken. Während er aber mit dem Wahnsinnigen allein ist, fällt folgende Scene vor: „Aber Eins haben Sie vergessen, Sie Narr, Sie! erwiderte der Verrückte wild, zum Waschtische gehend und plötzlich ein zweites Rasirmesser ergreifend — welches mit dem so eben in meine Gewalt gerathenen Ein Paar ausmachte — und auf welches leider mein Blick nicht gefallen war! Ich gab mich verloren, nicht zweifelnd, daß ich ermordet werden würde, als ich die blutdürstige Wildheit, mit welcher er es in der Hand hielt und über seinem Kopfe schwang, und sein teuflisches Lächeln bemerkte, indem er, es mir dicht vor dem Gesicht, mit dem Messer auf und nieder fuhr! Ich zitterte jedoch im nächsten Augenblick für ihn selbst; denn er bewegte es schnell vor seinem Halse hin und her, als wenn er den tödtlichen Schnitt thun wollte. Doch er berührte seine Haut nicht. Er knirschte, wie mit einer Art von wilder Freude über die furchtbare Zerstörungsgewalt, in deren Besitze er sich befand. — Ha! beiläufig — was sagen Sie zu einem Rasirmesserlanz — he? — Ha, ha, ha! etwas Neues zum Wenigsten! — Er fing sogleich an zu tanzen, unsinnig in die Höhe springend und von Zeit zu Zeit einen schneidenden, übel tönenden Schrei erschallen lassend, ähnlich demjenigen, welcher bei einigen Tänzen der schottischen Hochländer ausgestoßen zu werden pflegt. Ich stellte mich, als ob ich sein Tanzen bewunderte, klatschte und rief: „Bravo, bravo! — Da kapo!" Er schien zu einer Wiederholung geneigt, war aber zu erschöpft, und sezte sich außer Athem auf die Brüstung des hinter ihm befindlichen Fensters." Doch gelang es endlich, ihn zu beschwichtigen, nachdem er sich selbst geschnitten hatte. Der Anblick seines Blutes deprimirte ihn plötzlich.

6) Der Tod eines Philosophen, eines edeln mit Besonnenheit leidenden Mannes, den eine böse chronische Krankheit allmählich aufreibt.

7) Die traurigen Folgen einer Verkältung aus Leichtsinn.

Dritter Theil. 1) Eine meisterhafte Darstellung. Ein Staatsmann, von glühendem Ehrgeiz und eben so feiner Empfindlichkeit geht endlich in dem Kampf dieser beiden Gegensätze unter, denn welcher Staatsmann in England vermöchte seinen Ehrgeiz zu befriedigen, ohne sich den seelenkränkendsten Beleidigungen der Gegner, Nebenbuhler und selbst der eignen Partei aussetzen zu müssen, und wer diese lezteren nicht mit Gleichmuth ertragen lernt, ist früher oder später verloren. Stafford, so nennt der Verfasser seinen Staatsmann, war ihm schon auf der Universität bekannt als beredt, äußerst talentvoll, aber auch eben so erregbar. Er leistete ihm später als Arzt die erste Hülfe, da Herr Stafford bei seinem ersten Auftreten im Parlament der allzu heftigen physischen und moralischen Anstrengung erliegen wollte. Später wurde er nochmals zu ihm gerufen. Stafford befand sich in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sein brennender Ehrgeiz trachtete nach einem Portefeuille, aber Intriguen jeder Art sezten sich seinem Wunsch entgegen und verbitterten ihm das Leben. Die beißende

Digitized by Google

Bemerkung eines Gegners entflammte seinen ganzen Zorn. Ein Duell war die Folge. Umsonst suchte der Arzt ihn davon abzubringen. Die Stunde wird bestimmt. Kurz vorher erhält Stafford eine dringende Einladung, sogleich auf der Stelle in die Stadt zu kommen, um Minister zu werden. Er wankt, er ist der Verzweiflung nahe, aber die Ehre verbietet ihm, seinen Gegner länger warten zu lassen. Er schlägt sich und wird schwer verwundet. Das so heiß ersehnte Portefeuille ist verloren. Das alles geht auf dem schönen Landhause Staffords vor sich, in der Nähe seiner jungen liebenswürdigen Gemahlin. Wir sehn ein Paradies vor uns, das durch politische Leidenschaftlichkeit zur Hölle wird. Wahrlich, eins der lehrreichsten, tiefwahrsten Bilder, die dem Auge des Menschenfreundes geboten werden können!

Stafford überlebt den doppelten Schmerz der schweren Wunde und des noch tödtlicheren Verdrusses. Seine politische Thätigkeit beginnt von Neuem, und wird belohnt. Das Portefeuille ist sein. Aber nun beginnt ein noch viel qualvollerer Kampf für ihn. Es war leichter, die Minister zu bekämpfen, als selbst Minister zu seyn. Seine Kollegen waren nicht einig, die Opposition kühn, er fast allein mußte sich Tag für Tag im Parlament mit den Gegnern schlagen und hülflos abarbeiten. Das Ministerium fiel, er trat todtmüde ab. „Aus seinen Augen schossen Blitze hervor, als er das Benehmen eines wohlbekannten Mannes erzählte, welchen er mit einer Sinekure für seine Stimme reichlich bezahlt, und der ihn ohne Erröthen geprellt hatte, weil das jährliche Einkommen um einige Pfund geringer war, als verabredet gewesen sey. O, glauben Sie mir, fuhr er fort, kein nichtswürdiger Schacher kommt dem politischen Schacher gleich; unter allen Betrügern sind die politischen die verächtlichsten. Ehe ich ihn das nächste Mal sah, war das neue Ministerium ernannt worden. Einige der vornehmsten Mitglieder desselben gehörten zu Staffords bittersten und hochmüthigsten Feinden, und hatten sich von freien Stücken verpflichtet, eine der seinigen schnurgerade entgegengesetzte Politik zu befolgen. Diese Nachrichten waren zu viel für ihn. Voll von unaussprechlicher Wuth und Ingrimm verließ er eiligst die Stadt, und zog sich mit seiner ganzen Familie auf unbestimmte Zeit in einen entfernten Theil von England zurück. Ich hoffte zu Gott, daß er nunmehr der politischen Angelegenheiten satt und müde seyn und hinfort Ruhe im häuslichen Kreise suchen möchte. Lebhaft theilte Lady Emma diesen Wunsch; zärtlicher als je schwärmte sie für ihren Gatten, und ihre dahingeschwundene Schönheit war ein rührender Beweis der innigen Hingebung, mit welcher sie die Interessen ihres Gatten zu den ihren gemacht hatte."

Doch blieb er nicht lange in Ruhe, er trat abermals in's Parlament und in's Ministerium. Neue Intriguen, neue Kämpfe nahmen ihn in Anspruch, seine Feinde mehrten sich in dem Maaße, in welchem seine Anstrengungen, sich ihrer zu erwehren, zunahmen. — „Der arme Stafford wird im Hause Nacht vor Nacht gehetzt. Kann er sich behaupten? fragt Jedermann. Er hat die diesmalige Session „so zwischen Stehen und Fallen" — wie man zu sagen pflegt — begonnen. Lady Emma, mit welcher ich heute zufällig im Hause eines Pktienten zusammentraf, gab mir einen traurigen Bericht über Hrn. Stafford. Ruheloſe Nächte — immerwährendes Reden im Schlaf — beständiges Uebelbefinden — Mangel an Eßlust! O über die Freuden der Politik, die Süßigkeiten des Ehrgeizes! — Eine auffallende Anspielung war in einer der heutigen Zeitungen enthalten, worin auf Hrn. Staffords seltsames Benehmen im Parlament und seine wunderliche Behandlung mehrerer Mitglieder hingedeutet ward. Was konnte darunter gemeint seyn? Eine fürchterliche Vermuthung fuhr durch meinen Sinn — der Himmel gebe, daß sie grundlos seyn möge! — indem ich mit jener dunkeln Anspielung einen Vorfall in Verbindung brachte, welcher sich vor Kurzem zutrug. Lady Emilie — war auf einem Balle bei dem Herzoge von — plötzlich unwohl geworden, und hatte in Folge dessen meinen ärztlichen Beistand verlangt. Sie war mitten im Tanz in Ohnmacht gesunken, und war auch, nachdem man sie zu Hause gebracht hatte, noch einige Zeit in einem krampfhaften Zustande verblieben. Ich fragte nach der Veranlassung, und sie sagte mir, daß sie während des Tanzes in Herrn Staffords Nähe gekommen sey, welcher auf einige Minuten auf dem Balle erschienen war, um den Marquis von — zu sprechen. Er war in einer nachdenkenden Stellung, fuhr sie fort, nun mochte ich, auf irgend eine Weise, im Vorbeieilen seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen haben, und da schnitt er mir ein so teuflisch-verzerrtes Gesicht und glotzte mich mit einem so fürchterlich stierenden Blicke an, wie mir nie etwas Aehnliches begegnet ist. Das alles war jedoch nur die Erscheinung eines Augenblicks, sein Gesicht ging sogleich wieder zu dem gewohnten Ausdrucke über, und lächelnd nickte er mehreren ihn Grüßenden zu. Der Blick aber, welchen er mir zugeworfen, verfolgte mich, wie ein Gespenst, und wurde, nebst der Erschöpfung, in welche ich durch die Hitze des Zimmers gerieth, die Veranlassung meiner Ohnmacht. — Obgleich mir, während ich ihr zuhörte, unheimlich zu Sinn wurde, lachte ich darüber und sagte, sie müsse es sich eingebildet haben. Nein, nein, Doktor, erwiderte sie, denn die Marquisin von — hat es auch gesehen, und fragte mich erst diesen Morgen bei ihrem Besuch, ob ich Herrn Stafford beleidigt hätte? — Sollte es möglich seyn? War jener „Blick" wirklich ein vorübergehendes gräßliches

Digitized by Google

Hervorblitzen von Wahnsinn? Fing seine große Seele an, zu wanken unter ihrer gewaltigen Last?"

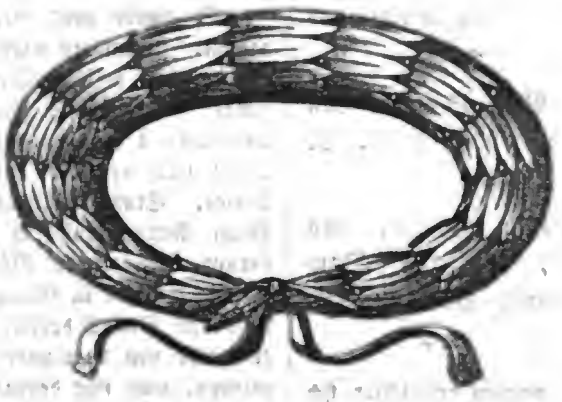
Der Leidende schildert seinen Zustand selbst: „Doktor, Doktor! ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden — aber Alles grinset mich an! sagte er. Alle Gegenstände nehmen plötzlich Persönlichkeit an — werden belebt — ich kann nicht ertragen, sie anzublicken. — Ich bin beklemmt — es ist, als ob ich in einem verdünnten Luftraume athmete! — Nachdem ich, vom Beginn der Sitzung an, einem Rudel im Parlamente sitzender Laffen fast knechtisch den Hof gemacht habe, um mir ihre Stimmen für die — Bill zu sichern; nachdem ich Woche vor Woche die Tölpel zum Speisen bei mir gehabt und dann bei ihnen gespeist — mit heiterer Miene mich neben Menschen niedergesezt habe, die ich auf's Aeußerste, unaussprechlich verachte — zeigt mir das Gesindel auf einmal die Fersen — stiehlt sich davon — Mann für Mann — und läßt mich in einer lächerlichen Minorität von 43! — Ich sagte, dies sey eine von den Verdrießlichkeiten, die von der Staatsverwaltung unzertrennlich zu seyn schienen. — Ja, ja, ja! erwiderte er mit zorniger Bitterkeit, seine Schritte beschleunigend. Warum — warum aber haben die mit der Politik sich Befassenden keine Grundsätze — kein Gefühl — keine Dankbarkeit — kein Mitleid?" Hier liegt der Schlüssel zu seinem Elend. Er konnte Gemeinheit nicht ertragen und wollte doch Politiker seyn. Dann spricht er von den auswärtigen Verwicklungen, von den so ganz heterogenen Anforderungen, die auswärtige Mächte machen, und denen wieder eben so heterogene Parteiansichten im Innern begegnen. Er will mit einer gewissen Bill stehn und fallen. Das Ausland intrigirt dagegen, die Torie beßgleichen. Die Minister sind uneins. „Ferner war gestern Seiner Majestät Benehmen auffallend kühl und abgemessen, und während der König seinen Claret trank, sagte mir Se. Majestät höchst kaltblütig, daß von Seiner Einwilligung zu der — Bill „durchaus nicht die Rede seyn könne". Die — muß ich über Bord werfen, — eine Maßregel, welche mir mehr als irgend eine andere am Herzen liegt! Man hat sich zugeflüstert, daß — entschlossen ist, mich in einen Zweikampf zu verwickeln; und als wenn dieses Alles noch nicht genug wäre, so droht man mir beständig mit Mord, und wirklich pfiff vor ein paar Tagen, als ich nach — ritt, dicht an meinem Hute eine Kugel vorbei! Ich kann den Vorfall unmöglich veröffentlichen, und vielleicht werde ich das nächste Mal, daß ich ausgehe, durch das Herz geschossen! O Gott! was wird aus mir werden? Wollte der Himmel, daß ich die Siegel des — Amts abgelehnt hätte! Doktor, glauben Sie — allen ärztlichen Unsinn bei Seite gesezt — daß Sie etwas für mich thun können? Etwas zur Beruhigung des Nervensystems — zur Kühlung des Gehirns? Würde Aderlaß gut thun? — Oder Baden? — Wie? Aber denken Sie daran, daß ich nicht viel Zeit zum Mediziniren habe. Ich muß morgen Nacht die — Frage eröffnen, und ferner muß ich stündlich fünfzehn bis zwanzig Briefe diktiren! Mit Einem Wort — Lord —, Sir, sagte der in der Thür erscheinende Bediente. — Der verwünschte Hasenfuß! murmelte er mir zu. Ich weiß, was ihn herführt — er hat mich seit den lezten sechs Wochen ohne Aufhören geprinigt! Ich mag ihn nicht sehen! Nicht zu Haus, rief er dem Bedienten zu. Er hielt inne. Wart — bitte seine Herrlichkeit, heraufzukommen! Dann wendete er sich zu mir. — Der Mensch kann über die Stimmen seiner zwei Brüder gebieten — ich bedarf derselben morgen Abend. Doktor, wir müssen uns trennen."

So wird der arme Mann gehezt. Seine Bill fällt durch, und er wird obendrein mit Spott überschüttet. Da knickt die schöne, bisher noch aufrechte Blume seines Geistes. Sein Sekretair klagt, daß er zuweilen drei Antworten auf einen Brief diktire, sein Kutscher, daß er sich stundenlang herumkutschiren lasse; seine Gattin weiß sich seine oft plötzlich eintretende unsinnige Fröhlichkeit nicht zu erklären und wird davon mit Schauder erfüllt. Endlich erkämpft er einen Sieg im Parlament, und die Freude darüber gibt seinem Verstande den Rest. „Ja, endlich habe ich triumphirt, sagte er mit einem ganz besondern Nachdruck, als er das Haus verließ. Er begab sich spät in der Nacht in seine Wohnung, rief seine Dienerschaft zusammen und bestand darauf — es ist traurig, dergleichen von solch einem Manne berichten zu müssen — daß das ganze Haus von oben bis unten illuminirt werden solle! Es war ein Glück, daß Lady Emma mit den Kindern noch nicht von dem obenerwähnten Landsitze zurückgekehrt war, um Zeugin dieses unzweideutigen Beweises von wiederkehrendem Wahnsinne zu seyn. Er selbst half bei dem lächerlichen Geschäft, die Lichter anzuzünden und dieselben in die Fenster zu stellen. Als dieses ausgeführt war, hielt er an die versammelte Dienerschaft eine Anrede über den ausgezeichneten Triumph, welchen er und das Land im Hause der Gemeinen in dieser Nacht errungen habe, und schloß mit dem Gebot, daß sie die Lichter auslöschen und sich zum Abendessen in die Küche begeben sollten, wohin er ihnen sogleich nachfolgen und ihnen ein Dutzend Flaschen Wein zum Besten geben wolle! Er hielt Wort."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 118. 21. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von C. Jürgens. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1833.

(Schluß.)

„Herr Stafford sezte sich wirklich mitten unter seine — wegen Abwesenheit der Familie nicht sehr zahlreiche — erstaunte Dienerschaft hin und überließ sich der lärmendsten Fröhlichkeit! Zum großen Glück wurde sein Benehmen unbedenklich einer Berauschung zugeschrieben, und im Zustande der lezteren würde er auch wirklich von denen, die nur durch ihre Blödigkeit daran verhindert worden waren, sich gleichfalls zu übernehmen, in einer späten Morgenstunde zu Bett gebracht.“ Als der Arzt ihn besuchte, war er schon übergeschnappt, plauderte Staatsgeheimnisse aus und benahm sich so, daß man ihm sogleich Wache geben mußte.

2) Der Arzt wird zu einer blutarmen Familie gerufen, deren Vater so eben an der Schwindsucht verschieden ist, während das Kind in seinen Armen noch mit ihm spielt und ihn aufzuwecken sucht; dann zu einem reichen Podagristen, der in Betten gewickelt unter Pracht und Schätzen geifernd und zornig stirbt, — ein gräßlicher Kontrast, zwei der pikantesten, aber auch schauderhaftesten Bilder der ganzen Sammlung.

3) Die Geschichte eines durch seine verschwenderische Familie zu Grunde gerichteten Kaufmanns. Auch sie ist schrecklich. Der grundehrliche Kaufmann wird wahnsinnig, als er den Leichtsinn der Seinigen erfährt, und sein Wahnsinn nimmt nun selbst den verschwenderischen Charakter an. Er wird das Widerspiel seines vorigen Benehmens und spekulirt nun eben so fein und fleißig, sein Vermögen vollends zu verlieren, wie er früher bedacht war, es zu vermehren. Dies geschieht nun auf die lächerlichste Art. Er freut sich wie ein Kind bei jedem Verlust und berechnet neue ꝛc. Das Ende ist gräßlich. Der Vater stirbt in dem Augenblick, in dem er seinen Sohn, die Quelle alles seines Elends, wiedersieht.

4) Die Folgen der Spielwuth. Ein junger, eben mit einem schönen Mädchen verlobter gebildeter Mann läßt sich zum Spiel verlocken, ruinirt Mutter und Braut und ermordet zulezt sich selbst.

Aus diesen gedrängten Uebersichten wird der Leser ermessen, wie inhaltreich diese Sammlung ist, mit welcher tiefen Menschenkenntniß sie concipirt ist. Dieses Buch gehört nicht zu den vorübergehenden Erscheinungen

Digitized by Google

der Literatur, es ist in seiner Art eben so einzig als klassisch.

28) Ueber Kaspar Hauser. Von Schmidt von Lübeck. Zwei Hefte. Altona, Aue, 1831. S. 20. 1832. S. 40.

29) Mittheilungen über Kaspar Hauser, von seinem ehemaligen Pfleger, Professor Daumer. Zweites Heft. Nüruberg, Haubenstricker, 1832.

Die erste der vorliegenden Schriften beschäftigt sich hauptsächlich mit Vermuthungen über die Herkunft des unglücklichen Jünglings, und stellt die wenigen Data zusammen, die deßfalls in den Erinnerungen desselben und den Umständen seines ersten Auftretens liegen. Seitdem hat ihn der Mord ereilt, und eine bekannte Hypothese über seine Abstammung hat alle früheren einstweilen verdrängt.

Die zweite Schrift hat es mehr mit dem physischen Zustande Hausers zu thun und behandelt denselben als eine der merkwürdigsten anthropologischen Erscheinungen. Sein frühester Aufenthalt im Dunkeln ohne Bewegung von früher Jugend an hatte ihm eine seltene Reizbarkeit gegeben und mehr die magnetische als die normale Nerventhätigkeit in ihm erweckt. Daher seine Ahnungen (des Mordes), seine lebhaften Träume, daher seine große Empfindlichkeit in Gegenwart einer Somnambulen, bei Berührung von Spinnen, von einer Blume, Metallen, Glas ꝛc. Er erzählt unter Anderm selbst: „Ich ging in Garten des Herrn Haubenstricker und fand eine Blume, die mir sehr wohlgefallen hat; ich sah es lange an, betrachtete es recht! dann fragte ich den Herrn Haubenstricker, was dieses für eine Blume sey. Er gab mir zur Antwort: eine Kaiserkrone. Den andern Morgen erzählte ich es dem Herrn Professor, daß ich eine sehr schöne Blume gesehen und erzählte ich, wie es aussah; dann sagte der Herr Professor ich solle eine bringen, ich ging in den Garten und holte eine: als ich's anfaßte und abpflücken wollte, bekam ich die nämliche Empfindung, als von den Schlangen, die ich gesehen habe, bekam ich ein Frost, nach einiger Zeit wurde es mir sehr heiß, und bekam eine ganze Viertelstunde Kopfschmerzen, und meine Hand, in der ich die Blume trug, war, als wenn es lahm wäre. Dieses dauerte 5 Minuten. Eh der Kopfschmerz verging, gab's mir ein Schütter; dann sind die Empfindungen weggewesen, aber einige Stunden war mir nicht mehr so wohl als zuerst, ich bin sehr müde gewesen, und so ist es bei den Schlangen auch gewesen."

Er wurde vom Genuß der bloßen Weinbeeren berauscht. Besonders wirkten Metalle auf ihn. „Schneller als bei den meisten Metallen lief es ihm erkältend die Finger und den Arm hinauf bei Berührung des Goldes, minderschnell bei der des Silbers, noch langsamer der Reihe nach bei der des Stahls, Messings, Zinnes, Bleies. Stahl wirkte stärker als ungestähltes Eisen. Beim Reiten fühlte er durch den Sattel den Zug des darunter befindlichen Eisens, auch behauptete er, er sey deßhalb weniger in Gefahr, den Steigbügel zu verlieren, weil das Metall desselben ihn an sich ziehe. Er sagte, er werde von dem unter dem Sattel befindlichen Eisen gezogen, und sitze deßhalb so fest im Sattel. Wenn er Spornen anhatte, so war es ihm, als würde er hinten an den Füßen gezogen. Silberne Spornen empfand er stärker, als welche von Messing. — Als ich mit ihm in ein Gewölbe kam, das mit Messingwaaren angefüllt war, zog es ihm am ganzen Leib nach allen Seiten hin, wo sich das Metall befand; er eilte wieder hinaus zu kommen, und machte außen die Bewegung heftigen Schauders. — Er saß einst am Klavier, als ein Mann hereintrat, der Summen Silbergeldes in einem Sacke trug und diesen drei bis vier Schritte weit von ihm auf den Tisch legte. Er hörte auf zu spielen und blickte mit verstörten Mienen auf den Tisch und den Mann hin, stand dann auf und begab sich, den Schweiß von der Stirne wischend, in ein Nebengemach, wartend, bis sich der Mann entfernt hatte. Das Geld im Sacke hatte diese Wirkung auf ihn gehabt. Mit einem silbernen Löffel essend, mußte er so sehr zittern, daß er ihn kaum zum Munde führen konnte, weßhalb ich ihm einen hölzernen anschaffte. Stärker als das ihn stark afficirende Gold wirkten Platina, Diamant, Quecksilber, Magnet. Lezterer wirkte nur dann erregend, und zwar in hohem Grade und aus großer Entfernung, wenn die Pole gegen ihn gerichtet wurden, die quer gegen ihn gerichtete Magnetstange spürte er nicht auf solche Weise. Nach dem Quecksilber wirkte Platina am stärksten; von einem dünnen Ring aus diesem Metall empfand er Ziehen ungefähr drei Schritte weit. Quecksilber wirkte viel stärker als Gold. Als ich die Rückseite eines kleinen Spiegels gegen ihn hielt, spürte er den Zug 9 Schritte weit. Schwefel, wenn er ihn dem Finger näherte, zog stärker als Gold und erregte noch größere Kälte, wirkte jedoch in beiden Stücken schwächer als Quecksilber."

Es wird gewiß jedem denkenden Arzt von Interesse seyn, diese Wirkungen mit ähnlichen, die von Somnambulen bekannt sind, zu vergleichen. Am Schluß gibt der Verfasser ausführliche Nachricht von den an Kaspar Hauser gemachten homöopathischen Heilversuchen.

Digitized by Google

30) Beiträge zur Psychologie. Eine Sammlung ärztlicher Gutachten über psychatrische Heilkuren, von Dr. Biermann, Stadt-Physikus zu Prim. Hildesheim, Gerstenberg, 1833.

Für eine Wissenschaft, deren Grundlage die Erfahrung ist, kann nichts wünschenswerther seyn, als fleißiges Sammeln von Thatsachen. Es werden hier zwölf Fälle aktenmäßig mitgetheilt, Fälle von Melancholie, Tobsucht, Atonie, Apathie, Lethargie, Manie, Blödsinn. Sie zeichnen sich indeß mehr durch Genauigkeit der Beschreibung, als durch Originalität aus, mit Ausnahme eines Falls von Dämonomanie, da eine Frau von der Einbildung geplagt war, sie habe den Teufel im Leibe, und einer aus Blödsinn entsprungenen anscheinenden Taubstummheit bei einem Kinde.

31) Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Von den ältesten Zeiten bis zum 19ten Jahrhundert. Von Dr. Friedreich, Professor in Würzburg. Würzburg, Strecker, 1830. S. 655.

32) Allgemeine Diagnostik der physischen Krankheiten. Von Demselben. Zweite verbesserte Auflage. Daselbst, 1832. S. 382.

33) Magazin für philosophische, medizinische und geschichtliche Seelenkunde. Von Demselben. Neue Folge, 2tes und 3tes Heft. Würzburg, Stahel, 1832 und 1833.

Schon bei Gelegenheit der ersten Ausgabe der Diagnostik haben wir (Literaturblatt von 1831. Nr. 106 und 107) die Verdienste des Verfassers um die Seelenkunde gerühmt. Die vorliegenden Schriften beweisen, in welchem Umfange er für dieselbe thätig ist, und wir dürfen um so mehr Gewicht darauf legen, als Würzburg ganz der Ort ist, um solche Studien durch die blühendsten und ausgedehntesten Heilanstalten zu begünstigen.

Das erstgenannte Werk beginnt mit einer Zusammenstellung aller ältesten Wahnsinnsfälle, die in der Bibel oder bei den Alten vorkommen. Die Lykanthropie oder Verwandlung der Menschen in Wölfe, eine feythische Krankheit, deren Herodot gedenkt, heben sich als allgemeinere Erscheinungen unter den einzelnen Fällen hervor. Friedreich citirt Alles, was darüber geschrieben worden ist, woraus wir indeß nur erfahren, daß wir die wahre Beschaffenheit jener Krankheiten der Alten schwerlich errathen werden. Dann ist vom Helleborus und von den ersten griechischen Aerzten die Rede. Doch erscheint erst der Römer Celsus als Seelenarzt. Ihm gebührt der Name des ersten psychisch-ärztlichen Schriftstellers, denn von ihm rührt die erste selbstständige Abhandlung über das Seelenleiden her. Dann folgt der Kappadocier Artäus, ferner Aurelianus und endlich Galenus, und von diesen abwärts fehlt es nicht mehr an zahlreichen Aerzten, die über die Seelenstörungen geschrieben haben. Mit den griechisch-römischen wechseln die arabischen ab, und mit den praktischen Aerzten die theoretisirenden Philosophen.

In den finstern Jahrhunderten hörte man wenig mehr von Wahnsinn, oder derselbe nahm einen so vorzugsweise religiösen Charakter an, daß man ihn nicht mehr für Wahnsinn hielt. Erst mit dem Beginn der weltlich-philosophischen Reaktion gegen die Hierarchie trat auch die Arzneikunde wieder in ihre alten Rechte, und es ist nicht zu verwundern, daß wir sie Anfangs noch in den abergläubigen Vorurtheilen der Zeit stark befangen finden, so daß namentlich jede Seelenstörung als Bezauberung und Wirkung böser Dämonen angesehn wurde. Obgleich diese Meinung sich lange und bis auf die neuern Zeiten erhielt und gewisse Arten von Geisteszerrüttung immer den übernatürlichen Einwirkungen vorbehalten blieben, so machte sich doch in den weniger an den Teufel erinnernden Fällen schon durch Theophrastus Paracelsus und noch früher jene interessante und noch immer zu wenig gewürdigte Naturansicht des spätern Mittelalters geltend, die im Menschen den Mikrokosmus, die kleine Welt, den Spiegel der großen, sah, und daher auch Störungen in den Geistesthätigkeiten mit Störungen in der Natur identifizirte. Besonders spielten in dieser Philosophie die Wirkungen des Mondes eine große Rolle (Referent besitzt ein altes Buch, das diesem Gegenstand ausschließlich gewidmet ist), und man stand hier allerdings wenigstens mit einem Fuße auf dem Boden der Erfahrung, da der Einfluß des Mondwechsels auf die Irren eine allgemein anerkannte Thatsache ist.

Nachdem schon ältere Aerzte sich darüber gestritten, ob das Herz oder Hirn der Sitz der Seelenkrankheiten (überhaupt der Sitz der Seele) seyen, versuchte der Schweizer Felix Plater die erste Klassifikation dieser Krankheiten als mentis imbecillitas, consternatio, defatigatio. Diese vernünftigern Aerzte konnten indeß auf die Hexensucht ihres Zeitalters keinen Einfluß üben. Der Arzt Wyer am Ende des 16ten Jahrhunderts war der erste, der in einer Zuschrift an Kaiser und Reich die Mächtigen beschwor, doch des unschuldigen Blutes der Hexen zu schonen, und die vermeintlichen Teufelswirkungen aus natürlichen Ursachen zu erklären wagte. Aber er zog sich nur Verfolgung zu und die Hexen bluteten noch über ein Jahrhundert. In seinem Werk de praestigiis daemonum finden sich viele merkwürdige

Digitized by Google

Beispiele von Wahnsinnigen. Die meisten Aerzte wollten lange Zeit von den natürlichen Ursachen nichts wissen und leiteten selbst den Wahnsinn der Liebe nicht aus der Leidenschaft selbst, sondern aus Liebestränken ab; kurz diese aus einem mißverstandenen Christenthum hervorgegangene Ansicht machte den Menschen lediglich zu einem Instrument fremder Einflüsse und ließ seinem eignen Willen, seiner eignen Thatkraft nichts übrig. War man freisinnig genug, um die Geisterwelt zu beseitigen, so hielt man doch noch fest an den Einflüssen der Natur, und der astrologische und sympathetische Wahnsinn, der des Menschen ganzes Thun und Treiben von der Stellung der Gestirne und von magischen Metall-, Pflanzen- und Thierwirkungen abhängig machte, war, wenn nicht mehr blutig, wie der Dämonenglaube, doch wenigstens eine beständige Quelle der Aengstlichkeit für die Menschen. Das bekannte Aderlaßmännlein im Kalender, nach dem aus dem ganzen Umkreis der Natur alle möglichen Krankheiten hinzielen, ist noch ein Ueberrest jener alten weitverbreiteten Ansicht.

Da immer ein Extrem das andere hervorruft, so erscheint es ganz natürlich, daß der berühmte Arzt Helmont, als Gegner des Paracelsismus, unter dem Namen des Archäus eine mystische Urkraft in den Menschen legte, die geistiger Art erst durch ihr geistiges Uebelbefinden, als durch ihren Zorn, Ekel ꝛc. die Krankheiten im Körper hervorrufe. Während die Herengläubigen den Grund der Seelenkrankheit von außen in dämonischen Wirkungen, und die Paracelsisten ebenfalls von außen in Naturwirkungen suchten, behauptete Helmont umgekehrt, daß selbst die körperlichen Krankheiten nur von innen, aus einem den Menschen inwohnenden geistigen Principe kämen.

Nach und nach nahm die Empirie überhand, es bildeten sich treffliche praktische Aerzte, die Anatomie, auch des Gehirns, machte bedeutende Fortschritte, aber die Aerzte bekümmerten sich mehr um die eigentlich körperlichen, als um die Seelenkrankheiten, oder machten oft sehr sonderbare und derb materielle Versuche, sie zu heilen, z. B. durch Transfusion, oder Einfüllung von fremdem Blut. Warum der französische Arzt Denis am Ende des 17ten Jahrhunderts aber gerade das Blut eines Kalbes wählte, um einen Verrückten dadurch wieder klug zu machen, mag dahin gestellt bleiben. Den vielen Materialisten seiner Zeit trat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein zweiter Helmont in höherer Potenz, der berühmte Stahl, entgegen, mit dem Grundsatz, daß die Seele etwas Ursprüngliches und Selbstständiges und das Primitive des Körpers sey.

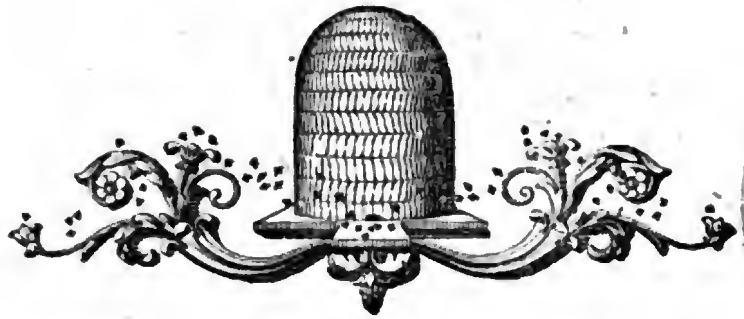
Mehr aber als Stahl trugen die Philosophen vorzüglich Englands und Deutschlands dazu bei, der über den Körper vernachläßigten Seele wieder eine große Bedeutung zu geben. Es bildete sich eine Psychologie, die sogar die Ehre hatte, Mutter des bedeutendsten der neuern philosophischen Systeme, des Kantianismus zu seyn.

Seitdem haben Empiriker und Philosophen gewetteifert, durch einzelne Beobachtungen und Heilungsversuche, so wie durch Vergleichungen und allgemeine Theorien, die Lehre von den Seelenstörungen auszubilden. Die ungeheure Menge der dabei thätigen Aerzte und ihrer darauf bezüglichen Schriften hat der Verfasser seinem Werk einregistrirt. Doch haben die Neuesten das meiste Verdienst. Die Errichtung von Irrenhäusern für den Zweck nicht bloß der Aufbewahrung, sondern auch der Heilung, ist noch nicht alt, und sehr jung ist die Humanität, die endlich in diesen Unglückshäusern einheimisch zu werden beginnt. Auch die Literatur war früher nie für diese Sache so thätig, als sie es jetzt ist. Der Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, der eine zweckmäßige Behandlung der Irren begründete, gebührt dem Franzosen Pinel. Er zerbrach die Ketten derselben, gab ihnen Sonne und Bewegung und eine sorgfältige Pflege. Ihm zunächst steht der Engländer Cullen, dessen System ganz auf Erfahrung, Behutsamkeit und Menschlichkeit gebaut ist, und Thomas Arnold, ebenfalls ein Engländer, der die Seelenkrankheiten nach ihren Ursachen, Symptomen und Heilmitteln aufs Genaueste eintheilte und beschrieb. Rein empirisch nahm er sowohl körperliche als geistige Ursachen an, ohne sich spitzfindig darüber zu streiten. Ein Wahnsinn, der aus zu vielem Studieren oder aus heftiger Gemüthsbewegung, Schreck ꝛc. entstand, war ihm geistigen Ursprungs, ein andrer, der aus Unterleibs-, Geschlechts-, Brust- und Hirnkrankheiten entstand, war ihm körperlichen Ursprungs. Wie Linné sammelte er und klassifizirte nur, immer den einzelnen Fall im Auge, unbekümmert um das vielleicht tiefer liegende philosophische Eintheilungsprinzip. Und dies ist auch für den praktischen Arzt die beste Methode. Noch mehr that Perfect, wieder ein Engländer, indem er noch weniger systematisch und bloß historisch 108 Krankheitsgeschichten genau beschrieb und so nicht durch Regeln, sondern unmittelbar durch Beispiele belehrte. Diesen Vorbildern folgten noch mehrere ausgezeichnete englische Aerzte, worunter besonders Crichton hervorragt. Diese englischen Aerzte gehn den deutschen voran, wie auch die englische Philosophie der deutschen vorangieng.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



LITERARISCHE ANSTALT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 119. 24. November 1834.

Seelenlehre.

(Schluß.)

Unter den Deutschen bemerken wir zuerst Klockhoff, Greding, Weickhard, Erhard, Langermann, Schmid. Die Neuern hat der Verfasser noch nicht aufgenommen, doch wird eine pragmatische Geschichte der neuern Psychologie wegen des Kampfes ihrer Parteien einmal Stoff zu einer sehr interessanten Darstellung darbieten. —

Die stark vermehrte zweite Auflage der Diagnostik freut uns um so mehr, als sie beweist, welche Theilnahme dieses inhaltreiche Werk gefunden hat, und der Verfasser hat die Gelegenheit ergriffen, es wesentlich zu vergrößern durch zahlreiche Zusätze, die durchgängig in Beispielen aus authentischen Krankheitsgeschichten bestehen. Friedreich erkennt das Gehirn als den nothwendigen Sitz, doch keineswegs als die Ursache der Seelenstörungen, und dies wird durch alle Erfahrungen bewiesen.

Dieselbe Grundansicht begegnet uns auch in dem Magazin, welches Friedreich herausgibt. Im 2ten Heft desselben befindet sich eine von Grohmann in Heidelberg verfaßte Vertheidigung gegen die Anklage, als ob die neuere Psychologie unchristlich sey, ein Vorwurf, der ihr von einem frommen Juristen gemacht worden ist. Wenn sich die Härte verknöcherter Justizpedanterei mit moderner Frömmelei mischt, so wird einem in der That zu Muthe als ob man unter den Mauern des Escurial wandelte. Grohmann sagt gegen den Defensor der Bremer Giftmischerin: „Was ist denn das Unchristliche in den neuern Ansichten, welchen der Defensor, ob gleich er sie seinem Amte gemäß als Defensor auf den vorhandenen Kriminalfall anzuwenden nicht verschmähet, so von Herzen gram und feind ist? Es ist, um es mit wenigen Worten zu sagen, die Strafjustiz aufklären wollen, tiefer, als es früher geschah, in die gerichtsärztliche Kunde eingehen, genauer die gegenseitigen Bedingnisse des Lebens zwischen Seele und Leib erwägen, nicht Alles sogleich nach einem absoluten Buchstaben einer unbedingten Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit entscheiden, ein gerechteres Maaß zwischen Schuld und Strafe aufstellen, die psychischen Krankheitsformen als wirkliche oder mögliche Bedingnisse und Veranlassungen verbrecherischer blutiger Handlungen bestimmen, die Kriminalfälle weniger bloß nach juristischen und den gewöhnlichen alten Formen einer rohen gerichtsärztlichen Empirie und Einsicht behandelt wissen wollen, und endlich, was die größte Verschuldung des sogenannten Unchristlichen seyn soll, die Todesstrafen als unrechtmäßige, unzweckmäßige, barbarische Mittel abschaffen, und statt dessen christliche Besserungshäuser einführen wollen. Es heißt zwar, und der

Digitized by Google

Kriminalkoder stützt sich darauf, wie auf einen heiligen, unverbrüchlichen Satz, daß die Justiz das Recht habe, am Leben zu strafen, denn nach den mosaischen Gesetzbüchern, die vom Berge Sinai gegeben, heiße es, „wer Menschenblut vergießt, deß Blut u. s. w.“ Aber bedeuten wir hier die Strafjustiz, daß wir nicht mehr im Mosaismus, sondern im Christenthum leben, welches die mosaische Lehre veredelte und vervollkommnete. Und was liegt denn nun Unchristliches in dem Unternehmen nicht etwa einer bloß rohen und mechanischen Gall'schen Theorie, sondern in der allgemeinen fortschreitenden Kunde der deutschen gerichtsärztlichen und psychologischen Wissenschaft, die ein ganz besonderes Eigenthum deutscher gründlicher Einsicht und Forschung ist, tiefer das Seelenreich selbst in jenen irrthümlichen Zeichen des Lebens und Handelns erforschen, genauer das so enge Bündniß zwischen Seele und Leid aufspüren, die psychische Heilwissenschaft mit neuen und genaueren Erkundigungen bereichern wollen! Die Grundsätze einer solchen psychologischen Untersuchung sind, sich nicht von Axiomen einer früheren Zeit, die vielleicht nichts mehr als Vorurtheile und Resultate einer noch sehr kindlichen Erkenntniß sind, befangen lassen, wenn man über Freiheit und Imputation urtheilen will, die somatischen Beziehungen, unter welchen eine solche Freiheit des menschlichen Geistes gedeihet oder nicht gedeihet, wo möglich dem ganzen Umfange nach kennen zu lernen und nicht immer, um nur die Menschheit in Anklagezustand zu setzen, von freiwilligen und frei begangenen Verbrechen der Blutschuld zu sprechen, sondern auch von jenen unklaren, dunklen, durch das Soma verfinsterten Zuständen der Seele, welche die Sphäre der Freiheit der Seele hemmen, die Seelenkraft binden, und das sonst so reine Licht des Seelenlebens zu abnormen Zuständen geistiger Krankheit herabziehen. Ist dies, fragen wir, ein Unternehmen, welches unchristlich ist?“ Es folgen noch mehrere Krankheitsgeschichten und Abhandlungen über einzelne Theile der Seelenkunde, und am Schluß eine Menge Recensionen dahin einschlagender Werke, so daß dieses Magazin in seiner Art eine seltene Vollständigkeit darbietet.

Im dritten Heft steht eine Statistik der Irrenhäuser von Dr. Fuchs, die äußerst lesenswerth ist. Wir theilen hier nur die Resultate mit.

„In den meisten Ländern wurden mehr männliche Irre in die Anstalten aufgenommen, als Frauen; — eine Ausnahme hievon machen Frankreich und die Niederlande; hier überwiegt das weibliche Geschlecht so bedeutend, daß im Allgemeinen in den Anstalten, von denen wir wissen, wie sich die Geschlechter zu einander verhielten, mehr Frauen als Männer — 115:100 — behandelt wurden. — Von 138,487 in den Anstalten aller Länder behandelten Irren wurden 54,105 geheilt — 39,06 Procent — nahe an ⅔. — Die günstigsten Verhältnisse der Heilungen haben die Irrenanstalten Italiens, nach ihnen die Nordamerikas, Frankreichs, der Niederlande, Großbritanniens aufzuweisen; — Deutschland und die nordischen Reiche sahen verhältnißmäßig die wenigsten der in unsern Tabellen verzeichneten Irren wieder genesen — Deutschland nur 34,76 und die nordischen Reiche 33,67 Procent. — Wenn aber Deutschland in dieser Reihenfolge ziemlich weit zurücksteht, so ist dies nicht einer minder guten Einrichtung und Verwaltung seiner Irrenhäuser, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß Deutschland mehr für die Versorgung der unheilbaren Geisteskranken thut, als andere Länder, daß auf der über die deutschen Irrenanstalten angefertigten Tabelle verhältnißmäßig mehr unheilbare, keiner ärztlichen Behandlung unterworfene Geisteskranke vorkommen, als auf denen anderer Länder. — Als Ursache des Uebergewichtes der weiblichen Irren in Frankreich und den Niederlanden ist wenigstens für das erste dieser Länder wohl mit Recht der lebhafte und thätige Antheil zu betrachten, den das schöne Geschlecht in den nördlichen Provinzen an dem öffentlichen Leben, ja selbst an den Spekulationen des Handels nimmt. — Die Gelegenheitsursachen des psychischen Leidens werden hiedurch für die Frauen vermehrt, ohne daß ihre Erziehung ihnen Mittel an die Hand gäbe, diese Angriffe auf die Integrität ihrer Vernunft mit Erfolg zurückzuweisen; — ja in dieser selbst liegt häufig die mitwirkende Ursache zur Geisteszerrüttung; — in keinem Lande der Welt werden die Keime der Gefallsucht, der Leidenschaften und der Libertinage so frühzeitig in das weibliche Herz gelegt, nirgends gibt es so viele Freudenmädchen, nirgends so viele weibliche Verbrecher, als in Frankreich. In den südlichen Provinzen Languedoc, Rousillon, Bearn und Gascogne, wo die Sphäre des Weibes schon mehr nach spanischer Sitte innerhalb des Hauses ist, gibt es wie in allen Ländern, in denen das schöne Geschlecht die Gränzen seines Wirkungskreises nicht überschreitet, weniger weibliche als männliche Geisteskranke. — Zu Paris soll der Wahnsinn seit der Revolution unter den Frauen viel mehr zugenommen haben, als unter den Männern. — Ob die Stellung des weiblichen Geschlechts vor der Revolution eine andere gewesen als jezt, kann ich nicht entscheiden.“

Merkwürdig ist ferner: „Der Wahnsinn ist im Allgemeinen unter Unverheiratheten häufiger, als unter den Verehelichten. — Daß dies auch im Verhältnisse zur Zahl der in der Ehe lebenden Individuen einer Population der Fall sey, ergibt sich aus einem Vergleiche des Verhältnisses 0,3230 mit der Proportion der in der Ehe lebenden Personen zur Population in Preußen, die = 0,3510 ist. — Bedeutender noch als im Ganzen ist diese

Digitized by Google

Differenz zu Gunsten der Verheiratheten im männlichen Geschlecht; — unverehelichte Männer geben sich aber auch häufiger allen Stürmen und Unordnungen des Lebens hin, und die ehelichen Verhältnisse, namentlich auch der Verlust des Gatten durch Tod oder Scheidung, machen einen weit geringeren Eindruck auf den Mann, als auf das Weib. — Im weiblichen Geschlecht hingegen überwiegen die verheiratheten Irren. — Von einigem Einfluß auf das Zahlenverhältniß mag der Umstand seyn, daß Frauen jünger in den Ehestand treten als Männer; — hauptsächlich aber scheint das Ueberwiegen der Vermählten dadurch bedingt zu werden, daß das Weib erst durch die Ehe in die bürgerlichen Verhältnisse und ihre Wechselfälle eingeführt wird, daß häusliche Mißhelligkeiten, Nahrungssorgen, Eifersucht, Wochenbetten u. s. w. als mächtige Veranlassungen der Geisteszerrüttung auftreten, und daß der Verlust des Gatten die liebende Seele des schwachen Weibes viel tiefer ergreift, als die des Mannes. — Deßhalb die verhältnißmäßig zahlreichen Wittwen und geschiedenen Frauen unter den Geisteskranken."

„Unter den höhern Ständen sind es namentlich Kaufleute und im Dienste des Staates stehende Individuen, die häufig von Wahnsinn befallen werden. — Der erstern zählen wir 231, der Letzteren 225. — Merkwürdig ist es, daß sich in der Salpetrière eine so große Menge weiblicher Kaufleute befindet. — Daß die oft verunglückenden Spekulationen der Handelsleute und die Verantwortlichkeit, die auf den Schultern der Staatsdiener lastet, wenigstens zum Theile die Häufigkeit des Irrseyns in diesen Ständen bedingt, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Gelehrte und Künstler werden verhältnißmäßig selten von Wahnsinn befallen; — am seltensten aber Leute, die von ihrem Gelde leben."

Die Hauptergebnisse dieser mit vielen Tabellen versehenen Untersuchungen sind:

1) Der Wahnsinn ist kein Kind der Civilisation, wie man behauptet hat; — selten bei den Wilden, ist er häufiger unter halbgebildeten Nationen, als in den civilisirtesten Ländern der Erde.

2) Er ist seltener in katholischen und muhamedanischen Ländern als in protestantischen.

3) Ob ackerbauende oder manufakturtreibende Völker mehr Irre zählen, ist zweifelhaft; — Handelsstaaten liefern die meisten.

4) Er ist häufiger in Städten als auf dem Lande.

5) Das mittlere Verhältniß der Geisteskranken zur Bevölkerung ist im civilisirten Europa beiläufig 1:900.

6) Der Wahnsinn hat in der neuern Zeit bei weitem nicht so sehr zugenommen, als man nach der Irrenzahl in den Anstalten glauben sollte, als manche Schriftsteller angegeben haben. — In manchen Ländern ist er offenbar seltener geworden.

7) Die auffallendste temporäre Zunahme der Irrenzahl wird durch öffentliche, allgemeine Kalamitäten, Hungersnoth, Kriege, Revolutionen ꝛc. herbeigeführt.

8) In den meisten Ländern gibt es etwas mehr männliche als weibliche Irre, nur in Frankreich, Ober-Italien und den Niederlanden verhält es sich umgekehrt.

9) Am häufigsten tritt der Wahnsinn zwischen dem 30sten und 50sten Lebensjahre ein; — im Durchschnitte frühzeitiger bei Männern, später bei Weibern.

10) Unverehelichte Männer und verheirathete Frauen werden häufiger geisteskrank, als Ehemänner und Mädchen. — Im Allgemeinen überwiegen die Unverheiratheten.

11) Die höheren Stände liefern weniger Irre als die niedern, und Gewerbe, die die Geisteskräfte wenig in Anspruch nehmen, mehr als geistige Beschäftigung.

12) Die biliöse Konstitution inklinirt am meisten zum Irrseyn.

13) Um die Zeit des Sommersolstitiums tritt der Wahnsinn am häufigsten, im Januar und Februar am seltensten ein.

14) Somatische und psychische Einflüsse sind so ziemlich gleich häufig Causalmomente des Irrseyns; — diese häufiger im Manne, jene im Weibe.

15) Unter den körperlichen Ursachen des Wahnsinnes stehen vorausgegangene Krankheiten — im Weibe namentlich Störungen im Genitalsysteme — obenan.

16) Mißgeschick, Armuth und häuslicher Kummer erzeugen weit häufiger Geisteskrankheiten, als alle andern psychischen Momente.

17) Im männlichen Geschlechte sind Manie und Blödsinn, im weiblichen Verrücktheit und Melancholie die häufigsten Formen der Seelenstörung.

18) Von 100 Wahnsinnigen genesen im Durchschnitte 40.

19) Je jünger die Kranken und je frischer die Fälle sind, desto zahlreicher die Wiederhergestellten. Mehr als 3 Fünftel aller Heilungen erfolgen im ersten Jahre.

20) Unter den verschiedenen Formen, bedingt in Bezug auf Heilung Manie die beste, Melancholie und Verrücktheit eine minder günstige und Blödsinn die ungünstigste Prognose.

21) 60 Prozent aller Geisteskranken bleiben es bis zum Tode.

22) Die jährliche Mortalität der Irrenhäuser ist im Durchschnitt 1:10.

23) Blödsinn hat unter den verschiedenen Formen die größte, Melancholie die geringste Sterblichkeit.

Digitized by Google

24) Wie der Wahnsinn in seiner ersten Periode am leichtesten heilbar ist, ist er hier auch am leichtesten tödtlich; — mehr als die Hälfte aller Sterbfälle ereignet sich im ersten Jahre der Krankheit, und haben die Irren einige Jahre durchlebt, können sie selbst ein hohes Alter erreichen.

25) Apoplexie und Darmleiden, Schwindsuchten und Wassersuchten sind die Krankheitsformen, denen die meisten Irren erliegen.

In demselben Heft steht auch eine gute Abhandlung des Herausgebers über die gerichtsärztliche Ausmittelung des verstellten Wahnsinns bei Verbrechern.

34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Eine Uebersicht der Gegenstände dieser merkwürdigen Wissenschaft nach den neuesten Fortschritten derselben. Von Dr. Ph. J. Heusler, Prof. in Würzburg. Würzburg, Becker, 1832.

Eine kleine (77 S. starke), aber lehrreiche Schrift, die über das noch immer dunkle Gebiet des Magnetismus Klarheit zu verbreiten und besonders richtige Unterscheidungen festzuhalten unternimmt. „Ich muß als Resultat unzähliger Versuche vor Allem vorläufig bemerken, daß das eigentlich magnetische Agens, nämlich die magnetische Kraft des Menschen, wirklich auf einem höchst feinen Fluidum, d. h. auf einem noch immer physischen, aber höchst flüchtigen, imponderablen Wesen beruht, welches nicht Eigenthum eines jeden Menschen, und daher etwas von der allgemeinen Nervenkraft ganz Verschiedenes ist. — Ferner muß ich ebenfalls als Resultat meiner vielfältigen Versuche sogleich bemerken, daß dieses magnetische Agens selbst wieder bei verschiedenen Menschen verschieden ist, und daß ich in dieser Beziehung dreierlei Arten von magnetischen Fluiden aufgefunden habe, und daß dieses feinste flüchtige Wesen des Menschen und aller organischen Geschöpfe den imponderablen Kräften in der anorganischen Natur zugleich merkwürdig entspricht, — nämlich dem allgemeinen Natur- oder Weltmagnetismus, und seinen mir wahrscheinlichen Unterarten und Modifikationen nämlich dem Mineralmagnetismus und dem Galvanismus und der Elektrizität. — Durch die diesen entsprechenden dreierlei unter die organischen Geschöpfe vertheilten Agentien (und auch nur erst durch sie) stehen die lebenden Wesen, und insbesondere und am vollkommensten der menschliche Körper (und durch ihn wieder der Geist) mit allen Elementen der Schöpfung, denen diese verschiedenartigen Agentien eben entsprechen, in einem innigsten Verbande, wodurch jede Leere und Abgeschiedenheit zwischen den Reichen und Abtheilungen der Naturkörper aufgehoben ist, nämlich bei gleichwohl getrennter Körperlichkeit dennoch ein innerlich-organischer Zusammenhang im Weltall und insbesondere in unserer Natur besteht. — Dadurch nämlich, daß die verschiedenen Arten des animalisch-magnetischen Fluidums den allgemeinen und besonderen Grundkräften unserer Schöpfung und den Elementen der lezteren, an welche erstere gebunden sind, selbst zugleich entsprechen (d. h. zu ihnen eine innerliche Verwandtschaft haben), machte das menschliche Geschlecht (durch seine Verbindungsglieder in dieser Hinsicht) ein Ganzes mit der Natur und Welt aus, indem die verschiedenen animalisch-magnetischen Fluiden in einer nächsten Beziehung zu einer allgemeineren Weltkraft (die man wohl allgemeinen Magnetismus nennen kann), und dann zur Erde und Luft, zum Wasser und Feuer stehen, in welchen Elementen die allgemeine Naturkraft in besondere Kräfte zerfallen ist, die in den verschiedenen magnetischen Fluiden sich im Reiche des Organischen ebenso nachgebildet haben. — Treten nämlich die verschiedenartigen magnetischen Menschen durch die Thätigkeit ihrer verschiedenartigen magnetischen Fluiden mit den in den Elementen waltenden Kräften der Schöpfung in die bestimmte Wechselwirkung, so entstehen alle die verschiedenartigen räthselhaften Erscheinungen, vor denen von jeher der menschliche Verstand erstummte und die bis heute ihre Erklärung noch nicht gefunden haben, und diese auch einzig nur durch die wichtige Entdeckung der Verschiedenartigkeit des magnetischen Agens der Menschen jezt finden können. So Vieles, was die Menschen vor Jahrtausenden den Wirkungen besonderer Götter oder Dämonen zuschrieben; dasselbe, was sie vor Jahrhunderten als Wirkung zauberischer Kräfte fürchteten und mit Unsinn verfolgten, kurz Alles, was sie auch heute noch entweder als göttliche Wunder oder als teuflische Wirkungen betrachten, wird durch dieses verschiedenartige magnetische Verhältniß der Menschen mit der Natur und ihrer selbst hervorgebracht, und findet durch die neuesten Fortschritte der Wissenschaft vom Lebensmagnetismus jezt endlich eine wohlthätige Aufklärung. Hierher gehören z. B. (was bloß körperliche Phänomene betrifft) alle jene überraschenden Erscheinungen der Rhabdomantie, welche eben, weil sie außer unserem gewöhnlichen Gesichtskreise und Erklärungsvermögen gelegen waren, immer wieder von Jahrhundert zu Jahrhundert bezweifelt worden sind, obgleich es hiermit seine volle Richtigkeit hat, was in neuerer Zeit auf das unumstößlichste durch Versuche dargelegt worden ist."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 120. 26. November 1834.

Seelenlehre.

34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Eine Uebersicht der Gegenstände dieser merkwürdigen Wissenschaft nach den neuesten Fortschritten derselben. Von Dr. Ph. J. Hensler, Prof. in Würzburg. Würzburg, Becker, 1832.

(Schluß.)

„Es gehören also hierher alle Erscheinungen der sogenannten organischen Elektrometrie, — also das Auffinden verborgener Metalle, Steine und des Wassers durch gewisse Menschen, die davon verschiedene innerliche Empfindungen und auch sichtbare äußerliche körperliche Zufälle haben, oder selbst durch Instrumente (die in solchen Augenblicken wirklich zu organisch-magnetischen Ruthen oder Stäben werden) solche oft tief verborgene Dinge anzeigen können u. s. w. Ferner gehören hierher alle Erscheinungen der Pendelschwingungen, die aber des besonderen hierzu nöthigen Fluidums wegen, nur ebenfalls magnetischen Händen gelingen können. Ferner gehört hierher die erst in neuerer Zeit entdeckte und sehr widersprochene Einwirkungsfähigkeit des menschlichen Fingers auf die Magnetnadel, die wieder nur einer magnetischen Hand möglich ist, und von anderen daher freilich nicht bestätiget werden konnte. Ferner gehört hierher die gewissen Menschen noch heutzutage eigene Fähigkeit, auf dem Wasser zu gehen, zu knieen, zu liegen, ohne unterzusinken, eine Erscheinung, die das gerade Gegentheil von jener ist, durch Instrumente eine Anziehung von dem Menschen zum Wasser sichtbar zu machen. Ferner gehört hierher die Erscheinung der Unverbrennlichkeit mancher Menschen, sowie die des geraden Gegentheils, nämlich die so merkwürdige Selbstverbrennung, woran nach so vielen von wissenschaftlichen Männern aufgezeichneten und genau untersuchten Beispielen jezt auch kein Zweifel mehr statt hat. Ferner gehören hierher die Erscheinungen des Funkensprühens und des Scheinens mancher Menschen im Leben, sowie endlich das Leuchten mancher Leichen und ebenso die Unverweslichkeit nach dem Tode und dergl. — Alle diese Erscheinungen, von denen man so Vieles und so Auffallendes, daß es alle Möglichkeit und Glaublichkeit zu übersteigen schien, aus ältester und neuester Zeit aufzuweisen hat, sind nicht mehr zu bezweifeln, beruhen aber einzig nur auf menschlichem und Naturmagnetismus, d. h. auf dem bestimmten Wechselverhältniß der verschiedenen animalisch-magnetischen Agentien mit denen der Elemente der Natur.“

„Durch das verschiedenartige magnetische Fluidum oder Magnetischseyn steht nun der Mensch nicht bloß in

Digitized by Google

einer sehr merkwürdigen Beziehung zur Natur, sondern auch zu den verschiedenartigen Individuen seiner Gattung selbst wieder, und sogar zu seinem eigenen Geiste. — In Bezug auf die verschiedenen Wesen seiner Gattung zeigt sich schon im ganz alltäglichen Leben ein sehr verschiedenartiges Verhältniß. Es stehen nämlich Menschen durch ihren Magnetismus, dessen sich ganz unbewußt, oft in einer entschiedenen innerlichen Beziehung zu einander, nämlich ebenfalls in einem geheimnißvollen magischen Wechselverkehr, welcher jedoch etwas von den wechselweisen geheimnißvollen geistigen Beziehungen der Menschen ganz Verschiedenes ist. In einer gewissen geistigen Beziehung nämlich stehen alle Menschen mehr oder weniger mit einander durch ihren Geist, sowie in einer körperlichen durch ihren Dunstkreis schon; die magnetische Beziehung aber betrifft natürlich diejenigen Menschen allein, welchen die magnetische Kraft eigen ist — die magnetischen Menschen. — Durch diese innerliche Beziehung lezterer zu einander entsteht nun das magnetische Wechselverhältniß in unserem ganz gewöhnlichen Zustande schon, welches der gewöhnliche, natürliche oder einfache magnetische Rapport geheißen werden kann, eine ganz besondere innerliche Gemeinschaft der Organismen, die uns gewöhnlich nur weniger bemerkbar ist, aber viel Merkwürdiges in ihrer Wirkung auf uns hat. — Diese magnetische Gemeinschaft kann durch gewisse Stimmung und Wohlbehaglichkeit, sowie durch Verstimmung und gewisses Unbehagen (die nur auf körperlichen Empfindungen vorerst beruhen), ja in gewissen Fällen sogar nach Geruch und Geschmack wahrgenommen und so auf gleiche Weise uns bewußt und näher bekannt werden, wie z. B. die verschiedenen Metalle. — Daß so oft Heiterkeit oder Niedergeschlagenheit im gesellschaftlichen Umgange mit manchen Menschen plötzlich entstehen, bei anderen sich wieder verdrängen, so also in dieser Hinsicht manche Menschen gut, andere nicht gut, und wieder andere gleichgültig auf uns wirken, ist eine allenthalben gemachte Erfahrung und beglaubigte Thatsache. Der Grund hiervon, sowie von so vielen dunkeln Regungen und Anklängen, sowie von einem oft zauberischen unerklärbaren Zuge zu einander, liegt bei magnetischen Menschen in ihrem Magnetismus, und der Gleichheit oder Entgegengesetztheit in dieser Hinsicht. Am auffallendsten ist dies in jenen Fällen, wo unsere Neigung, Gleichgültigkeit oder Abneigung in den ersten Augenblicken unseres Zusammentreffens oft entschieden ist, und so die innerste Regung unserer Natur — Sympathie und Antipathie (im ganz guten Sinne), Neigung und Abneigung, oder Gleichgültigkeit (Indifferentismus) sich zu erkennen geben. Man bedient sich im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben dieser Ausdrücke, und man spricht eben viel von Idiosyncrasien, womit man jedoch bis jezt nur Worte hatte, ohne ihren Grund näher zu kennen. — Erklärlich ist eine solch natürliche Magie zwischen den Menschen nur dadurch, daß auch durch Magnetismus eine besondere Verwandtschaft der Wesen besteht, welche von der materiellen (formellen, körperlichen) und geistigen wohl unterschieden werden muß, indem erstere von sinnlicher (körperlicher) Neigung, sowie von geistigem Wohlgefallen und Uebereinstimmen nicht abhängig ist, aber eine Verwandtschaft in lezterer Hinsicht nur noch entscheidender durch Magnetismus sich aussprechen kann."

„Sowie der Mensch mit Wesen seiner Gattung durch Magnetismus in einer gewissen Harmonie oder Disharmonie, in (magnetischer) Sympathie oder Antipathie, oder in solcher Hinsicht in gar keinem Verhältnisse steht; so verhält sich der magnetische Mensch auch gegen Wesen und Dinge aller Reiche der Natur, denn die magnetische Verwandtschaft oder Entgegengesetztheit durchwaltet auch diese, so daß wohlthätige oder nachtheilige Wirkungen von derselben beständig auf diesen Menschen übergehen, wovon außerordentlich Vieles für Gesundheit und Leben abhängt. Dies geht von dem Boden an, auf dem und von welchem wir leben, bis hin zu den Beschäftigungen oder näheren Berührungen mit den verschiedenen Stoffen und Wesen der Naturreiche."

So weit scheint der Magnetismus mehr passiv, er wird aber auch aktiv in den Bahnen des Geistes; „denn das menschlich-instinktive Leben geht nicht bloß aus dem Körperlichen, sondern auch aus dem Geistigen hervor, ist ein Geheimsinn von zweifacher Art. Das menschlich-instinktive Leben (wenn es doch so geheißen werden soll) ist wirklich das für die tieferen, nicht mehr sinnlichen Gegenstände in den Wissenschaften eigentlich entscheidende, nämlich das eigentlich erfinderische, wahrhaft produktive, nämlich tiefer schauende und Wahrheit erkennende, indem es z. B. noch nicht bekannte Gesetze schon aus den Erscheinungen voraus ahnet, während die bloß reflektirende Geistesfähigkeit keine wahre Ahnung von einem noch verborgenen Naturgesetze hat, daher nicht leicht über die schon geschaffene Anschauung hinausgeht, und auch kaum über das Sammeln des schon Vorhandenen, und Verdeutlichen des schon Gegebenen, und Weiterverfolgen des einmal Angedeuteten sich zu erheben vermag." Daher führt der Verfasser alles Genie und alle großen Gedanken und Thaten auf einen magnetischen Ursprung zurück. Hier nehmen insbesondere die Heiligen und Propheten die erste Stelle ein. „In einem solch ungewöhnlichen Zustande der Erkenntniß befanden sich aber nicht minder alle diejenigen, welche ihre freigewordene Geisteskraft weniger zwar zur Gottheit, d. h. zum Religiösen, sondern nur auf das irdische Leben selbst zu richten vermochten; und da sowohl Begebenheiten der

Zukunft voraus erkannten, als auch bloß in Bezug auf die Gegenwart tiefere Erkenntnisse erdielten, mochten diese betreffen das politische, das häusliche, oder selbst das leibliche Leben der Menschen, ihre Leiden und die Mittel zur Heilung u. s. w. Hierdurch entstand selbst die Arzneikunde, und ohne solche Erkenntnisse wäre damals nur blindes Versuchen und die anfängliche unerfahrene Menschheit in Verlegenheiten jeder Art verlassen gewesen, wie das Kind ohne die Leitung eines Verständigeren."

In dem Hervor- oder Zurücktreten des Magnetismus sind Perioden zu unterscheiden: „Gewisse astralische, kosmische und tellurische Verhältnisse mögen daran Schuld seyn, daß zu manchen Zeiten diese Zustände des sogenannten Idiosomnambulismus in dieser oder jener Form und häufiger als zu anderen Zeiten auftreten. Diese Verhältnisse mögen auch im Alterthum so bestimmend gewesen seyn wie heute noch, — und wahrscheinlich vermöge eines allgemeinen Weltorganismus trafen sie mit anderen merkwürdigen Ereignissen und Begebenheiten wunderbar zusammen; denn darin eben besteht der allgemeine Weltorganismus, daß nach ewiger, göttlicher Gesetzmäßigkeit, nämlich nach dem, was einmal gesezt, d. h. von Anfang an festgesezt und zur Erscheinung bestimmt ist, in den Jahrtausenden unabänderlich und in Uebereinstimmung mit allem Uebrigen (im Physischen und Moralischen) sich ereignet. — Sowie aber bei weiterer Fortbildung des menschlichen Geschlechtes die Fülle und Mannichfaltigkeit der Naturkräfte nicht mehr bloß bewundert, sondern auch erkannt und selbst nachgeahmt, und so Natur zur Kunst und diese wieder zur Natur wird: so hat sich dem Menschen seit Jahrzehnten das Mittel geoffenbaret, diese höheren Erkenntnißzustände jezt auch künstlich, d. h. absichtlich hervorzubringen" (im Somnambulismus).

In Bezug auf diesen künstlichen Magnetismus sind die sehr beherzigenswerthen Grundsätze des Verfassers folgende: 1) es kann nicht jeder Mensch magnetisirt werden, sondern er muß nothwendig schon magnetische Anlage haben (ein magnetischer Mensch seyn, zum Unterschied von den unmagnetischen); 2) es können durch Kunst auch unächte, unwahre und irre magnetische Zustände erzeugt werden. „Diese nachtheiligen Wirkungen der verschiedenen Arten des Magnetismus auf einander gehen aber nicht allein den Körper an, sondern sie können auch die psychische Seite betreffen, da diese mit den körperlichen ja innigst verbunden ist. — Alle diese verschiedenartigen, schon durch unbeabsichtigte magnetische Wechselwirkung möglichen Krankheiten bilden eine besondere Klasse, die ich nun die magnetischen Krankheiten heißen will. Die bloß den Körper betreffenden Krankheiten dieser Art treten unter allerlei Formen auf, die ich hier unerwähnt lassen muß; von den psychischen magnetischen Krankheiten aber bemerke ich hier, daß von der bloßen Unbehaglichkeit, Verdrüßlichkeit und geistigen Düsterkeit und Niedergeschlagenheit an (die schon bei den körperlichen magnetischen Krankheiten stattfinden), sich unter gewissen Umständen Zustände entwickeln können, die von den gewöhnlichen psychischen Krankheitszuständen sehr verschieden sind. Nämlich es entwickeln sich so Zustände, die zwar ganz in die Region der magnetischen psychischen Zustände gehören, aber nicht die ächten, wahren, sondern die unächten, falschen, die ausgearteten, und als solche in der Reihe der ungewöhnlichen Erkenntnißzustände wirklich die krankhaften sind, die ebenfalls wie die körperlichen magnetischen Krankheiten hier in den mannichfachsten Formen (der Geistesverwirrung) auftreten, und in aller Unschuld mitunter bisher leider auch für wahre, normale Zustände des Somnambulismus angesehen wurden, und deßhalb viel Widerspruch und selbst Unglauben an magnetische Zustände veranlaßt haben. Eben so unrichtig jedoch hat man aber auch auf der andern Seite solche krankhafte Erscheinungen zu den Zuständen des gewöhnlichen Wahnsinns gerechnet. Daß übrigens solche Zustände bei unpassender Behandlung in einer Irrenanstalt oder sonstwärts, in den wirklichen gewöhnlichen Wahnsinn übergehen können, dies unterliegt keinem Zweifel und es mag sich öfter ereignet haben, als wir glauben. Ungünstige astralische, kosmische, tellurische und menschliche Einwirkungen vermögen solche krankhafte somnambüle Zustände, eben so wie günstige die ächten, zu gewissen Zeiten und in gewissen Lebensaltern zu erzeugen, wodurch dieselben sogar epidemisch und endemisch auftreten können, was nicht gar selten in der Geschichte vorgekommen ist, wie dies z. B. zur Zeit des Hexenwesens der Fall war."

Aus diesen wenigen Auszügen wird dem geneigten Leser der Geist des Ganzen klar werden. Möchte es dem einsichtsvollen Verfasser gefallen, diese Grundgedanken in einem größern Werke weiter auszuführen und aus dem Schatze der Erfahrung mit reichlichen Thatsachen zu belegen.

So eben erhalten wir von demselben Verfasser:

35) Ueber die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus und ihre verschiedenen Wirkungen auf den Menschen im kranken Zustande. Eine Nachweisung aus Erfahrungen. Von Demselben. Daselbst, 1833.

Er stellt darin einen Grundsatz fest, der für die magnetische Heilart von der größten Wichtigkeit ist. Er theilt nämlich alle Menschen in vier Klassen:

Digitized by Google

1) nichtmagnetische Menschen, 2) Menschen mit Feuermagnetismus, die im Kranken Hitze hervorbringen, 3) Menschen mit Luft- und Erdmagnetismus, die im Kranken Frost und Feuchtigkeit erzeugen, und 4) Menschen mit gemischtem Magnetismus, in deren Wirkungen Frost und Hitze abwechseln; sodann weist er aus zahlreichen Thatsachen nach, daß, wenn der Magnetismus und die Somnambule nicht den gleichen Magnetismus hätten, die Wirkung feindselig und die Kur für beide Theile schädlich sey. Aus allen Kräften bestreitet er den Irrthum, daß solche schädliche Wirkungen normal seyen und wesentlich zur Kur gehören. Nicht genug beklagen kann er das Unglück, das schon durch solche verkehrte Kuren, wobei der Arzt aus Mißverstand ganz auf dem richtigen Wege zu seyn glaubte, entstanden ist. „So nahm man die nachtheiligen Wirkungen wirklich als etwas Wesentliches bei den magnetischen Kuren. Es ist aber fast unbegreiflich, wie man die oft entkräftendsten Wirkungen einer solch-magnetischen Einwirkung für Folgen einer wohlthätigen Kraft ansehen konnte, und wie man so blind war, die offenbare Nachtheiligkeit solcher Wirkungen zu übersehen, während doch so viele Kranken dadurch von Tag zu Tag sich nur verschlimmerten. Allein gerade darin, weil Magnetiseure, die so schädlich und aufregend einwirkten, auf andere Kranke wieder die beruhigendste Wirkung hatten, lag das Schwierige für die Auffindung der Verschiedenartigkeit des thierischen Magnetismus, und man hielt daher die verschiedenen Empfänglichkeiten beim Magnetisiren nur für Eigenheiten, für Idiosyncrasien.“ Der Irrthum ist so weit verbreitet, daß noch die jüngste Theorie (von Scelver in Heidelberg) die Convulsionen und alle die tödtlichen Wirkungen, die durch den heterogenen Magnetismus erzeugt werden, ohne Bedenken für natürliche, erfreuliche, zur Kur nothwendige Erscheinungen ausgibt. Die zahlreichen Beispiele aus den berühmtesten ältern und neuern Krankheitsgeschichten, die der Verf. hier auf 232 Seiten mittheilt, liefern für seine Behauptung schlagende Beweise. Möchte er seine Untersuchungen, die für die Heilkunst, wie für die Naturgeschichte des Menschen so äußerst interessant sind, glücklich fortsetzen, und insbesondere, was uns noch zu fehlen scheint, zu einer klaren Ansicht über die polaren Gegensätze in dem verschiedenartigen Magnetismus gelangen. Die Unterscheidungen von Frost und Hitze oder Feuer einerseits und Luft und Erde andererseits sind offenbar noch nicht scharf genug. Sodann wäre noch zu erforschen, in welchem Verhältniß jede dieser besondern Arten des Magnetismus zum Temperament und Habitus des Menschen steht, welchen Elementarkräften in der Natur er analog ist, wie er sich nicht nur zum Raum, sondern auch zur Zeit, zu den Jahreszeiten, Mondwechseln, Stufenaltern des Lebens ꝛc. verhält.

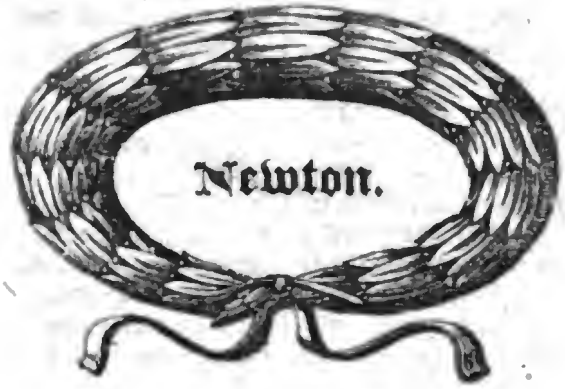
36) Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit, von J. H. von Wessenberg. Heilbronn, Claß, 1835.

Herr v. Wessenberg tritt den Versuchen des Aberglaubens, sich wieder in die gebildete Welt einzuschleichen, mit siegreicher Beredtsamkeit entgegen. Das Resultat seiner Rathschläge ist: „Indessen muß jeder Versuch, auf unmittelbarem Wege die Bekehrung ausschweifender Mystiker oder die Bezähmung des Hangs zum Mysticism und Pietism zu bewirken an der Natur dieser Gemüthskrankheiten scheitern. Meinungen und Ansichten, wofür man sich durch ein Gefühl entschieden hat, lassen sich durch Gründe allein, deren Beurtheilung der Vernunft zugehört, nicht entkräften. Hier muß Gefühl durch Gefühl bekämpft werden. Die Hauptsache ist, daß dem Uebel Schranken gesetzt und daß seinem weitern Umsichgreifen vorgebeugt werde. Dazu ist der Weg des Unterrichts der am meisten geeignete. Mangelhafter Unterricht ist die Hauptquelle, gründlicher Unterricht das wirksamste Gegengift der Schwärmerei.“ Hiermit trifft er den Nagel auf den Kopf. Wo Licht und Ordnung in den Gedanken ist, müssen die „dunkeln Vorstellungen und Gefühle“ von selber schwinden.

Doch kann Herr von Wessenberg der guten Sache der Vernunft, die er vertritt, nur schaden, indem er die mystische Philosophie der edelsten und tiefsten Geister mit dem gemeinsten Aberglauben, ja mit rohen Ausschweifungen der Schwärmerei zusammenwirft. Was hatten wohl Rousseau, Montesquieu ꝛc. mit den Septembriseurs, mit Jourdan dem Kopfabhacker gemein? Wenn Herr von Wessenberg einen Unterschied zwischen diesen gelten läßt, warum nicht auch zwischen Jakob Böhme und den Wildenspucher Mördern? Die Zeit ist nicht mehr, da man von Jakob Böhme ohne Weiteres wegwerfend sprechen darf „Unsinn!“ Es ist auf die Tiefe dieses edlen Geistes hinlänglich aufmerksam gemacht, und man kann sich nicht mehr mit allgemeiner Unwissenheit entschuldigen, wenn man den Reinen verunglimpft, und den Geistreichen, der mehr dachte, als manches Dutzend Philosophen zusammengenommen, mit einem „Unsinn!“ abfertigt. So lange man in dieser Hinsicht nicht unterscheidet, ist nicht abzusehn, wie die Schwärmerei die Gerechtigkeit der ihr gemachten Vorwürfe erkennen soll? Wenn man die Besten mit den Schlechten verwirft, haben die Schlechten ein Recht, stolz auf die Verwerfung zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 121. 28. November 1834.

Biographie.

Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königlichen Societät. Uebersezt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Professor zu Leipzig. Leipzig, Göschen, 1833. gr. 8. Mit Newtons (sehr sauberem) Porträt und einer Kupfertafel.

Newton, der geniale Begründer der Mechanik des Himmels, und der Entdecker seiner Gesetze, „entbehrte bis jezt noch einer Biographie von auch nur einigermaaßen beträchtlichem Umfange. Die von den früheren Biographen gesammelten Materialien waren äußerst dürftig; den genaueren Umständen seines früheren Lebens, ja selbst den historischen Nachweisungen über seine wissenschaftlichen Entdeckungen hatte man wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und es gereicht dem verwichenen Jahrhunderte eben nicht zur Ehre, für das Andenken eines seiner größten Geister so Geringes geleistet zu haben.“ (Vorrede IX.)

In der That bestand das Beste, was wir über Newtons Leben besitzen, bis jezt etwa noch in dem schönen Artikel, welchen Biot diesem unsterblichen Geiste in der Biographie universelle gewidmet hat, und in der gedrängten Lebensbeschreibung und Analyse seiner Werke im Leipziger Conversationslexikon, an die ich selbst allen nur ersinnlichen Fleiß verwendet habe. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient daher das vorliegende Werk, bei dessen Verfassung eine Menge, bis dahin ganz unbekannt gebliebener handschriftlichen Notizen haben benuzt werden können.

Newton ist geboren zu Woolsthorpe, einem Dörfchen im Kirchspiele Colsterworth in Lincolnshire, den 25. December alten Styls 1642, und am 1. Januar darauf in Colsterworth getauft. Dieses Grundstück Woolsthorpe war schon seit mehr als hundert Jahren im Besitze der Newton'schen Familie; *) das Herrenhaus ist äußerst anmuthig gelegen, und der landschaftliche Reiz dieser Umgebung hat vielleicht auf Newtons früheste geistige Bildung mitgewirkt. Zuerst besuchte der Knabe zwei benachbarte Tageschulen zu Skillington und Skote; im zwölften Jahre aber wurde er auf die Schule zu Grantham geschickt, und bei einem dortigen Apotheker Clark untergebracht. Hier erwachte auf nicht genauer bezeichnete Veranlassung sein mechanisches Genie, und wir sehen

*) Diese Angabe fehlt in den früheren Biographien, und wir werden gerade dergleichen Notizen hervorheben. N.

Digitized by Google

ihn in den Freistunden mit Verfertigung von Modellen beschäftigt, welche schon damals allgemeine Bewunderung erregten, und unter denen sich eine Wasseruhr durch ihre sinnreiche Konstruktion auszeichnete. Die aber dennoch nicht zu beseitigende Unzulänglichkeit dieses Instrumentes zu genauerer Zeitmessung leitete Newtons Aufmerksamkeit zuerst auf die Bewegung der Himmelskörper, in der er ein solches genaueres Maaß zu finden hoffen dürfte, und er entwarf mehrere Sonnenuhren, von denen sich einige noch nach seinem Tode erhalten haben.

Unterdeß war sein Vater gestorben, und seine Mutter, welche sich immer deutlicher von der entschiedenen Neigung ihres Sohnes zu den Wissenschaften überzeugte, entschied sich dafür, ihn auf das Trinity-Kollegium zu Cambridge zu senden, welches er demzufolge im Juni 1660, also damals 18 Jahre alt, bezog. Hier begannen seine ernsteren mathematischen Studien. In den Büchern der Universität findet man, daß er 1661 als Sub-Sizer aufgenommen wurde. Student ward er 1664. Im folgenden Jahre nahm er den Gradum als Baccalaureus an; 1667 wurde er jüngerer Collegiat, gleich darauf Magister, und bald auch älterer Collegiat; und 1669 entsagte Doktor Barrow der Professur der Mathematik zu seinen Gunsten, und Newton betrat nun die glänzende Bahn seiner unsterblichen Entdeckungen.

Denn wirklich scheinen leztere mit jener Ernennung fast gleichzeitig zusammen zu fallen. Die erste derselben, die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen, hat Newton kurz vorher gemacht; die Grundlinien der Lehre von der allgemeinen Schwere haben sich seinem Geiste ziemlich in der nämlichen Zeit dargestellt, und eben damals war er auch schon im Besitze seiner Methode der Fluxionen. Dies sind aber in der That die Haupttitel der wissenschaftlichen Ansprüche, welche Newton an die Unsterblichkeit hat. Als Newton seine optischen Untersuchungen begann, hatten zwar mehrere der größten Geister schon Forschungen über die Natur des Lichtes angestellt, gleichwohl aber herrschten noch sehr mangelhafte Begriffe in dieser wichtigen Disciplin der Physik, und besonders war der Ursprung der Farben ganz unaufgeklärt. Ihm war es vorbehalten, das scheinbar homogene Sonnenlicht prismatisch in seine Elemente zu zerspalten und seine Zusammensetzung aus verschiedenfarbigen Strahlen von unterschiedener Brechbarkeit darzuthun. An diese Bereicherung der Lichttheorie, wodurch dieselbe auf einen ganz neuen Standpunkt erhoben wurde, schließt sich die Erfindung seines Spiegelteleskops, mit dessen Darstellung es ihm, nach einigen wenigen gelungenen Versuchen, so sehr glückte, daß das von ihm selbst gearbeitete Instrument dem Könige (Karl II.) vorgezeigt werden konnte. Dasselbe vergrößert über 10 mal, und wird noch jezt auf der Bibliothek der königlichen Societät zu London mit der Umschrift: Invented by Sir Isaac Newton and made with his own hands, 1671, vorgezeigt. Diese wichtige Erfindung begründete auch Newtons Ruf bei der königlichen Societät, und er wurde demgemäß am 11. Januar 1672 zu deren Mitgliede erwählt. Der wichtigste Theil der über diese Wahl und die veranlassenden Ursachen geführten Korrespondenz wird im Werke selbst beigebracht und verleihet demselben einen eigenthümlichen Reiz. Eben so finden sich ausführliche Analysen derjenigen mathematischen und physikalischen Gegenstände, welche wir nur andeuten können, vor, und es ist ein schöner Vorzug, daß der Biograph selbst, bekanntlich ein ausgezeichneter Physiker, das ganze Geheimniß dieser verwickelten Theorie gründlich kennt. Sehr anschaulich wird von ihm namentlich der Irrthum aufgeklärt, welcher Newton verführte, alle seine damaligen Bemühungen lediglich der Verbesserung seines Spiegelteleskops zuzuwenden und an der Möglichkeit der Darstellung achromatischer Objektive zu verzweifeln, und wir heben diesen Punkt wegen der glücklichen Klarheit in Behandlung eines schwierigen Gegenstandes hervor. Der reinwissenschaftlichen Auseinandersetzung dieser optischen Materie ist überhaupt ein bedeutender Raum gewidmet, und man verfolgt hier nicht nur das gelehrte Leben des brittischen Weltweisen immer zugleich mit seinem äußern, sondern der Biograph gefällt sich auch darin, die neueren Bereicherungen der betreffenden Newton'schen Theorie mit anzuführen und seine Helden solchergestalt aus der Gegenwart gewissermaaßen zu vervollständigen.

Von Newtons optischen Leistungen, deren Gesammtheit in seinem großen Werke Opticks, or Treatise of the reflexions, inflexions and colours of light. London, 1704, 4. niedergelegt ist, schreiten wir hiernächst zur Geschichte seiner astronomischen Entdeckungen fort, welche seinem Namen vor Allem die Unsterblichkeit sichern. Dieser Abschnitt wird von dem Biographen sehr geschickt durch eine genaue Bezeichnung des Standpunktes eingeleitet, auf welchem sich die theoretische Astronomie damals befand, und was namentlich Tycho de Brahe, Galilei Kopernikus und Keppler darin geleistet hatten. Aber Newton war es vorbehalten, den Entdeckungen dieser seiner Vorgänger in der Himmelsmechanik durch Bestimmung des Gesetzes der Centralkraft, daß sie im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung wirke, die Krone aufzusetzen; und es wird in unserm Werke angeführt, daß er bei Wahrnahme der Uebereinstimmung dieses Gesetzes mit den wirklichen Bewegungen der Himmelskörper in einen Zustand freudiger Ueberraschung gerathen sey, welcher ihm Nervenzufälle verursacht habe, fast wie Keppler bei

Digitized by Google

Erfindung des dritten seiner Himmelsgesetze, *) welches gleichwohl nur als ein Corollarium jenes großen Theorems erscheint. Mit diesem inhaltschweren Satze war der Grundstein zu Newtons Lehrbuche der Himmelsmechanik: Philosophiae naturalis principia mathematica, gelegt, davon er das Manuscript der königlichen Societät überreichte, welche in einer Sitzung vom 19. Mai 1686 den Druck auf ihre Kosten beschloß, und dem Autor den verdienten Dank votirte. Je weltberühmter dieses Werk aber geworden ist, ohne gleichwohl meistens in andere Hände als die der Männer vom Fach zu kommen, um so mehr rechne ich auf den Dank der Dilettanten unter meinen Lesern, wenn ich hier wenigstens einen allgemeinen Begriff vom Inhalte und seiner Einrichtung zu geben versuche. Dasselbe besteht aus 3 Büchern (welche in eben so viel ziemlich starke Bände in gr. 4. abgetheilt sind), das erste und zweite derselben sind überschrieben: Ueber die Bewegung der Körper; das dritte aber: Vom Weltgebäude. Jene zwei ersten Bücher enthalten die mathematischen Grundsätze der Natur-, besonders der Bewegungslehre; im dritten Buche dagegen wird die Anwendung dieser Theorie auf die Gesetze der Himmelsmechanik und die Konstruktion des Weltgebäudes gemacht. Geschrieben ist das Werk in lateinischer Sprache, und unter den mehrfachen Ausgaben verdient die mit Anmerkungen von Le Seur und Jacquier (zulezt Cöln, 1760) Auszeichnung. Eine weitläufigere Analyse findet sich im vorliegenden Werke selbst, welches dadurch einen neuen Vorzug erhalten hat.

Allein wenn die Principia solchergestalt durch die Größe der Gegenstände, die darin behandelt werden, die schöne Einfachheit des Systems und die unwiderstehliche Evidenz der Beweisform auf die wärmste Bewunderung Anspruch hatten, so fanden sie doch anderseits unter den steifen Anhängern der damals noch sehr allgemein verbreiteten Cartesianischen Wirbel-Philosophie viele erbitterte Gegner; und der Biograph theilt die Geschichte der hieraus entstandenen gelehrten Streitigkeiten ausführlich genug mit. Wir gehen indeß darüber weg, um uns vielmehr mit einem andern Zweige von Newtons wissenschaftlichen Bestrebungen, nämlich mit seiner Erfindung der Methode der Flurionen (eben dem, was jezt in Deutschland Differentialrechnung, in Frankreich aber Theorie des fonctions analytiques benannt wird) zu beschäftigen. Auch diesen Abschnitt leitet unser Biograph durch eine instruktive Darstellung des Zustandes ein, in welchem sich die höhere Analysis befand, und man ersieht daraus, daß schon vor Newton, und namentlich durch den französischen Mathematiker Fermat, Einzelnes versucht worden war, was die Bestrebungen des brittischen Geometers allerdings erleichtern konnte. Allein Lezterem bleibt darum nicht weniger der Ruhm, jenem Einzelnen vermittelst eines neuen Grundgedankens gleichsam Einheit verliehen zu haben, unerachtet hinwiederum nicht abgeläugnet werden kann, daß sich derselbe Gedanke, wenn gleich unter etwas veränderter Form, ziemlich gleichzeitig Leibnitz veroffenbart habe. Und hier ist denn nun der Ort, Einiges über den berühmten Streit beizubringen, der sich wegen Erfindung der Methode, die Newton, wie gesagt, mit dem Namen der Flurionen belegte, Leibnitz aber Differentialrechnung nannte, zwischen diesen beiden großen Männern erhob.

Im Anfange des Jahres 1673 kam Leibnitz, im Gefolge des Churfürsten von Hannover, nach London, und machte mit den großen Männern, die damals diese Hauptstadt zierten, Bekanntschaft. Unter diesen war auch Oldenburg *), Landsmann von ihm, und derzeitiger Secretär der königlichen Societät. Dieser machte ihn mit den neuesten Entdeckungen der englischen Geometer bekannt, und vermittelte, als Leibnitz nach Paris abgegangen war, um dort seine mathematischen Studien unter Huygens fortzusetzen, einen Briefwechsel zwischen ihm und Newton. So überreichte er ihm im Jahre 1676 ein Schreiben des Lezteren, in welchem dieser seiner Methode der Flurionen erwähnt, ohne jedoch weder das Verfahren noch den angewendeten Algorithmus näher zu bezeichnen. Leibnitz antwortete darauf in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, daß auch er seit längerer Zeit im Besitze einer Methode sey, Tangenten auf eine allgemeinere Art, nämlich durch die Differenzen der Ordinaten zu ziehen. Er geht in diesem Schreiben hierauf mit äußerster Freimüthigkeit zur Auseinandersetzung seiner Methode über, welche keine andere als die heutige Differentialrechnung ist, und beschreibt den von ihm gewählten Algorithmus, die Bildung der Differentialgleichungen und die Anwendung dieser Rechnung auf verschiedene geometrische und analytische Probleme. Seine vollkommene Offenheit kontrastirt sehr zu

*) Daß sich nämlich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten und Nebenplaneten um den Centralkörper verhalten wie die Würfel der mittleren Entfernungen von demselben. R.

*) Heinrich Oldenburg, dessen Name häufig in der Geschichte Newtons vorkommt und über welchen Notizen in den biographischen Handbüchern fehlen, war zu Bremen geboren und, während Cromwell's Herrschaft, Konsul dieser Stadt zu London. Er verlor nachher diesen Posten und nahm, verlegen um seine Subsistenz, die Stelle als Tutor eines englischen Edelmanns an, den er nach Oxford begleitete. Bald darauf wurde er Secretär der königlichen Societät, und stand als solcher im Briefwechsel mit fast allen Gelehrten Europa's. Er hat Einiges geschrieben, besizt aber als Schriftsteller keine Berühmtheit. Starb 1677. R.

Digitized by Google

seinem Vortheile mit dem eben erwähnten Versteckspielen Newtons.

Zugleich sezte er seine Bemühungen um diesen neuen Zweig der Analysis fort, und also machte die Differentialrechnung unter seinen geschickten Händen schnelle Fortschritte. In den Actis Eruditorum vom November 1674 ertheilte er öffentliche Nachricht von dieser Methode, ohne sich jedoch als den alleinigen Erfinder derselben zu bezeichnen, und im Jahrgange 1686 desselben Blattes (Juniheft) kommt er nochmals auf denselben Gegenstand zurück. Die größten Geometer des Kontinents fingen jezt an, die Differentialrechnung zu gebrauchen und auf die wichtigsten und schwersten Probleme anzuwenden.

Jezt erst brach Newton das über diesen Gegenstand bis dahin beobachtete Schweigen, indem er in dem damals erscheinenden zweiten Bande seiner, oben ausführlich erwähnten Principia das Princip seiner Fluxionen-Rechnung erklärt, und zugleich des darüber früher mit Leibnitz gepflogenen Briefwechsels erwähnt. Er scheint, nach Maaßgabe der dabei gewählten Ausdrücke, Leibnitz damals wirklich als den zweiten Erfinder der Methode anerkannt zu haben. Bei dem Glanze der Methode aber und dem außerordentlichen Aufsehen, welches sie machte, fingen sich nun bald andere Geometer mit der Untersuchung an einzumischen: wem die Ehre der Erfindung eigentlich zuzuschreiben sey? — und bald mußten Newton und Leibnitz selbst um so unvermeidlicher in diesen unglücklichen Streit gezogen werden, als bei Beiden die innere Ueberzeugung, einer dem andern darüber nichts zu verdanken, gleich stark und gleich begründet war. In einer bald hierauf erschienenen Recension von Newtons oben erwähnter Optik, in den Actis Eruditorum, deren Verfasser höchst wahrscheinlich Leibnitz selbst gewesen ist, ward sogar insinuirt, als wenn Newton seine Fluxionen den Leibnitz'schen Differentialen wohl nur substituirt habe, und der gelehrte Kampf entbrannte nunmehr zu hellen Flammen. Wir übergehen aber das fernere Detail, und führen nur an, daß sich die Londoner Societät in Verfolge eines von Leibnitz dieser Angelegenheit wegen an sie gerichteten Schreibens, endlich zur Einmischung bewogen fand, und wenigstens die Priorität der Ansprüche ihres Landsmannes unbedingt anerkannte. Die persönliche Erbitterung zwischen den beiden Helden des Streites wurde dadurch noch erhöhet, und der gehässige Schriftwechsel, auf den wir unten noch einmal zurückkommen werden, dauerte fort, bis Leibnitz, bekümmert, seinen schönsten Ruhm beeinträchtigt zu sehen, die Augen darüber zuthat (14. November 1716). Faßt man aber jezt, nachdem die Stimme der Leidenschaft längst verhallt ist, die Ansprüche beider Gelehrten unparteiisch in das Auge, so kann, wie auch schon oben angedeutet worden, nur Eine Stimme darüber seyn, daß Beide die Erfindung unabhängig von einander gemacht haben, wobei auf die Priorität, als etwas Zufälliges, weiter nichts ankommt. — Früher hatte sich indeß schon eine Begebenheit zugetragen, welche Newton aus dem abgeschlossenen Leben des Studirzimmers hinwegriß und auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens versezte. Jakob II. vergriff sich nämlich an den Privilegien der Universität zu Cambridge, und Newton wurde zu den Deputirten gewählt, welche man Behufs einer gegen jene Eingriffe zu erhebenden Reklamation nach London sendete. Die Vorstellung hatte auch ihre volle Wirkung, und der König sah sich veranlaßt, Rückschritte zu thun. Newtons Antheil bei dieser Sache und sein immer wachsender Ruf ließen hiernächst aber auch die Wahl zum Parlamentsgliede für die Universität auf ihn fallen (1688), und er scheint in Folge davon, in diesem und dem folgenden Jahre viel von Cambridge abwesend gewesen zu seyn.

Für Newtons geistiges Leben aber trat fast gleichzeitig ein äußerst unangenehmer Vorfall ein. Während er nämlich eines Morgens dem Gottesdienst in der Kapelle beiwohnte, war sein Lieblingshündchen, mit Namen Diamant, im Studirzimmer zurück geblieben, und hatte ein auf dem Schreibtische stehendes, brennendes Licht umgeworfen, wodurch mehrere Hefte der wichtigsten optischen Erörterungen verzehrt worden waren. Newtons Schmerz darüber war unbeschreiblich, und die früheren Biographen haben denselben zu einer temporären Geistesverwirrung vergrößert. Ueber diesen, nie ganz aufgehellten Umstand aus Newtons Lebensgeschichte geht nun unser Verfasser in die sorgfältigsten Untersuchungen ein, als deren Resultat wenigstens so viel ausgemacht erscheint, daß man die Sache zu weit getrieben habe, und Newtons damaliges Leiden mehr eine aus zu vielen geistigen Anstrengungen entsprungene, durch den erzählten Vorfall nun noch erhöhete hypochondrische Reizbarkeit gewesen sey.

Unterdeß war Newton 53 Jahre alt geworden, und während diejenigen, welche an der Universität mit ihm in gleichem Verhältnisse gestanden hatten, schon hohe Stellen in der Kirche oder im Staate bekleideten, blieb er, trotz aller seiner literarischen Verdienste, ohne Merkmal der Achtung und Dankbarkeit seines Vaterlandes. Ein Zufall erst nahm sich des brittischen Weltweisen in dieser Rücksicht an.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 122. 1. December 1834.

Biographie.

Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königlichen Societät. Uebersezt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Professor zu Leipzig. Leipzig, Göschen, 1833. gr. 8. Mit Newtons (sehr sauberem) Porträt und einer Kupfertafel.

(Schluß.)

Unter Newtons akademischen Freunden befand sich Karl Montague, Enkel des Grafen von Manchester und ein ausgezeichneter junger Mann, der, nach dem Abgange von Cambridge, bald bedeutende Stufen im Staatsdienste erstieg, und endlich Kanzler des Finanz-Kollegiums wurde. In dieser Stellung bildete er den Plan zu einer Münzumprägung und schlug Newton zum Münzaufseher vor; der Plan ging durch, und Montague zeigte seinem alten Freunde seine Ernennung in einem herzlichen Billet an, welches unser Verfasser mittheilt. In diesem Posten, welcher gegen 600 Pfund eintrug, wurde Newton dem Staate durch Anwendung seiner mathematischen und chemischen Kenntnisse auf das neue Münzsystem sehr nützlich, und also ernannte man ihn kurze Zeit nachher (1699) zum Münzmeister mit einem Gehalte von 1500 Pfund, was er bis zu seinem Tode blieb. Seine amtlichen Arbeiten waren nicht übertrieben und ließen ihm hinreichende Muße zu wissenschaftlichen Beschäftigungen; gleichwohl konnte oder mochte er sich mit einer damals nöthig werdenden zweiten Ausgabe der Principia nicht befassen, sondern übertrug dieselbe an Cotes, Professor der Astronomie zu Cambridge. Auf diese Veranlassung entspann sich eine, fast aus 300 Briefen bestehende Korrespondenz zwischen beiden Gelehrten, welche noch in der Bibliothek des Trinity-Kollegiums aufbewahrt wird und aus welcher unser Werk höchst interessante Bruchstücke mittheilt.

Jezt (1714) bestieg Georg I. den englischen Thron, und bei der Neigung dieses Fürsten zu den Wissenschaften fing Sir Isaak Newton an, ein Gegenstand des Interesses der Höflinge zu werden. Seine amtliche Stellung, sein gelehrter Ruhm, noch mehr aber vielleicht sein moralischer Charakter und seine ungeheuchelte Gottesfurcht sicherten ihm besonders die Achtung und Freundschaft der Prinzessin von Wales. Da diese hochgebildete Dame aber zugleich mit Leibnitz in brieflicher Verbindung stand, so nuzte Lezterer diesen Umstand, um seinem Rival bei einer so mächtigen Gönnerin zu schaden, und

Digitized by Google

der Kampf zwischen den beiden Heroen wurde, wie vorläufig schon früher erwähnt worden ist, dadurch von Neuem angefacht. Wir gehen indeß darüber, gleichwie über mehrere andere literarische Angriffe, welche Newton in der nämlichen Zeit zu ertragen hatte, weg, um uns zu den theologischen Studien zu wenden, denen sich der große Weltweise jezt, bei vorrückendem Alter, zu ergeben anfing. Die Apostel des Unglaubens haben genug über diese neue Tendenz eines so ausgezeichneten Mathematikers gespöttelt; wir finden es dagegen fast unausbleiblich, daß sich das tiefere Wissen leztlich auf den Urquell des Wissens zurückziehe. Unser V. theilt darüber die interessantesten Details mit, und geht dann in einem besondern Abschnitte noch zu Newtons kleineren Entdeckungen und Erfindungen, seinen Forschungen in der Wärmelehre, seinen Ansichten von Wahlerziehung, Struktur der Körper u. s. w. über, deren Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde. Dagegen müssen wir aus dem folgenden, dem häuslichen Leben des großen Mannes gewidmeten Kapitel noch Einiges ausheben. Nachdem Newton seinen Aufenthalt zu London genommen hatte, machte er ein recht angenehmes Haus, hielt sich Wagen und Pferde, drei männliche und ebensoviel weibliche Domestiken. Dabei unterstüzte er seine Familie und die Armen auf das freigebigste, und sammelte dennoch ein ziemlich bedeutendes Vermögen, weil er große Ordnung in seinen Finanzen hielt. Selbst aber im Familienleben zeigten sich die Folgen seiner Gewöhnung an ein tiefes Nachdenken. In Meditationen verloren pflegte er nach dem Aufstehen aus dem Bett oft noch Stunden lang sitzen zu bleiben; ja oft vergaß er über seinen Forschungen Essen und Trinken und mußte an seine Mahlzeiten erinnert werden.

Von Person war Newton nicht über die mittlere Größe; in seinen spätern Jahren fing er an stark zu werden. Er hatte ein lebhaftes, wiewohl nicht die ganze Stärke seines Geistes verrathendes Auge, ein angenehmes und gefälliges Aeußere, und noch als Greis starkes silberweißes Haar, welches ihm, wenn er das bloße Haupt zeigte, ein ehrwürdiges Ansehen gab.

Seine Gesundheit scheint, mit Ausnahme des oben erwähnten hypochondrischen Leidens, immer gut gewesen zu seyn; erst im Jahre 1722, als er also das 80ste Jahr erreicht hatte, fing er an, an Steinschmerzen zu leiden. Damals gab er den Gebrauch seines Wagens auf und bediente sich forthin nur einer Sänfte. Drei Jahre später wurde er von einem heftigen Husten und einer Lungenentzündung befallen, welches ihn veranlaßte, London zu verlassen und seinen Aufenthalt zu Kensington zu nehmen, wo sich sein Befinden entschieden besserte. Allein hierdurch verführt, begab er sich am 28. Februar 1727 nach London, um einer Sitzung der Societät zu präsidiren; diese Anstrengung erschöpfte seine lezten Kräfte. Er konnte zwar noch nach Kensington zurückkehren, litt aber fortwährend an Steinschmerzen, ohne darum seine Geistesheiterkeit einzubüßen, und verschied endlich sehr sanft am 20. März darauf, im 85sten Jahre seines Alters.

Sein Leichnam wurde von Kensington nach London gebracht und in dem Jerusalem Chamber mit großer Pracht ausgestellt, hiernächst aber in der Westminster-Abtei, nahe am Eingange in das Chor, zur linken Seite, beigesezt. Das Leichentuch ward vom Lord Ober-Kanzler, den Herzögen von Roxburgh und Wortroph und den Grafen von Pembroke, Sussex und Macclesfield getragen, welche sämmtlich Mitglieder der königlichen Societät waren: das Gefolge bestand ebenfalls aus den angesehensten Personen; — und wir gefallen uns in der Mittheilung dieser Particularitäten, da sie den Grad der Achtung bezeichnen, welche man dem Weltweisen noch im Tode schenkte.

Newtons Verwandte und Erben seines nicht unbedeutenden Nachlasses bestimmten überdies 500 Pfund zur Errichtung eines Monuments für ihn, dessen Beschreibung wir aber übergehen, da die meisten Reisebeschreiber Meldung davon thun; und späterhin wurde ihm noch ein anderes prächtiges Standbild errichtet.

Von mehreren, diesem interessanten Werke beigegebenen Anhängen handelt der erstere über Newtons Familie, oder vielmehr über sein Geschlechtsregister, und scheint der überflüssigste, indem uns Tacitus bekanntes „Ex se videtur natus" lebhaft dabei eingefallen ist. Wichtiger, ja mitunter vortrefflich, sind die Anmerkungen, welche der wackre Herausgeber oder vielleicht Mäcen des Werkes, Brandes, in einem andern Anhange über einige Sätze der Newton'schen Philosophie hinzugefügt hat, und darunter besonders eine Analyse des ganzen unsterblichen Werkes der Principia. Durch diese, bemerktermaßen auch in der Biographie selbst schon vorherrschende beständige, wissenschaftliche Beziehung und Aufklärung erhält dieses Buch einen viel höheren, als den bloß historischen Werth, wie hoch wir diesen auch anschlagen; und wir dürfen dasselbe daher mit vollkommenem Rechte einem Jeden empfehlen, welcher neben den äußeren Lebensumständen des großen Weisen zugleich den Geist seiner wissenschaftlichen Leistungen kennen lernen will.

Dr. Nürnberger.

Digitized by Google

Jugendschrift.

Ein Büchlein für die Jugend. Vom Verfasser des Volksbüchleins (Prof. Auerbacher). München, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1834.

Je mehr sich die Flut der Jugendschriften alljährlich anhäuft, und je weniger wahrhaft Gediegenes und Gedeihliches man leider darunter antrifft, desto erfreulicher mußte allen wahren Freunden der Jugend dieses Büchlein seyn, welches allen Anforderungen einer vernünftigen, Kopf und Herz bildenden Unterhaltung auf eine so ausgezeichnete Weise entspricht.

Wir setzen aber das Wesentliche eines guten Volks- und Jugendbüchleins in die Gemüthlichkeit. Denn darin versehen es die meisten Jugendschriften, daß sie entweder einseitig die beiden für Volk und Kinder engverbundenen Zwecke der Belehrung und Unterhaltung trennen und somit theils durch ewiges Belehren und Moralisiren langweilig, theils durch seichte, aller tiefern Gefühle der Ideenwelt entbehrende Empfindeleien und schiefe, unwahre Sentimentalitäten abgeschmackt werden; oder daß sie mit gänzlicher Verkennung der Bildungsstufe, auf welcher nothwendig das Kind noch steht und wohl ewig stehen wird, bald die jugendliche Phantasie beider theilweise mit schlüpfrigen und weil zweideutigen, mit um so gefährlichern Bildern erfüllen, bald, sie als reine Vernunftmenschen und balde Philosophen erfassend, ihren Verstand mit ganzen Systemen ihrer rationalen Weisheit füttern wollen. Man ist daher alljährlich trotz der großen Auswahl von Jugendschriften, die jedesmal den Meßkatalog anfüllen, in nicht geringer Verlegenheit, aus der Masse geschmackloser oder gar gefährlicher Volks- und Jugendschriften ein Büchlein herauszufinden, das man in moralischer und ästhetischer Beziehung ohne Bedenken seinen Kindern und Angehörigen zur belehrenden Unterhaltung in die Hände geben möchte.

Kinder sind der Hauptsache nach noch lauter Gemüth, das sich vorzüglich in froher, lebendiger und schöner Phantasieentwicklung bewegt. Wer also zu ihnen mit Erfolg sprechen will, der muß an ihr Gemüth durch heitere, ideenreiche und schöngebildete Phantasie sprechen. Es ist ihm aber ein höchstwichtiges Pfand, das Gemüth der Jugend, in die Hand gelegt, welches mißbraucht ihn unter diejenige Klasse von Menschen stellt, von denen der größte Menschen- und Kinderfreund sagt, daß es besser wäre, man versenkte ihn mit dem Mühlsteine um den Hals in die Tiefen der Meere.

Die wahre Gemüthlichkeit hat aber eine durchaus heitere und freundliche Miene, sie mischt überall Scherz mit Ernst und mildert die zu strengen Gesichtszüge des Letztern zu dem mildlächelnden und schalkhaftfreundlichen Antlitz der liebenden Mutter. Darum hüllt sie sich so gerne in das bunte, aber liebliche Frühlingskleid der Phantasie und spielt noch als unschuldiges Kind unter den Blumen ihrer freundlichen Bilderwelt, mit Mährchen, Paradeln, Legenden, Fabeln und Geschichtchen aller Art, hinter denen sie, wie durch einen leichten Flor, überall die tiefern Wahrheiten und höchsten Gefühle durchschimmern läßt. Ihr ist noch Arbeit Spiel, und Spiel Vorarbeit tieferer Weisheit, die dereinst in That und Gesinnung sich als der eine Haltpunkt des tiefern Charakters der Menschheit darstellen soll. Sie ist daher bei großem Ernste stets heiter und froh, ja spielend sogar, wie z. B. in diesem Büchlein in der Legende des Placidus, des heil. Antonius und des Schwaben; aber ihr ist das Heilige immer heilig, das Ehrwürdige immer ehrwürdig, das Religiössittliche überall die Hauptsache, ohne marktschreierisch überall Meilenzeiger und Ausrufer hinzustellen, — „hier ist heiliger Boden.“ Das wahre Gemüth findet das überall selbst, weil es sich überall sowohl dem innern Geiste nach als im Charakter der Darstellung klar ausspricht. Für das rohe oder verdorbene oder falsche Gemüth nützt aber weder Meilenstein noch Ausrufer.

Und das ist es nun, was wir an diesem Jugendbüchlein vorzüglich und mit Auszeichnung zu rühmen haben, die tiefe, wahre und innige Gemüthlichkeit, die so ächt volk- und jugendgemäß sich auf allen Blättern von „Placidus“ bis zum „Dummrian“ hinab ausspricht. Für die Jugend bedarf es nicht so fast origineller Erfindung, obgleich es auch daran in diesem Büchelchen, besonders was die Scenen aus dem Familienleben betrifft, nicht fehlt, als vielmehr des eigenen, schönen Hauches der Gemüthlichkeit, womit in der Darstellung das Einzelne wie das Ganze durchdrungen ist, so daß selbst das Längstbekannte wieder ganz neu und eigenthümlich erscheint. Man vergleiche nur: Placidus, das Hirtenbüblein, Marianne, die Volkssagen vom Untersberg, das Zaunkönigiein, das Marienkind ꝛc. Was aber in jedem Falle ganz neu und dem Verfasser eigenthümlich angehörig ist, außer einigen Mährlein, wie z. B. von den Küchelu, das Fräulein von Schroffenstein ꝛc., ist besonders die eben so kunstreiche, als einfache Anordnung und Einkleidung des Ganzen in das frische und charakteristische Leben eines ächt süddeutschen, ich möchte lieber sagen bayrisch-schwäbischen Familienkreises. Der Verfasser fühlte richtig, daß die Kinder Alles gerne in Leben und Handlung, und zwar aus ihrem Kreise, gesezt wissen wollen, daß sie daher immer und überall Alles gerne dramatisiren. Diese Familien sind aber keine sentimentalen Popanze oder leere Ideale von superfeiner und übernatürlicher Sittlichkeit; es sind frische und wahre, aus der lebendigen Wirklichkeit des Volkes aufgegriffene Familien-

Digitized by Google

Charaktere, die daher überall ihre kräftige und lebendige Individualität behaupten und in keine gehaltlose Allgemeinheiten verschwimmen. Es wechseln darum die Charaktere nach Alter, Stand und Geschlecht, jeder Charakter ist mit großer Sicherheit und Konsequenz gehalten, und sie werden eben darum ächtdrastische Charaktere, die an sich alle sittlich gut, doch nach Alter und Bildung und Lebensverhältnissen jeglicher wieder seine menschlichen Schwächen und „Klämperia" haben. So entwickeln sich dann auch die wechselnden Verhältnisse der Gesellschaft auf eine leichte und ungezwungene Art, jedem Charakter schließt sich wieder passend die ihm zuertheilte Erzählung oder Mährchen an, und der Verfasser gewann überdies den Vortheil über manche in Bezug auf Mährchen und Kindererziehung herrschende Vorurtheile, seine Meinung im Wechselgespräche darzulegen.

Was endlich die Naturschilderungen eines der lieblichsten Thäler Bayerns im Hochlande (Werdenfels) betrifft, so können wir nicht genug die Lebendigkeit der Schilderung, die Feinheit der Zeichnung und das richtig gehaltene Maaß in der Detaillirung loben, so daß es nicht nur in jedem Freund dieser Gegend, welcher aus eigner Anschauung sie kennt, die freundlichsten Erinnerungen erweckt, sondern auch jeden Unbekannten in den lieblichsten Traum einer idealschönen Landschaft versezt.

Daß Religion und Sittlichkeit überall strengstens gewahrt und genährt sind, daß die zartesten und heiligsten Gefühle der Jugend überall nicht nur geschont, sondern erweckt und belebt sind, bedarf nach dem Vorausgegangenen wohl keiner Erwähnung mehr.

Seelenlehre.

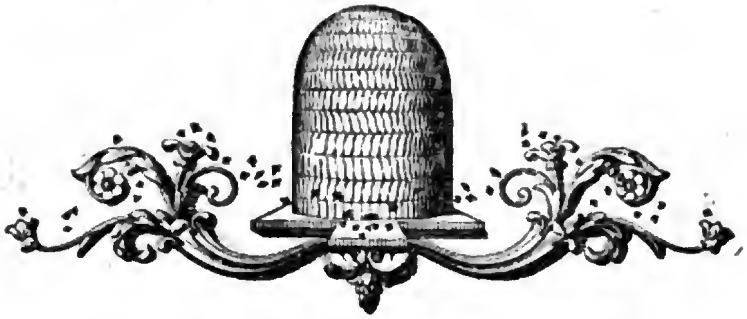
37) Mittheilungen aus Dr. Valentin Ernst Löschers auserl. Sammlung von Schriften aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert über den Zustand der Seele nach dem Tode. Nebst Zugaben aus dem röm. Katechismus und Leibnitzens System der Theologie. Herausgeg. von Dr. Hubert Beckers. Augsburg, Kollmann, 1835.

Voran steht ein ansehnliches Verzeichniß von Büchern, die in dieses Fach einschlagen und aus denen sich die ängstlichen Leute, die für ihre arme Seele so gar besorgt sind, Trost schöpfen können. Diese liebe Noth kommt mir zuweilen komisch vor. Hat das mittelmäßige Volk nicht eine Angst, die Welt möchte nicht fortdauern können, ohne sie? Will sich da nicht jedes kleine eitle Exemplar von Seele, das kaum den Werth einer Mücke unter Milliarden Mücken hat, in einem ganz besondern Spiritus aufbewahren lassen? Man könnte in der That zum Scherz versucht werden, die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen, weil sich so viele Thoren etwas darauf zu gute thun und eine Angelegenheit ihrer eignen Eitelkeit zu einer der Religion machen, und der ewigen Allmacht sogar deßfalls Gesetze vorzuschreiben sich unterstehn.

Das vorliegende Buch hat das Verdienst, die verschiedensten Meinungen über den Zustand nach dem Tode zusammenzustellen; Meinungen, welche die Thoren keineswegs für bloße Meinungen zu halten sich bescheideten, sondern welche sie dem lieben Gott als dessen vermeintliche Gesetze aufdrangen und sofort im Namen Gottes die Andersmeinenden verfolgten. Beckers citirt Löscher, Löscher den noch ältern Dr. Meisner und dieser gibt eine recht gute Uebersicht über vielleicht zwanzig närrische Meinungen, um sie durch eine ein- und zwanzigste eben so närrische vermeintlich zu widerlegen. Man kann schon von vorn herein alle möglichen Meinungen ausrechnen. Die Seele kommt entweder sogleich oder erst nach einem Zwischenzustand zu ihrer künftigen Bestimmung; dieser Zwischenzustand ist Schlaf bis zum jüngsten Gericht, oder das Purgatorium; die Bestimmung selbst ist Seligkeit oder Verdammniß, Beides mehr sinnlich oder geistig gedacht, je nach der Bildungsstufe und dem Temperament der Völker, und endlich nehmen Einige einen bleibenden Zustand, Andere einen Fortschritt zu noch höhern Graden der Seligkeit und Verdammniß an. Auf dieser leztern Annahme beruht auch der Glauben an die Seelenwanderung, in welcher die Seele verschiedene Grade passirt. Im Umkreis dieser Möglichkeiten nun bewegen sich alle bisherigen Meinungen der Priester und Philosophen alter und neuer Völker, wobei die einen sich allzeit auf die göttliche Offenbarung, die andern auf die Vernunft berufen haben, so oft sie sich auch widersprachen. Die Zusammenstellungen von Dr. Meisner liefern den Beweis davon. Leicht ließe sich aber auch der Beweis führen, daß die christliche Liebe und Moral, auf die es für dieses Leben allein ankommt, ganz unabhängig von den Vorstellungen sind, die man von einem andern Leben hegt; denn eine Liebe, die man bloß aus Furcht vor künftiger Strafe oder Hoffnung künftiger Belohnung ausübte, wäre keine christliche, wäre überhaupt keine Liebe mehr, und es ist nur einer von den vielen Mißbräuchen, die man zu allen Zeiten mit der heiligen Lehre Jesu getrieben hat, daß man in ihr hat den Deckmantel für allerlei eitlen Aberglauben in Bezug auf das Jenseits finden wollen. Christus hat uns nicht das Reich des Wissens, sondern nur des Wollens aufgeschlossen. Er verlangt edle Handlungen für diese Welt, nicht albernes Geschwätz über Gespenster und Jenseits.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 123. 3. December 1834

Seelenlehre.

38) Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, mit kritischem Rückblicke auf die bisher bestandenen Lehren. Von Ludwig Buzorini, Dr. Med. in Ehingen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1832.

Ein aufrichtiges kräftiges Bekenntniß der ärztlichen Fehler, und Ermahnung und Anweisung zur künftigen Vermeidung derselben. An den Irren ist die Arzneikunde vielleicht am schlimmsten mißbraucht worden. „Der Arzt gibt Arzneimittel, nur um nicht unthätig zu seyn und zu scheinen. Hinter der Verordnung von Medikamenten, die er ohne Indikation, ohne Sicherheit wie sie in dieser Krankheit wirken, selbst ohne die Hoffnung, daß er dadurch nützen werde, gibt, verbirgt er seine Unwissenheit. Verderbenbringend waltet hier die roheste Empirie; Purgirmittel, wie Aloëtika, Helleborus, Aderlässe, flüchtige Reizmittel aller Art, narkotische Mittel, äußerliche Reize ꝛc., werden ohne Ordnung, ohne Anzeige gereicht und gewechselt, und dies somatische Verfahren, wozu keine bestimmten, von dem körperlichen Zustande entnommenen Anzeigen vorhanden waren, steigert die Krankheit und macht den Unglücklichen, den es heilen soll, unheilbar. Wenn nun dieses alles fruchtlos geblieben, dann rathet der Arzt, wo die Umstände es erlauben, Entfernung des Kranken aus seiner Umgebung, Reisen, oder einen Heilversuch in einer Irrenanstalt, wo solche sind; oder er sendet ihn als unheilbar in jene Anstalten, nur um den Kranken los zu werden, in dessen Zustand er den Vorwurf der Schwäche seiner Kunst und seines Wissens sieht. Daß es unter den Aerzten Ausnahmen gibt, brauche ich wohl nicht zu erinnern, allein im Allgemeinen ist den Aerzten die Behandlung solcher Kranken zuwider und lästig, und nur wenige sind es, die nicht in den medicinischen Schriften die psychische Krankheiten betreffenden Gegenstände als eine odiose Sache überschlagen. Es ist überhaupt zu rathen, daß da, wo der Arzt nicht bestimmte Indikationen zu einem somatischen Heilplane findet, derselbe sich bloß auf eine psychische Behandlungsweise beschränkt, die nicht den Schaden stiften kann, wie unzeitiges Eingreifen mit Arzneien, wozu keine Indikation vorhanden ist.“

Der Verfasser bezeichnet als die zwei Grundirrthümer: 1) daß man theoretisiren wollte, ehe man Erfahrungen gesammelt hatte, und 2) daß man das Gehirn ausschließlich für das Organ der Seele hielt. Dann bestreitet er die bisherigen Ansichten und geht auf die Mittheilung seiner eigenen Beobachtungen über. Aus

Digitized by Google

den angeführten Fällen bestätigt sich die Erfahrung, daß die sogenannten psychischen Krankheiten nur Supplemente oder Reflexe und polare Gegengesetze körperlicher Krankheiten sind, an deren Stelle sie treten oder mit denen sie abwechseln. Man wird versucht, an ein Ueberspringen der Krankheit von der materiellen auf die geistige Seite zu denken. Der Verfasser führt Beispiele von Kranken an, bei denen ein körperliches Uebel sich verlor, indem es in eine tiefe Melancholie überging, ja er bezeichnet diese Erscheinung als eine allgemeine, den psychischen Krankheiten wesentliche. Aber er tadelt die Aerzte, welche dieses Verhältniß mißkennen und die Krankheit, die nur die Stelle gewechselt hat, als nicht mehr vorhanden annehmen. Er ist überzeugt, daß in dem nur verborgenen, nur zurückgetretenen körperlichen Uebel der Grund des geistigen liege, und verlangt, daß man trotz seines scheinbaren Verschwindens gegen dasselbe arbeite. „Es wird wohl jedem Arzte schon vorgekommen seyn, daß Kranke mit andern fieberhaften Uebelseynsformen plötzlich sich als gesund und wohl, und keine Arznei mehr zu bedürfen, erklären; dies ist der Zeitpunkt, wo die Krankheit in's Nervöse übergeht und mit diesem Delirium eintritt. Diese Analgesia finden wir während des ganzen Verlaufes des Typhus, so lange Delirium vorhanden ist; der Kranke klagt nicht über die größten Wunden, welche der brandige Decubitus erzeugt, nicht über seinen Kopf, seinen Bauch und seine Brust, wo der Typhus sich hin koncentrirt hat. Verschwindet aber mit Abnahme des typhosen Processes das Delirium, so bekommt der Kranke wieder die Empfindung von sich und seinem Körperzustande. Ganz der gleiche Fall tritt nun bei denjenigen Körperkrankheiten ein, welche die Ursachen der psychisch-krankhaften Erscheinungen sind, denn auch diese sind, wie das acute Delirium, nur Symptome einer Körperkrankheit, was ich weiter unten mehr aus einander setzen werde. Die bedeutendsten Veränderungen in allen Organen wurden bei Leichen von Irren aufgefunden, wovon der Arzt nichts vermuthete, da der Irre nie geklagt hatte — der Tod erst brachte die körperliche Krankheit an's Licht, welche der ursprüngliche Herd und Sitz der psychischen Störung war."

Auch ist der Verfasser durchaus nicht der Meinung, daß man die psychischen Krankheiten allein im Gehirn suchen müsse. „Körperliche Ursachen wirken nichts weniger als alle unmittelbar auf die Funktion des Gehirns, und Georget hat selbst seine Erfahrung angegeben, daß Schläge auf den Kopf, Apoplexien u. s. w. selten oder höchstens Blödsinn erregen, sondern weit häufiger befallen sie die Organe der Brust und des Unterleibs, und erregen von diesen aus verschiedene Formen von psychischen Störungen. Eben so verhält es sich mit den psychischen Ursachen; unter allen ergreift heftige Anstrengung des Geistes unmittelbar das Gehirn, aber Gefühle und Leidenschaften, durch welche weit am häufigsten unter den psychischen Ursachen diese Krankheiten hervorgerufen werden, wirken unmittelbar und weit sichtbarer auf die Funktionen der Organe der Brust und des Unterleibes. Kummer, Sorge, Trauer, Furcht, Schrecken, Zorn, Stolz u. s. w. verändern die Funktionen und sogar das organische Gebilde der Organe der Brust und der Bauchhöhle."

Nachdem der Verfasser im Allgemeinen festgestellt hat, daß es keine einfache Seelenkrankheit gibt, sondern daß jede Seelenstörung nothwendig nur Symptom einer Körperkrankheit sey, versucht er diese Symptome näher zu klassificiren. Er findet Hämorrhoiden mit Mißtrauen, Geschlechtskrankheiten mit religiöser Schwärmerei, Leberkrankheiten mit Zorn ꝛc. gepaart. Ueberhaupt aber stellt er fest, daß Störungen in den Vorstellungen mit Krankheiten des Gehirns, in den Gefühlen mit solchen der Brust und im Begehrungsvermögen mit solchen des Unterleibs zusammenhängen.

Was die Heilart betrifft, so empfiehlt Herr Buzorini die Anwendung sowohl der psychischen als somatischen Kur, kurz die Anwendung alles dessen, was indirekt durch Beruhigung des Geistes oder direkt durch Gegenwirkung gegen den körperlichen Grund der Krankheit wirken kann, und er verfehlt nicht, nochmals die Aerzte vor den beliebten heroischen Kuren zu warnen und sie zur Mäßigung zu ermahnen.

Zulezt gibt er noch eine Menge specieller Beobachtungen, wodurch er die oben angedeutete Klassifikation erläutert und zwar über:

1) Störungen des Vorstellungsvermögens,
2) Störungen des Gefühls,
3) Störungen des Begehrungsvermögens,

und jedes wieder entweder mit dem Charakter erhöhter oder herabgestimmter Thätigkeit und mit ganzer oder nur partieller Störung, endlich Störungen mehrerer oder aller dieser Vermögen zugleich. In jedem Fall werden die Symptome der Krankheit und die Mittel der Heilung bezeichnet.

39) Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von Fr. Amelung, Arzt am Irrenhause Hofheim bei Darmstadt, und Fr. Bird, Arzt an der Irrenanstalt Siegburg. Erster Band. Darmstadt und Leipzig, Leske, 1832.

Auch Bird sagt: „Nirgends haben die Theorien mehr geschadet, als indem sie eine psychische Medizin

Digitized by Google

schufen, die mit dem Körper nichts will zu schaffen haben.“ Aber er ist dennoch anderer Ansicht als Buzorini, denn er macht das Hirn zum wesentlichen und nothwendigen Organ aller Geisteskrankheiten, ohne jedoch die „sekundäre“ Mitwirkung von Brust- und Unterleibsübeln zu läugnen. Dazu liefert er eine Menge zum Theil sehr interessanter Krankheitsgeschichten.

Dr. Amelung gibt eine interessante Uebersicht der verschiedenen Meinungen und Systeme in Betreff der Geisteskrankheiten: „Nachdem bereits J. F. Ehrhard, Langermann, Hoffbauer, Haindorf und Steffens ein unmittelbares Leiden der Seele angenommen, oder wenigstens das körperliche Erkranken, welches jenem zu Grunde liegt, nicht in dem Maaße gewürdigt haben, wie es gewürdigt werden muß, steht bekanntlich heutzutage Heinroth an der Spitze dieser Ansicht. Er hatte sich vor 14 Jahren mit den erwähnten Theoremen eine neue Bahn gebrochen, ist aber dadurch auf Abwege gerathen, die ihn von dem Ziele der Wahrheit weiter entfernten, als viele seiner Vorgänger bereits gekommen waren. Sein System erregte Anfangs Aufsehen, fand zum Theil Beifall und stand einige Zeit im Rufe und gleichsam als der Endpunkt alles Studiums der psychischen Krankheiten da, ja es fehlte nicht an Bewunderern, die durch seinen beredten Styl geblendet und von einigen, die Masse von Scheingründen hindurch schimmernden Wahrheiten angezogen wurden. Indessen stritten seine Theoreme doch allzusehr gegen die Erfahrung und standen selbst gegen die Gesetze auch der strengsten Moralität in zu großem Widerspruch, als daß sie hätten lange bestehen und ihnen lange ein entschiedener Beifall hätte gezollt werden können. Wohl mag es nur noch wenige mit der Pathologie der Geisteskranken nicht ganz unkundige Aerzte geben, die seinen Ansichten huldigen. — Es ist bekannt, daß Windischmann Heinroths Ansicht von der sündigen Quelle der Seelenstörungen auf alle Krankheiten ausdehnte, welche den armen Menschen betreffen können, und zu ihrer Vertilgung und Heilung, gleich Gaßner und Hohenlohe seligen Andenkens, seine Zuflucht zu Gebeten und zu einem wahren Exorcismus nahm. — Ohne gerade Geisteskranke mit Verbrechern und Sündern unter eine Kategorie zu stellen, hielt doch auch Beneke dafür, daß das Wesen und die nächste Ursache der Seelenkrankheiten in dem Psychischen, mithin in der Seele selbst zu suchen sey.“

„Die zweite Hauptansicht ist diejenige, welche die Geisteskrankheiten oder die sogenannten Seelenstörungen lediglich als Reflexe organischer oder körperlicher Anomalien betrachtet, wobei das Wesen der Seele selbst an und für sich unversehrt bleibe. Ihr Hauptaxiom ist: nur der Körper, nicht die Seele kann erkranken und diese erscheint nur in ihren Thätigkeitsäußerungen alienirt, weil das Organ, das Instrument, an welches ihre Thätigkeiten gebunden sind, erkrankt ist oder eine solche Veränderung erlitten hat, daß es zur normalen Thätigkeitsäußerung der psychischen Vermögen nicht mehr tauglich erscheint. — Zu dieser Ansicht bekennt sich heutzutage bei weitem die Mehrzahl der Aerzte und Philosophen, und außer Heinroth und Beneke finden wir keinen bedeutenden Namen unter ihren Gegnern. Hohnbaum, welcher früher der Annahme eines mehr unmittelbaren Erkrankens der Seele huldigte, scheint davon zurückgekommen zu seyn, wenigstens lassen dessen interessante psychologische Fragmente in Nasse's Jahrbüchern für Anthropologie, 1. B. S. 122, darauf schließen. — Unter denjenigen, welche den Körper als den eigentlichen Grund und Boden betrachten, auf welchem die psychischen Störungen Wurzel fassen, finden wir nun wieder zwei Hauptansichten herrschend. Die einen und zwar bei weitem die Mehrzahl, wie unter den neueren namentlich Gall, Spurzheim, Vering, Neumann, Ennemoser, Frank, Georget, Bayle, Guislain, Burrows, Knight, Diez, Oegg, Bird, Friedreich u. A., halten das Gehirn für dasjenige Organ, in welchem die nächste Ursache oder der Sitz der psychischen Störungen aufzusuchen sey, indem sie annehmen, daß dieses die Aeußerungen des Denkvermögens und der höheren Seelenvermögen überhaupt vermittele. Und allerdings ist der Schluß sehr einfach und sachgemäß, daß wir da die nächste Ursache eines Gebrechens aufsuchen, wo wir im gesunden Zustande den Sitz der Funktionen annehmen, die wir jetzo gestört erblicken. — Die anderen dagegen, und diese bilden die dritte Klasse, behaupten, dieser Sitz oder die unmittelbare Ursache der psychischen Störungen seyen nicht immer im Gehirn zu suchen, sondern auch in andern Organen des menschlichen Körpers. Aber auch hier finden wieder Verschiedenheiten in den Ansichten statt, die man als Unterarten betrachten kann. — Mehrere nämlich halten dafür, daß nicht bloß der Kopf, sondern auch namentlich die Eingeweide oder die Nervengeflechte der Brust und des Unterleibs der unmittelbare Sitz krankhafter psychischer Thätigkeitsäußerungen werden können. Sie gehen von der psycho-physiologischen Ansicht aus, daß das Gehirn der unmittelbare Sitz oder das Organ der Intelligenz sey, daß die Nervengeflechte der Brust das Gefühlsvermögen vermittelten, während endlich das Begehrungsvermögen, oder auch das Willensvermögen sich hauptsächlich durch die Ganglien und Nervengeflechte des Unterleibs kund gäben. Nachdem bereits Plato diese Ansicht aufgestellt, benuzten sie heutzutage Nasse, Grohmann, Groos, Buzzorini u. A. zur Auffindung und Erklärung des unmittelbaren Grundes der psychischen Störungen. Von Eschenmayer nähert sich dieser Ansicht,

Digitized by Google

hält aber doch das Gehirn für dasjenige Organ, durch welches unmittelbar alle Thätigkeitsäußerungen der höheren Seelenvermögen vermittelt werden, mögen diese nun normal seyn oder krankhaft gestört erscheinen. — Von dieser Ansicht, welche den Sitz und die wesentliche Ursache in den drei Haupthöhlen des Körpers aufsucht, unterscheidet sich endlich diejenige, als deren Verfechter heutzutage besonders Jacobi aufgetreten ist. Dieser nimmt nämlich an, daß nicht bloß das Gehirn oder die Organe der Brust und des Unterleibs als der unmittelbare Sitz der gestörten psychischen Funktionen anzusehen seyen, sondern daß alle Organe des menschlichen Körpers überhaupt den Sitz und die wesentliche Ursache solcher Störungen enthalten könnten. Indem er allen Organen eine psychische Bedeutung unterlegt, ist er der Meinung, daß eine krankhafte Störung ihrer Funktionen auch jedesmal ein psychisches Leiden zur Folge habe. Indem er somit in jedem einzelnen Falle die Verzweigungen der körperlichen Leiden in den verschiedenen Organen verfolgt, ist er dahin gekommen, die Verrücktheit, oder die psychischen Störungen überhaupt als keine idiopathische Leiden zu betrachten, sondern als Reflexe somatischer Anomalien, die nicht sowohl im Gehirn (und zwar in diesem gerade am seltensten), sondern gleichmäßig in allen übrigen Organen des menschlichen Leibes ihren Grund und Boden oder ihre nächste Ursache haben könnten."

Der Verfasser widerlegt dann mit vieler Laune Heinroths unsinnige Ansicht, gegen die auch wir schon einigemal in diesen Blättern angekämpft haben. Dieser finstere Mann will alle Seelenkrankheiten aus der Sünde herleiten. Also: „hinweg du alter Krieger! ruft Amelung, nicht die Kugel, die dir den Schädel zerschmetterte, ist Schuld daran, daß du nun in Blödsinn versunken bist, es ist einzig und allein dein früheres lasterhaftes Leben! Und du alberne Närrin, glaubst du eine zweite Ophelia spielen zu wollen, weil dich der verlassen hat, dem du deine Liebe schenktest und von welchem du mit heuchlerischen Worten hintergangen wurdest? Weißt du nicht, daß der Mensch Vernunft besitzt, die ihn mahnt, sich keiner Leidenschaft allzusehr hinzugeben? Du hast den Vorschriften der Vernunft nicht gefolgt, du hast somit dem Laster gefröhnt und büßest nun mit Recht durch den Verlust deines Verstandes. Auch du armer Vater findest bei mir kein Erbarmen, obgleich ich weiß, daß du bloß deßwegen in Wahnsinn gefallen bist, weil du dein Weib und deine fünf Kinder nicht hungern lassen wolltest und deinen Kopf allzusehr anstrengtest, so daß sich dein schwaches Gehirn entzündete und dir zum Lohne deiner Anstrengungen verschiedene fixe Ideen zurückließ, die, wenn du nicht bald auf den Pfad der Tugend zurückkehrst, dir noch mit in's Grab folgen. Und endlich ihr, ihr Blödsinnigen, die ihr mit Wasser statt Gehirn im Kopfe auf die Welt gekommen seyd, oder so thöricht waret, als Kind einmal heftig zu erschrecken oder höchst unvorsichtigerweise vom Arme der Wärterin herunter zu fallen, — hinweg mit euch, ihr seyd die größten Sünder, denn ihr seyd es von zarter Kindheit an, wo doch der Mensch noch unschuldig seyn soll. — Niemand wird läugnen, daß dieses ganz einfache Folgerungen aus Heinroths Begriffe vom kranken Seelenleben sind."

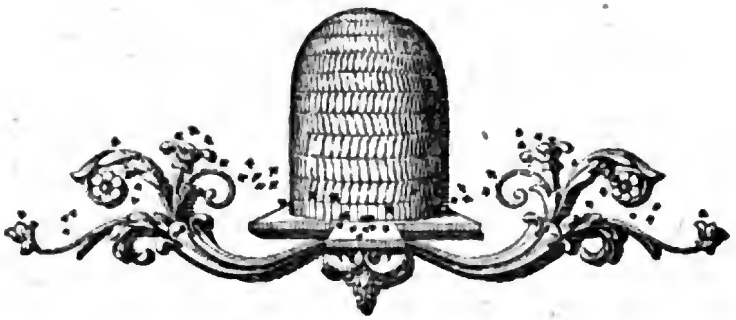
Dann spricht auch Amelung wie Bird sich dafür aus, daß die nächste Ursache der Seelenstörungen nur im Gehirn zu suchen sey. Es wäre theoretisch ganz gleichgültig, ob im Gehirn oder nicht, wenn die Frage nicht praktisch wichtig würde. Soll nämlich auch die Kur zunächst auf das Gehirn wirken oder wohin anders? Sofern nun Bird und Amelung zugeben, daß die Seelenkrankheit allerdings ihre erste Veranlassung in der Krankheit eines andern körperlichen Organs haben kann, so ist dadurch der Heilkunst volle Freiheit gelassen, ja sie ist aufgefordert, auf diese anderweitigen Organe und somit indirekt auf Gehirn und Geist zu wirken, für welche Heilart, wie auch die Aerzte sich über das Primitive und Sekundäre des Krankheitssymptoms streiten mögen, die meisten Erfahrungen übereinstimmen.

40) Mittheilungen zur Aufklärung der Kriminal-Psychologie und des Strafrechts. Auch Lesefrüchte für Heinroths Kriminal-Psychologie. Von Professor Dr. Grohmann. Heidelberg, Groos, 1833. S. 96.

Ein neues Aktenstück in dem schon ältern und noch nicht beendigten Streite, ausschließlich gegen Heinroths bekannte und oben erwähnte Ansicht gerichtet. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der frühern Streitschriften über denselben Gegenstand entschieden gegen Heinroth ausgesprochen, dessen Ansicht uns kraß, inhuman und inquisitorisch erscheint. Der Richter geht schon zu weit, wenn er dem Priester in's Handwerk pfuscht und im Verbrecher nicht die bürgerliche, sondern die moralische Pflichtverletzung bestrafen will. Aber noch viel tyrannischer ist seine Anmaßung, wenn er auch das Gebiet des Arztes usurpiren und bloße Krankheiten zu Verbrechen stempeln will. Man würde nicht Unrecht haben, Herrn Heinroth selbst einer bedeutenden Geisteskrankheit anzuklagen, denn die Sucht, überall das moralische Böse zu sehn, gehört ohne Zweifel zur Dämonomanie, obgleich von einem deutschen Professor zu erwarten ist, daß er den Teufel nie in Person, sondern nur in Abstrakto sieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 124. 5. December 1834.

Ueber Eisenbahnen.

1) Dr. Pinhas, Bemerkungen über Handelsstraßen und Eisenwegbau. Cassel, Hotop, 1833. S. 14.
2) J. W. Schmitz, Abhandlung über Eisenbahnen und Dampftransporte, nebst einer Denkschrift an den h. Bundestag. Leipzig, Fest, 1834. S. 156.
3) Zur Eisenbahn von Cöln nach Antwerpen. Cöln, Schmitz, 1833. S. 43.
4) Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen. Berlin, Herbig, 1834. S. 76.

Die Verfasser der erstgenannten beiden Werke kommen darin überein, daß der Rhein immerdar die große Wasserstraße zwischen Süd und Nord bleiben werde, daß es aber noch einer Straße zwischen dem Westen und Osten bedürfe. Dr. Pinhas sagt: „Ohne Zweifel wird der vorderste Träger der Handelsverbindungen des südlichen und nördlichen Europa der Rhein mit den mannichfaltigen Natur- und Kunststraßen seyn, die sich ihm anschließen. Aber eine zweite Kommunikation wird erforderlich werden von Nordwesten nach Südosten, von der Nordsee nach der Donau, eine Kommunikation zwischen Hamburg und Wien, zwischen Hamburg und Triest. Diese ist es, welche alle Zeichen zuerst herbeirufen. Die Begebenheiten bauen schon alle Tage an dieser Kommunikation, während wir noch über ihr Daseyn debattiren; es handelt sich nur darum, ihren Weg näher zu bestimmen.“ Der Verfasser will nun eine Eisenbahn durch Kassel führen und macht die praktische Bemerkung, die auch für jede andere Stadt im Mitteldeutschland passen würde: „Für uns gilt es also bloß, zu erwägen, ob, wenn die Eisenbahn einmal entstanden ist, wir besser versorgt seyn werden, wenn wir frühzeitig einen ihrer vornehmsten Punkte abgeben, oder wenn wir neugierig abwarten, ob wir etwa rechts oder links zur Seite liegen bleiben.“

Herr Schmitz erklärt sich noch ausführlicher: „Wenn man berechnet, welche Massen von Frucht aus den Häfen der Ostsee, dieses im Winter unfahrbaren Meeres, auf dem Umwege der Nordsee den südlichen Ländern jährlich zugeführt werden, und wie viele Weine der süd- und westlichen Länder die nördlichen konsumiren, und bedenkt, daß wahrscheinlich diese Unmassen von Frucht und Weinen zu Lande transportirt werden, sobald eine Kontinental-Eisenbahn Frankreich mit Rußland verbindet, so ist leicht vorher zu sehen, daß über eine solche Eisenbahn mehr Waaren und Reisende mit des Feuers Schnelle und Kraft dahin rollen werden, als je zu Schiffe auf

Digitized by Google

dem größten Strome der Erde zu sehen waren. Wenn man ferner bedenkt, daß Deutschland eine solche Kontinental-Eisenbahn auf Kosten aller Länder erbaut, deren Landkommunikation sich in seiner Mitte durchkreuzen, und daß die Kosten dieser Werke, welche die arbeitende Klasse Deutschlands verdient, für andere Länder keine Last sind, diese vielmehr deren Anlegung dem Mittellande verdanken und es durch Handel und Spedition bereichern werden, so hat Deutschland mehr Ursache als andere Länder, Eisenbahnen zu bauen, und diese seine Unternehmungen werden bis in die entferntesten Gegenden des Nordens und Südens Theilnahme finden. Eine große Bahn von Westen nach Norden und Osten kann Deutschland nicht besser durchschneiden, als in der Richtung von Frankfurt auf Leipzig; denn indem diese Bahn sich durch die Mitte und den bevölkertsten Theil Deutschlands hinzieht, sezt sie die zwei bedeutendsten Meß- und Handelsplätze Deutschlands mit einander in Verbindung. Als Theil der größten Eisenbahn, die unser Festland haben kann, wird diese Bahn durch jede Erweiterung des Verkehrs verbessert und ihre Einnahme vermehrt. Jede Bahn, die ferner angelegt wird, führt auch dieser Bahn der Mitte Deutschlands einen Zuwachs von Transporten und Geschäften zu. Diese Bahn geht allen Handelsverbindungen, welche die französischen, belgischen, holländischen und rheinländischen Bahnen schon zu beleben anfangen, entgegen; sie nimmt den Verkehr der betriebsamen westlichen Länder auf und führt ihn in's Innere Deutschlands bis Leipzig, dem Mittelpunkte des deutschen und des ausländischen Handels." Dann projektirt der Verfasser noch Nebenstraßen zwischen den bedeutendsten Städten, z. B. Hamburg und Berlin ꝛc. Die Kosten hofft der Verfasser durch folgendes Mittel herauszuschlagen: „Es werden z. B. Transportbillets zu 5 Thaler vor der Hand zu 1 Thaler ausgegeben. Die Reise einer Person oder der Transport von 12 Centner Waaren soll nun auf 30 Meilen 5 Thaler kosten, so werden nach Eröffnung der Bahn die zuvor für 1 Thaler ausgegebenen Billets mit Nachzahlung von 3 Thaler für 5 Thaler in Zahlung angenommen. Die Inhaber erhalten so 2 Thaler für einen, den sie vorgeschossen hatten, zurück, oder gewinnen 100 Procent ihres Vorschusses. Dieses scheint beim ersten Anblicke übertrieben; wenn man aber bedenkt, daß die Unternehmer für den Verkauf von 100,000 solcher Billets Anfangs zwar nur 100,000 Thaler eingenommen haben, sie nun aber auch der Einnahme der übrigen 300,000 Thaler gewiß sind; indem kein Billet, worauf ein Thaler gezahlt und einer gewonnen worden ist, und das nun mit 3 Thaler zu 5 verausgabt werden kann, zurück bleiben wird, so sieht man, daß durch den Verkauf der 100,000 Billets, nach Abzug der Kosten, die Einnahme eines Baukapitals von 100,000 Thaler, wo nicht baar eingezahlt, dessen Tilgung jedoch gesichert worden ist, und daß der Inhaber eines Billets wirklich mit 4 Thaler zu der Erbauung der Eisenstraße beigetragen hat, wofür er nicht 100 Procent, sondern mit 1 Thaler auf vier nur 25 Procent genießt, wie ihm dieses für Beitrag zur Begründung des gemeinnützigen Werks gebührt. Man müßte sich sehr täuschen, wenn nicht für jede neue Bahn Transport- und Reisebillets für sehr bedeutende Summen zu verkaufen wären. Wer z. B. die Reise nach einem 10 Meilen entlegenen Orte jährlich einmal zu machen hat, kann für sechs Jahre — hin und wieder 120 Meilen machend — 4 Billets zu 4 Thaler kaufen: wird für 12 Thaler einigermaßen Schuldner des Geschäfts und hat im Ganzen für 16 Thaler 6 Reisen hin und zurück, die ihn sonst doppelt so viel kosten würden. Ein großes Handlungshaus aber, welches verschiedene Reisende hält, die z. B. zusammen das Jahr hindurch hin und wieder 100 Meilen machen, während die Familie von mehrern Personen selbst auch einige Reisen macht, kann z. B. für 15 Jahre oder 1500 Meilen 500 Billets zu 500 Thaler mit Gewinn von gleicher Summe einlösen, ohne für den Nichtgebrauch derselben besorgt zu seyn, indem die Billets statt des Personen- auch für Waarentransport, der für manches Haus viele Tausende beträgt, in Zahlung gegeben und überhaupt mit Gewinn in Umlauf gesezt werden können. Da die Hauptschwierigkeit darin besteht, daß eine Eisenbahn während der Erbauung keine Zinsen trägt und in der ersten Zeit die Dividende nicht sicher ist, so wäre es eine große Erleichterung, wenn die Auszahlung der Zinsen und des Gewinns auf spätere Jahre verschoben würde. Dies geschähe durch die Ausgabe von kleinen Aktien als wachsende Scheine. Ein Billet z. B. von 15 Thaler, das für Zinsen und Gewinnantheil etwa 6½ Procent Zinsen jährlich genießen soll, würde diese erst nach Verlauf von 10 Jahren in einem Male erhalten und für 25 eingelöst werden." Ich besorge, daß er auf diese Weise nicht zum Zweck kommen wird, und er hat daher gut gethan, sich an den Bund, ja er hätte noch besser gethan, sich kurzweg erst an eine, etwa die preußische Regierung zu wenden, denn ohne den kräftigen Vorgang einer Centralgewalt kommt in so großen Dingen nichts zu Stande.

Die dritte Schrift legt mit Recht großen Werth auf die Eisenbahn zwischen Cöln und Antwerpen und sezt deren Vortheile auseinander.

Während man in neuester Zeit mit Chaussee-Dampfwagen nicht unglückliche Versuche gemacht hat, die großen Kosten der Eisenbahnen zu ersparen, stellt umgekehrt der

Digitized by Google

Verf. der vierten Schrift den Satz auf: Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen. Er will, daß man nur die allereinfachsten Gesetze der Schwerkraft und des Falls benutze, er verlangt daher nur Rutschbahnen, die einem (ohne Dampf, nur von oben durch seine eigene Schwere getriebenen) Körper den schnellsten Lauf gestatten. „Wenn das System der schiefen Flächen wirklich sich als vortheilhafter bewährt, so würden die bei wagrechten Bahnen so bedeutenden Planirungskosten geradezu weggeworfen seyn, und es nur darauf ankommen, die natürlichen Unebenheiten der Erdoberfläche zweckgemäß zu benutzen und zu reguliren, ja öfters auf von Natur wagerechten Straßen künstliche Hügel aufzuwerfen ꝛc." Die Breite des Weges und der Gleise kann daher auch sehr ausgedehnt seyn: „Wenn zum Waarentransport die Eisenschienen, wie wir glauben, nicht ganz entbehrlich sind, so werden diese, um größere Lasten auf einmal fortschaffen zu können und eine unbequeme Länge der Fuhrwerke zu vermeiden, viel breiter auseinander gelegt, und erforderlichen Falles ein drittes Zwischenrad angebracht werden können, was vielleicht nicht einmal einen Schienengang mehr nöthig machen würde, wenn die Straße tüchtig zusammengewalzt ist. Auch für militärische Zwecke scheint dies nicht unwichtig, da sich leicht Fahrzeuge mit mehreren Sitzreihen über einander konstruiren ließen, vermittelst welcher z. B. eine ganze Compagnie auf einmal, und Massen von Bekleidungs-, Verpflegungs-, Munitions-, Armatur-Gegenständen, Pferden ꝛc. fortgeschafft werden könnten. Es können Fälle eintreten, wo es von höchster Wichtigkeit seyn dürfte, ein Korps von 20,000 Mann ganz frisch und streitfertig in etwa 4 Tagen von Berlin bis an den Rhein zu werfen, was mit einigen hundert Blockwagen auszuführen seyn wird! Sollte man Fahrstraßen ausschließlich für Militairtransporte angemessen finden, so würden natürlich einfache Straßen von der Hauptstadt aus nach der Landesgrenze genügen, da es nicht räthlich seyn dürfte, durch Nebenstraßen dem Feinde dieselben Vortheile darzubieten. Auch können diese Straßen durch Zerstörung der Hebestellen leichter als andere unbrauchbar gemacht werden." Unter den Hebestellen versteht der Verfasser die Abschnitte, wo die allmählige Senkung des Weges plötzlich wieder aufsteigt. Diese Abschnitte sind nothwendig, um die Fallkraft aufzuhalten, und natürlich, weil der Weg ohnehin nicht immer bergab geht. An jedem solchen Abschnitt muß aber die herabgerutschte Last wieder in die Höhe gehoben werden. „Wenn 2000 Fuß mit einer Senkung von 6 Fuß in 3 Minuten gefahren werden, so wird die Meile mit 12 ähnlichen Strecken und einer Senkung von 72 Fuß in 36 Minuten zurückzulegen seyn, eine Schnelligkeit, die zwar hinter dem Durchschnittssatz zurückbleibt, worauf es aber bei dieser Beispielerechnung ohne Fundament nicht ankommt. — Eine Vorrichtung, um Lasten von mehreren hundert Centnern ohne bedeutenden Zeitverlust um 72 Fuß zu heben, würde kaum ausführbar seyn. Wenn man aber die Hebevorrichtungen von 6000 zu 6000 Fuß, also für jede Meile statt einer deren vier anbringt, so werden die Lasten nur 18 Fuß hoch zu heben seyn, was sich vielleicht erreichen lassen wird. — Die Angabe solcher Hebevorrichtungen bleibt zwar den Technikern überlassen, indessen mögen uns einige allgemeine Bemerkungen gestattet seyn. Sehr wichtig ist dabei Schnelligkeit. Wenn man zu jeder Hebung nur 3 Minuten verwenden wollte, würde dies auf 4 Hebestellen für eine Meile allein 20 Minuten absorbiren. Viele sehr kräftige Maschinen, Flaschenzüge, Räder, Schrauben u. s. w. sind hier nicht anwendbar, indem sie zu langsam arbeiten, und Alles wird vorzugsweise durch Hebel und Gewichte gethan werden müssen. Wir denken uns z. B. unmittelbar vor der Hebestelle eine starke lose, viereckige Platte, groß genug den belasteten Wagen aufzunehmen, an den 4 Ecken 4 etwa 22 Fuß hohe unbewegliche Ständer, mit vertikalen Rollen an den Spitzen. Ueber diese Rollen Taue mit einem Ende in 4 Eckringe der Platte eingehackt, am anderen mit zureichenden Gewichten versehen, welche, sobald man deren Unterlage entfernt, die Platte mit dem Wagen in einem Moment hoch genug heben und eben so rasch zu neuen Hebungen zurücksinken lassen ꝛc. Für leichtere Personenwagen würden vielleicht starke komprimirte Spiralfedern unter der Platte genügen, die, sobald der Wagen aufgefahren ist, sich auslösen und denselben in die Höhe schnellen ꝛc."

Hier scheint sich der Verfasser gerade die Hauptsache etwas zu leicht gedacht zu haben. Das Aufheben großer Lasten würde in jedem Fall mühsame Anstalten und eine Akkuratesse erfordern, deren kleinste Vernachläßigung den Weg sperren, wo nicht die Waare verderben würde. Ueberdies aber ist das Terrain fast nirgends in der Welt gerade so wellenförmig, wie es der Verfasser verlangt, und welche Kosten würden erfordert, in der glatten Ebene Berge aufzuwerfen, oder in hohen Gebirgen die Lasten mit bloßer Hebelkraft aufwärts zu bringen! Es scheint, das Terrain sollte allerdings stellenweise, wo es gerade günstig ist, nach Art der Rutschberge und der hölzernen Rinnen, die in Gebirgsgegenden zum Hinabgleiten der Baumstämme dienen, benutzt werden, aber eben nur stellenweise, denn eine fortgeführte Kette solcher Rutschbahnen ist bei den Launen des Terrains unausführbar, weil der Weg jeden Augenblick zu steil oder zu eben läuft.

Digitized by Google

Doch kann geholfen werden, wenn Herr Hofrath Link seine Erfindung, Flüsse bergauf zu leiten, der Welt nicht länger vorenthält. Dann wäre der Hebel gefunden, durch den man die Lasten bergauf brächte: abwärts könnte man sie dann in Gottes Namen rutschen lassen.

Seelenlehre.

41) Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder: Mein Uebertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der treuen Kirche des Herrn, in Begleitung übersinnlicher Erscheinungen, von Wilhelm Oegger, gewesenen Ober-Vikar der Kathedrale zu Paris. Aus dem Französischen mit erläuterndem Schlüssel übertragen von Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1835.

Referent kann nicht verhehlen, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn Herr Hofacker seine Uebersetzungen der Swedenborgischen Originalwerke fortgesetzt hätte, statt daß er dieselben jetzt unterbricht, um minder bedeutende Werke moderner Anhänger des großen schwedischen Propheten herauszugeben. Das vorliegende Werk ist zwar äußerst pikant, allein der Reiz desselben besteht eben nur in einer Uebertreibung, die gewiß nicht geeignet ist, für Swedenborg einzunehmen, sofern man vom Schüler auf den Meister zurückschließt. Wie gesagt, es wäre besser, uns den ganzen Swedenborg zu geben, der, man mag an ihn glauben oder nicht, immer einer der größten und eigenthümlichsten Denker, einer der respektabelsten Koryphäen des 18ten Jahrdunderts bleibt, und mit dem Herr Oegger sich wohl nicht vergleichen, und über den er am allerwenigsten, wie er doch thut, sich erheben sollte.

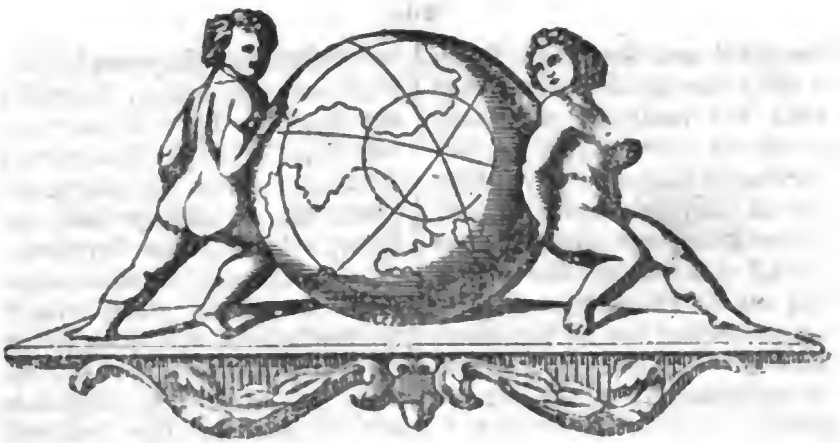
Die Sache ist kurz diese. Herr Oegger erklärt naiv, Swedenborg sey bloß sein Vorläufer, er selbst, Oegger, gründe erst die neue Kirche, er sey der neue Prophet, durch den Alles anders werden soll, von ihm an beginne eine neue Aera, und das Alles, weil ihm der Herr selbst in der Mitte seiner Apostel erschienen sey und ihm feierlich wie einst dem Petrus gesagt habe: „auf dich will ich meine Kirche gründen.“ Von den Mitteln, wodurch dieß geschehen soll, ist weiter keine Rede. Herr Oegger stellt keine neue Lehre auf, er beruft sich nur auf die des Swedenborg, behauptet aber dennoch, die Sache sey jetzt die seinige und nicht mehr die Swedenborgs. Man kann sich in der That auf keine ungezwungenere Weise die Verdienste eines Andern aneignen, aber auch nicht deutlicher beweisen, in welcher Wahlverwandtschaft Hochmuth und Kirchentum stehen. Die Alten waren klüger, sie stifteten nicht eher eine Kirche, als bis sie sich durch ihre Demuth Freunde genug erworben hatten. Die Neuern fangen gleich mit der Kirche und ihrem ganzen Hochmuth an. Wie soll man sich da nicht abgeschreckt fühlen? wie wollen sie da die Lehre ausbreiten? Oder hat Herr Oegger die Franzosen im Auge gehabt? Muß man diese vielleicht brutkiren, um auf ihren abgestumpften Sinn zu wirken? Muß es dort die Kirche machen, wie das Theater, um die Nerven noch einmal aufzureizen?

Bei alledem scheint Herr Oegger kein Betrüger zu seyn, er hat einen heißen Kopf, fieberische Träume, man hat ihn, wie er selbst erzählt, in ein Irrenhaus gesperrt, und wer die Lebensbeschreibung Tenhardts gelesen hat, wird zwischen diesem und Oegger eine ziemliche Uebereinstimmung finden. Auch Tenhaedt nämlich wurde durch seine äußerst lebhaften Träume aus einem anspruchslosen Leben aufgejagt, das Prophetische in ihm zu kultiviren, und Beide dürften, wenn sie auch keine große Rolle in der Kirchengeschichte spielen werden, doch für den Psychologen interessant bleiben.

Der Anhang enthält einen schätzenswerthen Beitrag, nämlich Mittheilungen aus den merkwürdigen Visionen der berühmten heiligen Brigitte von Schweden, mit dem dieselben erklärenden Swedenborgischen Schlüssel. Ich muß indeß bekennen, daß mir die Mannichfaltigkeit der Bilder, hinter denen sich ein noch eigenthümlicher Sinn ahnen läßt, lieber ist, als die Einfachheit einer Erklärungsweise, die am Ende immer nur auf die beiden Swedenborgischen Principe „Gut und Wahr“ und deren gleichsam arithmetische Kombinationen hinausläuft. Wenn mir am Ende mit dem schönsten und seltensten Bilde, das meine Einbildungskraft wunderbar anregt, nicht mehr gesagt ist, als mit einer längst bekannten Phrase, z. B. gut handeln ist mehr als richtig denken, das Wahre ist der Weg zum Guten, das Gute soll sich mit dem Wahren verbinden ꝛc., so hätte es der Bilderssprache gar nicht erst bedurft, so wie überhaupt alle exaltirten Zustände und Entzückungen überflüssig wären, wenn sie nur bestimmt wären, um längst bekannte Vernunftwahrheiten mitzutheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 125. 8. December 1834.

Niederländische Geschichte.

1) Geschichte der Niederlande, von N. G. van Kampen. Zwei Bände. Hamburg, Perthes, 1831—33.
2) Essai sur la nécessité du retablissement du royaume des Pays-Bas sous le rapport politique, connu sous le nom de système de la Barrière. La Haye, J. Frank, 1833.
3) Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionären Geistes, von einem ehemaligen Minister des Königs von Frankreich. Aus dem Franz. übersezt von W. C. Gautzsch, Lektor an der königl. niederl. Universität zu Leyden. Haag, J. Frank, 1833.
4) Essai historique et politique sur la révolution belge, par Nothomb. Bruxelles, J. P. Melline, 1833. *)

Wenige Länder haben in neuerer Zeit das Schicksal gehabt, so viel besprochen, so verschieden beurtheilt und so selten unbefangen gewürdigt zu werden, als Belgien und Holland, und nicht leicht haben zwei so verwandte Völker einander mit herzlicherem Haß verfolgt, eifriger alles mögliche Böse angethan oder nachgesagt. In Frankreich, England, Deutschland, überall hat die belgisch-holländische Frage ihre besondere Ansichten hervorgerufen, weil sie meist nicht sowohl aus einer ruhigen Prüfung des innern thatsächlichen Verhältnisses der Niederlande hervorgingen, als nach Eingebungen politischer Vorliebe und Leidenschaft, nach Maßgabe wirklicher oder vermeintlicher auswärtigen Interessen geschaffen wurden. Zwar kann heutzutage keine irgend bedeutende Staatsveränderung auch in dem entferntesten Winkel von Europa geschehen, ohne als eine Angelegenheit betrachtet zu werden, welche nicht bloß das Volk angeht, das dieselbe bei sich vornimmt, sondern den ganzen Welttheil. Europas Völker machen zusammen eine große Staatenfamilie aus, geregelt durch das öffentliche Recht der Verträge und durch mannichfaltige Beziehungen des Verkehrs und des moralischen Einflusses verbunden. Es ist natürlich, daß kein Glied aus der allgemeinen Kette losgerissen, kein Standpunkt verrückt werden kann, ohne daß das Ganze die Wirkung davon verspürt. Und wenn nun daraus folgt, daß die Intervention im europäischen Staatsrecht ein wesentliches Kapitel ist, so wird freilich diese sich sehr verschieden gestalten, je nachdem es einer der größern oder kleinern Staaten seyn wird, mit dessen Separatismus es die Andern zu thun haben, — es wird

*) Von obigem Werk erscheint in kurzer Zeit eine deutsche Uebersezung im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

eine lange Stufenleiter geben von Intrikiren, Unterhandeln, freundlichem Rath bis zu Drohungen, Acht und Aberacht und endlich dem bewaffneten Exekutionsverfahren. Aber wie zehnfach verwickelt hat sich dies Alles in den niederländischen Händeln! Intervention und Nicht-Intervention, offizieller Frieden und wirklicher Krieg, garantirter Waffenstillstand und Invasion, Protokolle ohne Ende, Verträge ohne definitive Ratifikation, ausgesprochene Trennung und die ungeheuersten militärischen Anstalten, dort um eine Restauration herbeizuführen, hier um sie zu verhindern, — welch ein Chaos zum Theil widersprechender Erscheinungen, in das man wie unaufhaltsam hineingeräth.

Noch ist der Knäul nicht entwirrt; während aber einstweilen eine diplomatische Stille eingetreten ist, indem die Unterhandlungen von dem geräuschvollen Schauplatz der englischen Hauptstadt nach Frankfurt und Biberich entrückt worden sind, wo diese europäischen Verlegenheiten durch ein friedliches Familienarrangement der Agnaten des Hauses Nassau ihre lezte Erledigung finden sollen, dauert der kleine Federnkrieg zwischen den beiden Fraktionen des Königreichs der Niederlande fort. Die Belgier sind in diesem Kampf ursprünglich stark im Nachtheil gewesen. Da sie sich der Sympathien des französischen und wohl auch im Ganzen des englischen Volks sicher wußten, haben sie versäumt, die Meinung in Deutschland für sich zu gewinnen, ob ihnen gleich, wenn sie einen unabhängigen Staat bilden wollen, an der guten Nachbarschaft mit Deutschland Alles gelegen seyn muß, abgesehen davon, daß dieses in der Konferenz zwei Stimmen zählte, denen auch eine dritte folgen mochte. Nicht so die Holländer: ihnen standen alle deutschen Blätter offen, und von den vielen Deutschen und Schweizern, die vom König Wilhelm hauptsächlich zur Aufklärung der Belgier nach den Niederlanden berufen worden waren, muß man es rühmen, daß sie wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit redlich erfüllten, sofern es ihren Bemühungen zu verdanken ist, daß die holländische Sache eine Zeitlang in Deutschland populär werden oder daß die Belgier in's Geschrei kommen konnten, als wären sie schlechterdings (etwa wie die Polen) ein „turbulentes, anarchisches" Volk, welches die Aufnahme in die europäische Familie nicht verdiene. Es war ihnen nichts Leichtes gelungen, denn die Deutschen hatten nicht Ursache, mit jener beharrlich egoistischen Politik sonderlich zufrieden zu seyn, die uns auf den Grund einer jesuitischen Wortverdrehung die stipulirte Freiheit des Hauptkanals unsers Handels vorenthielt, die, obgleich in allen deutschen Angelegenheiten im Namen Luxemburgs ein Wort mitredend, durch die Einverleibung Luxemburgs mit einer nichtdeutschen Legislatur und dadurch, daß sie keine der mitberathenen und beschlossenen Bundesmaßregeln in diesem deutschen Großherzogthum vollzog, beweisen zu wollen schien, daß das Königreich der Niederlande nebst Zugehör sich als eine Macht ansehe, die Deutschland nichts angeht. Sollte Deutschland für das holländische Interesse sich begeistern lassen, um es nöthigen Falls durch Waffengewalt zu schützen, so mußte es vergessen, daß Holland durch Entnationalisirung desjenigen deutschen Grenzlandes, mittelst dessen es mit seinem alten Mutterlande noch zusammenhing, sich um das leztere eben so wenig verdient gemacht hatte, als dieses es für ein Glück halten konnte, durch Holland zu einem Binnenland gemacht zu werden und die Mündung seiner Hauptflüsse zu verlieren, wie ihm im Süden sein natürliches Bollwerk, die Alpengrenze, verloren gegangen war.

Nach und nach ist in Deutschland die niederländische Frage auf eine selbstständigere Betrachtungsweise herübergeführt, die Gesichtspunkte nationaler gestellt worden. Die holländischen Publizisten sind in der deutschen Journalistik verstummt; die durch sie gegen Belgien unterhaltene Gereiztheit hat sich gemildert und gewichtige Stimmen haben angefangen, die reindeutschen Interessen zu verfechten. Annäherung, Befreundung mit Belgien wurde möglich und nützlich, selbst dessen Aufnahme in die deutsche Konföderation, wenn nicht in den allgemeineren Verhältnissen unüberwindliche Hindernisse im Weg stunden, wurde wünschenswerth gefunden. Die Belgier selbst haben, statt früher fast ausschließlich nach Frankreich und England, jezt ihre Blicke mehr nach Deutschland gerichtet.

Dagegen hat, wie es scheint, in der Stellung der Nord- und Südniederländer sich wenig oder nichts verändert. Beide Theile fahren fort, ihrem frühern Gesichtspunkt gemäß ihre Sache vor dem Forum der europäischen Meinung zu vertheidigen. Die in ein Königreich verwandelte Republik mit ihrer Legitimität von fünfzehn Jahren gerirt sich als Stüze der monarchischen Stabilität gegen die Revolution, Belgien vindizirt das Recht eines Volks, Selbstzweck zu seyn. Jenes also behauptet seinen universell europäischen, dieses seinen individuell nationalen Gesichtspunkt. Doch ist es erfreulich, wahrzunehmen, daß auch hier der Meinungskampf nachgerade einen ruhigeren, Schimpfartikel in Zeitungen verschmähenden, wenn auch leidenschaftliche Rekriminationen noch nicht ausschließenden Ton angenommen hat.

Blicken wir auf die Art, wie beide Völker plädiren, so fällt uns ein wichtiger Unterschied auf: Holland appellirt an die Staatsklugheit der Höfe, Belgien an den Gerechtigkeitssinn der Völker, jenes an die statuarische Politik der Verträge, dieses an eine Politik im Sinn des französischen Juliusprinzips. Die auch für Holland sehr

Digitized by Google

nationalen Momente der Frage treten in seinen Argumentationen mehr in den Hintergrund.

So spricht man nicht gern von Etwas, was in erster Linie stehen sollte; wir meinen das holländische Monopolsystem. Dieses System forderte nach dem großen Befreiungskrieg der vereinigten Provinzen von Spanien die Schliessung der Schelde und beraubte Belgien anderthalb Jahrhunderte lang der Segnungen seines reichen, edeln Stromes; dasselbe bekämpfte in dem ersten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts Belgiens Wohlstand in der Kompagnie von Ostende, und ruhte nicht eher, als bis auch dieser Nebenbubler vernichtet war; dasselbe brachte Antwerpen dem Neid der Amsterdamer Kaufherren zum Opfer, war die Ursache, daß jene Stadt nicht mit der Republik vereinigt werden durfte, richtete vielleicht auch in neuester Zeit Chassé's Bomben; dasselbe rottete auf vielen der indischen Gewürzinseln die Muskaten- und Zimmtbäume aus, damit die Preise durch den Ueberfluß der Ernten nicht vermindert würden; dasselbe verdammte die freien Bewohner dieser Inseln zur Heloteuarbeit für holländische Rechnung, die sich nun durch immerwährende Aufstände rächen und Holland mit dem Verlust seiner Kolonien bedrohen. Durch dasselbe ist Holland reich und mächtig geworden: darum soll es beibehalten werden, so unnatürlich grausam es ist, und ob es gleich nur unter Voraussetzung, daß ein Theil der Menschen ewig unwissend und unterdrückt bleibt, verwirklicht werden kann. In all diesen Dingen erkennt Holland sein gutes altes Recht; sollte der Geist der Zeit eine so arge Sünde begangen haben, wenn er sich mit Diesem und Jenem nicht mehr vertragen wollte? So scheint es auch, habe Holland in der Bürde seiner ungeheuren Nationalschuld und seines kostbaren Wasserbauwesens einen bedeutenden Grund, um für die Vereinigung mit einem Volk eingenommen zu seyn, welches durch den Grundsatz der gleichen Vertheilung der Staatslasten in eine ganz unverhältnißmäßige Mitleidenschaft gezogen werden mußte, und dem von vornherein diese Vereinigung nicht anders als widerwärtig seyn konnte, nachdem es so lange Zeit hindurch die schlimmsten aller Tyranneien, die Tyrannei einer Handelsrepublik, erfahren hatte, deren einflußreicher Politik es gelungen war, in seinen festen Plätzen sich das Besatzungsrecht zu erwerben und ihm den nützlichen Gebrauch seiner eigenen Häfen zu verbieten. Nicht bloß die Verschiedenheit des Volkscharakters der Niederländer des Norden und des Süden war es, was das Unternehmen des Wiener Kongresses, beide zu verschmelzen, mißlich machte, die von den Holländern provocirten und genährten Antipathien haben noch einen weit größern Antheil an dieser Schwierigkeit. Und wenn nur zu einer wirklichen Verschmelzung Vorkehrung getroffen gewesen wäre? So aber wurden Belgier und Holländer, während sie ein Königreich bilden sollten, durch die von den leztern angenommene, den erstern aufgenöthigte Verfassung, welche der Minderzahl dieselben Rechte verlieh wie der Mehrzahl, als zwei fortwährend neben einander bestehende Völker konstituirt, so daß die vier Millionen Belgier, mit den zwei Millionen Holländern gleichgestellt, nothwendig dem holländischen Interesse, von einer holländischen Dynastie immerhin mit Vorliebe gepflegt, dienstbar werden mußten. Konnten diese offenbaren materiellen Nachtheile durch die verdienstvollen Bemühungen der Regierung für Verbreitung von Bildung und Aufklärung in Belgien in den Augen des Volks aufgewogen werden? Konnte der materielle Vortheil, welchen die Holländer den Belgiern durch Zulassung in ihren Kolonien dagegen boten, für diese von sonderlichem Werth seyn, da sie keine Marine besaßen, durch holländische Veranstaltung keine hatten besitzen können?

Allein die holländischen Sprecher entfernen die Frage lieber vom Gebiet der innern Politik auf das der europäischen Diplomatie, und da durchlaufen sie die ganze Geschichte des Vertragsrechts, um zu zeigen, daß nach dem Urtheil der angesehensten Staatsmänner für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe ein mächtiges Grenzbollwerk gegen Frankreich nothwendig sey. Ein solches finden sie in dem Königreich der Niederlande, der Vollendung des Barrierensystems vom 15. November 1715. Wir sind, rufen sie Europa zu, bestimmt, eine Schutzmacht gegen die Eroberungen zu seyn. Stellt uns wieder her: sonst gibt es keine Unabhängigkeit von Europa, kein Gleichgewicht weder zu Land noch zur See. Die guten Holländer, sie erinnern sich, daß sie einst ohne Belgien ein mächtiger Staat waren, und nachdem sie aufgehört, es zu seyn, möchten sie es mit Hülfe der Belgier wieder werden. Aber gerade darin liegt die große Veränderung der Zeit zu Tage. Holland mit seinen großen Seehelden, einem Tromp, de Ruyter, de Witt, Evertsen, war allerdings im Fall, jenen Ansprüchen Geltung zu verschaffen; aber nachdem dieser Staat seine Seemacht hatte so zerfallen lassen, daß die That Van Speyks nur an eine ferne Vergangenheit angeknüpft werden konnte, daß gegen die neueste Blokade keine Maßregel des Widerstands möglich schienen, nachdem seine Landmacht so wenig heißen wollte, daß die Intervention weniger Bataillone Preußen einige Jahre vor der Katastrophe der Republik hinreichten, eine mißbeliebte Ordnung der Dinge herzustellen, so kann man fragen, wo denn bei der Reorganisation der europäischen Verhältnisse durch den Wiener Kongreß jene alten Elemente niederländischer Kraft und Selbstständigkeit noch gewesen, um auf dieser Basis das Königreich der Niederlande als europäisches Bollwerk aufzurichten? Waren die Elemente in Holland allein nicht, so mußten sie in der Vereinigung

Digitized by Google

mit Belgien liegen; dann durfte diese aber kein gezwungener Akt seyn, weil ein Staat, der so zusammengekittet werden muß, das Prinzip der Schwäche in sich trägt, und leicht einer Armee gleicht, die durch Furcht vor dem Korporalsstock zusammengehalten wird, was zwar in gewöhnlichen Lagen angeht, allein wenn es zum Treffen kommt, Auflösung und Schande erwarten läßt. In den sonderbarsten Widerspruch verwickelt sich indeß der holländische Patriotismus, wenn er, um darzuthun, daß Belgien als Staat für sich keine Bürgschaften darbiete, den Charakter der Belgier herabzuwürdigen, ihnen jeden Nationalgeist abzusprechen sucht, höchstens den unbotmäßigen Municipalfreiheitssinn des fünfzehnten Jahrhunderts zuerkennt. Holland erwartet von Belgien Befestigung und gleichwohl wäre dieses Volk jeder bürgerlichen und politischen Tugend baar! Wäre es wirklich eine solche absolute Nullität, wie die Holländer besonders in ihrer Freude über den Erfolg der Ueberrumpelung im August 1831 glauben machten, so müßten sie besser daran thun, sich hinter ihren Kanälen und Dämmen zu verschanzen, als sich mit einem nichtswürdigen Anhängsel zugleich die Last der Bewachung einer unsichern Grenze, die an die großen Militärmächte anstößt und ihre Konflikte hindern soll, aufzuladen.

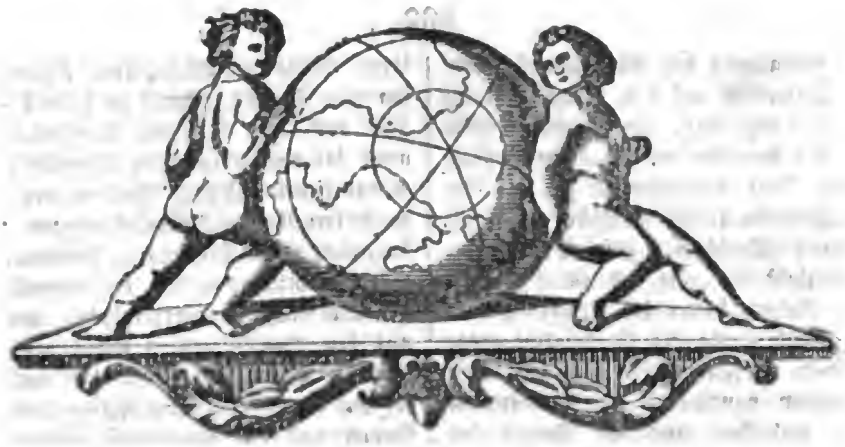
An eine aufrichtige Verständigung ist wohl so bald noch nicht zu denken. Hören wir den Verfasser des Ursprungs des revolutionären Geistes, so war die belgische Revolution nichts als das Werk von Emissären der Pariser Propaganda; hören wir den Anwald des Barrierensystems, so war die angebliche Abneignng beider Völker als Grund der Trennung gar nicht vorhanden, vorhanden war nur die Antipathie zwischen Licht und Finsterniß, Ordnung und Anarchie. Er findet die Spuren ihres gemeinschaftlichen Ursprungs selbst in ihren Fehlern, nur mit dem Unterschied, daß die Holländer alle Vorzüge des Geistes, des Charakters und der Geschichte in sich vereinigen, um die kräftige Organisation einer Nation zu bilden, auf welcher die Grundlagen des kolossalen Gebäudes des europäischen Gleichgewichts ruhen können, während die Belgier den beweglichen, unverbundenen Atomen des Sandes zu vergleichen seyen. Allein sonach müßten die Belgier doch, um das zu erlangen, was ihnen abgeht, Holländer werden; und eine Wiedervereinigung, wobei den Beschwerden der erstern abgeholfen würde, scheint Keiner vorzuschlagen zu wissen. Holland kann Belgien nur brauchen, wie es dasselbe gehabt hat, mit entschiedenem Uebergewicht des holländischen Interesses. Die Länge der Zeit hätte vielleicht auch unter diesen Umständen die „innige und vollständige Verschmelzung", welche der Londoner Traktat vom 21. Juli 1814 postulirte, nach und nach bewirkt; nur hätte die Zeit eine andere seyn müssen, als die, in welcher wir jezt leben. Wie weit aber das holländische Uebergewicht sich erstreckte, beweist Nothomb durch ein schlagendes Beispiel. Unter 76 Generalen in der niederländischen Armee waren im Jahr 1830 bloß 7 Belgier, unter 43 Generalstabsoffizieren waren es deren 8, unter 1454 Infanterieoffizieren 259, unter 316 Kavallerieoffizieren 84, unter 360 Artillerieoffizieren 33, unter 128 Genieoffizieren 9, und von sämmtlichen Belgiern blieben nach der Revolution bloß 17 in holländischem Dienst zurück. Auf ähnliche Weise wurde es in allen Zweigen der Verwaltung gehalten.

Der französische Exminister tadelt die Konferenz heftig, daß sie die Trennung aussprach. Er schiebt die Schuld davon auf Talleyrand, der die Furcht vor einem allgemeinen Krieg benuzt habe, um Holland zu opfern und England zu einem engen Bündnisse mit Frankreich zu bewegen, welches durch die revolutionären Grundsätze sollte befestigt werden, zu deren Annahme man Großbritannien geneigt zu machen hoffte. Damit habe er den geheimen und weitaussehenden Entwurf zu einer großen Koalition gegen Rußland verbunden, scheinbar in der Absicht, den für die Unabhängigkeit Europas gefährlichen Koloß zu schwächen, im Wesen aber, um die Macht niederzudrücken, die bei dem begonnenen Kampfe am meisten im Stande sey, Europa vor der Umwälzung zu sichern. Dieser Plan sey schon vor 40 Jahren, um die Zeit der Hinrichtung Ludwigs XVI., als Talleyrand als untergeordneter Diplomatiker, aber geheimer Leiter der französischen Gesandtschaft sich in London befand, mit Grey besprochen und von dem Reformator, welcher damals seinen Ruf in den Volksgesellschaften legte, gutgeheißen worden. Diesen Aufschluß kann man annehmen; ehe man aber sich erlaubt, zwei Staatsmänner, von denen der eine gleichsam der Erfinder des Legitimitäts-Prinzips war, der andere durch seinen freiwilligen Rücktritt von der Gewalt seine Anhänglichkeit an die Grundsätze einer mehr steten als zu raschen Reform bethätigt hat, für systematische Revolutionäre zu erklären, möchte man fragen, ob nicht vielleicht ihrer Voraussicht die Nothwendigkeit erschienen, gegen eine Gefahr anderer Art sich zu wappnen, gegen welche noch kein Barrieren-Vertrag abgeschlossen war? Ob sie nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß, nachdem Belgien als spanische und österreichische Provinz mit eigener Verwaltung so lange bestanden hatte, dasselbe wohl auch als eigener Staat müßte bestehen können?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 126. 12. December 1834.

Niederländische Geschichte.

(Schluß.)

Ohne Zweifel haben sie nicht unerwogen gelassen, daß es gefährlich sey, die Unabhängigkeit eines Staats auf dessen Neutralität zu gründen, weil allerdings ein Prinzip ohne materielle Kraft wenig Garantie darbietet, wahrscheinlich haben sie es aber noch bedenklicher gefunden, gegen den kundgegebenen Willen des Volks die Wiedervereinigung zu dekretiren. Ueberhaupt mag ihnen auch der Gedanke der Erfahrung vorgeschwebt haben, daß schon manchmal Revolutionen verhütet worden seyn möchten, wenn man bei den politischen Schöpfungen die Wünsche der Völker, über die man verfügte, mehr berücksichtigt hätte.

Noch ein Wort über van Kampen. Dieses Werk gehört, wie schon der Titel zeigt, nicht dieser Tagliteratur an, in deren Gesellschaft wir es hier aufführen. Es ist im Geist wissenschaftlicher Forschung geschrieben, Volks-, Kultur-, Verfassungs-, Literatur- und Handelsgeschichte mit ihren periodischen Veränderungen umfassend. Schade, daß es sich der Eindrücke der Zeit, so freimüthig und unparteiisch es auch im Ganzen ist, nicht hat durchaus erwehren können. Die südlichen Provinzen behandelt der Verfasser kurz und bei vielen Gelegenheiten mit einer unverkennbaren Bitterkeit. Doch bleiben auch die Schattenseiten seiner Landsleute, z. B. die gräulichen Barbareien, die sie auf den Kolonien, namentlich der vorübergehenden Besetzung Brasiliens verübten, nicht unerwähnt. „Sein Oranje boven! kommt nicht selten in Kollision mit einer Gesinnung, die dem aristokratischen Republikanismus eines Oldenbarnevelt und de Witt gerne huldigt, deren Tod er übrigens auf eine Art erzählt, wobei das Statthalterthum, das gegen diese gefeierten Staatsmänner im Namen der Demokratie auftrat, nicht geschont wird. So sehr er ein Gegner der revolutionären Prinzipien ist, so nimmt er gleichwohl die Ehre der Erfindung des Grundsatzes der Volkssouveränität oder der praktischen Anwendung desselben für die holländisch-oranisch Gesinnten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor Rousseau in Anspruch, wenn er meldet: „Man stellte das Prinzip auf, daß, wenn die Regierung durch ein verkehrtes Betragen das Recht und die Macht der Verwaltung verliere, diese in den Schooß des Volks zurückkehrt, welches sodann das Recht der Souveränität hat und sowohl eine neue Regierungsform einrichten als das Personal der Regenten verändern kann. Das Volk hat das Recht des Aufstandes und darf als ursprünglicher Herrscher für sich Alles nach seinem Willen einrichten; dies gilt für allerlei Regierungen, doch vorzüglich für die Republiken.“ Wie

Digitized by Google

diese Lehre von den Anhängern des Statthalters gepredigt werden konnte, ist freilich auf den ersten Blick etwas befremdend; es wird aber klar, wenn man bedenkt, wie die Beziehungen der Parteien in dem alten Holland waren. Das gemeine Volk war oranisch gesinnt, die auf die städtischen Aristokraten (lebenslängliche sich selbst ergänzende, fast erbliche Magistrate) gestützte Staatenpartei oder die Provinzialstände, die sich als Souverän betrachteten, und ihr Anhang hatten die Regierung und Verwaltung in den Händen; da der Statthalter gerne mit ihnen die Gewalt getheilt hätte, so sah man die Prinzen von Oranien häufig mit der demokratisch gesinnten Menge sich verbinden und das Panier der Freiheit aufstecken. So haben also die Belgier nicht alles Revolutionäre von den Franzosen lernen müssen. Wenn sie auch den Begriff der Volkssouveränität nicht aus dem alten Kodex der Freiheiten Brabants (joyeuse entrée) schöpfen wollten, welcher, wie in Aragon, dem Volk das Recht gab, einem Herzog, der wider die Gesetze handelte, den Gehorsam aufzukünden, und wenn sie nicht daran erinnert wurden durch einen Sprachgebrauch, welcher die Abgabenansinnen der Regierung als „Bitten" bezeichnete, so durften sie nur bei den Holländern selbst in die Schule gehen. So ungerecht ist es als unhistorisch, wenn man alle Verirrungen der Zeit aus einer Quelle ableiten will!

Schwedische Geschichte.

1) Auszüge aus den zu Stockholm im Druck erscheinenden Handschriften, die ältere, neuere und neueste Schwedische Geschichte, so wie auch geschichtliche Personen betreffend. Aus dem Schwedischen übersezt von E. C. v. S. Erster Band. Berlin, Mittler, 1833.

Von der ältern Geschichte Schwedens ist in diesem ersten Bande nicht die Rede. Es handelt sich hier bloß von Gustav III., Karl XIII. und Gustav IV. Adolph. Der Text ist durchgängig von den Parteimännern Karls XIII. und besonders gegen Gustav IV., die Anmerkungen dagegen sind von einem enthusiastischen Anhänger der legitimen Dynastie, und ihre Tendenz erhellt aus folgenden Worten der Einleitung: „Es werden durch diese Anmerkungen zwar die, welche Hauptrollen in jener scheußlichen Katastrophe gespielt haben, zur Schau gestellt: aber können sie sich mit Recht darüber beklagen, da sie zum Theil selbst ihre verbrecherischen Thaten mit einem Staunen weckenden Uebermuthe offenkundig gemacht und als ein Verdienst sich angerechnet haben, ihren König verrathen, ihre Hände an ihn gelegt und ihn vom Throne gestürzt zu haben? — da sie selbst kein Hehl aus ihrer Eid- und Treubrüchigkeit gemacht, vielmehr die unzweideutigsten Beweise davon zu allgemeiner Kenntniß gebracht hat? Verdient der Schonung, der, statt jener frevelhaften Unternehmungen entgegen zu wirken, der, statt seine Stellung zu benutzen, seinen König und dessen Familie, so wie die Gerechtsame des legitimen Thronfolgers, zu vertheidigen, gemeinschaftliche Sache mit den Hochverräthern machte, die Hände zur Ausführung ihrer Pläne bot, und nachdem dies gelungen, sich auf den Thron derer sezte, die ohne allen rechtlichen Grund und den Reichsgrundgesetzen, so wie den heilig beschwornen Erbverträgen, gerade zuwider, durch sein Zuthun von demselben gestürzt und verdrängt worden sind? — Nimmermehr!"

Man hat freilich über alle diese Vorfälle, den Parteimord Gustavs III. und die Parteientsetzung Gustavs IV. auch nur Parteinachrichten. Gleichwohl ist es unerfreulich, auch jezt noch, wo ein ruhigeres Urtheil eintreten könnte, nur immer noch die Uebertreibungen der Parteien hören zu müssen. Der Text der hier gelieferten Nachrichten befleckt mit in der That schamlosem Hohn die Talente Gustavs III. und das Unglück Gustavs IV.; aber die Anmerkungen machen aus jenen Märtyrern der Parteisucht auch wieder gar zu große Heilige. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Man kann die Verbrechen auf der revolutionären Seite so wenig läugnen als die Fehler auf der legitimen.

Sofern indeß beide Parteien hier ihre Ansichten einander gegenübergestellt haben, ist das Werk eine sehr interessante Aktensammlung, aus der man über den ganzen Prozeß wohl instruirt wird. In die verwickelten und langwierigen Einzelnheiten wollen wir nicht näher eingehn. Sie gehören der schwedischen Spezialgeschichte an. Von welthistorischem Interesse aber ist die Lehre, welche darin liegt. Man kann hier deutlich sehen, was dabei herauskommt, wenn König und Adel Alles allein thun, wenn dem Volk kein Einfluß mehr zusteht. Der Mangel einer populären Kontrole läßt den König Fehler begehn, welche der Adel benuzt, und da der König mit jener Kontrole auch des populären Schutzes ermangelt, kann ihn der Adel mißhandeln und sogar vom Thron jagen, ohne daß das Volk davon Notiz nimmt. Hier haben wir das traurige Beispiel eines Volks, das, weil es nicht mehr gefragt wird, auch selbst nicht mehr fragt. Hätte dies der königliche Revolutionär von 1772 bedacht, so würde er nicht ermordet, sein Nachfolger nicht entthront worden seyn durch einen Adel, dem man die Macht nicht nimmt, wenn man ihm politische Formen nimmt.

Digitized by Google

Sollte sich auch die Entsetzung Gustavs IV. rechtfertigen lassen, so findet doch die Ausschließung seines Sohnes im legitimen Gesichtspunkt keine Entschuldigung. „Edel wäre es gewesen, wenn Karl XIII. seine Bruderliebe dadurch an den Tag gelegt hätte, daß er den ihm von dem Vater anvertrauten Sohn auf dem diesem rechtlich zustehenden und durch Nichts verwirkten Thron zu erhalten Alles angewendet hätte, und, wenn ihm dieses gegen alles Erwarten nicht geglückt, doch dahin gestrebt hätte, die Rechte des rechten Thronfolgers geltend zu machen. Aber statt alles dessen machte Karl XIII. gemeinschaftliche Sache mit den Empörern, ließ nicht allein die Mißhandlungen, die Gustav IV. Adolph von Majestäts-Verbrechern erdulden mußte, unbestraft, sondern belohnte sie sogar; er setzte seine eigenen Unterthanspflichten aus den Augen, ward mit seinen Mitunterthanen eidbrüchig, stürzte den Sohn seines Bruders von dem Throne, verbannte ihn und seine Familie aus dem Reiche, vernichtete die Rechte des legitimen Thronfolgers und bestieg den Thron, den er den Nachkommen seines Bruders ungekränkt zu erhalten geschworen hatte. Man sage nicht, daß Letzteres durch die Beschlüsse der Reichsstände geschehen sey; denn diese Beschlüsse würden kraftlos geblieben seyn, wenn Karl XIII. in der Eigenschaft als Reichsverweser ihnen seine Zustimmung versagt, wenn er standhaft sich geweigert hätte, sich ihnen zu fügen. Nur durch seine Genehmigung wurden sie sanktionirt, und wir wissen es, daß, wenn er darauf bestanden, den Sohn Gustavs IV. auf den Thron zu setzen, die Mehrheit dafür gestimmt haben würde. — Man sage ferner nicht, daß unter den obgewalteten Umständen Karl XIII. es nicht habe ablehnen können, den schwedischen Thron einzunehmen; denn alles das, was er that, um Frieden mit Rußland zu erlangen, konnte auch eben so gut erreicht werden, wenn er sich damit begnügte, bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen Gustav die Regentschaft zu übernehmen; aber freilich konnte dann die bestehende Regierungsform nicht umgestoßen werden, und dies war es besonders mit, wonach die Empörer strebten. — Was nun die Entthronung Gustavs IV. Adolph insonderheit betrifft, so werden wir aus den Berichten der Anstifter der Empörung gegen ihn und Anderer deutlich und unwidersprechlich darthun, daß die Revolution im Jahre 1809, welche sich mit der Entthronung dieses Königs endigte, einzig und allein das Werk jener Anstifter war, und daß zwischen diesen und Karl XIII. schon Alles abgemacht war, bevor die Stände des Reichs Kenntniß davon erhielten und sich versammelten. — Als einen hauptsächlichen Grund zu der Revolution des Jahrs 1809 hat man angegeben, daß der König nicht zu bewegen gewesen sey, Frieden mit Rußland zu machen. Wir haben schon an einer andern Stelle diesem Vorgeben widersprochen, und thun es auch hier. Der König war keineswegs einem Frieden abgeneigt, nur wollte er nicht zu einem solchen sich verstehen, dessen conditio sine qua non die Abtretung Finnlands mit dessen Inseln war, — der Schwedens Selbstständigkeit und Sicherheit für die Zukunft auf's Spiel sezte, und außerdem Nebenbedingungen enthielt, die mit dem wahren Interesse Schwedens und dem zwischen diesem Reiche und England bestehenden Bündnisse nicht zu vereinbaren waren. Für Karl XIII. freilich blieb nichts Anderes übrig, als den Friedensbedingungen sich zu unterwerfen, die ihm der Kaiser Alexander diktirte, wenn er sich auf dem schwedischen Thron erhalten wollte. Solche Rücksichten hatte Gustav IV. nicht zu nehmen, und daher wollte er keinen andern Frieden, als den, der mit der Ehre und dem Interesse des Reichs übereinkam, und wobei ihm die heiligsten Rechte zur Seite standen. Ueberdem konnte durch die Fortsetzung des Krieges, wenn dieser auch noch so unglücklich ausfiel, ein Mehreres nicht verloren werden, als was Karl XIII. durch den Frieden, den er mit Rußland abschloß, hinopferte; und wer mag es solchergestalt Gustav IV. mit Recht verdenken, daß, bevor er einen solchen Frieden einging, er noch einen neuen Feldzug versuchen wollte, und dies um so mehr, da England zu einer kräftigeren Einwirkung sich verbindlich gemacht hatte, wie denn auch wirklich eine englische Flotte in den finnländischen Gewässern erschien, welche die russischen Häfen dermaßen bedrohte, daß die russische Armee zu deren Vertheidigung sich zurückziehen mußte, und da es keineswegs weder an materiellen, noch an finanziellen Mitteln zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges mangelte, welches schon daraus zur Genüge hervorgeht, daß der Krieg nach der scheußlichen Katastrophe des 13. März wirklich und bis im September 1809 fortgesezt ward, und nur dann erst mit dem Frieden endete, als Karl XIII. in die Arme Napoleons sich warf, und die englische Flotte demnach sich zurückzog. Ja, man kann es für gewiß annehmen, daß der König Gustav IV., wäre jene frevelvolle Katastrophe nicht dazwischen gekommen, unterstüzt von der englischen Flotte, einer seiner gerechten Sache entsprechenden Frieden erzielt haben würde, insonderheit da der Kaiser Alexander, des Napoleon'schen Joches überdrüßig, schon im Jahre 1810 auf einen Krieg gegen Frankreich bedacht war, und ihm also darum zu thun seyn mußte, mit Schweden Frieden zu machen. — Es ist dem König Gustav IV. auch der Vorwurf gemacht worden, daß er den Krieg in Finnland herbeigeführt habe, indem er dem 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden nicht beitreten wollen. Außerdem aber, daß dieser Friede zu Stande gebracht war ohne Zuziehung dieses Königs, so steht jene Behauptung in offenbarem Widerspruche mit dem, was

Digitized by Google

die Verschwornen überall verbreiteten und was in öffentlichen Druckschriften für gewiß ausgegeben worden ist, nämlich: daß in dem Tilsiter Friedensschlusse zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander festgestellt worden sey, Finnland solle dem russischen Reich einverleibt werden, wie auch, daß diese beiden Monarchen zu Erfurt übereingekommen seyen, das schwedische Reich zwischen Rußland und Dänemark zu theilen. Es hat freilich seine Richtigkeit, daß zur Beschönigung des feindlichen Einfalles von Seiten Rußlands in das schwedische Finnland vorgegeben ward, er geschehe, um den König zu zwingen, von der Allianz mit England abzugehen und dem Kontinentalsystem beizutreten; aber eben so gewiß ist es, daß es dem Kaiser Alexander gar nicht darum gewesen, den König zur Theilnahme an diesem Systeme zu vermögen, sondern daß er es vielmehr sehr gern gesehen, daß der König sich nicht dazu verstanden, weil die russischen Unterthanen solchergestelt ihren Handel und Verkehr mit England vermittelst der schwedischen Häfen ungehindert betreiben konnten und auch wirklich betrieben." Das ist alles sehr einleuchtend und die Rechtfertigung des Königs gegen die ausländischen und inländischen Intriguen ist nicht mehr als billig. Nur hätte der Verfasser andeuten sollen, daß der König die Kunst nicht verstanden habe, sich populär zu machen, daß er das Volk indifferent ließ, und daß er sich dadurch dem Spiel der feindlichen Intrigue bloß gab. Sonst würde man ja seine Absetzung mitten unter seinem Volk gar nicht zu erklären wissen.

Taschenbücher auf 1835.

Vesta.

Auch dieser Jahrgang des bekannten Wiener Taschenbuchs zeichnet sich wieder durch einige schöne Kupfer aus. Grillparzer theilt eine ziemliche Anzahl lyrischer Gedichte unter dem Titel: Tristia ex Ponto, Willibald Alexis eine Novelle, Vogl, Ritter v. Leitner, Mayrhofer, Pitt, G. v. Berneck andere Beiträge mit. Die Gedichte Grillparzers haben den meisten poetischen Werth und entsprechen sämmtlich der melancholischen Ueberschrift, z. B. in folgender origineller Auffassung der Natur.

Naturscene.

Das Wasser rinnt vom Felsgestein,
Und furcht die moos'ge Bank,
Die Gräser, hellgrün, schmal und klein,
Sie steh'n umher und saugen's ein,
Gesättigt ohne Dank.
Und an die Blumen unterm Grün,
Wie Bürgerstöchter stolz,
In blau und roth und gold'ner Tracht,
Hat sich der Schmetterling gemacht;
Der saugt und küßt und schaukelt sich,
Und fliegt zulezt davon,
So achtlos, daß am nächsten Tag
Er kaum noch mehr erkennen mag,
Wo er genossen schon.
Und d'rüber rauscht der Baum, als ob
Nichts unter ihm geschäh',
Nach rückwärts strebt der Fels empor,
Schaut g'radaus in die Höh'.
Die Wolken aber allzuhöchst
Zieh'n hin mit Sturmsgewalt,
Sie weilen nicht, sie säumen nicht,
Rasch wechselnd die Gestalt.
Und durch das All voll Eigensucht
Geh' ich mit finst'rer Brust,
Vordem genoß'ner Treu und Lieb
Halb wie im Traum bewußt.

Frauenlob.

Dieses neue, ebenfalls in Wien von Vogl und auf Kosten des Herausgebers der Vesta besorgte Taschenbuch steht in Bezug auf die Kupfer der Vesta bedeutend nach. Der poetische Inhalt beweist, daß auch die österreichischen Dichter, was Industrie betrifft, nicht länger hinter den sächsischen zurückbleiben wollen, denn sie liefern uns bereits Almanachsfutter von jeder Façon, im modernen Konversationston, im romantischen Mondscheins-Elfenton, im ironisch-humoristischen Ton, im gemüthlich-sentimentalen Ton, Antikes, Altdeutsches, Italienisches, Nordisches, Orientalisches, kurz ein wohlassortirtes poetisches Waarenlager.

Rheinisches Taschenbuch.

Kupfer zu Byrons Werken in bekannter Manier. Eine italienische Novelle von Storch, eine nordische von Blumenhagen, eine altdeutsch-romantische von Duller, und zwei englische Tableaux von dem Herausgeber Adrian. Keine Gedichte, außer eingestreut in Dullers Tanhäuser, der sehr an die verwandten lieblichen Dichtungen Tiecks erinnert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Swedenborg.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 127. 15. December 1834.

Theologie.

Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta: hic primum quae in Genesi. Una cum mirabilibus, quae visa sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ad fidem editionis principis 1749 denuo castigatius edidit Dr. J. Fr. Im. Tafel. Partis primae Vol. I et II. Tubingae, Zu-Guttenberg, 1833. 8.

Ueber den Inhalt dieses Swedenborgischen Hauptwerks, seiner Auslegung der Genesis, läßt sich zu viel sagen, als daß es hier in der Kürze abgethan werden könnte. Genug, wenn wir den Ununterrichteten andeuten, daß Swedenborg hier nicht nur die Harmonie seines Systems mit der heiligen Schrift nachweist, sondern auch in demselben Sinn, wie Moses der Prophet vor Christus war, so als Phrophet nach Christus aus eigner überirdischer Anschauung das Gegenbild zu der mosaischen Schöpfungsgeschichte, nämlich das geistige Verständniß, die geistige Korrespondenz derselben, überhaupt das Geisterreich uns mitzutheilen erklärt. Dieses Werk ist der Grundstein der „Neuen Kirche des Herrn", und alle übrigen Werke Swedenborgs sind eigentlich nur Resumés oder weitere Ausführungen einzelner Theile desselben.

Die Herausgabe dieses wichtigen Werkes, das auch die Nichtanhänger Swedenborgs wenigstens als das Hauptwerk eines der ausgezeichnetsten und merkwürdigsten Denker anerkennen, ist ein um so größeres Verdienst des um Swedenborg schon so vielfach bemühten Dr. Tafel, als ein Exemplar der ersten und einzigen Londoner Ausgabe vor mehreren Jahren das leztemal für 53 Pfund Sterling verkauft wurde und seitdem gar auch für das größte Angebot nirgends mehr zu haben war. Neben der Wohlfeilheit hat diese neue Ausgabe auch den Vorzug der gewissenhaftesten Treue. Der Herausgeber ist der eifrigste Anhänger Swedenborgs in Deutschland, jedes Wort seines Meisters ist ihm heilig. Kann es eine bessere Garantie für die diplomatische Treue des Abdrucks geben? Der Herausgeber hat aber auch durch die genaueste Angabe selbst der unbedeutendsten Varianten alle die Stellen gerechtfertigt, in denen er den Londoner Abdruck als irrig erkannte und demselben den noch ursprünglicheren Text substituiren zu müssen glaubte.

Digitized by Google

Schwedische Geschichte.

2) Geschichte Schwedens von Erik Gustav Geijers. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersezt von Swen P. Leffler. Erster und zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1832 und 1834. (Zur Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert gehörig.)

Für die altheidnische Periode ist Norwegen, für das christliche Mittelalter Dänemark und erst für die neuere Geschichte seit der Reformation Schweden der wichtigste unter den drei skandinavischen Staaten. Der Verfasser hat daher nur das Nöthige über die altschwedische Geschichte beigebracht, indem er die ausführliche Darstellung der nordischen Götterlehre und Alterthumskunde Andern überläßt und sich mehr mit dem Verhältniß der alten Volksstämme zu einander und ihrer politischen Stellung beschäftigt. Was er über den Gegensatz der ältern Gothen und der erst später eingewanderten Schweden (Inglinger) sagt, verdient Beherzigung und eine noch weitere Forschung. Referent (der Redakteur dieser Blätter) hat in seiner „Geschichte der Deutschen" sich bereits ausführlich über die Wahrscheinlichkeit einer westlichen Einwanderung der Inglinger im Gegensatz gegen eine ältere östliche Einwanderung der Gothen, und über eine diesen zwei Zeiten entsprechende doppelte Gestaltung der Odinsverehrung ausgesprochen. Da uns erst der zweite Band von Geijers Werk vorliegt, so fehlt freilich noch der interessante Theil der schwedischen Geschichte; er schildert uns zwar schon die Reformation unter Gustav Wasa und die Eroberung der gegenüberliegenden Ostseeküsten; aber welt interessanter dürfte die Geschichte der Folgen seyn, die Geschichte Gustav Adolphs, Karls XII. ꝛc., deren unsterblicher Ruhm nicht gehindert hat, daß die Unnatur der auswärtigen Politik Schwedens sich auf eine so klägliche Weise gerächt hat, wie wir es heute vor Augen sehn. Anstatt sich, wie England, in seiner glücklichen insularischen Lage, dem Kontinent gegenüber, abzuschließen und durch die Herrschaft der Meere und großer Kolonien sich zu stärken, vergeudete Schweden seine Kräfte in nutzlosen Versuchen, von seiner Halbinsel aus auf dem Kontinent zu erobern, wo zulezt die ungeheuern Bevölkerungen und die Menge mächtiger und eifersüchtiger Staaten ihm alle die Vortheile wieder rauben mußten, die es Anfangs von Glück und Muth begünstigt erlangt hatte. Die Schweden waren vielleicht Macedonier an Tapferkeit und hatten auch ihren Alexander; aber das Festland von Europa war kein persisches Reich, und umsonst brach sich die wilde schwedische Brandung an unsern und Polens Nordküsten. Die Politik Schwedens gegen Polen hat viel Aehnliches mit der frühern Englands gegen Frankreich; jede insularische Seemacht operirt auf diese Weise einmal gegen die ihr gegenüberliegende Kontinentalmacht. Ohne den Hussitenkrieg und das Reformationsfieber würde das deutsche Reich den Zwist und die wechselseitige Erschöpfung Frankreichs und Englands eben so gut haben benutzen können, als Rußland später das Verhältniß Schwedens zu Polen zum Verderben beider ausbeutete. Möchte der Verfasser die so lehrreiche und interessante neuere Schwedische Geschichte ganz wahr und ohne ängstliche Beschönigungen zu schildern im Stande seyn.

3) La Journée du 13 Mars, ou les faits essentiels de la révolution de 1809, redigés par le colonel Gustafsson. St. Gall, Berne, chez Huber et Comp. Hambourg, Perthes et Besser, 1835.

4) Der dreizehnte März, oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von 1809. Von Demselben, Daselbst (die Uebersetzung des vorigen).

In diesem kleinen Schriftchen spricht sich der vom Thron gestoßene König über die oben gedachten Thatsachen selbst aus und zeigt ziemlich einleuchtend, daß er nothwendigerweise das Opfer einer so mächtigen Allianz, als es die von Erfurt 1809 war, werden mußte. Napoleon wollte einen geschmeidigen, halbrevolutionären König in Schweden, Alexander wollte Finnland; Beiden war der König zuwider, dessen Legitimität und Anhänglichkeit an die englische Partei dem französischen, und dessen eben so legitimes Recht auf Finnland dem russischen Kaiser im Wege lag. Die Parteien im Lande selbst, die den Staatsstreich vollbrachten, waren nur das Mittel, waren nur gefällige Diener eines nicht schwedischen Interesses. Der Oberst Gustavsson frägt, warum man denn schon 1812 in Schweden dasselbe System (die englische Allianz) wieder aufgenommen habe, um dessentwillen man ihn doch entsezt hatte? Freilich, wenn es sich nur um ein Prinzip gehandelt hätte, so möchte der Herr Oberst wohl den Schluß ziehn, daß, wenn das Prinzip restaurirt wird, es auch eben so konsequent die Dynastie werden könnte; aber er wagt nicht auszusprechen, daß es sich um ein Interesse handelte, nämlich um Finnland.

Wir theilen hier die eigenhändige Beschreibung mit, die der König von seiner Gefangennehmung entworfen

Digitized by Google

hat: „Der Feldmaeschall Graf von Klingsporr, Oberbefehlshaber der finnländischen Aemee, war seit einigen Monaten in Stockholm zurück, nach ihm war auch der General von Adlercreuz von der nämlichen Aemee, mit Lorbeern bedeckt, angekommen, allein es fehlten ihm noch diejenigen der Revolution. Diese Generale sollten die Befehle des Königs erhalten, ehe sie an ihre Posten zurückkehrten; sie waren mit verschiedenen Offizieren und andern bürgerlichen Angestellten, wovon einige schon beim Könige zugelassen waren, im Vorzimmer versammelt, und nachdem er nun auch den Feldmaeschall von Klingsporr rufen ließ, öffnete dieser während der Unterredung dem General Adlercreuz und dem Generaladjutant von Silfversparre heimlicherweise die Thüre; diese Herren traten sogleich herein, um den König zu beschwören, die Hauptstadt nicht zu verlassen. Der König, welcher sah, daß verschiedene Stabsoffiziere denselben folgten und den Eingang mit Gewalt durchbrachen, zog seinen Degen, ausrufend: „Verrätherei!“ Die wachthabenden Offiziere eilten zwar herbei, allein statt diesem Frevel ein schnelles Ende zu machen, ließen sie sich durch diejenigen entwaffnen, welche es durch sie hätten seyn sollen. Der König, welcher von einer großen Anzahl Offiziere umzingelt war, konnte allein nicht widerstehen; der Herr von Silfversparre fiel rückwärts über ihn her und entriß mit beiden Händen und mit aller Gewalt dem König den Degen, worauf dann durch Schlagen die Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Während sich die Verschworenen der Person des Königs bemeistern wollten und deßwegen die Thüre seines Zimmers zuschlossen, suchten andere Offiziere und getreue Diener dieselbe aufzubrechen, um ihn zu befreien; die Eingangsthüre wurde dabei von oben bis unten gespalten und man sah auf dem Boden des Zimmers eine Ofengabel, welche aus den Händen von Jemanden gefallen oder entrissen worden war, seiner Kristallstücke, welche zu dem Leuchter gehörten, sowie auch kleine blaue und gelbe Federn, die einen Theil der Federbüsche der Stabsoffiziere ausmachten, wovon die Bruchstücke, wie in Folge des heftigsten Sturmwindes (Orkans), auf dem Teppich zerstreut herumlagen. Als der König sah, daß sich die Verschworenen der Thüre bemächtigt hatten, rief er laut: „Rettet mich im Namen Jesus Christus!“ und strengte sich an, um sich zu befreien; er ergriff den Degen eines Generals von Strömfeldt mit Gewalt, der mit der Menge hereingekommen war, allein von den Verschwornen ganz umringt, ward er bald wieder entwaffnet. Als die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt ward und der größte Theil der verschworenen Offiziere fortgegangen waren, blieben nur noch der Feldmarschall von Klingsporr und einige andere Personen bei dem König. Der General von Adlercreuz, der es für schicklich gefunden hatte, sich des Kommandostabs des Generaladjutants zu bemächtigen, glaubte es eben so anständig, seinen Rapport S. K. H. dem Herzoge von Südermannland über das zu machen, was eben bei dem Könige vorgefallen war; er ließ sich von seinem neuen Waffenbruder, dem Generaladjutant von Silfversparre dahin begleiten; die Herren suchten den Herzog zu bewegen, sich als Reichsverweser an die Spitze der Regierung zu stellen, wozu S. K. H. seine Einwilligung geben zu müssen glaubte.“

„In dem Zimmer, in welchem der König arretirt wurde, befanden sich zwei Seitenthüren, jede mit ihren verschiedenen Ausgängen; die erstere war jene, welche man erbrochen hatte und durch welche man den König beobachtete; Niemand von den Verschwornen dachte daran, auch die andere zu bewachen. Ehe diese Gewaltthätigkeit ihren Anfang nahm, hatte der König sie selbst mit dem Schlüssel geschlossen; wie durch ein Wunder ging aber die Thüre von selbst auf. Da der König es allein bemerkte und sah, daß der Degen des Generals, dessen er sich bedient hatte, aus Unachtsamkeit im Zimmer zurückgelassen wurde, bemächtigte er sich desselben, setzte seinen Hut auf den Kopf, ging durch die obengenannte Thüre und schloß sie mit dem Schlüssel wieder zu. Der General von Adlercreuz, welcher von dem Herzoge von Südermannland zurückkam, wurde sogleich davon unterrichtet und setzte denn auch mit mehrern Offizieren dem König nach. Der König, nachdem er die Thüre mit dem Schlüssel verschlossen hatte, ging eine Wendeltreppe hinauf, welche zu dem obern Stocke führte; er sah den General hereintreten, welcher die beiden Thürflügel mit Heftigkeit erbrach, und hatte nur Zeit, den noch in Händen habenden Schlüssel gegen ihn zu werfen, worauf er seinen Weg springend fortsetzte, so daß er allen denjenigen zuvorkam, welche ihm nachjagten; indem der König durch die Zimmer der Königin eilte, befahl er einigen seiner Dienerschaft die Thüren nach ihm zu schließen; allein diese Leute, welche ihn von so vielen Offizieren verfolgt sahen, hatten den Muth nicht, ihm zu gehorchen. — Während der Verfolgung fiel der General von Adlercreuz oder einer seiner Offiziere auf der Treppe und rollte von oben bis unten; der König erhielt dadurch einen solchen Vorsprung, daß er Hoffnung hatte, bei der Hauptwache des Schlosses anzukommen, um daselbst der Revolution oder seinen Tagen ein Ziel zu setzen! Nachdem er die große Treppe erreicht hatte, fiel der König auch, mit dem Fuß gegen eine Stufe anstoßend, wodurch er eine starke Quetschung am rechten Arm erhielt; inzwischen stund er wieder auf und verfolgte seinen Weg durch

Digitized by Google

den Korridor bis zu dem Gewölbe der nördlichen Thüre, mit dem Vorsatze, über den innern Schloßhof nach der westlichen Thüre zu gehen, vor welcher die Hauptwache stand. Allein die Vorsehung, deren Rathschlüsse oft so undurchdringlich sind, wollte es anders; die umherirrenden Schritte der beiden Verschwornen richteten sich gerade in dem Augenblicke nach der nördlichen Thüre, als auch der König daselbst ankam; einer derselben war ein alter Offizier und starker, rüstiger Mann, Namens von Greif, der bei der königlichen Jagd mit dem Majorgrade angestellt war; der andere dagegen ein junger, im Civilfache angestellter Mann; jener floh davon, als er den König mit dem Degen in der Hand auf den Offizier zueilen sah, um ihm denselben durch den Leib zu stoßen, allein er wich dem Stoße aus und wurde nur am linken Arm leicht verwundet; und da der Degen in dem Aermel seines Ueberrocks stecken geblieben, so benuzte er diesen Umstand, um den König zu ergreifen und mit all seinen Kräften festzuhalten. Der König, entkräftet, ermüdet und außer Athem, konnte sich nicht losmachen; ein für den Schloßdienst angestellter Holzträger kam unvermuthet dazu, der vorwärts schritt und zu dem Offizier sagte: „Was wollt ihr dem König thun?“ Der Offizier erwiderte ganz ruhig: „Ich will dem König nichts Leides thun;“ der König, welcher die Sprache verloren hatte, konnte kein einziges Wort herausbringen, und der Holzträger, ganz bestürzt von dem, was er eben sah, rettete sich, als die andern Verschwornen ankamen, um sich des Königs zu bemächtigen. Sie führten ihn mit Gewalt durch die große Treppe zu dem ersten Stock, in die Zimmer der Königin; der König konnte nicht mehr gehen; er sagte ihnen mit einer schwachen Stimme; „Tragt mich.“ Bei zwei deutschen Wachen vorbeigehend, strengte er sich an, um ihnen zu sagen, sie sollten ihn retten und ihm folgen; allein der General von Adlercreuz, der ihm zur Seite war, protestirte wie begreiflich dagegen. Als sie in dem ersten Saal des großen Stockes angekommen waren, fühlte der König seine Kräfte ein wenig zurückkommen und sagte, daß er wieder gehen wolle; von den Verschwornen umringt, die ihn festhielten, sezte er seinen Weg auf diese Weise fort. Im zweiten Saal sah man zwei Leibtrabanten des Herzogs von Südermannland in Funktion, welche die Gewehre präsentirten, als der König vorbeiging; in der dritten Gallerie angekommen, waren die Verschwornen unschlüssig, auf welche Seite sie sich wenden sollten; der König wies ihnen die nahe Thüre des Zimmers, das weiße genannt, an, worauf sie ihm gehorchten. Sie sezten den König auf einen Stuhl bei der Fensteröffnung, der Gallerietüre gegenüber, wo er während mehrern Stunden in einem Zustande der tiefsten Erniedrigung (Vernichtung) blieb, dem Anblick der Personen ausgesezt, welche Antheil an der Revolution genommen hatten, oder welche die Verhältnisse des Augenblicks im Schlosse vereinigt hatten.“

Taschenbücher auf 1835.

Serena's Brautmorgen von G. Friedrich.

Obgleich wir der höfischen Erbauungs- oder frommen Unterhaltungsliteratur nicht hold sind, weil der vorherrschend pekuniäre Zweck, den Lesern und besonders den Leserinnen die Religion recht bequem und gefällig zu machen, dem heiligen Ernst religiöser Dinge widerspricht, müssen wir doch dem vorliegenden Büchlein die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich von dem gewöhnlichen Schönreden, seichten Moralisiren und heuchlerischen Augenaufschlagen unsrer Modepfäfflein möglichst fern hält, und statt des lyrisch-didaktischen Tons den epischen wählt, die Erzählung, mit reichlich eingestreuten historischen und Reiseberichten, wobei die Moral und Erbauung nur mittelbar, oder nur durch passend zwischen die Erzählung geschobene Ermahnungen und Reden erzielt wird, was gewiß besser und zweckmäßiger ist, als ein unaufhörliches Predigen oder Singen.

Vermischte Schriften.

Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften. Herausgegeben von K. v. Kreling. Erster Band. Karlsruhe, Braun.

Schon früher pflegte Herr von Alvensleben in Leipzig die englichen Almanachs-Erzählungen zu übertragen. Gewiß ist in diesen kleinen Novellen, Skizzen und poetischen Genrebildern viel Anziehendes. Es beurkundet sich darin die reiche, in Kontrasten sich gefallende Phantasie des vielgereisten Engländers; Bilder aus allen Weltgegenden, wohin der Britte kommt, werden in einer Art von epigrammatischem Landschaftsstyl kurz und prägnant wiedergegeben, und ebenso Sittenzüge, kleine Leidens- und Unglücksfälle. Daher wir diese Gattung immer geschäzt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 128. 17. December 1834.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1834.

Da uns das Buchhändler-Börsenblatt der langjährigen Mühe, aus dem Meßkatalog statistische Uebersichten auszuziehn, endlich überhoben hat, so beschränken wir uns hier auf eine kleine Musterung des Inhalts. Die Zahl der Herbst-Meßartikel beträgt 3092. *)

Die poetische Literatur ist diesmal nicht zahlreich, enthält aber doch manches Ausgezeichnete. Die lyrischen Sammlungen haben auffallend abgenommen, was kein Wunder ist, da jeder Verleger erschrickt, wenn er nur Gedichte im Manuscript sieht, und in neuerer Zeit die Redaktionen von Zeitschriften und Taschenbüchern sich die Zusendung lyrischer Produkte ausdrücklich zu verbitten pflegen. Wer ist Schuld an dieser Mißachtung der Lyrik? Die Poeten selbst, die uns mit unzähligen schlechten Nachahmungen weniger guter Dichter überschwemmt und alle Empfindungen, Formen und Phrasen ausgebeutet und trivial gemacht haben. Ist aber dieser augenblickliche Mißkredit der Lyrik ein Schaden? Gewiß nicht, er gereicht der Lyrik selbst zur Reinigung und Erholung. Man muß erst die Uebersättigung überwinden, um wieder frischen Hunger und Geschmack zu bekommen. Ueberdies wird durch die Ungnade des Publikums nicht das, was gut, ächt und schön an der Lyrik ist, unterdrückt, sondern nur das Gemeine, der Ueberfluß von Nachäffungen; das Gute erhält sich unter allen Umständen seine Anerkennung. Von Uhlands Gedichten erscheint die achte vermehrte Auflage mit des Dichters Bildniß; deßgleichen neue Auflagen der Gedichte von Justinus Kerner und Lenau; die Sammlung der sämmtlichen poetischen Werke des Freiherrn von Wessenberg. Das berühmte indische Gedicht Bhagawad-Ghita ist von Peiper übersezt worden; Schönhuth hat eine neue Ausgabe der Nibelungen nach der ältesten Handschrift des Herrn von Laßberg besorgt; Freiherr von Gaudy eine Uebertragung des Romans von Rollo. Auch erscheinen sämmtliche Werke des Pater Abraham a Santa Clara. Erfreulich ist die Erscheinung, daß die Dichtungen des edlen Mickiewicz, der unzweifelhaft der größte Dichter der jungen Generation ist, immer mehr Eingang bei uns finden. Außer seinem neuesten Werke, der lieblichen Idylle „Herr Thaddäus“ erscheinen mehrere seiner ältern Gedichte auch gesammelt in dem „polnischen Parnaß“ und den „Nordlichtern.“ Auch die Werke des

*) In die Zeitungen hat sich in Betreff der J. G. Cottaschen Buchhandlung ein Druckfehler eingeschlichen. Von derselben sind nämlich in diesem Herbstkatalog nur 31 (nicht 110) Artikel verzeichnet, und aus Versehen ist Dinglers polytechnisches Journal weggelassen.

Digitized by Google

edlen Grafen Sylvio Pellico sind übersezt. — Der berühmte Verstorbene gibt drei weitere Theile seiner Tutti Frutti, Heine den zweiten Theil seines Salon, Saphir „dumme Briefe“ heraus. Des Edgar Quinet Ahasverus ist übersezt worden. Romane und Novellen erhalten wir von den Herren von Rumohr, von Sternberg, Spindler, Wolff, von Eichendorf, von Heeringen, Bechstein, Kruse, Scheffer, Storch, von Schaden ꝛc. Auch Bilderbeck kündigt seine „lezten“ Novellen an. Unter den fremden Dichtern, deren Romane übersezt werden, nimmt Bulwer den ersten Rang ein. Dramatisches erschien wenig Erhebliches, von bedeutendern Namen finden wir nur Raupach, Zedlitz, Deinhardstein, Bauernfeld. Immermann gibt (noch ziemlich jung) bereits seine sämmtlichen Werke heraus.

Zur Geschichte der Sprache und Literatur gehört eine Uebersetzung von Cunninghams Geschichte der englischen, und Gervinus Geschichte der poetischen deutschen Literatur, ferner Sumerlaten, eine mittelhochdeutsche Glosse von Hoffmann von Fallersleben, und die von Maßmann herausgegebene gothische (in Mailand gefundene) Auslegung des Evangeliums Johannis. — Zur Kunstgeschichte: Herr von Klenze schreibt über die Architektur des christlichen Kultus; in München erscheint ferner eine Geschichte der deutschen Steinmezen, und von Kiesewetter haben wir eine vortreffliche Geschichte der Musik erhalten, die beste, die es bis jezt gibt.

Ohne uns in die Tiefen und noch weniger in die Breiten der theologischen Literatur stürzen zu wollen, heben wir nur einige nicht alltägliche Erscheinungen hervor, den ersten Band der dritten Abtheilung von Neanders bewundernswürdigem kirchengeschichtlichem Werke, ein kleines Werk von Baumgarten-Crusius gegen die Worte eines Gläubigen von de la Mennais und über Schlevermacher; ein Buch über „die Waldenser in unsern Tagen“ von Mayerhof, und die neue Ausgabe der Arcana coelestia von Swedenborg. — Die philosophische Literatur ist diesmal arm. Außer der Fortsetzung der sämmtlichen Werke Hegels und Tafels Geschichte des Scepticismus ist da wenig Ausgezeichnetes zu finden, und es geht der Philosophie in mancher Beziehung wie der Lyrik: sie muß sich von ihren übermäßigen Ausschweifungen erholen, muß ausruhen.

Unter den naturwissenschaftlichen Werken bemerken wir die Fortsetzung von Okens Naturgeschichte, Lehrbücher der Geologie von Lyell, der Physiologie von Magendie, ein Werk von Landgrebe über das Licht, von Hoff über die Veränderungen der Erdoberfläche, eine Beschreibung der in der schwäbischen Alp neuentdeckten Erpfinger Höhle; mehrere Werke über die Kometen von Fischer, Möbius ꝛc., ein kurioses Buch von Benzenberg, worin derselbe zu beweisen verspricht, daß die Sternschnuppen Mondsteine aus Mondvulkanen seyen. Unter den ärztlichen Schriften finden sich wieder viele homöopathische, sogar Hahnemanns Tochter kündigt eine an; von vorzüglichstem Interesse aber ist die über „Allöopathie und Homöopathie“ von Eschenmayer. Die merkwürdige Schrift Kerners: „Geschichten Besessener“, haben wir kürzlich erst in diesen Blättern angezeigt.

Auch die Länder- und Völkerkunde bietet wieder einige interessante Erscheinungen dar; eine Reise um die Welt von dem preußischen Seefahrer Meyen, nach der Bokhara von Burne (übersezt), eine Beschreibung der kaukasischen Länder von Gyldenstädt, eine Reise nach Konstantinopel und der Krimm von v. Behr, die erst jezt von Littrow in Wien herausgegebene ältere Reise Hells nach Wardoe bei Lappland, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten; die Reise des Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg nach Nordamerika, Skizzen aus Nordamerika von Adrian; Davies Reisebilder aus Canada; Bechers Mexiko; Cooks Skizzen aus Spanien; Flecks Reise in Italien und Frankreich; Nicolais italienische Reise (worin der Verfasser alle Welt beschwört, ihm ja nicht nachzureisen, und über Italien das übellaunigste und härteste Urtheil fällt); die Fortsetzung der vortrefflichen Beschreibung Roms von Plattner, Bunsen ꝛc., Ludwighs ungarische Reise, der Mrs. Trollope Belgien und Westdeutschland und eine neue Auflage der ausgezeichneten Briefe Webers über Deutschland in dessen gesammelten Werken.

Die politische Literatur ist durch die vermischten Schriften von Gans in Berlin, durch einen fünften Band der Restauration der Staatswissenschaft von Herrn von Haller, durch eine Uebersetzung der Werke Benjamin Constants, durch Constantins interessante Geschichte der englischen Civilliste bereichert worden. Hieher scheinen auch Weitzels Briefe vom Rhein zu gehören.

Für Geschichte ist wieder verhältnißmäßig viel geleistet. Dies ist gegenwärtig die starke Seite unsrer Literatur. Die historischen Forschungen der lezten zwanzig Jahre sind nicht genug zu schätzen. Wir erhalten diesmal die 4te Abtheilung des 5ten Bandes von Schlossers alter Geschichte, Vehses Geschichtstabellen, eine Uebersetzung von Michelets Einleitung in die allgemeine Geschichte, den 3ten Band der Geschichte des Mittelalters von Rehm, den 9ten von Ludens deutscher Geschichte, eine neue deutsche Geschichte von Halling

Digitized by Google

(der erste Band handelt bloß von den Skythen) von Weigand (hauptsächlich Geschichte von Trier und den Rheinlanden); die zweite Auflage der Geschichte der Deutschen von Wolfgang Menzel und eine neue deutsche Geschichte von Böttiger. Von Depping, dem Deutschen in Paris, erhalten wir eine Preisschrift über die Juden im Mittelalter; von v. Freiberg das erste Heft des 4ten Bandes seiner Sammlungen historischer Schriften und Urkunden; von Hesse Beiträge zur deutschen Geschichte des Mittelalters; die alten Gesetze der Thüringer von Gaupp; den 2ten Theil der interessanten Geschichte des Papsts Innocenz III. von Hurter; Königs Geschichte der Domkirche zu Speier; Warnkönigs Geschichte von Flandern, eine neue Ausgabe der trefflichen alten Pommerschen Chronik von Kantzow; eine Geschichte Kurlands unter den Herzögen von Kruse; eine Chronik Dresdens von Klemm; eine Geschichte Zittaus von Peschel, der Grafen von Leuchtenberg von Brenner, St. Gallens von Wiedmann; den 5ten Band der großen Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer; Pallavicinis Concilium von Trident; von der Deckers Geschichte des Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des 30jährigen Krieges; den 5ten Band der Geschichte Friedrichs des Großen von Preuß und eine kleinere Ausgabe desselben Werks, das Leben des Reichsgrafen von der Schulenburg; den 7ten Theil der militärischen Schriften des Herrn von Clausewitz (den russischen Feldzug von 1812 enthaltend); die Geschichte des jezt regierenden Kaisers von Oesterreich Franz I. von Meynert; eine Geschichte des Kriegs zwischen Brasilien und Buenos Ayres (bei Reimer in Berlin erschienen); Uebersetzungen der Memoiren der Königin Hortense, der Mlle. Avrillon über die Kaiserin Josephine, des Vicekönig Eugene; die Fortsetzung der zweiten Auflage von Spaziers Geschichte der polnischen Revolution; ein Buch über den Magyarismus, eine Geschichte der Zigeuner von Tetzner; Venturinis Chronik, endlich die historischen Taschenbücher von F. Raumer, v. Hormayr und W. Menzel.

Praktische Handbücher.

1) Das Hauslexikon. Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Erstes bis sechstes Heft. Bogen 1—54. Aachener Heilquellen bis Brüten. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1834. gr. 8.

Dieses von einem geistreichen Manne redigirte Werk ist nach einem durchaus zweckmäßigen Plane angelegt. Für das praktische Leben bestimmt, enthält es freilich eine unsemein große Menge von Artikeln aus der Naturkunde, Geographie, Oekonomie ꝛc. Doch ist es in Vergleich gegen Krünitz ꝛc. gedrängt und in der Masse nicht zu ausgedehnt, auch außerordentlich wohlfeil, denn jedes Heft kostet nur 6 Groschen. Die Artikel sind von einem ordnenden Geiste verfaßt oder revidirt, nach Verhältniß kurz und lichtvoll und ersetzen das, was ihnen zu noch größerer Ausführlichkeit fehlen sollte, durch Hinweisung auf die Literatur des betreffenden Gegenstandes. Bei allen ärztlichen Artikeln ist die Homöopathie mit berücksichtigt.

2) Damen-Konversations-Lexikon. Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. Erster Band. Zweiter Band, erstes und zweites Heft. A bis Camoens. Leipzig, in Kommission bei Volckmar, 1834.

Außerordentlich elegant ausgestattet, auf schönem Papier reiner Druck, also schon in dieser Beziehung für zarte Damenhände gemacht. Auch der Inhalt zeigt, daß es dem Herausgeber aufrichtig darum zu thun war, sich den Damen gefällig zu beweisen, denn er hat dem Zeitgeist gehuldigt, und der spirituellen Seite das Uebergewicht über die materielle gegeben. Das ist nun freilich betrübt. Nehme ich mein altes „Nützbares, galantes und kurioses Frauenzimmer-Lexikon von Amaranthes“ zur Hand, und finde da gleich die schmackhaften Rubriken: Aal — Aal gesottener — Aal gebratener — Aal gespickter mit Citronen — Aal weiß in einer Pastete — Aal braun in einer Pastete — Aal mit Sardellen Soße weiß — Aal mit einer Soße braun — Aal marinirt — Aal geräucherter mit durchstrichenen Erbsen — Aal geräucherter zu kochen und zuzurichten mit Braunkohl ꝛc., so wässert einem gleich der Mund und die Seele lacht, sie mag wollen oder nicht. Dagegen wird in dem modernen Damenlexikon der arme Aal ganz kahl abgefertigt und drüber hinweggeeilt, als ob man sich schämen müßte, gern Aal zu essen, und einem artigen Frauenzimmer zuzumuthen, ihn uns in so liebenswürdiger Mannichfaltigkeit, wie Amaranthes räth, kunstgerecht zuzubereiten. Doch was sage ich? Ein Damenlexikon und ein Kochbuch ist auch ein himmelweiter Unterschied. Männer müssen kochen, Damen Bücher schreiben. In jedes gute Haus gehört ein Koch und eine geistreiche Dame. Der alte Amaranthes hat inzwischen kein bloßes Kochbuch geschrieben, er hat zur Ehre des Frauenzimmers auch alle mythologische und historische, gelehrte und ungelehrte Frauen und Jungfrauen namhaft gemacht,

Digitized by Google

die sich in der Welt ausgezeichnet haben, und das hat Herr Herloßsohn auch gethan. Aber der ehrliche Amaranthes hat keine falsche Scham gehabt, und in einem Buche, das Frauenzimmern nützlich seyn soll und das sie ja ohnehin nicht in Gegenwart von Mannspersonen und laut, sondern nur allein und still zu lesen brauchen, auch ärztliche Gegenstände besprochen. Dies hat Herr Herloßsohn nicht gewagt. Warum nicht? Will er sich denn zu den blüthenhonigsüßen mondscheinduftigzarten romantischen Dichtern gesellen, die es sich nicht verzeihen würden, wenn sie zu glauben schienen, daß Frauenzimmer einen Körper haben? Soll denn dieses Damenlexikon nur sogenannten gebildeten schönmitredenden Individuen, die geistige Wesen schlechthin, und durch keinerlei Unwissenheit von den Männern geschieden seyn wollen, gewidmet seyn? warum nicht lieber einfachen Frauen und Mädchen, welche dieses Buch als Hausbuch, als Noth- und Hülfsbuch im praktischen Leben gebrauchen wollen, und nicht auf den vornehmen Schein, sondern auf das wesentliche Bedürfniß weiblicher Bildung sehn. Nicht vom See Agnano, sondern von der Suppe; nicht von der Abplattung der Erde, sondern von der des Nudelteigs, nicht von der Banda oriental, sondern von dem Verbande bei Verletzungen und Krankheiten, nicht von den Augurn, sondern von der Huth der Augen ꝛc. sollte die Rede seyn, wenn man deutsche Mädchen zu Frauen bilden, oder dem Gedächtniß der Frauen nachhelfen will. Geht die Frauenliteratur auf diesem Wege fort, so wird das Körperliche und Praktische immer mehr leiden, und die gute alte Hauswissenschaft der Mütter wird verloren gehn unter der gelehrten Vielwisserei und Schönrednerei der Töchter. Doch es soll ja auch keine Frauen und Mütter mehr geben, sondern nur Damen.

Bilderwerk.

Bilder-Magazin für allgemeine Weltkunde, oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Gebäude ꝛc., mit einer ausführlichen Beschreibung desselben. In Heften von je 3 Bogen und eben so viel Stahl- oder Kupferplatten mit 6—9 Abbildungen. Erstes bis sechstes Heft. Leipzig, Hartleben, 1834. Klein Folio. Subscriptionspreis für das Heft 12 Gr.

Unter der großen Menge von Pfennig- und Heller-Magazinen und Bilderwerken dieser Art, wie sie jezt in die Mode gekommen sind, zeichnet sich das vorliegende durch besondere Eleganz und glückliche Wahl der Stahl- und Kupferstiche aus. Im saubersten und feinsten Stich finden wir hier schöne Landschaftsgemälde: die liebliche Alpengegend bei Feldkirch, Navarin und seine Bai, die Einfahrt in den Hafen von Monembrasi und Mistra, Sapienza und den Hafen von Navarin, Isola bella, eine brasilianische Landschaft, den Gipfel des Sinai und andere arabische Gegenden; sodann Prospekte von Städten und deren berühmtesten Gebäuden, so von Lissabon, Oporto, Rio de Janeiro, London, Paris, Moskau, Florenz, Verona, Bordeaux, New-York, Edinburg, Toledo, das Escurial. Der Text ist den besten Reisebeschreibungen entlehnt und erklärt die Bilder. — Diese Auswahl schöner und merkwürdiger Gegenden und Städte in guten Bildern scheint ungleich mehr Theilnahme zu verdienen, als jenes sonderbare Sammelsurium von Portraiten, technischen Geräthschaften, Bestien, Architekturen ꝛc., die im schmutzigsten Holzschnitt, wie mit Kohle überschmiert, oder umgekehrt in mondscheinbleichen Steindrücken der Menge dargeboten werden. Es ist indeß wohl nicht nöthig, über diese neue Ausartung der Industrie zu klagen, sie wird sich von selbst bestrafen durch die übertriebene Konkurrenz und Lüderlichkeit der Waare.

Weltkunde.

Prachtwerke der Unterwelt, d. i. Freskogemälde aller Merkwürdigkeiten, Seltenheiten ꝛc., die unter der Erde entdeckt worden sind. Nach dem englischen Werke des Dr. Clarke bearbeitet von Andreas Engelhardt. Drei Theile. Zweite Auflage. Wien, Mayer, 1833.

Eine malerische Schilderung aller berühmten Vulkane und ihrer Ausbrüche, aller großen Erdbeben, Erdfälle, berühmter Quellen, Höhlen, Versteinerungen, Bergwerke und Katakomben, nach den besten Quellen. Diese unterirdischen Wunder gehören zu den größten der Natur und gewähren eine allzeit unterhaltende und belehrende Lektüre. Der Verfasser hat das richtige Maaß gehalten und nicht zu viel geognostische, mineralogische und metallurgische Gelehrsamkeit einfließen lassen, was den Leser, der nicht vom Fach ist, gewiß ermüdet hätte. Nur eins ist bei diesem reichhaltigen Buche Schade, daß es nämlich nur drei Titelkupfer hat. Gerade bei Gegenständen dieser Art wünscht man mehr Kupfer, wünscht man die Anschauung, die der Phantasie nachhelfen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 129. 19. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Gesammtmasse dieser Komödien von verschiedenen Verfassern, von sehr verschiedenen Fähigkeiten, so werden wir zuerst zu der Bemerkung geführt: wie wenig von dem Allen auf die wirkliche Schaubühne übergegangen ist, oder durch die Darstellung eigentliches Leben erhalten hat.

Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung in Deutschland, Schauspiele bloß für den Druck gedichtet zu sehen. Man nennt sie gewöhnlich die poetischen, und bildet sich ein, das Theater, die Schauspieler, oder wohl gar das Publikum seyen zu schlecht, zu roh und ungebildet, um so hohe Vortrefflichkeit in sich aufzunehmen. Hier wollen wir es aber mit einer Gattung zu thun haben, die uns ein Spiegelbild unsers Lebens zurückstrahlen soll, und wenn auch dies von der Bühne herab auf die Menge keine Wirkung hervorzubringen im Stande ist, so müssen wir die Gründe lediglich darin suchen, daß die Verhältnisse unserer Gesellschaft weder charakteristisch, noch mannichfaltig, noch tief genug sind, daß es ihren Individuen an Schärfe und Bestimmtheit fehlt, und daß daher nirgend sich Elemente darin finden, die wahrhaft dramatisches Leben zeigen. Wir deuten hiemit vorläufig unsere Absicht an, einen großen Theil der Vorwürfe, die unsern jetzigen Bühnendichtern im Fache des Lustspiels gemacht werden, auf das Bestimmteste von ihnen abzuwälzen.

Wie sehr unser Leben einer eigentlich nationellen Färbung entbehrt, mag der Umstand zeigen, daß man seit Kotzebue's erstem, glücklichem Wurfe immer wieder nach Krähwinkel zurückkehrt, um die alte Geschichte vom Bürgermeister und den Rathsherren, von den Titelwüthigen Kleinstädtern und den klatschsüchtigen Muhmen aufzuwärmen, ohne dabei zu bedenken, daß seit den dreißig Jahren, wo der Schwank zum ersten Male erschien, nicht nur mit dem Geschmacke des Publikums, sondern selbst in den Verhältnissen Krähwinkels eine große Veränderung vorgegangen ist.

Mag nun aber der Schauplatz in einer Residenz, in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande gewählt seyn, immer stoßen wir auf Marionetten, nur von einem Scheinleben durchdrungen, die von irgend einer Narrheit, Sucht oder Manie zu einer übertriebenen Rührsamkeit angehetzt werden, wodurch sie närrische, mitunter komische Seitensprünge machen, die dann zu Abgängen, Aktschlüssen u. s. w. angewandt werden. Eine solche Narrheit, Angewöhnung oder andere Abnormität soll dann einzig und allein Interesse einflößen, ein dummes

Digitized by Google

Sprichwort, das Der oder Jener im Munde führt, das Gespräch beleben, und jene abgedroschenen Erfindungen, die nun so lange schon Gemeingut der nüchternsten Köpfe geworden sind, die für das Theater schrieben, wie: Entführung, Rausch, Verkleidung, Gespensterfurcht, eingebildete Krankheit u. s. w., Dinge die im gewöhnlichen Leben, unter gebildeten Leuten, in höhern Ständen gar nicht mehr angetroffen werden, zeigen sich uns immer und immer wieder, und sind natürlicherweise nicht im Stande, uns die kleinste Täuschung zu bereiten, viel weniger uns eine anhaltende, geistige Unterhaltung zu gewähren.

Wie vieles Andere, wovon sich kein vernünftiger Grund angeben läßt, so ist es auch unter uns Mode geworden, auf Scribe und seine zahlreichen Mitarbeiter zu schimpfen, sie seicht, flach, schlüpfrig, abenteuerlich zu nennen, obgleich wir seit Kotzebue nichts besitzen, was sich ihnen in der Mannichfaltigkeit der Erfindung und der Wirkung von der Bühne herab an die Seite setzen ließe. Damals entlehnten Franzosen, Engländer und Italiener von uns, während wir jezt — um nur dem Drange nach Neuem zu begegnen — oft unser Eigenthum aus der zweiten Hand mit großem Vergnügen wieder annehmen, wie Kotzebue's Stricknadeln, in Delavigne's Schule der Alten, und die zahllosen Uebertragungen französischer Vaudevilles hinlänglich beweisen mögen.

Die nachfolgende kurze Revue der Erscheinungen auf diesem Felde, aus den lezten Jahren, in Beziehung zu dem gesezt, was uns mit mehr oder minderem Glücke die Bühne zur Anschauung brachte, wird es deutlich zeigen, ob sich unsere stolze Abweisung des Fremden rechtfertigen läßt, indem sie unsern Reichthum, dem innern und äußern Gehalte nach, entwickeln soll. Ueberflüssig wäre es jedoch, hier darthun zu wollen, wie sehr die Gesellschaft in Paris, nach ihren verschiedenartigsten Richtungen zu Kunst, Literatur und Politik, wie sehr selbst die mächtige Göttin Mode, die bei uns zur bloßen Putzmacherin und Schneidermamsell herabsinkt, und die uneingeschränkteste Oeffentlichkeit, den Scribe's und Consorten vorarbeitet und unter die Arme greift. Endlich ist die Allgemeinheit der Form in Frankreich, weit entfernt die Gesellschaft zu verflachen, wie man uns so gern überreden möchte, vielmehr recht geeignet, ihre Höhen und Tiefen, Schatten und Licht, Bildung und Rohheit anschaulich zu machen. Alle Elemente finden sich in der Gesellschaft vereinigt, und die übereinstimmende Form ist Allen verständlich; während bei uns ein wahrer Sittenzeichner von Talent, wenn es einen geben sollte, seiner Komposition bald einen Ton verleiht, den die höhere Societät nicht begreift, bald — wo will er diese treu wiedergeben — Farben mischen wird, die den sogenannten Mittelklassen ganz unverständlich werden müssen.

Dieser Uebelstand gab daher der sogenannten theatralischen Konvenienz ihr Daseyn, und wer diese am strengsten zu beobachten versteht, wird der wirksamste Bühnendichter unter uns seyn. Es ist dies die Form, die er unserm gänzlich formlosen gesellschaftlichen Leben umhängt, wie das Kostüm dem Schauspieler. Und hierin liegt nun eben die Unnatur, die uns anekelt und langweilt, und auf die wir auch in den meisten jener Stücke stießen, die wir hier näher bezeichnen wollen, und von denen die aufgeführten eben so wenig von der Bühne herab eine dauernde Wirkung hervorzubringen vermochten, als beim Lesen auch dem Genügsamsten die Unterhaltung zu gewähren, die man von einem Buche aus der Leihbibliothek gewöhnlich zu erwarten berechtigt ist.

1) Die feindlichen Brüder oder Hombopath und Allopath. Possenspiel in drei Aufzügen von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1834.

Raupach sagt Possenspiel für Posse; die Benennung wäre in diesem Falle unwesentlich an und für sich, wenn das neue Possenspiel überhaupt nur dem alten Begriffe davon ganz gehörig entspräche. Das Stück ist so nüchtern und trocken wie jedes seiner Lustspiele, und von der muthwilligen Losgebundenheit, von der schäckernden Laune, die mit Blumen und Witzpfeilen schießt, immer trifft, doch nie verwundet, von einem gesunden Humor in übersprudelnder Kraft ist nichts darin zu finden. Dabei ist Erfindung und Ausführung weder besonders phantastisch, noch muthwillig, noch ausschweifend. Der Verfasser nannte sein Stück: Possenspiel, weil er den oft dagewesenen Einfall wiederholte, zwei alte närrische Leute zum Fenster hinausspringen zu lassen. Der theatralischen Konvenienz wegen konnte dies in keinem Lustspiele geschehen. Wir besitzen in der That keine Form, dafür aber viel Förmlichkeit! Jene ist indeß so nothwendig als diese unnütz ist. Ein so kalt verständiger, haushälterischer und dabei alternder Schriftsteller wie Raupach, ist nur wenig dazu geeignet, eine Posse zu schreiben. All seinen Witz und Humor koncentrirt er in der Figur des Till, statt sie sich über das ganze Werk ergießen zu lassen. Daß dieser Till die Bedeutung nicht erreiche, die ihm sein Schöpfer gern geben möchte, liegt klar am Tage. Sein trockener Spaß soll an den Hanswurst erinnern, aber seine Absichtlichkeit zerstört jede Annäherung an jenen alten, hingeopferten nationalen Possencharakter, für den wir noch immer keinen Ersatz haben, und der nur mit dem Wiederaufblühen eines poetischen Theaters zurück in's Leben gerufen werden kann. Wir erblicken im Till nur immer die weise Sparsamkeit Raupachs, der seine Mittel wohl bemißt, damit die

Digitized by Google

Zuschauer nicht auf Einmal vor Lustigkeit aus der Haut fahren und er noch viele Jahre ihnen Spaß machen könne. Ist er bei besonders guter Laune, so gestattet er ihnen ein extraordinäres Gaudium, und läßt seinen Schelle auch los. Aber in dem vorliegenden Possenspiel ist Schelle nicht einmal losgelassen und Till allein ist da, um statt einer raschen, lustigen Exposition seinen Witz tropfenweise, und weitab vom Wege, den wir zu wandeln haben, mit wichtiger Miene fallen zu lassen. So ganz kunstlos nimmt dies Possenspiel seinen Anfang. Nach der Mitte hin sind einige gute Scenen, doch hätte sich aus dem Streite der Allopathen und Homöopathen, und bei dem Antheil, den das ganze Publikum daran nimmt, ein sehr wirksames Stück machen lassen. Hiezu wäre es aber nöthig gewesen, den Streit zum eigentlichen Mittelpunkt zu machen, und aus ihm die Handlung sich entwickeln zu lassen. Alle Personen des Stücks hätten Allopathen oder Homöopathen seyn müssen; Allopathie und Homöopathie müßten auf alle Verhältnisse darin einwirken. Statt den Stoff mit dieser Idee zu durchdringen, ist sie ihm jezt wie ein Farbenstaub nur an einer Seite angeflogen und diese Oberflächlichkeit finden wir in den meisten Raupach'schen Lust- und Possenspielen wieder, wie die Scottmanie in den Schleichhändlern, die Shakespearmanie in Kritik und Antikritik u. s. w. Darin liegt aber das Unbefriedigende, das wir sowohl beim Lesen, wie bei der Darstellung empfinden. Diese Stücke werden ein paar Mal gegeben und dann nur aus Verlegenheit wieder hervorgesucht; würde Raupach sich durch Neues nicht selbst immer wieder in das Gedächtniß des Publikums zurückrufen, er wäre längst schon unter uns vergessen worden.

2) Der Wechsler, Lustspiel in drei Akten, von Dems. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Ein Stoff zu einem Almanachstückchen, wie sie Kotzebue zu Dutzenden lieferte, hier zu einem dreiaktigen Lustspiele ausgedehnt. Die Intrigue ist an sich fade und bis zur Ungebühr abgenützt. Lebrün hat etwas Aehnliches in seinem „Nummer 777", viel lustiger und kürzer behandelt. Raupachs „Wechsler" ist für die Darstellung nicht zu empfehlen.

3) Denk' an Cäsar! Possenspiel in fünf Akten, von Dems. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Eine Krähwinkliade! Aber die alten Kotzebue'schen Kleinstädter sind todt, und wir lernen ganz neue Leute dort kennen. Bloß des Bürgermeisters Quantus Töchterlein heißt noch Sabine, wie bei Kotzebue, um dem Autor zu einem Witze zu verhelfen, der den verliebten Schulmeister in Entzückung gerathen läßt, wenn die Jungen Quanta Sabina deklinieren. Die alten Verkleidungen und Foppereien, wozu die Krähwinkler sonst immer herhalten mußten, sind in diesem Stücke nicht da, und es ist ein nicht eben unglücklicher Gedanke zu nennen, die Freiheitsschwindelperiode in Krähwinkel, und auf Krähwinkler angewendet, zu zeigen, und dabei das in lächerlicher Angst vergehende Stadtoberhaupt. Obgleich in diesem Possenspiel neben dem Till auch Schelle auftritt, und es an recht grellen Uebertreibungen nicht fehlt, so gebricht es doch an jener liebenswürdigen Laune, die Alles mit sich fortreißt, was in ihr Gebiet läuft. Zu den unnöthigen Uebertreibungen zählen wir z. B. Schelle's Anrede an das Parterre: „Bin ich Schelle? — Alles still und stumm, u. s. w." Ferner, wenn der ängstigte Bürgermeister seiner Tochter zuruft: „Gut, ich will aufmachen; aber sey ein frommes Kind! lege alle Waffen von Dir, Stecknadeln und Alles!" und endlich S. 177 Schelle's Rede: „Ja, es ist kein Hund; die Kette lag auch schon da. Indem wir nun noch über Klingel und Schelle sehr gelehrt mit einander streiten, kommen Euch wirklich Maurer, Schlosser, Zimmerleute, Stockknechte, an die zwanzig Kerle, um mich abzuholen. Aber Ihr kennt meine Geistesgegenwart: ich ergreife einen Großvaterstuhl, schlage damit herum wie Simson mit dem Kinnbacken, schlage mich durch die dreißig Kerle durch, sprenge alle Thüren und laufe bis hieher. Keiner von den fünfzig Kerlen hat das Herz, mir zu folgen u. s. w." — Die Erinnerung an den prächtigen Falstaff wirkt hier geradezu verstimmend, und es ist Herrn Raupach freundlich zu rathen, lieber, wie er bis jezt gethan, seinen tragischen Figuren, namentlich den Liebespärchen, ganze Tiraden aus Romeo und Julie, Cimbelyn u. s. w. in den Mund zu legen, als für seine Schellen und Tillen bei Falstaff, Schaal und Stille zu borgen. Die Scene, worin der Bürgermeister und Till die geheime Polizei in Krähwinkel organisiren, ist eine der gelungensten. Einer, der schlecht hört, soll erhorchen, was die Leute in den Bier- und Weinhäusern sprechen, ein Anderer, der nicht gut sieht, soll sehen, was sie dort machen. „Ei," spricht der Eine, „Herr Rathsschreiber, wäre es nicht besser, ich tauschte mit meinem Kameraden, weil ich doch schlecht sehe, und er schwer hört." — Aber Till erwidert: „Desto besser und kühner werdet Ihr erdichten. Die geheime Polizei kann nicht bestehen ohne Poesie: denn das Bischen Wahrheit in der Welt reicht zu einem stattlichen Berichte nicht hin."

4) Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von Jos. Freiherrn von Eichendorff. Stuttgart, Brodhagsche Buchhandlung, 1833.

Wir haben es hier mit einem Dichter zu thun, der sehr anmuthige, heitere und rührende Lieder zu singen

Digitized by Google

weiß. Hier gibt er ein Lustspiel, eines von den sogenannten „poetischen", und es konnte des Dichters Absicht wohl nicht seyn, unsere Schauspieler auf der Bühne daran ihre Kräfte versuchen zu sehen. Die gemischte Gesellschaft, die sich zu diesen alltäglichen Festen, gewöhnlich einzustellen pflegt, bringt keinen Sinn mit für Spiele dieser Art. Eines Theils ist die Poesie darin wirklich ein gar zu flüchtiges Element, das die Nerven der meisten durch die dicke Haut nicht erreicht, auf der andern Seite sind es die derben und grotesken Späße, womit das Ganze nach Art eines hochgeliebten Musters durchwebt ist, welche dazu einen zu grellen Kontrast bilden. Eine wirklich liebenswürdige Laune durchzieht das Ganze, und es ist nur zu beklagen, daß die Verwickelung sich nicht klar genug darstellt, und daß eine Anhäufung von gezwungenen und abgeschmackten Wortspielen dem Leser vollends die Freude verdirbt. Kann sich heutzutage wohl noch Jemand überreden, daß Shakespeare's hohe Schönheit nur in den Wortspielen zu suchen sey? Es ist wahrlich nicht schwer, ihn gerade hierin zu erreichen, wenn nur Jemand das Herz hätte, Alles was ihm von dieser Art einfällt, niederzuschreiben und drucken zu lassen. Wer die poetischen Lustspiele: „Was Ihr wollt", und „Wie es Euch gefällt", ihrem innern Werthe nach ganz erkannt hat; wer die schwere Aufgabe sich stellte, Aehnliches zu erreichen, wird gern die Wortspiele bei Seite lassen, die noch überdies in neuerer Zeit zur wohlfeilsten Waare am literarischen Markte geworden sind. Ein Dichter, der Shakespeare bloß in seinen Wortspielen nachzuahmen strebte, wäre nicht höher zu stellen als das Heer mittelmäßiger Schauspieler, die Isslands mangelhaftes Organ und Devrients von der Gicht gekrümmte Finger nachahmen, und so glauben, uns ein Bild seines Spiels zu geben.

Hier ein paar Beispiele, um unsern Ausspruch zu belegen:

Knoll (tritt ein). Von schnur, Bestiö's! Was macht ihr da schon wieder für Lärm, bei so frühem, nachtschwärmenden Tage?

Flitt. Von schnur? — häng' dich daran, alter Galimathias. Vorher aber gib uns noch von deinem schlechten französischen Weine auf unser gutes deutsches Wort,

Knoll. Parasol d'honneur! ein Wort ist ein Wind, und ein Wind ist nichts, und auf nichts geb' ich nichts mehr.

Flitt. Hör', Knoll, ich habe einen durstigen Einfall. Hör' einmal, wenn du durch deinen Speck noch Vernunft hören kannst.

Knoll. Nun, kretipleti, Bestiö's? u. s. w.

Schlender. So darf mir Niemand kommen, und wenn er noch so dick wäre! Was? hab' ich nicht Anno dreizehn den ganzen deutschen Patriotismus mitgemacht und bin als freiwilliger Janitschar vor dem Feinde ausgezogen und habe neben der Leipziger Schlacht die Becken geschlagen und bin —

Knoll. Kalbaunen, Katabomben und Sonaten!

Schlender. O ich fürcht' mich nicht! ich fürchte mich gar nicht! ich geb' nicht so viel auf ein Ochsenmaul voll Worte; es hat schon manch dickerer Kerl, als du bist, mich durchgeprügelt —

Flitt (ihn nach der Thür drängend). Ich bitt' dich, Schlender, sey doch vergnügt, wenn du zur Thüre hinausgeschmissen wirst. Willst du hier sitzen und alle Striche bezahlen, die wir hier an die Wand getrunken haben?

Schlender. Betrunken? Was! — wer ist betrunken?

Flitt (schiebt ihn zur Thüre hinaus). Ach, frag' nicht so viel! fort!

Knoll. Von Pakage! Behüt' euch Gott, daß ihr in euern Unternehmungen nicht wieder zurück kommt.

Flitt. Möchte uns unser Weg recht bald wieder weit an dir vorbeiführen!

Zum Schlusse geben wir hier noch eine der vielen poetischen Stellen als Probe:

Flora. Die Jäger kehren heim schon von den Bergen,
Wie lustig hebt der Widerhall durch's Thal!

Adele. Aus der Verwirrung dieser Thne taucht
Ein langversunk'nes Bild mir wieder auf. —
Dunkt du des Abends noch in Heidelberg?
So standen auf dem Schloß wir der Burg.
Bis Alles still, und nur die Wälder rauschten
Noch über uns, und unter uns der Nectar.
Da kam ein Schiffein auf dem Strom gezogen,
Mit Waldhornklang und Fackelschein, der seltsam
Sich spiegelt' rings am Fels und in der Flut —

Flora. Und auf des Schiffes Spitze, über alle
Hochragend, stand ein fröhlicher Gesell.

Adele. Und als das Schiff vorüber rauscht' am Schlosse,
Da wandt' er plötzlich sich und grüßt' die Burg.
Sein Windlicht schwingend, daß gleich einem Feuer
Die herrliche Gestalt im Dunkel auftrieb. —
So ist das wunderbare Bild und schnell
Erschienen und verschwunden, wie bei Nacht
Ein sondrer, wilder Grund im Wetterleuchten.

Flora. Wir stiegen voll Gedanken drauf hinab,
Wo Alles wieder dunkel war und still —
Und bei dem ersten Strahl sah'n wir schon weit
Vom Reisewagen wieder Strom und Burg
Am Morgenrothe hinter und versinken. —

Wie ist es möglich, daß ein Dichter wie Eichendorff sich darin gefallen kann, den gröbsten Ungeschmack in solche Gesellschaft zu bringen, und sich überreden zu wollen, daß dieser Kontrast eine erfreuliche Wirkung mache? Hierin das Wesen des romantischen Lustspiels zu suchen, ist eben so verfehlt, und selbst große Beispiele sollten Niemand vermögen können, seines bessern Gefühls, seines edlern Geschmacks sich zu entäußern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 130. 22. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

b) Garrick in Bristol, Lustspiel in vier Aufzügen, von Deinhardstein. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishauser, 1834.

Der Verfasser hat sein Stück dem Könige von Dänemark, Friedrich VI., gewidmet, und belehrt uns in der Vorrede, daß es auf den meisten deutschen Bühnen zur Darstellung gekommen, von George Hoare in's Englische und von „einem der größten Dichter unserer Zeit", von Oehlenschläger, in's Dänische übersezt worden sey. Es scheint wohl ein wenig Selbstzufriedenheit mit der Arbeit aus allem diesen hervorzuleuchten und der Verf. scheint andeuten zu wollen, daß die Kritik nichts mehr dabei zu thun habe. Wir gestehen gern, daß es in der That ein Lustspiel sey, das zwar weder der Idee noch ihrer Ausführung nach, auf hohen Werth Anspruch machen darf, jedoch von guten Schauspielern fleißig dargestellt, einen vorübergehenden Eindruck wohl hervorzubringen im Stande ist. Da Herr Deinhardstein nun aber seinen Erfolg lediglich den guten Schauspielern zu danken hat, so hätte er sich bestreben sollen, ihnen das Memoriren leichter zu machen, denn es ist nicht möglich, eine verrenktere und geschraubtere Sprache vernünftigen Menschen in den Mund zu legen. Der junge Dichter Frondham sagt z. B. von dem Vater seiner Geliebten:

Er
Begegnet mir seit ein'ger Zeit mehr freundlich (freundlicher)
Als sonst — auffallend fast — daß fast ich glaubte,
Er habe mich durchschaut; doch wie ich mich
Anschicken will zu reden, fehlt der Muth mir;
Denn nähm' er's übel auf, so dürft' ich sie
Nicht einmal seh'n mehr.

Oder Sara, indem sie von ihrem Vater spricht:

Ja, nicht einmal zu zweifeln dürft' ich wagen,
Daß recht, was nur er thut. —
S. 61. Was Mond und Sonne! das ist mir zu hoch.
Sie überzeugen mich nicht; weiß ich doch,
Daß all' ihr Herr'n die Kunst nicht gelten läßt,
Die Künstler groß gezogen doch, wie man
In keiner Kunst sie besser finden kann.
S. 66. Wahrscheinlich ist er — wie ich ihn durchschaue,
Daß fällt es durch, die Autorschaft er läugnet.
Dich, da du nicht Beweise hast, nicht fürchtet,
Du deinen Ruf verunglimpft hast und doch
Das Mädchen nicht erhältst.

Digitized by Google

Ach! die armen Schauspieler! dazu gehört guter Athem, geläufige Zunge und — starke Geduld! Man könnte übrigens auf jeder Seite ähnliche Beispiele zeigen. Einmal heißt es:

Der arme Vater! heute ist er ganz
Auf seinem Pferde.

Ist Jemand zu beklagen, der auf seinem eigenen Pferde sitzt? Hier ist aber das Steckenpferd gemeint.

S. 55 drückt der gewandte Garrick selbst sich auf folgende Weise ungehobelt aus:

Vor Allem muß ich bitten, daß Sie mir
Erlauben, daß ich meine Meinung frei,
Ganz frei erklären darf.

Er will nämlich sagen:

Vor Allem muß ich bitten, daß Sie mir
Erlauben, meine Meinung frei zu sagen.

Es ist fast nicht zu glauben, daß in unsern Tagen, wo es so leicht ist, gut zu schreiben, da unsere Sprache ihre verborgensten Reichthümer bereits zur Schau gelegt hat und gänzlich durchgebildet ist, irgend Jemand, der sich mit der Schriftstellerei abgibt, so ungelenk in Versen schreiben kann. Und wollte es denn mit den Versen nicht rechts vorwärts, warum eben Verse machen? Um es auf den Titel setzen zu können, wie hier geschehen? Das ist überhaupt eine gar alte Mode und eine recht einfältige Mode, wo von Versen wie die im Garrick in Bristol die Rede ist, die durchaus ohne allen Werth sind. Eine gute kräftige Prosa hätte sich für diese Engländer weit besser geschickt, dann aber hätte der Witz nicht wegbleiben dürfen, von dem jetzt im ganzen Stücke keine Spur anzutreffen ist, nach Hild's eigenen Worten S. 30:

Den Witz hab' ich
Verschmäht, der schickt sich nicht für mich.

Uebrigens fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, um komische Wirkung hervorzubringen. Z. B. wenn Hild in Johnson's neuestem Werke liest und seinem Bedienten zuruft:

Stell' er sich hinter mir da! Er kann
Auch Theil daran nehmen.

Oder wenn Hild die Arme ausbreitet, um den Dichter an's Herz zu drücken, und der Bediente, „meinend, dies ginge ihn an, Hild umarmt, der ihn heftig an sich preßt." Eben so wäre es in der fünften Scene des dritten Aktes gar nicht nothwendig, daß Sara den Pavillon von außen schlösse, geschähe es nicht bloß um Lyrd einen Augenblick in Verlegenheit zu setzen, damit er den ganz neuen Theatercoup ausübe, aus dem Fenster des Pavillons zu springen.

Wie gesagt, die leichte Wirkung, die dies Lustspiel von der Bühne herab hie und da erregt haben mag, muß lediglich den guten Schauspielern zugeschrieben werden, die, von dem Namen Garrick begeistert, etwas mehr gaben, als Herr Deinhardstein zu fordern schien; dafür ist er ihnen aber zu aufrichtigem Danke verpflichtet, den er bei seiner nächsten Arbeit durch fleißigeres Bestreben, einen guten Dialog zu bilden, an den Tag legen müßte.

6) Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 11ter Jahrgang für 1832. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1832.

Der Herausgeber sagt in einem Vorworte, daß Herr von Holtei, der frühere Redakteur, sich nicht ferner damit befassen wolle und er darum die Redaktion übernommen habe: „weil er glaube, diese Sammlung sey nicht ganz ohne Nutzen für deutsche Dramatik, schon deßhalb, weil sie den Verfassern von Theaterstücken doch auch zu einiger Anregung dient, die in unserer Zeit nur spärlich von den Bühnendirektionen gegeben wird." Ferner bekennt Herr Gubitz, daß dies Jahrbuch bis jetzt der Verlagshandlung keinen Vortheil brachte, verspricht jedoch diese Redaktion bei seinen vielen Geschäften einstweilen mit aller Sorgfalt zu führen, will aber übrigens froh seyn, sie einem Andern überlassen zu können, der mehr Beruf dazu hat.

Das ist wohl Alles recht ehrlich und offenherzig, schickt sich aber keineswegs als neuangetretener Redakteur, und stimmt den Leser nicht eben vortheilhaft für die folgende Sammlung von Theaterstücken, die man ohnedies mit einigen Zweifeln in die Hand nimmt. In diesem Jahrgange sind fünf Stücke enthalten, deren Verfasser P. A. Wolff, Dr. Schiff, Albini, J. E. Mand und E. Nordeck sind. Nur zwei davon, Wolff's Kammerdiener und Mand's Demoiselle Bock, sind auf namhaften Bühnen zur Aufführung gekommen. Wir wollen diesen Inhalt jetzt näher betrachten, vielleicht gelingt es uns, den Grund aufzufinden, warum dies Jahrbuch der Verlagshandlung keinen Vortheil bringt und warum Herr Gubitz gar so gern sähe, daß ihn ein Anderer von dem Redaktionsgeschäfte erlöse.

a) Der Kammerdiener. Posse in vier Akten, von P. A. Wolff. Eine nicht ganz neue Variation auf das hundertmal schon da gewesene Judenthema. Das Stück hat die größte Aehnlichkeit mit Kotzebue's blinder Liebe, mit seinem deutschen Mann u. a. Der Verfasser, der unlängst verstorbene berühmte Schauspieler, verstand sich auf den Bühneneffekt und hat auch in dieser leichten Arbeit ein paar sehr wirksame Scenen angebracht. Der Dialog ist lebendig und heiter; Längen sind nirgends bemerkbar.

b) Der gefährliche Harnisch oder das April-Mährchen. Phantastisches Lustspiel in vier Akten,

Digitized by Google

von Dr. Schiff. Uns hat nicht sogleich recht klar werden wollen, warum Herr Schiff sein Lustspiel ein phantastisches genannt hat; für ein gutes Lustspiel können wir es nicht erkennen. Der Hauptspaß darin, daß der Feige in der Rüstung des Tapfern steckt und für den Helden selbst gehalten wird, ist eben so wenig phantastisch als originell, denn er ist aus einem sehr mittelmäßigen Stücke von Holbein: das Turnier von Kronstein, entlehnt. Geist ist es jedoch hauptsächlich, was diesem Produkte abgeht. Was soll man zu einem Gespräche sagen wie folgendes:

Seneschall. Geruhen Eure Hoheit nur aus jenem Fenster zu schauen.

Rosamunde (thut es). Nun?

Seneschall. Sehen Ihre Hoheit wohl?

Rosamunde. Ich sehe nichts!

Seneschall. Ihre Hoheit scherzen!

Rosamunde. Ich sehe wahrlich nichts!

Seneschall. Ihre Hoheit sehen also nicht den großen hölzernen Esel?

Rosamunde (sieht ihn scharf an). Draußen?

Seneschall. Ja draußen, hier im Zimmer nicht.

Rosamunde. Und was ist's damit?

Seneschall. Ihre Hoheit wissen, wie ich gestern Dero Gedanken errieth, bevor Höchstdieselben sie gehegt; — weßhalb auch der große hölzerne Esel hier vor Dero Fenster steht. Der Schuldige indessen hat sich diese Nacht davon gemacht, weßhalb ich Ihre Hoheit ersuche, mit meinem guten Willen sammt dem großen hölzernen Esel an sich vorlieb zu nehmen!

Rosamunde. Ich verstehe kein Wort von Allem!

Seneschall. Nicht, Ihre Hoheit? —

Rosamunde. Was soll der große hölzerne Esel?

Seneschall. Für mich reden, denn ich bin unschuldig!

Rosamunde. Der große hölzerne Esel soll für Euch reden?

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Aber nun seyd Ihr hier, um für den großen hölzernen Esel zu reden.

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Ja! Ja! Gut gesprochen für einen großen Esel und besser als für einen hölzernen sich erwarten läßt.

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Habt Ihr sonst noch was für den großen hölzernen Esel zu sagen?

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Dies ist das herrlichste Gespräch, das ich Zeit meines Lebens geführt habe! —

Wir fragen: ist das witzig, geistreich, unterhaltend, heiter, komisch? Die Antwort des Herrn Schiff lautet: phantastisch. — Und von dergleichen wimmelt das ganze Stück. — Eben so phantastisch sind auch die Anordnungen und Angaben, die der Verfasser hinsichtlich der Darstellung vorschreibt. Einmal muß sich z. B. der Held die Schläfe durch das Visier seines Helms reiben, das nach Vorschrift aus einem Gitter bestehen soll. Ein andermal wird ein leerer Harnisch vor den Augen des Publikums so auf dem Theater aufgestellt, daß man ihn für einen Menschen halten kann. Dies ist aber so phantastisch, daß es rein unmöglich wird. Ein Harnisch besteht aus Schienen, Bruststück und andern gegliederten Theilen, die ohne Gerüst und besondere Vorkehrungen nicht wohl feststehen würden. Am Schlusse des Ganzen wird das Publikum mit folgenden Worten angesprochen: „Meine Herren und Damen! sagen sie, was ist ein Held? — Ein hohler Harnisch! — Allein er wird gefürchtet, mithin gewinnt er Schlachten. — Was ist ein Liebender? — Ein hohler Harnisch! — Allein er wird geliebt, mithin gewinnt er eines holden Weibes Hand! — Was ist ein Dichter, was ist Schauspielerkunst? — Ein leerer Name ohne Klang, wird nicht durch eurer Hände Klang ihm Klang gegeben! —

Nachdem ich dieses phantastische Lustspiel gelesen hatte, wurde die klägliche Vorrede des Herrn Gubitz mir um ein Bedeutendes verständlicher! —

c) Frauenliebe. Schauspiel in vier Akten, von Albini.

„Einen schönen guten Morgen, gnädiger Herr!“

„„Sehr wohl! gnädiger Herr! — und wer ist der gnädige Herr?““

„Nun, der gnädige Herr ist der gnädige Herr.“

„„Ganz recht, der bin ich!““

So fängt Frauenliebe an. Man muß gestehen, daß Steigerung darin ist.

„Gut, ich war verheirathet.“ —

„„Sie waren verheirathet, gut.““

„Oder eigentlich nicht gut, denn meine Frau war von einer etwas penetranten Gemüthsbeschaffenheit.“

„„Das haben Sie mir gesagt.““

„Richtig. Als sie starb“ —

„„War sie todt““ —

„Richtig. Ich aber lebte“ —

„„Das freut mich.““

Da ist Natur darin! Man kann denken, daß zwei grundfade Kerle sich auf solche Weise unterhalten. — Dazwischen aber möchte Herr Albini mehr noch für die Erschütterung des Zwerchfells vorbringen, und da kommt er denn auch auf den guten Gedanken, den so viele Lustspieldichter schon vor ihm gehabt haben und läßt Rapacität statt Capacität, stupend für stupid, Partikel für Artikel sagen. Wo die Leute nur all den Witz herkriegen! Ja, und um uns gar nicht aus dem erschütterndsten

Digitized by Google

Lachen herauskommen zu lassen, muß sogar Jemand auf dem Theater das Wort Champ-de-bataille nach Herrn Aldini's ausdrücklicher Verordnung lesen, als wären es deutsche Worte. Die Franzosen und Scribe an der Spitze sind im Vergleich mit solchen Heroen wahrlich nur elende, oberflächliche Sittenzeichner, ohne Witz, Geist und Erfindungsgabe, Stümper mit einem Worte! Aber die Jeremiade des guten Herrn Gubitz, „der die Verfasser deutscher Theaterstücke einigermaßen anregen will und dennoch in elf Jahren keinen Vortheil von diesem Beginnen zog," wird mir immer verständlicher, je weniger ich dennoch sein Beginnen begreife.

d) Demoiselle Bock. Lustspiel in einem Akt, von J. C. Mand. Hier stoßen wir einmal auf einen gesunden Kern, nachdem wir jene tauben Nüsse aufgeknackt haben. Der Dialog enthält Witz, und die Idee der Schubladenstücke ist hier auf eine eben so treffende Weise persiflirt, als die Theatromanie gewisser Leute. Bei geschickter Aufführung wird diese Kleinigkeit überall Beifall erregen. Schade, daß die zweite Hälfte des Stücks, die den eigentlich unterhaltenden Theil bildet, durch die erste Hälfte, welche nur die Vorbereitungen dazu enthält, zu sehr beeinträchtigt wird. Hier war der Verfasser im „Charakterisirenwollen" ein wenig zu umständlich, und die ganz alltäglichen Personnagen wie Schraube und Mamsell Nagel entschädigen nicht dafür.

e) Er hat den Hals gebrochen. Schwank in einem Akt, von C. Nordeck. Dieser Schwank beschließt das Jahrbuch und rechtfertigt die Jeremiade des Herausgebers am vollkommensten. Eine unwitzige, langweilige Bluette, ohne alle Bühnenkenntniß entworfen, voller Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten.

7) Dasselbe Jahrbuch für 1833.

a) Der Empfehlungsbrief. Lustspiel in vier Aufzügen, von Dr. Carl Töpfer. Alter Zuschnitt, Unwahrscheinlichkeiten, schwatzhafter Dialog, theatralisch, ohne Laune, ohne Witz, geistreichen Fluß und charakteristische Färbung. Alle Personen des Stücks sprechen auf gleiche Weise. Gegen das Ende verwirrt sich die Sache zu sehr, ohne daß es nöthig wäre, noch sonst ein übergroßer Spaß daraus erwüchse. Daß zwei Leute Vollerfeld heißen und zwei Mädchen Emmy Brecht, dies baut das ganze Lustspiel, worin noch die verbrauchten Masken zweier eingebildeten Kranken vorkommen, doch gar nicht einmal von der belustigenden Seite aufgefaßt. Ein pinselhafter Bedienter und das fade Sprichwort: „Wie es auch nicht anders ist," sind die hors-d'oeuvres und Würze dieser magern Schüssel.

b) Künstler-Liebe, oder die moderne Galathe. Lustspiel in einem Akt, von W. F. Seidel. Nach dem alten guten Régime in Alexandrinern! In dem ersten Monologe freut sich ein Bildhauer, daß er eine Skizze der Minerva zur Ausstellung beendet hat. Er freut sich so sehr, daß er es in den ersten fünfzehn Zeilen dreimal wiederholt:

3te Zeile: Pallas Athene, nun die Wahl däucht mir nicht schlecht, —
6te Zeile: Will mir Minervens Bild am rechten Ort erscheinen, —
15te Zeile: Minervens Bild — fürwahr, ein würd'ger Gegenstand! —

In Prosa hätt' es uns der gute Mann einmal recht kräftig versichert und wir würden ihm geglaubt haben; in Versen — und nun gar in Alexandrinern — muß er es des Reimes wegen dreimal thun. Für Stücke, wie die Laune des Verliebten, das Räthsel und dergleichen, eignete sich der Alexandriner wohl, warum aber eines, wie das gegenwärtige, uns darin aufgetischt wurde, ist nicht einzusehen. Die Idee, daß ein Bildhauer während einer kurzen Abwesenheit seiner Gattin, ihr Bild in Wachs formt und ganz verliebt damit thut, mußte ganz anders aufgefaßt und ausgeführt werden. Entweder wäre es ganz als Burleske zu behandeln gewesen, etwa wie der Guido mit seiner verwandelten Katze von Scribe, oder mit einem unendlich tiefen Gefühle in einer wahrhaft glühenden Künstlerbrust, und zwar dann noch wirksamer. Aber zu beiden Ausführungen reichte die Kraft dieses Verfassers nicht hin, der es sich so leicht als möglich machen wollte und deßhalb die weite Hülle der Erfindung ganz gemächlich mit leichten Alexandrinern ausstopfte. Wie es jetzt ist, haben wir etwas Aehnliches von Eifersucht in vielen Stücken schon viel besser gehabt, und die Idee mit der Wachsfigur ist uns in dem Ballete: „das Schweizer Milchmädchen" auch zweckmäßiger behandelt erschienen. Ein Ausdruck, wie S. 107: „Ih so ein arger Schwietenbacher," riecht zu sehr nach der Berliner Straße, als daß er in ein Lustspiel in Alexandrinern hingehörte. So etwas nimmt sich nicht auf dem Hoftheater Berlins, viel weniger aber in einem gedruckten Stücke gut aus, das nicht in die Kathegorie der „Nante" und „Handwerker" gehört. In Berlin ist dies Stück oft gegeben worden; es scheint Beifall gefunden zu haben, und eben dort ist es, wo man die hübschen Vorstellungen der französischen Schauspieler goutirt. Sonderbarer Geschmack! Die „Künstlerliebe" des Herrn Seidel wäre in Frankreich nicht zu ertragen; die Pariser würden sie ohne Sportgelächter und Zischen nicht hinnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 131. 26. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

c) Margarethe. Possenspiel in einem Akt, von Karl von Holtei. Unsere Theaterdichter können selten dem Drange widerstehen, ihre Lieblingsfiguren verrückt werden zu lassen. Sie bilden sich ordentlich etwas darauf ein und versprechen sich wahrscheinlich große Wirkung davon. Hier z. B. wird ein alter Hofrath mit einem Male, ohne rechte Ursache, übermäßig furchtsam, und glaubt, daß sein Bedienter, den er recht gut kennen muß, wahnsinnig geworden sey. Darüber wird er es fast selbst. „Also, er geht nicht, Flegel!“ — so spricht der Herr Hofrath noch ganz vernünftig — „Schlingel! — Johann! — Hört er nicht! — Er singt wie eine Nachtigall! — Der Mensch ist betrunken! — Was er für Blicke auf mich richtet! — Förmlich als ob er drohen wollte? — (Furchtsam.) Ich glaube gar, er ist wahnsinnig geworden? — Ich will ihm doch lieber ausweichen — er könnte sich vergreifen in seiner Wuth — ich werde zu Peter Hartmann gehen und ihn bitten, daß er sich des Rebellen bemächtige. Mein Engel, mir fällt eben ein, daß ich mit deinem Vater etwas zu verabreden habe, ich will hernach wieder — (leise) bleib' nicht allein mit dem; er ist toll, — — hernach wiederkommen — leb' indeß wohl, Liebe, Kleine, Zarte, Süße! (Streichelt sie, Johann vergessend; da Johann hinzutritt, zurückprallend.) Gleich wiederkommen! — Nur zwei Worte mit deinem Vater! — (Im Laufen.) Peter Hartmann! Peter Hartmann!“ — Welche Uebertreibung! Hätte Holtei nicht schon Besseres geliefert, man sollte glauben, daß er das Wesen der Posse schlecht begriffen habe! — Lokalismen wie „strambulstrig, der Teufel!“ und Witze: „ich leg' mich jezt auf's Saufen,“ blieben besser ungedruckt. — Im Lesen ist dieses Stückchen unerhört langweilig, es soll auch bei der Aufführung nicht gefallen haben.

d) Der Mystiker oder die Schuld. Lustspiel in einem Aufzuge, von Wilhelm von Lüdemann. Auch hier kommen Verrückte vor, oder Leute, die sich so stellen. In keinem dieser Stücke trifft man reinmenschliche Verhältnisse; immer nur verschrobenes, verzerrtes, karrikirtes Thun und Treiben; dabei die seltsamsten Angewöhnungen, Neigungen und Phantasien, und das ist das Lustspielleben des deutschen Theaters. Hierin finden wir eine wirklich unausstehliche Familienähnlichkeit aller unserer Dichter, die für das Theater schreiben. So wie überall, so kommt auch hier ein närrischer Bedienter vor, der dabei doch gescheiter als seine Herrschaft ist; bald heißt er Johann, Adam, Kaspar oder Balthasar,

Digitized by Google

immer aber ist er derselbe. Als Pröbchen von abgeschmackter Uebertreibung Folgendes:

Ein junger Mensch gibt einem Frauenzimmer den Rath: „Sie müssen handeln — Sie müssen ein Heer kommandiren — Sie müssen nach Warschau, nach Algier, zum Dey von Tittery.“ — Sie antwortet: „Ja, das will ich — wenn die Köpfe der Ungläubigen fliegen, die nichts von Mystik wissen, da wird mir wieder wohl werden!“ — Ach! wenn man viele solcher Stücke hintereinander zu lesen hat, so kann einem wahrhaftig nicht wohl werden!

e) Die Gefangene. Trauerspiel in einem Aufzuge, von W. Itter. Skizze, nichts weiter, die aber von Talent zeugt. Die Verse schön, dramatisch und poetisch zugleich. Jedenfalls in seiner theatralischen Unbedeutenheit dennoch das Bedeutendste des ganzen Buchs.

f) Der Graf und der Bürger. Trauerspiel in vier Akten, von Dr. Schiff. Obgleich der Stoff schon in einer komischen Oper von Scribe und Auber wirksamer bearbeitet war, so ist er doch auch in dieser Gestalt nicht ganz ohne Interesse. Der Dialog des Verfassers ist, wenn er Schwung nehmen will, seltsam steif und ungelenk und das Ganze leidet an ungebührlichen Längen.

8) Camaleonti, oder der Briefwechsel durch die Caputze. Lustspiel in fünf Aufzügen, mit einer historisch-kritischen Einleitung von E. P. U. Erfurt und Gotha, Hennings'sche Buchhandlung, 1832.

Die Idee zu diesem Lustspiele hat der Verfasser nicht länger als fünfzig Jahre mit sich herumgetragen. Ein merkwürdiger Fall! Dies erzählt er selbst in seiner historisch-kritischen Einleitung, welcher er noch „erläuternde und beweisende“ Anmerkungen hinzufügt. Zuerst gibt er hierin Historie, wie sich von selbst versteht, dann nicht nur die kritische Auseinandersetzung des Plans, sondern er erzählt diesen ganz und gibt also die Ueberraschung des Lesers von vorn herein für verloren. Als Beweis, wie sehr man sich täuschen kann, führen wir des Verfassers Meinung von seinem Lustspiele hier an: „er steht nämlich keinen Augenblick an, dieses sein jüngstes Werk, unter die Lustspiele im strengsten Sinne des Worts, die überhaupt in unsern Tagen selten geworden sind, zu zählen. Die komische Muse lacht und lächelt hier überall, selbst bei den ernstesten Auftritten, und spottet der Thorheit, der Verführenden und der Verführten auch selbst dann, wenn sie die Mienen der Gravität anzunehmen beflissen sind. Die possierliche Verzweiflung der Eisenbrecher erregt lautes Gelächter. Ohne Frohsinn wird kein Zuschauer das Theater verlassen, wenn er sich nicht etwa von der Geißel der Satire getroffen fühlt u. s. w.“ Weiterhin gibt der Verfasser die genauesten Vorschriften über Spiel, Kostüm, ja selbst über das Alter seiner spielenden Personen, und meint, es werde den Theater-Direktoren, sowie dem Publikum gleich angenehm seyn, daß er in Hinsicht der Scenerie das Stück so einfach als möglich gedalten habe. Zum Schlusse spricht er noch von einem Epiloge, den er einem rechtlichen Theologen und einem gottseligen Rechtsgelehrten in den Mund gelegt haben will, fügt aber hinzu: „daß es kaum zu zweifeln seyn dürfte, daß nicht manche Theaterdirektion auf den Einfall gerathen könnte, zur Abwechslung, vielleicht auch zur Anlockung, der geistreichen Amalie, wenn sich diese anders durch schöne Deklamation auszeichnet, den Epilog sprechen zu lassen!“

Zu den Merkwürdigkeiten, die diesem Buche anhängen, gehört auch die, daß der Epilog in der Feder geblieben ist und nirgend darin angetroffen wird. Trotz der hohen Meinung des Verfassers ist das Stück noch nicht aufgeführt und wird es auch nie werden. Wir halten es für gänzlich verfehlt. Der gleisnerische Haupt-Charakter Camaleonti will einen edeln Mann, einen Geistlichen und Schulinspektor fangen und spricht zu ihm: „Hier ist der Fichtelberg zu schauen!“ Der Schulinspektor ist so neugierig, den Fichtelberg zu sehen, daß er nicht nur mit seinem Erzfeinde geht, sondern auch ganz gutwillig den Kopf durch ein Loch steckt. Jener läßt ein Gitter fallen und der Schulinspektor ist im Kerker. Von solchen Unziemlichkeiten wimmelt das ganze Stück, doch gehören sie wohl alle einer ältern Theaterperiode an, und die Jamben abgerechnet, merkt man's auf jeder Seite, daß der Verfasser dieses Lustspiel bereits seit fünfzig Jahren entworfen hatte.

9) Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde, von Dr. C. M. Heigel.

Eine allerdings glückliche Idee, doch zu oberflächlich behandelt. Wenn der Verfasser in der Vorrede meint: diese fast dreißig Jahre alte Neuigkeit wäre von Ducange und Dumas, in „Stockholm, Fontainebleau und Rom,“ und im „Leben eines Spielers“, erst ganz kürzlich nachgeahmt worden, so lebt er wohl im Irrthum, da ohne seine Bemühung diese „Skizzen“ im Druck erscheinen zu lassen, wohl Niemand mehr in Deutschland, viel weniger noch in Frankreich daran gedacht haben würde. Uebrigens erzählt uns der Verfasser noch, daß er „eitel sey, das Ende des ersten Stücks am Anfange des zweiten aus einer alten Chronik vorlesen zu lassen, und daß er sich auf die Erscheinung des trunkenen Bero etwas zu gute thue.“ — Diese Selbstzufriedenheit finden wir jedoch keineswegs gegründet. — Schade ist's, daß die angenehme, recht wirksame Idee in so leicht zusammengewürfelten Stücken verloren geht. Es wäre besser gewesen,

Digitized by Google

wenn der Verf. sich's etwas schwerer gemacht hätte. Der Dialog ist fließend und nicht entblößt von dem, was die Franzosen esprit nennen, was aber deßungeachtet noch nicht unserm „Geist“ vollkommen entsprechend ist. Die dritte Skizze: „So sind sie,“ hätte umgearbeitet werden müssen. Männliche Karrikaturen wie Louis und auch Malvinen, Pepi's u. s. w. finden sich nicht mehr vor, dafür fehlt es uns Gottlob nicht an zeitgemäßen Narrheiten und ihren würdigen Repräsentanten.

10) Vor- und Nachspiele für die Bühne, von C. Lebrün. Mainz, Kupferberg, 1833.

a) Vielliebchen, oder das Tagebuch. Spiel in Versen in einem Akt, von C. Lebrün. Ein anspruchloser Schwank aus einer sehr bekannten Anekdote gemacht, die ursprünglich morgenländisch ist. Die Verse sind in der ehemals so beliebten Kotzebue'schen Manier und lassen sich gut sprechen, nur wird ihnen, oder vielmehr dem Reime zu Liebe, gleich auf der ersten Seite die Sonne zu einem Planeten gemacht.

b) Die Fledermäuse, oder Klug soll leben!“ Schwank in einem Aufzuge, von Demselben. Die Laune in diesem kleinen Stücke ist nicht eben besonders. Ganz alltägliche Lustspielfiguren: ein windiger Lieutenant, ein überstudirter junger Doktor, ein kurzangebundener Landmann, ein Jude u. s. w. Die Intrigue ist eben so gewöhnlich. Ausfälle auf die Kritik und die Tendenzen der Zeit, das Alte, vielmehr Vormalige in Schutz genommen, doch Alles zahm und hergebrachtermaßen.

c) Dominique, oder der Besessene. Lustspiel in 5 Abthl. nach dem Franz., von Demselben. Dieses Stück erregte in dem Winter 1831—32, bei seiner Darstellung im Théâtre-français die lebhafteste Sensation. Die neue Idee, die zum Grunde lag, das Abenteuerliche des Planes, die Zeit worin es spielte, Alles dies zog mächtig an; und überdies schien die Verwaltung jenes Theaters, durch den günstigen Erfolg bewogen, sich von nun an den jüngern Talenten eines d'Epagny, de la Touche u. A. anvertrauen zu wollen, was auch nicht wenig im Stande war, das Interesse der Theaterfreunde in hohem Grade zu erregen. Zu dem Allen kam eine treffliche Aufführung, wie sie nur dort gesehen werden kann, und Monrose, der für den Charakter des Dominique wie geschaffen war. Die jungen Kritiker, mit den jungen Dichtern auf das Engste verbunden, ließen es an nichts fehlen, Alles dies in's günstigste Licht darzustellen, und so mußte es kommen, daß das Stück einen bedeutenden Ruf erlangte. Wer wird sich darüber wundern, daß ein Heer von Uebersetzern in Deutschland darüber herfiel? Es sind uns davon mehrere zu Gesicht gekommen und wir müssen der vorliegenden des Hrn. Lebrün einen bedeutenden Vorzug einräumen, da er Uebung und Gewandtheit besitzt und es daher den Andern in der Diktion zuvorthut. Bei der Aufführung hat das Stück übrigens in Deutschland nicht so allgemein, wie in seinem Vaterlande, angesprochen, weil ein Theil jener Beziehungen mangelte, welche dort sein Glück machen halfen.

d) Brief und Antwort. Lustspiel in einem Akt, von Demselben. Der Stoff ist einem französischen Singspiel entnommen. Eine artige Kleinigkeit, die bereits auf allen Bühnen gegeben worden ist.

e) Sympathie. Lustspiel in zwei Akten, von Demselben. Der Verfasser bittet den Leser, in einem kurzen Vorworte, „er möge hier keine scharfsinnige Untersuchung, sondern nur einen bescheidenen, anständigen Scherz erwarten.“ Dessen hätte es wahrlich nicht bedurft, da er seine Arbeit selbst ein Lustspiel benennet und seine Art und Weise ja hinlänglich bekannt sind. Aber die alltägliche Lustspielsprache hätte er vermeiden sollen, diesen abstoßenden, zerhackten Jargon, den die Schauspieler gewöhnlich, Konversationston nennen, wenn sie von einem eigentlichen Konversationston keinen Begriff haben.

— Deine Braut ist doch hübsch —
— Deine ist hübscher —
— Immer besser!
— Aber sie spricht kein Wort, ist so blöde —
— Weil du zu blöde bist, meine spricht zu viel.
— Weil du zu viel sprichst —
— Wir werden den ganzen Tag zanken —
— Wir werden gähnen; das wird ein Leben werden —
— Juchhe!
— O weh! — —

Oder in einer andern Scene:

— Sagen Sie gerade heraus, Sie könnten die gnädigen Fräulein —
— Nun?
— Nicht ausstehen —
— Was?
— Warum nicht gar!
— Complette Aversion.
— Ist er toll —
— Verrückt —
— Meine eignen Ohren —
— Eselsohren —
— Unterthänigst —
Und so fort — und so fort! —

Wie burschikos, ungebildet, den Zuhörer peinigend! Man verlangt von den Schauspielern, daß sie das rasch, ineinandergreifend hersagen sollen, und wenn dies im höchsten Grade erreicht wird, macht es ungefähr den Eindruck, wie das bekannte Gesellschaftsspiel, wo jeder eine Sylbe zu sagen hat, und das mit den Worten

Digitized by Google

endigt: „Jakob hin, Jakob her, Jakob ist ein Zottelbär!“ — Nein, darin besteht nicht der eigentliche Reiz des Lustspieldialogs, nicht im schnellen Hersagen dieser abgerissenen Redensarten ruht die ächte Höhe des Konversationstons auf dem Theater. Von allen überlästigen Erscheinungen auf unserer Bühne sind mir die sogenannten bon-vivants, die in diesen schnellgeschnatterten Scenen excelliren und dabei eine aufdringliche, ungenirte und plumpe Lustigkeit an den Tag legen, die widerwärtigsten. Ein Stück zu schreiben, worin Alles sich in diesem Tone wohlgefällt und harmlos darin bewegt, und ein solches Stück noch in einem eigenen Vorworte „einen anständigen, bescheidenen Scherz“ nennen, mag als ein schwacher Beweis von Selbstkritik gelten. Meine Sympathie konnten diese „Sympathien“ nicht erregen.

f) Der Weiberfeind, Posse in zwei Akten, von Demselben. Unbedeutend. Weil der alte Pantomimenschwank darin vorkommt, daß Einer sich in einen Kasten verbirgt, wird das Stück eine Posse genannt; sonst ist nichts besonders Possenhaftes darin, und gibt daher nicht viel Gelegenheit zum Lachen.

11) Lustspiele von Wilhelm Fricke. München, gedruckt bei G. Franz, 1834.

Die Kranken. Lustspiel in einem Akt.
Peter und Paul. Posse in zwei Akten.

Hier tritt uns ein ganz unbekannter Autor entgegen. Die Anlage in diesen beiden Stücken ist zu flüchtig und locker, doch sind Spuren eines nicht ganz gewöhnlichen Talents unverkennbar. Der Dialog ist nicht eben witzig zu nennen, doch erscheint er gerundet und fließend.

12) Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersezt von Louis Lar. 2 Bände. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. (Brüssel, J. A. Mayer und Sommerhausen.) 1834.

Diese Scenen bilden drei größere Tableaux. Schloß Sackville; das Temperament und die Osterferien oder die Tapisseriearbeiterinnen.

Das erstere ist das bedeutendste. Es zeigt uns in einer mit den lebhaftesten Lokaltinten gefärbten Skizze die schreckliche Zerrüttung von Irland und den Kampf der Parteien in diesem unglücklichen Lande. Ein junger Engländer, Mitglied des Unterhauses von der vornehmsten Klasse, liberal, aufgeklärt und Menschenfreund, hat kürzlich zu seinem ungeheuern Erbeigenthum ein Besitzthum in Irland von 10,000 Pfund jährlich von seiner Tante und Mutter bekommen, die Beide zusammen Repräsentantinnen und Erbinnen der alten Familie Sackville waren. So charakterisirt Lady Morgan die Hauptperson ihres Bildes, Henry Lumley Sackville, Esq. Er reist mit seiner schönen und lebenslustigen Gattin, einem Schooßkinde der Natur und des Glücks, nach Irland, das lange schon ein Gegenstand ihrer enthusiastischen Bewunderung war. Sie kommen in Begleitung einiger eleganten Herren und Damen in Schloß Sackville an, das sie ganz herrlich finden, obgleich eine alte böse Haushälterin im Verein mit Jeremias Galbraith, Esq., dem Geschäftsführer und Unteragenten des verstorbenen Besitzers des Schlosses, Alles thut, der neuangekommenen Herrschaft den Aufenthalt zu verleiden, um sie bald zum Abzuge zu zwingen. Aber Alles, was sie unternehmen mögen, verfehlt diesen Zweck. Die junge Dame findet Alles schön und interessant, selbst bis auf die veralteten, wurmstichigen und halb zerbrochenen Möbel, bei deren Anblick sie ausruft: „O wie köstlich! ich habe zehn Guineen für einen alten Arbeitstisch in der Villa in Regents Park gegeben, der nicht halb so zerfressen war.“ Gleich im Anfange lernen wir das Innere einer irländischen Wirthschaft kennen, das seltsam kontrastirt mit dem heitern, buntfarbigen Treiben der eleganten Gesellschaft des neuen Schloßherrn. In dem Augenblicke, wo diese in altväterischem Kostüm, das sie in einem Schranke gefunden hat, allerlei Kurzweil treibt, werden Honoratioren der Umgegend gemeldet, die man ohne Weiteres in der Verkleidung annimmt. — Die Frühstücksscene, welche nun folgt, ist höchst ergötzlich und von frappanter Wahrheit. Es finden sich dabei Repräsentanten der englischen Kirche, der ehrenwerthe und ehrwürdige Herr Pastor Polypus, der ein Einkommen von 1000 Pfund jährlich bezieht, mit seiner Familie und seinen Anhängern, und die junge und schöne Wittwe Alicia, Baronin von Roßtrevor, eine Heilige, mit einer starken Neigung, eine neue Religion zu stiften, und einige lächerliche Exemplare von Mitgliedern dieser Kongregation. Sackville und seine Gattin sind von dem besten Willen beseelt, das Schicksal der armen Irländer zu verbessern, und wenn sie gleich Manches ganz verkehrt anfangen, so zeugen doch ihre Bestrebungen von Edelmuth und wahrem Wohlthätigkeitssinn. So hat Lady Sackville z. B. vor, die armen nackten Leute so zu kleiden, wie sie es auf ihren Reisen in Italien und sonstwo gesehen hat, und hat zu diesem Ende Muster mitgebracht u. s. w. Dies Alles scheitert nun an dem störrischen Geist der Einwohner selbst, die sich jeder Neuerung gern widersetzen mögen und an den Einflüsterungen und lauten Vorbringungen der Gegenpartei, die eben aus allen Jenen bestehe, die durch die Neuerungen beeinträchtigt zu werden fürchten.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 132. 29. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

12) Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersezt von Louis Lax. (Schluß.)

Dies bringt am Ende einen vollständigen, ganz offenen Aufstand gegen Herrn Sackville zuwege, der nur mit Mühe einem verzweifelten Anschlage entgeht, ihm das Leben zu nehmen, und froh seyn muß, mit heiler Haut nach London zurückzukehren. Dies Alles führt uns nun eine Reihe irländischer Genrebilder vor Augen, die mit großer Geschicklichkeit verzeichnet sind und ein lebhaftes Interesse bei jedem Leser anregen müssen. Neben der schon citirten Frühstücksscene auf Schloß Sackville führen wir noch den Jahrmarkt in Sally-Noggin und den Auftritt im Laden des Herrn Bralaghan zu Mogherow an. Von großer kräftig dramatischer Wirkung sind noch überdies die Scenen in der Abtei; und die Zeichnung von O'Brian und seinem hohen starken Weibe Honor ist wirklich meisterhaft zu nennen.

Das Temperament ist weniger bedeutend, obgleich es uns den Spleen auf eine neue originelle Weise zur Anschauung bringt. Es fehlt in diesem Gemälde nicht an ächtkomischen Details. Der dumme irische Diener ist eine drollige Figur; am Schlusse sagt er von seinem launenhaften, vom Spleen geplagten Herrn: „der arme Herr thut mir leid! Kein Bissen und kein Tropfen ist den ganzen Tag über die Schwelle seines Mundes gekommen, außer einem Stück Brod zum Frühstück. Ach, die Doktoren mögen sagen, was sie wollen, der Speck und der Whisky hätten ihm die Mattigkeit aus dem Herzen vertrieben und ihn durch und durch kurirt."

Die Osterferien oder die Tapisseriearbeiterinnen, heißt das dritte Tableaur, das eine eben so lebendige Schilderung der vornehmen Lebensweise auf dem Laude und in London enthält. Wir müssen hier eine Gruppe von Leuten bewundern, die mit großem Talente gezeichnet sind; Miß O'Neil, die Schriftstellerin, der geniale Sir Howard, Lord Damer, der Nabob, die alte Lady Elisabeth, der Heraldiker Lord Mount Twaddledum, die jungen Mädchen, die Bonne, wie wahr und treu das Alles ist! Hier in der That könnten unsere Lustspieldichter mit Erfolg studiren, wie man originelle Lustspiel-Charaktere ohne Uebertreibung schildern müsse.

13) Russische Bibliothek für Deutsche, von Karl von Knorring. Drittes Heft. Reval, gedruckt bei Lindfors Erben, 1831.

Das vorliegende Heft enthält ein Lustspiel, betitelt: Leiden durch Bildung. Seltsam, daß ein Russe

Digitized by Google

schon jezt sich über zu viel Bildung beklagt und daraus ein lehrreiches Theaterstück verfertigt. Das Original ist von Gribojedow, demselben, der als Gesandter in Persien ermordet wurde. Der Uebersetzer versichert uns, daß dieses Stück sowohl in Petersburg, als in Moskau stets mit dem größten Beifall aufgeführt wird. Es soll darin eine große Fülle von Witz mit großer Leichtigkeit hingeworfen seyn. Wir haben in der deutschen Uebertragung nichts mehr davon antreffen können. Die Verse, worin diese abgefaßt ist, sind nur den Sylben nach abgezählt, ohne Längen und Kürzen, und ohne die Cäsur zu berücksichtigen. Im Russischen soll eine noch größere Willkür und Kunstlosigkeit herrschen, und der Uebersetzer ist der Meinung, daß sie dem deutschen Ohre unangenehm auffallen müßten. Wie er es versteht, dem deutschen Ohre zu schmeicheln, mag man aus folgenden Versen ersehen, welche Lise, das Kammermädchen, gleich zu Anfange spricht:

Verliebten, Fräulein, dienen, nenn' ich das!
Trennen Sie sich! Es ist Morgen; Tag, was? —

Dies Lustspiel ist, trotz aller Mängel russischer Kunst, uns doch nicht uninteressant gewesen, da es russische Sitten schildert. Man sieht deutlich durch den Firniß von vornehmem Wesen und feinem Ton, den rohen und ungebildeten Kern. Das Stück spielt in dem Hause eines reichen Mannes, des Oberforstmeisters Famussow in Moskau, und beginnt damit, daß das Kammermädchen Lise ihrer Dame Sophia Pawlowna, der Tochter des Oberforstmeisters, durch Klopfen an die Thür zu verstehen gibt: der Tag sey angebrochen und Herr Moltschalin, der Sekretär, der die Nacht bei dem Fräulein zubrachte, möge sich entfernen. Man hört hierauf Sophiens Stimme fragen:

„Was ist die Uhr?"

Lise.

Schon auf wird Alles seyn.

Stimme.

Was ist die Uhr?

Lise.

Sieben, acht, ja schon neun!

Stimme.

Das ist nicht wahr!

Lise.

Ach, das verdammte Lieben ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Sie rückt die Uhr vorwärts, um die Liebenden zum Aufbruche zu bewegen; die Uhr spielt und dies lockt den Oberforstmeister selbst herbei. Es entspinnt sich eine grelle Scene zwischen ihm und dem Kammermädchen. Später, als Sophie und Moltschalin, erstere mit einem Lichte in der Hand, aus dem Seitenzimmer treten, ruft der Vater verwundert aus:

Moltschalin, wie? welch ein Zufall! Freund, Ihr?

Moltschalin.

Ich, Herr!

Famussow.

Was macht in dieser Stund' Ihr hier?
Und Du, Sophie! — guten Tag! weßwegen
Bist Du so früh auf? Welcher Sorge wegen?
— — Und Fräulein Du! Kaum aus dem Bett gesprungen,
Find' ich mit einem Mann Dich, einem jungen? ꝛc.

Eben dieses Fräulein ist eine der naivsten Erscheinungen, die je auf dem Theater ihr Wesen trieben. In einer spätern Scene mit ihrem Kammermädchen sagt sie:

Mit wem denn auch in solcher Sicherheit
Vermöchte man die Nacht wohl hinzubringen?
Wir sitzen, bis des Tages Strahlen dringen
Erhellend durch die Dunkelheit der Nacht;
Was meinst Du, was wir bei einander machen?

Lise.

Gott weiß, Fräulein, sind das wohl meine Sachen?

Sophie.

Kein freies Wort, so wird die Zeit vollbracht;
Er nimmt die Hand, die an sein Herz er drückt,
Seufzt aus des Herzens Tiefe; still entzückt,
Und Hand in Hand, nicht wendet er von mir
Das Auge ab ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der einzige, wahrhaft Gebildete im Stücke ist ein junger, von Reisen zurückgekehrter Mann, der ein wenig an Schwatzhaftigkeit laborirt und den die Andern in den Ruf bringen, daß er verrückt sey. Er heißt Tschatzki und sein vollständiger Name gibt zu folgendem harmonischen Verse die Veranlassung:

„Wer wär' so witzig, so voll heit'rer List,
Als Alexand'r Andrewitsch Tschatzki ist? —

Wie denn auch die andern furchtbaren, langen Namen: Pawl Affonassewitsch Famussow, Alexej Stepanowitsch Moltschalin, Peter Iljitsch Tugouchonskoi, Serjej Serjeewitsch Skalosub u. s. w. nicht wenig dazu beitragen, den fremdartigen Eindruck des Ganzen zu erhöhen und den Versen ganz eigenthümliche Reize zu geben, wie z. B.

Mein Gott! die Awardws und auch die Drianskys,
Dann die Schkatschkows auch noch und die Warmianskys! —

Der Dichter zeigt uns einen glänzenden Ball, Fürst und Fürstin erscheinen, Militärpersonen, Beamte; wir belauschen den Ton der vornehmen Welt und dazwischen die Klätschereien der alten Chlössow. Ein Obrist erzählt, da von seinem Orden die Rede ist, er habe ihn erhalten:

„Für den dritten August: da wir gestellt
In den Transche'n uns hatten; da erhält
Er mit der Schleife, um den Hals gar ich."

Sonst sagt er nichts und für sein Publikum ist mehr auch nicht von Nöthen. Für ein deutsches aber muß ich

Digitized by Google

bemerken, daß hier von dem Wladimirorden gesprochen wird, wie man das alltäglich von russischen Offizieren hören kann. Um den Hals, bedeutet das Kommandeurkreuz, mit der Schleife, für die Tapferkeit.

Später heißt es:

Erlauben Sie, so theil' ich Ihnen mit
Was Neues: Eine Fürstin Lossow hier,
Wittwe, Reit'rinn; nicht weiß ich, daß mit ihr
Ein Kavalier je in die Wette ritt —

Oder:

Schlaf brauchst Du nach der Reise, gib doch her
Die Hand, krank bist Du; den Puls fühlen laß. —

Das ist treffliches Russisch-Deutsch! Man glaubt sich in das Jahr 1813 zurückversezt.

Dame Natalie sagt zu ihrem Manne Platon Michailowitsch:

Ach, Lieber: es ist so kühl ja hier,
Daß man es kaum erträgt, und Du hast Dir
Gilet und Alles aufgeknöpft dazu.

Platon Michailowitsch.

Ich bin derselbe nicht.

Natalie.

Hör' doch in Ruh',
Geliebter Freund, und knöpfe schnell Dir zu.

Wie dem nun aber sey! Aufgeknöpft oder zugeknöpft, sind dies Russen, ächte moskowitische Russen der neuesten Zeit, von ihrem Landsmann Gribojedow nach dem Leben geschildert, die von ihrem Bischen Bildung schon so große Leiden auszustehen haben. Wie wird das erst werden, wenn sie weitere Fortschritte machen sollten? Es war uns nicht uninteressant, die vorübergehende Bekanntschaft, zu der uns Herr von Knorring verhalf, zu machen, obgleich wir nicht gedenken, sie so bald wieder zu erneuern.

14) Neueste Polterabendscherze und Strohkranzreden, von Dr. L. Grosse. Mit drei Musikbeilagen. Stettin, Hessenland, 1833.

Zum Theil recht anmuthig versifizirt und in allerlei Formen und Gestalten. Wo man diese häuslichen Feste noch häufig feiert, möge daher diese Sammlung empfohlen seyn.

15) Israels Verkehr und Geist von Itzig Veitel Stern, herausgegeben von David Löw Drachenfels. Meißen, bei F. W. Göbsche, 1830. Pesth, bei Otto Wigand.

In der bekannten Art. Ein unverständlicher Jargon, dessen Erklärung in einem Anhange versucht wird. Die Sache ist aber nicht werth, mit dem Nachschlagen viel Zeit hinzubringen. Von allen diesen Judenpossen war „Unser Verkehr" von Sessa die gelungenste, die von keinem der Nachahmer bisher erreicht werden konnte.

16) Thalia. Allegorisch-dramatische Spiele, verfaßt von August Held. Ratibor, 1834, gedruckt bei Schlögel. In Commission in der Fuhr'schen Buchhandlung in Ratibor.

Kleine, liebe Alltäglichkeiten in Versen und Prosa. In Ratibor gedruckt, dort in Commission gegeben und von einer Anzahl Honoratioren in und um Ratibor, die in einer Subscribentenliste vorgedruckt sind, an's Tageslicht befördert. Das Büchlein steht außer dem Buchhandel und so gewissermaßen auch außerhalb der öffentlichen Kritik.

Geschichte.

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. Von Wilhelm Havemann. Hannover, Hahn, 1833.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen hatte Frankreich, im Bunde mit dem Papste, ein solches Uebergewicht erhalten, daß es schien, als sey der französische König der eigentliche Kaiser. So lange die Päpste zu Avignon waren, handelten sie mit den Königen im Wesentlichen einig, oder vielmehr, sie standen unter dem Einfluß derselben; sobald sie sich aber emancipirt hatten und nach Rom zurückgekehrt waren, kamen sie in dieselbe Spannung mit den französischen Königen, wie früher mit den deutschen Kaisern, und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, unternahmen jezt diese Könige eben solche kriegerische Romfahrten, um den Papst sich zu unterwerfen und Italien ihrem Reich zu affiliiren, wie dies früher die deutschen Kaiser gethan hatten.

Den ersten dieser Römerzüge unternahm Karl VIII., ein ächter Franzose, galant im Pallast, Held in der Schlacht, noch jung und abenteuerlich. Seine Plane gingen noch weiter. Er wollte nicht nur Italien, sondern auch die europäische Türkei erobern. Das deutsche Reich, damals unter Maximilian I. keinem Ruf der Ehre, keinem Befehl gehorchend, eine träge Masse kleiner egoistischer Einzelheiten, die sich um den Bestand des Ganzen nicht bekümmerten und von einer deutschen Politik auch nicht das ABC verstanden, dieses deutsche Reich war dem Franzosenkönig nicht im geringsten hinderlich. In Italien selbst war ihm Vieles günstig. Papst war damals der berüchtigte sechste Alexander, der weder kirchliches Ansehen, noch ausdauernden Muth besaß und nur durch Intrigue und Verrath schaden konnte. Neapel, unter dem harten Ferdinand von Arragonien,

Digitized by Google

trachtete nach Empörung, und die noch vorhandenen Anhänger des Hauses Anjou wünschten die Franzosen herbei. Venedig war zwar einig und mächtig, aber eifersüchtig auf Mailand. Mailand gehorchte dem Ludovico Moro, der seinen Neffen Johann Galeazzo Sforza vertrieben hatte, und war wieder eifersüchtig theils auf Venedig, theils auf Florenz. Florenz haßte die Mediceer und hatte außerdem Pisa, das nicht von ihm abhängig seyn wollte, zu fürchten.

Das Einverständniß des Papstes mit Ferdinand von Neapel und das Schwanken Venedigs ließ Ludovico für seine Herrschaft bangen, und um ein neues Gewicht in die Waagschale zu werfen, lud er den König von Frankreich ein, sich Neapels, als des alten Erbes von Anjou, zu bemächtigen. Wer sollte es glauben, daß sich Kaiser Maximilian durch die Hand der Blanca Maria, des Galeazzo Schwester, die ihm Ludovico nebst 400,000 Dukaten gab, bestechen ließ, der französischen Usurpation in Italien ruhig zuzusehen! Auch ganz Oberitalien hielt sich still, Venedig, weil es von seiner Neutralität Vortheil ziehen wollte. Nur Bologna unter den Bentivoglios, den Nachkommen der Hohenstauffen, wies die Anträge und Drohungen Karls mit Stolz zurück. Karl nahm sofort den Titel eines Königs nicht nur von Neapel, sondern auch von Jerusalem an, und rüstete nicht nur ein Heer gegen Neapel, wozu er besonders viel Schweizer ward, sondern leitete auch zugleich eine Empörung der Griechen gegen die Türken ein und unterhandelte mit dem nach Rom geflüchteten Gemen, Bruder des Sultan Bajazet, um ihn gegen den leztern zu unterstützen. Der Papst aber, der die Uebermacht Frankreichs fürchtete, unterrichtete heimlich den Sultan von diesen Umtrieben und versprach ihm gegen eine große Summe Geldes, Gemen unschädlich zu machen.

Im Jahr 1494 brach Karl nach Italien auf, schlug schon in Ligurien eine Abtheilung Neapolitaner, die an der Küste gelandet waren, und rückte ungehindert weiter vor. Die Florentiner wütheten zwar gegen den Vertrag, den Pietro Medici mit Karl geschlossen hatte, jagten die Medici aus der Stadt und bildeten unter dem mystischen Seher Savanorola eine Demokratie, wagten aber doch nicht, dem französischen Heere zu widerstehen, sondern vertrugen sich mit ihm. Der König machte strenge Bedingungen, aber sogleich trat ein Florentiner Bürger hervor, zerriß den Vertrag und drohte, die ganze Stadt zu den Waffen zu rufen, worauf der König gemäßigtere Vorschläge machte. Nun stand ihm der Weg nach Rom offen. Der Papst, bis dahin Ferdinand treu, ließ den Muth sinken, fürchtete wegen seiner Schändlichkeiten Absetzung und eine neue Papstwahl, unterhandelte also öffentlich mit Karl und ließ ihn in Rom ein, während er ihm jedoch heimlich desto bitterer grollte. Der unglückliche Gemen wurde umgebracht; der Papst selbst ließ ihn umbringen, damit sich der allerchristlichste König seiner nicht gegen das Haupt der Ungläubigen bedienen könne. Der Papst und der Sultan Hand in Hand! Inzwischen verfolgte Karl sein Glück und rückte fast ungehindert auch in Neapel ein, da der alte Ferdinand gestorben war und sein Sohn Alfonso die Krone freiwillig niederlegte und Mönch wurde. Der Sohn des leztern, der jüngere Ferdinand, konnte die Krone nicht behaupten und entfloh mit der Flotte; der alte Feldherr Trivulcio ging zu Karl über.

Nun aber begannen Venedig und Mailand vor des Königs Glück zu zittern und für ihre eigene Selbstständigkeit besorgt zu werden. Der Papst schürte das Feuer. Karl selbst schwächte sein Heer durch die vielen Besatzungen, die er vertheilen mußte, und erkältete den Enthusiasmus der Neapolitaner, indem er in den Genüssen ihres Landes schwelgte, sich um Geschäfte wenig kümmerte und alle einträglichen Aemter Franzosen überließ, deren Uebermuth und zügellose Frechheit die Ehre und das Eigenthum der Männer und die Keuschheit der Frauen gefährdete. Auch Spanien wurde jezt thätig, da es die arragonische Erbschaft in Italien nicht verlieren wollte, und selbst der arme Kaiser Max wurde pro forma in's Vertrauen gezogen, obgleich man nichts von ihm hoffte, noch fürchtete. So kam Anno 1495 die Ligue zwischen dem Papst, Kaiser Max, Ferdinand von Spanien, Venedig, Mailand und Bologna zu Stande, wodurch Karl genöthigt wurde, den Rückweg durch Frankreich zu suchen, bevor ihm derselbe abgeschnitten würde. Florenz blieb ihm treu. Durch die siegreiche Schlacht bei Fornovo bahnte er sich den Weg durch die Appeninnen, und ehe es zu einer zweiten Schlacht bei Novara kam, brachte er den auf seine Verbündeten schon wieder eifersüchtig gewordenen Ludovico von Mailand zu einem Separatfrieden, worauf er ungehindert nach Frankreich heimkehrte. Neapel fiel an Ferdinand zurück, nur Florenz widerstand noch. Da ließ sich Kaiser Max im Interesse Mailands zu einem für einen deutschen Kaiser wahrhaft lächerlichen Zug gegen die Florentiner verleiten, wurde aber vor Livorno zurückgeschlagen. Erst als der Papst den frommen Savanorola in den Bann that, den bigotten Pöbel gegen ihn aufhezte und die Unterwerfung Pisa's als Friedenspfand anbot, versöhnte sich Florenz mit den Liguisten, und der unglückliche Savanorola wurde verbrannt.

Dies ist kurzgefaßt der Inhalt vorliegender trefflich geschriebener Schrift. Der Verfasser hat nicht nur in der Gruppirung des Stoffes, sondern auch in dem gewiegten Styl ein ausgezeichnetes historiographisches Talent bewährt, und wir bemerken nur eine kleine Nachläßigkeit Seite 66, wo es heißt, Karl sey „an der Spitze seines Heers“ in Florenz eingezogen, indeß gleich darauf der Zug selbst beschrieben wird, in welchem der König zuletzt kommt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067921039

A 78

Digitized by Google

Digitized by Google